ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
ALFONS HILKA

1934
54. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

ZEITSCHRIFT
FÜR
ROMANISCHE PHILOLOGIE

Begründet von GUSTAV GRÖBER

Fortgeführt und herausgegeben von
ALFONS HILKA

1934
54. Band

Unveränderter Nachdruck
1970



JOHNSON REPRINT CORPORATION
NEW YORK LONDON

Reprinted jointly by Johnson Reprint Corporation, New York - London
and Akademische Druck- u. Verlagsanstalt, Graz / Austria
by arrangement with Max Niemeyer, Tübingen
This edition is an exact photo-offset reproduction of the original edition
published by Max Niemeyer, Tübingen

Photomechanischer Nachdruck der
Akademischen Druck- u. Verlagsanstalt
Graz / Austria
Printed in Austria
255/69

INHALT.

Das Studium des Altspanischen und das Problem der spanischen Sprachgeschichte.

I.

Auch in der iberoromanischen Philologie zeichnen sich heute methodisch drei Fronten ab. Etwas beunruhigt zwar, aber nicht erschüttert steht auf der einen Seite die sprachhistorische und sprachgeographische Deskription, die sich die Beschreibung einer isolierten linguistischen Erscheinung, des Idioms einer Gegend oder die historisch-enzyklopädische Darstellung einer Schriftsprache zum Ziel setzt und sich bei der Interpretation geschriebener oder gesprochener Sprachdokumente und der Ableitung von Entwicklungsgesetzen weitgehendst an die Sprache selbst hält. Ihre sichere Materialarbeit ist von anderen Posten aus häufiger zu Unrecht ironisiert, ihr geringes Bedürfnis nach „Erklärung" der „Fakten" mit guten Gründen kritisiert worden. Dennoch wäre es unrecht, über die Erklärungsansätze in solchen deskriptiven Arbeiten hinwegzusehen. Da ist zunächst das Dogma von der „stetigen, ununterbrochenen Fortentwicklung der Sprache", die, dauernd „im Fluſs", jedes ihrer Elemente mit der Zeit „abschleift" und erneuert. Nicht immer blieb man bei der Erklärung dieses Erneuerungsprozesses im Bereiche der Sprache selbst; er wurde „psychologisch" fundiert. Die Psychologie stellte die Antithese von „affektbetonter" und „logischer" Sprechweise zur Verfügung; so wird die dauernd in Entwicklung befindliche Sprache nur ein Abbild des in immer neuen Affektentladungen und Affekterstarrungen reagierenden Menschen.[1] Der menschliche Wille, die in der Sprache ausgeprägte Anschauungswelt der Sprecher, ihr Verhalten zur sprachlichen Tradition und ihre

[1] Wir haben hier die Affekt-Theorie zunächst nur im Auge, soweit sie Sprachgeschichte erklären will (Gröber, Sperber; vgl. auch E. Richter, Der innere Zusammenhang in der Entwicklung der romanischen Sprachen, ZRPh., Bhft. 27, S. 69, 142); was sie für die Erklärung der „gesprochenen Sprache" zu leisten vermag (Bally; Spitzer; eine Mittelstellung nimmt Gamillscheg ein, Neuphil. Mon. I, 1930, S. 14ff.), bedürfte einer besonderen Analyse. So wehrt sich neuerdings auch die französische Philologie dagegen, daſs man die Geschichte des „accent d'insistance" verwechselt mit der des „accent tonique", „comme l'ont fait quelques phonéticiens simplistes, car celui-ci est permanent, celui-là occasionnel" (A. Dauzat, Histoire de la langue française, Paris 1930, S. 150).

sprachliche Disziplin innerhalb einer volklichen Gemeinschaft: kurz, mancherlei geistige und historische Bindungen bleiben dieser Interpretationsweise fern.

Der Durchbruch zur wirklichen Sprachhistorie geschah nicht in offenem Gegensatz zu jener mehr deskriptiven Philologie; aber insoweit ihre Begründer Sprachgeschichtler sind, betrachten sie die sprachlichen Dokumente als eine geschichtliche, d. h. auf bestimmte Menschen einer bestimmten Zeit und Gegend zutreffende Wirklichkeit. Die Sprache ist ihnen nur eine der mannigfaltigen Äufserungen dieser geschichtlich bestimmten Menschen, und die Art, wie diese das ihnen überkommene Sprachgut aufnehmen und formen, gibt erst zusammen mit ihren anderen geschichtlichen Leistungen ein Bild ihres geistigen Lebens. So führt diese historische Sprachbetrachtung zu einer Solidarität der Geisteswissenschaften zurück, ohne dabei die Grenzen der eigenen Disziplin zu überschreiten: Sprachgeschichte, das ist hier neben der Geschichte der Politik, Kunst, Philosophie, der sozialen Lebensformen usw. ein integrierender Teil der Leistungen historischer Gemeinschaften.

Anders die dritte Front, die, an Humboldtsche Formulierungen anknüpfend, die Herausarbeitung der „inneren Form"[1] einer Sprache, der ihr zugrundeliegenden „Weltansicht" intendiert. Wo sie sich der Resultate der sprachgeschichtlichen und sprachgeographischen Forschung bewufst bleibt und aus den sprachlichen Quellen heraus interpretiert, lehnt sie sich noch an die vorher gekennzeichneten Forschungstypen an. Sie löst sich dagegen von ihnen, sobald sie die Sprache nicht mehr als etwas Gewordenes betrachtet, sondern aus der isolierten, „fertigen" Nationalsprache mit Hilfe psychologischer oder anderen Forschungszusammenhängen entnommener Begriffe den „Volkscharakter" zu definieren unternimmt. Wo diese Charakterisierung der Nationalpsyche bei der antithetischen psychologischen Deutung endet, nähert sie sich wieder der Formel logisch-affektisch der ersten Front; aber während diese die Formel nur auf die Entwicklung der sprachlichen Phänomene selbst bezog, führt die nationalpsychologische Betrachtungsweise sie auf die „Volksseele" zurück. Im Gegensatz zur deskriptiven Linguistik, die gern ähnliche Entwicklungen in verschiedenen Sprachen nebeneinanderstellt, und zur sprachhistorischen Forschung, die einen Sprachwandel aus seiner geschichtlichen Entwicklung zu verstehen versucht, tendiert diese Forschungsrichtung zur kontrastierenden Sprachvergleichung und stellt die psychologischen Differenzen heraus, die nach ihrer Meinung zu den sprachlichen Verschiedenheiten des Spanischen, Französischen, Deutschen usw. geführt haben.

Der Phasenunterschied, der eine lange Zeit zwischen der französischen und der spanischen Philologie durch die weitaus fort-

[1] H. Hatzfeld beabsichtigt mit seinem Artikel über „Die spanische Sprache" (Spanien, Escosuras Handbücher, Berlin 1927, S. 82), die „innere Physiognomie" des Spanischen aufzuzeigen!

geschritteneren Studien auf galloromanischem Gebiet bestand, ist hier für die Hispanistik von Vorteil gewesen. Die Ergebnisse des Methodenstreites in den Nachbarphilologien kamen ihr zugute, fast ohne daſs sie in unersprieſsliche und aufreibende Diskussionen verwickelt wurde.[1] Die folgenden Ausführungen sollen zeigen, wie die neuen methodischen Strömungen zunächst noch zaghaft in eine Reihe deutscher Arbeiten über das Altspanische einflieſsen. Einer besonderen Darstellung bleibt es vorbehalten, den mit dem Aufschwung der historischen Studien in Spanien verknüpften Durchbruch neuer Fragestellungen in den Arbeiten spanischer Linguisten aus dem letzten Jahrzehnt aufzuweisen.[2]

II.

Das nahezu gleichzeitige Erscheinen von vier an verschiedenen deutschen Universitäten entstandenen Arbeiten über einzelne altspanische Spracherscheinungen ist nur ein Symptom für das seit der Zeit des Krieges in Deutschland erwachte Interesse an spanischen Fragen.[3] Auf H. Chmeliceks Arbeit über die altspanischen Gerundialumschreibungen soll nur kurz eingegangen werden (vgl. A. Zauner, ASNSL 160, 1931, 291f.), da sie unsere Frage (Geschichte und Charakter der spanischen Sprache) nicht direkt trifft. Denn der Vf. beschreibt die verschiedenen Möglichkeiten, in denen im Altspanischen die Gerundialumschreibung (wie nsp. *estoy comiendo*, *vamos discutiendo*) das Prädikat in eine andere „Aktionsart" versetzt, ihm eine von der einfachen Verbform (*como*, *discutimos*) unterschiedliche Bedeutungsnüance verleiht, ohne eine historische oder wesenskundliche Fragestellung im Auge zu haben. Er verzichtet darum ebenso auf die Heraushebung in den einzelnen Epochen oder einzelnen Werken des altspanischen Schrifttums bestehender Unterschiede in der Entwicklung der Gerundialumschreibung, wie auf einen Vergleich des

---

[1] Vgl. RFE. XVIII, 1931, 58ff. Man beachte auch, wie spät und in welch verschiedener Form der Begriff des „Sprachidealismus" in Spanien aufgenommen wird bei A. Alonso, V. García de Diego (El idealismo del lenguaje, Madrid 1929, Conferencias . . . Centro de Intercambio Germano-Español) und J. Jiménez Borja (El idealismo en la lingüística . . ., 1931).

[2] „Historische und wesenskundliche Interpretationen der spanischen Sprache", im ASNSL.

[3] Hans Chmelicek, Die Gerundialumschreibungen im Altspanischen zum Ausdruck von Aktionsarten. (Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Bd. 5), Hamburg 1930, 102 S. E. L. Llorens, La negación en español antiguo, con referencia a otros idiomas. (Revista de Filología Española, Anejo XI), Madrid 1929, 199 S. Die Arbeit ist m. W. Freiburger Diss. Joseph Benzing, Zur Geschichte von *ser* als Hilfszeitwort bei den intransitiven Verben im Spanischen. ZRPh. LI, 1931, S. 385—460. Eva Seifert, ‚*Haber*' y ‚*Tener*' como expresiones de la posesión en español. RFE. XVII, 1930, S. 233—276, 345—389. (Vgl. auch die Aufsätze der Vf. über ‚habere' und ‚tenere' in der ‚Danza de la Muerte' und dem Fuero Juzgo im Appel-Festband, ZRPh. XLVII und der Festschrift für Carolina Michaëlis de Vasconcellos).

altspanischen Sprachzustandes mit dem neuspanischen.[1] Und was die wesenskundliche Deutung angeht, so steht die Erklärung durch den „stark emotionellen Charakter der spanischen Sprache" (S. 54) ganz isoliert da. Man könnte meinen, daſs der Vergleich der altspanischen Verhältnisse mit dem Altitalienischen und Französischen (S. 97ff.) eine Bestätigung dieser Deutung bietet; aber der Vf. ist sich selbst viel zu sehr darüber im Klaren, daſs der Mangel gleichartig durchgeführter Untersuchungen für diese Sprachen (Ch. legte die Deutschbeinsche Einteilung zugrunde) keine sicheren Vergleichsmöglichkeiten ergibt. Im Rahmen der zum Vorbild genommenen Einteilung gibt er nun für das Altspanische eine auſserordentlich feingliedrige Darstellung der vielfältigen Mittel, die die Gerundialumschreibung zur Bedeutungsnüancierung des Prädikats zur Verfügung stellte. Da Schwankungen in der bedeutungsverändernden Kraft dieser Konstruktion bestehen, je nachdem z. B. *ir* noch mehr oder minder seine Bedeutung der Bewegung bewahrt, entwirft er verschiedene Entwicklungsphasen von der losen zweigliedrigen Komposition bis zur festverbundenen, in der Bedeutung der einfachen Verbform wieder gleichkommenden „grammatikalisierten" Konstruktion („Erstarrungserscheinungen"). Wir sehen schon, hier klingt eine historische Fragestellung leicht an. Aber an verschiedenen Stellen werden wir belehrt (S. 63, 101), daſs diese „Erstarrungsformen" nicht etwa einer späteren Epoche zugewiesen werden können, sondern zu jeder Zeit des altspanischen Schrifttums nachweisbar sind. So wird also die historische Frage abgebrochen[2] und es bleibt bei einer linguistischen Erklärung durch die postulierten Entwicklungsphasen. Wie haben wir nun den Übergang von einer zur anderen Phase zu verstehen? Auch wenn dem Vf. eine methodische Stellungnahme sicher ferngelegen hat, dürfen wir im Interesse der Klärung den Zusammenhang seiner Antwort mit der oben ungenügend als „deskriptiv" gekennzeichneten Forschung feststellen: Die „stereotype Verwendung" (S. 11, 54) der Gerundialumschreibung soll die „allmähliche" Abschleifung ihrer Sonderfunktionen, ihre „Erstarrung" und Grammatikalisierung verursacht haben, da es „in der Natur aller sprachlichen Gebilde [liege], daſs ein häufiger, stereotyper Gebrauch sie ihre Eigenart allmählich verlieren läſst . . .". Eine solche Interpretation kann im Bereiche der Geisteswissenschaften nur eine Scheinerklärung sein; der Vf. fühlt das selbst und macht darum noch einen weiteren Vorstoſs zu einer psychologischen Deutung (S. 54): „Das Streben, in üblichen oder festen Formen zu sprechen, [läſst die Umschreibung] oft bald unbewuſst auch dort zur Anwendung gelangen, wo jene Bewuſstseinslage, die ursprünglich die Voraussetzung jener syntaktischen Form

[1] Dagegen S. 93, Azorín-Zitat.

[2] Auch die Frage, ob die Anwendung der Gerundialumschreibung vielleicht auf eine ähnliche Erscheinung im Vulgärlatein zurückgeht, bleibt offen, da „die spanische Entwicklung nicht auf ihr zu fuſsen braucht, sondern durchaus aus sich heraus wieder entstanden sein kann" (S. 9).

bildete, überhaupt nicht vorhanden war." Diese bis zu einem gewissen Grade zutreffende Folgerung bedarf einer Präzisierung und einer Einschränkung: 1. das häufigere Auftreten der Konstruktion erklärt sich doch gerade daraus, daſs diese sich durchsetzt auf Grund einer neuen Bewuſstseinslage, d. h. neuer bedeutungschaffender subjektiver Akte der Sprecher; 2. die Voraussetzung, daſs die neue Interpretation dieser Konstruktion unbewuſst geschieht, ist eine unmögliche Einengung dieses sprachlichen Prozesses. (Sie führt bei der Untersuchung der stilistischen Auswertung der Konstruktion dazu, diese nur als billiges Reimmittel anzuerkennen.) Bestehen bleibt, daſs dem Bedeutungswandel der Gerundialumschreibung neue bedeutunggebende Akte der Sprecher zugrundeliegen; sie bilden die Grundlage für die Bedeutung, aber auch für die Frequenz dieser sprachlichen Erscheinung. Hier würde die historische und die wesenskundliche Forschung einsetzen. Die historische würde fragen: Wann und bei welchen Sprachträgern beginnt dieser Sprachwandel und welchen geschichtlichen Zusammenhängen gehört er zu? Die wesenskundliche: welcher Art sind die neuen bedeutunggebenden Kräfte, die (innerhalb der herausgestellten geschichtlichen Zusammenhänge) für die Funktionswandlung der Gerundialumschreibung bestimmend waren?[1]

Die Untersuchung Chmeliceks blieb leider unberücksichtigt bei Stanislav Lyer, „La syntaxe du gérondif dans le Poema del Cid" (RFE. XIX, 1932, 1—46). Der Vf. untersucht zunächst die verschiedenen Bedeutungssphären (instrumental, modal, zeitlich, kausal) bei gleichem Subjekt von Hauptsatz und Gerundium; er trifft hier das Gerundium im Cidepos in einem „primitiven Stadium" an: in 89% der Fälle modaler Sinn, besonders nach den Verben des Sagens und Denkens und der Gemütsbewegung; verglichen mit dem Lateinischen seien die Bedeutungsnüancen im Cid ärmer als die des lateinischen Gerundiums und Part. Praes., „cela résulte de l'état de la langue, qui est en train de se développer" (S. 8—9) (?). Auch hier wird die „Abschwächung" von ire verfolgt, das unter Aufgabe der örtlichen Bedeutung zu einem Ersatz von esse wird, so daſs die Bedeutungsschwere vom aktiven Verb auf das Gerundium fällt (12), ein Vorgang, der sich schon im Lateinischen des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung findet (10). Neu ist gegenüber dieser Erklärung die stilistische Interpretation (S. 13 Anm. 1): im epischen Récit bemüht sich der Dichter, jede Handlung in ihrer Entwicklung Schritt für Schritt zu verfolgen, um die Beschreibung zu beleben; darum sei es verfehlt, die Gerundialkonstruktionen rein bedeutungsmäſsig als Ersatz der einfachen Verbform zu erklären. Auch die volkstümlichen Prosadichtungen (Märchen usw.) sollen eine viel gröſsere Zahl von Gerundialkonstruktionen haben als die „gewöhnliche

---

[1] Es sei betont, daſs unsere Isolierung dreier Forschungsweisen lediglich der heutigen Situation der hispanistischen und romanistischen Philologie entspricht. An sich sind alle drei Forschungsintentionen eng miteinander verflochten und entsteht nur in ihrer Verbindung eine volle Interpretation sprachgeschichtlicher Entwicklungen.

Prosa". In einem zweiten Abschnitt wird das absolute Gerundium im Poema del Cid dargestellt. Der „Automatismus", in dem der Vf. mit Sechehaye und de Boer „un facteur très important dans la syntaxe" sehen will (S. 34), habe der Gerundialkonstruktion die Aufnahme eines eigenen Subjekts ermöglicht und die ursprünglich geschlossene zweigliedrige Konstruktion auseinandergebrochen. Wahrt die Konstruktion meist noch subordinierten Charakter, so tritt sie zuweilen in Verbindung mit der koordinierenden Konjunktion sogar nahezu gleichwertig neben das Hauptverb (z. B. „Vos teniendo Valençia, e yo vençí el campo", 40). In allen diesen Fällen betont der Vf. die Existenz gleicher Konstruktionen im Italienischen. Dagegen bleiben die rückwärtigen Beziehungen zum Lateinischen mit Ausnahme einiger Parallelen ungeklärt (10, 42), so daſs uns für die Schluſsperspektive die nötigen Anhaltspunkte fehlen: das spanische Gerundium zeige „von vornherein einen viel verbaleren Charakter als das lateinische Part. Praes. und Gerundium"; es habe von deren Funktionen „nahezu nichts aufgenommen" und stehe „syntaktisch dem Partizip der modernen slavischen und germanischen Sprachen näher als dem lateinischen Partizip und Gerundiv" (46).

III.

Die Darstellung der altspanischen Negationen von E. L. Llorens führt uns einen Schritt weiter an unsere Frage heran. Auch hier muſste allerdings der linguistischen Deskription noch der weitaus breiteste Raum der Untersuchung eingeräumt werden; die Arbeit zeigt ebenso wie die anderen hier zur Diskussion stehenden Beiträge zur altspanischen Sprachgeschichte (auſser Benzing, s. u.), welcher Differenzierung und Materialerweiterung die spanische Sprachhistorie bei Einbeziehung der reichen in den letzten Jahrzehnten zutage geförderten Quellen noch fähig ist, nachdem R. Menéndez Pidal und F. Hanssen mit ihren historischen Grammatiken das Terrain zuerst aufgeklärt haben. Die vorbildliche Herausarbeitung der mannigfaltigen Negationspartikeln im mittelalterlichen Spanisch[1] zeigen die Sprache in einem eigentümlichen Übergangsstadium und lassen erkennen, daſs die starken Abweichungen des Neuspanischen

---

[1] S. 39—166: *no, non* (mit zahlreichen Verbindungen: *no porque, no que, que no, ca non, de si o de no, cómo no . . .*), *nunca* (64 *en mi vida*, 91 *ningún tiempo*, 101 kat. *nul temps*), *jamás* (*nunca jamás, alquandre*, kat. *anc*), *mal, tampoco, ninguno* (*no-uno, no-varón, no-alguno, no-otro . .*), *de ninguna part* = *nirgends*, kat. *enlloc*, pg. *nenhur*), *nul, nada* (*no-nada, no-cosa, ninguna cosa, nulla cosa, no-algo*; *res, ren*; *nient*), *nadie* (*null omne nado, no-hombre, no-persona, (no)-gente(s), nul omne, ningún hombre, ninguno*, pg. *ninguem*), *sin, ni, sino*; die Negationen nach Verben mit ausschlieſsender Bedeutung im Altspanischen (167ff. *contradecir, defender* = *verbieten, desesperar, dudar, escapar, negar, perdonar, quitar, sacar, tener, toller, vedar*), nach Komparativen und Superlativen (173ff.), Ausdrücken der Vorzeitigkeit (180ff.: *antes, hasta que, apenas*); Liste „negationsverstärkender" Substantive (185ff.: *no-un acento, cabello, can, castaña, clavo, espina, gota* u. v. a. m., kat. *mica, pas*). Vgl. auch Hanssen, Gram. hist. § 637ff.

vom Katalanischen (und Galloromanischen) in jener Epoche bei weitem nicht so ausgeprägt waren. Durch die entschlossene Berücksichtigung des Katalanischen und Portugiesischen erhält die Arbeit auch vom sprachgeographischen Standpunkt her eine sichere Basis und biegt vorschnellen Erklärungen die Spitze ab. Folgen wir bis hierher den Darlegungen voller Anerkennung, so haben wir jetzt die Frage nach der „Deutung" jener sprachgeschichtlichen Wandlung zu wiederholen. Und da zeigt sich, daſs die Antwort des Vf. die detaillierten Ergebnisse seiner sprachlichen Resultate nicht faſst; muſste auch die in der zusammenfassenden Einführung diskutierte Frage der Zuordnung des Katalanischen, da sie die Grenzen des Themas überschritt, ungeklärt bleiben,[1] so scheint uns das sprachgeschichtliche Problem, das in den während des Mittelalters innerhalb der drei romanischen Sprachen der Pyrenäenhalbinsel bestehenden lexikographischen und syntaktischen Differenzen und in dem besonders während des 15. Jhs. kraſs hervortretenden Wandel der Negation im Kastilischen beschlossen liegt,[2] allzuleicht übergangen zu sein. Wir beschränken uns darauf anzudeuten, aus welchen Resultaten der Arbeit selbst sich die Formulierung und Beantwortung dieser Frage hätte herausschälen lassen: 1. Es bestehen lexikographische Differenzen, indem neben den allen drei Sprachen gemeinsamen Partikeln (*no*, *nunca*, *jamás*, *ninguno*, *nul*, *nient*, *ni*, *sin*) andere stehen, die nur dem Portugiesischen und Spanischen (*ninguién*, *nada*, *nadie*), andere, die nur dem Portugiesischen (*nenhur*), Katalanischen (*may*, *res*) oder Kastilischen (*tampoco*) geläufig sind. 2. Diese lexikologische Gliederung wird weiterhin dadurch kompliziert, daſs im Altspanischen einige Partikeln (*nada*, *nadie*, S. 35, 113, 119) selten gebraucht, in einigen Texten ganz vermieden werden. 3. Auch der syntaktische Gebrauch vor dem Verb stehender Verneinungspartikel (z. B. *nunca*) mit oder ohne „pleonastischem" *no*, der einen charakteristischen Kontrast zwischen dem Altspanischen und Neuspanischen ergibt, ist in mittelalterlicher Zeit in den drei Pyrenäenidiomen nicht der

[1] Ll. kommt zu einer zwischen der ibero- und galloromanischen These vermittelnden Auffassung und betont einerseits den relativ homogenen Charakter der drei romanischen Sprachen auf der Pyrenäenhalbinsel, hebt aber andererseits auch die auffälligen Gemeinsamkeiten des Kat. mit dem Prov. hervor (S. 33, 36f.). In seinem Blick über die Westromania (S. 18, 33) stellt Ll. das Italienische, Spanische und Portugiesische auf eine, das Französische und Provenzalische auf die andere Seite; das Katalanische schwankt zwischen diesen beiden Negationssystemen.

[2] Einen chronologisch etwa parallelen Umschwung im Kastilischen weisen auch die von J. Benzing und E. Seifert untersuchten Spracherscheinungen auf. Ähnlich auch die unten zitierte Arbeit von A. Par und eine ganz kurz historisch-resümierende Darstellung von E. B. Place: Causes of the Failure of Old Spanish ‚*y*' and ‚*en*' to survive (Romanic Review XXI, 1930, S. 223—228), sowie Ch. B. Brown: The disappearance of the Indefinite ‚*hombre*' from Spanish (Language, Philadelphia, VII, 1931, S. 265—277). Wie haben wir uns die zeitliche Parallelität aller dieser Entwicklungen zu erklären?

gleiche (z. B. S. 18, 62). 4. Eine Diskussion der verschiedenen Graphien, in der einzelne Partikeln auftreten, hätte bestimmte geographisch-historische Zusammenhänge ans Licht bringen können; wir denken an asp. *sin, sen, sines* (pg. *sem*; kat. *sens*) oder an asp. *ni, nin, nen* (kat. *ne, ni*; pg. *nem*); zwischen asp. *no* und *non* nimmt Ll. (S. 39) keinen unterschiedlichen Gebrauch an, eine Folgerung, die uns ebenfalls zweifelhaft zu sein scheint. 5. Das 15. Jh. wird (S. 32—34) als die Zeit der Transformation bezeichnet, in der die spanische Negation die für die moderne Sprache charakteristischen Züge annahm, die sich allerdings auch vorher schon im Altspanischen (und anderen romanischen Sprachen) hier und da finden. Wir erfahren nicht, ob der Vf. eine plötzliche Wandlung im 15. Jh. oder eine kontinuierliche, im 15. Jh. besonders augenfällige Entwicklung von der Zeit der früheren Dokumente bis ins 15. Jh. annimmt; in letzterem Falle hätte die (nicht gewählte) Untersuchung der altspanischen Dokumente nach verschiedenen Epochen und Regionen der zugrundeliegenden Auffassung entsprochen.

So ist auch hier die historische Frage noch stark eingeengt und gibt sich mit der ersten eroberten Position und einem allgemeinen Überblick zufrieden, der dem eigenen beigebrachten Material nicht gerecht wird. Bleibt die zweite Frage nach den Kräften, denen die Entwicklung der Negationen zuzuschreiben ist; sie stellt sich bei Llorens wieder in verschiedenen Erklärungsschichten dar: Die „debilitación progresiva", die allmähliche (lautliche und bedeutungsmäſsige) Abschwächung fordere die Erneuerung und Verstärkung der Negation (S. 13); dann wird (S. 17ff., 32f.) die von den Grammatikern verfochtene und z. T. durchgesetzte Forderung der Logik (duplex negatio affirmat) der volkstümlichen Sprechweise mit ihrer affektischen Häufung von Negationen[1] entgegengesetzt. Hier erhält also die Formel logisch-affektisch eine Parallele in einer soziologischen Antithese von Oberschicht und Unterschicht, auf die weiter unten eingegangen werden soll. Die beiden Erklärungen verstricken uns in innere Widersprüche, sobald wir sie auf die Geschichte der — spanischen Negationen anwenden wollen: denn gegenüber der „fortschreitenden Abschwächung" und der ihr begegnenden „Erneuerung" der Negationen sehen wir beim Übergang vom Altspanischen zum Neuspanischen gerade das Aufgeben der doppelten Negation vor dem Verb (nsp. *nada he visto*); und wollen wir diese Entwicklung aus dem Einfluſs der Grammatiker erklären (meint Ll. das S. 32f., ähnlich S. 11?), dann ist immer noch die Frage unbeantwortet, wie wir uns einen solchen Wandel, in dem das Prinzip der Grammatiker (z. T.) „volkstümlich" und die „volkstümliche" Form ungebräuchlich wird, vorzustellen haben. Llorens legt sich diese Frage in etwas anderer Form vor, und da er ihr — wie wir sahen — bei seiner histo-

[1] „. . . . común a todos los lenguajes populares, . . . conforme con el carácter fogoso del pueblo", S. 24, 15.

rischen Darlegung nicht begegnet, sucht er eine Erklärung ex principio (S. 17): da die Sprache ein soziales Phänomen ist und ihrer Einheitlichkeit eine Übereinkunft der Sprecher zugrundeliegt (ein linguistischer contrat social?), sie also nicht von der Logik her beurteilt werden kann, könne bei konträrem Sprachgebrauch (*no veo nada* = ich sehe nichts) dasselbe gemeint sein. Das stimmt zweifellos, wenn wir einen „festen" Sprachgebrauch wie im Neuspanischen vor uns haben; aber wie sollen wir uns die Verständigung in einer Zeit der Sprachwandlung, z. B. in Kastilien im 15. Jh. vorstellen, das Ll. selbst als eine „época de transición y confusión" (S. 34) bezeichnet? So kehren wir zur ungelösten historischen Frage zurück.

Eine wesenskundliche Interpretation gibt der Vf. nicht;[1] er betont gerade des häufigeren, daſs die im Spanischen konstatierten Erscheinungen sich auch in den anderen europäischen Sprachen finden. Die Breite des dargestellten linguistischen Materials hat die uns hier speziell interessierenden Fragen nach Geschichte und Charakter der spanischen Sprache zurücktreten lassen; sie wären vielleicht schärfer herausgekommen, wenn man statt der Gesamtheit der selbständigen Negationen die Geschichte einzelner Partikeln näher ins Auge gefaſst hätte.

IV.

Ist J. Benzings Untersuchung sehr viel ärmer an zugrundegelegtem Material und weniger zurückhaltend mit dem Vorschlag von Erklärungen, so kann man andererseits sagen, daſs die historische Frage hier prägnanter hervorspringt: wie kommt es beim Übergang vom Altspanischen zum Neuspanischen zur Verdrängung von *ser* durch *haber* in den zusammengesetzten Zeiten intransitiver Verben (z. B. *son entrados > han entrado*)? Schon Hanssen (l. c. § 580, S. 232 f.) weist darauf hin, daſs *haber* seit dem 14. Jh. vordringt und bis an die Schwelle des 17. Jhs. *ser* mit Ausnahme dialektaler (aragonesisch) und einiger noch in der neuspanischen Schriftsprache möglicher Formen (*por ser ya pasada la hora de comer*) ausschaltet. Von diesem Ansatz ausgehend, versucht B. zunächst durch zwei statistische Gegenüberstellungen eine präzisere Darstellung dieses Prozesses zu erreichen: für die Zeit vor 1250 und nach 1250 (bis zum Aussterben von *ser*) trägt er die Beispiele von zusammengesetzten Zeiten der Verben der Bewegung, des Entstehens und Vergehens, der Ruhe[2] zusammen, um die Verschiedenheiten in der Behandlung der einzelnen Verben oder Verbgruppen herauszustellen. Die Untersuchung führt ihn zu dem Ergebnis, daſs *ser* bei den einzelnen intransitiven Verben

[1] Es sei denn, das nicht ganz eindeutige Zitat (s. vorige Anmerkung) mit „el carácter fogoso del pueblo" soll sich auf das spanische Volk beziehen. Es würde sich dann — wie bei Chmelicek — um ein isoliert dastehendes wesenskundliches Urteil handeln.

[2] Einteilung nach M. Winkler, *Aver* und *esser* in den zusammengesetzten Zeiten des intransitiven Zeitworts im Altprovenzalischen. Diss. Jena, Weimar 1922.

zu sehr verschiedener Zeit, und zwar zwischen dem 13. und dem 17. Jh. ausstirbt (vgl. Zeittafel S. 443). Auf diesem Ergebnis baut nachher auch die Begründung des Vf. auf, und bevor wir zu ihr übergehen, muſs auf die materialmäſsig-linguistischen Grenzen seiner Analyse hingewiesen werden: 1. Die Untersuchung einer altspanischen Spracherscheinung sollte sich nicht auf die „Hauptdenkmäler" der Literatur beschränken, sondern gerade auf die früheren und zeitlich und regional fixierten Dokumente zurückgreifen, die Llorens und Seifert so wertvolles Material lieferten;[1] sonst läuft man Gefahr, das dialektische Auftreten von *ser* (z. B. in Aragón) als bloſsen „Rest" eines an sich überholten Sprachzustandes zu bezeichnen (S. 394, 453). 2. Die Entwicklung der von B. dargestellten Erscheinung geht nicht in dem Gegensatz von *ser* und *haber* auf; schon Hanssen (l. c.) bringt ein Beispiel für *estar* aus Cervantes, das nicht so vereinzelt dastehen dürfte und gerade bei der zeitweiligen Funktionsgleichheit von *ser* und *estar* im Altspanischen[2] wichtige Aufschlüsse geben könnte. Auf der anderen Seite stehen spärliche, aber in Hinsicht auf die portugiesischen Verhältnisse interessante Kompositionen mit *tener* noch im 15. und 16. Jh.,[3] die nicht hätten übergangen werden sollen. 3. Berührt sich hier schon die syntaktische Frage mit einer wortgeschichtlichen, so wird völlig die „Zeittafel" erschüttert, wenn man die durchgeführte syntaktische Untersuchung mit wortgeschichtlichen Tatbeständen konfrontiert.[4] Was besagt es für das Aussterben von *ser* als Hilfszeitwort im 13. und 14. Jh., z. B. bei *exir*, *deçir*,[5] (*des*)*viar*,

[1] Die Texte der Fueros, die Documentos Lingüísticos von R. Menéndez Pidal; E. Seifert konnte auſserdem die Sammlung aragonesischer Dokumente von T. Navarro Tomás auswerten. Was der Verzicht auf diese Quellen bedeutet, mag man ermessen, wenn man A. Par in der soeben abgeschlossenen Arbeit über „*Qui* y *que* en la Península Ibérica" (RFE. XIII, XIV, XVIII) seine ganzen Ergebnisse auf diesem urkundlichen Material fundieren sieht. In drei nach Regionen getrennten Untersuchungen (Kastilien-León, Katalonien, Aragón) zeigt Par den Verdrängungsprozeſs des Relativpronomens *qui* durch *que* in diesen Gebieten auf. Seine auſserordentlich gründlichen historisch-statistischen Darlegungen werfen vor allem auf die Entwicklungszusammenhänge des Katalanischen (Regionale Trennungen; Divergenzen zwischen Urkunden- und Literatursprache; Latinistischer und kastilischer Einfluſs) klärendes Licht. Demgegenüber tritt allerdings die Frage, inwiefern eine historische Verbindung zwischen der analogen Entwicklung in den verschiedenen Regionen besteht, zurück. Es wäre zu wünschen, daſs Par durch Ausdehnung der Untersuchung auf die ganze iberische Halbinsel (Portugiesisch!) und einen zusammenfassenden Rückblick noch auf diese historische Frage zurückkäme.

[2] Vgl. R. Menéndez Pidal, Cantar de Mio Cid, Vocabulario. Der Bedeutungswandel von *ser-estar* scheint auch bei Chmelicek (S. 20, 72) nicht berücksichtigt.

[3] Amadís: . . . *su muerte tenía ya llegada*. Boscán: *desque venido tiene*. Vgl. E. Seifert, RFE. XVII, 382f.; ZRP. 47, 1927, S. 521: analoge Beispiele finden sich in Mittel- und Süditalien!

[4] Vgl. unseren Hinweis in Investigación y Progreso IV, 1930, S. 123.

[5] Ist *descender* wirklich gelehrte Form (S. 431)? Vgl. portug. *descender* und R. Menéndez Pidal, Manual de gramática histórica española, § 111; REWb. 2588.

cuntir, rastar, arribar, holgar, fallir, transir, yantar, tornar u. a., wenn diese Verben selbst später im Spanischen verschwunden sind? Das sind vier Fünftel der für diesen Zeitraum von B. namhaft gemachten Verben, und zu ihnen ließen sich manche hinzugesellen, die nicht berücksichtigt wurden.[1]

Würde bei Einbeziehung der hier angedeuteten Gesichtspunkte das vom Vf. herausgearbeitete Entwicklungsbild wesentlich andere Züge bekommen, so bleibt noch seine Erklärung des Sprachwandels zu betrachten. Weil er, im Gegensatz zu Llorens, das Altkatalanische und Altportugiesische nicht in seine Analyse einbezieht — und wir glauben aus unten näher zu erläuternden Gründen, daß man die Pyrenäenhalbinsel als sprachhistorische Einheit fassen muß, wenn man eine historische Erklärung spanischer Sprachentwicklungen anstrebt[2] — versucht B. zunächst, einen Überblick über die ganze Pyrenäenhalbinsel zu gewinnen. Da er sich hier auf die etwas großzügige Arbeit Fontaines über die Hilfsverben in den romanischen Sprachen verläßt, ist das Bild, das sich ihm darbietet, nicht sehr präzis. Immerhin ergibt sich auch in den beiden anderen Sprachen der Pyrenäenhalbinsel das Bestehen von *esser, ser* bis ins 16. Jh. und seine Verdrängung durch *haver, têr*; aber es bestehen regionale Differenzen: das Katalanische scheint zäher an *esser* festgehalten zu haben,[3] *ser* im Portugiesischen dagegen früher als im Spanischen und Katalanischen ausgestorben zu sein (S. 450). Da in der Arbeit nicht sprachgeographisch verfahren ist, wird eine zusammenhängende Erklärung nicht möglich; die Vermutung, „daß die kastilische Sprache als die am meisten gesprochene Sprache auf der iberischen Halbinsel das Katalanische und Portugiesische in dieser syntaktischen Erscheinung beeinflußt hat", trägt deutlich den Charakter einer Verlegenheitslösung. Für das Portugiesische können wir sie mit guten Gründen verneinen, abgesehen davon, daß sie hier mit der Feststellung des Vf. in Konflikt gerät, *ser* sei im Portugisischen zuerst verdrängt, und daß diese Vermutung noch die Erklärung für pg. *têr* schuldig

---

[1] Wir vermuten das für *enanzar* (vgl. nsp. *es muy adelantado = kühn, frech*), *devallar, (a)bajar, devenir, enflaquir — (en)flaquecer — aflacar, (des)perir, pujar — puyar, acontir, acuntir, conteçer, acaer* u. a. m. Diesen Verben gegenüber bleiben in Benzings Schema — immer für die bezeichnete Zeit — lediglich *quedar, cenar, errar, (acaecer)*. Auch sonst sind die lexiko-historischen Fragen kurz abgetan: *exir* sei wohl von seinem Synonym *salir* verdrängt (S. 426); aber wie steht dazu asp. *salir = springen* (J. Cejador y Frauca, Vocabulario Medieval, S. 359)? Auch die wortgeschichtlichen Beziehungen von *fallir* (S. 411, 444) und *fallecer* (438f.) sind vom Vf. nicht gesehen.

[2] Ein Postulat, das wir auch auf E. Seiferts Untersuchung ausdehnen möchten (s. u.), während die Beschränkung auf das Kastilische angängig ist, wo man, wie Chmelicek, nur die gegliederte Deskription einer sprachlichen Erscheinung beabsichtigt.

[3] B. erwähnt nicht, daß (s. W. Meyer-Lübke, Das Katalanische, S. 102, § 103) „Katalanisch und Provenzalisch . . . noch in weitem Umfange *esser* verwendet wird".

bleibt (span. *haber*, kat. *haver*; der Vf. selbst S. 459). Und gehen wir mit dem Vf. über die Pyrenäenhalbinsel hinaus, um einen Blick über die ganze Romania zu werfen (S. 451—453), dann würden wir wiederum darin, daſs im Rumänischen, Sizilianischen (Portugiesischen und Spanischen) habere (bzw. tenere) fast ausschlieſslich herrscht, während im Italienischen, Galloromanischen (und Katalanisch-Aragonesischen?) essere sich (neben habere) behauptet, einen historischen Zusammenhang sehen, der an die Grundfragen der Entstehung und Gliederung der romanischen Sprachen rührt.[1]

Neben dieser Einbettung des spanischen Sprachwandels in weitere sprachgeographische Zusammenhänge gibt uns B. noch eine Sinndeutung des Übergangs zu *haber*; sie schlieſst sich der in englischen und französischen Grammatiken und Schulbüchern üblichen Erklärung an und weist auch dem Spanischen der Übergangszeit eine Bedeutungsnüancierung zwischen perfektiver (*ser*) und imperfektiver (*haber*) Bedeutung zu (S. 454).[2] Diese Interpretation darf nicht ohne weiteres von der Hand gewiesen werden, obgleich sie gegen manche Einwände schwer zu verteidigen sein wird; wir denken z. B. an unseren norddeutschen Sprachgebrauch, wo man gerade bei imperfektiver, anschaulicher Bedeutung *sein* (*ich bin zwei Stunden gelaufen*; *ich bin über die Elbe geschwommen*), bei perfektiver transitiver Sprachform, besonders im Sportjargon, *haben* gebraucht (*ich hab 500 Meter gelaufen*; *ich hab die 200 Meter in drei Minuten geschwommen*). Ein ähnliches Argument bringt einmal A. Dauzat für das Französische vor,[3] wo er nur „historische und soziale Differenzen" anerkennen will und die Bedeutungsunterscheidung zwischen action (*avoir*) und état (*être*) leugnet. Räumen wir aber die Möglichkeit der von B. gegebenen Erklärung ein, dann bedauern wir erst recht, daſs sie im unfertigen Stadium der Hypothese belassen wurde; denn ist der Grund des Sprachwandels eine ursprüngliche Bedeutungsnüancierung, die nachher wieder aufgegeben wird, um dem neuaufgenommenen Element (*haber*) absolute Geltung zu verschaffen, dann hätte doch die Untersuchung eine bedeutungsgeschichtliche sein und das Heraufkommen und Wiederzurückebben der Bedeutungsnüancierung aus den Texten erweisen müssen,[4] und sich nicht mit einer rein statistischen Gegenüberstellung zufrieden geben dürfen!

---

[1] Der Vf. nimmt einen Zusammenhang zwischen den lateinischen Konstruktionen und analogen romanischen nur „vielleicht" an (S. 399); darf man, nachdem die Zusammenhänge in der Entwicklung der romanischen Sprachen immer eindeutiger von der Romanistik herausgestellt sind, in Monographien noch dauernd solche Möglichkeiten möglich machen?

[2] Es mag dahingestellt bleiben, ob nach den oben vorgebrachten wortgeschichtlichen Einwänden die Feststellung noch zutrifft, daſs *haber* sich zuerst bei den Verben der Ruhe wegen ihres mehr imperfektiven Charakters, dann bei den Verben des Entstehens und Vergehens durchsetzte.

[3] l. c., S. 447, § 532.

[4] Die S. 454f. gegebenen Beispiele vermögen doch diesen Beweis nicht zu leisten.

Bleibt die erste Phase der Entwicklung, die postulierte Bedeutungsunterscheidung, unerwiesen, so versenkt uns der Vf. bei der Erklärung der zweiten Phase (der Ausbreitung von *haber*, pg. *têr*, auf Kosten von perfektivem *ser*) nun vollends in ein Meer der Zweifel:[1] Hat der Spanier das Gefühl für den perfektiven und imperfektiven Sinn verloren? Hat sich „diese Differenzierung selbst mit der Zeit verloren" (allmähliche Abschleifung?)? Verdankt das *haber* im Spanischen seinen erweiterten Machtbereich der Analogie („Ausgleichtendenz", auch Einfluſs der transitiven und reflexiven Verben)? Hat *haber* sich für den Verlust seiner selbständigen Bedeutung (= *haben, besitzen*) durch anderweitige Usurpationen auf dem Terrain der Hilfsverben entschädigt?[2] „Wir lassen die Frage offen, da eine willkürliche Konstruktion nichts zur Lösung des Problems beitragen würde" (S. 460).

Ob Meyer-Lübke, der aus der „genauen Untersuchung der alten Texte" für die uns beschäftigende Erscheinung mancherlei Aufschlüsse erhoffte (Das Katalanische, S. 102), in der vorliegenden Arbeit seine Erwartungen erfüllt sehen würde? Sicher ist darin manche interessante Frage angeschnitten, aber mancherlei Hindernisse (besonders das Fehlen wichtiger Quellen, der Verzicht auf die sprachgeographische und bedeutungsgeschichtliche Analyse) hemmen den freien Blick.

V.

Einen solchen Überblick über einen historischen Prozeſs einer Sprachentwicklung im Spanischen eröffnet uns nun die Arbeit von E. Seifert für die Verdrängung von *haber* durch *tener* in der Bedeutung *haben, besitzen*. In diese Arbeit dringen schon die Strahlen einer neuen Methode mächtig ein, und wenn die vorher charakterisierten Arbeiten eben durch das zum Thema gewählte Sprachphänomen Beachtung auch über die hispanistischen und romanistischen Kreise hinaus verdienen, so scheint uns diese Untersuchung über *haber* — *tener* vielmehr durch ihr methodisches Vorgehen die Aufmerksamkeit des Linguisten auf sich zu lenken. Wir müssen dem Gang unserer Darlegung vorgreifen und auf die historische Forschungsweise hinweisen, wie sie R. Menéndez Pidal in seinen „Orígenes del Español" durchführte, um die Art zu charakterisieren, in der die Vf. die sprachgeschichtlichen und sprachgeographischen Zusammenhänge des von ihr untersuchten Sprachwandels herausarbeitet. Über die verständnis-

[1] Hier macht die Beweisführung des Vf. den Eindruck, als wenn sie sich mühsam auf einer Notbrücke fortbewegt, um doch schlieſslich das Ziel aufzugeben (S. 456—458): „Vielmehr scheint ...", „Man könnte annehmen ...", „Man könnte es annehmen ...", „Vielleicht ...", „Vielleicht hat auch ...", „.... aus unbekannten Gründen ...", „Auch die reflexiven Verben können ...".

[2] Eine wesenskundliche Erklärung durch den „spanischen Aktivismus" lassen wir noch beiseite, da sie lediglich als Zitat aus H. Hatzfelds schon erwähntem Aufsatz angeführt wird.

volle Aufnahme dieser Anregungen hinaus bleibt es ihr persönliches Verdienst, das zeitlich-räumliche Verfahren mit einer bedeutungsgeschichtlichen Fragestellung verbunden zu haben.

Die Arbeit ist, wie notgedrungen jede regional beschränkte romanistische Monographie, ein Fragment; denn schwebt dem Romanisten, halb utopisch vielleicht, als innerer Antrieb seiner Arbeit die Umgießsung jener beiden „Grammatiken der romanischen Sprachen" von Diez und Meyer-Lübke zu einer wirklich historischen „Geschichte der romanischen Sprachen" vor, so wird er sich in der Einzelforschung zwangsläufig bescheiden müssen, ein Stück dieses Feldes mit Sorgfalt zu beackern. Aber die Grenzen dürfen nicht willkürlich abgesteckt und der Zaun um seinen Boden nicht so hoch sein, daſs man den Zusammenhang mit dem Ganzen nicht mehr sieht.[1] Die Schwierigkeit der historischen Abgrenzung nach rückwärts beginnt schon, wenn wir (S. 238—242) aus den lateinischen Schulwörterbüchern die (etwa zwanzig) Bedeutungsumschreibungen für habere und tenere nebeneinanderstellen und sehen, daſs ihre beiden Bedeutungskreise sich fast völlig überschneiden, habere und tenere im „Lateinischen", „wenn auch nicht mit gleicher Häufigkeit, so doch in derselben Bedeutung" nebeneinander gebraucht werden (S. 242).[2] Muſs nicht der Romanist, wenn es ihm darauf ankommt, die in der Entwicklung vom „Lateinischen" oder „Vulgärlatein" zu den romanischen Sprachen bestimmenden Kräfte und Zusammenhänge aufzuweisen, das „Lateinische" selbst als ein werdendes, historischen und regionalen Differenzierungen unterworfenes Idiom betrachten? Liegt nicht in jener inventarischen Aufnahme seines Lexikons vielleicht schon eine Phase des Sprachwandels, den wir im Romanischen untersuchen, verborgen? Besteht zwischen der Geschichte des Lateinischen und der heutigen sprachlichen Gliederung der italischen Halbinsel wirklich nicht mehr Verbindung als es nach der Mehrzahl der romanistischen und latinistischen Publikationen scheinen könnte? Neigen wir dazu, diese Fragen zu bejahen, so behält die von der Vf. gegebene Gegenüberstellung den Wert, die bedeutungsgeschichtliche Kompliziertheit des sonst immer recht roh bezeichneten Bedeutungswandels dargetan zu haben. Aber da die lateinischen Verhältnisse nicht als geschichtliche erfaſst, sondern den spanischen nur als Schema gegenübergestellt werden,[3] bekommt auch der Sprung von der einen zur anderen Analyse

[1] Wiederum müssen wir auf die u. E. zu Unrecht eingeräumte Möglichkeit unabhängiger Entwicklungen im Lateinischen und den verschiedenen romanischen Sprachen hinweisen: „. . . Es bien explicable que varias lenguas románicas, independientemente unas de otras y merced a una inmanente necesidad psíquica, hayan realizado la sustitución" (S. 238; vgl. diesen Artikel S. 4, Anm. 2 und S. 12 Anm. 1). Ablehnung des Zusammenhanges mit dem Lateinischen für *tener* + 2. Partizip, S. 371 ff.

[2] Aber habere wahrt sich mehr inchoative Bedeutung (= empfangen), tenere mehr durative (= in Besitz haben).

[3] Die Scheidung von Bedeutungssphären für das „Haben" (I. unbeweglicher Güter, II. beweglicher Güter, III. von Körperteilen, IV. von Krank-

einen etwas gewaltsamen Charakter. Denn bevor man (S. 244) das Nebeneinander von habere und tenere in juristischen oder literarischen Denkmälern als „pleonastischen Gebrauch" oder „Tautologie" erklärt, müſste doch erwiesen sein, daſs hier nicht eine Verschiedenheit der Bedeutung oder der Sprachsphäre gemeint ist, dem Nebeneinander also keine sinnunterscheidende bzw. stilistische Absicht zugrundeliegt. Was die juristische Terminologie angeht, so zeigt schon eine leichte Prüfung der römischen und spanischen Texte, daſs hier mehr Vorsicht am Platze gewesen wäre; denn da eine Unterscheidung des Rechtstitels habere vom Rechtstitel tenere (und possidere) schon in lateinischer Zeit existiert[1] und sich in dieser Sphäre bis auf den heutigen Tag erhalten hat,[2] geht es nicht an, das Neben-

---

heiten, V. Personen, VI. haben + Abstrakten) wird erst für die spanische Zeit durchgeführt.

Eine ähnlich flächenhafte Auffassung für die lexikologische Entwicklung des Spanischen aus dem Lateinischen finden wir bei H. Hatzfeld (a. a. O., S. 67) vor: das Spanische habe bestimmte lateinische Vokabeln am Leben erhalten (*cama, día, miedo, matar, querer* = lieben, *comer, rostro*), „da Spanien unter den lateinischen Synonymen eine ganz andere Wahl getroffen hat" als die romanischen Schwestersprachen Französisch und Italienisch. Ein sprachhistorischer Prozeſs kann nicht durch den in der Spracherlernung allenfalls praktischen, in der Philologie aber nicht haltbaren Begriff der „Synonyme" erklärt werden.

[1] P. F. Girard, Geschichte und System des römischen Rechts, ed. R. von Mayr, Berlin 1908, I, S. 292 Anm.: „. . . Qui in aliena potestate sunt rem peculiarem tenere possunt, habere possidere non possunt". Über *habere, tenere*, den Unterschied von *detinere* (*detentio, detentor*) und *possidere* (*possessio, possessor*) vgl. auch Sohm, Institutionen des römischen Rechts, Leipzig 1908[13], S. 403ff. und P. F. Girard, Manuel Elémentaire de Droit Romain, Paris 1924[7], S. 280, 292f.; B. Windscheid, Lehrbuch des Pandektenrechts, Frankfurt a. M. 1891[7], I, S. 419 Anm. Windscheid u. a. weisen schon auf das Verschwimmen dieser Unterschiede in der täglichen Rede in lateinischer Zeit (wie im Deutschen u. a. Sprachen) hin. Vgl. J. Grimms Schrift über „Das Wort des Besitzes", Berlin 1850. Über die zugrundeliegenden kulturhistorischen Wandlungen siehe z. B. Justus Mösers Aufsatz „Von dem echten Eigentum" (1778).

[2] Vgl. den geltenden spanischen Código civil, z. B. Artikel 348, wo *propietario, tenedor* und *poseedor* unterschieden werden und *tener* noch *in Besitz haben*, nicht *als Eigentum haben* ist; Artikel 431: „La posesión se ejerce en las cosas ó en los derechos por la misma persona que los tiene y los disfruta". Wichtig wäre der Artikel 430 desselben Gesetzbuches: „Posesión natural es la tenencia de una cosa o el disfrute . . . Posesión civil es esa misma tenencia o disfrute unidos a la intención de haber [!] la cosa o derecho como suyos." Diese „intención de haber la cosa o derecho como suyos" entspricht dem römischen animus domini (Sohm, l. c.) und kennzeichnet deutlich, daſs die spanische Rechtssprache von der römischen Zeit bis heute diese Bedeutungsdifferenzierung von *haber* und *tener* bewahrt hat, ohne daſs das Auf- und Abkommen des Lehnswesens einen wesentlichen Einfluſs auf ihre Geschichte gehabt hätte, wie wohl die Vf. (S. 245f.) meint. Man sieht, daſs man die Bedeutungs- und Sprachsphären noch sorgfältig auseinanderhalten muſs, da *tener* hier nicht die Position von *haber* zu erobern scheint und *haber* noch besteht, und daſs die Interpretation als „fossile Formeln" eine irrtümliche Übertragung eines Resultats aus anderen Bedeutungssphären von *haber* — *tener* darstellt.

einander von *haber* und *tener* in juristischen Texten des Mittelalters als „fossile Formeln" zu kennzeichnen (S. 244).[1]

Ist hier der geschichtliche Faden ungewollt zu kurz abgeschnitten, so übt die Vf. auf der anderen Seite, was die sprachgeographischen Grenzen der Arbeit angeht, bewuſst Beschränkung, indem sie uns für das Katalanische und das Galizisch-Portugiesische gesonderte Untersuchungen verspricht. Den Kern ihrer Arbeit bildet darum die Darstellung des Auftretens von *haber* und *tener* in den kastilischen Denkmälern und den leonesischen und aragonesischen Nachbarmundarten für die Zeit vom 10. Jh. bis an die Schwelle der Neuzeit. Hier geht sie mit einer sehr umsichtigen Differenzierung vor, indem sie einerseits die verschiedenen Bedeutungssphären trennt, andererseits von Jahrhundert zu Jahrhundert und immer unter Berücksichtigung der regionalen Differenzierung vorwärtsschreitet. Im 12. Jh. zeigt sich die Sphäre von *haber* und *tener* noch in ähnlicher Weise wie im Lateinischen abgegrenzt: für das Eigentum unbeweglicher Güter tritt allein *haber* auf,[2] für den Besitz *tener* und *haber*;[3] ganz selten ist noch für die bewegliche Habe *tener*, und auch die lateinische Unterscheidung etwa von *Haben* und *Halten* von Vieh und Gesinde gewahrt (S. 253). Den zeitlichen Wendepunkt für die Entwicklung von *haber* und *tener* im Kastilischen stellt das 13. Jh. dar: *tener* gewinnt gegenüber *haber* allmählich an Raum (S. 255, 257) und wird (noch selten) für das Besitzverhältnis bei Personen, häufiger bei beweglicher Habe, Körperteilen und mit Abstrakten verwandt. Aber immer bewahrt *haber* eine mehr inchoative Bedeutung, *tener* sein duratives Element.

Scheint bisher der Prozeſs ein gleichmäſsiger und eindeutiger (die Ausbreitung von *tener* zu ungunsten von *haber* in Häufigkeit des Gebrauches und Umfang der Bedeutung), so stellt sich in der Folgezeit der Vorgang als ein wesentlich komplizierterer dar: es tritt zunächst eine stärkere regionale Differenzierung hervor, indem die Verbreitung von *tener* wohl in Kastilien-León fortschreitet, in Aragón

[1] Nicht begründet scheint uns auch die Erklärung der lautlichen Form *tove, tuve* (leon., gal., portug. *tive, teveron* u. a.) durch Analogie an das bedeutungsverwandte *hobe, hube*, die, einst von Geſsner (Das altspanische Verbum, Halle 1897, S. 167) u. a. in ähnlicher Weise vorgeschlagen (G. nimmt aber auch für *sovo* < seduit Einfluſs von habuit an!), später (Hanssen, Menéndez Pidal, Manual S. 277) den *ui*-Perfekte im allgemeinen, also nicht nur dem bedeutungsverwandten *tener* zugeschrieben wird. Eine gemeinsame Erklärung der *uve*-Präterita suchte schon A. Fuchs (Über die sogenannten unregelmäſsigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen, Berlin 1840, S. 33f.), allerdings in einer ursprünglichen Zusammensetzung mit *hube* (*and-hube*; *est-hube*; *ten-hube* > *tuve*).

[2] Ob aber die verschiedene Interpretation zweier Verse aus dem Poema del Cid (1401 . . . Valençia que avemos por heredad = *haben, besitzen*; 1472 . . . Valençia ca la tengo por heredad = *halten für, betrachten als*) zutrifft? Wir halten es für wahrscheinlicher, daſs hier *tener* als Besitzausdruck schon in ein neues Stadium getreten ist.

[3] Hier hätte man zur Klärung der rechtlichen Terminologie aus obenerwähnten Gründen die Mitberücksichtigung von *poseer* gewünscht.

dagegen eine wesentlich langsamere Entwicklung nimmt (S. 268, 270, 272, 384);[1] und auf der anderen Seite erweist die Darstellung, daſs es sich in dieser Zeit nicht nur um den Verdrängungsprozeſs von *haber* durch *tener* handelt, sondern daſs deutlich eine „compenetración de los usos de ambos verbos" besteht, so daſs nun *haber* seinerseits auch in den alten Bedeutungskreis von *tener* eindringt (S. 266, 268, 270f., 273, 276, 367, 384). Wie haben wir uns geschichtlich eine solche „Verschmelzung" der Bedeutung beider Verben, die nun gegenseitig in das Bedeutungsterrain des andern vorstoſsen, zu erklären? Offenbar liegt doch, nach den vorangegangenen Darlegungen zu urteilen, ursprünglich nicht eine Bedeutungsfusion vor, aus der nachher *tener* als überlebender Teil hervorgeht. Ist etwa die Verbreitung von *tener* primär, die von *haber* nur eine sekundäre „Reaktion"?[2] Unaufgeklärt bleibt auch die Rolle, die die wortgeschichtlichen Zusammenhänge bei der Ausbreitung von *tener* spielen: gibt es eine Reihe von Abstrakten, die erst spät mit *tener* verbunden werden,[3] so findet man andererseits schon im 13. Jh. *tener* bei *saña* (S. 265), während *tener menester*, im 15. Jh. noch selten, später wieder ganz an Boden verliert (S. 352).

Scheinen uns die hier aufgeworfenen Fragen (regionale Gliederung; Bedeutungsverschmelzung; lexikologische Differenzen) für die sonst vorbildlich herausgearbeitete Übergangszeit vom 13. zum 15. Jh. unbeantwortet zu bleiben, weil die historische Analyse nicht in einen weiteren sprachgeographischen Rahmen eingefügt wurde,[4] so begnügt sich die Vf. für die Zeit von 1550—1700 (S. 355—357) und das 20. Jh. (S. 357—361) schon materialmäſsig mit einem allgemeineren Überblick. Schwankungen im 17. Jh. treten auf, ohne daſs man ihnen noch eine bedeutungsunterscheidende oder stilistische Intention

[1] Daſs Aragón „anderen linguistischen Einflüssen ausgesetzt" gewesen sei, bietet noch keine Erklärung, da ja die in León-Kastilien wirkenden „Einflüsse" nicht herausgestellt sind, sondern die Entwicklung dort geradezu als ein autonome dargestellt wurde.

[2] Aber wo eine bewuſste Reaktion vorliegt, wie im Humanismus und der Literatur des 15. Jhs. (S. 355), kommt eine solche doppelseitige Bedeutungsausweitung nicht vor.

[3] S. 265; S. 353 wird versucht, *haber* bei den Ausdrücken der „compasión, merced, piedad" auf den Einfluſs der Bibelsprache zurückzuführen.

[4] Nur erwähnt wird (S. 234), daſs *tener* sich weitgehend im Portugiesischen, Spanischen, Katalanischen, Sardischen und Süditalienischen durchgesetzt hat. Auch sonst ist die Erklärung regionaler Divergenzen zuweilen nicht weiter verfolgt; für *haber de* oder *haber a* = *müssen*: „Otro problema de menos importancia es la ligazón del infinitivo con el verbo modal" (obgleich das letzte Beispiel für *haber a* sich in einem aragonesischen Text des 16. Jhs. findet und *haber a* noch heute in Aragón gebräuchlich ist). Nach der Erklärung in ZRPh. 47, S. 522 soll *haber de* im Spanischen *haber a* verdrängt haben, „da die vielen vokalisch ausgehenden Verbalformen die Präposition *a* aufsogen". Auch hier scheint uns das Spanische in weiteren Zusammenhängen zu stehen (frz. *avoir a*; kat. Schwanken zwischen *de* und *a* usw.), die diese Erklärung nicht im Auge hat. Betr. regionaler Differenzen beachte ferner den Hinweis auf die asturianische Perfektbildung durch *tener* + 2. Partizip (S. 383).

zuweisen könnte (abgesehen von einem inchoativen Bedeutungselement in *haber*). Und in unserer Zeit finden sich Belege für transitives *haber* in archaisierender Literatursprache (Ricardo León, Valle-Inclán, Muñoz Seca: La venganza de Don Mendo), (bis 1913) in der Bibel, dialektisch in Alto Aragón und, als in der geschriebenen und gesprochenen Sprache übliche Form, nur in besonderen Wendungen (*ha lugar*; *haber a las manos*; *haberselas con*).[1]

Zum Schluſs sei noch erwähnt, daſs die Vf. an einigen Stellen von ihrer streng bedeutungsgeschichtlichen Betrachtungsweise abgleitet, um zu prinzipiellen, einfacheren Erklärungen des Sprachwandels zurückzukehren; diese Deutungsversuche muten nach der gründlichen historischen Analyse etwas blaſs und von auſsen an die Materie herangetragen an und scheinen uns auch die Ergebnisse der Arbeit eher zu vergröbern als klarer herauszustellen: 1. Abschleifungstheorie: *haber* „se encontraba débil y gastado a consecuencia de una excesiva normalización" (S. 237) und weicht vor *tener* zurück „por falta de vitalidad" (S. 361). 2. *Tener* ist stärker, energischer und konkreter (S. 237f., 379) und gewinnt zunächst für materiellen Besitz, dann auch bei Abstrakten Verbreitung (vgl. ZRP. 47, 1927, S. 519; so schon Fontaine, l. c., S. 3ff.). 3. Die Durchsetzung von *tener*, der wir in den „südlichen" Idiomen der Romania begegnen, entspricht der „viva fantasía del hombre meridional", seiner „viva y artística actividad" (S. 237, 242f.; ZRP. 47, S. 514).

VI.

Fassen wir noch einmal zusammen: die hier besprochenen Arbeiten gehen von einer isolierten sprachlichen Erscheinung aus, deren Darstellung im Altspanischen und Entwicklung zum Neuspanischen herausgestellt wird. Soweit sie sprachgeographische Differenzie-

[1] Dort ist wohl der Kreis der herangezogenen Texte etwas eng. Wir denken an das ganz geläufige Auftreten des Partizip Perfekt von *haber* in Ausdrücken wie: „*habida* cuenta de la persistencia de su labor . . .", oder „por el éxito *habido* . . .". Hier tritt vielleicht der inchoative Charakter von *haber* wieder hervor. Noch interessanter ist diese Bedeutungsunterscheidung vor allem in rechtlichen Texten für die Entsprechung „Kinder haben" — „Kinder bekommen", z. B.: „. . . los hijos *habidos* fuera de matrimonio" (Art. 181 der mexikanischen Ley sobre relaciones familiares, 1917); „Los padres tienen para con los hijos *habidos* fuera del matrimonio los mismos deberes que respecto de los nacidos en él" (Art. 43 der spanischen Verfassung vom 9. September 1931); „Si es uno solo de los padres el que reconoce, no será obligado a expresar la persona en quien, o de quien, *hubo* al hijo natural" (Art. 272 des chilenischen Código Civil von 1855). Vgl. dagegen das Nebeneinander von *haber* und *tener* in juristischen Kommentaren und Untersuchungen: „hijos naturales *habidos* antes del matrimonio", „hijos naturales, *tenidos* . . .", „los hijos que *tuvo* con . . ." (Ernesto Quesada, La mujer casada ante el derecho argentino, Buenos Aires 1911, Revista de Derecho, Historia y Letras, S. 4, 6, 7); . . . „es prohibido de declarar el nombre de la persona en quién ó de quién se *tuvo* el hijo" (R. Moreno, La Filiación, estudio de Derecho Civil comparado, Buenos Aires 1914, S. 173f.; S. 163: *hubo*).

rungen in den Kreis der Betrachtung ziehen, ergibt sich in den verschiedenen Untersuchungen ein relativ gleichförmiges Bild, insofern als die westspanischen Mundarten eher als das Kastilische, das Aragonesische später die neuspanische Sprachform annimmt; ähnlich ist das Verhältnis des Spanischen zum portugiesischen bzw. katalanischen Nachbaridiom. Über die Verschiedenheiten hinweg aber stellen sich die Entwicklungen in den romanischen Sprachen der Pyrenäenhalbinsel als homogene dar; von prinzipiellen Entwicklungsdivergenzen (etwa zwischen dem Kastilischen und Katalanischen) kann nach diesen Untersuchungen nicht die Rede sein. Was nun die Beziehungen dieser einzelnen Sprachwandel zu ähnlichen in den anderen Sprachgruppen der Romania angeht, so halten zwar die Vf. Zusammenhänge historischer Art nicht für unmöglich, sind aber doch geneigt, die Entwicklungen im Spanischen als autochthone darzustellen und zu interpretieren. In ähnlicher Weise wird auch die Frage nach den rückwärtigen Beziehungen zum Lateinischen beantwortet: es bleibt offen, ob wir es mit historischen Verbindungen zu tun haben, wenn lateinische Belege zeigen, daſs eine der „romanischen" Entwicklung analoge Erscheinung auch schon in römischer Zeit existierte.[1] Das Lateinische tritt hier aber noch als eine Art linguistisches Sammelbecken auf, in dem die konträren Sprachtendenzen friedlich nebeneinander leben; erst in den verschiedenen romanischen Sprachen sollen dann diese „Tendenzen" des Lateinischen verschieden fortgeführt sein. Und zur Erklärung dieses Differenzierungsprozesses griffen die Vf. bald auf die Abschleifungs-Erneuerungs-Theorie, bald auf wesenskundliche Motivierungen zurück. Letztere, die Begründungen im spanischen Volkscharakter, führten zu zwar blassen, aber verwandten Definitionen: der „emotionelle", „feurige", „aktivistische" oder „lebendig phantasievolle" Charakter des Spaniers soll diese Sprachveränderungen veranlaſst haben.

Von Bedeutung ist ferner, daſs das jeweils untersuchte Sprachphänomen stets in seiner Isolierung belassen blieb und nicht etwa der Versuch unternommen wurde, die historische Parallelität der Entwicklung der Einzelerscheinung mit der Geschichte des Spanischen überhaupt aufzuweisen.[2]

---

[1] Es ist bezeichnend, daſs nur Llorens, dessen Arbeit ein mehr wortgeschichtliches Element enthält, diese Beziehungen als nicht diskutabel voraussetzt.

[2] Nur Bemerkung von E. Seifert, daſs die Wiedereinführung von *haber* und *tener* in Inkunabeln der von *fazer* für *hazer* entspreche (S. 355).

Harri Meier.

Anglonormannische[1] Texte im Ms. Arundel 220 des Britischen Museums.

Allgemeine Einleitung.

Von derselben Hand aus dem ersten Viertel des XIV. Jh. geschrieben sind folgende Stücke nach der Inhaltsangabe des Ms.:

1. *A fragment on the history of Merlyn, consisting of about 240* [richtig 258] *lines, translated from the latin into French verse* (Fol. 1/2, neue Zählung 4).

— —

13. *Touz les feez Charles ſunt trouez eſcriſ en latyn en un liuere Ke est apele Speculum historiale* [rot, dann schwarz] *Historia Turpini* (2 spaltig, eingeleitet): *Jo Willem de Briane, le clers Garin le fiz Gerod, ke maint home a mis a ben e mout plus en mettra ſi deus pleſt, par ſoun comaundement e par le comaundement ma dame Aliz ſa femme, ay propoſe e translate co liuere ke Turpin larceweke eſcriſt de se(s) mayns en latyn e le mettray in Romaunz etc.* [fol. 295/296b] endet: *E ſachet ke kaunke io ay diſt, eſt verite, kar a teſmoyne entray deux ke nous ad creyez.*[2] —

14. *A collection of words and phrases in French verse with English gloſſes written by Walter de Bibelesworthe, for the instruction of Lady Dionyſia de Mounchensy who died 32. Edw. I* (fol. 297/99).

15. 16. *A ludicrous list of articles*; *Epigrammatic verses on the difficulty of pleaſing* (fol. 305/6).

17. *A letter adressed to a lady containing admonitions concerning behaviour to a lover* (fol. 305/6 2. Sp. bis 306b).

Auſserdem von derselben Hand (fol. 275/8) lateinisch 10. Jn jsta Compilacione tractatur, Quale jus Dominus noster, Rex Anglie, intendit habere ad terram Scocye, etc. [Darin als letzte Jahreszahl 1326].

Von älterer Hand geschrieben:

18. Verses upon the unlucky days of the year (fol. 307, agn.)

19—21. Tabellen und Kalendarium (fol. 308—314, lat.).

---

[1] Ich habe den Ausdruck anglonormannisch statt anglofranzösisch, was einige bevorzugen, beibehalten, da dieser Dialekt dem normannischen am nächsten steht, und da der Einfluſs anderer kontinentaler Dialekte erst mit dem XIV. Jh. sich im englischen Französisch breiter bemerkbar macht, als diese Mundart bereits im Verfall begriffen war.

[2] Als zu umfangreich nicht mitgeteilt.

22. *Introduction to the Kalendar next following* (314b), beginnt: Ce Kalender eſt eſcrit de la table Tholet le an noſtre ſingur mil CCIXXXIX (= 1289), ein Hinweis auf die Entstehungszeit des Textes).

Die folgenden und viele andere agn. Texte habe ich vor nunmehr 56 Jahren mit der Absicht, sie zu veröffentlichen, abgeschrieben, bin aber erst jetzt, hoffentlich nicht zu spät, zur Ausführung gelangt.

Nr. 1 ist bereits abgedruckt, und zwar in den Archives des Missions scientifiques et litéraires, Vol. V, S. 89—96 von Vicomte Hersart de la Villemarqué, doch ungenau, bis auf die Angabe einiger Wortbedeutungen, ohne weiteren Kommentar. Von Joh. Vising, Anglo-Norman Language and Literature, Oxford University Press, 1923, unter Nr. 297 erwähnt. Doch dürfte sich eine verbesserte Neuherausgabe nebst den erforderlichen Erläuterungen verlohnen. Hier Nr. I.

Zu Nr. 13 ist Gaston Paris, De Pseudo-Turpino, Paris 1865, zu vergleichen, wo auf S. 60 von P. Meyer die obige Einleitung mitgeteilt wird.

Nr. 14 hat Thomas Wright in den von ihm und Halliwell herausgegebenen Reliquiae Antiquae (1841—3) II, S. 78ff., doch recht fehlerhaft, veröffentlicht, und so habe ich auf Grund aller mir zugänglichen Hss. eine kritische Neuausgabe ausgearbeitet, die noch ungedruckt ist, auf die ich aber, besonders bei den folgenden sprachlichen Erörterungen, gelegentlich verweisen muſs. Inzwischen ist zwar eine neue Ausgabe unter dem Titel *Le Traité de Gautier de Bibbesworth, publié par* A. Owen, Paris 1929, Presses Universitaires, erschienen, in der vollständigere Abschriften gewisser Codices benutzt werden konnten, die aber manche kritische Mängel aufweist, worauf ich an dem obigen Orte einzugehen gedenke, so daſs noch Raum für die Veröffentlichung meiner eigenen Arbeit bleiben dürfte.

Nr. 15, von Vising nicht erwähnt. Abgedruckt von Leroux de Lincy in Le livre des proverbes français, Paris 1859, XXXII, II, 471. Einige der hier zusammengestellten Ausdrücke finden sich in Zusatzversen jüngerer Hss. hinter V. 223 des obigen Traktats von G. de Bibbesworth. Hier Nr. II.

Nr. 15 u. 16 von Francisque Michel in seiner Ausgabe der *Riote du Monde. Le roi d'Angleterre et le Jongleur d'Ely*, Paris 1834 als Anhang S. 46 abgedruckt. Vgl. auch *Nicole Bozon, Contes moralisés*, ed. P. Meyer u. S. Toulmin Smith, Paris 1889, Nr. 132. — Da von Michels Büchlein nur 100 Exemplare abgezogen sind, dürfte auch hiervon ein neuer Abdruck gerechtfertigt sein. Hier Nr. III.

Nr. 17. Nicht von Vising notiert und meines Wissens bisher ungedruckt. Endet fol. 306b: *Le aan du regne le Roy Edward fiz le Roy Henry vint e seitime* (d. h. 1299!). Hier Nr. IV.

Nr. 18. Bei Vising als 307 angeführt. Zu vergleichen sind Archives des Missions scientifiques et litéraires, II. Série, Tome 4, S. 162 und Tome 5, S. 174f. (P. Meyer); Notices et Extraits de la biblio-

thèque nationale XXXIV, I, 137, Bulletin de la Société d'anciens textes, 1883, S. 94; E. Stengel, Codex Digby 86, II, 99 und Les Prophecies de Merlin, ed. L. C. Paton, 1925/6, I, 160f.

I. Les prophecies Merlin.

1. Einleitung.

Die romantische Gestalt des Wahrsagers Merlin tritt zum ersten Male deutlich in der *Historia Regum Britanniae* des Gottfried (Galfrid) von Monmouth,[1] die etwa 1136 entstand, hervor, und aus der sich dann die später so weit verbreitete und vielfach verzweigte Artussage entwickelte. Gottfried, wal. Gruffud ab Artur, der 1154 als Bischof von St. Asaph starb, benutzte zu seinem Werke die Schriften seiner Vorgänger Gildas, Beda, und die einem Nennius zugeschriebene *Historia Britonum*,[2] tat aber auch viel Eigenes, sei es auf heimische Überlieferungen gestützt, sei es frei erfunden, hinzu. Von dem Inhalt der Historia Gottfrieds, die mit dem fabelhaften Stammvater Brutus beginnt und mit dem Siege Athelstons endet, kommt es hier jedoch nur auf die Prophezeiungen Merlins an, die in das VII. Buch (Faral, cap. 109—118) eingeschaltet und dem Bischof Alexander von Lincoln (1122—48) gewidmet sind. Wie Gottfried in dieser Widmung angibt, habe Alexander ihn veranlaſst, eine frühere Schrift von ihm, die er vorher aus einer britischen ins Lateinische übersetzt haben will, an der genannten Stelle einzufügen. Die Existenz einer solchen Vorlage wird zwar von Faral bezweifelt, der vielmehr der Ansicht ist, daſs Gottfried die rätselhaft klingenden Weissagungen, ähnliche Aussprüche in lat. Autoren und in der Bibel nachahmend, selbst ersonnen habe.[3] Die Nachahmung sei zugegeben, doch könnte auch der Verfasser jener britischen Schrift sich bereits dieser Quellen bedient haben, so daſs Gottfrieds Angabe auf Wahrheit beruhen möchte. Indessen ist die Entscheidung hierüber von keiner Wichtigkeit für uns.

Nun will aber Faral ihm die in lat. Hexametern verfaſste *Vita Merlini*[4] gleichfalls zuschreiben, besonders, da er am Schluſs als Autor mit den Worten *Laurea serta date Gaufrido de Monemuta* genannt wird. Die früheren Herausgeber und Kommentatoren dieser Dichtung

---

[1] G. Gottfried's von Monmouth Historia Regum Britanniae, hrsg. von San Marte (A. Schulz), Halle 1854. — Neuere Ausgaben: The Historia Regum Britanniae of Geoffrey of Monmouth ... by Acton Griscom, London etc. 1929. La Légende Arthurienne ... par Edmond Faral Paris 1929, Bibliothèque de l'École des Hautes Études, 3 Bde. (worauf ich durch Herrn Prof. Hilka gütigst aufmerksam gemacht worden bin).

[2] Texte bei Faral Bd. III., Kommentare Bd. I u. II. Den Namen Nennius habe ich im folgenden beibehalten, um diese Historia von der Gottfrieds kurz zu unterscheiden.

[3] II, 8ff. u. 249.

[4] Godfridi de Monemuta Vita Merlini, publié par Francisque Michel et Thomas Wright, Paris 1837; Faral III, 307ff. — S. ebd. II, 28ff.

haben dagegen deren Echtheit bezweifelt, und wenn Faral auch ihre Einwendungen gegen die Beziehung der darin enthaltenen Prophezeiungen auf bestimmte Personen oder Ereignisse entkräften mag, so widerspricht doch Form und Inhalt ganz der Darstellung in der echten Historia. Vornehmlich ist der Charakter Merlins, der hier wild in den Wäldern Caledoniens haust und daher den Beinamen *Silvestris* oder *Caledonius* erhält, während jener *Merlinus Ambrosius* genannt wird, völlig geändert. Schon früh wurden beide in einem Inhaltsverzeichnis, das Heinrich von Huntingdon, der Verfasser der Historia Anglorum, übereinstimmend mit dem eines Abtes Robert (1139), mitteilt mit den Worten *prophetia Merlini, non Silvestris, sed alterius, id est Mellini Ambrosi* deutlich voneinander geschieden.[1] So mag der Dichter der Vita, um seinem Werke ein gröſseres Ansehen zu verleihen, ihm fälschlich den Namen des Verfassers der damals schon berühmten Historia als den des Autors angehängt haben. Trotzdem hat die Vita nie viel Verbreitung gefunden, was daraus hervorgehen dürfte, daſs nur eine Hs. davon bekannt ist, und daſs die Prophezeiungen nur in ein paar späteren mengl. alliterierenden Gedichten behandelt werden.[2]

Dagegen bezeugt nicht nur Griscoms Nachweis (S. 551ff.) von hunderten von Mss. der Historia Gottfrieds, darunter 48 aus dem XII. Jh., sondern auch eine Anzahl von Bearbeitungen oder Übersetzungen die groſse Beliebtheit dieses Werkes. Da haben wir die Übertragung in lat. Verse unter dem Titel *Gesta Regum Britanniae* und in französischen Reimen im sog. *Münchener Brut.*[3] Als Quelle diente noch im XII. Jh. die Historia für Gaimars *Estorie des Bretons*, für den *Merlin* des sog. Robert de Borron[4] und namentlich für den *Roman de Brut* des Wace,[5] der wiederum von Layamon[6] in seinem engl. *Brut* (1205), wenigstens zum Teil, und anderen benutzt wurde. In das XIII. Jh. fällt auch der franz. *Prosaroman* von Merlin,[7] in dem dieser Stoff in weitschweifiger und von der üblichen Darstellung zum Teil abweichender Form bearbeitet ist.

Obwohl inhaltlich verwandt, doch ohne engeren Zusammenhalt mit der Historia sind die verschiedenen Bruts oder Chroniken in altwalisischer Sprache, von denen Griscom (S. 586ff.) noch zahlreiche Hss. aufführt, von welchen jedoch nur die Gruppe *Brut Tysylio*, in Übersetzungen bei San Marte und bei Griscom veröffentlicht, bisher bekannt geworden ist. Diese Chroniken können hier jedoch füglich

---

[1] II, 21. Ebenso Giraldus Cambrensis (1180); ebd. S. 46.

[2] S. Vita Merlini, ed. Michel u. Wright, Einl. XVIff.

[3] Hrsg. von Hofmann und Vollmöller, Halle 1877.

[4] S. Wells, A Manual of the Writings in Middle English, New Haven 1916, I, 31, 40ff. etc.

[5] Vgl. A. Ulbrich, Über das Verhältnis von Wace's Roman de Brut zu seiner Quelle, Roman. Forschungen, XXVI, 218ff.

[6] s. Brandl in Pauls Grundriſs II, 621 und Wells a. a. O. 190ff.

[7] Merlin en prose du XIIIe siècle, publié par G. Paris et J. Ulrich, Paris 1886.

außer Betrachtung bleiben, da die Sprache, in der sie gefaßt sind, ihre Einwirkung auf weitere Kreise ausschließt. Ebensowenig ist es erforderlich auf spätere Texte, in denen der Einfluß Gottfrieds mehr oder weniger direkt erkennbar ist, wie auf Peter Langtofts agn., auf Roberts von Brunne und Roberts von Gloucester[1] engl. Chroniken, hier einzugehen, da deren Entstehungszeit — das XIV. Jh. — jenseits der vermutlichen unsers Denkmals (Ende des XIII.) liegt.

Nachdem wir so einen Überblick über die Bedeutung der Historia in der allgemeinen Literatur gewonnen haben, gehen wir näher auf unser Thema, die Prophezeiungen des Merlin, ein, da unser Text in seiner Einleitung von diesen ausgeht, um sich tadelnd gegen die falschen Auslegungen derselben zu wenden. Vielfach glaubte man damals an deren Richtigkeit, da sie sich wiederholt erfüllt zu haben schienen, was freilich kein Wunder war, da sie angeblich zur Zeit, als die Sachsen zum ersten Male in Britannien gelandet waren, ausgesprochen, aber erst Jahrhunderte darnach aufgezeichnet wurden, so daß die Weissagungen sich leicht auf inzwischen eingetretene Ereignisse beziehen ließen, oder vielmehr auf diesen aufgebaut waren. Die Deutung der rätselhaften Aussprüche Merlins ließ sich demgemäß wohl bis zur Regierungszeit Heinrichs I., an deren Schluß Gottfrieds Schrift entstand, durchführen,[2] aber für die spätere Zeit (d. h. etwa von Kap. 113 der Historia ab) tappte man völlig im Dunklen und konnte die Weissagungen bald auf diesen, bald auf jenen Herrscher beziehen. So beschäftigten sich angesehene Schriftsteller und Gelehrte dieser Zeit ernstlich mit der Auslegung dieser Prophezeiungen wie Ordericus Vitalis in seiner Historia Ecclesiastica (San Marte S. 343), Matheus Paris, Ranulphus de Diceto (Vita Merlini, S. XXIVff.), Vincenz von Beauvais (ebd. S. XLVIf.), und Alanus de Insulis schrieb sogar sieben Bücher Explanationum darüber (ebd. S. LIXf.).

Doch auch populäre Prosabearbeitungen sind vorhanden; vgl. Vising Nr. 300, der auf *Ward, Catalogue of Romances in the Department of Manuscripts in the British Museum* verweist, wo I, 308 "*The prophecies of Merlin, prose chronicle ex eventu of the reigns of Henry III. and Edward II.*" angeführt werden. Von größerer Bedeutung sind jedoch die prosaischen *Prophecies de Merlin*, die Lucy A. Paton nach 17 Hss. und alten Drucken, davon vier in italienischer Sprache, mit gründlich und sorgfältig bearbeitetem Kommentar herausgegeben hat.[3] Nach ihren Darlegungen entstand dieser Text etwa 1276—8 in Italien, wahrscheinlich in Venedig, da zahlreiche Weissagungen auf die dortigen Verhältnisse während der Kämpfe zwischen Ghibellinen

[1] S. Wells a. a. O. 195ff. u. 199ff.
[2] S. Faral II, 49ff., besonders S. 52ff.
[3] Les Prophecies de Merlin edited from Ms. 593 in the Bibliothèque of Rennes by Lucy Allen Paton for the Modern Language Association of America, London etc. I, 1926, II, 1927, Printed in France, Presses Universitaires.

und Guelfen deuten. Einen andern Bestandteil des Inhalts bietet die Artussage, besonders die Romane von Lancelot und Palamedes, in denen auch Merlin eine wichtige Rolle spielt.[1] Die Darstellung ist aber völlig abweichend von Gottfrieds, und nur nebenher, als bekannt vorausgesetzt, werden Umstände, wie die dämonische Geburt Merlins, die Burg Vortigers, die darunter verborgenen Drachen usw. (s. u.), doch nicht in allen Hss., erwähnt, während die Sachsenkriege mit der Artussage vermengt werden (s. S. 376ff.). Immerhin wäre es möglich, daſs der Vf. unserer Verse auch diese Bearbeitung bei seinem wegwerfenden Urteil im Auge gehabt habe, aber keinesfalls sicher, da die Entstehungszeiten beider Texte für die Annahme einer weiten Verbreitung der letzteren zu nahe beieinander liegen, da ferner die in England befindlichen Hss. (zwei im British Museum,[2] eine im Privatbesitz, dem Ende des XIII. Jhs. angehörig) ihrer Sprache nach, soweit die angeführten Auszüge und Lesarten ein Urteil zulassen, auf dem Kontinent geschrieben (pikardisch?), und da Merkmale einer besonderen Beziehung fehlen. Wieder andere abweichende Prophezeiungen sind schon bei der Besprechung der Vita Merlini und der mengl. alliterierender Gedichte erwähnt worden.[3]

Indessen gab es schon frühzeitig Zweifler an der Unfehlbarkeit des Propheten, von denen in der Vita Merlini (S. 2ff.) Giraldus Cambrensis, Peter von Blois, Wilh. von Newbury genannt werden, wie er auch in späterer Zeit in zweifelhaftem Rufe fortlebte; s. u. a. Shaksperes Henry IV[1], III, 1, 154, Lear III, 2, 97.

Auf welche von den angeführten angeblich falschen Prophezeiungen unser Autor auch gezielt haben mag, jedenfalls war sein Einspruch hinreichend begründet. Warum er aber seine Arbeit abbrach, ehe er zu seinem eigentlichen Thema gelangte, ist nicht recht ersichtlich. Sollte die Überschrift andeuten, daſs er nur den einen darin bezeichneten Abschnitt zu versifizieren gedachte, worauf vielleicht auch der Schluſs (s. die Anm.) hinweist? Oder war etwa dem Kopisten des Arundel Ms. nur dieser Teil eines tatsächlich vollendeten Werkes bekannt, oder aber ist die Fortsetzung seiner Abschrift verloren gegangen? Eine sichere Antwort ist darauf nicht zu geben.

Bevor wir nun näher auf unsern Text eingehen, müssen wir festzustellen suchen, ob der Vf. ihn direkt der Historia oder einer andern Quelle entnommen hat, da er Gottfried nirgends nennt, sondern sich auf den *Brut* V. 21 u. 44 und auf *le liuere a Merlin* V. 25 beruft, auſserdem, wie wir sehen werden, ein paar Stellen überspringt und

---

[1] S. besonders II, 346ff.

[2] S. Ward, Catalogue I, 371ff.

[3] Ich führe hier schlieſslich eine Notiz an, die ich mir vor vielen Jahren gemacht habe, die ich aber jetzt nicht weiter verfolgen kann: Im Harl. Ms. 1605 gehört der Abschnitt von den Weissagungen Merlins offenbar zum Ganzen, wenn auch von fol. 17, wie es scheint, einige Blätter fehlen. Ms. des XIII. Jhs., Sprache des XII., Alexandriner. Übersetzung des Gottfried von Monmouth; cfr. Michel, Rapport.

in einigen Einzelheiten (s. die Anmerkungen) von ihm abweicht. Was das Erstere betrifft, so kann etwa Waces Brut nicht gemeint sein, da dieser ja nicht in *latyn* (S. 26) geschrieben ist und überdies die Prophezeiungen nur kurz behandelt, ebensowenig Layamons gleich betiteltes Werk, vielmehr bedeutet *Brut* wie dort und andrerorts einfach Chronik und kann somit auf die Historia bezogen werden. Die Vita Merlini wird schon durch die Überschrift (*Merlyn ambrosie*) ausgeschlossen. Die andern Abweichungen erklären sich mit der Annahme, daſs unser Autor einerseits seine Vorlage absichtlich kürzen wollte, andrerseits das Original nicht immer vor Augen hatte oder sich kleiner dichterischer Freiheiten bediente. Daſs er aber wirklich Gottfried benutzte, geht aus der lateinischen Schluſsnote hervor, in der er auf eine gleichfalls im Arundel Ms., fol. 52—55, doch von andrer Hand geschriebene befindliche Kopie von *Galfridi Monmutensis Historia Britonum* (nicht in Griscoms Liste) verweist, in der die dort zitierten Worte, *ve rubeo draconi* tatsächlich an der bezeichneten Stelle stehen. Unsere Version ist also, obwohl an erster Stelle geheftet, offenbar erst später hinzugefügt worden. Ich habe den Text dieser Kopie, wenn auch nicht Wort für Wort, mit dem von San Marte veröffentlichten, von dem die andern an den hier in Betracht kommenden Stellen nur unwesentlich abweichen, verglichen und gefunden, daſs er diesen Texten im ganzen bis auf einige Auslassungen entspricht. So fehlt hier, ebenso in unserm Fragment, die Widmung an Bischof Alexander, doch ist dies nichts Auffälliges, da diese in einer ganzen Gruppe von Hss. (s. Faral II, 24) übergangen ist.

Vergleichen wir nun eingehender die Darstellung im vorliegenden Fragment mit der in Gottfrieds Historia, so sehen wir, daſs die Anlehnung in V. 47ff. mit dem 5. Kapitel des VI. Buches (Faral, cap. 93) beginnt. Hier erzählt Gottfried ebenfalls von einem Könige *Constantin*, der drei Söhne hatte: *Constans*, *Aurelius Ambrosius* und *Uterpendragon* (s. V. 63). Den Inhalt der folgenden Kapitel gibt unser Autor aber stark verkürzt. Hiernach wurde Constantin ermordet, worauf sein 'consul' Vortiger den ältesten Sohn jenes, Constans, obwohl er Mönch geworden war, als König einsetzte, der jedoch alle Macht in die Hände des Statthalters legte. Da diesen selbst nach dem Throne gelüstete, stiftete er eine Schar von ihm geworbener Pikten an, Constans zu ermorden, lieſs dieselben aber, scheinbar über diese Untat aufgebracht, töten und machte sich selbst zum Könige. Die jüngeren Brüder jedoch, um ihr Leben besorgt, entflohen nach der Bretagne. Die Pikten aber, um ihre erschlagenen Landsleute zu rächen, überzogen Vortiger mit Krieg. Zur Abwehr gegen diese nahm Vortiger nun die Sachsen, die inzwischen unter Hengist und Horsa in Britannien gelandet waren, in seine Dienste. Die Sachsen besiegten die Pikten, setzten sich aber jetzt im Lande fest.[1] Vortiger vermählte sich darauf mit einer Tochter Hengists, obgleich diese Heidin war,

[1] Dieser Abschnitt (Kap. 10—12) nicht im Brut Tysylio.

worüber die schon Christen gewordenen Briten so empört waren, dafs sie ihn absetzten und Vortimer einen Sohn aus erster Ehe, zum Könige wählten. Dieser kämpfte zwar siegreich gegen die Sachsen, wurde aber von seiner Stiefmutter vergiftet, worauf Vortiger sich abermals die Königswürde anmafste. Vorgeblich zur Versöhnung berief nun Hengist die Edlen beider Völkerschaften zu einer Versammlung ein, die aber durch den Verrat der Sachsen mit der Ermordung der Briten blutig endete. Hierdurch geriet Vortiger wieder in Not, und da zu dieser Zeit auch die mittlerweile erwachsenen jüngeren Söhne Constantins eine Heerfahrt gegen den Mörder ihres Bruders rüsteten, beschlofs Vortiger zum Schutz gegen seine Feinde, eine feste Burg zu bauen. Hiermit beginnt das 16. Kapitel Gottfrieds (Faral, cap. 106), dem sich unser Autor nunmehr enger anschliefst, nachdem er jedoch die ganze Geschichte mit den Sachsen als für seinen Zweck gleichgültig übersprungen hat.

Schliefslich sei noch die Frage aufgeworfen, ob nicht auch die Merlin-Dichtung von Walter von Bibbesworth verfafst sein kann, da Sprache und Versbau darin, wie aus den folgenden Kapiteln hervorgehen wird, mit denen in seinem in demselben Ms. abgeschriebenen Traktat viel Ähnlichkeit haben. Da aber dieselben Eigentümlichkeiten auch in andern agn. Denkmälern, was hier nicht ausführlicher dargelegt werden kann, erscheinen, und da die Art von Walters uns erhaltenen Dichtungen — aufser dem Traktat[1] eine Mahnung zur Kreuzfahrt, ein Loblied auf die Frauen und ein Preis der hl. Jungfrau — wenig zu unserm Texte stimmt, erhielte eine solche Vermutung keine Stütze.

2. Sprache und Versbau.

Die Sprache unsers Fragments, um diese jetzt genauer zu bezeichnen, ist der anglo-normanische Dialekt, wie er Ende des XIII. und Anfang des XIV. Jhs. im englischen Ostmittellande, der Heimat Walters von Bibbesworth, geschrieben und grofsen Teils auch wohl gesprochen wurde, wenn man gewisse Züge, die offenbar von Schreibern aus andern Gegenden oder aus anderer Schreibschule herrühren, davon abzieht. Ich habe diese Sprache in meinem Kommentar zu Walters Traktat eingehend dargestellt, da aber meine Ausgabe desselben, wie oben gesagt, noch nicht veröffentlicht ist, und da Miss Owens Untersuchungen hierüber zu oberflächlich sind, wiederhole ich hier die wichtigsten Erscheinungen in der Laut- und Flexionslehre, die in beiden Denkmälern meist übereinstimmen.

1. Franz. *ai* aus lat. *a* wird im Inlaut meist zu offenem *e* (*ee*): *feet* 29, *fere*, *trere* 35/6, *pees* 203 etc.

Im Auslaute bleibt *ay* 25, *say* 133, *dirray* 41; ebenso vor folgendem *l* und (*g*)*n*, doch ohne Mouillierung: *Bretayne* 46, *overayne* 88, *batayles*

[1] Erklärend sei beigefügt, dafs dieser dem Unterricht der Kinder einer Edelfrau im richtigen Gebrauch der französischen Sprache dienen soll.

229 (: *merveyles*, dessen *ey* auf *i* beruht). Treten aber in der Konjugation noch andere Laute oder Silben hinzu, so wird *-ey-*, in jüngeren Kopien öfters auch *-oy-*, geschrieben: *voudreyt* 8, *esteyent* 125, *soleye* 166, doch auch *feroyt* 71, *estoye* 180, *avoit* 215.

2. Folgt auf *a* + *n* ein andrer Konsonant, so tritt *-u-*, Verdumpfung andeutend, seit etwa Mitte des XIII. bis Mitte des XIV. Jhs. dazwischen, in unserm Ms. fast regelmäßsig durchgeführt: *deuisaunt* 1, *kaunt* 64, *comaunda* 85, *saunc* 100 usw.

3. Franz. *ie* aus lat. *a, e* wird zum *ē*: *mester* 87 (: *durer*), *mouster* 121 (: *-er*), *pere* 233, *secle* 256; *reyn* für *rien*, 94 u. 210 rührt wohl nur vom Schreiber her. Doch s. Bemerkungen zu Nr. IV.

4. Franz. *eu* aus lat. *ò* vor *r* wird agn. zu *ū*, in älteren Texten so geschrieben, später *ou*: *menour* 61, *honur* 62, *jour* 82, *jurs* 170 usw., ausnahmsweise *huere* 254; ferner *quer* (cœur) 6 u. ö.

5. Franz. *ŏ* vor nasalem *n* oder *m* wird gleichfalls zu *ū*, ursprünglich so geschrieben, meist *-ou*, später, wie auf dem Kontinent, *-o-*: *sounge* 17, *counter* 42, *enchesoun* 45, *noun* 49 usw., doch stets *bon* 23 u. ö. Aus lat. *u* bleibt *u*, meist so oder *v*, mitunter *o* geschrieben: *vnkes* 5, *vus* 125, *sunt* 127, *cum* 17, *com* 137, *savom* 143, *fount* 188 usw.

6. Franz. *oi*, lat. *ē, ī, ĭ*, wird agn. zu *ei, ey*, in jüngeren Hss. durch kontinentalen Einflufs auch *oi, oy* geschrieben: *deyt* 41, *dreyt* 48, *roy* 48 u. ö., *rey* 149 usw.; *veyr* 22 und 206 reimt auf *-er*. So reimt auch der Infinitiv auf franz. *-oir*: *sauer* 159 auf *-er* 188. Ferner *sey* 71, 79, aber *moy* 167/8, 201.

7. Franz. *ou*, lat. *ō*, auch agn. *ou*, doch auch *u, o* geschrieben: *tut* 32/33, *tot* 81, *tote* 27, *tout* 218, einmal *tuit* 34 (ältere Pluralform); auch aus *u* + *l*; meist *mout* 16 usw., *mut* 162. Franz. *ui*, lat. *o, u* + *c* usw., wird agn. zu *ū*: *su* 32, *nuyt* 83, *nut* 229, *pus* 54, 179 usw.; V. 177 *consu* = *concui*, altes Praet. von concevoir, Burguy II, 15; demgemäfs V. 178 *menoust* = *menuit*, von manoir (ebd. 36f.) = *demeurer*, mit verstummtem t, oder, wenn man *maneir* die Bedeutung „behalten" geben kann, = *menu*(i). — Franz. *ieu* zu *ū*: *lu* 78; dagegen *poy* (*peu*) 207, 242. — Zuweilen Verdoppelung kurzer Vokale: *aad* 55, *beel* 80, *noort* 106, was wohl auf Dehnung deutet.

8. Franz. *u* = *ū*, aus lat. *ū*, wird agn. ebenso geschrieben, gilt aber = *ū*; s. den Reim *venuz* : *touz* 193/4. Merkwürdig ist die Schreibung *seuz* 105 für *suz* statt *sud*.

In unbetonten Vor- und Mittelsilben wird der Diphthong zu einfachem Vokal abgeschwächt: *enchesoun* 45, *acoun* 110, *mesoun* 118; er fiel aus in *frai* 192 und ähnlichen Formen; *a* zu *e* in *menu*(*t*) 178 (s. o.).

Das unbetonte End-*e*, das in späteren agn. Texten öfter vernachlässigt oder an falscher Stelle hinzugesetzt wird, wird hier im Reime meist richtig behandelt, z. B. V. 17/18, 27/28, 37/38, 39/40, 55/56 usw.; es fehlt nur in *comaund* 109 (richtig 220) und *plener* 214. In den Femininformen der Partizipien auf *-e*(*z*), die auf *-ee* ausgehen

sollten, ist es durchweg verstummt, so V. 56 in *apelé*, V. 153/4 *amené*: *honuré* und, wo es geschrieben wird, gilt es als Längezeichen, so in der Überschrift *nee*; s. oben ad. 1). Ob es im Versinnern immer an richtiger Stelle steht, kann erst die metrische Untersuchung lehren.

In unbetonten einsilbigen Wörtern und in Flexionssilben muſs dies *-e-* einen dumpfen Klang gehabt haben; so schreibt der Kopist *co* statt *se* 129 u. 181, doch *se* 219. Ferner erscheint die Verbalendung *-ent* meist als *-unt*, wie auch in Walters Traktat,[1] so V. 27, 30, 81, 97, 98 usw.; daneben *-ent* V. 64, 91, 92 usw.; ebenso *u* in *menamus* 173.

Betreffs der Konsonanten genügen einige Bemerkungen über die Eigentümlichkeiten unserer Hs., die sich jedoch z. T. auch in andern agn. Denkmälern, besonders bei Walter finden. Auf Stimmlosigkeit des *s* im Anlaut, auch im Inlaut zwischen Vokalen deuten Schreibungen wie *ſa* für *ça* 4 usw. Im Inlaut verstummte es auch vor andern Konsonanten, wenigstens in der Aussprache des Schreibers, so in *cechun* 7, *checun* 96, *deke* 105/6 usw., oder wurde an falscher Stelle gesetzt: *dist* 13, *eſcriſt* 14, *pluſt* 80, *tretust* 83 (dagegen *treſtuz* 85). Daſs es im Auslaut in satztonlosen Wörtern nicht tönte, ersieht man aus Schreibungen wie *saun* 34, 100 u. ö. (*saunz* 132) *me*(*s*) 164, *e*(*st*) 84, *ver*(*s*) 120. Zuweilen wechseln *s* u. *z* an dieser Stelle. Berechtigt ist letzteres, wenn vor *s* ein *t* ausgefallen ist, wie in *tuz*, *petiz* 30, *enfaunz* 76, doch *enfauns* : *grauns* (l. *graunt*?) 123/4, *messagerez* 113 usw., wonach beide Zeichen den gleichen Laut, stimmhaftes *s*, darstellten. Auch sonst sollten Muten vor *s* verstummen, doch geschrieben in *poustifs* 48; der Reim: *iadys* ist also rein. Die Schreibung *temps* 24 u. ö. statt *tens* deutet daher auf einen Kopisten jüngerer Zeit. Stets erscheint *z* als Flexionszeichen an Partizipien Praetr., besonders wo der Reim es erfordert, so 53/4, 59/60 *murdriz* : *petiz*, 131/2 *engendrez*: *neez*, 193/4 *venuz* : *touz*; dagegen *tray* : *murdry* 65/66. Eigentümlich für den Schreiber unseres Ms. ist der Ersatz von *-et* für *-ez* der 2. Pers. Plur., so *creet* 13, *trovet* 14, *sachet* 18 usw., dagegen *verrez* 234, trotz *volet* (st. *volez*) im Reim, eine Schreibung, die sich mitunter auch in andern agn. Denkmälern,[2] öfters in Walters Tretiz, findet. Wahrscheinlich rührt sie aber vom Schreiber her, der damit eine örtliche Aussprache wiedergibt, da kein Reim auf echtes *-et* sie bestätigt. Ich habe daher, schon der Deutlichkeit halber, überall *-et* in *-ez* korrigiert, doch diese Änderung durch Schrägschrift bezeichnet.

d im Auslaut geht nach *t* über, daher ist der Reim *comaund*: *enfaunt* 109/10 legitim; *t* nach *n* berührt sich andrerseits mit dem k-Laut; so reimt *saunc*: *enfaunt* 99/100; ähnlich V. 185/6, 195/6, 221/2, welche Bindung auch an andern Orten belegt ist;[3] s. *maunke* Nr. IV 7.

---

[1] Siehe u. a. Stimming, Boeve de Hanstone, S. 183; Menger, The Anglo-Norman Dialect, S. 123; Tanquerey, L'Évolution du verbe anglo-français, S. 292.

[2] Stimming, S. 229f., Menger, S. 96ff., Tanquerey, S. 208.

[3] Vgl. meine Ausgabe des Chardri (1879), S. XXXV, Stimming, S. 222 etc.

k nach älterem Brauch für lat. *qu* in Fürwörtern und Konjunktionen *ke* 1, 3, 5 usw., *ky* 143/4, *kar* 35, *kaunt* 64 usw., nicht in *cum* 17, *com* 137, *coment* 45, *quel* 45, *ques* 43; im Inlaut *unkes* 5, *deke* 106 usw., meist im Auslaut: *saunk* 186, *lak* 240, *blaunk* 237, doch *saunc* 100. — Vertauschung von *c* in *ch* zeigen *cechun* 7, *encercha* 77, *acerche* 116 (pikardischer Einfluſs?).

g dient als Palatal und als stimmhafte Affricata, auch vor tiefen Vokalen: *sounge* 17, *gere* (guerre) 56 (doch *guer[e]s* 124, Adv.), *leydenga* 130, *iugaunt* 195; es fehlt als Zeichen des Schmelzlautes vor *n*: *Bretayne, oueravne* (s. o.), steht jedoch im formelhaften *seignours* 1, dagegen ohne *n* in *seygour* 98.

Konsonantverdopplung ist im allgemeinen, auſser vielleicht ſſ — *iſſi* (ici) 14, *paſſe* 24, *puſſent* 94 — in älterer Zeit wenig beliebt, daher *home* 43, *coment* 45, *atendre* 75, *gere* 56, *tere* 58 usw., dagegen häufig im Futur: *dirrai* 41, *lerrai* 161, *serra* 197 usw.

Von der ursprünglichen Flexion des Artikels, Substantivs, Adjektivs, Pronomens und Partizips sind noch einige Spuren vorhanden; so lesen wir V. 57 *ly roys Germouns*, V. 84 *ly roys*, V. 4 u. 237 *ly vns, ly autres*, V. 125 *ly vns*, V. 141 *ly rous*.

Das Nominativ *-s(z)* steht ferner richtig im Namen *Constaunz* 52 u. 59, im Adj. *poustifs* 48, in den Partizipien *occys e detrenchez* : *corounez* 53/4, auch V. 59 u. 131/2 (s. o.); im Pronomen *ques* (quels) 43. Doch im allgemeinen ist das richtige Verständnis der alten Regeln nicht nur dem Schreiber, sondern auch dem Vf., wie auch sonst schon frühzeitig den agn. Autoren[1], abhanden gekommen. So heiſst es stets: Merlyn 3, 46 usw., Reim: *a la fyn* 253/4, *Vortiger* 49, 69 usw., Reim: *aſſauer* 187/8; ferner vermiſst man das *-s* in *alé* 32 (: *rimé* Obl.), *dolent .. e maubaly* 70 (: *entendy*), *lu .. beel* 80 (: *chastel*), *acun deble* 133, *vn oiſelet* 165, *blaunk* 237 (: *meyntenaunt*) usw. Fälschlich steht es bei den Obl. *nouns* 58 (: *Gormouns*) und *founs* 240; bei *veritez* 89, wo der Reim jedoch nicht beweisend ist, da der betreffende Ausdruck statt *Les chefs . . . coupez* korrekt *Li . chef . . coupe* lauten müſste; *amours* 169 (: *jurs*) könnte, wie auch an andern Orten, als Plural gelten. Der Nom. Plur. endigt bei allen Subst. auf *-s* (*z*), z. B. V. 81, 113 (doch Artikel *ly*!) 189, 190, 208; ebenso bei *enfauns* 123, — die Singularform *enfes* scheint dem Vf. unbekannt (s. V. 139 u. 178). — Dasselbe gilt im ganzen von Adj. u. Part.; so V. 30 *petiz e grauns* (: *romaunz*, richtig *romaunt*), ebenso V. 124 (: *enfauns*), doch *graunt* als Plural V. 189 (als Feminin s. u.); schon zitiert V. 193 *venuz* : *touz*. Dagegen fehlt es beim Obj. Plur. u. a. V. 103 in *escuté* (: *enveyé*), *areſoune* 194 usw.

Das Geschlecht der Substantive wird durch den Artikel meist richtig angegeben, nur V. 221 u. 223 lesen wir *le ewe*, vermutlich vom Kopisten statt *l'ewe* geschrieben, da V. 214 u. 215 richtig *vne ewe* steht; ähnlich das Fürw. *le* statt *la* V. 155, wo gewiſs *l'apela* zu lesen

[1] Vgl. Chardri, S. XXXVIII, Stimming, S. XIff., Menger, S. 110ff.

ist; pikardischer Einfluſs ist kaum anzunehmen. Auffällig ist jedoch *sa mauvais engin* 51. —

Von adjektivischen Femininformen finden wir *soule* 163 u. *grosse* 224, wogegen *graunt* der Regel nach V. 50, 62, 169 u. 248 unflektiert bleibt; falsch aber ist, wie schon notiert, *plener* st. *plenere* 214 und *fiers* st. *fiers* 227. Auch die Femininformen der Fürwörter sind meist richtig behandelt, so *cele* 3, *tote* 27, 107, 116, selbst *tele* (ursprünglich = Mask.) 5, 173, 198; daher sind *quel* 45, *tut* 230, *cel* 254, wohl nur Versehen des Schreibers. Richtig flektierte Partizien sind *oye* 40, *nurye* 162, während die auf *-é*, wie schon vermerkt, kein Feminin *-e*, weil verstummt, anfügen, so *acerché* 116, *amené* 153, *honuré* 154 usw.

Von den Formen der Fürwörter wären ferner zu notieren: *moy* 167/8, *sey* 76 vor dem Verb, doch sonst stets *me* (142, 172 usw.) und *se* oder *s'* (91, 92 usw.). — Als Relativ dient *ke* als Nom. und Obl. s. V. 1, 3, 5, 48, 55 usw., doch *ky* 215, nach vorangehendem *cil* 35, nach zu ergänzendem 211, als Interrogativ 143/4; als adjektivisch sind *ques*, *quel* schon angeführt; *le quel* als Nom. 139; Neutrum *quey* 95, 184, 250. Demonstr. *cest* 178 als Nom.; sonst *cil* 35, 115 usw., *ceus* 63; ferner *tuit* 34 nur graphisch st. *tut*, *tot* usw. (s. oben Nr. 7); der Plural lautet stets *tuz*, *touz*, auch als Nom. 30, 203 usw., *tre/tuz* 85.

Vom Verb sind die Personenendungen *-ay*, *-eye*, *-eyt* (*-oyt*), *-eyent* (*-oyent*), ferner *-vnt* st. *-ent* und *-et* st. *-ez* bei der Darstellung der Lautlehre besprochen worden. Für die Endung der 1. Pers. Plur. haben wir hier nur *savom* 143/4 als Beispiel. Doch müssen wir noch auf das dem Agn. eigene Schwanken zwischen den Infinitivendungen *-er* und *-ir* kurz eingehen. V. 23/4 schreibt die Hs. *oyer* : *venyr*, 191/2, *vener* : *mentyr*, 257/8 *oyer* : *desyr*, wo wir *-ir* als ursprünglich annehmen dürfen, zumal V. 40 *oye* richtig auf *prophecie* reimt. Aber im Innern des Verses ist wohl *menter* 38, *oyerent* 64 zu belassen, ebenso *enfouyer* 212, trotz *desyr* : *fouyr* 215/6. Dagegen ist in *saver* 159 u. 188, wie schon bemerkt, die Endung *-er* st. *-eir* (*-oir*), ebenso in *ester* 200, für diese Konjugationsform anscheinend allgemein durchgedrungen.[1] — Die Formen in dem merkwürdigen Reim 177/8 *con/u* : *menoust* sind schon oben (Nr. 9) aufzuklären versucht. —

Als besondere Eigenheit des agn. Dialekts[2] ist noch der Wechsel der 2. Pers. Sing. mit der 2. Pers. Plur. in demselben Satzgefüge V. 184/5 und V. 213/14 zu notieren.

Der Versbau.

Wenn man die Silben im Vers unseres Textes zählt, so wird man finden, daſs sie zwischen 6, 7, 8, 9, 10 und noch mehr schwanken und darnach den Eindruck eines unregelmäſsigen, willkürlich wechselnden

---

[1] S. Chardri, S. XXVIII, Stimming, S. XXXIII, Menger, S. 119, Tanquerey, S. 390ff.

[2] S. u. a. Chardri, S. XL, Menger, S. 115.

Versmaſses erhalten.[1] Vergleicht man dieses jedoch mit dem in gleichzeitigen englischen Dichtungen derselben Form, wird man daran die Verwendung derselben Freiheiten erkennen. Ich habe den Einfluſs des megl. volkstümlichen Versbaus auf den agn., der allerdings von andern, besonders Vising,[2] geleugnet wird, nachdem ich bereits früher in meiner Ausgabe der Dichtungen Chardris (1879) das germanische Prinzip in der Konstruktion von dessen Versen nachzuweisen bemüht gewesen bin, in meiner vorbereiteten Ausgabe des Tretiz des Walter von Bibbesworth und in einer Abhandlung in der Anglia, Bd. XLVI, S. 30—77, über die Bedeutung dieses Traktats für die Anglistik eingehend dargelegt und in dieser Auffassung die Unterstützung Prof. Priors in Cambridge, unabhängig von mir, in den von ihm veröffentlichten *Anglo-Norman Texts* gefunden. Ich will daher die Einzelheiten dieser Untersuchungen hier nicht ausführlich wiedergeben, sondern die verschiedenen Freiheiten,[3] die sich engl. Dichter in ihren Versen gestatten, auf unsern Text angewendet, kurz zusammenstellen.

Als Grundlage des hier zu behandelnden Metrums ist der viertaktige, iambisch verlaufende, in Reimpaaren gebundene Vers leicht zu erkennen, obwohl er in reiner Gestalt nur in der Minderzahl erscheint. Wenn wir zunächst von den Fällen absehen, wo es bei der Messung auf die Geltung tonloser Endvokale und auf Akzentversetzung ankommt, wären als regelrecht mit Senkung und Hebung wechselnd unter den 50 ersten Versen 7, 11, 13, 19, 22, 34, 37, 44, 45, 48 und 50 anzusehen. Dagegen treffen wir

1. Fehlenden Auftakt in V. 33, 39, 42, 46, 49, 51 usw.
2. Doppelten Auftakt in V. 16, 18, 23, 29, 36, 41 usw.
3. Taktumstellung (_ ◡ ◡) (seltener) in V. 62, 151, 178, 185, 195 usw.
4. Fehlende Senkung im Versinnern in V. 9 (*veyr/ou*), 92 (*eus/se*), 105/6, 139, 168 (*foyz/moy*) usw.
5. Doppelte Senkung ebd. (häufig) in V. 2, 4, 12, 14, 26, 30, 32, 38 usw.
6. Dreihebige Verse (seltener) in V. 40, 43, 108, 158, 160. Es sind daher Villemarqués Ergänzungen (V. 43 *Ambrosius* vor Merlin, V. 158 *l'enfaunt* vor demselben Wort) überflüssig.
7. Fünfhebige Verse (desgl.) in V. 3, 110, 121, 142, 153, 172, 249.

Trotz Anwendung dieser Freiheiten bleibt allerdings noch eine Anzahl von Versen, deren Messung zweifelhaft erscheint. Um hier-

[1] Etwas anders ist es, wenn in der höfischen Minnepoesie kürzere Verse neben längeren erscheinen, da sich diese Abweichungen stets an derselben Stelle einer Strophe zeigen; z. B. Mätzner, Altfranzösische Lieder und Leiche, VI, X, XI usw.

[2] Traité sur la versification anglo-normande, Upsala 1884, S. 54 und in Anglo-Norm. Lang. and Literature, Oxford 1923.

[3] S. Schippers Metrik, S. 126ff. und 177ff.

über ins Klare zu kommen, ist es zunächst erforderlich, die Geltung des tonlosen *-e* in Endsilben vor Vokalanlaut zu bestimmen, die im kontinentalfranzösischen hier regelrecht verstummen. Betrachten wir zu diesem Zweck die einsilbigen Wörtchen — Artikel, Pronomen, Adverb usw. — die sich nach Verlust des *-e* unmittelbar an das folgende Wort anzulehnen pflegen, so zeigt sich hier, daſs diese Verschmelzung durch die Schrift nur selten ausgedrückt wird: *l'ay* 29 u. 34, *l'en* 240, *s'en* 113, *d'un* 121, *del* 210, 221, 258, *m'as* 134.

Wie oft das Verstummen in den übrigen Fällen anzunehmen ist, läſst sich bei den vielen Freiheiten des Versmaſses allerdings nicht immer genau feststellen, doch tritt dies gewiſs stets beim Artikel (s. V. 95, 105/6, 197 usw.) und beim gleichlautenden Fürwort (s. V. 31, 154/5, 240 usw.) ein, ebenso bei *me* 172, 184 und *se* 96, 238, auch wohl bei *ta* 185 und *sa* 88. *Ke*, wo es als Relativ für *ki* steht (s. o.), könnte V. 1, 55, 195, 255 unverändert bleiben, vielleicht auch *ke* als Konjunktion vor tiefen Vokalen: *ke acun* 133, *ke vnkes* 174, *ke vne* usw., doch sonst ist es überall zu apostrophieren. *Sy il* 89 u. 99 ist jedenfalls zu verschleifen; wenn V. 9, würden wir einen Sechssilbler erhalten, der jedoch auch zulässig wäre. Zu verschleifen wäre *en le* 101 in *el* und *ne le* 161 in *nel*. An andern Stellen — V. 27, 124 u. 140 — ist *ne* zu apostrophieren, doch dürfte es V. 6 vor *vnkes* (s. o.) volle Geltung behalten. Mehrsilbige Wörter verlieren dagegen ihr End-*e* vor Vokalanlaut der Regel nach, wenn es nicht hie und da in in der Zäsur, wie bei Walter, tönt, so V. 20 in *encore* | *est* V. 95 *overayne* | *enfoundra*, V. 140 *pere* | *vnkes*, jedenfalls würde dadurch der Rhythmus geebnet.

Es fragt sich jedoch, ob dieses *-e* nicht auch vor Konsonanten, wie in jüngeren agn. Denkmälern, verstummen konnte. Ohne Bedenken wird man dies zugestehen müssen für *tele* 5, da *tel* die korrekte Form ist; ebenso für *homme* 21 u. 222, wenn es für *hom* als Nominativ steht, und für *ouveke* 176, da hierfür die Nebenform *avoec* (s. Burguy, II 345) belegt ist; doch auch bei andern, minder betonten Wörtern, wie *sire* 142 u. 159, *cele* 3 u. 247 (254 *cel* geschrieben), *vne* 121 u. 222; vielleicht auch im Versausgang: *merę Merlyn* 149; *dirę soleye* 164, *overaynę durable* 197, was einen angenehmeren Rhythmus ergeben würde.

Im Inlaut hat *e* keine Geltung, wo es als Gleitlaut zwischen Konsonant und *r* eingeschoben wird, wie in *liuere* 25, *defenderoyt* 72, *overayne* 95 u. ö., und so ist auch das legitime *e* in *fray* 192 ausgefallen. Wenn nun trotz Anwendung all dieser Freiheiten einige Verse holprig klingen, so ist zu beachten, daſs die aus dem Agn. ins Englische eingedrungenen mehrsilbigen Wörter den Hauptton im allgemeinen auf die letzte Tonsilbe legten, worauf besonders die oben erwähnte Schwächung des Vokals in den Vorsilben deutet, ihn jedoch in schwebender Betonung auf die vorhergehende tonfähige Silbe zurück verlegen konnten, wie zahlreiche Beispiele bei Chaucer beweisen[1].

[1] S. ten Brink, Chaucers Sprache und Verskunst, § 281.

Die Zulässigkeit dieser Akzentversetzung werden wir, ebenso wie bei Walter, auch für unsern Text annehmen können; so z. B. *ález* 1, dagegen *alé* 32; *sáver* 12, *sáchez* 206 — *aſſauér* 188; *látyn* 28, — *latýn* 26; *fórment* 86, 243 — *formént* 102; *énfaunt* 108 — *enfaúnt* 114 u. ö. usw.

In einigen Fällen werden auch zwei dieser Freiheiten zugleich anzuwenden sein; s. B. V. 15 doppelter Auftakt und doppelte Senkung: *De Merlýn ne de soún prophétizemént*; V. 60 fehlender Auftakt und doppelte Senkung: *Én avoýt deus fréres petiz*; ähnlich V. 128: *Ké Merlýn ad l'áutre bleſcé*; V. 179 Taktumstellung und doppelte Senkung: *Ѷnkes ne ſáy pus óu il devýnt*; V. 168 doppelter Auftakt und fehlende Senkung: *E souénte fóyz móy beyſá*, oder wie in V. 60 *É souénte foýz moy beyſá* usw.

3. Der Text.

Iſſy comence coment Merlyn fu nee e ſa nessaunce de ſa mere.

Seignours, vus ke al*e*z deuiſaunt
e vne choſe e autre dyſaunt
De cele choſe ke *M*erlyn prophetiza,
Ly vns diſt ſa, e ly autres la
Tele choſe ke il vnkes ne penſa,
Ne vnkes en quer ne ly entra;
Cechun diſt ore en ſoun endreyt
Tut co ke il eſtre voudreyt;
Sy il diſt veyr, ou il ment,
Merlyn en tret a garent.
E pur ico comunament
Vus fas io a ſauer bonement,
Ke vus ne cree*z* autre diſt
Ke vus ne troue*z* iſſi eſcriſt
De Merlyn, ne de ſoun prophetizement.
Il parole mout oſcurement
Co ke il diſt auſi cum ſounge,
E ſache*z* ke co nes*t* pas menſounge.
Kar kanke il ad prophetize
Du temps ke encore est ale,
En *B*rut le porra homme trouer
Ke il ne ment pas, eyns diſt veyr.
E pur co ke bon eſt a oy*i*r
De temps paſſe e *a* venyr,

Vorbemerkung. *V = Villemarqué; schräg gedruckter groſser Anfangsbuchstabe steht für kleinen in der Hs. — f. = fehlt. Überschrift rot; z = e —* 1. *Initiale verschnörkelt; — v' Hs*, vous *V. desgl.* 12, 13, 40 *usw.*; alet *Ms. V.*; *vgl.* creet 13; trouet, 14 etc. 2. e *oder z Hs.*, et *V. und so meist*; 7, 17, 21 *kleinere farbige Initialen.* 4 ſa = ça. 14 escrit *V.* 18. ne *Ms. V.* 22 dit *V.* 23 [est] *Ms.*; oyer *Ms. V.*; *doch s. V.* 40 oye. 24 a *f. Ms.*

Ay io le liuere a Merlyn
Tranſlate en romaunz de latyn;
Kar tote gent ne entendunt mye
Lettre en latyn, ne clergie,
E pur co lay io feet en romaunz,
Ke tuz entendunt, petiz e grauns.
Ne le ay pas, ſachez, rime,
Mes eyns ſi ſu tut avaunt ale,
Tut eynſi, come il le fist
Saunz ryme, tuit enſy lay dist.
Kar cil ky voudra rimer,
Ne put mye tut-dis le dreyt aler;
Hors de eſtorie ly couent trere
Souent, e menter pur rime fere.
Menſouniable prophecie
Ne deyt pas eſtre oye.
Jo la vus dirray saunz mensounger,
Mes auaunt en voyl counter
Ques home Merlin fu;
Kar ſouent en le *Brut* le ay lu,
Coment e par quel encheſoun
Dist Merlyn ſa prophecioun.

En *B*retayne avoyt iadys
Vn Roy, ke fu mout pouſtifs.
Vortiger out cil a noun,
E cil fu Roy par graunt treſoun.
Kar par ſa mauueys engyn
Coſtaunz, le fiz le Rey Costentyn,
Si fu occys e detrenchez,
E il ſ'en fu pus corounez.
Adonc fu, ke ore eſt Engletere,
Apele Bretayne, mes par gere,
Ke ly fist ly Roys Gormouns,
Perdy la tere ſoun dreyt nouns.
Constaunz, ke fu enſy murdriz,
En avoyt deus freres petiz.
En Bretayne la menour
ffurent nuriz a grant honur,
Ceus furunt Aurelius e Vter.
Kaunt il oyerent ke Vortiger

---

25 liver *V.* 26 entendent *V.*; -ent *st.* -vnt *V. auch im folg.* 32 ſu fu *V.*; avaūt *Ms.*, avant *V.*; *so öfter im folg.* — ant *für* aūt *Ms.* = -aunt. 34 Saun *Ms. V.*; *desgl.* 41, 100. 38 p' *Ms.*, por *V.* 41 mensonger *V.* 43 [Ambroise] Merlin *V.* 46 prophesioun *V.* 47 la *vor* Bretagne *V.*; *desgl.* 61. 48 puſtiffs *V.* 49 ou *Ms.* 51 Car *V.* 55 Engleterre *V.* 56 Apelée *V.* 59 murdris *V.* 64 Oyerent *Ms.*

Auoyt lur frere enſy tray,
E ke par ly fu murdry,
jurent ke il le vengerunt,
La coroune ou le chef ly toudrunt.
E Kaunt *V*ortiger co entendy,
Dolent en fu e mau-baly,
Purpenſa ſey ke il feroyt,
E coment il ſe defenderoyt.
Lu couenable ad encerche,
Ou il put fere enfermete,
E ou il put ſurement atendre
Les enfaunz e ſey defendre.
Taunt enquist e taunt encercha,
Ke vn couenable lu troua,
Ou il put fere vn fort chastel.
Mout ly pluſt, si lu fu beel.
Macounys i vindrunt tot entour,
E kaunke il feſoyunt le jour,
La nuyt eſt tretuſt enfundre.
Ly roys ſe mout e*ſt* merueyle.
Ses ſorcerys treſtuz maunda
E forment les areſouna,
Coment e par quel mester
Sa ouerayne ne put durer;
Sy il ne ly deyſſent veritez,
Les chefs lur ſerrunt coupez.
E cil forment ſeſmerueillent,
E entre eus se counſeyllent.
Vnkes ne pount taunt deuiſer
Ke il puſſent de reyn trouer,
Par quey la overayne enfoundra.
Checun de eus ſe eſmaya,
E de morir en vrunt poour,
E diunt a lur dreyt ſeyg*n*our,
Ke ſi il en euſt vn enfaunt
Saun*z* pere nez e priſt ſoun ſaunc,
E le meist en le foundement
Del ouere, ke il eſteroyt forment.
Kaunt *V*ortiger les ad eſcute,
Par tut le Reaume ad enueye,
Du seuz deke en le occident,

68 toudront *V*. 69 E *f*. V, *desgl*. 72. 73 convenable *V*. 75 attendre *V*. 80 lu (= lieu), ln *Ms*., li *V*.; *l*. li *st*. si? 84 e merueyle *Ms*., emerveylé *V*. 85 areſonna *V*. 87 Comment *V*. 93 point *V*. 95 ouverayne *V*. 96 Chescun *V*. 98 ſeygour *Ms*., seigour *V*. 101 meyſt *V*. 102 ouevre, esteroyt *V*. 105 seuz 'sud' *V*.; de kɜ *Ms*. *V*., *doch* = desque, dusque, jusque; *s*. dekes 254; *desgl*. 106.

Du noort deke en le orient
E par treſtote la tere,
A vn tel enfaunt quere,
E partut enſy comaund
Ke, ſi acoun trouaſt vn tel enfaunt
Ke feuſt engendre saun*z* pere,
A ly amenaſt e ſa mere.
E ly meſſagerez sen wnt auaunt,
Vn tel enfaunt durement queraunt.
Taunt vnt cil auaunt ale,
Ke tote la tere vnt acerche,
Vncke tel enfaunt ne porrunt trouer;
A meſoun lur couent repeyrer.
Auſy com il durunt retourner,
ver*s* meſoun mout trauayller,
En vne Cymiteyre vindrunt dun mouſter;
Talent lur priſt a repoſer.
La ſe jouerunt deus enfauns,
Ke ne eſteyent guer(e)s grauns.
Ly vus avoyt a noun Dynabus,
E ly autre Merlyn Ambroſius.
Taunt ſe ſunt entrejoue,
Ke Merlyn ad lautre bleſce.
Dinabus mout co co[n]ruſca,
E Merlyn mout leydenga,
Si ly dist: "mal engendrez!
Ja eſtu saunz pere neez;
Ben ſay ke acun deble eſtu
Ke ſi malement mas feru."
Kaunt li meſſagers vnt eſcute,
Coment lvn lautre ad ledenge,
Erraument com ſe leuerent
E viſtement demanderunt,
Le quel enfaunt cely fust
Ke nul pere vnkes ne eust.
E Dynabus lur reſpundy:
"Sire, par ma fey, cely ke me fery!
Ben ſauom ky eſt ſa mere,
Mes ne ſauom ky eſt ſoun pere."
E il en vnt tut co eſcute,
Lenfaunt vnt pris e amene,

---

107 treſtoute *V.* 108 A *Ms.*, (= pour), Asli *V.* 109 commaund *V.* 112 li *V.* 113 wnt = vunt; s'envont *V.* 114 enfant, querunt *V.* 115 *Vgl.* 32. 116 ont *V.*; *desgl.* 135, 145; acercher = *durchsuchen.* 117 Unke *V.* 120 ver *Ms. V.* 121 moustier *V.* 124 eſtayent *V.*; guers *Ms.* 128 blessé *V.* 129 co *Ms.*, ço *V.* ,*l.* se? cōruſca *Ms.*; corussa *V.* 132 = es tu; *degl.* 133. 145 Eil *Ms.*, Cil *V.*

E sa mere tut enſement,
Devaunt le Rey tut erraument.
E ſachez, ke la mere Merlyn
fuſt eſtreyte de haut lyn;
ffylie fu au plus haut Baroun
De la contre tut environ.
Kaunt ele fu devaunt le rey amene,
Vortiger la aad mout honure,
Mout bel a conſeyl l[e] appela
E mout cherment la pria
Ke la verite ly deyſt,
Coment Merlyn naſquist.
"Sire, volez vus ſauer nouele
Ke io eſtoye pucele,
Ne vus lerray ke ne le vus dye.
En chaunbre fu mut ſwef nurye,
E kaunt io ſoule en chaunbre eſtoye
E mes preyeres dire ſoleye,
vn oyſelet i ſoleyt entrer.
Eyns deuynt a vn beu Bacheler,
Souente feyce moy acola
E ſouente foyz moy beyſa.
Signe me fist de graunt amours,
E en iſſy feſoyt il touz jurs.
Vnkes ne fu de ly treſtournant
Ke il ne me apparuſt tudis deuaunt.
Tut dis menamus tele vie,
Ke vnkes ne me tocha il mye.
Mes apres auaunt taunt ala,
Ke il ouueke moy ſe cocha
Auſi cum humme, e io conſu,
E ceſt enfaunt de ly menouſt.
vnkeſ ne ſay pus ou il deuynt,
Mes io ſay ke il vnkes ne reuynt."
Le rey co priſt a merueyler,
Merlyn deuaunt ly fist amener.
Merlyn ly ad pus demaunde:
"Roy, pur quey me auez maunde?
Qydeſ tu ke ta ouerayne ſeyt eſteaunt
par ma char e par moun ſaunk?"
"Oil", co diſt Vortiger,

148 roy *V.* 150 lyn = lignée *V.* 151 fut *V.* 154 l'aad *V.* 155 le *Ms.*; *l.* la *oder* l'. 158 Coment [l'enfaunt] Merlyn *V.* (*s. Einl.*). 161 *eingeklammert bei V.*; nel *V.*; *s. Einl.* 162 chaũbre *Ms.*, chambre *V.* 164 me *Ms.* 167 feyce *Ms.*, feyte *V.*; *l.* feyz *u. vgl.* foyz 168 *und* 245. 172 tu dis *V.* 177 Ansi, je *V.* 178 men oust *Ms.*, m'en ouſt *V.*; *l.* menu(t)? *s. Einl., Nr. 9.* 181 co *Ms.*, *l.* se? 185 Quydes *V.*

"E inſint me fount aſſauer
Mes graunt meſtres Sortiſeors
E mes ſages dyuynour[e]s."
"ffetes les deuaunt moy venir,
Je les fray treſtouz mentir."
Kaunt il furunt a ly venuz,
Merlyn les ad areſoune touz:
"Dites vus ke alez iugaunt
Ke par ma char ou par moun Saunk
Serra la ouerayne durable,
E au roy nunciez tele fable?
Dites moy par vnt ſi eſtuet
Ke la ouerayne eſter ne puet?
Dites le moy apertement:
Quey est deſouz le foundement?"
E cyl en pees touz esturent,
Ke de reyn reſpoundre ne ſurunt.
Adounc diſt Merlyn a Vortiger:
"Sire, ore ſachez le de veyr
Ke fous ſunt e poy vnt ſens
Trestouz vos aſtronomyens,
Ke enſi vnt sorti de moun saunk,
Kaunt reyn ne ſewnt del eſtaunk
Ky eſt de-ſouz le foundement.
ffetes en-fouyer erraument!
La desouz porras trouer
Vne ewe curraunt, redde e plener."
Le Roy, ky de co auoyt desyr,
hastiuement fiſt la fouyr;
Taund parfund ſe ſunt ale,
Ke vne ewe vnt tout troue.
Le rey ſe priſt a merueller.
Merlyn comaunde a eſpucher
Le ewe tot hor[i]s del eſtaunk,
E homme le fiſt einſy meintenaunt.
Quaunt le ewe fu tut eſpuche,
Vne pere trouent groſſe e quarre.
Adounc diſt Merlyn au Roy:

188 Einsint *V.*; aſſaver = à saver (savoir). 189 mestre *V.* 190 me *Ms.* 191 vener *Ms.*; *doch s.* 24. 192 feray *V.* 194 areſonné *V.*; *vgl.* 85. 197 le *V.* 198 cele *V.* 199 eſtutet *V.* 200. putet *V.* 202 foūdement *Ms.*, fon- *V.*; *desgl.* 211. 203 cil, peés *V* (pais, paix = tranquillité). 207 fouz *V.*; poy (= peu) *Ms.*, perdy *V.*; *s.* 242. 209 sorti 'disposé' *V.*; *s. Anm.* 210 Kaunt *Ms.*, Ke *V.*; ſewnt *Ms.*, sevent *V.* (= savent); eſtaink *V.* 212 enfoyer 'creuser' *V.* 214 redde 7 plener *Ms.*, 'Rapide et abondante' *V.* 217 Taunt *V.*; *desgl.* 229. 218 tout *Ms.*, *l.* tost, *wie V.*? 221 *l.* l'ewe, *desgl.* 223; *s. Einl.* 221 'hors' *V.*

"Sire, entendez ore a moy!
volez ſauer fiers merveyles
De deus dragouns e de lour batayles?
Taund conbatunt par nut enſemble,
Ke tut vostre ouerayne tremble
Pur lur batayle, ne put durer,
Eyns comence tut a enfundrer.
Si vus la pere ouſter volez,
Combatre ensemble les verrez."
E cyl en fet la pere ouſter,
E sus les dragouns hors voler.
Ly vns fu rous, li autres blaunk;
ffort ſe entrebatunt meyntenaunt,
Le blaunk le rouge ſorpoeyt,
E au founs du lak len-chaſſeyt.
Ly *r*ous, ke ſi debote eſtoyt,
Vn poy apres ſe ſourpoeyt,
E le blaunk forment aſſaly,
En le parfund lak le abbaty.
Pluſurs foyþe ſe ſount cunbatu,
Au dreyn fu le blaunk vencu.

Kaunt Vortiger vit cele batayle,
Il en auoyt graunt merueyle,
A Merlyn pria ke il le demonstrat,
Quey lur batayle ſignefiast.
Merlyn comence dounk a plorer
E pus a prophetizer.
Adounc ad prophetize *M*erlyn
De cel huere dekes a la fyn
Du ſecle du temps ke auendroyt,
E coment le ſecle fineroyt.
Iſſi le poez ia oy*ir*;
Si del eſcoter en auez deſyr.
Ut infra sequitur in bruto vbi(?) incipit
prophetizar in latina lingua in XXI folio
ad illum þ ve rubeo draconi.

---

229 ꝑ *Ms.*, per *V.* 235 cil *V.* 237 blaunc *V.*; *desgl.* 239. 240 lac, le chasseyt *V.* 245 cūbatu *Ms.*, enbatu *V.*; foyþe (*engl.* th) *Ms.*, foyys *V.*, *l.* foyz *und vgl.* 167. 246 Au dreyn *Ms.*, A l'ond *V.*(?). 249 le *Ms.*; *l.* li, *wie V.*? 250 lur *Ms.*, la *V.* 254 cel huere *Ms.* (= cele heure), ce temps *V.* 257 oyer *Ms.*; *vgl.* 23. 258 de l'eſcoter *V.* — *Die lat. Schluſszeilen fehlen bei V.*; *s. Einl. und Anm.*

4. Anmerkungen.

V. 1—46. Über die Beziehungen dieser Verse und die angeblich falschen Auslegungen der Prophezeiungen Merlins, s. Einleitung S. 23f. V. 7. = chacun endroit soi. V. 24 *a* von Villemarqué mit Recht er-

gänzt. V. 31. *rymé*, 34 *rime*, 35 *rimer*: erdichten, Erdichtung. V. 36. le dreyt: geradeswegs. V. 47. Hier beginnt die Übertragung aus der Historia L. VI, cap. 5, bei Faral cap. 93. S. Einleitung und vgl. Farals Kommentar hierzu II, 207 u. 230ff. V. 56. König *Gormouns*, von Gottfried erst Buch XI, cap. 8 (Faral 184) genannt. Vgl. San Marte, S. 439, Faral II, 313; ein afrikanischer König, nach Griscom, S. 547, ein vandalischer Söldnerführer, der Irland erobert und mit den Sachsen vereint Britannien verwüstet. V. 59—63. vgl. Historia VI, cap. 8, 10—13, Faral cap. 97, 11—15. V. 64—67. vgl. Hist. cap. 7, Faral 97, 9ff. V. 68 *ou*, ove = avec; *toudrount*, Fut. v. tolre, toldre = tolir. V. 69—88. entsprechen inhaltlich dem Anfang des 17. cap., Faral 106. V. 70. *mau-baly* (-bailli) = zugrunde gerichtet. V. 74. *enfermete* = fermeté, ferté. V. 87. *mester* (*métier*) = Ursache. V. 89—97. erweiternder Zusatz. V. 98—102. Vgl. San Marte ebd. 10—12. Faral ebd., 11—14 u. I, 118. Über Bauopfer s. ferner Liebrecht, Die vergrabenen Menschen (Zur Volkskunde 1879, S. 294); A. Wuttke, Der deutsche Volksglaube, 1900, S. 440; J. Grimm, Mythologie, p. 38, 1095. [Von J. Bolte gütigst mitgeteilt.] — V. 103—18. S. San Marte 14ff., Faral 15ff.: At cum in urbem quae postea Kaermerdin vocata fuit, venissent, conspexerunt juvenes ante portam ludentes, et ad ludum accesserunt. Fatigati autem itinere sederunt in circo . . . ., Nennius.: cap. 4. . . . venerunt ad campum Elleti . . . . et pilae ludum faciebant pueri. V. 121. *En vne Cymiteyre vindrunt d'un moufter* etc. Hier greift der Vf. auf das vorhergehende Kap. 15 (104) zurück, wo von der Beisetzung der ermordeten Briten die Rede ist (s. Einl.), und wo es weiter heifst (Zl. 17): 'in cimiterio, quod juxta coenobium Ambrie abbatis . . . extiterat', vgl. hierzu Faral II, 44 u. 232. V. 120. *travayller* = engl. to travel. V. 125. *Dynabus*: so in Waces Brut, Hist. Dinabutius; fehlt bei Nennius u. in Tysylio. V. 131—4 (Faral 106, 24f.) übergehen die Worte des Dinabutius: "Ego enim ex regum origine editus sum", wohl als nebensächlich. V. 135—52 (ebd. 25ff.) und cap. 18 (107), 1—3 (4): 'mater vero filia fuerat regis Demetiae, quae in ecclesia sancti Petri in eadem urbe inter monachas degebat'. Hier dagegen: *ffylie fu au plus haut Baroun*. Brut Tysylio bezeichnet sie ebenfalls als Tochter eines Königs (von Dyfed), nach Nennius (Kap. 42) dagegen sagt Ambrosius (hier ohne Beinamen Merlin!): 'Unus est pater meus de consulibus romanicae gentis', — und nach dem franz. Prosanamen ist sie, wie hier, 'fille d'un prudhomme'. Hat unser Autor, der überdies die Angabe, dafs sie Nonne war, wegläfst, absichtlich oder versehentlich geändert, oder hat er eine andere Quelle als die Historia mitbenutzt? Ebenso übergeht er den Umstand, dafs die Boten den Präfekten ersuchten, den Knaben zum Könige zu schicken, wohl als nebensächlich. V. 153—180. Vgl. ebd. Zl. 5ff. (9—21). Besonders abweichend ist V. 165 *vn oyfelet i foleyt entrer*, während nach den andern Versionen sogleich ein *beu Bacheler* 'sub specie pulcherrimi juvenis' auftritt. Hier nimmt unser Autor eine auch sonst in der Volkskunde verbreitete Vorstellung vom Liebhaber

in Vogelgestalt auf; s. Marie de France, Lay de Yonec; Jacobus a Voragine, Legenda aurea, c. 142; Child, English Ballads, Nr. 270; Book of Lecan (Nutt, Folk Lore 2, 87); Bolte u. Polivka, Anm. zu Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 2, 261[2] [nach J. Bolte] .— Im Anschluſs an die Erzählung der Mutter, hier V. 180, berichtet Gottfried, daſs der König hierüber einen Weisen Maguntius, befragte, der ihre Angabe, daſs sie von einem Dämonen (incubus) begattet sei, als glaubhaft bestätigt (s. dazu Faral II, 232f.). Hiervon verlautet bei Nennius nichts, doch mag unser Autor, auch ohne Anlehnung an ein Vorbild, diesen Umstand als für seinen Zweck unwichtig übergangen haben. V. 182—228 .folgt unser Text Gottfried, Kap. 19 (108) ohne erhebliche Abweichungen. V. 189. *sortiseors*: wohl eigene Bildung des Reimes wegen = ſorcer(y)s, V. 85 (sorcier). V. 209. *sorti* 'disposé' Villemarqué? Eher von sort = oracle etc. (Burguy) abzuleiten; sortir = prophezeien. V. 214. *redde* = raide (reiſsend), s. Villemarqué in den Lesarten. V. 224. *vne pere* (pierre): Hist. 'duos concavos lapides'; 'duo vasa', Nennius (cap. 42); dagegen spricht Tysylio von einer Steinkiste. Dieselbe Frage wie bei V. 135ff. — Die beiden nächsten Kapitel, die Widmung enthaltend, überspringt, wie schon gesagt, unserer Autor und schlieſst sich mit V. 229ff. Gottfrieds VII., cap. 3 (Faral 111) an. V. 238ff. Über den Kampf symbolischer Drachen s. Faral I, 118ff. — S. 239. *ſorpoeyt*: Impf. von sorpoeir = surpouvoir, überwältigen; sonst nicht belegt?; V. 242. reflexiv = sich aufraffen. V. 251/2. Vgl. Hist. Zl. 10: 'in fletum prorumpens, spiritum hausit prophetiae'; darauf (Faral 121, 1): vae rubeo draconi. — V. 257. Soll Iſſi (ici) auf die hier fehlende Fortsetzung in der versifizierten Bearbeitung oder nur auf die Fortsetzung in der lat. Vorlage deuten? Vgl. Einleitung, S. 26.

II. Vanitez du mounde.

1. Einleitung.

Der folgende Text, dem ich eine agn. Überschrift vorgesetzt habe, ist bereits, mit unbedeutenden Abweichungen, doch ohne Kommentar bei Leroux de Lincy (L. in den Anmerkungen), *Le Livre des proverbes français*, Paris 1859, II, 471, abgedruckt. Ein ähnliches, ebenso ordnungslos zusammengestelltes Verzeichnis von Ausdrücken, die Äuſserungen, Tätigkeiten oder Eigenschaften von Personen, Tieren und Gegenständen bezeichnen, welche „nicht einen Groschen wert sind", hat G. A. Crapelet, *Proverbes et Dictons populaires* etc., Paris 1831 (C. in den Anmerkungen), nach Parisern und anderen Hss. des XIII. Jhs. veröffentlicht und mit umfangreichen Erläuterungen versehen, doch in anderer Reihenfolge und mit mancherlei Abweichungen. Denn während 14 von den Ausdrücken in unserm Text dort keine Entsprechung finden, fehlen etwa 18 der von Crapelet S. 1—41 aufgezählten, worauf aber daselbst noch eine lange Reihe (bis S. 123) von Redensarten folgt, welche sich an Ortsnamen, Personen oder Er-

zeugnisse bezeichnend, anschlieſsen. Trotz all dieser Unterschiede stimmen jedoch etwa 20 Ausdrücke, die letzten auch in der Reihenfolge, so auffällig überein, daſs sie auf eine gemeinsame Quelle, die indessen mündliche Überlieferung merhfach änderte, zurückgehen müssen, zumal auch Leroux de Lincy a. a. O. S. XXXII mehrere dieser erwähnt. Beide Zusammenstellungen sind offenbar mit satirischer Absicht gemacht, worauf die von Chapelet zitierten Überschriften *Fratasserie* (*fatras* Wortschwall?) und *Grand Riote* (= dispute Lärm, Geschrei), hier die letzte Zeile hinweisen. Dagegen führt Walter (V. 205 ff.[1])) eine Anzahl von Ausdrücken an, von denen einige auch hier (mit W. bezeichnet) erscheinen, lediglich in belehrender Absicht, um seinen Schülern die richtige Verwendung von Synonymen, wie Versammlung, Menge, Haufe, Schar, klar zu machen, wozu noch einige in den Zusatzversen (unter römischer Ziffer) der jüngeren Hss. kommen.

Was die Entstehungszeit dieser Liste betrifft, so deutet die Erwähnung des Templerordens Zl. 35, der bekanntlich wegen angeblichen Ausschweifungen 1310 aufgelöst wurde, auf ein Datum vor dieser Zeit hin. Berücksichtigt man gleichzeitig die Sprachformen darin, so zeigt, trotz einiger offenbaren Entstellungen des Schreibers, die fast regelmäſsige Erhaltung des End -e, daſs dieses Denkmal wahrscheinlich noch dem XIII. Jh., wie auch der Traktat Walters, angehört, obwohl der überlieferte Text, wie auch die von demselben Kopisten geschriebenen Stücke, ein paar Jahrzehnte später angefertigt sein mag. —

Die schon erwähnten Eigentümlichkeiten des Schreibers, so die Abneigung gegen Apostrophierung einsilbiger Wörtchen, hier von *de*, vor Vokalanlaut, sind auch hier zu erkennen.

2. Der Text.

ffew. de fere
Raſpe. de Ewe
Gasteu. de Aueyne
Enclyn. de Moyne
Promeſſe. de Eſquier
Embrace. de Chiualer
Serment. de Ribaud
Lerme. de Noneyne
Mensounge. derbeyr (?)
Rechynne. de Aune
Abbay. de Chyn
huy. de Willeyn
Daunger. de Norice
Acoyntement. de Enfaunt
Councyl. de Apostoile
Pleyt. de mariage
parlement. de Roy
assemble. de borioys
Turbe. de Willeyns
ffoule. de Garsouns
Noyse. de ffeme
Marteleys. de ffeuerys
Buletrie. de boulengers
Trebucye. de charterys
Auee. de Raas
Wlle. de Lous

[1] Nach der Zählung des Arundel-Ms., der auch Wright in seinem Abdruck (s. o.) folgt, während Miss Owen das jüngere Cambridger Ms. mit zahlreichen späteren Zusätzen zugrunde legt.

Crucye. de Toneyre
Auariſſe. de proueire
Coueytyse. de Moinſ blauns
Envye. de Noirs
Melle. de Ribaus
Deſcors. de Chapitels
Mensonge. de parceous
Deſleutes. de pledours
Orgoyl. de templer
Bobbaunt. de Oſpitaler:
Touz ceus ne valunt vn
dener.

3. Anmerkungen.

L. regelt die Anfangsbuchstaben nach moderner Art und läſst die Punkte weg. 1—9 nicht bei C.; 1. = feu de feurre (Strohfeuer). 2. = râpe d'eau (verwässerter Nachwein oder Wein aus frischen Trauben?). 3. = gâteau d'avoine. 4. = inclination de moine. 5. *enviex escuier*, C. S. 37. 6. *Embracie* L.; = embrasse(ment) de chevalier; *assemblée de chevaliers* C., S. 6; W. IV, 6 *aray de ch.* 7. Vgl. 31. 8 = larme de nonnain. 9. *derbeyr* = d'herbier (Krauthändler)?; vgl. *menconge* (Betrug) *de teinturier*, C., S. 37. 10. = rechigne (Störrischkeit?) d'âne; *Rechanéiz d'asnes*, C., S. 16. 11. = aboi de chiens; *Abay de chiens*, C., S. 16, der an das Sprichwort 'chien qui aboie ne mord pas' erinnert. 12. *villeyn* L., id. 19; *huy* = hu (hü, hot!); nicht bei C., 13. C., S. 38, erklärt *Dangiers de norrice* mit 'les dangers qui menacent les enfants en norrice'; norrice bezeichnet aber Amme, engl. nurse, und *dang(i)er* hatte früher eine vielseitigere Bedeutung = bon plaisir, violence, possession, puissance (Burguy, Glossaire), hier wohl = Aufsicht, Pflege. 14. nicht bei C., *acoyntement* = afrz. acointance = familiarité, alliance etc. (B.), engl. acquaintance, hier = Vertraulichkeit; vgl. IV, 61. 15. *concile d'Apostoile* 'assemblée de prélats', C., S. 1f.; W. V, 1; apostoile = pape. 16. 'discussion pour établir des conventions de mariage', C., S. 8. 17. *Parlemenz de Rois* . . . . 'lorsque l'autorité d'une assemblée émanoit seulement du roi, qui la convoquoit pour délibérer sur l'administration de son royaume, cette assemblée prenoit le nom de parlement! C., S. 3—6; W. IV, 1. 18. *assemblée de borjoys* L. (= bourgeois); vgl. *Buverie* de *borgois*, C., S. 8, *route de bourgeys* W. V, 7. 19. u. 20. C., S. 8/9, vertauscht beide Ausdrücke: *Foule de vilains* — *Tourbe de garçons*, 'troupe de mauvais sujets'; *foule de vileyns* auch W., V. 215. 21. *Noises de femes* . . . ., 'cris de joie, causerie bruyante . . . aujourdhui legère dispute', engl. noise = bruit, C., S. 9/10. 22. *grelee* zu grailler = krächzen; hier Gegacker; *grelee de gelyns* auch W. V, 218; *Gratéiz de gelines*, 'grattis ou grattement de poules', C., S. 11/12; doch notiert er aus einer anderen Hs. *graieleis* 'cri, chant'. 22. *Marteleiz de feure*, 'Bruit des marteaux de forgeron', C., S. 13/14. 23. Nicht bei C., *Buleterye* L.; zu boule = tromperie? oder zu buletel, bluteau = Mehlbeutel? Oder zu boule, boulet Kugel, von der damaligen Gestalt des Brotes? 24. *Trebuchéiz de charretes*, 'trébuchement, chute', C., S. 14/15. 25. Nicht bei C., *Anée* L.; l. *aünee* = assemblée? *Raas* = ras (Kahlköpfiger, Mönch)? Oder = rats? 26. *Huléiz* de lox, 'Hurlement de loups', C., S. 20. 27. *Escrois*

de tonnerre, 'Éclat de t.', C., S. 21. 28. *proveyre* L., *Avarisse de provoire*, 'Avarice de prêtres', C., S. 21; vgl. d. Fabliau 'Du prestre et du chevalier', Montaiglon et Reynouard, Recueil des Fabliaux, II, 46ff. 29. *Convoitise de Moines blancs*, C., S. 24; dazu in Parenthese: Prémontoirés, Chartreux, Carmes, Bernardins?; engl. white friars = Dominikaner. 30. *Envie* (Jalousie) *de Moines Ners*, C., ebd.; engl. black friars = Franziskaner. 31. *Mellée de Ribauds*, 'Dispute, tapage de mauvais sujets', C., S. 28—30; doch *me(s)lee* auch = foule, troupe etc. (Burguy); *ribaud*: Wüstling, Strolch. 32. *Descort de capitre*, 'Discorde, querelle de chapitre = corps de chanoines', C., S. 30/31. 33. Nicht bei C.; *parceous*: parceos, perecheus = paresseux (Burguy). 34. *Desloiauté de plaideur*, 'Fausseté, mauvaise foi de plaideur' (Anwalt), C., S. 35/6. 35. *Orgueil de Templiers*, C., S. 25—27 (s. o.). 36. *Boban d'Ospitaliers*, 'Vanité et présomption d'Hospitaliers' (Johanniter), C. ebd., megl. bobance = Prahlerei 37. fehlt bei L.

III. Nul ne peot a touz plere.

1. Einleitung.

Der Titel ist einer der moralisierenden Erzählungen Bozons (s. Allg. Einl.), Nr. 158, entnommen, in der sich einige Gegenüberstellungen ähnlicher Art wie die folgenden finden. Daran schließt sich passend eine *Fabula ad idem*, deren Stoff wiederholt, u. a. von La Fontaine unter dem Titel: *Le meunier, son fils et l'âne* behandelt ist; dazu Nachweise von Parallelen des Mitherausgebers (P. Meyer) S. 284f. Ebenfalls enthalten Ausdrücke derselben Art die von F. Michel veröffentlichten Dichtungen *La Riote*[1] ('bavardage') *du Monde* (nach der Pariser Hs. 1583) und *Le roi d'Angleterre et le jongleur d'Ely* (nach dem Harl-Ms. 2253 im Brit. Museum),[2] Paris 1834, letzteres auch nach derselben Hs. von Montaiglon und Raynouard, Recueil etc., II, 242ff. abgedruckt.

Schon vorher, doch in wenigen Exemplaren verbreitet, war dieses Stück, von Francis Palgrave, London 1818, herausgegeben, erschienen und von Lockhart in der Zeitschrift Keepsake für 1819 in englische Verse unter dem Titel "*The King and the Minstrel*" übertragen worden.

Beide Redaktionen sind von J. Ulrich im VIII. Bd. der Zeitschrift f. roman. Philologie, S. 275—89, wieder abgedruckt, dazu zwei weitere Prosafassungen nach einem Cambridger und einem Berner Kodex, mit dem Pariser Text in Parallelkolumnen oder als Varianten gesetzt, die zwar im Wortlaut und in der Reihenfolge der Gedanken mehrfach von jener Hs. und untereinander abweichen, aber unzweifelhaft auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen. Dasselbe gilt ander-

[1] Vgl. hierzu Crapelet, Proverbes et Dictons, S. 31/2, *Riote de Jugleor*, der ersteres Wort mit dispute übersetzt und auf engl. riot verweist.

[2] Auch von mir mit einigen Abweichungen von den gedruckten Texten abgeschrieben.

seits von *La Riote* und *Le roi et le jongleur*, obgleich das erste in Prosa aufgelöst, und das andere in agn. Versen abgefaſst ist. Während in der Prosa der Ort der Handlung Frankreich ist (*Je me chevauçoie d'Amiens à Corbie* etc.), wird er im Gedicht, wie schon der Titel andeutet, nach England verlegt. Im wesentlichen entsprechen sich Riote S. 1—3, Zl. 10 und V. 1—155 (ohne die Einleitung) im Jongleur; ferner dort 5, 18, hier V. 323ff., dort S. 6—7, 10, hier V. 353—70, doch nicht immer gleichlautend. Im XXIV. Bd., S. 112—20 der obigen Zeitschrift veröffentlichte Ulrich weitere Texte der Riote du Monde, von denen zwei, der eine aus einer andern Berner, der zweite aus einer Epinaler Hs. stammt, die einander sehr nahe stehen, aber nicht direkt verwandt sind. Wieder andere Fassungen stellen ein Metzer Fragment und ein solches in Versen aus einem Pariser Ms. dar. Alle diese Texte beweisen zwar die Beliebtheit desselben Themas, haben aber kaum etwas mit unserm Bruchstück zu tun. — Aus dem Londoner Arundel Ms. 292 habe ich mir nur den Titel *De Rege et Joculatore* notiert.

Was den Inhalt jener beiden Stücke betrifft, so gehören sie zu der Art von Schelmengesprächen, wie das in mehreren Sprachen bearbeitete und weit verbreitete von Salomon und Marcolf oder Morolf[1], und auch später noch ergehen sich Shaksperes Clowns in ähnlichen Witzeleien[2]. In jenem Gespräch gibt der Spielmann auf Fragen des Königs scheinbar einfältige, doch neckische Antworten, worauf er das lockere Leben seiner Genossenschaft schildert, das der König eine Torheit nennt. Jener erwidert, daſs Sinn und Torheit sich im Leben schwer unterscheiden lassen, womit er auf das Thema eingeht, das auch unser Fragment behandelt. Ob dieses nun einen Auszug jener längeren Dichtung darstellt, oder ob diese eine andere volkstümliche Überlieferung, aus der auch unser Text hervorgegangen ist, in sich einverleibt hat, muſs jedoch dahingestellt bleiben. — Ich lasse nun diesen, wie ich ihn abgeschrieben habe, folgen, während Michel ihn in fortlaufenden Zeilen abdruckt. In grammatischer Hinsicht ist die Erhaltung des *-s* als Endung des Nom. Sing., doch nicht in allen Fällen (6 u. 7) zu bemerken. Sonst die Schreibung wie in den vorigen Stücken.

2. Der Text.

E io ne ſay coment meyntener. pur quey?
Si io ſay graunſ. Cet vn jeaunſ
Sij io ſu petys. Ceſt vn neyms
Sy io ay graunt nees. Co eſt vn bocchus
Si io le ay court. Ce eſt vn camous

---

[1] S. u. a. Pauls Grundriſs, II, 387.

[2] Man vgl. besonders Twelfth Night, III, 1, 1ff. mit Jongleur d'Ely, V. 10ff. S. auch Walter Gaedick, Der weise Narr in der englischen Literatur von Erasmus bis Shakespere, 1928, angez. von Eckhardt, Engl. Stud. 64, 126ff.

Si io voys a mouſter. Ceſt vn papelard
Si io ne [h]y voys. Ceſt vn faus creſtyen
Si io voys de les leſ femmes. Ceſt vn hulers
Si io ne voys. Ceſt vn bugres
Sy io chaunte. Ceſt vn borderes
Si io me teys. ce eſt vn mueſt
Si io cour. ceſt vn fous
Si io ne cour. ceſt vn halos.
Anyſſy ne me ſay io coment meyntener.

3. Anmerkungen.

M. = Michel, J. = Jongleur — s. *jo* M., so im folg. 2. Vgl. J. V. 367/8; *c'et* M. (= c'est); *ſay* = soie, Konjunktiv nach si, wie sonst oft in agn. Texten; ebenso wohl *chaunte* 10. 3. J. V. 369/70. 4. ib. V. 359/60; *bocchus* = bossu; erstes *c* oder *t* über der Zeile; *nées* M. 5. J. 361/2; Sy M., *camus* = Stumpfnaſiger. 6. J. 323/6, doch: *ceſti ne valt plus qe vn chien.* 8. J. 291/8; *holer* = *houleur* (Hurer); de lès M. 9. Vgl. Riote S. 5, 12; *bugres* = sodomite. 10. ib.: *Se je parolle sovent cest un borderes* (bavard); vgl. bourder. 11. keine Parallele. 12. Vgl. a la presse courent les fous, C. 13. *halos*? 14. *Anyſſy* = ainsi.

IV. Amurs curteiz.

1. Einleitung.

Der Begriff der höfischen Liebe — *amours curteiz* nach agn. Mundart —, der zuerst bei den Provenzalen aufgetaucht war, erhielt bekanntlich erst durch das Werk *De Amore* des *Andreas*[1], Kapellans am Hofe des Königs Ludwig VII., feste Gestalt und wurde für die höfischen Kreise aller Länder hierin maſsgebend. Andreas stand hierbei unter dem Einfluſs der intriganten Königin Alienore, nachmals mit König Heinrich II. von England vermählt, und ihrer Tochter, der Gräfin von Champagne, deren Urteil er in zweifelhaften Fällen anruft. Das Buch, in lateinischer Sprache geschrieben, ist in die Form von Ratschlägen gefaſst, die der Autor einem jungen Manne, Gualterus, in Liebesangelegenheiten erteilt, und zerfällt in drei Bücher: Das I. umfangreichste, erörtert den Begriff der höfischen Liebe und gibt darauf Vorschriften für Liebende beider Geschlechter und der verschiedenen Stände. Das II. Buch bringt weitere Ausführungen und endet mit einer Erzählung nach der Art der Artusromane, an deren Schluſs der Held 31 Liebesregeln am Artushofe empfängt. Das III. Buch dagegen "De reprobatione amoris" verwirft auffälligerweise alle vorausgehenden Darlegungen, mahnt Gualterus zur Abstinentia und warnt ihn vor der Schlechtigkeit der Frauen: ein Umsturz, der nur begreiflich wird, wenn man bedenkt, daſs der Vf. als Geistlicher

[1] Andreas Capillani Regis Francorum De Amore Libri tres, recensuit E. Trojel, Havniae 1892.

sich vor jedem schlimmen Verdacht wahren mufste. Dafs dies Werk dennoch weit verbreitet war, beweist das Vorhandensein von noch 12 Hss., die sich teils in französischen, teils in deutschen und italienischen Bibliotheken vorfinden.

Zu den Grundzügen dieser höfischen Liebe gehörte, dafs sie durchaus sinnlich und aufserehelich war, daher geheim gehalten werden mufste. Das Bedenkliche dieser Forderung wird durch die Beobachtung etwas gemildert, dafs die Ehen damals meist aus politischen oder materiellen Gründen, öfters sogar zwischen Kindern, geschlossen wurden, so dafs gegenseitige Neigung nur in Ausnahmefällen in Betracht kam. Das Unmoralische jener Auffassung wird andrerseits dadurch etwas ausgeglichen, dafs andere Forderungen an die Liebenden, wie gute Zucht, Mäfsigkeit, Freigebigkeit, Hochachtung der Frauen, erheblich zur Verfeinerung der Sitten in der damals noch recht rauhen Ritterschaft beitrugen.[1]

In Frankreich spiegelt sich diese Liebe besonders in den Epen des Artussagenkreises, so in den Dichtungen des Chrétien de Troyes und in der reichhaltigen Lyrik,[2] z. B. beim *Chatelain de Coucy*, wieder. Später wurden diese Grundsätze im *Roman de la Rose*[3] in den Lehren, die der Liebesgott dem Liebenden (V. 2050—2748) erteilt, ausführlich dargelegt. In Deutschland dringen diese Ideen schon früh bei den Minnesängern und den Epikern der Hohenstaufenzeit, doch nach deutscher Art veredelt, ein, wie es uns besonders im Parzival Wolframs von Eschenbach vor Augen tritt.[4]

Im Schrifttum Englands dagegen — von den andern Ländern können wir hier füglich absehen — ist bis zum XIV. Jh. von höfischen Vorstellungen wenig zu spüren. Die Helden der älteren Romanzen[5], die mehr oder weniger auf frz. oder agn. Vorlagen zurückgehen, wie Horn, Guy of Warwick, Havelok, beweisen zwar die ritterlichen Tugenden Tapferkeit, Treue, Lust an Abenteuern usw., sind aber mehr mit volksmäfsig derben Zügen dargestellt, und ihre Liebe zu Frauen geht daher auf eheliche Verbindung aus. Selbst die Liebe Tristans scheint mehr von der dämonischen Wirkung des Zaubertranks als durch höfische Anschauungen beeinflufst. Ebenso zeigen die uns aus dieser Zeit erhaltenen Liebeslieder,[6] meist von fahrenden Scholaren gedichtet, durchaus ein volkstümliches Gepräge.

[1] Vgl. A. Schulz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, Leipzig 1879/80; H. Naumann, Höfische Kultur, Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Halle 1929, bes. Kap. II, S. 15ff.; W. G. Dodd, Courtly Love in Chaucer and Gower, Boston und London 1913.

[2] S. u. a. oben E. Mätzner, Altfranz. Lieder usw.

[3] Ich zitiere nach der Ausgabe Kaluzas als Parallele zum megl. Romaunt of the Rose, Chaucer Society, 1891.

[4] S. die Exkurse in G. Böttichers Übertragung des Parzival, Berlin 1885, bes. S. 315ff.

[5] Vgl. u. a. ten Brink, Geschichte der Engl. Literatur, I, 282ff.

[6] S. ten Brink, a. a. O. S. 379ff.

Es ist daher unser Text das erste äuſsere Zeugnis — man beachte das Datum am Ende des Briefes! — vom Eindringen der Satzungen der höfischen Liebe in die vornehmen Kreise Englands, für deren lange Zurückhaltung auch der Umstand bezeichnend ist, daſs keine der oben erwähnten Hss. vom Werke des Andreas sich in England befindet. Aber wenn die im Briefe erörterten Mahnungen an den *fin amaunt* den vorhin angeführten Quellen im ganzen entsprechen (Belege in den Anmerkungen), so kann doch keine dieser die direkte Vorlage des Briefschreibers gewesen sein, da er ja seine Mahnungen nicht, wie dort, an einen jungen Mann, sondern an eine verheiratete Frau (*ma dame*!) richtet und mehrmals eigenartige Ratschläge, namentlich den sehr vorsichtigen, die Prüfung des Liebhabers auf sieben Jahre (!) zu erstrecken, damit verbindet. Eigenartig sind auch die Verweise auf Dichtungen als Beispiele für die besprochenen Fälle, deren Identifizierung nicht überall sicher ist, die aber für die weite Belesenheit des Vf. zeugen.

Wer dieser Ratgeber einer Frau von Stande war, läſst sich freilich nicht feststellen, vermutlich war es aber ein älterer Geistlicher, wie ja auch der Vf. des Buches *De Amore* diesem Stande angehörte, und daſs dieser irdische Triebe und Bekanntschaft mit Liebesangelegenheiten auch bei Personen seines Berufes voraussetzte, geht daraus hervor, daſs er ihnen besondere Kapitel (I, cap. 7, '*De amore clericorum*', cap. 8, '*De amore monacharum*') widmete.

Auch wird sich schwer ergründen lassen, wer *Dame Desirée* war, da der Briefschreiber ja ihren Zunamen der Vorsicht halber verschweigt, weswegen auch die Durchforschung von Chroniken und Urkunden dieser Zeit vergeblich sein dürfte. Nur soviel scheint aus der Form ihres Namens und der Sprache des Briefes hervorzugehen, daſs sie einer anglonormanischen Familie entstammte.

Ebensowenig läſst sich der Wohnort des Schreibers mit Sicherheit ermitteln, da die, offenbar absichtlich unbestimmt gehaltene Angabe „Stadt Johannis des Täufers" zu vieldeutig ist. Es könnte vielleicht an Chester gedacht werden, wo der Tag dieses Heiligen zur Zeit König Stephans durch einen groſsen Aufzug, den Earl Ranulph veranstaltete, feierlich begangen wurde; s. Chambers Book of Days, I, 430f. Dagegen steht wenigstens das Datum des Briefes fest: das Jahr 1299.

Grammatisches. Da auch dieses Stück von demselben Schreiber, obwohl offenbar von einem andern Autor, herrührt, wie die vorigen, sind natürlich auch die Lautbezeichnungen im wesentlichen dieselben, wie bei Nr. I dargelegt, deren Geltung hier allerdings durch keine Reime bestimmt wird.

So haben wir auch hier gelegentlich die Verdoppelung kurzer Vokale, stets bei *aan* usw., *apeel* 19; *-ey-* für frz. *ie* meist in *reyn* 16, 37 etc., nur *rens* 21; *teyrcz* 72; dagegen *vynt* 23 u. 29, wenn hier nicht Verwechslung mit dem Praet. vorliegt. Das tonlose End *-e* fehlt mitunter: *medisaunz* 1, *maners* 10 usw., falsch angefügt in *io*

maunke 10 usw. st. *maunt* (*k* für *c* s. I). — In der Verbindung *gn* fehlt *g* gewöhnlich; stets *temoyne* 46, 69 usw., dann in *conpanye* 30 usw., doch *g* ohne *n* in *enſeyge* 55; dagegen *signe* 108, 120. Statt der Endung *-ez* auch hier mitunter *-et*: *ameret* 13, *aſſayet* 58, auch in *aſſet* 49 usw., im kritischen Text wieder berichtigt; *-unt* st. *-ent* findet sich in *pount* 5, *eyunt* 22. Schreibeigentümlichkeiten sind ferner *c* meist statt *s* in *ses* 2, 41 und Abfall des *s*, *z* oder *st* am Ende von *mes* (= mais) 22, 27 u. ö., *saunz* 37 und *est* 35, 49, wie in I korrigiert. Infinitive auf *-er* st. *-ir*: *reioyer* 8, *tener* 41, doch *tenyr* 134, *seruyr* 8; für *-oir* in *val(i)er* 5, 26; der Gleitlaut *w* zwischen *u*(*o*) und *e* in *nowe* (*nue*) 16.

Die Flexion des Nomens ist zerrüttet; das Nominativ *-s* (*x*, *z*) nur gelegentlich an richtiger Stelle: *deux* (dieu) 136 als Nom., als Obl. aber 8, 17, 81; *ly sages* 22, *savages* 44, aber *ly savage* 47; *beuz* 24, *leus* 76 als Nominativ, 90 als Obl., *leal* als Nom. 87 usw. Dagegen ist die Femininbildung im Adj. u. Pron. ziemlich in Ordnung: *m(e)ure* 14, 49, *fraunche* 107, *cele* 94, *acoune* 61 u. ö., *cestes* 150 usw.; daher *cel* 86 und *nul* 120, 138 wohl nur Schreibfehler. Richtig flexionslos *gentil* 14, 19, *graunt* 55, fehlerhaft *gentilez* 6, *graundes* 75, *vivaunte* 137, fehlerhaft auch die Partizipien *deceuz*, *maumenes* 7, *nome* 143 usw.

Das Geschlecht wird durch das Beiwort meist richtig bezeichnet, daher *le chaunsoun* 54 wohl nur Schreibfehler.

Der Konjunktiv steht meist in Bedingungssätzen; so 9, 34, 40 usw., doch die Indikative *trouez* 36, 49, *voyl* 66 (wenn nich verschrieben), *tent* 78, *entent* 134, *voudra* 132. — Öfters treffen wir den bloſsen Infinitiv statt des präpositionalen, so 4, 64, 81, 95, 126. Das Futur als Imperativ in *proverez* 38, 51 u. ö., vielleicht auch in *fynerez* 128 und *jurrez* 135. Das Adverb st. des Adjektivs in *especiaument* 62, wenn nicht ein Adj. ausgefallen ist, und in *durement* 94.

2. Der Text.

A la treſnoble Dame Deſyree, saunz nomer pur Mediſaunz, le soen lige saluz, honurs e reuerences, e ſey ſubiet a ses comaundemens! **Ma** dame, pur ce ke ſouente feiz e par pluſurs eſtes requiſe de amours, e vus, **ma** Dame ſuy tenuz counceyler en totes choſes ke valier vus pount, nomement en amours, par quey multes nobles Dames gentilez e sages meyntefoyz ſunt decuz e maumenes, Jo vus maunke, ſi cum voſtre honur ſauuer volez e le deux de amour a gre seruyr e vos amurs reioyer; ke ia chiualer, **C**lerk, ne Esquier, ne nul ametz, ſi il ne ſoyt de les maners e les coundiciouns, les queus io maunke en Eſcriſt. **Kar** saunz ceſ poyntz ne poet amour longement endurer, ne ia Dame bon amur eſprouer

---

1 *Initiale blau, verziert; rot markierte Buchstaben sind fett gedruckt; keine Absätze im Ms.* 2 *Hs.* ces, *so meist; s. Einl.*

¶ Au comencement, madame, veyez ke cely qe vus amere*z* ſoyt de gentil manere en touz poyns, coy, de meure porture, celaunt ſour toteſ choſes, leus principaument, e pus, ma dame, ke vus eyme ſur totes autres e plus ke reyn ke ſoyt deſouz la nowe deux. E coment vus eſpruvez ces ſeys poyns auaunt nomes, ore agarde*z*.

¶ Ma dame, cely ke ſoyt de gentil manere, sera de bel apeel a checon homme, autreſi ben a poueres com Riches, ne pas medi-ſaunt, me*s* ſuffraunt ſerra pur rens ke ſoyt, e autre gens de bounte e de honur aloſera, tot ne eyunt il deseruy. Kar ly sages diſt en ſoun Romauncz: Mal parler e medire ne vynt vnkes, beuz douz sire, de gentyl quer tele manere.

¶ En apres il ſera fraunk ſoulun co ke il pout despendre a touz ceaus ke valer ly porunt ou en feet, ou en diſt, noun pas fou-large, ne trop eſchars, parount vyleynie li chece, me*s* corteyſe-ment e ſagement despendre *s*es benſ. Kar Henning nous diſt: par fraunchiſe vint bon loos. E pus, ma dame, receyuez le en voſtre conpanye si longement cum vus plera, e eſprovez le en toteſ choſes la ou vus entendez ke il freyt vileynie. E ſil ſe garde en feet e en diſt e en oyaunt autres vyleynyes parler, e ke il ne le face, cely est de gentyl manere. **E**nſement, ma dame, ſi il ſe voyle trere entre la gent la [h]ou nureture e hommeſſe put aprendre e eſchure conpanye deſ ribauz, ce*st* ſigne de gentrice. E ſi le trouez tews cum vus ay nomez, en cely comencetz vos amurs le primer aan, cum pur gentyl, saun*z* reyn a ly mouſtrer.

¶ Iſſi le prouevez, si il ſeyt coy. Pus, ma Dame, ſi il ſeyt coy e de mure port, iſſy eſprouerez: veez, si il parle trop volenters e ſaunz encheſoun e ſaunz eſtre areſounne par autre, ou il ſeyt trop janglaunt e trop wakeraunt de *s*es pees, ke il ne ſache tener en vn leu, ou trop movaunt de *s*es meyns, trop gay de *s*es oez en regardant, trop voluntrif ou nounchalers de ſey meymes, ou de autres contenauncez trop ſauages: cely ne deuez amer. **K**ar cely ke ſeyt de teuz condiciouns, unkeſ ne fu de tout eſtable, ne leal amaunt, co me temoyne Pekyne en ſoun Ramauncz ou il diſt: **L**y ſauage ne ſeet amer, ne coward ne put amur endurer. E, ma dame, ſi il preyſe ses choſes, e ses feez demeyne, cely ne*st* pas aſſe*z* de mure manere. Mes ſi vus le trouez en totes choſes aſſe*z* coy e de mure manere, en cely purſuez vos amurs le secunde aan.

¶ Si il ſeyt celaunt, iſſy le prouerez: Agardeſ primerment, ſi il ſe voyle avaunter de *s*es amours quelſ il ad par alyours ou auer voudrat, e si il le face, il ne ſoet celer. Kar le Chaunſoun nus enſeyge: A jouene **D**ame de haut priſ [ke] trop fet graunt folye

---

13 *Über* -et *st.* -ez *s. Einl.* 15 *Hs.* E. 21 *Hs.* me, *so öfter, s. Einl.* 25 *Hs.* pout *über* porra. 30 *Hs.* cōpanye. 35 *Hs.* ce. 37 *Hs.* saun; *so öfters.* 49 *Hs.* aſſet, *so öfter*; *s. Einl.* 55 A *übergeschrieben.*

ke de *s*es amurs ſe avaunte. Dount je vus diſ ke ly auantour ne fuſt vnkes ben celaunt. **E**nſement, ma Dame, aſſaye*z* ſi il vus voyle counter acoune choſe de autry counſeyl ke duſt eſtre cele ou de ſoun counſeyl demeyne ke touche ly e autreſ, e si le face, il ne eſt pas celaunt. Kar cely ke ſoun conſeyl demeyne, ne ſeet celer, iameſ autri ben ne celera. Puſ, ma Dame, facez acune damoyſele ou autre ke ſoyt [autre ?] eſpeciaument a ly, de la quele vus entende*z* qe il deſire la queyntaunce, me*s* ke il ne sache pas ke il ſoyt vostre procurment. E prie*z* a cele ke ele aſaye alocher acoune choſe de ſoun counſeyl e prouez vus meymeſ, ſi reyn vus voyl dire de les diz entre eus parlez, Et ſi il le face, cely ne*s*t pas aſſe*z* celaunt. Kar sachez, le dreyt celaunt homme ne dira pur nul amur ne pur aſayment co ke ly eſt diſt en counſeyl; e co me temoyne Damoiſele Braungwayne. E ſi vus le troue*z* en ces poynz e en autreſ celaunt, en cely vus affie*z*, kar ben celer feet amour lungement endurer, e en cely mette*z* vos amours le teyrcz aan.

¶ De leute iſſy prouere*z*: Vee*z*, ſil vus teyne *s*es dys e *s*eſ promeſſeſ ke il feet a vus e as autreſ, si ben en petites choſes, cum en graundeſ, e nomement kaunt il vus diſt ou promet acoune choſe dount il ne ſeyt par vus requyſ. Kar ſi il ne ſeyt leus, pluſurs choſes vus promettera, e poy vus dora. Mes, Dame, co neſt merueyle ſi il vus tent co ke il vus promet, ſi il ſoyt par vus auaunt requyſt. Autreſi, ma dame, ſi il leſſe ſe*s* promeſſes par me*s*chef de cors *ou* d*e* *c*hateuz, il ne*s*t pas fin amaunt, ne il eſt digne reclamer en ayde le deux de amurs, ke sache*z*, pur bon amur ne pout homme trop meſchef fere. Kar aungwiſſe par amours, joye est a les amauntz. Ce me temoyne la Karole: Meu*z* voyl ke amurs me occye ke autre mauz, taunt eſt la mort joliue. Ensement, ma dame, ſi il deſire la eſpeciaute deſ autreſ ataunt e pluſ come vus, apreſ cel vre ke il vus auera prie de vos amurs e a vus promyſ de leument amer, il ne*ſt* pas leal amaunt. Kar le dreyt leu quer ne deſira forſ co ke il eyme enterement. Qe me temoyne Flur e Florye en lour Romauncz. En ces poynſ e en autreſſi leus le trouez auſi ben en jeu com en autreſ choſeſ, a cely vus tenez com pur leaus.

¶ Sy il vus eyme sur tutes autreſ, iſſy le prouerez: Primes, ma dame, kaunt il vus prie de amourſ e diſt ke il vus eyme, fete*z* vus mout eſtrange e durement, le blamez de cele priere e reprouez ſi harogeouſement, ke il ne quide vos amurs conquere pur reyn ke ſoyt. **E** ſy il vus tendrement eym*e* e de fyn quer, il se aragera pur poy de dolur pur la n*ule* eſperaunce ke il auera ou ſoun quer de la priere ke il ad feet e ne put eſpleyter. Il lerra manger e beyure e touz autreſ ſolas e ſen irra ſuſpiraunt, mourne e for-

---

68 *Hs.* nulam'. 80 *Hs.* met chef de cors deſchateuz, *doch s. Zl.* 121. 84 *Hs.* meut. 96 *Hs.* eym. 97 *Hs.* nicil?

ment weymentaunt, ſi il fynement vus eyme. Co me temoyne Ypomedon e la fyere de Calabre en lour Romauncz. Ke ceſt la ſouereyne peyne e hounte ke leal amaunt put auer de eſtre deueye e repris vyleynement de co ke il eyme e prie de amours.

¶ Iſſi le prouerez le quatre aan: **P**us, ma dame, kaunt autre feyz vus priera vncquore, reprouez ſa priere, meſ ſyl eyt joueus ke autreſ dames ou damoyſels ly vnt done, agardez ſil les vus voyle doner e de sa fraunche volunte proferer, E ſi il le face, ceſt vn ſigne ke il vus eyme, meſ ne le pernez paſ, nomement au comencement de voſtre amur. Kar cel ly mettera en plus fort eſpeyr de perdre vos amourſ. Autreſy pleynez vus devaunt ly a acun autre, noun pas a ly, deſ choſes ke vus faylunt, e ſy de fyn quer vus eyme, vus leſ auerez mout par tenſ, sauns reyns a vus dire ou promettere. Kar iſſy conuſtre*z* le fyn amaunt, ſi vus face auer choſe dount il entent ke vus eye*z* meſter saunz vostre priere.

¶ Iſſy le prouerez le ſyme aan: Ma dame, kaunt plus vus prie de amour, reſpounez ke ia ne auerez nul homme ke ſoyt de la coyntaunce [celes] e nomez celes ke vus entendez ke il plus eyme e plus ad ame. E ſi il voyle leſſer lour aqueytaunce, par taunt ceſt vn ſigne ke il vus eyme plus ke nul autre. Pus apres dites ly ke il face acune choſe pur vus ke il ne put fere saunz meſchef de cors ou de chateus, ſi cum a aler a la court de **R**ome ou alyours loungteyn pays a *s*eſ couſtages, demeyne pur lamour de vus, e ſi vus veye*z* ke il le voyle feyre de quer leal, en cely vus affye*z* de ben amer. E co me temoyne Gawayn, le vaylaunt bacheler, ke meſchef ne deſtourbe le fyn amaunt ſa drue paer.

¶ Le septime aan iſſy vos amours fynerez: Au dreyn, ma dame, ſy il ne voyle[t] de ſa priere ceſſer, dites ke ne le voylez amer, ſy il ne voyle obliger ſoun cors e *s*es chateuz e, kaunt ke a ly apent, a vostre volente, e a co fe[illegible] ſurte tele come ly deuiſer*ez*. E *s*i co feyre voudra, pernez de ly vn serment devaunt acoune cumpayne en la quelle vus affye*z* de ben celer vostre conſeyl. Kar co ly fra mout pluſ ſa ſurte tenyr, ſy il entent ke autre ke vus le ſache. En cette manere le chargez: Doucz amy, iſſy jurrez: Sy deux vus ayde e touz *s*es ſeyns, ke vus me amerez de co jour en auaunt plus ke nul autre viuaunte e preſt ſerrez de cors e de vos chateuz a ma volente obliger, pur moun pru e moun honur feyre; e ke en nul poynt moy deceyuerz, ne a tort me greuerez, e principaument les priuetez, ke entre nous ſunt e ſerunt ben cele*z*, pur reyn ke homme puſe feyre, noſtre counſeyl deſcouerez. E, ma dame, kaunt il auera cele surte fete, e il ſeyt de leſ condiciouns ke io vus ay nome, hardyement a cely vus affie*z* e amez ſur touz autres e pur voſtre dru gardez. Seyt il

---

141 Hs. celer.

de graunt beute ou de mene, mes ke il eyt dreyte feture; seyt il de haut lyn ou de bas, mes ke il seyt nurry e en ses feez auiſe, tanke come viuez le receyuez e nul autre. Kar les poyns e les condiciouns auaunt nomes font bon amour endurer, ſauns les queus ia dame, ne damoyſele, ne autre en bon amour ne se put affyer. Ceſtes choſes vus maunke pur co ke ſu voſtre conseyler; ben le gardez kaunt ſerrez des amours requiſe. Done dens leſ quatre mers de Engletere, la vyle de la ſeynt Johan le baptiſt, Le aan du reyne le Roy Henry vint e seitime.

3. Anmerkungen.

2. *ſey subiet* = se sujette. 4. *tenuz counceyler*: die Präposition vor dem Infinitiv fehlt öfter, wie schon in der Einleitung bemerkt. Der Briefschreiber war also Vertrauter der Dame, von welchen Leuten Andreas wiederholt spricht; aber er warnt auch: 'Amoris tui secretarios noli plures habere' (l. c. S. 106). 5. *valier*, 26 *valer* = valoir, hier = nützen. 6. *maumener* = in die Irre führen. 7. Über *maunke* st. maunt s. Einl., maunder = empfehlen, anraten. 8. deux = dieu; *reioyer* = réjouir. 14. *porture* = Betragen; desgl. *port* 39. 16. *nowe* = nue; s. Einl. 17. *seys* = six. 19. *gentil manere*: vgl. Andreas, S. 11. 'in omnibus urbanum te constituas curialem'; Roman de la Rose V. 2067ff.; *de bel ape(e)l* = zugänglich, entgegenkommend. 20. *ne pas mediſaunt*: s. Andreas S. 9. 'maledicus esse non debes', und vgl. Rom. R. V. 2077ff. 22. *tot* = tout que, obgleich; *ly sages diſt en ſoun Romauncz*: vermutlich Anspielung auf den weit verbreiteten und in viele Sprachen übertragenen Li Romans des Sept Sages (ed. Keller 1836); über engl. Versionen s. Wells, Manual, I, 186f.; andere kommen hier nicht in Betracht. 24. Erg. *de* vor *tele*? 25. *fraunk* = freigiebig; vgl. Andreas, cap. I: 'avaritiam . . . effugias'; Rom. R. 2201ff. 27. *chece*: 3. Konj. Praes. v. chaier; s. Walter, V. 20; hier = zur Last fallen. 28. Erg. *pout* vor *despendre*; *Henning*: vermutlich die mengl., in verschiedenen Versionen verbreiteten Proverbs of Hendyng (s. Wells, Manual, S. 377f.), ähnlich den franz. Proverbes del Vilain. 34. *nureture* (Walter 1), mengl. nurture = Erziehung, Bildung; *hommesse* = virilité; *eschure*, afrz. eschiver = éviter. 36. *tews* 45, *teuz*, afrz. teus = tels. 37. *reyn* = rien; s. Einl. 38. *Iſſi* = ainsi. 39. *port* = porture; vgl. Zl. 14. 41. *wakeraunt*: waucrant Chardri, Josophat, V. 1298, hier = zappelig. 42. *oez* = yeux. 43. *voluntriſ* = disposé; *nounchalers* = nonchalant. 46. *Pekyn*: ungewisse Beziehung; schwerlich Pierre de Peckham, Lumiere as lais (1267—8). 48. *demeyne* von demener = manifester, faire éclater (Burguy); vgl. Zl. 123. 50. *purſuez* = poursuivez. 52. *celaunt*: vgl. 'te garde de retraire chose des gens qui face a taire', Rom. R. V. 2077/8; Andreas, Règle XIII: 'amor raro consuevit durare vulgatus'. 53. *avaunter* = vanter (vgl. Zl. 64); vgl. 'd'orgoil te garde', Rom. R. V. 2115. 54. L. *la chaunsoun*: welches Lied? Zu unbestimmtes Zitat; *enſeyge* = en-

seigne; vgl. Burguy I, 291. 55. [ke]: wohl nur Schreiberfehler; desgl. *autre*, Zl. 62, fälschlich wiederholt; *eſpeciaument*: Adv. st. Adj.? = besonders bekannt, vertraut; vgl. eſpeciaute Zl. 85. 63. l. *l'aqueyntaunce*? S. aqueyntaunce Zl. 115, = engl. acquaintance; dagegen la coyntaunce Zl. 117, afrz. acointance. Vgl. II, 14. 62. *mes ke* (mais que) = pourvu que. 57. counſeyl = mengl., negl. counsel = Geheimnis. 64. *aſaye alocher*: s. Zl. 4; alocher, sonst eslocher, -ier = ébranler, déplacer, arracher (Burguy). Man beachte die Verwechslung der Vorsilbe im Agn. Vgl. avaunter, Zl. 53. 67. *Braungwayne*: frz. Brengien, engl. Brengwain, dtsch. Brangäne, die Vertraute Isoldes. Über Tristan-Romane s. u. a. Gröber, Grundriß II, 492ff; Wells, Manual I, 78ff. 72. *teyrcz*, afrz. tiers, terz etc. = troisième. 73. *leute* = loyauté, Adj. *leus* 76, *leal* 87, *leaus* 92; zur Treue mahnt Andreas im II. Kap.; (s. auch Dodd, Courtly Love, S. 9); *teyne*, teigne = tienne. 80. *fin* = echt, treu; *digne reclamer*: s. Bem. zu Zl. 4; *ke*: l. *kar*? 82. Erg. *de* nach trop? 84. *la Karole*? S. Zl. 54. Vgl. Rom. R. V. 2443ff.: 'La mort ne me greveroit mie Se ge morusse es bras m'amie'; ähnlich verschiedene Liederdichter, z. B. Chatelayn de Couci, Bartsch, Chrest.[1], 230, 30; Mätzner, Altfrz. Lieder, III, 34/5, XVIII, 24 (morir en amant) usw. 85. *joliue*: Fem. von jolif = joli; *eſpeciaute*: intime Bekanntschaft, Vertrautheit; s. Zl. 62. 86. *vre* = heure; l. *cele*? 86. *Flur e Florye*: Floire et Blancheflor, s. Floris in Gröbers Grundriſs II, 527 (ed. Bekker 1844; Edelstand du Méril 1856); mengl. Floris and Blauncheflur (ed. Hausknecht 1885); vgl. Wells, Manual I, 139ff. 92f. Vgl. Andreas: 'Facilis perceptio contemptibilem reddit amorem, difficilis eum carum facit haberi' (S. 310). Vgl. auch die Liebeswerbung in Chaucers Book of the Duchesse, bes. V. 1181ff. 95. *harogeouſement* = arrogeusement (v. arroger.) = hochfahrend. 96. *se aragera*: s'arrager = s'enrager (rasend werden); vgl. Bem. zu alocher, Zl. 64. 98. *eſpleyter* = posséder, profiter usw. (Burguy); *lerra* Fut. v. laier, lesser; vgl. Andreas: 'Minus dormit et edit, quem amoris cogitatio vexat' (S. 311); Rom. R. V. 2409ff.; dieselbe Vorstellung auch bei Shakspere, Two Gentlemen, II, 4. 99. *solas* = plaisir, agrément etc. (B.), auch mengl. = Vergnügen, Freude; *weymentaunt*: guaimenter etc. = se plaindre, gémir (B.). 101. *Ypomedon*: vgl. Ipomedon von Hue de Rotelande (ed. Kölbing u. Koschwitz 1889); engl. Bearbeitungen s. Wells, Manual I, 147ff.; *la ſyere de Calabre*: die stolze Prinzessin von Calabrien. 103. *deueie*: desvoier = tromper. 104. *co*: verschrieben für *cele*? Vgl. *co jour* 136. 105. *vncquore*: encore; *joueus*: joyaux. 107. *proſerer* = mengl. profre, nengl. proffer = anbieten. 109. *cel ly* verschrieben für *co le*? Ebd. *eſpeyr*: espoir = appréhension etc. 116. *syme*: norm. für sesime (sixième). 117. *respounez*: responre für respondre, auch sonst agn.; l. *l'acoyntaunce*? S. Zl. 63.; [*celes*]: wieder ein Schreibfehler; s. celes Z. 118. 120. Vgl. Andreas I, cap. 2: 'Quid enim homo posset possidere . . . pro quo vellet tot subiacere periculis . . . . Videmus enim ipsos mortem contemnere nullasque timere minas, divitias spargere et ad multas devenire inopias'.

121. Vgl. Zl. 80. 123. Erg. *en* vor *loungteyn*?; *coustage* = mengl. costage (coût, cost); *demeyné*: vgl. Zl. 48; hier = agité (B.) 125. *Gawayn*: Gauvains li bien apris, Rom. R. V. 2083; vgl. auch Wolframs Parzival, Buch 8 und 10—12; Gröber, Grundriſs II, 504f. 127. *paer* = payer, satisfaire; vgl. auch Bem. zu Zl. 4. 128. *septime* = seitime 153. 132. *serment*: ein Eid wird sonst nicht von einem Liebhaber verlangt. 135. *jurrez*: kontrah. Futur wie dor(r)a, lerra (s. o.), hier st. Imperativ; s. Einl. 138/39: Vgl. Andreas I, cap. 7. 'Dominarum praeceptis in omnibus obediens semper studeas'; *pru*: prou, prod = profit etc. 141. Vgl. Andreas I, cap. 4. 145. *mene* statt menre, mendre = moindre, oder = mengl. meene, nengl. mean = gemein, niedrig? 146. *nurry*: wohlerzogen, gebildet; vgl. 34, nureture; *auisé*: überlegt, verständig. 152. *la vyle de la ſeynt Johan* etc.: s. Einleitung; St. John's in Chester war um 1075 Kathedrale.

John Koch.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Afrz. *tel* bei einer Kardinalzahl.

W. Foerster hatte in einer Anmerkung zu seiner Ausgabe von Ille und Galeron 5195 *tex cent qui* mit ‚einige hundert welche' übersetzt. Dagegen erklärte Tobler im Archiv 91, 115—6: ‚*tel* im Plural heiſst altfranzösisch nie und nimmer ‚einige', sondern heiſst einzig und allein ‚solche' und weist entweder auf eine vor den Sinnen liegende oder eine im Bewuſstsein vorschwebende Beschaffenheit oder eine in einem folgenden Relativsatz angegebene hin, so hier und so meistens, wo es eine Kardinalzahl begleitet'. Suchier hinwiederum glossierte in Anm. zu V. 492 der Chanç. de Guillelme *tel set cent* mit ‚wohl sieben Hundert, ungefähr sieben Hundert' und sagte: ‚Toblers Bemerkungen im Archiv 91, 115 treffen m. E. nicht das Richtige'; zur näheren Begründung seiner Auffassung bemerkte er folgendes: ‚Diese Verwendung von *tel* (*itel*) ist schon im Rol. (z. B. 2120) und im Folque nicht selten. Vgl. Karls Reise 66 . . . So auch Provenzalisch, vgl. B. Born (ed. Stimming von 1892) S. 69, 77'. Im Crestien-Wörterb. wird *tel* im Yvain 2443 mit ‚so gut wie' übersetzt. Stimming, B. de H., F. II sagt zu 7545: „Wenn *tel* unmittelbar vor Kardinalzahlen steht, so ist dessen Bedeutung oft so abgeschwächt, daſs es den Sinn von ‚ungefähr', ‚zirka' erhält", und dementsprechend glossiert er denn auch das *tel* in V. 8266 und 10742 von F. III. Voretzsch, Afrz. Leseb.[2] I sagt zu *tex cent* in no. 30 V. 1846 (Folque) ‚wohl, ungefähr hundert', indem er dazu V. 1866 vergleicht und auf Suchier hinweist, desgleichen im Wörterbuch dazu unter *tel*: ‚tel' bei gröſseren Zahlen ‚etwa', worauf die Folque-Stelle angeführt wird und eine weitere aus der Chanç. de Guillelme V. 1336, welche Suchier nicht ins Feld geführt hatte. Was das Provenzalische betrifft, so findet man im Glossar von Stimmings groſser Ausgabe des B. de Born (1879) unter *tal* bemerkt: ‚vor Zahlen ‚etwa', ‚zirka', wobei auf die beiden Stellen verwiesen wird, die auch Suchier namhaft macht, und in der kleinen Ausgabe[2] (1913) sieht man das Gleiche wiederholt. Dazu kommt noch, daſs man bei Levy-Appel, S.-W. VIII, 10 (1924) liest: ‚*Tal* (R. V, 295) 1. *t.* mit folgender Kardinalzahl ‚gegen', ‚etwa' (R. ein Beleg)'; es folgen drei Stellen, die weitere Belege für jene Bedeutung darstellen sollen.

Angesichts dieser Sachlage scheint es mir sehr an der Zeit zu sein zu prüfen, ob Tobler, der sich mit so grofser Bestimmtheit geäufsert hat, wirklich im Unrecht ist.

Es sei gestattet, zuerst das Provenzalische zu erledigen. Hier ist zunächst zu bemerken, dafs die im Lex. Rom. V, 295 angeführte Stelle *on venran tals cinc cens* (schr. *tal . . . cent*) *armat* keinen Beleg bedeutet, denn es folgt hier ein konsekutives *que*, s. Stimming, B. de Born Kl. Ausg.[2] no. 7 V. 65: *que, quan tuit serem ajostat, Non er Peitaus no s'en planha.* Appel, Die Lieder Bertrans von Born (Samml. rom. Übungstexte XIX/XX) 15, 64—66 schreibt mit a[1]: *On venran tal cinc cen armat: Quant seran ab nos ajostat, Greu er, Peitaus no s'en planha,* aber es ändert nichts an der Sache, ob man einen Hauptsatz folgen läfst oder nicht, weil dieser Hauptsatz in Beziehung zu dem Voraufgehenden steht, so dafs denn Appel, B.de Born (1931) S. 33 vollkommen sinngemäfs übersetzt: ‚Fünfhundert sollen so wohl bewaffnet kommen, dafs, wenn wir alle dann zusammen sind, Poitou sich sicher drob beklagt'. Man kann also sagen, dafs das in Gestalt eines Hauptsatzes Folgende zu dem Voraufgehenden in einem konsekutiven Verhältnisse steht. So liegt die Sache z. B. auch im Chaitivel der Marie de France V. 223—4: *Tels cent mals me faites sufrir, Mielz me valdreit la mort tenir.* Von den drei weiteren Beispielen, die Levy a. a. O. anführt, folgen ja in Flamenca[2] 7225 und 7265 Relativsätze, es kann also hier die vermeintliche Bedeutung von *tal* gar nicht in Frage kommen, und es scheint mir besonders schwer verständlich, wie Suchier am Ende seiner Anmerkung so geartete altfranzösische Stellen (Karlsreise, Steinbuch) zum Vergleiche heranziehen kann. Das dritte und letzte Beispiel steht B. de Born ed. Stimming, Kl. Ausg.[2] no. 11 V. 8—9, Appel 19, 15—6: *Nos fom tal trenta guerrier, Chascus ab chapa traucada.* Auch hier folgt eine Bestimmung, die das *tal* näher kennzeichnet, so dafs der Sinn ist: derartige dreifsig Krieger, dafs jeder von ihnen einen durchlöcherten Mantel hatte, oder: von denen jeder . . . Appel, B. de Born S. 41 übersetzt allerdings: ‚Wir waren dreifsig Kämpen [da], Burgherren und Burggenossen, voll Lust am Kampfgewühl. Eines jeden Mantel war durchlocht', er läfst also das *tal* aus, und offenbar erklärt sich dies, ebenso wie die Einführung eines ‚da', daraus, dafs ein flüssigeres Deutsch erzielt werden sollte. Dieses Recht mufs man dem Übersetzer zugestehen, nur scheint es mir nicht ganz einwandfrei, dafs A. das erst in V. 17 stehende *tuit senhor e parzonier* vorangenommen und in den ersten Satz gezogen hat, weil dadurch das *cascus . . .* zu weit von dem nicht übersetzten *tal* getrennt wird und somit die innere Verbindung zwischen V. 15 und 16 verwischt ist. Man kann nach Obigem getrost sagen, dafs ein *tal* bei Kardinalzahlen im Sinne von ‚gegen', ‚etwa' für das Altprovenzalische nicht erwiesen ist.[1]

---

[1] Jaufre ed. Breuer 6660, wo der Herausgeber *tal* mit ‚so gut wie' glossiert, kommt nicht in Betracht, da Relativsatz folgt.

Wenden wir uns jetzt dem Norden zu und bemerken wir zunächst, daſs die Stelle aus der Chanç. de Guillelme (V. 492), die Suchier den Anlaſs dazu gab, seine Anmerkung zu schreiben, nichts weniger als überzeugend ist. Sie lautet: *Tel set cent hume unt la guarde muntee*, aber man muſs auch den folgenden Vers *n'i at celui ne port sanglante espee* hinzunehmen, und dann sieht man sogleich, daſs derselbe in enger Verbindung mit dem Voraufgehenden steht. Diese Verbindung ist zwar äuſserlich durch kein Relativ hergestellt, vielmehr folgt mit der in der alten Sprache so beliebten Parataxe ein Hauptsatz (Dubislav, Satzbeiordnung S. 7), aber der Sinn ist offenbar: solche 700, von denen jeder einen blutigen Degen trägt. Es liegt also hier, wie übrigens meistens, ein relativisches Verhältnis vor; ein solches haben wir auch B. de H., F. III, 8265f., häufig im Folque de Candie, z. B. 1845/6, 1917/8, 2087/8 und auch im Rolant, wie wir nachher sehen werden. Eine Nebenfrage ist es, die aber hier nicht unberührt bleiben soll, wie ein Herausgeber in solchen Fällen hinsichtlich der Interpunktion verfahren soll. Wenn sich an den dem *tel*-Satz folgenden Hauptsatz noch weitere Nebensätze anschlieſsen, die durch Kommata geschieden werden müssen, so ist besonders dann eine stärkere Interpunktion am Platze, wenn sonst der Leser die Übersicht über das Ganze verlieren könnte. Aber auch ohnedem läſst sich ein Semikolon rechtfertigen, da der folgende Satz ja grammatisch ein Hauptsatz ist und bleibt. So bin ich denn Folque 1846, 1917, 2087 und an anderen Stellen verfahren; freilich würde ich jetzt da lieber Kommata sehen, weil es mir jetzt angemessener scheint, die Sinnesverbindung nicht zu weit hinter das rein Grammatikalische zurückzudrängen. Leider habe ich an einer Stelle, 9570, versehentlich einen Punkt gesetzt, der noch unrichtiger ist, als der Doppelpunkt, den Suchier in der Chanç. G. 492 schreibt. — Nun hat, wie oben bemerkt, Voretzsch im Wörterbuch noch eine zweite Stelle aus dèr Chanç. G. herangezogen, nämlich 1336/7: *Tels cenz anz at et cinquante passez Que jo fui primes de ma mere enfantez.* Suchier hat das *treis* der Hs. in *tels* erst geändert. Es empfiehlt sich jedoch sehr, nicht mit Stellen zu operieren, deren in Frage kommender Wortlaut erst durch Konjektur erwachsen ist, und das empfiehlt sich im vorliegenden Falle um so mehr, als ja bei einer Änderung von *treis* in *tels* auch zugleich *cenz* in *cent* geändert werden muſste, s. Tobler im Archiv 91, 116.

Das Wilhelmslied schaltet demnach für ein *tel* in dem vermeintlichen Sinne von ‚ungefähr‘ aus, und es bleiben noch Roland und Folque de Candie, welche beiden Denkmäler Suchier namhaft macht. Was den Folque angeht, so kenne ich keine Stelle darin, die als beweisend in Betracht käme. Bei dem Verse 1846, zu dem Voretzsch seine Anmerkung bringt, steht der folgende Hauptsatz in relativem Verhältnis zum *tel*-Satze. Die Stelle 1866/7, die Voretzsch zum Vergleiche heranzieht, lautet: *Il amenra tex c̄ contre lor Des Turs de Cople qui sunt buen josteor.* Hier kann man einen Augenblick stutzen, aber man sieht alsbald, daſs der Relativsatz zu *tex c̄* gehört: er wird

von den *Turs de Cople* solche 100 000 heranführen, welche gute Kämpfer sind; bekanntlich findet sich ja auch sonst nicht selten das Relativ ziemlich weit von seinem Beziehungsworte getrennt vor, und im Folque selbst bemerken wir so *qui* durch einen ganzen Hauptsatz geschieden (5844/5, 10157/8), der das eine Mal sogar ein bedingter Nachsatz ist. — Auf Rolant stützt sich Suchier im Allgemeinen und mit einem ‚z. B. auch 2120' im Besonderen. Der letzten Stelle müssen wir näher treten. Sie lautet in Bédiers Ausgabe:

> Tels .IIII. cenz s'en asemblent[1] a helmes,
> e des meillors ki el camp cuient[2] estre.
> A Rollant rendent un estur fort e pesme.
> Or a li cuens endreit sei asez que faire.

Übers.: ‚Quatre cents se rassemblent portant le heaume de ceux qui s'estiment les meilleurs en bataille. Ils livrent à Rollant un assaut dur et âpre . . .' Es sind also *tels* und *e* unübersetzt geblieben. Eine Anmerkung fehlt, aber im Glossar unter *tel* steht Folgendes: ‚La locution tels avec un nom de nombre finit par se suffire si bien à elle-même que la conséquence annoncée par *tels* peut être introduite sous forme de proposition parallèle à la principale et reliée par la conjonction *e*'; es folgt jetzt unsere Stelle und dann heiſst es: ‚entendez tels quatre cents qui sont les meilleurs'. Was hier gesagt ist, entzieht sich leider meinem Verständnis. Der Relativsatz kann doch nicht als ‚proposition parallèle' gelten, und das *e* bleibt ganz im Dunkel. Zudem liegt noch ein Widerspruch vor zwischen ‚tels quatre cents qui sont les meilleurs' und der oben angeführten Übersetzung ‚de ceux qui s'estiment les meilleurs', indem einmal das Relativ auf *tels quatre cents* bezogen wird und ein andermal auf ein frei eingeführtes *de ceux*, in welchem letzteren Falle denn *tels* ohne Korrelat zu sein und ‚ungefähr' zu bedeuten scheinen würde. Wenn man bei *quient* von O bleibt, und das tut Bédier mit Recht, so muſs zunächst gesagt werden, daſs *des meillors* vorangeschoben ist und dem Sinne nach in den Relativsatz gehört: sie glauben von den Besten zu sein. Th. Müller, der nicht bei *quient* bleibt, sagt zwar: ‚das ist dem Sinne nach nicht angemessen, denn es sollen hier offenbar die bezeichnet werden, welche die tapfersten sind', allein dem kann ich wenigstens nicht beipflichten. Er bemerkt ferner: ‚liest man *quient*, so muſs man eine Attraktion annehmen, so daſs *des meillurs qui quient estre* für *de cels qui quient estre li meillur* steht', und dem entspricht denn auch ganz die Übersetzung von Bédier. Aber für ein solches Verfahren, das Müller kaum mit Recht ‚Attraktion' nennt, wäre es doch sehr erwünscht, Parallelen aus irgendwelchen altfranzösischen Texten zu haben. Mir scheint es mehr in der Art alter Ausdrucksweise zu liegen, daſs ein kurz vorher ausgesprochenes *tel* neu hinzugedacht ist und der Relativsatz auf dieses Bezug nimmt. Das würde für *e* die Bedeutung ‚und zwar'

[1] Hs. O hat *asemble*.
[2] Hs. O schreibt *quient*.

voraussetzen. Diese kann ich allerdings aus dem Rolant sonst nicht nachweisen, sie begegnet aber bekanntlich schon im Alexiusliede 49c (Hs. L)[1], s. Wehrmann in Böhmers Rom. Stud. V, 391, wo übrigens auch das *e* unseres Roland-Passus als ‚und zwar' angesehen wird, ohne daſs eine Erörterung der Stelle stattfindet. Ich möchte also übersetzen: ‚und zwar [solche] welche zu den besten zu gehören glauben'. Das *tels* in *tels quatre cenz* entbehrt natürlich auch jetzt noch der grammatischen Beziehung zum Folgenden, und eine nähere Betrachtung von V. 2121 war insofern nicht vonnöten, ich glaubte aber der Gelegenheit, die sich bot, nicht aus dem Wege gehen zu müssen. Indessen ist in Wirklichkeit eine Beziehung vorhanden, und zwar zu dem Hauptsatze von V. 2122: *A Rollant rendent un estur fort et pesme*. Letzterer bringt eine Bestimmung zu *tels*, nur daſs diese nicht in der Angabe einer Eigenschaft liegt, sondern in einer Handlung, deren Träger dasselbe Subjekt wie *tels quatre cenz* ist[2]; dabei macht es nichts aus, daſs ein ganzer Vers dazwischen steht, vgl. F. de Candie 4383—5: *Parmi la sale vont tel mil chevalier A n f a n t et j u e n e, le c o r a g e l e g i e r; n'i ot celui ne servist au mengier.* Eine gewisse Handlung liegt auch in den entsprechenden Hauptsätzen im F. de Candie 2088 und 4385 vor; wie hier das Verhältnis ein relativisches ist, so auch an der Rolandstelle, und an sich könnte es heiſsen: *qui Rollant rendent un estur fort e pesme* = ‚die dann R. einen harten Kampf liefern'. Wir hätten also einen Relativsatz mit fortschreitender Handlung vor uns, oder, wie Tobler VB III², 72 sagt, einen Relativsatz als prädikative Bestimmung, geradeso wie es F. de Candie 3322 heiſst: (*Tels trente mile des Sarrazins armez*) *Qui sunt noie et el Rosne esfundrez* = ‚die dann . . .', oder 8319 (*Tel* .vii.^c *mile se fierent enz bruiant*) *Dont ja mes nus ne verra son enfant* = ‚von denen später . . .'. Der Rolanddichter hat vielleicht deshalb keinen Relativsatz zur Anwendung gebracht, weil bei dem schon voraufgehenden Relativsatze die Übersichtlichkeit beeinträchtigt worden wäre; ein Hauptsatz genügte, wenn durch dessen Natur das *tel* eine ausreichende Stütze erhielt, und das ist hier der Fall, besonders wenn man sich den dazwischen stehenden Vers *e des meillors qui el camp quient estre* wie in Klammern stehend gesprochen denkt. Nur dann wäre für *tels* der Sinn von ‚ungefähr' erwiesen, wenn der Satz *A Rollant rendent un estur fort e pesme* fehlte und es gleich weiter ginge mit *Or a li cuens endreit sei asez que faire*, oder wenn etwa im F. de Candie nur *Lors se pasma et entor lui tex* .xxx. (529) dastände, ohne daſs ein *n'i ot celui ne*

---

[1] Über das spätere Vorkommen dieses Sinnes im Altfranzösischen vermiſst man Näheres bei Lerch, Frz. Syntax I, 58, und es liegt mir hier nicht ob, dem nachzugehen, doch sei wenigstens auf Yvain 3191, 3691 (H), 5402 (H) sowie F. de Candie 846, 981, 1123, 1227, 6002, 13989 hingewiesen.

[2] Gleichheit des Subjekts ist nicht einmal erforderlich, indem mit *n'i a celui qui* zurückgewiesen werden kann, z. B. F. de Candie 2550, zuweilen auch mit dem Akk. oder Dativ des Pronomens eb. 2088, Cor. Looïs ed. Langlois 2082.

fust de la parente folgte, mit anderen Worten, wenn von einem neuen Subjekte etwas berichtet würde, das in keinerlei innerer Verbindung zu dem *tel* stände und keinerlei Bezugnahme darauf zuließe. So viel zu dieser Rolandstelle. Suchier hat sich nun im allgemeinen auf das Rolandlied berufen, aber er kann nur solche Stellen im Auge gehabt haben wie 991, 1411, an denen ein Relativsatz folgt, oder 1912, 3416, 3462, wo ein Hauptsatz parataktisch für einen Relativsatz steht, oder schließlich 2093. Bei der letzteren Stelle müssen wir noch etwas verweilen; sie lautet in O: *Tels.* IIII. *cenz i troevet entur lui, Alquanz nafrez, alquanz parmi feruz; Si out d'icels qui les chefs unt perdut.* Hier hat es den Anschein, als ob Suchier im Rechte wäre, allein man erkennt, und das zeigt namentlich das *alquanz*, daß die prädikativen Partizipien, welche die nähere Bestimmung bringen, die Geltung eines Relativsatzes haben = ‚von denen einige . . .' Der Verfasser hat vielleicht deshalb einen solchen mit *dont* nicht angeschlossen, weil dann die Gestaltung des Verses recht schwierig geworden wäre. — Eine Prüfung anderer Denkmäler, die ich noch auf unseren Punkt hin vorgenommen habe, bestätigt das oben Vorgetragene, welches, wie mir scheint, keiner weiteren Erhärtung bedarf; erwähnt sei nur noch, daß, wenn Suchier vergleichweise Karlsreise 66 heranzieht, hier ja ein Relativsatz folgt, und ferner, daß wenn noch neuerdings im Crestien-Wörterbuch zu Yvain 2443 und von Stimming zu B. de H., F. II V. 7545 (s. oben) *tel* mit ‚so gut wie' oder ‚ungefähr' glossiert wird, an den betreffenden Stellen wieder Relativsätze folgen.

Wir haben gesehen, daß *tel* vor Kardinalzahlen in der alten Sprache, entsprechend dem von Tobler Gesagten, nicht ‚ungefähr' bedeutet hat. Auch ist es wirklich nicht leicht zu begreifen, auf welchem Wege ein ‚so beschaffen' heißendes Wort zu obigem Sinne gelangt sein sollte. Ich bedauere, daß ich aus Anlaß einer geringfügigen Einzelheit so ausführlich werden mußte, aber schließlich baut sich doch umfassendere Erkenntnis immer nur auf dem genauen Verständnis des Einzelnen auf, selbst wenn dieses Verständnis nur auf Berichtigung eines Irrtums hinausläuft. Hätte Tobler seine Bemerkung ein wenig kommentiert und auch des Falles gedacht, wo ein Hauptsatz folgt, so würde Suchier vielleicht nicht widersprochen haben, und dann hätte Weiteres unterbleiben können.

Es verbinden sich mit unserem *tel* noch zwei Fragen, die ich wenigstens berühren möchte. Die erste bezieht sich auf die Verbreitung der Verwendung von *tel* vor Kardinalzahlen in der epischen Dichtung, speziell im Nationalepos, und da scheint es, daß sie verhältnismäßig oft neben dem Gebrauch der einfachen Zahl nur im Rolant und in den Wilhelmsepen begegnet. Wir lernten oben schon eine ganze Anzahl von Stellen aus dem Rolant und dem Folque de Candie kennen. Im Cor. Looïs ed. Langlois treffe ich es viermal an: 1289, 1849, 2002, 2081, in der Prise d'Orenge nur einmal: 75, in Aliscans zweimal: 328, 689 (Hall. Ausg.), oder eigentlich auch nur einmal, da der Wortlaut für je zwei Verse fast identisch ist (an der zweiten Stelle steht

tes hinter dem Subst.: .xv. *plaies tes*), im Charroi de Nimes und im Cov. Vivien gar nicht. — Eine zweite Frage ist, wie wir denn überhaupt die Setzung eines *tel* vor Zahlen, die in den Epen meistens Kämpfende angeben, zu beurteilen haben. Das Lateinische kennt ja eine entsprechende Verwendung von *talis* nicht. Beruht sie nur auf einer spontanen Ausdehnung des Gebrauches von *tel* + Subst. auf *tel* + Kardinalzahl + Subst. oder auch Kardinalzahl allein? Oder liegt ein bewuſstes Verfahren vor, so etwas wie ein Stilmittel? Ohne zu viel hineinlegen zu wollen, möchte ich doch glauben, daſs die Dichter sich von Zeit zu Zeit so ausdrückten, wenn sie dem Berichteten mehr Färbung geben wollten, als dies durch die Angabe der einfachen Zahl geschehen konnte. Wenn es z. B. Aliscans 727/8 heiſst: *Parmi le cors ot .xv. plaies grans, De la menor morust uns amirans*, dagegen 328/9: *Tex .xv. plaies ai el cors sous l'ermin, De la menor morust un barbarin* (vgl. 689/90), so wirkt die zweite Ausdrucksweise weniger nüchtern, wir empfinden etwas lebhafter dabei. Oder wenn der Rolanddichter an der von uns erörterten Stelle *tels* .IIII. *cenz* sagt, so wird unsere Vorstellungskraft stärker angeregt, das Bild fällt plastischer aus, als wenn nur die simple Zahl dastände.

O. SCHULTZ-GORA.

---

2. Ancora sul sic. *maramma*.

Essendosi recentemente rivangata la questione dell'origine del sic. *maramma*, che pare anche avere qualche propaggine nel calabrese, ed avendomi i miei studi sul genuino significato di questa voce, e sulla importanza del raddoppiamento consonantico nelle ricerche etimologiche (Cfr. le pp. 8—10 della memoria di G. De Gregorio, *Scoperta della genesi fisiologica delle cosidette consonanti doppie*, in *St. glott. it.* IX) condotto a risultati un po' diversi di quelli di prima, credo opportuno di esporli.

Sotto la rubrica 1329, *μαραίνω* „verwelken, vertrocknen" il Prof. Gerhard Rohlfs, *Etym. Wörterbuch der südit. Gräzität*, Halle, 1930, riunisce confusamente alcune voci dell'Italia meridionale e di altre regioni, che apparentemente sembrano avere affinità tra loro, ma di cui alcune debbono staccarsi dal gruppo per la diversità fonetica (cosentino *marrame*, neoprov. *marran*, it. *marame*), a prescindere da quella del significato (cfr. W. Meyer-Lübke, *REW*. 5369, 5407), altre dovrebbero sdoppiarsi, perchè, sotto unica forma, costituiscono omeòtropi, cioè voci aventi significato e origine diversa. Tale mi sembra il bovese *maramma*, rottami di una casa diroccata, e il regg. *maramma* melma e immondizia, che trascina con sè un fiume in piena. Il Rohlfs, del resto, confessa che „*ist es nicht ausgeschlossen, daſs mehrere Stämme an der Entstehung dieser Sippe beteiligt sind*".

A capolista in detta rubrica è citato il bov. *maramméno*, che già G. Morosi (*Arch. glott. it.* IV) definiva per „appassito, passo" e

A. Pellegrini (*Il dialetto greco-calabro di Bova*) pure per „appasito“, qualificando la forma come un Participio P. P. di *μαραίνω*. Questo *maramméno* fa entrare in iscena, benchè con dubbia legittimità, *maramma*, e parecchie altre voci di lontanissima o di nessuna approssimazione semantica, e d'impossibile giustificazione morfologica, cioè sostantivi derivati da un Participio P. P. da cui sia sparita la uscita *-éno* (!!).

Il bovese *maramma*, il reggiano *maramma*, coi sensi sopra indicati, e le altre voci seguono *maramméno*, come se questa forma costituisca il figlio primogenito del capostipite *μαραίνω*.

Siccome il calabrese *maramma* ha forma uguale al sic. *maramma*, il Prof. M. L. Wagner (in *Byzantinisch-Neugriechische Jahrbücher*, Athen, 1930, pp. 210—211) ha creduto di aggiungere nel gruppo il sic. *maramma*, non citato dal Rohlfs, affermando che, per le ricerche di costui, alcune voci siciliane, sinora date per arabiche, sono definitivamente da cancellarsi come tali, quale *maramma*, in cui gli uni (Avolio, De Gregorio) vedono il latino *muramen*, altri (D'Aleppo e Calvaruso) una voce arabica. Prudentemente però il Wagner si guarda bene di accettare, oltrechè d'indicare, *μαραίνω* come preciso etimo del sic. *maramma*. Tra i fautori dell'etimo *muramen* vanno aggiunti A. Traina e G. Gioeni, e tra quelli che inclinano per l'origine arabica M. Pasqualino, L. Vigo e M. Amari.

Il significato della voce siciliana, oltre che la fonetica, distoglie assolutamente dall'etimo *μαραίνω*. Nei documenti piu antichi, come nelle *Assise* o Statuti delle terre siciliane, la voce *maramma*, scritta talvolta per falsa etimologia popolare *maragma* (cfr. *domma* da *δόγμα*), ha il senso di „fabbrica“, o più specialmente „riparazione di fabbrica“. Un passo delle *Costitutiones Friderici Regis Sicil.* cap. II 6 reca: „Item quod procurent immunditias terrarum *maragmatum* et vinatium deferri et ejici extra civitatem“, Ducange, *Glossar. m. et inf. lat.* V.

Michele Pasqualino, *Vocab. sicil. etimol.*, scrive, per *maramma*: „(Voce araba che significa fabbrica. Spat. MS) *fabbrica*, aedificium, fabbrica“. Anton. Traina, *Nuovo Vocab. Sic.* definisce *maramma* per „il far muratura, il murare, fabbrica“; egli aggiunge che così si chiamava la fabbrica del Duomo e delle mura di Palermo. Anche i proverbi: *ogni pitrudda servi a la maramma*, cioè ogni piccola pietra serve per la fabbrica, e l'altro: *maramma mmenzu via mastri in quantità*, cioè: a cosa esposta al pubblico ognuno trova qualche difetto, confermano il detto significato.

Il primo di questi proverbi si trova anche nel calabrese; e G. B. Marzano, *Dizion. etim. del dial. cal.*, lo mette, a torto, sotto *marramma*, confondendo *maramma* con *marramma*. Ciascuno si accorge infatti che il senso di „zavorra“, che il Marzano vorrebbe dare a *maramma* nel proverbio „*ogni pitruceja e tinta grasta servi alla sua maramma e cara custa*“ è erroneo, mentre quello che conviene è „fabbrica“ o „riparazione di fabbrica“.

Questa voce calabrese *maramma* (con *r* scempio) e col significato, che ha nel sudetto proverbio (dico ciò, poichè gli omeòtropi possono trarre in inganno i men cauti linguisti), va perciò identificata con la voce siciliana. Ciò ha ben visto il Wagner, che però sembra aver trascurato, o non avere precisato, il vero senso della voce, in modo da distaccarla risolutamente da *μαραίνω*.

Il significato generale che in Sicilia avea *maramma*, durante il Medio evo, e che tuttoggi, giova ripeterlo, balena qua e là, era quello sopra indicato, pure concesso che specialmente, al XII secolo, si riferisse al Duomo e alle mura di Palermo. Io l'ho rilevato nelle *Assise* o Statuti di Corleone, Trapani e Patti (Cfr. G. D. Gregorio, in *Romania* 41⁰, 1912, p. 378, e 380 s).

A dir vero, il significato più esatto da attribuire alla voce *maramma*, usata in detti Statuti, non è quello di costruzione o fabbrica nuova, ma di manutenzione o riparazione di fabbrica. Negli Statuti di Corleone è detto che, se il padrone degli animali erranti, stati sequestrati, non avesse come pagare il compenso dei danni da loro fatti, sarebbe lecito al fittuario di tenerseli nella *ranteria, ad maragmam moeniorum*. Più chiaramente nelle Consuetudini di Trapani si dice, che della multa, inflitta per ogni capo di animale errante, metà dovesse andare *operi maragmatis menium dicte terre*. Anche oggi quando si dice „spese per la fabbrica" non s'intende „per elevare una fabbrica nuova", ma „per conservare, mantenere e ristaurare una fabbrica già esistente".

Questo senso è confermato dell'uso attuale della voce, che, analogamente a *fabbriceria* rispetto a *fabbrica*, designa la sopraintendenza degli edifizi o fabbriche ecclesiastiche, e particolarmente del Duomo di Palermo. In italiano, secondo il D'Alberti, *fabbriciere* è detto „colui che soprantende alla fabbrica di un chiesa". Il Vasari chiamava appunto *fabbricieri* i „deputati sopra la fabbrica di una chiesa o simile"; il che vuol dire „deputati per la conservazione e i restauri di una chiesa o simile", significato questo che coincide con quello di *marammieri* della Curia arcivescovile di Palermo. Questa ha anche il „Gran marammiere" (cosi designato dagli architetti), che può anche ordinare rifacimenti radicali, Recentemente ha accennato a quest'ufficio l'architetto, autore del progetto del rifacimento della cupola moderna, che alla fine del secolo VIII l'architetto toscano Ferdinando Fuga sovrappose vandalicamente al nostro tempio, sorto nel 1170 sopra una moschea musulmana, che a sua volta era sorta sopra un'antica basilica. *Maramma* e *marammieri* oggi sono usati quasi esclusivamente nel senso chiesastico sopra indicato.

Il Senatore Francesco Scaduto, già Professore di Dritto ecclesiastico nell'Università di Roma, ha scritto un' opera intitolata appunto „Fabbricerie siciliane (*maramma*)", Napoli, 1911, Estratto dalla Rivista *Dritto e Giurisprudenza*, Vol. XXV. Egli parla della *maramma*, come di una istituzione, e nota che la Legge fondamentale, che la regola, è un Decreto Reale del 1833. Afferma che la *maramma* esiste

non solo nella Cattedrale di Palermo, ma anche nelle altre di Sicilia, ed anche in molte chiese parrocchiali, sempre collo stesso nome.

Resta così annientata la inverosimile e stranissima etimologia in base al greco *μαραίνω* ,,appassisco" e anche ,,spengo, estinguo qualche cosa che arde"; e noi siamo condotti a una base col significato di ,,manutenzione di fabbrica, ristauro", o, meno precisamente, di ,,fabbrica, come tutti i filologi siciliani hanno riconosciuto".

Eliminato *μαραίνω* dal campo della nostra ricerca, mi sembra necesario riesaminare le due etimologie citate dal Wagner; e lo farò, spogliandomi da ogni preconcetto e dall'amor proprio, col solo intento di scoprire la verità.

La base *muramen* (da *murus*), se non esistesse nel latino classico, si può ben postulare. Nell'italiano e nei suoi dialetti vi sono molte e molte altre voci formate col suffisso = *ame* (da *-amen*); *frascame, ossame, pellame, bestiame* etc. (Cfr. W. Meyer-Lübke, *Gramm. des langues romanes* II, p. 532). Questa base, senza dubbio alcuno, spiega il sic. *murami*, da cui il verbo *muramari* e il sostantivo *muramaru* muratore. Però stentatamente potrebbe spiegare anche *maramma*, sebbene il Traina riunisce con una grappa *murami* con *muramma* (poco differente da *maramma*) ,,fabbrica, muratura, muramento". Cfr. G. De Gregorio in *Romania* 41° 1912, pp. 380 ss e in *St. glott. it.* VII p. 241 s. benchè ivi si oscilli tra l'ar. *maramma(t)* e il lat. *muramen*. Va inteso però che non sarebbe neçessario postulare tale voce latina, potendo noi partire semplicemente da *muru* muro.

Le difficoltà, che presenta l'attribuzione di *maramma* a *muramen*, sono le seguenti.

1. L'atoma protonica *a* di fronte a *u* (tanto più che in *murus* l'*u* é tonico), mentre il siciliano ama invece cambiare in *a* le altre vocali atone.

2. Il metaplasma, ossia il cambiamento dalla 3ª alla 1ª declinazione. Difficoltà, questa, non grave, poichè in parecchi altri casi avviene lo stesso fenomeno: sic. *lapa* ape, sic. *vesta* veste.

3. Il raddoppiamento di *m* (*mm*) di fronte a *m* scempio originario. Questa è una difficoltà molto seria, poichè la varia energia nella pronunzia di una consonante, specialmente nell'italiano e nei suoi dialetti, è d'importanza capitale per le nostre indagini, e può condurci a etimi diversi (cfr. G. De Gregorio, *Scoperta della genesi fisiologica delle cosidette consonanti doppie*, in *St. glott. it.* IX).

Vero è che *m* nel siciliano talvolta viene rinforzato (*raddoppiato*) spontaneamente, in modo da non richiedere una base etimologica diversa di quella che richiede la stessa voce con *m* scempio; ma ciò avviene ben di raro. Sono soltanto segnalati i raddoppiamenti nei proparossitoni, in sillaba postonica (Cfr. G. De Gregorio, *Saggio di fonetica sic.* p. 107), come in *nùmmaru, fìmmina, tùmminu, càmmara, càmmaru*, cibo di carne, che, secondo Schneegans, *Laute u. Lautentw. des sic. Dial.* viene da *γάμος*, festa nuziale, banchetto nuziale. Dubbio rimane *camommu*, registrato dal Traina ma non dal Pasqualino, di

fronte a *camomu*, amomo. In *murammi*, che si trova in un documento di Patti (*Romania, loc. cit.*), può avere esercitato influenza assimilatrice appunto *maramma*; seppure non vi è errore di scrittura.

4. Il senso particolare di *maramma* nel gergo chiesastico, di fronte al senso collettivo, che hanno le formazioni col suff. *-ame* (Cfr. W. Meyer Lübke *loc. cit.*).

Nessuna delle sopra indicate difficoltà s'incontra, partendo dall'arabo *maramma*(*t*), che è il sostantivo formato, a mezzo del prefisso *ma-*, dal verbo *ramma* رم riparare, restaurare, che i dizionari registrano col *techdid*, il segno del raddoppiamento, sopra il *m* (soltanto nel *Supplément* etc. del Dozy, appunto perchè supplemento, manca la voce) . Questo prefisso *-ma* è lo stesso che forma il Participio P. P. dei verbi, e che mi servì di chiave per aprire il segreto della origine di *macalubbi* e *Magarruca* (in *Ztschr. f. r. Philol.* XIV e XV). Il Freytag, *Lex. ar. lat.*, Halis Sax. p. 238 registra, accanto a *ramma*, *maramma*: „*ramma* et *maramma, concinnavit, reparavit, restauravit rem*"; il senso preciso che ci occorre. A questo proposito, devo però osservare, come sopra ho accennato, che il significato di „fabbrica", dato dai dizionari, dovrebbe specificarsi. La *maramma* e i *marammieri* della nostra Cattedrale dimostrano che il significato originario era quello di restauro di fabbrica"; svanito in certi luoghi questo senso particolare la voce potè essere usata nel semplice senso di „fabbrica".

Infine, se non bastassero le prove sopra addotte, va osservato che a favore della origine arabica depone il fatto, che *maramma* si trova solo in Sicilia, dove gli Arabi lasciarono tante reliquie linguistiche, di cui talune poterono anche passare nella vicina Calabria, ove il loro significato genuino va necessariamente oscurandosi, o si è oscurato. E deve pure pensarsi, che il nostro Duomo, a cui ha principale riferimento la *maramma*, sorse appena dopo la cacciata degli Arabi, sopra una Moschea arabica.

Il risultato dei miei recenti studi, sopra esposti, mi obbliga così a credere all'origine arabica di *maramma*. E, ripeto, il greco *μαραίνω* appassire, non può aver da fare col sic. *maramma*, nè, probabilmente, col bovese *maramma* nel senso, però, „di rottami di una casa diroccata", che originariamente avrà significato „calcinacci e pietre rotte nel fare i restauri".

Del resto foneticamente e morfologicamente *maramma* da *μαραίνω*, o anche da *marramméno*, senza dubbio alcuno, è impossibile.

Giacomo De Gregorio.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Über die Quellen des Huon de Bordeaux.

In einer vor nicht zu langer Zeit in dieser Zeitschrift erschienenen Studie,[1] die ich nicht anstehe als die seit der Veröffentlichung von Carl Voretzschs *Epischen Studien*[2] das Problem des *Huon de Bordeaux* am meisten fördernde zu bezeichnen, hat D. Scheludko die Genesis dieses vielleicht lieblichsten aller altfranzösischen Epen aus der Aneinanderreihung von *chansons de geste* und Märchenmotiven durch einen durchaus bedeutenden Dichter Nordfrankreichs erwiesen. Zur Erläuterung sei es gesagt, daſs man auf einem anderen, wenn auch verwandten Gebiete, nämlich dem der germanischen Heldendichtung unlängst zu dem gleichen Resultat gekommen. Um es mit den Worten eines zeitgenössischen Forschers auszudrücken: „Die Heldendichtung arbeitet zum Teil mit denselben Bausteinen wie das Märchen und fügte sie streckenweise so zusammen. Einzelmotive wiederholten sich oft und gerne, und gemäſs der Typik des mittelalterlichen Denkens stellten sich kurze Motivkomplexe zwangsläufig ein, sobald die Assoziation einmal ausgelöst war."[3] Für ein Denkmal, wie es der altfranzösische *Huon de Bordeaux* darstellt, hätte man eigentlich schon früher zu dieser augenscheinlichen Erkenntnis kommen sollen: ist doch dieses Gedicht weder eine *chanson de geste* im eigentlichen Sinne noch auch ein Artus- oder Abenteuerroman, sondern recht eigentlich das erste Specimen, die Keimzelle sozusagen, einer ganz neuen Gattung, die in der Kunst eines Bojardo und eines Ariosto ihre Triumphe feiern sollte. Die Kette aneinandergereihter Abenteuer, die halb ernst, halb scherzhaft berichtet werden, die nicht unbedeutende Anzahl burlesker Züge und, vor allem, der leichte Anflug von Ironie, der über der Dichtung liegt, alles dies läſst keinen Zweifel an der Tatsache aufkommen, daſs der unbekannte artesische Dichter ein französischer Vorläufer der groſsen Italiener gewesen.[4] Man hätte demnach von Anbeginn dieselbe Methode der Quellenuntersuchung anwenden sollen, die Pio Rajna bei der Analyse des *Orlando Furioso* mit so groſsem Erfolge angewandt hat. Was uns davon abgehalten, war einzig und allein die romantische Anschauung von dem Alter und der historischen Wurzel des französischen Epos. Scheludko hat diesen Bann endgültig (hoffen wir es!) gebrochen.

Wenn ich im folgenden weitere Bemerkungen zur Quellenfrage des *Huon de Bordeaux* mache, so geschieht es in keiner Weise, um

---

[1] ZRPh. XLVIII (1928), pp. 361—97.

[2] *Die Composition des Huon von Bordeaux*, Halle 1900.

[3] Hermann Schneider, *Germanische Heldensage* I, Berlin-Leipzig 1928, p. 169.

[4] Die weitaus beste Inhaltsangabe, die dieser Auffassung vollkommen gerecht wird, ist noch immer die meisterhafte von Gaston Paris, zuerst 1862 in der *Revue Germanique* veröffentlicht und wiederabgedruckt in den *Poèmes et légendes du moyen âge*, Paris, s. d., pp. 26ff.

das Verdienst meines Vorgängers zu schmälern, sondern lediglich um, in Einklang mit Pio Rajnas Methode, gewisse Resultate genauer zu präzisieren und vor allem um ein klareres Bild von den dem Dichter zur Verfügung stehenden folkloristischen Stoffen zu gewinnen. Scheludko schüttet einen wahren Reichtum von Parallelen vor den geblendeten Augen des Lesers aus, und es wäre so töricht wie undankbar, ihn dafür tadeln zu wollen. Es ist aber zu bemerken, daſs nicht alle dieser Parallelen universale Verbreitung beanspruchen können, daſs im Gegenteil ihre geographische Beschränkung etwas mehr zu berücksichtigen wäre, als dies bei Scheludko geschieht, und daſs man ferner wissen möchte, in welcher Form sie dem unbekannten französischen Dichter zugänglich gewesen sein könnten, ob schon in poetischer Bearbeitung, ob als Märchen, Ortssage, Wandersage, usw., oder schlieſslich als einfache, amorphe, folkloristische Motive. Bei dieser Untersuchung ist ferner immer der Grundsatz der gröſstmöglichen Ökonomie im Auge zu behalten, d. h. von mehreren in Betracht kommenden Möglichkeiten ist immer der dem Dichter nächstliegenden der Vorzug zu geben. „Wozu in die Ferne schweifen, denn das Gute liegt so nah!" ist als Motto dem Quellenforscher, insbesondere dem folkloristischen, nie zu nachdrücklich zu empfehlen.

I.

Ich beginne, wie recht und billig, mit den Familienverhältnissen des Helden. Der alte Herzog von Bordeaux ist gestorben und hat zwei Söhne hinterlassen, den älteren Huon, dem nach dem Rechtsgrundsatze der Primogenitur allein das Erbe zukam, und seinen jüngeren Bruder Gérard. Als der Held an Karls des Groſsen Hofe in Verwickelungen gerät und von Frankreich Abschied nehmen muſs, um seine abenteuerliche Fahrt ins Morgenland anzutreten, scheidet er von Gérard im besten Einvernehmen. Als er nach vielen Jahren von seiner Fahrt zurückkommt, hat Gérard das Erbe unrechtmäſsig in Besitz genommen und verweigert nicht nur die Herausgabe, sondern setzt den rechtmäſsigen Besitzer ins Gefängnis und beraubt ihn seiner Schätze. Zur Motivierung dieses sonderbaren Verhaltens fügt der Dichter hinzu, Gérard sei von seiner Frau und deren Verwandten wie von gewissen „Verrätern" gegen seinen Bruder aufgehetzt worden. Huon selbst erkennt diese Motivierung als Entschuldigung seines Bruders an; denn als dank dem Eingreifen Auberons die Dinge eine für ihn günstige Wendung nehmen, verwendet er sich groſsmütig für seinen verräterischen Bruder, den er als im Herzen schuldlos ansieht — ohne Erfolg, denn Gérard findet sein verdientes Ende am Galgen.

Nun sind neidische und miſsgünstige Brüder, die den Helden der mit Mühe erworbenen Schätze berauben und ihm selbst nachstellen, im Märchen allerdings keine Seltenheit, und Voretzsch dachte an das Märchen von den *Zwei Brüdern* (Grimm, Nr. 60), an das vom *Erdmänneken* (Grimm, Nr. 91), und sogar an den *Gelernten Jäger* (Grimm,

Nr. 111),[1] während Scheludko an das Märchen vom *Wasser des Lebens* (Grimm, Nr. 97) und das vom *Goldenen Vogel* (Grimm, Nr. 57) erinnerte.[2] Ich muſs gestehen, daſs ich diesen Vergleichen skeptisch gegenüberstehe. Hat es denn solche Brüder nur im Märchen gegeben? Ist etwas ähnliches nicht in der Geschichte vorgekommen, ich meine, nicht in der Geschichte der Merowinger- oder Karolingerzeit, sondern in der Geschichte des Abendlandes zur Zeit unseres Dichters, d. h. gegen Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts? Sehen wir doch einmal näher zu.

Am 6. Juli 1189 starb Heinrich II., König von England und Herrscher über die französischen Besitzungen der Plantagenets, die den gröſsten und besten Teil Frankreichs ausmachten. Er hinterlieſs zwei Söhne, Richard, den die Geschichte „Löwenherz" genannt hat, und Johann. Im folgenden Jahre (1190) begab sich Richard auf eine Kreuzfahrt ins heilige Land, d. h. er nahm an dem sogenannten dritten Kreuzzuge teil. In England lieſs er seinen Bruder Johann zurück, dem er einen groſsen Teil des Landes als Lehen unter der Krone gegeben und der sich die Abwesenheit seines Bruders zunutze machte, um sich mit Richards Todfeinde, Philipp Augustus, dem Lehnsherrn der Plantagenets für die französischen Besitzungen, zu verbinden. Als dann Richard in die Hände des Tyrannen Heinrich VI. gefallen war, boten Johann und Philipp für jene Zeit ungeheure Geldsummen, um des Königs Freilassung zu hintertreiben, und nur durch den Einspruch der deutschen Fürsten erlangte Richard seine Freiheit wieder. Johanns Versuch, die Landung Richards in England mit Gewalt zu verhindern, scheiterte an der Dummheit seines Werkzeuges. Trotz alledem war Richard bereit, seinem Bruder zu verzeihen, und schrieb dessen Umtriebe seiner Umgebung von „Verrätern" zu. So sagte er zu Jean d'Alençon in Lisieux:

„Why do you look so troubled? You have seen my brother John; deny it not! Let him fear nought, but come to me straightway. He is my brother, and should have no fears of me; if he has played the fool, I will never reproach him with his folly. Those who contrived this mischief shall reap their due reward; but of that no more at present."

Jean d'Alençon brachte diese gute Botschaft dem undankbaren Bruder:

„Come forward boldly! You are in luck's way. The king is simple and pitiful, and kinder to you than you would have been to him. Your masters have advised you ill; it is meet that they should be punished according to their deserts. Come! the king awaits you."

Trotz dieser Beteuerungen näherte sich Johann seinem königlichen Bruder nur mit groſser Furcht und warf sich ihm zu Füſsen. Richard hob ihn auf, küſste ihn und sprach:

---

[1] *Op. cit.*, p. 349f.
[2] *Op. cit.*, p. 393f.

„Think no more of it, John! You are but a child, and were left to ill guardians. Evil were their thoughts who counselled you amiss. Rise, go and eat.“

Johanns Gemahlin, die Tochter eines englischen Vasallen, scheint keinen besonderen Einfluſs auf den traurigen Helden ausgeübt zu haben. Doch ist es vielleicht der Erwähnung wert, daſs während Richards Abwesenheit sich Johann mit dem Gedanken trug, sich von ihr scheiden zu lassen, um die Schwester Philipps von Frankreich zu ehelichen.[1]

Es fällt mir nicht ein, behaupten zu wollen, der Dichter des *Huon* habe seine Geschichte nach den historischen Ereignissen absichtlich so geformt, daſs sie gleichsam ein Abklatsch jener sei, etwa wie W. Tavernier seinerzeit Ähnliches für das Rolandslied behauptet hat. Es wäre also m. E. unzulässig, den alten Herzog von Bordeaux einfach Heinrich II., Philipp Augustus Karl dem Groſsen, Huon und Gérard Richard und Johann förmlich gleichzusetzen, etwa als handele es sich um einen Roman *à clef*. Um ein solches Vorgehen von seiten eines Dichters zu erhärten, bedürfte es weiterer mittelalterlicher Parallelen, und wir haben keinen Beweis dafür, daſs Gedankengänge, wie sie dem französischen Publikum zur Zeit des *Grand Cyrus* geläufig waren, schon im 13. Jahrhundert existierten. Mir ist es nur darum zu tun, einmal zu unterstreichen, daſs man für einen so einfachen dramatischen Knoten, wie der unsere es ist, wirklich keine Märchendichtung nötig hat; die Zeitgeschichte lag näher. Und wie oft mag es vorgekommen sein, im Kreuzzugszeitalter, daſs ein feudaler Franz Moor oder John Lackland oder Gérard (auf den Namen kommt nicht viel an) sich die Abwesenheit seines ideal gesinnten Bruders zunutze machte, um sich daheim an seine Stelle zu setzen, sich warm einzunisten! Und hat man nicht im Weltkrieg Ähnliches gesehen?

II.

Voretzsch[2] und Scheludko[3] waren der Meinung, daſs die Episode des treulosen Bruders und die von Huons Aufgaben (das Thema der sogenannten „Queste“) zusammengehören und der Märchendichtung entnommen sind. Es wird also unsere nächste Aufgabe sein, dieses Thema näher zu untersuchen.

Scheludko[4] hat zunächst darin vollkommen recht, daſs die beiden ersten von Huons Aufgaben, nämlich die Enthauptung des Sarazenen und das Küssen der Emirstochter, zu dem Motiv der frechen Gesandtschaft gehören. Hervorheben möchte ich hier nur,

---

[1] Für die ausführlichen Daten und die Quellenverweise empfehle ich das ausgezeichnete Werk von Kate Norgate, *John Lackland*, London 1902, pp. 24—52.

[2] *Op. cit.*, p. 348f.

[3] *Op. cit.*, p. 394.

[4] *Op. cit.*, p. 370.

daſs der zweite dieser beiden Züge von der völligen Unkenntnis des Dichters über morgenländische Dinge zeugt. Man denke nur an die Ungeheuerlichkeit der Annahme, ein morgenländischer Emir lieſse einen fränkischen Gesandten auch nur in die Nähe der Mitglieder seines Harems, gleichviel ob sie seine Frauen, seine Schwestern oder seine Töchter sind! Ich hebe dies hervor, nicht weil man im allgemeinen im *Huon* nach Lokalfarbe gesucht hätte, sondern weil Scheludko[1] nicht vor der Annahme zurückschreckt, „der Dichter hätte den orientalischen Brauch gekannt, wonach Bart und Haare nicht geschnitten werden dürfen und das Beschneiden der Haare als groſse Schmach aufgefaſst wird"! Nichts berechtigt zu einem solchen Schlusse: die Forderung von Haupt- oder Barthaar als Tribut war schon lange vor dem Dichter des *Huon* und seiner Zeit ein beliebtes Motiv abendländischer Erzählungskunst, und der *Huon* war auch nicht das letzte Dichtwerk es zu verwerten. Im *Tristan* des Thomas[2] kommt ein Riese vor, der die Gewohnheit hat, die Bärte der besiegten Feinde zu einem Mantel zu verarbeiten. Vom König Arthur verlangt er den Bart, um daraus eine Troddel zu machen. Thomas fand die Episode in Wace,[3] der sie seinerseits von Galfrid von Monmouth übernahm.[4] Das sonderbare Ultimatum finden wir sodann wieder im *Chevalier as deux espees*,[5] in der *Orrvarrodds Saga*[6] und in der *Þiðreks Saga*.[7] Es handelt sich also um ein bekanntes und recht verbreitetes Erzählungsmotiv. Ich möchte nur noch meinen Zweifel darüber ausdrücken, der Dichter des *Huon* habe diesen Zug dem *Tristan* oder Wace entlehnt; denn wäre dies der Fall gewesen, so hätte er sich kaum enthalten, den burlesken Zweck des Tributs hinzuzufügen, da derselbe so vollkommen in den Ton des *Huon* hineinpaſst, daſs man ihn förmlich vermiſst. Es lag also eine uns unbekannte schriftliche oder eine mündliche Quelle vor.

Ganz abgesehen von diesen rein literarhistorischen Betrachtungen, scheint Scheludko den einigermaſsen bedeutenden Umstand übersehen zu haben, daſs die Heiligkeit des Bartes auch im Abendland ihre Rolle spielte: Bindet sich nicht im *Poema de Mío Cid* der Held den Bart hoch, als er als Ankläger der Infanten von Carrión auftritt, damit niemand ihm den Schimpf antun könnte, ihn beim Barte zu zupfen? Noch näher liegt es, an eine geschichtliche Episode zu erinnern. Als Prinz Johann, der spätere John Lackland, seine erste Reise nach Irland antrat und in Waterford landete, kamen die irischen Häuptlinge der Gegend herbei, um den Sohn ihres Herrn zu begrüſsen.

---

1 *Op. cit.*, p. 371.

2 Ed. J. Bédier, I, 289—90; vgl. W. Golther, *Die Sage von Tristan und Isolde*, Leipzig 1907, p. 19.

3 *Le Roman de Brut*, p.p. Le Roux de Lincy, vv. 11960ff.

4 Ed. Acton Griscom, p. 473.

5 Ed. W. Foerster, Halle 1877, p. 10; vgl. Paulin Paris, *Les Romans de la Table Ronde* I (Paris 1868), p. 60; II (1868), p. 327.

6 *F.A.S.*, II, 253.

7 Ed. Unger, Kap. 11.

Doch die Junker, die Johanns Gefolge bildeten, machten sich über die sonderbare Kleidung und die noch sonderbareren Gesten der Irländer lustig und zupften einige von ihnen bei ihren langen fliegenden Bärten. Die Folge war, daſs die so Beschimpften gleich danach in offene Empörung ausbrachen.[1]

Der Dichter des *Huon* hatte es also nicht nötig, auf die Märchenliteratur zurückzugreifen oder orientalische Studien zu machen, um das Motiv des Barthaartributs in sein Gedicht einzuführen. Eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Literatur der Artusromane genügte vollkommen. Auch diese Dichtungen und Galfrid von Monmouth haben wohl kaum aus der Märchenliteratur geschöpft, und Richard Heinzel[2] hatte wohl recht, als er das betreffende Thema als „keltische Sage" bezeichnete. Indessen wird es gut sein, ein solches Urteil noch aufzuschieben, da man gerade in diesen Dingen nie behutsam genug sein kann, und uns zunächst der vierten Aufgabe Huons zuzuwenden, die bekanntlich darin besteht, Karl dem Groſsen vier Mahlzähne des Emirs zu überbringen. Scheludko führt keine Märchenparallelen dazu an, aus dem einfachen Grunde, weil es solche in der internationalen Märchenliteratur überhaupt nicht gibt. Wenn er aber behauptet,[3] Huon könne die Zähne des Emirs nur nach der Tötung ihres Besitzers erhalten, und weitere Schluſsfolgerungen daraus zieht, so ist er im Irrtum: dem Mittelalter war die edle Kunst des Zahnziehens nicht fremd. Doch wie die Dinge hier nun einmal liegen, so war die schlieſslich von Huon angewandte Methode, die in der Köpfung des Emirs bestand, obschon ein wenig radikal, dennoch ohne Zweifel die beste. Wie das Motiv aber in das Gedicht gelangte, davon mögen einige Parallelen Zeugnis geben.

Es war einmal ein König von Irland. Der zog eines Tages auf die Jagd mit seinem Gefolge und seinen Edlen. Ermüdet setzte er sich auf dem Gipfel eines Berges nieder, während all sein Volk um ihn stand. Da sprach ein Höfling, dessen Zunge glatter war als die der anderen: „Wer würde es jetzt wagen, dem König in der Mitte seiner Scharen einen Schimpf anzutun?" Der König, der verständiger war, strafte ihn und sprach: „Ein solcher Mann könnte wohl kommen und mich beleidigen und beschimpfen, ohne daſs ihr imstande wäret, das ärmlichste Haar aus seinem Barte zu ziehen." Kaum hatte er ausgeredet, so erschien ein groſser Schatten gegen die Sonne, und ein Reiter folgte, von riesiger Gestalt; der versetzte dem König einen Faustschlag ins Gesicht, daſs ihm drei Zähne aus dem Munde sprangen. Die fing er auf, steckte sie ruhig in seine Tasche und ritt fort.

Die Geschichte fährt fort zu erzählen, wie drei Ritter auszogen, den Schimpf des Königs zu rächen und die Zähne wieder zu erlangen. Von ihnen sind zwei die eigenen Söhne des Königs, der dritte ein von ihnen verachteter

---

[1] Kate Norgate, *op. cit.*, p. 17.

[2] *Über die ostgotische Heldensage* in *Sitzungsber. d. Wiener Akad., phil.-hist. Cl.*, Bd. CXIX (1889), Abh. 3, p. 83.

[3] *Op. cit.*, p. 370.

Ritter. Im Einklang mit einer bekannten Märchenformel gelingt es dem letzteren, den Beleidiger zu töten und die Zähne zu erbeuten.[1]

Es erübrigt sich, auf die von dem Sammler erwähnten Varianten dieser Erzählung einzugehen, die der geneigte Leser selbst nachlesen mag. Es sei aber bemerkt, daſs in einer Fassung, die der Sammler gälisch und englisch mitteilt, poetische Fragmente vorkommen, so daſs der Schluſs berechtigt ist, wir haben hier die Reste einer alten bardischen Dichtung vor uns. Auf jeden Fall stammt die Erzählung aus Irland und ist ihrem Kern nach wahrscheinlich älter als die groſse irische Auswanderung von Ulster auf die Hebriden und nach Schottland. Um den Vergleich mit der Episode des französischen Gedichts zu erleichtern, möchte ich noch hinzufügen, daſs der irische König wie der sarazenische Emir auf der Höhe seines Ruhms und inmitten seiner Genossen steht, als der Fremdling ankommt und ihn öffentlich entehrt, und daſs in beiden Erzählungen von einer Fahrt nach einer beschränkten Anzahl von menschlichen Zähnen die Rede ist, deren Eroberung für den kühnen Ritter mit den gröſsten Gefahren verbunden. Daſs es sich in der irischen Geschichte vielmehr um die Wiedererlangung der Zähne handelt, hängt mit dem Umstande zusammen, daſs hier die Sympathie des Erzählers auf seiten des der Zähne Beraubten liegt, während im *Huon* dies nicht der Fall ist. Jedenfalls ist diese gälische Erzählung die schlagendste Parallele zu der „Queste" des Huon, die man bislang aufgedeckt hat. Fügt man dieses Ergebnis, wie billig, zu der schon von Heinzel vermuteten keltischen Herkunft des Barthaartributs, so hält es schwer, der Folgerung auszuweichen, der Dichter des *Huon* habe hier keltische Stoffe, wenn auch vielleicht indirekt, benutzt.

III.

Die Benutzung der *matière de Bretagne* durch den Dichter des *Huon* ist erst kürzlich wieder von E. Brugger[2] nachgewiesen worden. Es kann in der Tat kein Zweifel daran bestehen, daſs er den Artusroman *Fergus* gekannt und für die sogenannte Dunostre-Episode verwertet hat. Ob damit seine Schuld diesen Erzählungsstoffen gegenüber erschöpft ist, muſs füglich bezweifelt werden.

Man muſs nun die Frage stellen, wie der Dichter dazu kam, das Thema von der Tötung Charlots (aus älteren *chansons de geste* übernommen) mit der „Queste" zu verbinden. Die internationale Märchendichtung bot keine Vorlagen; denn, wie Scheludko[3] treffend bemerkt, dort ist die Veranlassung zu der „Queste" eine ganz andere. Im allgemeinen sind es Neider, bald Brüder des Helden oder der Heldin, bald Höflinge, die dem Monarchen zuflüstern, der Held oder

---

[1] J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands*, II, 436; II, 451; cf. Reinhold Köhler, *Kl. Schr.*, I, 269.
[2] *Modern Language Review*, XX (1925), pp. 158—73.
[3] *Op. cit.*, p. 369.

die Heldin habe sich gerühmt, diese und jene Aufgabe mit Leichtigkeit erfüllen zu können, und der König nimmt den Helden dann einfach bei seinem vermeintlichen Wort und sendet ihn aus. Zuweilen ist der Zweck des Königs kein anderer als der, den Helden auf diese Art loszuwerden. Aber nie wird m. W. die „Queste" als Bufse für einen Totschlag oder Mord oder irgendein anderes Verbrechen auferlegt, dergestalt, dafs sie gleichsam an Stelle des Wergeldes tritt. Dies ist jedoch der Fall in einer irischen Erzählung, die ich nach Reinhold Köhlers Auszuge hierhersetze[1]:

Conall Cra Bhuidhes, eines Pächters, vier Söhne töten bei einer Schlägerei des Königs von Irland ältesten Sohn. Zur Bufse sollen Conall und seine Söhne dem König das braune Rofs des Königs von Lochlam schaffen.

Es folgt dann die Erzählung von der „Queste", auf die ich hier nicht näher einzugehen brauche.[2]

Da man nun einwenden könnte, eine im 19. Jahrhundert auf den Hebriden aufgezeichnete Erzählung biete keine Gewähr für das Bestehen der gleichen Verbindung, Totschlag + „Queste" als Bufse, im Mittelalter, so wird es angezeigt sein, hier eine der ältesten und pathetischsten irischen Sagen anzuführen, *The Fate of the Children of Turenn* oder *The Quest for the Eric-Fine*, die sich um genau dasselbe Thema dreht, obwohl sie tragisch endet, wie *Huon de Bordeaux*.[3]

Die drei Söhne des Turenn, Brian, Ur und Urcar, erschlagen den Helden Kian in der Form eines Ebers, in den er sich verwandelt hatte. Die blutige Erde selbst verrät den Mord dem Luga, dem Sohne des Opfers. Luga trägt seine Klage dem Oberkönig in Tara vor, und die Mörder bekennen ihre Schuld und erklären ihre Bereitwilligkeit, Wergeld (eric-fine) zu zahlen. Luga erklärt darauf vor der Versammlung, er begnüge sich mit den folgenden Dingen: drei Äpfeln, einer Eberhaut, einem Speer, zwei Stuten mit Kriegswagen, sieben Ebern, einem Jagdhund, einem Bratenrost und drei Rufen von einem Hügel. Die Brüder halten diese Forderung für so gering, dafs sie dahinter eine Falle wittern. Trotzdem versprechen sie feierlich, dieses Wergeld zu zahlen. Kaum ist das Versprechen geleistet, so dafs es für sie kein Zurück gibt, so erhebt sich Luga und verkündet ihnen zu ihrem Schrecken das folgende: die drei Äpfel sind die Äpfel der Hesperiden; die Eberhaut ist ein Talisman im Besitze des Königs von Griechenland und von ihm eifersüchtig gehütet; der Speer ist der vergiftete Speer des Königs von Persien von wunderbarer Kraft; die zwei Stuten und der Kriegswagen, ebenso kostbar, sind das Eigentum des Königs von Sizilien; die sieben Eber gehören dem Könige der goldenen Säulen; der Jagdhund ist der des Königs von Iroda; der Bratenrost gehört den Amazonen, und der Hügel, auf dem die drei Rufe ertönen sollen, ist der Hügel des Midkena, der immer von diesem

---

[1] *Op. cit.*, I, 181.
[2] Campbell, *op. cit.*, I, 103; I, 105.
[3] P. W. Joyce, *Old Celtic Romances*, London 1879, pp. 37ff.

Häuptling und seinen Söhnen bewacht ist, da sie unter dem *gais* stehen, niemand dort rufen zu lassen.

Voller Bestürzung und Schrecken eilen die drei Brüder nach Hause zu ihrem Vater, der sich keiner Illusion hingibt: diese „Queste" ist gleichbedeutend mit dem Todesurteil. Wie ich schon andeutete, endet die Erzählung tragisch.

Man wird nicht verkennen, daſs der Rahmen dieser Sage mit dem *Huon de Bordeaux* identisch ist, obgleich in der Erzählungskunst die irische Geschichte in ihrer endlichen Form (an der ohne Zweifel Generationen von Erzählern mitgewirkt haben) so hoch über dem französischen Gedichte steht wie die altirische (und isländische) Sagakunst über den mittelalterlichen *chansons de geste*. Auf jeden Fall hatte der Dichter des Huon für die auf dem Kontinente ganz neue Verbindung Totschlag + „Queste" als Buſse ein keltisches Vorbild.

IV.

Wir kommen nun zu der rätselhaften Gestalt des Auberon, über den auſserordentlich viel Tinte verschrieben worden ist.[1] Es kann zunächst kein Zweifel obwalten über die Identität dieses Namens mit dem des germanischen Elbenfürsten Alberich, der auch im mittelhochdeutschen *Ortnid* eine Rolle spielt. Wie man sich diese Identität erklärt, ob durch literarische Entlehnung oder durch Entlehnung aus dem niederrheinischen Folklore, ist eine Frage für sich. Was hier zu unterstreichen ist, ist die banale Tatsache, daſs der Name allein keinerlei Schluſs zuläſst über die Herkunft des Trägers. Die Züge, die in beiden Dichtwerken, dem französischen und dem mittelhochdeutschen, dieser Gestalt angedichtet werden, sind so ungermanisch wie nur möglich, und so gibt selbst Schneider zu, „die Berührungen mit dem keltischen Elfentypus seien denn doch in diesem Falle so stark, daſs der Gedanke an westlichen Import naheläge.[2]"

Der Hauptunterschied zwischen der Auberonfabel des *Huon* und der Alberichfabel des *Ortnid* ist nun der, daſs Ortnid ausdrücklich als der auſsereheliche Sohn des Alberich bezeichnet wird, woraus sich denn auch das groſse Interesse, das Alberich an dem Helden nimmt, bestens erklärt, während dies betreffs der Beziehungen zwischen Huon und Auberon nicht gesagt wird. So steht denn auch das Eingreifen Auberons zu Huons Gunsten in der französischen Dichtung vollkommen unmotiviert da, und Gaston Paris hat daher sicherlich das Rechte getroffen, als er zu dem Schlusse kam: „Je pense que c'est notre poète qui a effacé du récit la paternité d'Auberon à l'égard de Huon. Il a eu pour cela des raisons qu'on devine et qui sont bonnes; mais la faveur dont Auberon entoure Huon devient

---

[1] Bibliographie in H. Schneider, *op. cit.*, p. 356.

[2] *Op. cit.*, p. 353. Vgl. L. A. Paton, *Studies in the Fairy Mythology of Arthurian Romance*, Boston 1903, p. 124ff.

alors assez inexplicable.[1]" Der mittelhochdeutsche *Ortnid* hat also die alte Incubussage (denn um eine solche handelt es sich doch) treuer bewahrt als der französische *Huon*. Diese Incubussage aber ist so ungermanisch wie möglich: die altgermanischen Götter und Dämonen spielten nicht die Rolle Jupiters im Hause des Amphitryon. Die Sage selbst ist daher sicherlich keltischer oder mittelländischer Herkunft.

Ganz abgesehen von solchen Betrachtungen ist der Auberon des *Huon* und der Alberich des *Ortnid* den germanischen Elben so unähnlich, daſs, trüge er einen anderen Namen, man nie darauf verfallen wäre, ihn unter diese Elementargeister einzureihen. Dagegen erinnert er in mehr als einer Hinsicht an den berühmten Merlin der Artusepen. Wie Merlin versteht er es, sich unsichtbar zu machen, wie Merlin prophezeit er die Zukunft, wie Merlin erscheint er als Kind von auſserordentlicher Schönheit, wie Ambrosius-Merlin ist er römischer Abkunft (sein Vater ist Julius Cäsar!), und wie Merlin der Beschützer und mächtige Helfer des Königs Arthur, so ist Auberon-Alberich der Beschützer und Helfer der Helden Huon und Ortnid. Dazu kommt noch ein weiteres. In der Geschichte des Galfrid von Monmouth verwandelt Merlin sich selbst und Uter Pendragon, um bei der Herzogin Igerna Zugang zu erhalten, und Uter erzeugt in jener Nacht den Arthur, ebenso wie Zeus in der Abwesenheit des rechtmäſsigen Gatten der Alkmene in der Gestalt des Amphitryon den Herakles erzeugt. Nun hat schon Gertrude Schoepperle dargelegt, daſs Uters Rolle einem Miſsverständnis ihr Dasein verdankt. Der Ausdruck *Arthur mab uter*, „Arthur, der wunderbare (oder schreckliche) Jüngling", läſst nämlich auch die Übersetzung „Arthur Uterson" zu.[2] Nun hat es auch der walisische Gelehrte Professor Gruffydd wahrscheinlich gemacht, daſs zum wenigsten in einer Überlieferungsreihe Merlin der Vater Arthurs ist.[3] Diese Theorie wird bestätigt durch die Angabe des *Livre d'Artus*, daſs Merlin die Mutter des Arthur in das Chastel de la Merveille entführt habe.[4] Höchst sonderbarerweise bringt in dem mittelhochdeutschen Gedichte *Diu Krone* ein Zauberer Arthurs Mutter in ein Schloſs desselben Namens.[5] Auf jeden Fall erklärt diese Tradition das ungewöhnliche Interesse, das Merlin an dem Geschick des Königs Arthur nimmt.

An der Priorität dieser Arthurtradition hinsichtlich des *Huon de Bordeaux* und *Ortnid* kann kein Zweifel obwalten, da sie offensichtlich viel älter ist als Galfrid von Monmouth und sein Werk. Der vollkommene Parallelismus zwischen ihr und der Auberonfabel des *Huon de Bordeaux* und *Ortnid* läſst also keinen andern Schluſs zu

---

[1] *Op. cit.*, p. 82; vgl. auch G. Osterhage in dieser Zeitschrift, XI (1887), p. 2.
[2] *Vassar Mediaeval Studies*, New Haven, Conn. 1923, p. 4.
[3] *Cymmrodorion Society Transactions*, 1912—13, p. 79.
[4] Sommer, *Vulgate Version*, VII, 244.
[5] Ed. Scholl, vv. 20380ff.

als den, daſs die letztere aus jener mittelbar oder unmittelbar abgeleitet ist.

Vielleicht ist es recht und billig, hier kurz auf die Frage einzugehen, wie man dazu kam, dieses aus dem keltischen Merlin abgeleitete Fabelwesen dem germanischen Alberich gleichzusetzen. Zwei Momente waren m. E. dafür ausschlaggebend, die bekannte Erscheinung des Ambrosius-Merlin als ein kluges Kind bzw. als Zwerg und eine falsche Etymologie. Da man nämlich die blendende Weiſse dieses überirdischen Wesens besonders hervorhob (auch in *Huon* und im *Ortnid* geschieht das), so lag es für einen lateinisch gebildeten Erzähler nahe, *Alberich* mit *albus* zu verbinden und dem keltischen Dämon so einen „redenden" Namen beizulegen.

V.

Es erhebt sich nun die wichtige Frage, ob die Rolle des helfenden Auberon in der „Eric-Fine Quest" (wie ich die Kombination der in III behandelten Motive benennen möchte) schon der postulierten keltischen Erzählung eigen war oder erst nachträglich von einem Nicht-Kelten in dieselbe eingeführt wurde. In den Märchen, die eine solche „Queste" vorführen, fehlt es dem Helden selten an übernatürlichen Helfern. Zumeist handelt es sich um eine hilfreiche Fee, die mitunter durch die heilige Jungfrau oder irgendeinen Heiligen ersetzt ist; bisweilen greift ein dankbarer Toter oder ein hilfreiches Tier in die Handlung ein. In einem der ältesten bekannten Beispiele, der Argonautensage, sind es bekanntlich die Göttinnen Hera und Pallas Athene, die dem Helden Jason bei der „Queste" des goldenen Vlieſses behilflich sind. In der oben angezogenen irischen Sage von den *Children of Turenn* beschränkt sich diese Hilfe nur auf ein wunderbares Schiff, das Luga selbst den Brüdern zur Verfügung stellt. Man könnte also geneigt sein anzunehmen, Auberon verdanke seine Rolle im *Huon de Bordeaux* und *Ortnid* nur einer ganz allgemein gehaltenen Anlehnung an die helfende Rolle Merlins im Sagenkreise vom König Arthur. Es handelte sich also dann um eine literarische Entlehnung oder Nachahmung. Daſs dem nicht so ist, lehrt eine andere irische Erzählung, die, von der Arthurüberlieferung ganz unabhängig, einem weit älteren Stadium der Sagenentwickelung angehört.[1]

Der berühmte Fin MacCumhail zieht auf eine „Queste" aus, deren Natur nicht genauer bezeichnet wird. Er bekämpft einen Riesen und tötet ihn, wird aber selbst im Kampfe schwer verwundet. Auf der Rückfahrt nach Irland kommt eine Amsel geflogen, die sich auf dem Schiffe in einen nicht mehr als drei Fuſs hohen Zwerg verwandelt. Dieser heilt die Wunden des Helden und stellt sich ihm dann als der „Ridiri na lan tur", d. h. der Ritter mit der Axt, vor, da er eine Axt von wunderbarer Kraft als einzige Waffe trägt. Der Zwerg beredet Fin, der am liebsten nach

[1] Jeremiah Curtin, *Myths and Folk-Lore of Ireland*, Boston, Mass., 1900, p. 232ff.

Hause zurückkehren möchte, ein weiteres Abenteuer zu unternehmen, bei dem er ihm behilflich sein wolle. Es handelt sich um die Entführung einer Königstocher, deren Vater Herrscher über ein Volk von Riesen und Menschenfressern ist. Der Zwerg erweist sich von riesenhafter Stärke, tötet sämtliche Feinde und entführt die Prinzessin für Fin. Als sie in Irland ankommen, nimmt er Abschied von seinem Schützling: „I must leave you now. Though of your kin, I cannot land in Erin. But if you need me at any time, you have only to look over your right shoulder, call my name, and you will see me before you."

Diese Erzählung wird nur verständlich als trümmerhafter Ausschnitt aus einer zyklisch angelegten Saga. Der Ritter mit der Axt, überirdischer Natur aber zum Geschlechte Fins gehörig, der ihn aus diesem Grunde beschützt und ihm sogar zu einer Königstochter verhilft, ist offenbar ein heidnisches Wesen, ein Umstand, der zur Genüge erklärt, warum er nicht im mittlerweile christlich gewordenen Irland landen kann. Er ist ohne jeden Zweifel ein Avatar Merlins, der in der *Vulgate Merlin* den Boten Uther Pendragons als ein Holzhacker mit einer grofsen Axt auf der Schulter, grofsen Schuhen und einem ganz zerrissenen kurzen Wams erscheint.[1] Er ist ferner auch identisch mit dem unheimlichen Ritter mit der Axt im *Gawain and the Green Knight* und seinen irischen Vorbildern.[2] Es ist demnach der Schlufs gerechtfertigt, dafs diese der keltischen Mythologie angehörige Gestalt schon in keltischen Erzählungen, die sich um eine „Queste" drehten, die Rolle des Helfers und Beschützers des Helden gespielt. Daraus ergibt sich der weitere Schlufs, dafs die gemeinsame Vorlage des *Huon* und des *Ortnid*, d. h. die Auberonfabel, die Übertragung einer solchen keltischen Erzählung ist. Ob dieselbe schon von einem keltischen Erzähler mit der „Eric-Fine Quest" verbunden worden, oder ob dies vielmehr erst durch einen Nicht-Kelten geschah, läfst sich nicht ermitteln.

VI.

Versuchen wir nun, dem Charakter dieses Elementargeistes etwas näher zu kommen. Im *Huon* erscheint er dem Helden zunächst in einem Walde, von dem ausdrücklich gesagt wird, er sei die Behausung des Geistes. Auch wird die Verbundenheit Auberons mit dem Waldlande sehr stark unterstrichen.[3] Auch im *Ortnid* findet der Held den Zwerg in der Wildnis und im Grase liegend. Diese Züge passen

---

[1] Sommer, *op. cit.*, II, 36—38.

[2] Vgl. G. L. Kittredge, *A Study of Gawain and the Green Knight*, Cambridge 1916; R. S. Loomis, *Celtic Myth and Arthurian Romance*, New York 1927, besonders Kap. V und XIV.

[3] Vgl. die Verse:

6 Et d'Auberon le petit roi sauvage,
Qui tout son tans conversa en boscage . . .
3151 Un bos i a certes a trespasser . . .
Et la dedens maint uns nains, par verté.

vollkommen zu dem *Merlinus sylvester*, dem Waldgeiste der keltischen Überlieferung. Auch seine Erscheinung als Holzhacker fügt sich in dieses Bild. Es handelt sich aller Wahrscheinlichkeit nach um eine keltische Parallelgestalt zu dem lateinischen Faunus und dem kleinasiatischen Silenos, ein Umstand, der ohne Zweifel die Übertragung des orientalischen Motivs vom Lachen des Waldgeistes auf Merlin zur Folge hatte, von dem ich in anderer Verbindung gehandelt habe.[1] Damit ist jedoch das Vorkommen dieser sonderbaren Gestalt in der altfranzösischen Literatur keineswegs erschöpft. In Wauchiers Percevalfortsetzung hört der Held eine Stimme aus der Höhe eines Baumes, sieht aber niemand; doch befolgt er den Rat, den ihm die Stimme erteilt.[2] Später hört er in einer andern Gegend wiederum die Stimme aus dem Baum, sieht aber diesmal den Rufer, ein außerordentlich schönes Kind, augenscheinlich etwa fünf Jahr alt, reich gekleidet, das auf einem Zweige des Baumes sitzt und einen Apfel in der Hand hält.[3] Das Kind gibt ihm wieder guten Rat, steigt dann den Baum hinan und verschwindet schließlich.[4] Im Graalschlosse erfährt dann Perceval, das Kind sei „chose divine"[5] (bei Wolfram „ein geistlich Ding"). Im *Durmart le Gallois* kommt der Held noch in Wales zu einem Baum, der von Lichtern glänzt, und über demselben sieht er ein nacktes Kind von blendender Weiße.[6] Später wird er noch einmal derselben Erscheinung gewürdigt, mit weiteren Einzelheiten, von denen unten noch zu sprechen sein wird. Auf die allegorisch-christlichen Ausdeutungen, die beide Gedichte hinzufügen und die alle im besten mittelalterlichen Stile gehalten sind, gehe ich hier um so weniger ein, als man dieselben in E. Bruggers ausgezeichneter Studie über dieses Thema behandelt findet.[7] Da das rätselhafte Kind aber namenlos auftritt, wird es gut sein, mit Brugger[8] nochmals hervorzuheben, daß es eng mit dem Baume verbunden ist, daß es wie Auberon-Alberich ein neckischer Geist ist, daß im *Ortnid* der Held den Alberich unter einem riesigen Lindenbaume findet,[9] daß dieser Alberich (wie auch Auberon) bald sichtbar, bald unsichtbar ist, und daß er als vierjähriges Kind in reicher Kleidung erscheint. Brugger hebt noch hervor, daß Alberich später hoch auf dem Maste des Schiffes sitzt, wie das namenlose Kind auf dem Lichterbaum. Es ist schwer, dem Schluß auszuweichen, daß das unbekannte Kind mit Auberon-Alberich-Merlin identisch ist und daß

---

[1] *Studies in English Philology.* A Miscellany in Honor of Frederick Klaeber, Minneapolis 1929, p. 340—61.
[2] Ed. Potvin, vv. 29922ff.
[3] Ed. Potvin, vv. 33768ff.
[4] Ed. Potvin, vv. 33829.
[5] Ed. Potvin, vv. 34787.
[6] Vv. 1500ff.
[7] *The Illuminated Tree in Two Arthurian Romances*, New York 1929.
[8] *Ibid.*, p. 25.
[9] Ed. Amelung u. Jänicke, st. 85ff.

wir es mit einem Baumgeiste zu tun haben, dessen Heim im grünen Walde zu suchen ist.

VII.

Schon seit langem hat man die eigentümliche Betonung von Auberons Orthodoxie, wie sie uns im *Huon de Bordeaux* entgegentritt, bemerkt, und G. Osterhage[1] war seinerzeit unchristlich genug, das alte Sprichwort *Qui s'excuse s'accuse* anzuwenden und damit diese Orthodoxie erst recht in Frage zu stellen. Das ist schon recht und gut und durchaus verständlich; aber diese Christianisierung geht entschieden zu weit, schießt sozusagen über das Ziel hinaus, als daß diese Erklärung allein ausreichend wäre. Man vergleiche nur:

De paradis sai jou tous les sacrés
Et vi les angles la sus u ciel canter;
Ne viellirai jamais en mon aé
Et ens la fin, quant je vourai finer,
Aveuques Dieu est mes sieges posés,

und ferner

Mes sieges est a son (d. i. de Dieu) destre costé.

Das bedeutet aber, daß man vor einer Identifizierung Auberons mit dem Gründer des Christentums nicht zurückschreckte, und den modernen Leser, wie auch wohl manchen mittelalterlichen, müssen dergleichen Dinge fast wie Gotteslästerung anmuten. Doch ist dies nicht alles. Der oben erwähnte Baum mit dem namenlosen Kinde wird gewöhnlich mit dem Baume des Lebens gleichgesetzt (wobei die Sage vom Kreuzesholze mit hineinspielte), und im Durmart trägt das Kind fünf Wunden, an den Händen und Füßen und an der Seite, eben die fünf Wunden Christi. Zur Beruhigung wird dem Helden zugerufen:

Chevaliers, ne t'esmaie mie,
Car quanques tu as ci veü,
C'est de par Deu le roi Jhesu.[2]

Wir müssen also die Frage beantworten, wie man darauf kam, dieses heidnische Baumwesen mit dem Gründer des Christentums zu identifizieren. Auf die Assoziation mit dem Lichterbaum hinzuweisen, würde nur zu einem Zirkelschlusse führen; denn wir haben nicht den geringsten Grund, den Christbaum mit brennenden Lichtern für das Mittelalter anzusetzen.[3] Es geht auch nicht an, die Kindesgestalt des Auberon-Alberich-Merlin dafür verantwortlich zu machen. Auberon ist kein Kind, sondern ein buckeliger Zwerg, trotz seiner Schönheit. Auch ist von seiner Mutter (die man ja immerhin der Madonna hätte gleichsetzen können) nie die Rede. Mit demselben Recht hätte man jeden andern Zwerg, deren es bekanntlich genug

---

[1] *Op. et loc. cit.*
[2] Vv. 15602ff.
[3] Brugger, *op. cit.*, p. 17ff.

gibt, mit dem Christkinde identifizieren können. Auf jeden Fall hat man bislang noch nicht einmal nach einer Erklärung gesucht, geschweige denn eine solche gefunden.

Nun ist in einem vor kurzem erschienenen Werk, mit dem ohne jeden Zweifel eine neue Epoche in der Leben-Jesu-Forschung anhebt, m. E. der Nachweis geliefert worden, daſs der historische Jesus selbst ein verwachsener, verkrüppelter Zwerg von drei Ellen Höhe gewesen,[1] eine Erkenntnis, die noch Tertullian und einigen byzantinischen Chronographen zugänglich war, jedoch nur zu bald von den ästhetischen Tendenzen der Kirche verschüttet wurde. Wie lange diese geschichtliche Wahrheit im Abendlande erhalten blieb, wird sich nur schwer feststellen lassen. Gewiſs ist nur, daſs gewissen Häretikern, wie dem Priscillian Spaniens, verschiedene Quellen offen blieben, welche die Groſskirche verstopfte, indem sie die betreffenden Urkunden für apokryph erklärte.[2] Dazu kommt noch, daſs selbst in den kanonischen Texten sich in den westlichen Bibelübersetzungen, wie z. B. in der westsächsischen, Lesarten erhalten haben, die in der Vulgata erbarmungslos getilgt und korrigiert wurden.[3]

Andrerseits hat man schon seit langem auf die Verbindungen der alten Keltenkirchen mit dem Morgenlande hingewiesen, eine Verbindung, die unter anderem z. B. eine verschiedene Ansetzung des Osterfestes in der irischen und walisischen Kirche zur Folge hatte als die in Rom und im übrigen Abendlande übliche und von Rom allein anerkannte. Es besteht also die Möglichkeit, daſs gerade unter den Kelten der britischen Inseln sich die Erkenntnis der physischen Erscheinung Christi, die erst jetzt von Dr. Eisler wieder aufgedeckt worden, wenigstens bis zur Zeit des Dänensturms erhalten hätte. Die antiquarischen Interessen der irischen Gelehrten des zwischen der Bekehrung und den Normannenzügen liegenden Zeitalters waren auf jeden Fall dazu angetan, eine solche Erkenntnis festzuhalten und zu bewahren.

Die Christianisierung des altkeltischen Olymps muſs verhältnismäſsig früh eingesetzt haben, soweit sie nämlich überhaupt möglich war. Bekanntlich ging man dabei so vor, daſs man die alten Götter zu Heiligen promovierte oder christlichen Heiligen gleichsetzte. Manannan mac Lir, der keltische Neptun, zubenannt Barr Find, wurde so St. Barri, und die alte Erdmutter, zur Zeit des gallo-romanischen Heidentums mit der kleinasiatischen Berekynthia (einer Form der Kybele) identifiziert, wurde die heilige Brigitte. Nur unter der Voraussetzung des unendlich naiven Christentums der Kelten des frühen Mittelalters wird eine solche Gleichsetzung des einhei-

[1] Robert Eisler, *Ιησοῦς Βασιλεὺς Οὐ Βασιλεύσας*, Heidelberg, Winter, 1929. Man findet die betreffenden Aufschlüsse in dem *Ecce Homo* betitelten Kapitel.

[2] Rendel Harris, *The Twelve Apostles*, Cambridge (England) 1927, p. 55. Es ist zu bemerken, daſs Dr. Harris unabhängig von Dr. Eisler zu dem gleichen Ergebnis der Zwerggestalt Jesu gelangt ist.

[3] *Ibid.*, p. 56.

mischen Zwerges und Waldgeistes mit Christus verständlich. Nimmt man sie aber an, so erklärt sich mit einem Schlage nicht nur die gleiche Identifikation von Auberon und dem unbekannten Kinde im Lichterbaum mit Jesus, sondern auch die eigentümlich moralischen Züge des ersteren, sein Abscheu vor der Lüge und vor der Unkeuschheit, die man bei einem heidnischen oder halbheidnischen Faunus nicht suchen würde. So erklärt sich auch die blendende Weiſse, der physische Abglanz der sittlichen Reinheit. Man denke nur an den nordischen „weiſsen Christ", eine Bezeichnung, welche die Nordleute ohne Zweifel den Iren entlehnt, und an die glänzende Weiſse des Balder, in dem auch heidnische und christliche Züge zusammengeflossen. Vor allem erklärt sich damit die eigentümliche Geburtslegende, die sich an Merlins Namen knüpft, und die schon immer wie eine Parodie des Kindheitsevangeliums bei Lukas geklungen hat. So sagt bei Layamon die Mutter des Kindes:

> Als ich im Bett im Schlummer lag, in sanftem Schlaf, da kam zu mir das schönste Ding, das je geboren worden, wie ein schlanker Ritter in goldener Rüstung. Dies sah ich jede Nacht im Traum. Das Ding glitt vor mir und glänzte wie Gold, und es küſste mich oft und umarmte mich, oft näherte es sich mir, und oft kam es ganz nahe.[1]

Die Empfängnis von Merlins Mutter und die Geburt des Propheten ist in allen Stücken eine getreue Nachahmung der Empfängnis Mariä und der Geburt Christi, eine Erfindung, die im Hochmittelalter völlig unverständlich wäre und nur aus den unvermeidlichen Kompromissen zu erklären ist, die jeder plötzliche Religionswechsel nach sich zieht. Unser Auberon ist daher wie Merlin, mit dem er identisch ist, durchaus nicht ein Geschöpf rein keltischer Phantasie; das Christentum hat seinen Anteil an ihm: als heidnisch-christliche Mischgestalt hatte er seine Entstehung in dem Keltentum der vornormannischen Periode.

VIII.

Die Erörterung keltischer Stoffe im *Huon de Bordeaux* legt es nahe, in diesem Zusammenhange auf eine andere Episode des Gedichtes näher einzugehen, die in die Zeit nach der Trennung des Helden von seiner geliebten Esclarmonde fällt.

Als Diener und Begleiter eines fahrenden Sängers kommt Huon in Monbranc an, wo der König Yvorin und seine Ritter sich über seine Schönheit und Stärke wundern. Ich kann nicht besser daran tun, als die folgende Szene mit den Worten von Gaston Paris[2] wiederzugeben: „Comment se fait-il, dit Yvorin, qu'un homme comme toi serve un ménestrel? Ne sais-tu donc aucun métier plus honorable? — Je sais des métiers plus qu'il n'en faut, dit Huon: je vous les dirai si vous voulez. — Soit, répond l'émir, mais ne te vante pas de ce que tu ne sais pas faire; car je te mettrai à l'épreuve.

[1] Ed. Madden, II, vv. 15706—14.
[2] *Op. cit.*, p. 64f.

Sire, dist Hues, les mestiers escoutés:
Je sai mestiers a mout grande plenté.
Je sai mout bien un espervier muer;
Si sai cachier le cerf et le sengler;
Quant jo l'ai pris, la prise sai corner,
Et la droiture en sai as kiens doner;
Si sai mout bien servir a un disner;
Si sai des tables et des eskès assés,
Qu'il n'est nus hom qui m'en peüst passer.
Dist l'amirés: Chi t'estuet arester.
Au ju d'eskès te vaurai esprover.
— Sire, dist Hues, laissiés moi parconter,
Puis m'assaiés de quanque vos volés.
Dist Yvorins: Tu as mout bien parlé;
Or nos devise les mestiers que tu sés.
— Sire, dist Hues, aparmain le sarés;
Je sai mout bien un hauberc endosser,
L'escu au col et ma lanche porter,
Et un cheval et corre et galoper;
Si sai mout bien en grant estor entrer,
Et quant ce vient as ruistes cous doner,
Pires de moi i poroit bien aler;
Si sai mout bien ens es cambres entrer,
Et les plus beles baisier et acoler.
Dist l'amirés: Che sont mestier assés!

Diese sonderbare Episode, die m. W. in der altfranzösischen Literatur keine Parallele aufzuweisen hat, ist noch nie mit der irischen *Saga von der Zweiten Schlacht bei Moytura* verglichen worden, die eine ganz ähnliche aufzuweisen hat. Ich zitiere die Stelle in der englischen Übersetzung von Whitley Stokes[1]:

... There were ... two doorkeepers at Tara ... When one of them was there, he sees a strange company coming towards him. A young warrior, fair and shapely, with a king's trappings, was in the forefront of that band. They told the doorkeeper to announce their arrival at Tara. The doorkeeper asked: „Who is there?" „Here there is Lugh Lonnansclech son of Cian son of Dian-cecht, and of Ethne daughter of Balor. . . The doorkeeper asked . . .: „What art dost thou practise?" saith he; „for no one without an art enters Tara." „Question me", saith he, „I am a wright." The doorkeeper answered: „We need thee not. We have a wright already, even Luchtae son of Luachaid." He said: „Question me, O doorkeeper! I am a smith." The doorkeeper answered him: „We have a smith already, even Colum Cualléinech of the three new processes." He said: „Question me: I am a

[1] *Revue Celtique*, XII, 74ff. Vgl. auch H. D'Arbois de Jubainville, *La Civilisation des Celtes et celle de l'épopée homérique*, Paris 1899, p. 115; *Etudes sur le droit celtique*, Paris 1895, I, 306; *L'Epopée celtique en Irlande*, Paris 1892, p. 419.

champion." The doorkeeper answered: „We need thee not. We have a champion already, even Ogma son of Ethliu." He said again: „Question me", saith he, „I am a harper." „We need thee not. We have a harper already, even Abhcán son of Bicelmos . . ." Said he: „Question me: I am a hero." The doorkeeper answered: „We need thee not. We have a hero already, even Bresal Echarlam son of Echaid Baethlam." Then he said: „Question me, O doorkeeper! I am a poet and I am a historian." „We need thee not. We already have a poet and historian, even En son of Ethaman." He said: „Question me", says he, „I am a sorcerer." „We need thee not: We have sorcerers already. Many are our wizards and our folk of might." He said: „Question me", saith he: „I am a cupbearer." „We need thee not. We have cupbearers already . . ." He said: „Question me. I am a good brazier." „We need thee not. We have a brazier already, even Credne Cere." He said again: „Ask the king", saith he, „whether he has a single man who possesses all these arts, and if he has I will not enter Tara."

Der König läſst den Helden eintreten und stellt ihn auf verschiedene Proben, aus denen Lugh als Sieger hervorgeht.

Das Urteil über den Grad der Verwandtschaft dieser irischen Sagaepisode mit der oben angeführten Szene des *Huon* muſs notwendigerweise ein subjektives sein. Daſs der Rahmen der gleiche ist, der berechtigte Selbstruhm des Helden beim Eintritt in die Halle, wird niemand bestreiten. Die mannigfachen Verschiedenheiten wegleugnen zu wollen, wäre ein eitles Unterfangen. Niemand, der bei Sinnen ist, wird erwarten, daſs in einem dem höfischen Zeitalter angehörigen Gedicht des alten Frankreichs ein Ritter sich rühmt, ein Zimmermann oder Waffenschmied zu sein. Man muſs eben im Auge behalten, daſs der Dichter des *Huon*, selbst wo er Vorlagen hatte, kein sklavischer Nachahmer war, sondern im Gegenteil mit seinen Stoffen so frei verfuhr, wie es Ariosto ein paar Jahrhunderte später tat. In zweiter Linie kann auch gar keine Rede davon sein, daſs die irische Sagaepisode die unmittelbare Vorlage gewesen. Wahrscheinlich sind eine ganze Anzahl von Zwischengliedern anzunehmen. Daſs aber andrerseits ein Zusammenhang zwischen den beiden besteht, erscheint mir sicher.

IX.

Um nicht einseitiger Unterstreichung keltischer Sagenelemente im *Huon de Bordeaux* angeklagt zu werden, werden wir gut daran tun, uns einem anderen Thema zuzuwenden, das sicherlich nicht keltischer Herkunft ist.

Nach Babylon führen zwei Wege, ein langer und bequemer und ein kurzer aber gefahrvoller. Voretzsch[1] und Scheludko[2] haben beide die Verbreitung dieses schon im griechischen Altertum bekannten

---

[1] *Op. cit.*, p. 149.
[2] *Op. cit.*, p. 374.

Motivs erörtert, das noch heute im nahen Osten[1] und in Rufsland[2] eines der beliebtesten volkstümlicher Erzählungskunst darstellt. Über seine vermutliche Herkunft im *Huon de Bordeaux* liefse sich daher nicht viel sagen, zumal es auch sonst in der altfranzösischen Literatur belegt ist,[3] wäre es nicht mit einem andern verbunden. Der Dichter berichtet nämlich, dafs zum Schlosse des Emirs von Babylon vier Brücken führen, auf jeder von denen dem ungebetenen Besucher ein Glied abgeschnitten wird, so dafs der Eindringling zuletzt ohne Arme und Beine hineingerät.

Andrerseits erzählt die *Þiðreks Saga* von Wittichs Ausfahrt, wie ihm Hildebrand von zwei Wegen nach Bern spricht, von denen der eine lang und schlimm, der andere viel kürzer und besser sei, aber hinzufügt, wie auf dem letzteren eine Schwierigkeit bestände, nämlich ein Strom, über den eine Steinbrücke führe. An dieser Brücke stände eine Burg, die von zwölf Räubern besetzt sei. Alle Reisenden müfsten dort einen Zoll in der Gestalt ihrer Waffen und Rosse bezahlen. Wittich wählt diesen gefahrvollen Weg der Warnung ungeachtet. Als die Räuber ihn kommen sehen, teilen sie schon seine Waffen und Kleider unter sich, und als diese nicht für alle zwölf ausreichen, verlangt der neunte des Reisenden rechte Hand, der zehnte seinen rechten Fufs, der elfte sein Haupt. Der Hauptmann gibt den Befehl, den Fremden zu berauben, ihm die rechte Hand und den rechten Fufs abzuschlagen, ihm jedoch das Leben zu schenken. Wittich tötet sieben der Angreifer; die andern entkommen.[4]

Das gleiche Motivkomplex, Scheideweg, zwölf Räuber, begegnet noch im *Wolfdietrich*,[5] und es wird allgemein angenommen, dafs

---

[1] Fr. Spiegel, *Erânische Alterthumskunde*, Leipzig 1871—78, I, 587; Firdousi-Mohl, *Le Livre des Rois*, Paris 1876—78, I, 402; Uhland, *Schriften*, I, 179—92; G. Jungbauer, *Märchen aus Turkestan und Tibet*, Jena 1923, p. 45; Chauvin, *Bibliographie*, VI, 109; J. H. Knowles, *Folk-tales of Kashmir*, London 1893, p. 81; W. Radloff, *Proben der Volksliteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens*, St. Petersburg 1866—86, IV, 147; Th. Menzel, *Der Zauberspiegel*, Hannover 1924, p. 29; Lorimer, *Persian Tales*, London 1919, p. 202.

[2] A. Rambaud, *La Russie épique*, Paris 1876, p. 52 und 142; I. F. Hapgood, *The Epic Songs of Russia*, New York 1886, p. 81 und 247; J. N. Vogl, *Die ältesten Volksmärchen der Russen*, Wien 1841, p. 201ff.; A. v. Löwis of Menar, *Russische Volksmärchen*, Jena 1921, p. 77 und 237; *Finnische und estnische Volksmärchen*, Jena 1922, p. 13; A. H. Wratislaw, *Sixty Folk-tales from exclusively Slavonic Sources*, Boston 1890, p. 247; J. G. v. Hahn, *Griechische und albanesische Märchen*, München-Berlin 1918, II, 60 und 77; A. Straufs, *Die Bulgaren*, Leipzig 1898, p. 258; A. Leskien, *Balkanmärchen*, Jena 1919, p. 37 und 229; V. Tille, *Verzeichnis der böhmischen Märchen*, Helsingfors 1921, p. 63.

[3] Z. B. im *Aspremont*; vgl. auch J. Alton, *Le Roman de Marques de Rome*, Tübingen 1889, p. xlix; P. Paris, *op. cit.*, IV, 240; V, 254; *Gesta Romanorum*, ed. Oesterley, No. 65.

[4] Ed. Bertelsen, I, 149.

[5] *D.V.* 3ff. Vgl. A. Rafsmann, *Die deutsche Heldensage und ihre Heimat*, Hannover 1857—58, II, 389; O. L. Jiriczek, *Deutsche Heldensagen* I,

beide Episoden, die der Saga und die des Epos, auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen.[1] Es muſs also irgendeine Abhängigkeit zwischen der Episode des *Huon de Bordeaux* und diesem deutschen Liede bestehen. Ganz abgesehen von Betrachtungen allgemeiner Art über die Beziehungen zwischen französischer und deutscher Epik, bei denen die erstere fast immer die gebende ist, so mutet auch das Brückenmotiv im Huon ursprünglicher an. Das beabsichtigte Abhauen der Glieder ist in den deutschen Gedichten zum bloſsen Zeichen des Übermuts, der Hybris, der Räuber herabgesunken; im französischen Gedicht, in dem von Räubern keine Rede ist, ist das Thema von der Unterweltsbrücke noch klar zu erkennen: der kühne Eindringling verliert seine Gliedmaſsen nacheinander in derselben Weise wie in dem altbabylonischen Mythos von der Hadesfahrt der Ištar die Göttin nacheinander ihre Kleider zurücklassen muſs. Auf keinen Fall ist aber unser *Huon* als mittelbare Quelle für das verlorene deutsche Gedicht anzusetzen. Vielmehr handelt es sich um einen ohne Zweifel schon vor dem *Huon* in Frankreich umgehenden Motivkomplex, der von dem Dichter des *Huon* sowohl wie von dem des deutschen Liedes verwertet worden ist. Das ist alles, was sich mit Sicherheit über das Thema sagen läſst, falls man sich nicht in das Reich reiner Hypothese begeben will.

X.

Treten wir nun den märchenhaften Attributen Auberons etwas näher, die uns vor allem in der Gestalt der Zaubergaben begegnen. Das Zentralmotiv ist natürlich das des Horns. Zwei Züge sind dabei streng zu unterscheiden, seine Funktion als Notsignal und seine Zaubermusik:

3231 Fees le fissent en une ille de mer.
Une en i ot qui donna un don tel,
Qui le cor ot et tentir et sonner,
S'il est malades, lues revient en santé,
Ja n'avera tant grande enfermeté.
Et l'autre fee i donna mieus assés:
Qui le cor ot, il est tout assasés,
Et s'il a soif, il est tout abevrés.
Et l'autre fee i donna miex assés:
Qu'il n'est nus hons qui tant ait povretés,
S'il ot le cor et tentir et sonner,
K'au son del cor ne l'estuece canter . . .

Für den ersten dieser Züge erinnert Scheludko[2] mit Recht an das Horn Rolands und Salomos. Für die zweite Eigenschaft hat der

---

Straſsburg 1898, p. 87; Uhland, *Schriften*, VIII, 254f.; H. Schneider, *Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich*, München 1913, p. 279.

[1] Schneider, *Germanische Heldensage*, p. 276; vgl. auch p. 310.

[2] *Op. cit.*, p. 378.

Dichter wahrscheinlich das *Lai du Cor* benutzt.[1] Auf jeden Fall ist diese Musik eng mit der Feenmusik des keltischen Folklore verwandt und gehört in dieselbe Kategorie wie die von Cormacs Silberzweig und Petitcrus Glocke[2].

Der Becher, der die Eigenschaft hat, in den Händen Gerechter immer voll Wein zu sein, wogegen der Wein verschwindet, sobald er in sündige Hände gerät, gehört in die Reihe der keuschheits- und unschuldsbestimmenden Gegenstände, wie Scheludko es ausdrückt,[3] eine Motivgruppe, deren eingehende Untersuchung den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen würde und die über der ganzen Erde verbreitet ist. Nur ist dies Motiv, wie schon Gaston Paris gesehen hat,[4] mit dem des Füllhorns (Cornu copiae) verbunden. Dergleichen Motivhäufungen, deren sich im *Huon* noch mehrere finden lassen, machen es zur Gewifsheit, dafs der Dichter mit den ihm vorliegenden Folklore-Elementen frei schaltete und waltete.

Es ist kaum möglich, das recht umfangreiche Thema der epischen Composition des *Huon de Bordeaux* auszuschöpfen, ohne die Gastfreundschaft einer ausländischen Fachzeitschrift zu mifsbrauchen. Die hier gebotenen Fakta genügen auch m. E. vollkommen, um auf die Arbeitsweise des unbekannten Dichters Licht zu werfen. Als Gaston Paris seinerzeit das Problem so formulierte: „Quelle part le »trouveur« qui a rimé les aventures de Huon a-t-il eue dans la composition de cette œuvre et doit-il avoir, par conséquent, dans son succès? A-t-il inventé le sujet qu'il a versifié, ou son rôle s'est-il borné à donner la forme poétique à une légende déjà populaire?"[5] spannte er es in den Rahmen eines Dilemmas, das die Forschung in die Irre führen mufste. Keine der beiden allein ins Auge gefafsten Möglichkeiten trifft zu, wie keine auf den *Orlando furioso* des Ariosto zutreffen würde. Der Dichter hat seinen Stoff aus älteren Denkmälern geschöpft, die ihm die Motivkomplexe lieferten und denen er sicherlich zeitgeschichtliche Ereignisse, Verhältnisse und Situationen und freie, d. h. amorphe, Folklore-Motive hinzufügte. Die Einkleidung und allgemeine Disposition entstammt der älteren epischen Literatur — wie die des *Orlando furioso*. Die Synthese ist das Werk des Dichters, der, hätte er über die Ausdrucksmittel der grofsen Italiener des Renaissance-Zeitalters verfügt, ohne Zweifel für die Unsterblichkeit gearbeitet haben würde.

---

[1] Voretzsch, p. 128f.
[2] Vgl. mein Buch *Balor with the Evil Eye*, New York 1927, p. 157ff.
[3] *Op. cit.*, p. 378.
[4] *Op. cit.*, p. 92.
[5] *Op. cit.*, p. 26.

Alexander Haggerty Krappe.

---

2. Hieronymus Münzer und der Pseudo-Turpin.[1]

L. Pfandl, der Herausgeber des Itinerarium Hispanicum Hieronymi Monetarii (1494—1495),[2] hat in dieser im Humanistenlatein verfaſsten Reisebeschreibung auch ein Pseudo-Turpin-Fragment entdeckt, dem er bereits vor einer Reihe von Jahren einen eigenen Aufsatz widmete.[3] Was Münzers Fragment wertvoll macht, das ist die Tatsache, daſs es eines der wenigen erhaltenen Mss. ist, die an Ort und Stelle, in Santiago de Compostela, dem Liber Sancti Jacobi entnommen wurden. Münzer sagt uns das deutlich: „Et sequencia brevibus, dum essem Compostelle in domo cuiusdam capellani Johannis Rami, devotissimi hominis, ex originali eius excerpsi, ut sequitur, 16. Decembris 1494."

Münzers Exzerpt besteht aus fünf Teilen, die folgendermaſsen überschrieben sind:

1. De Apparicione S. Jacobi Karolo magno, d. i. der Auszug aus dem Pseudo-Turpin.
2. De Passione et Translacione S. Jacobi in Galeciam.
3. Exclamacio pulcra.
4. De Crusillis, id es muschlen. Calixtus.
5. Oracio de S. Jacobo. Calixtus.

Pfandl hat das ganze Exzerpt zum erstenmal veröffentlicht. Bei dem Fehlen einer kritischen Ausgabe des Pseudo-Turpin und bei den wenig sicheren Angaben über den Compostelaner Codex Calixtinus konnten und wollten seine einleitenden Ausführungen nichts Abschlieſsendes bieten. Er konnte nur versuchen „an der Hand der von Castets aus sieben anderen Hss. hergestellten Version des Turpin das inhaltliche Verhältnis Münzers zur Turpin-Chronik festzustellen". Bei den übrigen Exzerpten fehlte auch diese Möglichkeit der Nachprüfung. Auf Grund der Überschriften und des Inhalts der Texte glaubte Pfandl Nr. 2 dem zweiten Buch, Nr. 3 dem ersten oder zweiten, Nr. 4 dem fünften, Nr. 5 wieder dem ersten oder zweiten Buch zuschreiben zu müssen. Ohne Kenntnis des Liber Sancti Jacobi war eine andere Feststellung auch gar nicht möglich. Aber Münzer hat uns durch seine selbstgewählten Kapitelüberschriften irregeführt oder vielmehr die bisherigen Beschreibungen des Codex Callixtinus sind so mangelhaft, daſs man sich ohne Kenntnis des Originals kein Bild von dem reichen Inhalt der Hs. machen kann.

Münzer exzerpiert nur aus zwei Büchern des Codex Calixtinus: aus dem ersten und dem vierten. Er stellt allerdings um, bietet erst einen Auszug aus dem vierten Buch, dem Pseudo-Turpin, und wählt dann einige Stellen aus dem ersten Buch aus, denen er ganz willkürlich vier Überschriften gibt, willkürlich vor allem auch deshalb,

[1] Ludwig Pfandl zum 50. Geburtstag.
[2] Revue hispanique Bd. XLVIII (1920), S. 1—180.
[3] Z. f. r. Ph. Bd. 38, S. 586—608.

weil er nur aus zwei verschiedenen Kapiteln, nämlich dem neunten und 17. exzerpiert, durch seine Überschriften aber den Anschein erweckt, als ob er aus vier verschiedenen Teilen des Codex Auszüge gemacht hätte. Münzer ist seinem Prinzip aber selbst nicht treu geblieben, denn er hätte eigentlich vor dem Abschnitt „In translacione autem . . .“ (Pfandl., S. 607, Zeile 1) eine weitere Überschrift anbringen sollen. Denn hier beginnt er mit den Auszügen aus dem 17. Kapitel. Alles Vorhergehende, bis auf die kurze Einleitung, stammen aus dem 9. Kapitel. Ganz zum Schluſs (Pfandl, S. 608) schrieb Münzer noch ein kleines Stück, nämlich den mit „Humili autem stilo . . .“ beginnenden Abschnitt, aus der Vorrede zum ganzen Codex ab. Die beiden Stücke des 1. Buches, denen Münzer sein Exzerpt entnahm, haben im Rahmen des Ganzen eine gewisse Bedeutung. Das 9. Kapitel enthält die sogenannte „Magna Passio sancti Jacobi“ und das 17. den „Sermo beati Calixti pape“, der mit „Veneranda dies“ beginnt und auf den die Vorrede zum ganzen Codex eigens hinweist.[1]

Die Frage, um die es sich nun zunächst handelt, ist die: Haben die Münzerschen Abschriften irgendeinen Wert für eine künftige kritische Ausgabe des Liber S. Jacobi?

Bei der Beantwortung dieser Frage ist die Kopie des Pseudo-Turpin von den übrigen Exzerpten getrennt zu behandeln. Denn der Pseudo-Turpin liegt uns in mindestens 150 Abschriften vor, das erste Buch des Liber S. Jacobi dagegen nur in ganz wenigen, und zwar nur in solchen, die das ganze Ms., also sämtliche fünf Bücher enthalten. Eine Untersuchung, ob Münzers Fragment textkritisch zu verwerten ist, kann also nur vom Pseudo-Turpin-Exzerpt ausgehen. Gelingt hier der Nachweis einer, wenn auch noch so geringen, aber auf die Vorlage zurückgehenden textlichen Verschiedenheit, dann ergäbe sich daraus auch die Folgerung, daſs Münzers Kopie aus dem ersten Buche bei einer Ausgabe dieses 1. Buches zum mindesten mit berücksichtigt werden muſs. Denn die textkritische Verwertung der Münzerschen Abschrift kann nur dann möglich sein, wenn sich einwandfrei feststellen läſst, daſs Münzer aus einem anderen Exemplar abgeschrieben hat als dem heute noch in Compostela vorhandenen Liber S. Jacobi. Ist das der Fall und ist es möglich einen entsprechenden Beweis zu führen?

Wie schon Pfandl bemerkt, hat Münzers Fragment nur dann Wert, „wo er ungekürzt kopiert“ (S. 600). Ungekürzt kopiert Münzer nun den Anfang des 20. Kapitels, die Beschreibung der Person Karls. Man vergleiche nun seine Kopie und den Text des Compostelaner Codex:

Erat autem, ut scribit idem Turpinus Karolus capillis brunus, facie rubeus corpore decorus et venustus, visu efferus, longitudo 8	Et erat rex Karolus capillis brunus, facie rubeus, corpore decens et venustus, sed visu efferus. Statura vero eius erat in longi-

[1] Siehe meine Ausführungen darüber in Rev. Hisp. 81 (1933) S. 383 ff.

pedum suis longissimis pedibus, humeris amplissimus, renibus aptus, ventre congruus, brachiis et cruribus grossus, certamine doctissimus, miles acerrimus.

tudine VIII pedibus scilicet suis longissimis pedibus, humeris erat amplissimus, renibus aptus, ventre congruus, brachiis et cruribus grossus, omnibus artubus fortissimus certamine doctissimus, miles acerrimus.

Hier sieht man deutlich die wörtliche Kopie einer längeren Stelle mit einigen kleinen Unterschieden, von denen uns aber nur die beiden unterstrichenen interessieren.

So lange wörtliche Übereinstimmungen kommen nicht mehr vor, aber einige bemerkenswerte kürzere:

Kap. 5 (Pfandl, S. 601):

Münzer: . . . eamque tintinabulis, ornamentis et aliis decenter ornavit.

Comp: eamque tintinnabulis palleisque, libris ceterisque ornatibus decenter ornavit

Kap. 8 (Pfandl, S. 601):

Münzer: Karolus autem stans pedes cum duobus milibus peditum

Comp: Tunc Karolus stans peditus cum duobus milibus christianorum peditum

Kap. 21 (Pfandl,, S. 603):

Münzer: . . . ut pugnantes traderet in manus eorum

Comp: . . . ut pugnatores in manibus illorum traderet

Diese fünf Textänderungen würden an sich nicht auffallen und man könnte leicht geneigt sein, sie alle auf das Konto Münzers zu setzen, wenn sie nicht eines miteinander gemein hätten: Sie gehören nicht der Compostelaner Version an, sondern der von mir als „Vulgata“ bezeichneten 2. Version[1]. Die Leseart Münzers wird man in der Ausgabe von Castets finden, in dem Pollinger Codex (München, Clm. 11319) und in mindestens hundert anderen Hss. eben jenen, die uns die 2. Version überliefert haben.

Sollte Münzer zufällig in den obigen fünf Fällen die Leseart der Version 2 eingesetzt haben ohne sie zu kennen? Das ist kaum anzunehmen. Viel näher liegt der Schluſs, daſs den Pilgern zur Abschrift ein Codex vorlag, der an nebensächlichen Stellen Kürzungen bot und einige kleinere textliche Änderungen aufwies, eben die von uns als Version 2 bezeichnete Fassung. Für das Kopieren gerade dieser Fassung spricht ja auch der Umstand, daſs sie weitaus die meiste Verbreitung fand.

Auch die Anordnung des Münzerschen Exzerptes könnte an die 2. Version erinnern: Bei ihm folgen sich 1. Pseudo-Turpin, 2. Teile

[1] Es gibt 3 Versionen des Pseudo-Turpin, über die ich an anderer Stelle berichten werde.

des 1. Buches, 3. Zitat aus der Vorrede. Wir haben eine ganze Reihe Hss. der 2. Version, die folgendermaſsen die Materie verteilen: 1. Pseudo-Turpin, 2. Vorrede, 3. Teile aus dem 3. Buch, 4. Miracula. Man vergleiche damit Münzers Einleitung: „Calixtus papa singularis amator Sancti Jacobi magnum et diffusum opus in 4 libros partitum de gestis eius et redempcione Galicie a Karolo magno scripsit. Similiter eius multa miracula". Auch hier werden die „miracula" erst zum Schluſs genannt, obwohl sie im Original das 2. Buch bilden. Vom 5. Buch, dem Pilgerführer, spricht Münzer gar nicht. Wenn seine Vorlage das 5. Buch nicht enthielt, dann würde auch die Angabe „in 4 libros" stimmen. In die Hss. der 2. Version ist vom 5. Buch, wenn überhaupt etwas, dann nur ein Kapitel mit übernommen worden (De corporibus sanctorum qui in itinere sancti Jacobi requiescunt, qui a peregrinis sunt visitanda).

Ganz nahe an die Münzersche Anordnung kommen wir aber mit drei Hss., die sich in Rouen befinden: O 34 (12. Jhdt.), U 134 (13. Jhdt.) und Y 198 (12./13. Jhdt.). Diese drei Hss., die aus zwei verschiedenen Klöstern stammen und wohl Kopien ein und derselben Hs. oder unter sich kopiert sind, bringen erst den Pseudo-Turpin, dann die übrigen oben genannten Exzerpte mit folgender überall gleichlautenden Überschrift: „Liber S. Calixti pape, quomodo post passionem Domini beatus Jacobus apostolus, frater Johannis evangeliste, predicavit in Hispania et reversus Jerosolimam occisus est ab Herode, et de mirabili translacione corporis eius iterum in Hispaniam et de miraculis eius."

Damit vergleiche man zunächst den Münzerschen Text unmittelbar nach Abschluſs des Excerpts aus dem Pseudoturpin:

„Sanctus Jacobus primo in Judea predicavit tandemque ad Galliciam venit. Parum autem ibi proficiens reversus est in Judeam, et ab Herode capite truncatus" (Pfandl, S. 606).

Trotzdem lassen sich aus der Münzerschen Anordnung keine vollgültigen Schlüsse ziehen. Denn es ist durchaus möglich, daſs Münzer für den Feldzug Karls nach Spanien das größte Interesse hegte und daſs er die romanhafte Geschichte, die mit Karl dem Groſsen in Verbindung stand, in erster Linie kopieren wollte. So weit ihm dann noch Zeit blieb, hat er auch andere Exzerpte gemacht.

Diese weiteren Abschriften sollen nunmehr dem Original gegenübergestellt werden. Sie haben besonderen Anspruch auf Beachtung, weil, wie schon erwähnt, gesonderte Kopien dieser Teile des 1. Buches in den Hss. nicht vorkommen.

Aus der „Magna passio Jacobi":

Münzer:	fol. 47r Compostela:
Dicit ultra Calixtus papa, quod, dum decollaretur, caput in terram non cecidit, sed ipse in ulnis	... et abscidit caput eius sanctissimum et statim preciosus sanguis emannavit et non cecidit caput

Münzer:

secis tenuit, nec ab aliquo persecutorem dirimi potuit. Noctu autem discipuli sui venientes ipsum corpus genibus flexis invenerunt. Et posuerunt caput in pera cervina cum aromatibus et transtulerunt a Jerosolimis ad Galiciam angelo comitante per mare, et sepeliverunt ad locum, in quo hodie veneratur. Et est decollatus Sanctus Jacobus anno XI. post passionem Domini. Quomodo autem regina Lupa Galicie se habuerit, in historia eius lacius leges.

Compostelo:

eius ad terram, sed beatus apostolus virtute dei plenus accepit illud in brachiis suis que ad celum elevaverat et sic permansit genibus flexis et caput tenens in ulnis, donec veniret nox in qua discipuli eius corpus acciperent . . .

fol. 47v

. nocte venerunt discipuli eius ad eum et invenerunt illum ut prediximus genibus flexis et caput tenentem in ulnis et posuerunt corpus eius et caput in pera cervina cum aromatibus preciosis et transtulerunt illud a Iherosolimis in Galecia angelo domini comitante per mare et ibi sepelierunt illud ubi veneratur usque in hodiernum diem . . .

fol. 61v Coronatus est autem martirio beatus Jacobus inter apostolos primus imminente paschali sollempnitate anno post passionem domini circiter undecimo.

Der letzte Satz bezieht sich auf die Schilderung im 3. Buch: „Translatio" nur heiſst es dort *matrona Luparia*.

Exclamacio pulcra

Gaude igitur Galicia tanto jubare illustrata, tripudia supersticionum errore exuta. Gaude quod adventu tanti hospitis belvinam ferocitatem exuisti, et cervicem prius indomitum jugo Christi supposuisti. Plus enim tibi contulit Sancti Jacobi humilitas, quam omnium regum tuorum immanitas.

fol. 62v

Gaude igitur Hyspania tanto illustrata iubare, tripudia supersticionis exuta errore. Gaude quod per adventum tanti hospitis belvinam ferocitatem deposuisti et humilis Christi iugo cervicem prius indomitam supposuisti. Plus enim tibi contulit beati Jacobi humilitas, quam omnium regum tuorum immanitas. Illa etenim te sublevavit ad celum, isti te depreserunt ad ba-

Münzer:

Illi enim te coinquinaverunt dolis sacrificando, ille te mundificavit verum cultum Dei tradendo. Foelix es Hispania multarum rerum copia, sed felicior beati Jacobi presencia.

Olim a Columpnis Herculis fueras gloriosa, nunc vero columpna Jacobi felicius subnixa. Hercules supersticione perniciosa te illexerat Diabolo, Jacobus te innexuit Creatori suo. Tu lapideis columpnis auxeras infidelitatem, hic salutarem tibi acquisivit graciam.

Venerantes igitur eius solemnia nostre carnis edomemus desideria, nec libidinis colluvio nos maculet, nec elacionis fastus nos inflet. Non ire facilius inflammemur, nec invidie livore torqueamur.

Enitamur ut simus ei similes si volumus nostras suscipi preces.

Compostela:

ratrum. Illi te coinquinaverunt idolis sacrificando, illa te mundificavit cultum verum Dei tradendo. Felix es Hispania rerum plurimarum copia, sed felicior es beati Jacobi presencia. Felix es quia intemperie similiter es paradiso, sed feliciores quia omissa es celi paranimpho. Olim quidem pro columnis Herculis fama vane oppinionis fueras gloriosa, sed nunc beato Jacobo firmissima columna, felicius es subnixa. Ille perniciosa supersticione te illexerunt diabolo, hec pia intercessione te innexuit creatori tuo. Ille lapidee tuam augebant infidelitatem, hec spiritualis acquisivit tibi graciam salutarem. Nos igitur fratres dilectissimi largitori omnium bonorum gracias referamus, cuius innolita misericordia tanto thesauro ditati sumus. Beati vero Jacobi devotis mentibus sollempnia celebremus, eiusque patrocinium incenso piarum precum nobis adesse flagitemus. Sed qui vult eius venerari sollempnia, debet edomare carnalia desideria. Nulla colluvio libidinis eum commaculet nullus elacionis fastus inflet. Non ire fatibus inflametur. Non livore invidie torquatur. Quia enim sanctus est qui laudatur mundus debet esse qui veneratur. Sordent enim eius laudes, qui in corde suo molitur fraudes. Mundemus ergo corda nostra, ut sint accepta preconia nostra. Enitamur ut simus ei similes, si volumus nostras suscipi laudes. Unde Johannes os aureum doctor egregius ait. Quisquis iustorum glorias frequenti laude colloquitur, eorum mores sanctos atque

Münzer:	Compostela:
	iusticiam imittetur aut enim imittari debet si laudat aut laudare non debet, si imittari detrattet ... [fol. 63v] Certe beatum
Jacobum enim nec sevicia Judeorum, nec arrogancia Phariseorum edomuit nec Herodis vecordia a vero Deo compescuit. Non ergo moveamur divitum superciliis, nec carnalibus demulceamur emolumentis, nec sevorum principum terreamur tormentis, quo minus predicacionis exequamur officia.	Jacobum nec sevicia iudeorum terruit nec arrogancia Phariseorum edomuit nec Herodis infinita vecordia a predicacione verbi Dei compescuit. Nec nos fratres moveant divitum supercilia nec carnalium demulceant emolumenta, nec sevorum principium deterreant tormenta, quo minus sancte predicacionis exequamur officia.
	fol. 66v
In translacione autem eius credamus, ut prius dixi, illi libro autentico, qui Jacobus dicitur, alia respuentes. Hic enim Jacobus refert ea, que necessaria sunt ad legendum, vel festivis diebus ad cantandum.	... ut nemo amplius de eo aliquid scribere audeat nisi autentica que codex qui dicitur *Jacobus*, continet. Ipse enim refert que necessaria sunt ad legendum vel cantandum festivis diebus eiusdem sancti Jacobi, que ex autenticis codicibus ut in eo patet, excerpta sunt . . .
Letamur igitur de Jacobo in terra, de quo angeli gratulantur in celesti curia.	letandum est de illo in terra, de quo angeli gratulantur in celesti patria . . .
	fol. 69v
Ecce urbs Compostelle sacra facta est per beati Jacobi sufragia. Salus enim fidelium et venientibus in eam presidium. O quam metuendus est sacer ille locus, in quo sacratissima Apostoli membra, que Deum in carne tetigerunt, sunt recondita. Coruscat igitur magnus Jacobus in Galicia miraculis, coruscat et in aliis locis.	Ecce illa urbs Compostelle sacra facta est per beati Jacobi suffragia, salus fidelium, presidium veniencium in eam. O quanta reverencia excollendus ac metuendus est sacer ille locus, in quo multa miraculorum milia facta referuntur et sacratissima apostoli membra que dominum in carne presentem tetigerunt recondita. Coruscat etiam magnus Jacobus in Gallecia divinis miraculis coruscat et in aliis locis si petencium fides exigit . . .

Münzer:	Compostela:
	fol. 70r
Peregrinemur igitur recta peregrinacione, que	Igitur via peregrinalis res est optima, sed angusta. Angusta enim est via que ducit hominem ad vitam, lata et spaciosa que ducit ad mortem, peregrinalis via rectis est,
defeccio est viciorum, mortificacio corporum, relevacio virtutum, remissio peccatorum, penitencia penitencium, iter iustorum, dileccio sanctorum, fides resurrectionis,	deffeccio viciorum, mortificacio corporum, revelacio virtutum, remissio peccatorum, penitencia penitentum, iter iustorum, dilectio sanctorum, fides resurreccionis et remuneracionis beatorum,
elongacio infernorum et propiciacio celorum. Cibaria pinguia extenuat, ventris ingluviem cohibet, libidinem domat. Carnalia desideria comprimit, spiritum purificat, hominem ad contemplacionem provocat, sublimes humiliat, humiles beatificat, paupertatem diligit,	elongacio infernorum. Propiciacio celorum. Cibaria pinguia extenuat ventris ingluviem cohibet, libidinem domat, carnalia desideria que militant adversus animam oprimit, spiritum purificat, hominem ad contemplacionem provocat, sublimes humiliat, humiles beatificat, paupertatem diligit,
censum avaricia partum odit.	censum quod observat avaricia odit, sed quem dispergit egenis, largitas diligit, abstinentes et bene operantes remunerat, pectantes et avaros in se non liberat.
	fol. 71r
Sunt pisces in mari Beati Jacobi	Sunt igitur pisces quidam in beati Jacobi mari, quos vulgus *veras* vocat,
habentes duos clipeos ex utraque parte inter quos velut inter duas testas piscis in effigie ostree jacet. Que supra testa velut digiti manus sculpuntur. Quas vulgo nidulos vocant, Franci vero crusellas Almani muschelas. Quas peregrini a Sancti Jacobi limitibus redeuntes in capis suis consuunt et ad decus Apostoli, et tanti itineris signum ad propria deferunt.	habentes duos clipeos ex utraque parte inter quos velut inter duas testas piscis in effigie ostree latet, que scilicet testa velut digiti manus sculpuntur, quas provinciales *nidulas* vocant, Franci *crusillas* nominant, quas peregrini a beati Jacobi liminibus redientes in capis suis consuunt et ad decus apostoli et memoriam eius. In signum tanti itineris ad propria deferunt cum magna exultacione.
Per duos igitur clipeos duo caritatis	Per duos igitur clipeos quibus piscis ex utraque parte munitur duo

Münzer:	Compostela:
precepta designantur, quibus lator vitam suam muniat, unum semper Deum super omnia diligere, et proximum sicut seipsum amare. Deum diligit, qui mandata eius custodit, proximum vero, qui, quod sibi non vult, alteri non faciat.	caritatis precepta designantur, quibus vere lator vitam suam debet munire, idem dominum super omnia diligere et proximum suum sicut seipsum amare, dominum diligit, qui mandata eius custodit. Proximum suum sicut seipsum diligit, qui quod sibi non vult alteri non facit . . . .
	fol. 71a
O peregrine Sancti Jacobi, noli mentire illo ore, quo osculatus es suum altare. Cum pedibus vero, quibus tot passus fecisti, noli ire ad prava opera. Cum manibus, quibus altare tetigisti, noli malum operari. Si vis habere valentem patronum et adiutorem, Sanctum Jacobum habeto amatorem.	O sancti Jacobi peregrine, noli mentire illo ore quo eius osculatus es altare. Cum pedibus quibus tot passus pro eo fecisti, noli ire ad prava opera. Cum manibus quibus eius altare venerandum tetigisti, noli malum operari. . . . Si vis habere valentem patronum protectorem tibi et adiutorem beatum Jacobum habeto amatorem.
	fol. 81v
O Beate Jacobe magne, Christi dilecte, olive[1] Zebedei nate, frater Johannis Evangeliste, qui cum Domino feliciter regnas in celi arce, cuius ede ingens in Galicia consistit, qui suis petitoribus salutem condonat, fac ut qui te sive illac, sive undicumque petunt, omnia salubria concipiant, quatenus quem petunt, aut in quo confidunt in omnibus necessitatibus suis, intercessorem te senciant coram Domino in celis.	O beate Jacobe magne, Christi dilecte, alme Zebedei nate, frater Johannis Evangeliste, qui cum Domino regnas feliciter in celi arce, cuius edes ingens in Gallecia consistitque suis petitoribus salutem condonat, fac ut qui te sive illuc sive ubicumque petunt omnia salubria accipiant, quatenus quem petunt aut in quo confidunt in omnibus necessitatibus suis, intercessorem te semper senciant coram domino in celis.
Sis custos animarum nostrarum die nostri exitus, o peregrinorum advocate.	Sis custos animarum nostrarum exitus nostri die, o peregrinorum advocate . . .
Tu enim decus Hispanorum, tu refugium pauperum, virtus debilium, consolator tribulancium, salus peregrinorum, piscator ani-	Tu decus Hispanorum, tu refugium pauperum, virtus debilium, consolator tribulancium, salus peregrinorum, piscator anima-

[1] Hier liegt ein deutliches Versehen Münzers vor.

Münzer:	Compostela:
marum, oculus cecorum, pes claudorum, manus aridorum, tutor navigancium, te invocancium intercessor populorum, pater omnium, destructor viciorum, edificator virtutum, te humili corde petimus, ut viciorum incendia extinguas protinus.	rum, occulus cecorum. Pes claudorum, manus aridorum, tutor navigancium te invocancium intercessor populorum, pater omnium, destructor viciorum, edificator virtutum, te humili corde petimus, ut viciorum nostrorum incendia tua pia intercessione extingues ac fervorem castitatis et dilectionis ceterarumque virtutum in nobis accendas.

Aus der Vorrede zum ganzen Codex. als Schluſs des Exzerpts.

Humili autem stilo hec scripsit Calixtus papa, ut sua scripta tam peritis, quam imperitis aperirentur. Parum enim dicit crustam proficere, nisi appareat mica. Merum item potum clarius ostendere, quid in se habeat, et candelam claram magis proficere, que cunctis luceat, quam que aliis dat, aliis negat.	Parum proficit crusta donec appareat mica. Sincerus potus quid in se latet clarius ostendit. Sincerus et apertus oculus clarius videt quam obscurus aut clausus. Candela clara que cunctis circumadstantibus dat lumen, magis proficit quam ea que aliis prebet et aliis negat. Sic igitur omnibus patefactum est opusculum istud ut tam peritis arte grammatica quam non intelligentibus magna proficiat.

Aus der Gegenüberstellung wird deutlich, daſs Münzer bei dem ersten und letzten Exzerpt stark geändert und umgestellt hat. Bei dem weitaus gröſsten Teil aber hält er sich an die Reihenfolge der Vorlage, streicht nur den einen und anderen Satz. Somit bietet er ein Exzerpt aus dem 9. und 17. Kapitel des ersten Buches, das nur in wenigen Fällen von dem Original abweicht. Allerdings sind wir nicht in der Lage durch andere Abschriften festzustellen, ob auch das erste Buch des Liber S. Jacobi in einer gesonderten Version vorhanden war. Aber von den Stellen abgesehen, in denen sich Münzer verlesen hat, sind in dem Exzerpt doch auch Varianten zu finden, die durch die Verschiedenheit der Textvorlage bedingt sein können.

Es dürfte also wohl als erwiesen gelten, daſs Münzers Vorlage ein anderes Exemplar des Liber S. Jacobi war als das, welches heute in Compostela aufbewahrt wird.

Adalbert Hämel.

3. Zu einer Stelle in Gautier de Coincy's Lyrik.

Gautier muſs ein sehr fleiſsiger Schachspieler gewesen sein. Denn die Ausdrücke aus dem Gebiete dieses Spieles finden sich vielfach in übertragener Bedeutung in seinen „Marienwundern", häufiger als es manche von Poquet falsch gelesene Stelle ahnen läſst.

Diese Tatsache scheint Långfors nicht mehr genügend gegenwärtig gewesen zu sein, sonst hätte er an der Stelle, wo er bei der Ausgabe von 19 lyrischen Dichtungen Gautier de Coincy's („Romania" LIII (1927), S. 474ff.) eine gröſsere Schwierigkeit zu finden glaubte (S. 505, Strophe IV), für die er keine Deutung wuſste, ohne Mühe erkannt, daſs mit Hilfe des Schachspiels jeder Zweifel behoben wird. Diese Erkenntnis wird noch dadurch erleichtert, daſs auch der ganze Rest des Gedichtes (Strophe V bis Schluſs) ununterbrochen mit Bildern aus dem Schachspiel operiert.

Das Vers 31 von Långfors abgedruckte Wort *eschevez*, zu dem er in der *Varia lectio* schreibt: „*Mais quelle* (sic) *est, v.* 31, *le sens de eschevez* ...?" muſs gelesen werden: *esché, vez?*, und die ganze Strophe — Långfors schreibt noch in der *V. l.*, kurz vor der eben zitierten Stelle: „*Les v.* 31—33 *nous restent incompréhensibles*" — ist, zum Teil mit anderer Interpunktion, zu lesen:

Touz biens fust touz tanz en seve
S'Eve n'eüst tant mespris.
Bien pris fumes tuit a la feve.
Eve, par ten esché, vez?,
Sanz chevez
En jut Diex. Pour ses amis
Se mis ne fust en .I. fust,
Chascuns fust
En enfer ars et remis.

Übersetzt heiſsen die Verse 31 bis Strophenende:

Eva, durch Deine Niederlage, siehst Du?,
Muſste ohne Kopfkissen (nämlich in der Krippe)
Gott dafür liegen. Wenn er nicht für seine Freunde
An ein Kreuz geschlagen worden wäre,
Wäre jeder
Zur Hölle gefahren und [dort] verbrannt worden.

Andreas C. Ott.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

I. Italienisch.

Matteo Bartoli, Dialetti e lingue ai confini d'Italia. Estratto dal „Ce fastu?", bollettino mensile della Società filologica friulana Graziadio Ascoli. Udine, Del Bianco, 1932 (X), Vol. VIII, pp. 49—55. 8°.

Vanno segnalate ai lettori queste pagine, pubblicate in una benemerita rivista purtroppo non ovunque facilmente reperibile, fuori d'Italia. Esse sono d'interesse non solo pei dati di fatto che vi reca la particolare competenza dell'autore in questa materia,[1] ma anche e più perché vi vengono ancora una volta agitate e rincalzate, pur nella brevità dell'articolo, le opinioni della scuola neolinguistica intorno alla dottrina dei substrati. Così vi si legge, per es, che la „gamma dialettale, particolarmente varia, del nostro Paese — che pure ha da secoli una sola lingua nazionale — deriva non tanto dalla varietà dei linguaggi dell'Italia preromana (quali l'etrusco, il gallico ecc.), quanto invece dal fatto che l'Italia è il Paese delle *cento città*, cioè di molti e grandi centri di storia e vita complessa, spirituale ed economica"; e che se „è ammissibile e anzi è probabile che il gallico avesse suoni somiglianti all'*u* francese, o al lombardo ecc., o all'*ü* tedesco, e che i Galli transalpini e cisalpini riproducessero con questi suoni, cioè con *y*, l'*u* schietto del latino *luna* ecc."; si deve ad ogni modo, contro la „tesi, secondo la quale gli *y* neolatini sono sorti, contemporaneamente o quasi, su tutta l'area di un *y* preromano, che del resto ci è ignota", ritenere „che, come si vede e si vedrà sempre meglio negli atlanti linguistici, gli *y* (*ü*) neolatini, cioè galloromanzi, di *lyna*, *lyne* ecc. sono irradiati da diversi centri, transalpini e cisalpini, e sono saliti dalla Pianura padana nelle valli prealpine e anche in molte valli alpine"; e così ancora vi si leggono ribadite altre vedute, dallo stesso scrittore esposte e documentate in molte altre pubblicazioni e particolarmente nella sua *Introduzione alla neolinguistica*, Genève, 1925.

SILVIO PELLEGRINI.

[1] Il Bartoli, come si sa, presiede ai lavori dell'atteso *Atlante linguistico italiano*, i cui materiali sono ormai in gran parte raccolti, e che, per essere informato da criteri grandemente diversi, non sarà in nessuna guisa un duplicato del noto atlante italo-svizzero; come questo, del resto, redatto com'è da eminenti studiosi, non vedrà dal nuovo diminuito il suo peculiare valore.

Anton Burkard, Italienische Sprachlehre, Laut-, Wort- und Satzlehre der Umgangssprache. I. Teil: Übungsbuch, 147 S. II. Teil: Grammatik, 190 S. (Die neueren Sprachen, Unterrichtswerke nach einheitlichen Grundsätzen herausgegeben von Prof. Dr. C. Glauser). Lahr in Baden, Druck und Verlag von Moritz Schauenburg 1926.

Wie im Begleitworte zum 1. Bd. ausgeführt wird, schließt sich dieses Unterrichtswerk in der Anlage und im Lehrziel an das von Prof. Dr. Glauser verfaßte Unterrichtswerk der französischen Sprache an. Die vorliegende Sprachlehre ist für solche Lernende bestimmt, die bereits sprachlich vorgebildet sind, und denkt dabei in erster Linie an Studierende von Handelsschulen und Handelshochschulen. Der Sprachstoff ist der Umgebung, hauptsächlich der kaufmännischen Welt, sowie den Erlebnissen des Alltages entnommen. Der grammatische Stoff wird entsprechend dem von Prof. Glauser für seine Unterrichtswerke aufgestellten einheitlichen Grundsatze: Muttersprache und Fremdsprache bilden beim Sprachstudium eine psychologische Einheit so dargestellt, daß nicht die Form des Wortes für sich allein das Wesentliche darstellt, sondern daß von den Funktionen des Sprachbildes ausgegangen wird. Damit ist auch ein durchaus neuartiger Aufbau des Buches gegeben: Laut-, Wort- und Satzlehre werden nicht jede für sich, sondern im Zusammenhang unter dem Gesichtspunkte ihrer Funktion, Bedeutung und Form behandelt. Ausgangspunkt ist der einfache Satz, an den sich die einzelnen Satzteile und schließlich das Satzgefüge anreihen.

Den 1. Band bildet das Übungsbuch, welches unter Berücksichtigung des Wortschatzes des täglichen Lebens ein einwandfreies, modernes Italienisch bietet. Es enthält in 58 Paragraphen anregende, zusammenhängende italienische Texte, systematische Übungen, die sich an die vorangehenden Texte anlehnen, und Übersetzungen vom Deutschen ins Italienische. Ein italienisch-deutsches und ein deutsch-italienisches Wörterverzeichnis bilden den Schluß dieses 1. Bandes.

Der 2. Band enthält die Grammatik. Diese gibt dem Lernenden unter Anführung eines reichen Beispielmaterials eine vortreffliche und lückenlose Darstellung der italienischen Sprache. Im ersten Abschnitt, der Lautlehre, wird das Verhalten der einzelnen Sprachorgane bei der Hervorbringung der Laute genau beschrieben. Der Vf. bedient sich keiner Lautschrift, sondern umschreibt die italienischen Laute durch die entsprechenden deutschen. Von Vorteil wäre es gewesen, den so umschriebenen Lauten als Muster deutsche Wörter beizufügen, in denen diese Laute vorkommen.

§ 11 und § 12 geben ausführliche Regeln, wann das *e* und *o* geschlossen bzw. offen auszusprechen sind, doch vermögen diese Regeln keinen Ersatz für die sonst überall fehlende Aussprachebezeichnung zu geben, was für den Lernenden als eine Erschwernis für eine einwandfreie Aussprache bezeichnet werden muß.

Die in dem § 11 b 7 bzw. 12, 6 angegebene Liste gleich geschriebener Wörter, die jedoch eine verschiedene Qualität des *e*-Lautes bzw. des *o*-Lautes aufweisen, ist ziemlich ergänzungsbedürftig; häufig vorkommende Wörter wie affetto, bei, cesto, collega, dette, lessi, mele, mezzo, pera, peste,

te, tema, veglio bzw. coppa, doglio, fosse, incolto, indotto, noce, ora, rosa, scopo, sono, tocco, volto und andere fehlen.

Im zweiten Abschnitt, der die Wortbildungslehre, Morphologie und im Zusammenhange damit die syntaktische Verwendung der einzelnen Redeteile behandelt, enthalten die

§§ 24 und 25 zum Teil grammatische Binsenwahrheiten, die für sprachlich Vorgebildete, an die sich ja das Buch hauptsächlich wendet, durchaus überflüssig sind.

Die §§ 29—45, die die Abwandlung der regelmäſsigen Zeitwörter behandeln, sind dadurch sehr unübersichtlich, daſs bei der Besprechung der Bildung der einzelnen Zeiten alle drei Abwandlungen zugleich vorgeführt werden und, entsprechend den Grundsätzen des Buches, an die Bildung der einzelnen Zeiten gleich das Wichtigste über den Gebrauch der Zeiten und Modi angefügt wird, was sich insbesondere bei dem so umfangreichen Kapitel über den Gebrauch des Konjunktivs störend bemerkbar macht. Zu der Art, wie die Bildung der einzelnen Zeiten erklärt wird, möchte ich in methodischer Hinsicht folgendes bemerken: Es werden zunächst nur die bloſsen Endungen der drei Konjugationen angeführt und erst im Anschluſs daran wird für jede Abwandlung ein Paradigma gebracht. Gerade das vorliegende Buch, welches das gröſste Gewicht auf den unlöslichen Zusammenhang von Form, Bedeutung und Funktion legt, sollte von der lebendigen Zeitwortform und nicht von abstrakten Endungen ausgehen. Meiner Meinung nach müſste der § 46, der endlich die vollständige Abwandlung der Musterverba lodare, vendere, sentire und ubbidire in allen Zeiten und Formen bringt, an die Spitze dieses ganzen Abschnittes gestellt werden.

§ 58: Die Wiedergabe des unpersönlichen „man" im Italienischen wurde hier und im § 88 nur ganz kurz gestreift. Eine zusammenhängende Darstellung der hiefür im Italienischen vorkommenden Umschreibungen findet sich im ganzen Buche nicht.

§ 69: Hier hätte der Vf. auch die wichtigsten Substantiva anführen können, die je nach dem Geschlecht eine verschiedene Bedeutung aufweisen, wie il fine, la fine usw.

§ 96: Die Präpositionen sind recht stiefmütterlich behandelt; auf die auf Schritt und Tritt begegnenden Präpositionen *di*, *a* und *da*, deren richtige Anwendung die meisten Schwierigkeiten bereitet, hätte besonders eingegangen werden müssen. Josef Kollross.

Giannini-Sorger, Come s'impara l'italiano. Lehrbuch der italienischen Sprache, Verlag von Adolf Bonz & Co. Stuttgart. 386 S.

Dieses Buch war, wie im Vorwort von dem damaligen Rektor der Universität Wien bestätigt wird, in den Jahren 1926—1928 in den von Prof. Fortunato Giannini für Hörer aller Fakultäten abgehaltenen Kursen in Verwendung. Wenn im Anschluſs daran der damalige Rektor das Buch allen jenen, die die italienische Sprache lehren oder lernen wollen, bestens empfiehlt, so kann man sich dieser Empfehlung nur anschlieſsen. Es handelt sich in der Tat um einen gediegenen und praktischen Lehrgang der italienischen Sprache. Die Anlage des Buches ist klar und übersichtlich und den

Bedürfnissen des Lernenden ist vollauf Rechnung getragen. Auf die Lautlehre und Silbentrennung folgen 51 Lektionen, in denen eine reiche Fülle sprachlichen Materials dargeboten wird. Jede der 51 Lektionen enthält einen zusammenhängenden italienischen Text (Gespräche, Anekdoten, Geschichtchen, Gedichte), der auf das folgende Kapitel der Grammatik Bezug hat, die notwendigen Vokabeln, ein Kapitel aus der Grammatik und Übungen sowie Sätze, die vom Deutschen ins Italienische zu übersetzen sind. Die 51 Lektionen behandeln in ausführlicher Weise die Redeteile und das Wichtigste aus der Syntax, Wortbildung und Stilistik. Auch Redensarten und vom deutschen Sprachgebrauch abweichende Ausdrucksweisen sind in vortrefflicher Art zusammengestellt. In einem Anhange, dem keine Übungen beigegeben sind, sind die Rektion der vom Deutschen abweichenden Verba, der Gebrauch der Präpositionen *di*, *a* und *da* und die Regel über die Zeitenfolge dargestellt. Ein italienisch-deutsches und ein deutsch-italienisches Wörterverzeichnis erhöhen den Wert des Buches.

Im einzelnen wäre folgendes zu sagen:

S. 12 und 13: Hier werden ausführliche Regeln für die Fälle gegeben, in denen das betonte *e* bzw. das betonte *o* geschlossen ausgesprochen wird; die Qualität dieser Vorkale wird jedoch im folgenden leider nicht mehr bezeichnet, woraus für den Lernenden Zweifel und Unsicherheit entstehen müssen, da trotz der genauen Regeln naturgemäſs nicht alle Wörter und Ausnahmen angegeben werden können; auch verfügt nicht jeder, der das Buch zur Hand nimmt, über solche Kenntnisse des Lateinischen, daſs er die geschlossene Aussprache aus dem Punkt 1 der Regel erschlieſsen könnte, welcher lautet: Wenn es (das *e* bzw. das *o*) sprachgeschichtlich nachweisbar aus einem *i* (bzw. aus einem *u*) entstanden ist.

S. 18: Der Abschnitt über die Silbentrennung scheint mir ein wenig dürftig; insbesondere die Trennung der Konsonanten hätte eine eingehendere Darstellung verlangt.

§ 12—16: Wünschenswert wäre eine Aufzählung der wichtigsten Substantiva mit doppeltem Geschlechte wie z. B. carcere, folgore, fronte usw. und der zahlreichen Substantiva, die je nach dem Geschlecht eine verschiedene Bedeutung aufweisen.

§ 22: Das Verzeichnis der maskulinen Substantiva, die im Plural eine regelmäſsige Form auf *i* und daneben eine unregelmäſsige feminine auf *a* besitzen, ist stark erweiterungsbedürftig; wichtige Substantiva wie anello, castello, cervello, ciglio, corno, cuoio, fondamento, frutto, gesto, legno, membro, osso, suolo und andere sind nicht angeführt; dasselbe gilt für die Substantiva, die nur im Singular oder nur im Plural vorkommen. Auch die Substantiva, die im Plural eine andere Bedeutung haben als im Singular, hätten eine Erwähnung verdient.

§ 39h: Den Adjektiven, die je nach ihrer Stellung vor oder nach dem Substantiv verschiedene Bedeutung haben, wären unter anderen noch buono, caro, nuovo, povero hinzuzufügen.

§ 41f: Die Regel betreffend die Übersetzung des deutschen „als" beim Komparativ könnte viel klarer gefaſst werden, wenn gesagt würde, daſs „als" vor allem durch den Genitiv übersetzt wird, wenn der Vergleich

durch ein Adjektiv erfolgt und diesem ein Substantiv oder ein Pronomen folgt; „als“ wird, was noch zu erwähnen wäre, auch durch *che* ausgedrückt, wenn der Vergleich zwischen zwei Verben stattfindet.

§ 42: Hier wird bei Besprechung der reflexiven Verba die Ausdrucksweise *si ama, si lodano* nur kurz erwähnt; eine systematische Behandlung der verschiedenartigen Wiedergabe des deutschen „man“ im Italienischen wäre wohl sehr am Platze gewesen.

§ 48 und § 49: Die Übersicht über die verschiedenen Verwendungsmöglichkeiten der Pronominalpartikeln *ci* und *ne* scheint mit sehr instruktiv.

§ 50 bespricht das Personalpronomen und seine Veränderung beim Zusammentreffen mit einem zweiten Personalpronomen vor dem Verbum, ohne daſs vorher systematisch von der Stellung der Objekte, die durch ein Personalpronomen ausgedrückt sind, die Rede gewesen wäre, wie überhaupt das so wichtige Kapitel der Wortstellung nicht zusammenfassend dargestellt ist.

§ 55: Die Fassung der Regel: Die Pronominalpartikeln: *mi, ti, si, lo, gli, le* usw. stehen entweder unmittelbar vor dem Zeitwort oder werden ihm angefügt ist reichlich unklar und müſste genauer formuliert werden.

§ 56,3: Hier fehlt die wichtige Beifügung: an die bejahende Befehlsform.

§ 75f: *cui* dessen, deren; hier wäre auf die vom Deutschen abweichende Wortstellung aufmerksam zu machen.

§ 99: Die Vergröſserungs- und Verkleinerungssilben und die Bedeutungsnuancen, die durch ihre Anfügung entstehen, sind ein wenig stiefmütterlich behandelt und würden bei ihrer groſsen Bedeutung im Italienischen eine eingehendere Behandlung verdienen.

§ 112, 115, 116: Die mit den Verben andare, fare und stare angeführten zahlreichen Redensarten sind für den Lernenden von groſsem Werte.

S. 302: Die im Anhang verzeichneten Verba, die abweichend vom Deutschen im Italienischen den Akkusativ regieren, wären noch durch andere, häufig vorkommende wie aspettare, imitare, incontrare, maledire, precedere, prevenire, rassomigliare, secondare, somigliare zu ergänzen. Beim Genitiv wären auſser den angeführten etwa noch zu nennen: carigare, comporsi, consistere, degnare, impadronirsi, onorare, proffitare, riempire, vivere; beim Dativ: ammontare, abituarsi, avvezzarsi, appoggiarsi, supplire; bei der Präposition *da*: dividere, sbrigarsi, separare usw.

Das italienisch-deutsche Wörterverzeichnis ist mit Hinweisen auf die Paragraphe der vorangehenden Lektionen versehen und es wäre zu wünschen, daſs auch das deutsch-italienische Wörterverzeichnis solche Hinweise enthielte.

Zum Schluſs noch eine Bemerkung: Eine Darstellung der so wichtigen Verba mit einer prädikativen Ergänzung fehlt; sie hätte nicht wegbleiben dürfen. Auch ein Abschnitt über die Interpunktionen, über den Gebrauch der groſsen Anfangsbuchstaben und ein Verzeichnis der wichtigsten Abkürzungen wäre für den Lernenden von Nutzen gewesen.

Josef Kollross.

Karl Rocher, Praktisches Lehrbuch des Italienischen auf lateinischer Grundlage für Schulen und zum Selbstunterrichte für Lateinkundige. G. Freytag, Leipzig 1926. 324 S.

Auf ein einführendes Kapitel über die Entstehung der italienischen Sprache, die Betonung und die Quantität und Qualität der Vokale folgen 83 Übungen, die an Hand eines reichen Sprachmaterials die Laut-, Formen- und Wortbildungslehre sowie das Wichtigste aus der Syntax bringen und umfangreiche italienische Texte samt den dazu notwendigen Vokabeln enthalten. An die Übungen schliefsen sich eine Übersicht über die Konjugation und ein italienisch-deutsches Wörterverzeichnis.

In diesem Buche wird der interessante Versuch unternommen, das Italienische auf Grund einer ganz neuen Methode zu lehren. Der Vf. baut sein Buch auf dem Gedanken auf, der ihm auch als Motto vorangestellt ist, dafs derjenige, der Lateinisch kann, auch eo ipso die romanischen Sprachen, natürlich in ihrer ältesten Form, kann. Das Lateinische bildet daher den Ausgangspunkt dieses gediegenen italienischen Lehrganges und die Veränderungen, die das Lateinische erfuhr, werden dem Lernenden nach der Methode der historischen Grammatik vorgeführt. Die Darstellung der Lautregeln erfolgt allerdings nicht nach systematischen Gesichtspunkten, wie dies in einer wissenschaftlichen historischen Grammatik der Fall ist, sondern ausschliefslich nach praktischen Bedürfnissen. Ausgehend von den Wörtern, die im Italienischen mit dem Lateinischen gleichlautend sind, führt der Vf. den Lernenden über die Wörter, die eine einfache Lautveränderung zeigen, allmählich zu jenen, welche mehrere und kompliziertere Lautveränderungen aufweisen.

Der Wert der eingeschlagenen Methode liegt vor allem darin, dafs der Vf. auf einem festen Fundamente, dem Lateinischen, aufbaut und die lateinischen Kenntnisse des Lernenden in der vorteilhaftesten Weise für seine Zwecke auszunützen versteht. Er macht den Lernenden in der anschaulichsten Weise mit der italienischen Sprache bekannt, indem er sie gleichsam vor seinen Augen entstehen läfst. Dadurch öffnet er aber auch so manchem, der sich bisher nie über sprachgeschichtliche Fragen den Kopf zerbrochen hat, die Augen und gibt ihm einen interessanten Einblick in die Entwicklung und das Leben der Sprache überhaupt.

Die lautlichen Entwicklungen werden allerdings nicht bei allen Wörtern gegeben, denn die Erklärungen aus dem Lateinischen sind, wie der Vf. in der Einleitung seines Buches ausführt, nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck. Infolgedessen blieb vieles, was nicht einem praktischen Zwecke dienen konnte, ohne Erklärung; aufserdem wurden jene Wörter, die allzu verwickelte Veränderungen aufweisen, ohne Erklärung gegeben, wie dies der Vf. S. 25 und in dem Aufsatze: Wie soll man die Kenntnis des Lateinischen beim Erlernen der romanischen Sprachen verwerten? in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1913, XI. Heft ausführt, in dem er sich über seine Methoden ausspricht.

Die Lautentwicklungen und die einzelnen Kapitel der Formen- und Wortbildungslehre sowie der Syntax gelangten, wie schon oben erwähnt, nach rein praktischen Gesichtspunkten zur Darstellung. Diese ist daher

vollkommen zerrissen, aber auch in der Anordnung unübersichtlich. Diesem Umstande hätte ein ausführliches Register am Schlusse des Buches einigermaſsen Abhilfe schaffen können. Leider fehlt dieses gänzlich, so daſs es fast unmöglich ist, etwas, was man sucht, zu finden und nachzulesen, denn auch das Inhaltsverzeichnis kann über diesen Mangel, der mir als der einzige des Buches erscheint, nicht hinweghelfen.

Die Darstellung der lateinischen Wörter erfolgte in ihrer klassischen Form; nur manchmal werden Formen aus dem Vulgärlateinischen oder dem älteren Romanischen angeführt. Dies erklärt sich aus dem Bestreben des Vfs., den Anfangs- und Endpunkt der lautlichen Entwicklung unmittelbar nebeneinanderzustellen (vgl. den oben erwähnten Aufsatz des Vfs. in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien). Daſs der Vf. von den klassisch-lateinischen und nicht von den vulgärlateinischen Formen ausging, die doch der natürlichere Ausgangspunkt gewesen wären, dürfte sich aber auch aus dem Umstande erklären, daſs dann die lateinischen Wörter dem Lernenden in einer ihm fremden und ungewohnten Form entgegengetreten wären, da ja naturgemäſs dem Studium des Lateinischen immer die klassische Sprache zugrunde gelegt wird.

In der Erklärung der Abkürzungen und Zeichen heiſst es: „* bedeutet, daſs die betreffende Form nirgends belegt ist, daſs wir aber berechtigt sind, sie vorauszusetzen, z. B. *altiare.“ Für denjenigen, der sich noch nicht mit dem Studium der wissenschaftlichen Grammatik beschäftigt hat, und das wird wohl der überwiegende Teil derer sein, die die italienische Sprache an der Hand des vorliegenden Buches lernen wollen, dürfte der Ausdruck „belegt“ im allgemeinen erklärungsbedürftig sein. Tatsächlich erfolgt eine dementsprechende Erklärung, aber erst später S. 2, Anm. unten.

S. 55: Hier muſs es wohl heiſsen Áustria und nicht Aústria; ebenso im Wörterverzeichnis S. 286.

S. 94: Die Fassung des Satzes: „In einigen Wörtern finden wir auslautendes *i* für *e*“ ist ungenau. Vulgärlateinisch auslautendes *e*, das aus klassischem *ĭ*, *ĕ* oder *ae* entstand, blieb im Italienischen bekanntlich als *e* erhalten, das aus klassischem *ē* entstandene vulgärlateinische *e* wurde jedoch zu *i*. Die an dieser Stelle verzeichneten Beispiele sind daher irreführend, da ihr auslautendes *i* nicht auf denselben *e*-Laut zurückgeht. Während z. B. das auslautende *ĕ* von hodiĕ lautgerecht zu *i* wurde (oggi), ist das *i* von dieci, das in der ältesten Sprache noch diece lautete, in Anlehnung an venti entstanden; auch in den Adverbien zeigt sich oft *i* statt *e* und domani, das ursprünglich domane lautete, dürfte an oggi und ieri angeglichen sein.

S. 107 und 108: Hier würde es sich empfehlen, der Abwandlung der italienischen Personalpronomina die entsprechenden deutschen Personalpronomina beizufügen.

S. 123: strada Borgo, via Vittorio Emmanuele, palazzo Doria usw.; zur Erklärung wäre hinzuzufügen: bei Bezeichnungen von Straſsen, Plätzen und Gebäuden fällt das *di* zwischen den beiden Substantiven aus.

S. 123 und 130: Auch hier wäre es im Interesse des Lernenden gelegen, den abgewandelten italienischen relativen bzw. den italienischen betonten personalen Fürwörtern die entsprechenden deutschen Fürwörter beizufügen.

S. 221: Die unpersönlichen Verba, welche Naturerscheinungen bezeichnen, werden besonders dann mit avere abgewandelt, wenn, wie die angegebenen Beispiele (Ha tirato vento. Oggi, ha tonato tutto il giorno) zeigen, eine nähere Bestimmung dabeisteht. JOSEF KOLLROSS.

II. Spanisch.

Gesammelte Aufsätze zur Kulturgeschichte Spaniens. In Verbindung mit K. Beyerle und G. Schreiber hrsg. von H. Finke. (Spanische Forschungen der Görresgesellschaft.) 8°. I. Bd. 1928, 392 S.; II. Bd. 1930, 402 S.; III. Bd. 1931, 460 S. Verlag Aschendorff, Münster (Westf.).

Von dem sehr gut ausgestatteten Sammelwerk, dem man einen weiteren Ausbau und noch gröſsere Vertiefung wünschen möchte, liegen die ersten drei stattlichen Bände vor. Es gehört zum unvermeidlichen Charakter einer derartigen Publikation, daſs sich in ihr die verschiedenartigsten Dinge zu einem nicht immer einheitlich wirkenden Mosaik zusammenfinden. Es sind nicht weniger als 45 Steine und Steinchen von verschiedener Farbe und Gröſse, verschiedenem Glanze und Werte, die einen Bildausschnitt aus der Kulturgeschichte Spaniens vermitteln sollen. Eine bestimmte Gesamtauffassung ist dabei nicht bindend gewesen. Ebensowenig ist eine bestimmte Zeitepoche politischer oder kultureller Art abgesteckt. Die Stoff- und Zeitgebiete sind vielmehr in der freizügigsten Weise verteilt. Daſs eine solche Publikation, die so viele Autoren aus den verschiedensten Wissensgebieten zu Worte kommen läſst, möglich war, ist ein erfreuliches Zeichen für den Fortschritt der Anteilnahme deutscher wissenschaftlicher Kreise an allem, was die iberische Halbinsel angeht.

Eine Besprechung der drei Bände ist wegen des sehr verschiedenartigen Inhaltes nicht leicht. Methodisch scheint mir der einzig mögliche Weg die Zusammenfassung der einzelnen Abhandlungen nach Stoffgebieten zu sein, wenn sie sich auch nicht immer scharf abtrennen lassen. In sachlicher Hinsicht habe ich zu bemerken, daſs eine eingehendere Stellungnahme zu den einzelnen Beiträgen schon aus räumlichen Gründen nicht erwartet werden darf, ganz abgesehen davon, daſs ich mir über Aufsätze aus mir ferner liegenden Wissensgebieten keine Kritik erlaube. Um aber kein uneinheitliches, vielleicht ungerecht wirkendes Bild durch teils stellungnehmende, teils nur referierende Besprechungen entstehen zu lassen, habe ich es für richtig gehalten, mich auf kurze Referate zu beschränken, die einen Eindruck von der Reichhaltigkeit des Ganzen geben und zur Beschäftigung mit den Originalen anregen mögen.

Kulturkunde.

Eine Art Einführung stellt die Abhandlung von Georg Schreiber dar: Spanien und Deutschland. Ihre kulturpolitischen Beziehungen. I, 1—92. — Sie orientiert, natürlich auf Grund von Material, das 1928 vorlag, über die wechselseitigen Beziehungen der beiden Nationen in kultureller Hinsicht (Die preuſs. Denkschrift von 1917 — Das Interesse des Reiches — Das Spanische im deutschen Unterrichtswesen — Das Deutsche im spanischen Unterrichtswesen — Deutsche auf spanischen, Spanier auf deutschen

Schulen — Gelehrtenaustausch. Studien und Forschungsreisen und andere wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland — Institute, Gesellschaften und Vereine zur Pflege der Beziehungen zwischen beiden Kulturkreisen — Kundgebungen und Veranstaltungen; Buch und Presse — Wünsche, Ziele und Ausblick — Bibliographie der deutsch-spanischen Beziehungen 1913—1927). Die reichgegliederte Disposition zeigt, auf welch breiter Basis der Vf. an seine Aufgabe herangeht. Vollständigkeit ist nicht erreicht und konnte nicht erreicht werden; das hat der Vf. selbst klar erkannt („Eine umfassende Geschichte der kulturellen Beziehungen zwischen Spanien und Deutschland ist noch zu schreiben").

Im engen Zusammenhang mit diesem Aufsatz steht eine weitere Studie des gleichen Vf.: Kulturelle Deutschtumspflege in Spanien. Ein Beitrag zur Seelsorge der deutschen Katholiken im Ausland. II, 377—396. — Der Beitrag orientiert übersichtlich über die seelsorgerische und auch wirtschaftliche Betreuung in Madrid (Geschichte und Entwicklung der deutschen kath. Gemeinde — Das deutsche Marienheim — Die Kirche San Antonio de los Alemanes — Der Religionsunterricht an der deutschen Oberrealschule), in Barcelona, in Südspanien, in Bilbao und an der Nordküste. Der Beitrag ist eine knappe Skizze und will nicht mehr als das sein. Er bietet namentlich dem, der sich mit dem Auslandsdeutschtum befaſst, wertvolle Nachrichten und Anregungen.

Theologie.

J. Vives: Damasiana. I, 93—101. — Befaſst sich im 1. Teil mit dem Epitaph des groſsen spanischen Papstes auf seine Schwester Irene (Ed. Ihm Nr. 10). Vives schlieſst aus seiner kritischen Untersuchung, daſs Irene gegen 307—310 geboren wurde und mit 20 Jahren starb; mit etwa 15 Jahren verlor sie ihren Vater. — Im 2. Teile folgen einige kritische Bemerkungen zu einer anderen Inschrift des Damasus (Hic congesta iacet etc.).

Leo Wohleb: Bischof Pacianus von Barcelona und sein Gegner, der Novatianer Sympronianus (Sempronianus). II, 25—35. — Das Ziel der Studie ist, aus den Briefen Pacians herauszuschälen, was eine Handhabe bietet, um das Bild seines Gegners Sympronianus, von dem wir sonst nur wenig wissen, lebendiger zu gestalten und damit zugleich mehr Licht über das religiöse Leben in der Frühzeit des spanischen Christentums zu verbreiten. Eine systematische Zusammenstellung der in Frage kommenden Stellen ist wertvolles Material für die weitere Forschung.

Arthur Allgeier: Das afrikanische Element im altspanischen Psalter. II, 196—228. — Der wesentlichste Teil der gründlichen Untersuchung ist der Nachweis der Tatsache, daſs im altspanischen Psalter afrikanische Elemente vorhanden sind, die ihm wahrscheinlich nicht auf dem Umweg über dritte Kreise, sondern unmittelbar zugeflossen sind. Der Einfluſs der afrikanischen Überlieferung geht der Spaltung des mozarabischen Psalters vorauf. Es hat also einmal einen altspanischen Psalter gegeben.

Arthur Allgeier: Die Psalmen in der mozarabischen Liturgie und das Psalterium von Saint Germain des Prés. III, 179—236. — Die mozarabische Liturgie ist in mehrfacher Hinsicht von besonderer Bedeutung für die Kirchen- und Kulturgeschichte der Halbinsel. In ihr nimmt der

Psalter schon deshalb eine besondere Stellung ein, weil die eigentümlichen Lesarten von den Christen nicht nur gegen die Mauren, sondern nach deren Verdrängung auch gegen die christlichen Mibrüder, die darin etwas Häretisches sehen wollten, als uraltes Erbe der Väter festgehalten und verteidigt wurden. Aus den Schlufsfolgerungen des gründlichen Aufsatzes ergeben sich als wichtigste Momente: der mozarabische Psalter ist, gegenüber dem Psalter von St. Germain, wichtiger als man bisher annahm; daraus ergeben sich Schlüsse für die Gründung von St. Germain. Was die Beziehungen zwischen Gallien und Spanien im 6.—7. Jahrhundert angeht, so war auf geistigem Gebiete Spanien der mächtigere Anreger: im 7. Jh. steht die geistige Führung zweifellos bei Spanien.

Ludwig Fischer: Sahagún und Toledo. Eine liturgiegeschichtliche Studie auf Grund spanischer Handschriften. III, 286—306. — Gegenüber den Arbeiten von A. Allgeier (s. oben) und P. Wagner (s. weiter unten) geht die vorliegende Abhandlung in einer anderen Richtung: sie befafst sich mit der römischen Liturgie auf spanischem Boden. Sahagún war das kluniazensische Zentrum römischer Reformen in Spanien; von ihm aus nahm der Kampf gegen die mozarabische Liturgie, die vor allem unter dem Pontifikat Gregors VII. einsetzte, ihren Ausgang. „Es wird Aufgabe der zukünftigen Forschung sein, die liturgische Bibliothek von Sahagún zu sammeln und zu sichten; denn in diesen Handschriften von Sahagún ist kostbares Gut altrömischer Liturgie niedergelegt."

Fr. Stegmüller: Zur Literargeschichte der Philosophie und Theologie an den Universitäten Evora und Coimbra im 16. Jh. III, 385—439. — Der Aufsatz geht über den Rahmen des eigentlichen Spanien hinaus und befafst sich mit den beiden alten portugiesischen Stätten der Wissenschaft, den Universitäten Coimbra und Evora. Die Literargeschichte dieser Universitäten im 16. Jh. ist noch sehr in Dunkel gehüllt, aber gerade die Erforschung des ungedruckten Nachlasses ihrer Dozenten kann wertvollste Aufschlüsse geben über das Werden der Coimbrenser Philosophie, über die Vorgeschichte des Molinismus, über die Geistesgeschichte des Jesuitenordens überhaupt. Vf. gibt in präziser Form eine Übersicht über diese Dozenten und ihr handschriftlich noch vorhandenes Lehrgut.

Philosophie.

Martin Grabmann: Ein ungedrucktes Lehrbuch der Psychologie des Petrus Hispanus (Papst Johannes XXI, † 1277) im Cod. 3314 der Biblioteca Nacional zu Madrid. I, 166—173. — Kurze Mitteilung über ein vom Vf. in der Madrider Nationalbibliothek aufgefundenes Werk „De anima" des Petrus Hispanus, das „wohl die inhaltlich bedeutendste literarische Leistung des Scholastikers und eine der gröfsten, wenn nicht die gröfste monographische Darstellung des Seelenlebens im 13. Jh." darstellt.

Karl Eschweiler: Die Philosophie der spanischen Spätscholastik auf den deutschen Universitäten des 17. Jhs. I, 251—325. — „Die vorliegende Abhandlung soll zeigen, dafs die nachtridentinische Scholastik ideengeschichtliche Probleme stellt, die für die Entstehung der spezifisch neuzeitlichen Philosophie und Wissenschaft von hervorragender Bedeutung sind." Der Vf. teilt seine tiefschürfende Abhandlung in 7 Abschnitte. In den beiden

ersten wird die Verbreitung der scholastischen Philosophie an Hand der vorhandenen Literatur über die genannte Zeit verfolgt. Der 3. Abschnitt versucht, die Besonderheit der suarezischen Scholastik an ihrem eigentümlichen Erkenntnisbegriff zu verdeutlichen. Der 4. und 5. Abschnitt führt an die ideengeschichtlichen Gründe heran, aus denen es verständlich wird, warum gerade die von Suárez geführte Schulrichtung in der spanischen Spätscholastik zu so weitreichender Wirksamkeit gelangt ist, und zwar im katholischen Deutschland (4. Abschnitt) wie auf den protestantischen Universitäten (5. Abschnitt). In welchem Maſse sich diese Vorherrschaft der neuen Schulmetaphysik zur Normal-Philosophie des Barockzeitalters befestigt hat, ist das Thema des 6. Abschnittes. Zum Schluſs werden die Hauptprobleme rekapituliert, die durch die spanische Spätscholastik der Geschichtsschreibung der neueren Philosophie gestellt werden. Das Ergebnis der Untersuchung, in der Leibniz eine bedeutende Stellung einnimmt, ist, daſs „die Philosophie der Jesuitenschule in ihren spanischen Autoren um das Jahr 1620 fast alle Universitäten Deutschlands und der Niederlande erobert und bis zum Ende des Jahrhunderts als eigentliche „Scholastik" beherrscht hat".

Karl Eschweiler: Roderigo de Arriaga S. J. Ein Beitrag zur Geschichte der Barockscholastik. III, 253—285. — Die Abhandlung knüpft an den eben genannten Aufsatz an. E. sucht hier Antwort auf die drei Kernfragen der „Barockscholastik" zu geben: 1. Welche Motive des Renaissance-Denkens sind von den Gründern der Jesuitenschule rezipiert worden? 2. Wie hat sich der Unterschied der unter dem Sammelnamen „Scholastik" verborgenen Schulrichtungen im 16. und 17. Jh. literar- und lehrgeschichtlich ausgewirkt? 3. Welchen Anteil hat die maſsgebliche Barockscholastik an dem Aufkommen des modernen Philosophierens in Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz? Die einschneidendste Frage ist die letzte. E. verfolgt nun, um aus einer der markantesten Persönlichkeiten Erkenntnisse zu gewinnen, das Ziel, die Individualität des bedeutenden Lehrers der Barockscholastik, R. de Arriaga, historisch zu bestimmen. Da Arriaga an der Universität Prag tätig war, ist er für das Geistesleben Mitteleuropas von bestimmter Wichtigkeit gewesen. Der Aufsatz behebt manche bisherigen Zweifel und Unrichtigkeiten der Überlieferung und ist ein wertvoller Baustein für eine Gesamtdarstellung der scholastischen Philosophie.

Maria Schlüter-Hermkes: Die Philosophie des Jaime Balmes und ihr Zusammenhang mit der übrigen europäischen Philosophie. II, 229—275. — Der Aufsatz versucht der Eigenart des in einem weltabgeschiedenen kleinen Pyrenäennest arbeitenden Autodidakten gerecht zu werden, indem er seine Quellen und Auswirkungen, aber auch seine Schwächen und Mängel nachweist und Person und Werk in die rechte Beziehung zum übrigen europäischen Geistesleben stellt.

Prähistorie.

Hugo Obermaier: Die diluviale und altaluviale Steinzeit der Pyrenäenhalbinsel nach dem Stande unseres derzeitigen Wissens. III, 1—20. — Vorzüglich orientierender Aufsatz des bekannten Prähistorikers über ein Forschungsgebiet, das gerade für Spanien seine besondere Bedeutung

hat und ja auch den Gelehrten selbst dort eine zweite Heimat hat finden lassen. Auch dem Nichtfachmann hat der Aufsatz manches zu sagen.

Geschichte.

Manuel Torres: Una olvidada autobiografía visigótica del siglo VII. III, 439—449. — Vf. berichtet über die Autobiographie des hl. Valerius, der im 7. Jh. als Einsiedler in der Gegend von Astorga lebte und später Abt von S. Pedro de Montes war. Ein beachtenswerter Beitrag zur Geschichte der Autobiographie im Mittelalter.

Hermann Hüffer: Die leonesischen Hegemoniebestrebungen und Kaisertitel. III, 337—384. — Die ersten nationalstolzen Worte, die sich auf die gotische Tradition und Vorherrschaft berufen, hat in Spanien bekanntlich Isidor von Sevilla gesprochen. Er konnte nicht ahnen, daſs hundert Jahre später das spanische Gotenreich von den Mauren über den Haufen gerannt werden würde, und noch weniger, daſs nach abermals zweihundert Jahren, als die Reconquista den Mauren weite Stücke des Landes wieder entrissen hatte, ganz in Parallele zum karolingischen Kaiserreich Mitteleuropas auch in Westeuropa der Gedanke eines einheitlichen, spanischen Kaisertums auf militärischer und kirchlicher Grundlage auftauchen und sich bis zur 2. Hälfte des 12. Jhs. halten würde. Diese Idee verbindet sich mit dem alten Königreich Leon. Zum ersten Male hat unser bedeutendster Hispanist, Ramon Menéndez Pidal, in seinem bekannten Werk „La España del Cid" diese Idee und ihre Geschichte konsequent herausgestellt. Hüffer versucht nun, die Gedankengänge Menéndez Pidals weiterzuführen und auszubauen; ein Versuch, der, wie der Vf. selbst zugibt, noch mancher Ergänzungen bedürfen wird.

Claudio Sánchez-Albornoz: La redacción original de la Crónica de Alfonso III. II, 47—66. — Vf. setzt sich mit den verschiedenen in letzter Zeit ausgesprochenen Ansichten (García Villada, Barrau-Dihigo, Cabal, Blázquez) über die Echtheit und den Vf. der genannten Chronik auseinander, mit dem Endergebnis, daſs trotz aller gegenteiligen Meinungen das Werk wirklich dem Könige zuzuschreiben ist.

Johannes Vincke: Die Errichtung des Erzbistums Saragossa. II, 114—132. — Die Wiederherstellung der kirchlichen Hierarchie in Spanien nach der Verdrängung der Mauren ist eines der interessantesten Probleme, welche die Geschichte der Halbinsel bietet. Die christlichen Könige suchten damals die politische Trennung der einzelnen Landesteile, die sie wohl oder übel tolerieren muſsten, weniger durch die durch sie selbst verkörperte Personalunion als durch „gleichwirkende kirchliche Klammern" zu kompensieren. Ein entgegengesetzter Schritt wird 1318 in Aragón getan, wo die Rücksicht auf die kirchlichen Belange eine Aufteilung der Riesenprovinz Tarragona in zwei Provinzen bewirkte. So entstand die Provinz Zaragoza. V.s eingehende, durch Wiedergabe der Urkunden ergänzte Untersuchung verbreitet Licht über die einzelnen Phasen der Aufteilung.

Johannes Vincke: Kloster und Grenzpolitik in Katalonien-Aragón während des Mittelalters. III, 141—164. — Die auf eingehenden Quellenstudien beruhende Untersuchung befaſst sich im Kern mit der Frage, inwieweit das Kloster (d. i. die Klosterpolitik der Schenkungen usw.) in die

Landesgrenzenpolitik der Könige von Aragón im Laufe der Jahrhunderte hineingespielt hat. So verschiedenartig die einzelnen Fälle gelagert sind, so glaubt der Vf. doch auch einheitliche Linien erkennen zu können, in deren Verlauf die staatlichen Grenzen durch das Kloster aufgelockert wurden. Einige Male ist das Kloster der aragonisch-katalanischen Nordgrenze gefährlich geworden.

Heinrich Finke: Drei spanische Publizisten aus den Anfängen des großen Schismas: Matthäus Clementis, Nikolaus Eymerich, der hl. Vicente Ferrer. I, 174—195. — Der wertvolle Beitrag zeichnet einen Heiligen (Vicente Ferrer), einen Inquisitor (Eymerich) und einen Heidelberger Universitätsprofessor katalanischer Herkunft (Matthäus Clementis) in ihrer Tätigkeit zu Beginn des großen Schismas. Dokumente sind beigefügt.

Josep Vives: Una lletra del Gran Mestre Heredia. III, 129—140. — Der Johannitergroßmeister Fernández de Heredia, eine der bedeutendsten Gestalten Europas in der 2. Hälfte des 14. Jhs., hat bisher nicht die verdiente Beachtung gefunden. V. hebt seine Verdienste hervor und trägt zur Kenntnis seiner Person und seines Wirkens bei, indem er einen Brief Heredias an seinen König Pere III. von Aragón (el Ceremoniós) und dessen Antwort darauf im Wortlaut mitteilt.

Fritz Baer: Die Disputation von Tortosa (1413—1414). III, 307—336. — Nachdem man in der Judenverfolgung um die Wende des 14. Jhs. fast überall die Juden dem Tode oder der Taufe überantwortet hatte, suchte der große Bußprediger Vicente Ferrer die noch nicht Getauften durch die Macht seines Wortes zu gewinnen. Er hat auch wohl 1412 den Leibarzt des Papstes Benedikt XIII., Josua Harlorki aus Alcañiz, zur Taufe bewogen, der nun, innerlich längst mit dem Christentum vertraut, den Namen Hieronymus de Sancta Fide annahm. Dieser Hieronymus hatte hervorragenden Anteil an der „Disputation von Tortosa“ zwischen bedeutenden Vertretern der Christen und Juden. Der vortrefflichen Studie sind Quellen im Wortlaut beigegeben.

Fritz Streicher: 1. Die Kolumbus-Originale. Eine paläographische Studie. I, 196—250. — 2. Die Heimat des Kolumbus. II, 1—24. — Die beiden Aufsätze gehören zweifellos zum Aktuellsten, was die drei Bände der „Gesammelten Aufsätze“ aufzuweisen haben. Denn die Frage, ob Kolumbus Spanier oder Italiener, ob er Christ oder Jude gewesen sei, ist für viele Spanier heute mehr denn je eine Art Prestigefrage geworden. Namentlich seitdem García de la Riega 1898 die Annahme vertreten und später durch zwanzig Urkunden wissenschaftlich belegen zu können geglaubt hatte, Kolumbus sei ein spanischer Jude gewesen, wurde die Frage immer temperamentvoller erörtert (wir haben in Deutschland ja auch die zweifelhafte „vie romancée“ des Kolumbus aus der Feder Jakob Wassermanns erlebt). Streicher geht mit ernstester und nüchternster Unvoreingenommenheit an das Problem heran. In dem ersten Aufsatz untersucht er auf das gewissenhafteste die sog. Kolumbus-Originale und scheidet aus, was als unecht zu gelten hat. Von ungemein starkem Interesse ist der zweite Aufsatz, der nun über den ganzen Stand der Frage der Herkunft des Kolumbus kritisch berichtet und zu dem Ergebnis gelangt, daß die spanische Her-

kunft des Entdeckers nicht zu beweisen und daſs die Behauptung, er sei jüdischer Abstammung gewesen, nur eine unhaltbare sensationelle Hypothese ist. Zahlreiche Facs. ergänzen die sehr beachtenswerten Abhandlungen.

Otto Maas: Das Indiasarchiv in Sevilla. II, 361—376. — Das Archivo General de las Indias ist eine der bedeutendsten historischen Quellenmagazine der Welt und enthält das umfangreichste Material für die spanische Kolonialgeschichte. Man muſs dem Vf. Dank wissen, daſs er hier einen gut orientierenden Überblick über die Geschichte und die Einrichtungen des Archivs bietet.

Gottfried Buchbell: Drei Briefe Gerhard Mercators an den jüngeren Granvela. III, 165—178. — Teilt zum ersten Male den Wortlaut dreier Briefe des groſsen Geographen mit, die Vf. in der Biblioteca de Palacio zu Madrid aufgefunden hat und die er als die ältesten Briefe Mercators, soweit sie bekannt sind, festzustellen in der Lage ist. Ein Facs. ist beigefügt.

Ludwig Pfandl: Gonzalo de Illescas und die älteste spanische Papstgeschichte. II, 21—54. — Ein fesselndes Thema in (wie bei Pfandl nicht anders zu erwarten) fesselnder Darstellung. „Die Spanier sind als eine der ersten unter den europäischen Nationen an die groſse Aufgabe herangegangen, eine Gesamtgeschichte der Päpste in der Landessprache, en nuestro vulgar castellano wie sie das nannten, zu schreiben. Also nicht ein für die Gelehrten bestimmtes, in seiner Reichweite auf humanistische Studierstuben, auf Universitäts- und Klosterbibliotheken eingeschränktes Nachschlagewerk und Forschungsinstrument, sondern ein allen Lesern spanischer Zunge zugedachtes Geschichtsbuch." Das Gesamtwerk entstand in der Zeitspanne von 114 Jahren (1565—1678) unter den Händen von vier Vf., „deren keiner die übrigen kannte oder je auch nur sah". Wir haben es also mit einem in jeder Hinsicht eigenartigen Werke zu tun, und es muſs von besonderem Interesse sein, vom Leben und Wirken desjenigen Autors zu hören, der das Riesenwerk begonnen hat. Pfandls Studie ist diesem Historiker, Gonzalo de Illescas, gewidmet. In einer abschlieſsenden Zusammenfassung der sehr eingehenden Untersuchung gelangt Vf. zu einer anerkennenden Würdigung des Gonzalo de Illescas, dessen Bedeutung lange Zeit nicht erkannt worden ist.

E. L. Llorens: Die Frage des Landespatronats in Spanien 1617—1630. III, 450—457. — Als die Reconquista nach jahrhundertelanger Dauer beendet war, verblaſste der Stern des hl. Jacobus, des traditionellen Landespatrones, und um 1617 tritt als „Konkurrentin" die hl. Theresia auf, deren Patronat von den Karmelitern propagiert wird. In knapper, anziehender Form gibt Llorens eine Darstellung des Schicksals dieser echt spanischen Patronatsfrage.

Missionsgeschichte.

J. Schmidlin: Missionsgeschichtliche Bestände in Spanien. I, 326—334. — Knapper Überblick über Bestände namentlich im Indiasarchiv in Sevilla, in der Univ.- und Prov.-Bibl. zu Barcelona, Nat.-Bibl. zu Madrid, Ordensarchiv zu Pastrana, Nat.-Bibl. zu Lissabon und Archiv von Torre do Tombo.

Pedro Leturia: El regio vicariato de Indias y los comienzos de la Congregación de Propaganda. II, 133—177. — Es ist auffallend, daſs die 1622 begründete „Propaganda" in ihrem Aktionsplan zwar die ganze zu missionierende Welt im Osten und Westen umfassen sollte, in Wirklichkeit aber in den ersten 50 Jahren und darüber hinaus kaum diejenigen Missionsgebiete erfaſste, die damals in höchster Blüte standen, nämlich die spanisch-amerikanischen Missionen. Der Grund liegt in dem kgl. Vikariat für die Neue Welt, das kein Patronat im gewöhnlichen Sinne war, sondern ein „gobierno eclesiástico bajo el Patronazgo de Su Majestad". Die Ergebnisse der sehr genauen Untersuchung Leturias sind von besonderer Bedeutung für die Missionswissenschaft, die sich bisher wenig oder gar nicht mit diesen Zusammenhängen befaſst hat.

Otto Maas: Zum Konflikt der spanischen Missionare mit den französischen Bischöfen in der chinesischen Mission des 17. Jhs. II, 185—195. — Es ist bekannt, welche wichtige Rolle Spanien und Portugal in der Missionierung des fernen Ostens gespielt haben. M. untersucht die Frage, wie es kam, daſs die oberste Missionsbehörde in Rom (Propaganda) ausgerechnet französische Missionsbischöfe für die von spanischen und portugiesischen Missionaren betreuten Gebiete in China einsetzte. Es traten dadurch recht unerquickliche Zustände ein, die zu einer spanischen Gegenaktion führten, durch die freilich kein voller Erfolg erzielt wurde.

Kunstgeschichte.

W. Neuſs: Eine katalanische Bilderhandschrift in Turin. II, 36—46. — Vf. führt den Nachweis, daſs eine seit langem im Besitz der Bib. Naz. zu Turin befindliche Hs. (Beatus J II 1) katalanisch ist. Er gibt eine eingehende, durch 13 Facs. illustrierte Beschreibung des Ms., das er noch für das 11. Jh. datiert.

Beda Kleinschmidt: Anna selbstdritt in der spanischen Kunst. Eine ikonographische Studie. I, 149—165. — Nebenher: das „selbstdritt" in der Überschrift ist wohl nur ein Versehen des Setzers; im Aufsatz steht die richtige Form „selbdritt". — Während man bisher vielfach geglaubt hatte, die Darstellung der Anna selbdritt sei vorzugsweise von der deutschen Kunst gepflegt worden, führt Vf. den Nachweis, daſs sich gerade in Spanien ein stark verbreiteter Kult der hl. Anna findet und daſs der Ikonographie in dieser Hinsicht noch ein weites Feld der Forschung bleibt. K. weist selbst eine Reihe von Darstellungen nach und belegt sie mit 21 guten Reproduktionen. Störend wirkt für den Hispanisten die falsche Wiedergabe spanischer Wörter (z. B. im mudejar Stile S. 150; Silo statt Silos S. 152 und öfter; Borga statt Borja S. 157).

Beda Kleinschmidt: San Francesco und das Purgatorium. Eine ikonographische Notiz. II, 400—402. — Da es sich um spanische Darstellungen handelt, so hätte man auch die spanische Namensform Francisco (nicht Francesco) erwarten können. Der kurze Artikel behandelt eine Skulptur auf dem Friedhof zu Jerez (nicht Jeres) de la Frontera und einen Kupferstich in der Univ.-Bibl. zu Madrid, die den Heiligen als Fürbitter der armen Seelen darstellen.

J. G. Herzog zu Sachsen: Ikonographische Beobachtungen in Spanien über die Darstellung des Apostels Petrus und des hl. Antonius

von Padua. III, 458—460. — Vf. berichtet knapp über zwei Beobachtungen, die er in Spanien gemacht hat: erstens über drei Darstellungen des büſsenden, vor Christus an der Geiſselsäule knieenden Petrus (Zeit 1500—1600); zweitens mehrere Darstellungen des hl. Antonius (um 1500), der das Jesuskind auf einer Scheibe vor der Brust oder auf einem Buche trägt. Vf. vermutet, daſs die ganze Darstellung in Spanien entstanden sei.

Musikgeschichte.

Peter Wagner: Der mozarabische Kirchengesang und seine Überlieferung. I, 102—141. — Vf. definiert den Begriff der „mozarabischen Liturgie", die vielleicht besser „westgotische Liturgie" genannt würde. Von stärkeren arabischen Einwirkungen kann kaum die Rede sein. Über die Beziehungen der spanisch-westgotischen zu den anderen christlichen Liturgien herrscht unter den neueren Liturgikern noch keine Übereinstimmung. W. verfolgt die Tradition des mozarabischen Kirchengesanges vor allem von Isidor von Sevilla bis auf Jiménez de Cisneros, dem es zu verdanken ist, daſs die mozarabische Liturgie und zum Teil auch ihr Gesang sich überhaupt in die neuere Zeit hinübergerettet haben. — Fatal sind die falschen Schreibungen spanischer Namen in diesem Aufsatz: die Schreibung „Zisneros" und ähnliches mag schlieſslich noch hingehen; aber wer, wie W., selbst in Santiago de Compostela gewesen ist, sollte nicht „Santjago di Compostella" schreiben.

Peter Wagner: Untersuchungen zu den Gesangstexten und zur responsorialen Psalmodie der altspanischen Liturgie. II, 67—113. — Die Abhandlung befaſst sich vornehmlich mit der inneren Struktur der mozarabischen Gesangbücher, insbesondere der Auswahl der Gesangstexte und ihrer Zuweisung an die verschiedenen Teile des Kirchenjahres.

Sprachwissenschaft.

A. Griera: Carácter de los documentos catalanes más antiguos. I, 142—148. — Vf. gibt einen kurzen Überblick über die ältesten katalanischen Sprachdenkmäler und weist nachdrücklich auf die Wichtigkeit der Veröffentlichungen von Pujol (Documents en vulgar dels segles XI, XII, XIII, Barcelona 1913) und Miret y Sans (Antics documents en llengua catalana i reimpressió de las Homilies d'Organyà, Barcelona 1915) hin.

L. Wiese: Los Libros de los Macabeos. Auf Grund der von L. Wiese nach dem Cod. I-j-6 des Escorial angefertigten Kopie herausgegeben von Th. Heinermann. II, 300—360. — Die Herausgabe der „Makkabäer" war von Wiese für die „Ges. Aufs." beabsichtigt; der Tod hat ihn an der Ausführung gehindert. Rez. hat deshalb die Ehrenpflicht übernommen, für seinen verstorbenen Lehrer die Herausgabe zu besorgen. Ein beigefügtes Glossar vermittelt einen Einblick in die wichtigsten sprachlichen Eigenarten des Wortschatzes. Eine Untersuchung der Syntax wäre wünschenswert gewesen, hätte jedoch zuviel Raum beansprucht.

Literaturgeschichte.

F. Valles Taberner: El sentit alemany de la llegenda d'Otger Cataló. II, 397—399. — Die wenigen Zeilen handeln vor allem von der Frage des deutschen Ursprungs des Helden der Otgersage, die in gelehrter Form im 14. und 15. Jh. nach Katalonien kam.

J. Froberger: Das Entstehen und der Aufstieg der spanischen Romantik. II, 276—299. — Froberger widmet seine Arbeit einem ebenso wichtigen wie schwierigen Problem, dessen Sprödigkeit schon in dem Begriff „Romantik" liegt. Er läſst sich von vornherein nicht auf Hypothesen ein, auch wenn sie noch so geistreich sind, sondern beschreitet lieber den weit sichereren Weg, wie er von Haym und Walzel in ihren Untersuchungen zur deutschen Romantik beschritten worden ist. Fr. untersucht eingehend die literatischen Strömungen des 18. Jhs., vor allem den erbitterten Streit um und gegen das traditionelle Theater. Ein weiteres Kapitel ist der Frage „Spanien und die deutsche Romantik" (vor allem die Brüder Schlegel und Tieck) gewidmet. Der Vorkämpfer für die Romantik in Spanien, unser Landsmann J. N. Böhl, steht, eingehend gewürdigt, am Beginn des Abschnittes über den eigentlichen Aufstieg der spanischen Romantik. In präziser, anschaulicher Übersicht folgt eine Darstellung der Ideen und Werke der spanischen Romantik.

Medizin.

Karl Sudhoff: Von spanischer Medizin im Mittelalter. II, 178—184. — Die kurze Skizze kommt zu dem Ergebnis, daſs nach der Reconquista die spanische medizinisch-wissenschaftliche Kultur an den flutenden Strömungen Westeuropas ihren gemessenen Anteil hatte. „Man kann eigentlich nicht sagen, daſs das Maurisch-Muslimische in Spaniens Medizin besonders hervortretende Nachwirkungen entfacht hätte; man möchte fast das Gegenteil annehmen."

Jurisprudenz.

Eugen Wohlhaupter: Zur Rechtsgeschichte des Spiels in Spanien. III, 55—128. — Der umfangreiche Beitrag ist eine wichtige Ergänzung zu Schusters vortrefflichem Buche über „Das Spiel, seine Entwicklung und Bedeutung im deutschen Recht" (Wien 1878). Vf. geht eindringlich den historischen Quellen auf der iberischen Halbinsel nach. Seine Abhandlung bietet nicht nur dem Juristen manchen wertvollen Fingerzeig, sondern ist auch von groſsem Interesse für den Kultur- und Volkskundler, den Theologen und den Literarhistoriker.

J. M. Ramos y Loscertales: Un documento importante para los orígenes de la legislación aragonesa. I, 380—392. — Loyale Kontroverse mit Ernst Mayer wegen des sog. Diploma de las Cortes de Huarte y San Juan de la Peña (älteste der erhaltenen Kopien des 12. Jhs.), das Ramos im Gegensatz zu Mayer für eine Fälschung hält.

Handel und Volkswirtschaft.

Othmar Fessler: Beiträge zur Geschichte der deutsch-spanischen Handelsbeziehungen 1924—1927. I, 335—379. — Der weitschauende Aufsatz ist heute, 5 Jahre nach seinem Erscheinen, in manchem überholt; die Grundgedanken über den internationalen Güteraustausch in seiner Anwendung auf den Verkehr zwischen Deutschland und der spanischen Welt haben indessen nach wie vor ihre Gültigkeit.

Goetz Briefs: Über den Wirtschaftsgeist Spaniens. III, 237—252. — Wer das Büchlein von Rühl (Vom Wirtschaftsgeist in Spanien, 2. Aufl.,

1928) gelesen hat, wird mit besonderem Interesse die kurze Studie von B. lesen, wenn dieser selbst sie auch nur als einen „Versuch mit allen Vorbehalten" bezeichnet. Man muſs sich schon in den Geist der spanischen Barockzeit versetzen, wenn man den Sinn der Frage nach dem spanischen Wirtschaftsgeist verstehen will. Denn dem damaligen Hidalgo galt gewerbliche Arbeit als unhonorig. Seit der gewaltigen Machtsteigerung der Nation namentlich durch die überseeischen Eroberungen ist dieser Geist zu einer ungemein fest haftenden Tradition geworden. Wie verträgt er sich mit dem modernen Wirtschaftsgeist, der auch für Spanien eine Notwendigkeit darstellt, wenn es im Leben der Völker eine Rolle spielen will? Für die Beantwortung dieser Frage sucht B. in klarer Form die wesentlichen Merkmale herauszuarbeiten und muſs sich dabei mehrfach mit den von Rühl ausgesprochenen Ideen auseinandersetzen. Seit dem Aufsatz B.s hat sich in Spanien selbst mancherlei geändert, und auch auf wirtschaftlichem Gebiete ist manches in Fluſs gekommen. Wie weit sich dabei ein Ausgleich ergeben kann, muſs die nächste Zukunft lehren. THEODOR HEINERMANN.

Wilhelm Bierhenke, Ländliche Gewerbe der Sierra de Gata. Sach- und wortkundliche Untersuchungen. Mit 28 Abbildungen, 7 Tafeln und einer Übersichtskarte. Hamburg, Seminar für romanische Sprachen und Kultur, 1932. XIII, 176 S. (= Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, Bd. 10).

B., dem wir bereits einen trefflichen Aufsatz über *Das Dreschen in der Sierra de Gata* verdanken (VKR. II, 20—82), hat in der vorliegenden Schrift die drei wichtigsten volkstümlichen Gewerbe in der Sierra de Gata untersucht: Ölkelterei, Ziegelei und Töpferei — auf Grund von Aufnahmen an Ort und Stelle und unter Beigabe und Erklärung der mundartlichen Terminologie. Die ungemein sorgfältige und gewissenhafte Arbeit ist in dreifacher Hinsicht bedeutungsvoll:

1. Schon die rein beschreibende Darstellung ist sehr wertvoll, da sich die behandelten Gewerbe in der von B. untersuchten Gegend (die ja auch die Hurdes umfaſst) sowohl in bezug auf die angewandten Arbeitsmethoden als auch in bezug auf die dabei Verwendung findenden Maschinen und Geräte in einer Ursprünglichkeit erhalten haben, wie dies bei weitem nicht in allen Gegenden Spaniens der Fall ist.

2. B. hat stets alles ihm durch die Literatur zur Verfügung stehende Vergleichsmaterial aus der gesamten Pyrenäenhalbinsel und, wo es nötig erschien, darüber hinaus herangezogen. Die volkskundliche Literatur über Frankreich und Italien und besonders auch die über Nordafrika ist in weitgehendem Maſse angezogen, gelegentlich auch solche über Länder des östlichen Mittelmeeres. Allein das Bereitstellen von schwer zugänglichem bibliographischem Material in einem solchen Umfange und in solcher Vollständigkeit, wie es hier geschehen ist, bedeutet für die weitere Forschung eine groſse Erleichterung. Aus der Literatur über Frankreich lieſse sich nur Weniges (Nebensächlicheres) nachtragen. Für die Keramik freilich hätte sich aus dem einschlägigen Schrifttum (einschl. Abbildungswerken) über

Italien und die Länder arabischer Kultur noch manches Vergleichsmaterial beibringen lassen.

3. B. hat sich in anzuerkennender Weise bemüht, die Zusammenhänge der Kulturformen der Gegenwart mit denen der Römerzeit und der Maurenzeit aufzudecken. Bei der Ölkelterei (Kollergänge und Hebelpressen) ist es infolge der Ähnlichkeiten der Maschinen bei den Römern und in Nordafrika, wie jedem Ethnographen hinlänglich bekannt, meist unmöglich, zu genauen, eindeutigen Resultaten zu kommen für die Frage, was verdanken die spanischen Maschinen einer bestimmten Gegend im einzelnen den Römern, was den Mauren, doch führen jedenfalls die Zusammenstellungen der Verbreitung der verschiedenen Typen und Einzelerscheinungen an den Geräten nördlich und südlich des Mittelmeeres, die B. gibt, einer weiteren Klärung dieser Fragen näher. Ob diese sich allerdings jemals ganz lösen lassen werden, halte ich für zweifelhaft. — Bei den Brennöfen (für Ziegel und für Keramik) ist es B. in den meisten Fällen nicht gelungen, die Abhängigkeit der heutigen Öfen von den römischen u. a. nachzuweisen. Anläſslich dieses Ergebnisses müssen wir die Frage aufwerfen, ob es denn überhaupt ratsam war, der Geschichte der einzelnen Gewerbe nachzugehen und ob eine historische Untersuchung nicht solange hinausgeschoben werden muſs, bis ein umfangreiches Material aus allen wichtigeren Teilen der Pyrenäenhalbinsel vorliegt, das eine historische Gesamtdarstellung rechtfertigt, bzw. zu ihr zwingt. Die Antwort auf diese Frage muſs lauten, daſs freilich die endgültige Geschichte der materiellen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel oder eines ihrer Teilgebiete erst geschrieben werden kann, wenn ein weit reicheres und aus verschiedenartigeren Gegenden stammendes (möglichst nach gleicher Methode gesammeltes und dargestelltes) Material vorliegt als jetzt, daſs aber auch jeder vorher unternommene Versuch anerkannt werden muſs, zu dieser Geschichte durch Teiluntersuchungen, wie sie die B.sche Arbeit darstellen, vorläufige Beiträge zu liefern, deren Ergebnisse freilich später in Einzelheiten zu verbessern und zu ergänzen sein werden. Solche Teiluntersuchungen können für weitere Forschung richtunggebend sein. Es scheint mir geradezu die Hauptaufgabe der romanischen Volkskunde zu sein, in diesem historischen Sinne zu arbeiten. Auch jede monographische Darstellung ist ja — abgesehen von ihrer Bedeutung als Darstellung einer in sich geschlossenen Regionalkultur — letzten Endes eine Vorarbeit für jene Geschichte der Geräte, Arbeitsmethoden, Sitten, Gesellschaft usw., die als Gegenstück zur Geschichte der romanischen Sprachen und zur Geschichte der romanischen Literaturen und als integrierender Bestandteil der Kulturgeschichte uns als Endziel vorschwebt. Daher sollte auch jede monographische Untersuchung bemüht sein, für ihr Teil, wo es irgend angängig ist, durch Angabe der Verbreitung einzelner Erscheinungen, Angabe früherer Zustände in der behandelten Gegend und Aufzeigen von Zusammenhängen mit Kulturen der Vorzeit und des Altertums kulturhistorische Vorarbeit zu leisten. Auch für die allgemeine Völkerkunde, die ja leider für weite Gebiete auf die historische Forschung verzichten muſs, sind die Ergebnisse, die die romanische Volkskunde in Europa und Amerika dank der hier günstigeren Bedingungen für die Datierbarkeit

einzelner Entwicklungen zeitigt, von Bedeutung, zum mindesten in methodischer Hinsicht.

In Anschlufs an diese Ausführungen möchte ich mit ein paar Worten auf die methodischen Ausstände eingehen, die Frl. Leonie Feiler in ihrer Besprechung der B.schen Arbeit (RFE. XIX, 302—305) aufzeigen zu müssen geglaubt hat. Frl. F. verlangt noch „una sintesis de todo ello y una interpretación de las relaciones históricas y geográficas" bzw. „buscar las fuentes de los procedimientos técnicos en los tiempos más remotos y examinar las perfecciones que introdujeron todos los pueblos que pisaron el suelo de España". Was sie hier fordert, ist offenbar nichts anderes als die von uns oben als Endziel aufgestellte Synthese der Kulturentwicklung für die behandelten Teilgebiete. Eine solche Synthese, noch dazu in der geforderten idealen Form, ist bei dem Stande unserer Kenntnis der Gewerbe auf der Pyrenäenhalbinsel noch lange nicht möglich und wird sich, selbst wenn wir alles noch vorhandene Material an Ort und Stelle untersucht hätten, nur mit gewissen Einschränkungen verwirklichen lassen — kann also unmöglich von einer der ersten Arbeiten in dieser Richtung gefordert werden. Im Gegenteil, hätte B. etwa versucht, die einzelnen Verbesserungen bestimmten Völkerschaften in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge zuzuschreiben, so hätte er den Boden der Tatsachen verlassen müssen und anstatt der weiteren Forschung wertvolles Material an die Hand zu geben, eine, vielleicht angenehmer lesbare, aber auf schwankenden Füfsen stehende Darstellung geboten, voll von unsicheren Hypothesen und Phantasien. Frl. F.s Forderung — die wir als Idealforderung gewifs anerkennen — ist um so unangebrachter bei einem Gebiet (sowohl sachlich wie geographisch), in dem Römisches und Berberisch-Arabisches so sehr sich mischen und vielfach gar nicht zu scheiden sind, da nördlich und südlich des Mittelmeeres häufig die gleichen oder ähnliche Erscheinungen zu Hause sind und gewisse Entwicklungsmöglichkeiten gleichermafsen in romanischer und in maurischer Sachkultur möglich sind. Bei einer besseren Sachkenntnis in bezug auf die materielle Kultur der Pyrenäenhalbinsel und einer gröfseren ethnologischen Schulung hätte Frl. F. wohl diese voreilige und verfrühte Forderung unterlassen. Dafs bei einer späteren, auf weiterem Material aufgebauten Synthese ein Vergleich der Zierformen und ein systematisches Zusammenfassen des Lexikologischen (Lehnwörter!) sehr wichtige Resultate liefern kann, ist selbstverständlich.

Nachtrag. S. 34: *alfáŋe* u. ä., ptg. *alfarja* 'Becken' kommen nicht von „arab. FARAS" (gemeint ist FARAŚ REW^{2} 3190, das jedoch REW^{3} bereits aufgegeben ist), sondern von arab. الصخر 'Stein'.

WILHELM GIESE.

Franz Boas, Spanish Elements in Modern Nahuatl. Reprint from Todd Memorial Volumes, New York, 1930—31 (S. 85—89).

Marcos A. Morínigo, Hispanismos en el Guaraní. Estudio sobre la penetración de la cultura española en el guaraní, según se refleja en la lengua. Bajo la dirección de Amado Alonso. Buenos Aires 1931. 433 S. (Fa-

cultad de Filosofía y Letras de la Universidad de Buenos Aires, Instituto de Filología, Colección de estudios indigenistas I).

In meiner Arbeit „Amerikanisch-Spanisch und Vulgärlatein", ZRPh. XL, habe ich mich, S. 396 Anm. 1, im Vorübergehen mit der Frage des spanischen Einflusses auf die einheimischen Indianersprachen beschäftigt, einiges aus dem gesprochenen Aztekischen (Náhuatl) angeführt und bedauert, daſs „die Amerikanisten sich nicht mehr mit dem Problem der Einwirkung des Spanischen auf die einheimischen Sprachen beschäftigen". Ich weiſs nicht, ob diese meine Anregung bei der Entstehung der oben angegebenen zwei Arbeiten beteiligt war; es sollte mich freuen, wenn es der Fall war. Jedenfalls sind diese beiden Schriften geeignet, den Anfang zur Ausfüllung der schmerzlichen Lücke, die bisher in dieser Hinsicht bestand, einzuleiten.

Ich wende mich zunächst der umfangreicheren Arbeit zu, der von Marcos A. Morínigo. Aus den einführenden Worten des derzeitigen Leiters des Instituto de Filología in Buenos Aires ersehen wir, wie die Arbeit entstand. Amado Alonso hatte den glücklichen Einfall, einen von Haus aus beide Sprachen, Spanisch und Guaraní, sprechenden und beherrschenden jungen Mann anzuleiten und linguistisch auszubilden, statt selbst über dem mühsamen und schwierigen Studium einer Indianersprache Zeit zu verlieren. In verhältnismäſsig kurzer Zeit hat Morínigo das vorliegende Buch geschrieben, dem man nicht anmerkt, daſs der Vf. ursprünglich der Linguistik fremd gegenüber stand. Dem lexikalischen Material, das den Hauptinhalt des Buches ausmacht, geht eine kurze sachliche und sachkundige Einleitung voraus, in der sich der Vf. über die Ausdehnung und Erforschung der Guaraní-Sprache, die Geschichte des spanischen kulturellen und sprachlichen Einflusses, die Schreibung und Lautung des Guaraní, die wichtigsten morphologischen und syntaktischen Erscheinungen und die lautlichen Umgestaltungen ausspricht. Die Sprache war früher viel weiter ausgebreitet als heute, wird aber auch in unseren Tagen noch in ganz Paraguay und Teilen Argentiniens (Provinz Corrientes und Gobernaciones de Misiones, Chaco y Formosa) gesprochen. In Paraguay (der Vf. stammt aus dessen Hauptstadt Asunción) sind die meisten Leute zweisprachig, aber auch von den Gebildeten der Hauptstadt können sich fast alle auch auf Guaraní verständigen und sprechen diese Sprache mit den einfachen Leuten, während man sich unter den Gebildeten heute auf Spanisch unterhält.

Hinsichtlich der Laute ist die Feststellung wichtig, daſs in den Frühzeiten der Entlehnung spanischer Wörter die dem Guaranísprechenden ungeläufigen spanischen Laute an in der Sprache vorhandenen ähnliche Laute angeglichen wurden. So hatte z. B. das Guaraní keine Laterale (*l*, *ll*); *l* wurde in den frühen Lehnwörtern zu *r*; *ll* zu *y*. Später lernten die Einheimischen aber die Laterale zu artikulieren und sprechen nicht nur *ll* in jüngeren Entlehnungen, sondern sind auch im regionalen Spanischen „*lleístas*", während die nicht guaranísprechende Umgebung „*yeísta*" geblieben ist. Dies deckt sich mit den Bemerkungen, die ich ZRPh. XL, 302 ff. über Lautadaptionen in einem späteren Entlehnungsstadium gemacht habe,

Tatsachen, die von größter Bedeutung bei der Beurteilung lautlicher Verhältnisse im Falle von Sprachwandel sind. Es ist interessant zu sehen, daß Boas in seiner Abhandlung Ähnliches für das Náhuatl feststellt. In frühen Entlehnungen ersetzt das Náhuatl, dem *r* (*rr*) fremd war, diese Laute durch *l* (*xenola* „señora"; *xalo* „jarro" (S. 85); dagegen wird in jüngeren Lehnwörtern nach spanischer Weise artikuliert (*haciendero*, *carreras*). Diese Tatsachen werfen auch neues Licht auf solche umstrittenen Fragen, wie den Wandel von *f* > *h*, bzw. Schwund im Spanischen und auf die Verbreitung dieser Lautungen, wie Amado Alonso in Anlehnung an Menéndez Pidal's Orígenes del Español, § 41, näher ausführt (S. 10ff.).

Der Einfluß des Spanischen auf das Guaraní beschränkt sich nicht auf die lexikalischen Entlehnungen, sondern greift auch auf die morphologischen und syntaktischen Verhältnisse über. So werden die neuen Verba des Guaraní, d. h. die von den Guaranísprechenden nach der Eroberung gebildeten Verba, die bis dahin unbekannte Begriffe bezeichnen, nach dem Muster der spanischen Verba der ersten Konjugation, besonders der im Spanischen so üppig wuchernden auf *-ear* gebildet, so: *mbureá* „mugir" onomatopoeischen Ursprungs, was nach den Regeln der Guaraní-Wortbildung *mbu'ú* oder *mburú* sein müßte (S. 51).

Der lexikalische Teil (S. 61ff.) umfaßt Wörter aus allen Gebieten des physischen und psychischen Lebens, besonders natürlich aus dem materiellen Leben (Ackerbau, Tierzüchtung, Beförderungsmittel, Handel, Handwerk und Gewerbe); die einzelnen Entlehnungen werden nach den verschiedenen sachlichen Kategorien geordnet, vom Vf. eingehend besprochen und mit Beispielen aus der gesprochenen Rede belegt, besonders charakteristische Gegenstände auch durch Abbildungen veranschaulicht. Unter den Entlehnungen verdienen besonders hervorgehoben zu werden die aus den Naturreichen (Kap. XI). Amado Alonso sagt hierüber in seiner Einführung (S. 9): „Los abundantes hispanismos denunciados en la nomenclatura zoológica y botánica del guaraní, vienen a cambiar la idea general entre los lingüistas, de que el choque de la cultura europea con las americanas, la interpenetración se cumplió como por corrientes alternantes, de aquí para allá o de allá para aquí, según la naturaleza de los objetos." Doch darf man nicht übertreiben. Die Liste zeigt doch, daß vielfach spanische Wörter nur als Ergänzung schon bestehender Guaraní-Bezeichnungen zur näheren Charakteristik gewählt wurden. So werden verschiedene Varietäten eines Vogels, der auf Guaraní *güira* heißt, durch Hinzufügung von *campana* und *carpintero* näher gekennzeichnet. Bei einigen Fischnamen besteht die Guaraní-Bezeichnung neben der spanischen (s. *sábalo*, S. 394); in anderen Fällen ist der Guaraní-Name nicht bekannt (*boga*, S. 388). Ohne die Bedeutung dieser sprachlichen Tatsachen herabsetzen zu wollen, müßte doch auch die Gegenprobe gemacht werden, und man würde dann, wie ich nach meinen Beobachtungen auf dem aztekischen Gebiete annehmen zu dürfen glaube, sehen, daß doch die Zahl der indianischen Bezeichnungen für einheimische Tiere und Pflanzen in dem lokalen Spanischen eine weitaus größere ist als die spanischer Bezeichnungen, die in die lokalen Indianersprachen übergegangen sind. Auf jeden Fall ist die Arbeit von Morínigo

höchst beachtenswert und verdient alle Anerkennung. Hoffen wir, daſs, wie Amado Alonso es uns verheiſst, weitere ähnliche Arbeiten über die indianisch-spanischen Grenzfragen bald erscheinen werden. Die Vergleichung der Verhältnisse auf verschiedenen und verschieden gelagerten Gebieten wird erst zu endgültigen Schlüssen berechtigen.

Daher ist auch die kleine Abhandlung des berühmten New Yorker Anthropologen, wohl des besten lebenden Kenners der Indianersprachen, ungemein zu begrüſsen. Das Material von Boas beruht auf den von ihm selbst und von Pablo Gonzáles Casanova gesammelten und im „Journal of American Folk-Lore", Bd. XXXIII und XXXVII veröffentlichten mexikanischen Märchen. In knapper Form sagt auf wenigen Seiten Boas das Wesentliche. Über die lautlichen Erscheinungen haben wir uns schon im Vorhergehenden verbreitet. Spanische Wörter sind an Stelle alter Náhuatl-Ausdrücke eingedrungen und werden nun nach den grammatikalischen Normen des Náhuatl behandelt; so werden die Nomina mit den regelmäſsigen Possessivpräfixen versehen, z. B. *nocompañero* „mein Gefährte"; *moanimantzin* „deine verehrte Seele" (*mo-* „Possessivpräfix der 2. Ps.", *-ntzin* „Reverentialendung"); *topantzin* „unser verehrtes Brot"; ebenso bei der Konjugation *ni-lograr-oa* „ich habe Erfolg, es gelingt mir"; *ximo-preparar-ocan* „macht euch fertig". Wichtig ist, daſs die Náhuatl-Syntax durch Einfluſs des Spanischen bedeutend vereinfacht wurde; so sind die alten Typen der Bei- und Unterordnung verschwunden und an deren Stelle spanische Konjunktionen getreten, von denen auf S. 88f. eine stattliche Liste zu finden ist. Die lexikalischen Entlehnungen sind auch bei Boas nach begrifflichen Kategorien geordnet. Von Tieren kommen auſser dem den Azteken ursprünglich unbekannten Pferd (*cahuayo*) und dem Hahn noch *burro, gavilán, león, motón, pato* vor, von Pflanzen *arroz* und *membrillo*.

Eine umfangreichere Studie nach der Art der von Morínigo würde trotzdem noch erwünscht sein. Einiges zur Ergänzung auch bei mir, ZRPh. XL, 396.[1]

M. L. Wagner.

Amor y obligación. Ein ungedrucktes Jugendwerk von Antonio de Solís y Rivadeneyra. Nach den Handschriften der Madrider Nationalbibliothek herausgegeben von W. Fischer und R. Ruppert y Ujaravi. Gieſsen 1929. Gieſsener Beiträge zur romanischen Philologie, 6. Zusatzheft. 95 S.

Amor y obligación. Comedia de Antonio de Solís y Rivadeneyra. Edición, observaciones preliminares y ensayo bibliográfico de E. Juliá Martínez. Madrid 1930. Serie escogida de autores españoles Nr. 6. CX, 123 S.

Antonio de Solís y Rivadeneyra (1610—1686), in Alcalá de Henares geboren, in Salamanca zum Juristen ausgebildet, Privatsekretär des Grafen

[1] Hinsichtlich der Durchdringung des lokalen Spanischen mit Indianerwörtern und indianischen Redensarten darf ich auf meinen Aufsatz „Algunas Apuntaciones sobre el Folklore Mexicano" in „Journal of American Folk-Lore" 40 (1927), 105—143 verweisen, insbesondere auf die Erzählung „El tecolote" (S. 135f.), die eine recht charakteristische Probe des lokalen mexikanisch-spanischen Erzählungsstils ist.

von Oropesa, dann subalterner Bürobeamter im Staatssekretariat, auch Hofchronist für den Bezirk der Kolonialgeschichtsschreibung (*cronista mayor de Indias*), im späteren Leben Priester geworden, immer schlecht bezahlt, stets darbend und in ehrenvoller aber drückender Abhängigkeit die typische Laufbahn eines *ingenio de esta Corte* durchmessend, war nach Begabung und Neigung vor allem darstellender Historiker und hierzu als Stilkünstler und Meister der zehnmal gefeilten Prosa gleichsam prädestiniert, hingegen Lyriker und Dramatiker nur in Mufsestunden, sozusagen erholungsweise, zu Zerstreuung und Ausspannung. In seiner Lyrik erhebt er sich nicht über Durchschnitt und Mittelmafs seiner Zeit, ist einer von Hunderten und darum nicht mit Unrecht vergessen. Als Dramendichter war er bis vor kurzem ziemlich gering geschätzt: *dramático de tercer orden de la escuela de Calderón* nennt ihn noch 1932 der zuverlässige und gewissenhafte González Palencia. Man konnte ja auch die Comedias des Solís ohne ganz besondere Bemühungen nur in der unzulänglichen Wiedergabe der *Biblioteca de autores españoles* (Bd. 47) lesen und auch dort nur in wenig befriedigender Auswahl. Viel bekannter hingegen war unser Autor als Geschichtsschreiber der Eroberung von México, freilich auch in dieser Eigenschaft durchaus nicht einheitlich beurteilt. Während man ihn in Spanien, mehr traditionell als analysierend und begründend, von jeher zu den Klassikern der vaterländischen Historiographie zählte, liefsen sich deutsche Forscher wie E. Fueter zu einer Form der Negierung und Ablehnung hinreifsen, die schon um ihres falschen Standpunktes willen nicht ernst genommen werden kann; sie erinnert an die Benotung eines ehrgeizigen aber unfähigen Schülers durch einen sehr verärgerten Schulmeister; sie macht dem Autor einen engherzigen Fanatismus zum Vorwurf, dessen sich der Kritiker selbst im höchsten Grade schuldig zeigt. Mein eigenes Urteil über Solís als Geschichtsschreiber habe ich an anderer Stelle (*Spanische Nationalliteratur der Blütezeit*, S. 534) eingehend zu begründen versucht, und brauche es darum hier nicht wiederholen; es weicht von der Ansicht Fueters (*Geschichte der neueren Historiographie*, S. 303) ganz erheblich ab. Wie dem aber auch sei, auf jeden Fall ist über Solís als den Vf. der *Historia de la conquista de México* noch nicht das letzte Wort gesprochen, und es wäre zu wünschen, dafs ihn die Spanier selber endlich einmal zum Gegenstand einer gründlichen Monographie machen würden. Die von Ochoa in Bd. 13 der schon genannten *Biblioteca de autores españoles* gedruckten Briefe des Solís müfsten dazu herangezogen und sorgfältig durchgeprüft werden.

Ungleich günstiger liegen heute die Verhältnisse mit Bezug auf unser Wissen um Solís als Dramendichter. Bis vor kurzem, wie gesagt, ziemlich gering geschätzt — wozu insbesondere die strohtrockene und ideenarme Dissertation des Amerikaners D. J. Martell (Philadelphia 1902) wesentlich beitrug — wurde er neuerdings durch E. Juliá Martínez einer geistvollen und neuzeitlich orientierten Würdigung unterzogen, die als erläuternde Einführung einer Veröffentlichung des Dramas *Amor y obligación* beigegeben ist, des gleichen Stückes, das fast zur selben Zeit von W. Fischer und R. Ruppert in einer hier ebenfalls zu besprechenden Ausgabe vorgelegt wurde. E. Juliá ordnet die biographischen Daten über Solís, um hierauf

zu einer ausführlichen Kritik und Wertung von Solís als Dramendichter überzugehen. Die bisher geltende Abhängigkeit von Ideologie, Kunst und Technik des Calderón sucht er durch den Nachweis einer starken Bindung an Góngora zu entkräften und zu ersetzen, eine Auffassung, die wohl noch der Revision oder wenigstens einer stärkeren Begründung bedarf. Auch der Kleinkram der *loas*, *jácaras* und *entremeses* des Dichters findet sich hier liebevoll bedacht. Seine Dramentechnik in ihrer Gesamtheit wird schliefslich auf ein fünfgliederiges Schema festgelegt, als dessen gedanklicher Grundzug sich das Bestreben des Autors erkennen läfst, *a dar unidad fundamental a sus obras.* Eine vielfach geteilte und untergeteilte, unglaublich reichhaltige Bibliographie von Handschriften, Ausgaben, Nachahmungen und Übersetzungen beschliefst und rundet diese vortreffliche Studie über Solís als Dramendichter, mit der D. Eduardo Juliá Martínez der stattlichen Reihe seiner ausgezeichneten Veröffentlichungen[1] eine würdige Fortsetzung gegeben hat. Ich stehe nicht an zu behaupten, dafs sie sogar den ihr folgenden Text von *Amor y obligación* an Eigenwert und literarhistorischer Wichtigkeit ganz bedeutend überragt, zumal dieser Text zwar auf sorgsamer Handschriftenbenutzung fufst, aber in modernisierter Rechtschreibung geboten wird und seiner ganzen Behandlung nach — er bildet Heft 6 einer volkstümlichen Publikationsreihe und der Herausgeber versichert selbst: *nuestro texto es de carácter popular* — für einen gröfseren Leserkreis bestimmt ist.

Eben aus diesem Grunde erweist sich denn auch die von W. Fischer und R. Ruppert veranstaltete kritische Ausgabe des gleichen Dramas als durchaus nicht überflüssig; sie bildet ganz im Gegenteil eine willkommene Ergänzung zu der schönen kleinen Monographie von Juliá und einen wertvollen Zuwachs zur Solís-Forschung, in deren Umkreis sie nach dem bisher Gesagten sich klar und deutlich einordnet. Die beiden Herausgeber haben ihren Text auf Grund der Handschrift 16860 der Madrider Nationalbibliothek hergestellt und dabei einzelne Lesarten besseren Wortlauts aus einer anderen Handschrift der gleichen Bibliothek (16848) herübergenommen. Die Kürzungen haben sie aufgelöst, die Interpunktion sinngemäfs erneuert, die Akzentuierung innerhalb bestimmter Grenzen geregelt, die eine oder andere Bühnenanweisung eingefügt. Die sorgfältig verzeichneten Varianten des zweiten Manuskriptes geben ein zuverlässiges Bild von den relativ geringfügigen Schwankungen der Textgestaltung und damit auch eine gewisse Gewähr dafür, dafs wir eine Form der Überlieferung des Dramas besitzen, die von der Urschrift nicht allzu verschieden ist. Eine kurze Inhaltsangabe der Handlung, ein Reimschema und ein Facsimile von zwei Seiten der Handschrift 16860 vervollständigen die in jeder Hinsicht sachkundige, zuverlässige und mit sehr viel Liebe und Geduld vollzogene Textveröffentlichung, durch die sich die beiden Herausgeber ein dankenswertes Verdienst erworben haben. Schade, dafs sie von der Beigabe jedweden sprachlichen und sachlichen Kommentars absehen zu müssen

[1] Wir erinnern hier nur an das Wichtigste: Shakespeare en España, Madrid 1918; La cultura de Santa Teresa y su obra literaria, Castellón 1922; Obras de D. Guillén de Castro, Madrid 1925—27, 3 Bände; Poetas dramáticos valencianos, Madrid 1929, 2 Bände.

glaubten. Es ist uns damit manches an Vertiefung und Anregung vorenthalten geblieben, auf das wir nur ungern Verzicht leisten. LUDWIG PFANDL.

Wilhelm Giese, Cuadros de la cultura en la época del Cid. Conferencia leída en los cursos de vacaciones del Instituto Ibero-Americano de Hamburgo, 1926. Aus: Boletín de la Biblioteca Menéndez y Pelayo (Santander) 1926. 17 S.

Wer ein paar Dutzend kulturgeschichtlich wichtige Ausdrücke, die im Poema del Cid verwendet werden, sachlich angeordnet, sowie schnell und bequem überschauen will, braucht sich nur, wenn er wirklich Forschungsarbeit leisten will, an Menéndez Pidals klassisches Cid-Wörterbuch zu halten. Sonst vermag ihm dieser Giesesche Vortrag von 1926 ein nützlicher Behelf zu sein. Es ist eine der frühesten wort-sach-kundlichen Arbeiten des Hamburger Forschers, in der an Hand des „Cid", und zwar für die verschiedensten Gebiete des Kulturlebens im 12. Jh., Feststellungen getroffen werden, wie sie der Vf. seither ähnlich für Spezialgebiete des mittelalterlichen Lebens (Waffen, Musikinstrumente usw.) wiederholt mit gutem Erfolg geboten hat. WERNER MULERTT.

Adalbert Hämel, Studien zu Lope de Vegas Jugenddramen nebst chronologischem Verzeichnis der comedias von Lope de Vega (= Studien über Amerika und Spanien, hrsg. von K. Sapper, A. Franz, A. Hämel. Philologisch-historische Reihe, 1. Heft). Halle (Saale), Verlag von M. Niemeyer 1925. VIII + 74 S.

Der deutschen Lope de Vega-Kenntnis wurde mit dieser Schrift aus der Feder eines Erforschers der spanischen comedia unstreitig gedient. Nutzbringend ist für den diesen Studien Fernerstehenden die „Chronologische Ordnung der datierbaren Comedias von Lope de Vega" (S. 57ff.), ausgeführt nach den Arbeiten der jüngsten internationalen Wissenschaft. Doch auch die Abhandlung selbst, welche zwei Stücke Lopes de Vega, die sehr verwandten Inhalt haben, El hijo Venturoso (zwischen 1588 und 1595) und La esclava de su hijo (1616—1618) nebeneinanderstellt und des Dichters Entwicklung aus ihnen — mit einigen unzweifelhaft zutreffenden Ergebnissen — bruchstückweise dartun möchte, ist der Forschung willkommen. Die Einkleidung der Schrift, die Anknüpfung der Spezialuntersuchung an allgemeine Begriffe (wie Renaissance oder Subjektivismus), sowie gewisse Ausblicke oder Verallgemeinerungen im Schlußabschnitt sind etwas konventionell-vereinfachend, die Grenze zwischen Einzeluntersuchung und handbuchartiger Resümierung verfließt gelegentlich. Der Hispanist wird indessen durchaus, wie bereits hervorgehoben, manchen Nutzen für die Lope-Philologie aus den Darlegungen Hämels ziehen können. WERNER MULERTT.

Ruth Lee Kennedy, The dramatic art of Moreto. Dissertation der University of Pennsylvania, Philadelphia 1932. (Reprint from the Smith College Studies in Modern Languages, XIII, 1—4). 8°. 221 S.

Don Agustín Moreto y Cabaña (geb. 1618, † 1669), der jüngste der sechs großen Dramatiker des „*Siglo de oro*", erfreute sich bei seinen Zeit-

genossen einer Beliebtheit, die mit jener Calderons wetteiferte. Einige seiner Komödien (*El desdén con el desdén*, *No puede ser*, *El parecido en la corte*, *El lindo Don Diego* u. a.) haben sich bis in den Anfang des 19. Jhs. auf der spanischen Bühne erhalten, einzelne von ihnen auch den Weg ins Ausland gefunden. Im Jahre 1856 publizierte Luis Fernández-Guerra y Orbe eine Ausgabe seiner Werke (*Biblioteca de Autores Españoles* XXXIX. Bd.), die 33 Stücke und eine sehr sorgfältige Einleitung enthält. Sie bildet bis heute die Grundlage der wissenschaftlichen Forschung über Moreto. Auch in den zusammenfassenden Darstellungen der Geschichte des spanischen Dramas (Schack, Schaeffer) wird Moreto gebührend berücksichtigt, und in den letzten Jahren sind mehrere auf ihn bezügliche Spezialschriften und eine Moreto-Bibliographie von Emilio Cotarelo y Mori (1927) erschienen. Dagegen fehlte es bisher an einer eingehenden Gesamtwürdigung seiner dramatischen Kunst. Diese Lücke will die vorliegende Arbeit ausfüllen, die mit Mut und Energie den Kampf mit den vielen sich hier bietenden Schwierigkeiten aufnimmt. Sie liegen einerseits in unserer äußerst mangelhaften Kenntnis der Biographie des Dichters, anderseits und vor allem aber in der Überlieferung des Materials, die es fast unmöglich erscheinen läßt, sein Schaffen mit Sicherheit festzustellen.

Zu Moretos Lebzeiten wurde nur ein Band mit zwölf Komödien (1654) gedruckt, nach seinem Tode folgten ein zweiter (1676) und ein dritter (1681). Die übrigen Stücke sind nur in Kollektionen (*Comedias escogidas* usw.) und in Einzeldrucken (*Sueltas*) überliefert. In Anbetracht der sattsam bekannten Willkür und Skrupellosigkeit, die bei der Drucklegung und Zuschreibung der Komödien in jener Zeit in Spanien herrschte, können nur die im ersten Band publizierten zwölf Stücke, ferner diejenigen, deren Originalhandschriften erhalten sind oder die doch nie als Werke eines andern Dichters angesehen wurden, und einige, die in den Schlußversen seinen Namen nennen, als unzweifelhaft echt gelten. Die Vf. legt ihrer Untersuchung im ganzen 70 Stücke zugrunde, von welchen 51 als von Moreto allein herrührend bezeichnet werden, die anderen 19 sind Kompaniearbeiten (*Comedias de tres ingenios* usw.). Da Moretos Autorschaft bzw. Mitarbeit bei 12 Stücken zweifelhaft und bei weiteren 9 ausgeschlossen erscheint, wäre sein Gesamtvermächtnis mit 49 zu beziffern, von welchen er 31 allein, 18 gemeinsam mit anderen verfaßt hätte. Bei den wenigsten dieser Stücke läßt sich die Abfassungszeit einigermaßen genau ermitteln.

Inhaltlich teilt die Vf. die Komödien in zwei Gruppen, a) solche, welche religiöse, historische und traditionelle Stoffe behandeln (6 von Moreto allein, 8 Kompaniearbeiten) und b) novellistische, Intriguen- und Charakterkomödien (25 bzw. 10). Die Stärke Moretos liegt unstreitig in letzteren, denn die Eigenschaften des gottbegnadeten Dichters, wirkliche Poesie, Begeisterung, Pathos, fehlen ihm fast gänzlich. Er ist nicht viel mehr als ein geschickter Dramenfabrikant, der die Technik und den Dialog beherrscht und über das für den Erfolg nötige Maß von Charakterisierungsgabe, Witz und Liebenswürdigkeit verfügt. Auch seine Sprachkunst und Versifikation lassen zu wünschen übrig. Am schlechtesten ist es aber um seine Originalität bestellt. Moreto galt seit jeher als Plagiator (vgl. das *Vejamen*

von Don Jerónimo Cáncer 1649, S. 28f.), und tatsächlich sind viele seiner Komödien mehr oder weniger freie Bearbeitungen solcher von Lope de Vega und anderer älterer Dramatiker. Er scheute sich nicht, aus seinen Vorlagen längere Stellen wörtlich zu übernehmen. Menéndez y Pelayo trug daher kein Bedenken, Moretos „*Jueces de Castilla*“ an Stelle des verlorenen Lope'schen Originals im VII. Bd. seiner Ausgabe der Werke Lopes zum Abdruck zu bringen. Schaeffer sagt (II, 185f.), je mehr Stücke der vorausgegangenen Zeit zum Vorschein kämen, desto mehr Quellen Moretos lerne man kennen und, besäſse man alle Komödien der Lope'schen Aera, so hätte man auch alle Vorlagen Moretos. So zeigt er die groſse Epoche der spanischen Dramatik schon in ihrem Niedergang. Er bezeichnet mit Alarcón ihren Abschluſs und leitet zur modernen spanischen Komödie Moratins hinüber.

Alles dies wird von der Vf. in dem Hauptteil ihrer Arbeit (S. 1—122) eingehend besprochen, und man wird ihren Ausführungen durchaus beistimmen können. Nicht minder wertvoll ist der Anhang (S. 123—201), der eine Reihe von Spezialuntersuchungen über die Authentizität der zweifelhaften Stücke und Quellenstudien zu den beglaubigten enthält. Diese Kapitel geben Zeugnis von groſser Vertrautheit mit dem Gegenstande, und es verdient volle Anerkennung, wie die Vf. alles, was in jedem einzelnen Falle für und gegen Moretos Autorschaft spricht, kritisch abwägt und sich in dem Wirrsal der im Laufe der Zeiten namhaft gemachten Quellen zurechtzufinden weiſs (für „*El desdén con el desdén*“ kommen z. B. 18 ältere Stücke als Vorlagen in Betracht). Das einzige Bedenken, welches ihre Beweisführungen erwecken, ist, daſs sie der metrischen Gestalt der einzelnen Stücke vielleicht zuviel Bedeutung beimiſst. Wie J. Griswold Morley (*Studies in spanish dramatic versification of the siglo de oro, Alarcón y Moreto*, 1918) und Milton A. Buchanan (*The Chronology of Lope de Vega's plays*, 1922), so sieht auch sie in der häufigeren oder selteneren Verwendung von Romance, Redondilla, Silva usw. nicht nur ein Kriterium für die Autorschaft eines bestimmten Dichters, sondern sie schlieſst daraus auch auf die Zeit der Abfassung des betreffenden Werkes. Sie hat sich der groſsen Mühe unterzogen, diese Verhältnisse zahlenmäſsig und perzentuell (mit Rücksicht auf den Gesamtumfang) genau festzustellen und die Ergebnisse auf Tabellen (S. 60—65) zu verzeichnen. Die Beweiskraft derselben ist unseres Erachtens aber doch nicht überzeugend, weil entscheidende Momente — Eigenart des Stoffes, Stimmung und Laune des Dichters, Eile oder Muſse bei der Abfassung eines Stückes — dabei natürlich nicht berücksichtigt werden können.

In dem Abschnitt über das Fortleben der Komödien Moretos findet sich bei der Besprechung seines berühmtesten Lustspiels „*El desdén con el desdén*“ (S. 118) ein kleiner Irrtum. Es heiſst dort: „*C. A. West in 1819 adapted it as 'Donna Diana' and Dohrn translated it in 1843 as 'Trotz wider Trotz'*“, und eine Note besagt, daſs Dohrn ein Pseudonym für Joseph Schreyvogel sei und daſs diese Übersetzung 1843 in Leipzig gedruckt wurde. Dies ist dahin richtigzustellen, daſs Dohrn, dessen Übersetzung übrigens nicht in Leipzig, sondern in Berlin erschien, kein Pseudonym, wohl

aber C. A. West ein solches für den Wiener Burgtheater-Sekretär Joseph Schreyvogel ist, dessen „Donna Diana" bereits 1816 aufgeführt wurde. Vgl. darüber unseren Aufsatz „Das spanische Drama am Wiener Hofburgtheater zur Zeit Grillparzers", Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft VIII, S. 108ff., wo sich ein Vergleich zwischen dem Original und Schreyvogels Bearbeitung findet, die neben Moreto auch Gozzi benutzt. — Der S. 102 erwähnte Mainzer (*Magancés*) ist mit Ganelon (*Galalón*, S. 182) identisch. — Zur Beliebtheit der Chokolade (S. 105) vgl. man Calderons aus dem Jahre 1657 stammende Komödie „*Gustos y disgustos*", wo der Grazioso diesen Namen (*Chocolate*) führt (unsere Ausgabe VIII, S. 24). — S. 38 zitiert die Vf. eine Bühnenweisung: „*Hase de obscurecer el teatro y caer rayos con estruendo de truenos*" und bemerkt dazu, man könnte daraus die Vermutung ziehen, daſs Theateraufführungen damals nicht nur nachmittags, sondern bisweilen auch spät abends stattfanden. Dies ist nicht verständlich, da jene Worte doch nur anordnen, daſs die Bühne, die eben nachmittags hell war, künstlich (durch Herablassen eines Vorhangs) zu verfinstern sei, um dem Publikum deutlich zu machen, daſs die betreffende Szene sich im Dunkeln abspiele. — Den Abschluſs des dankenswerten Buches bilden eine sorgfältige Bibliographie (S. 201—208) und ein genaues Register (S. 209—219).

WOLFGANG WURZBACH.

Die Zeitschrift für romanische Philologie und die gesamte Fachwelt beklagt das in Breslau am 3. Februar 1934 erfolgte Hinscheiden unseres Nestors

CARL APPEL,

der bis kurz vor Vollendung seines 77. Lebensjahrs auf seinem Hauptgebiet der Provenzalistik eine umfassende Tätigkeit ausgeübt und unserer Zeitschrift, dem Verlag und dem Herausgeber, eine seltene Treue gewahrt hat.

Ovid und die Trobadors.

Im Anschluſs an meinen Aufsatz im Archivum Romanicum 1927, S. 273 ff. komme ich auf die Frage nach den klassischen Elementen in der Trobadorlyrik zurück, um die Grenzen des antiken Einflusses näher zu bestimmen.

Vorbemerkung.

Die Trobadorlyrik wird gewöhnlich bei der Untersuchung der Ursprungsfragen als ein einheitliches Ganzes betrachtet, ohne daſs dabei viel auf chronologische und auf die Momente der eigenen inneren Entwicklung der Trobadorkunst geachtet wird. Sie wird einerseits als ein fertiges Produkt mit von Anfang an vorhandenen gleichen technischen Mitteln, Ausdrucksformen und Inhalt, andererseits als eine Parallelschöpfung hingestellt, bei der die Ähnlichkeiten der Form und des Inhaltes auf die Gleichheit des Entstehungsbodens zurückgeführt werden. Diese Gleichsetzung chronologisch und geographisch auseinander zu haltender Elemente der Trobadorkunst stellt eine irrtümliche Betrachtungsmethode dar, die bis in die neueste Zeit die Quelle verschiedenster kultur- und literarhistorischer Verirrungen gewesen ist. Man faſste die Elemente des traditionellen Stils, die nachgeahmten und wiederholten Ausdrucksformen und Motive als originelle und spontane Äuſserungen der dichterischen Seele auf und zog aus der zahlreichen Wiederkehr desselben stilistischen Zuges Rückschlüsse auf die seelischen Zustände und Verhältnisse der Zeit, obgleich es sich in Wirklichkeit bei den meisten Beispielen nur um Einflüsse und literarische Auswirkungen einzelner dichterischer Persönlichkeiten handelte.

Die Auffassung der Trobadordichtung als einer erstarrten, ein für alle Male festgelegten Kunst verkennt das eigentliche innere Leben dieser literarischen Bewegung, stellt die Schöpfer und Nachahmer auf eine Stufe und macht keinen Unterschied zwischen dem Persönlichen und dem Traditionellen. Die Trobadorschule hatte ihre Führer, Begründer der Form und Urheber des geistigen Inhaltes, sowie Fortsetzer und Nachahmer. Sie stellte ein bewegtes Bild der Entstehung und der Nachbildung dar, der originellen, persönlichen Arbeit, die die alten Kunstformen umänderte und neue schmiedete, sowie der Nachahmung, die das Schöpferische vervielfältigte und nivellierte.

Die Entwicklung findet dabei in der historischen Epoche statt und ist oft tatsächlich kontrollierbar. Die unzulängliche Überlieferung läſst uns in bezug auf die älteste Periode im Stich, wir haben jedoch noch zwei Jahrhunderte späterer Entwicklung vor uns, deren sorgfältige und zweckmäſsige Untersuchung wichtige Rückschlüsse auf die Ursprungsperiode ermöglicht. Sie wird ergeben, daſs sehr vieles, was man bis jetzt auf das Konto der Vorgeschichte gesetzt hat, in Wirklichkeit später und aus uns zugänglichen Quellen entstanden ist und daſs andererseits vieles, was noch heute zu den Kultursubstraten gerechnet wird, rein literarisches Produkt ist, das aus literar-historischen Voraussetzungen erklärt werden muſs.

Die Forschungsarbeit hat in dieser Richtung noch kaum begonnen. Es ist bis jetzt noch nicht ernstlich daran gedacht worden, für die Tätigkeit irgendeines Dichters literar-historische Vorstufen zu bestimmen, ihn genetisch mit dem allgemeinen Entwicklungsstrom zu verbinden. Sogar in bezug auf die Dichtung der zwei ältesten Trobadors, die für den Werdegang der Trobadorkunst von hervorragendster Bedeutung waren, haben wir keinen Versuch, die traditionellen Elemente ihrer Kunst und ihre Einwirkung auf die späteren Dichter zu ergründen.

Die Trobadordichtung enthält eine groſse Zahl von immer wiederkehrenden Kunstgriffen, Gedankenwendungen, Motiven, thematischen Bestandteilen usw., deren Gesamtheit der eigentliche Charakter dieser Kunst ist. Viele dieser Bestandteile sind in der historischen Epoche entstanden und haben im Laufe der Zeit Änderungen erfahren. Auch darüber fehlen historisch angelegte Untersuchungen, obgleich eine in dieser Richtung geführte Forschungsarbeit zu ganz sicheren Schlüssen, auch in bezug auf allgemeine Entwicklungsrichtungen der Trobadorlyrik führen würde.

Die historisch-genetische Methode ist aber auch bei der Untersuchung jedes einzelnen Problems des Trobadorstils anzuwenden, sie ist auch bei der Geschichte der antiken Einflüsse nicht ganz außer acht zu lassen, denn es ist nicht gleichgültig, ob die antiken Elemente bereits der vorhistorischen Periode angehören oder ob sie später im Laufe des 12. und 13. Jhs. aufgenommen worden sind, ob jeder einzelne Dichter direkt aus der antiken Literatur schöpfte oder ob die Dichter nur ihre begabteren und gebildeteren Führer wiederholten. So muſs einerseits die Dichtung einzelner Dichter, andererseits aber jedes einzelne Motiv in seiner historischen Entwicklung untersucht werden, erst dann können wir richtig über den Umfang des klassischen Einflusses, sein Aufkommen und die allgemeine Bedeutung für die Trobadorkunst urteilen.

Ich habe die wichtigsten Entlehnungen der Trobadors aus der Antike im Archivum Romanicum 1927, 273ff. zusammengestellt. Es fällt auf, daſs alle erwähnten antiken Schriftsteller mit Ausnahme Ovids nur als Sentenzenautoren in Betracht kommen. Die meisten

Dichter, wie Caton, Seneca, Publilius Syrus, Caecilius Balbus, waren dem Mittelalter als Spruchdichter bekannt; bei den anderen Dichtern, wie Terenz, Juvenal, Vergil, Plautus, Sallust, Tacitus, Martial, handelt es sich um isolierte Einzelfälle, wobei wiederum nur Sprüche und Sentenzen angeführt werden.

Bei allen diesen Entlehnungen zeigt sich das Fortleben der antiken Sentenz, nicht aber die Beeinflussung der mittelalterlichen literarischen Kunst durch die antiken Vorbilder.

Aus Ovid hingegen, der übrigens gerne auch als Sentenzenautor nachgeahmt wird, haben wir eine längere Reihe von Entlehnungen, die sich nicht auf Sprüche, sondern auf Schilderungen und gedankliche Ausführungen individueller Art beziehen. Diese Entlehnungen zeugen von einer näheren Bekanntschaft mit der Dichtung des römischen Liebesdichters, stehen fast ausnahmslos in Verbindung mit der Schilderung der Liebe und bilden integrierende Einzelmomente im Mosaik der mittelalterlichen Liebesdarstellung. Es fragt sich nun, welche Bedeutung diese Einzelbestandteile in der Gesamtkomposition spielen, ob sie nur als nebensächliches Hilfsmaterial betrachtet werden müssen oder ob sie für das Gesamtbild maſsgebend sind und den Charakter der gesamten Darstellungskunst beeinflussen. Trägt der trobadorische Liebesbegriff antiken, Ovidschen Charakter oder handelt es sich um eine neue Welt- und Kunstauffassung, die einige antike Ausdrucksmittel entlehnt, dem Wiederaufleben des antiken Kunstgeistes aber ferne steht? Und endlich — kann die antike Liebesdichtung als unmittelbare Anregerin der Trobadordichtung betrachtet werden oder nicht? Das sind keine nur abstrakt-theoretische Fragen, sondern von ihrer richtigen Lösung hängt auch die Frage nach dem Wesen der mittelalterlichen Kunst ab, denn der Vergleich mit der antiken Dichtung läſst gleichzeitig das Originelle, das Speziellmittelalterliche der Trobadordichtung schärfer zutage treten und trägt dazu bei, das Eigenartige dieser Kunst zu erfassen.

Wilhelm IX.

Der Zusammenhang der Dichtung Wilhelms IX. mit der Ovidschen Dichtung ist vor allen Dingen aus dem Umstand zu entnehmen, daſs Wilhelm IX. Ovids Amores III, 4 nachahmt. Beide Dichter entwickeln das Thema von der Zwecklosigkeit der Bewachung der Frau. Dieses Motiv wurde in unzähligen Märchen und Legenden behandelt (vgl. Arch. Rom. 1928, 70f.). Ovid selbst führt als beweisendes Beispiel seiner These das Danaemärchen an. Wir haben dementsprechend ein folkoristisches Motiv vor uns. Trotzdem steht die Abhängigkeit Wilhelms von Ovid auſser allem Zweifel, denn die Übereinstimmung beider Dichter in der Argumentierung kann unmöglich zufällig sein. Zur Überzeugung stelle ich beide Texte gegenüber:

Wilhelm, (*Companho, no puesc*). (Der Dichter hat Klagen einer bewachten Dame gehört und erteilt den Hütern Ratschläge).	Ovid, Am. 3, 4:
Et eu dic vos, gardador, e vos castei . . .	Dure vir, imposito tenerae custode puellae
Greu veiretz neguna guarda que ad oras non somnei	Nil agis . . . Centum fronte oculos, centum cervice gerebat Argus, et hos unus saepe fefellit amor.
Qu'eu anc non vi nulla domn'ad tan gran fei	Nec custodiri, ne velit, illa potest.
Qui no vol prendre son plait o sa mercei,	Qui peccare licet, peccat minus, ipsa potestas Semina nequitiae languidiora facit.
S'om la loigna de proessa que ab malvestatz non plaidei	
Si no pot aver caval, . . . compra palafrei.	(Pferd sträubt sich bei straffem Zügel, wird aber bei freigelassenem Zügel ruhig.)
S'om li vedava vi fort per malavei, Non begues enanz de l'aiga que's laisses morir de sei.	Nitimur in vetitum, semper cupimusque negatum. Sic interdictis imminet aeger aquis.

Die Gardadors haben bei Wilhelm auf diese Weise rein literarischen Ursprung, und das Thema würde sicher die Bedeutung eines nebensächlichen Einzelfalls nicht überschritten haben, wenn ihm Marcabrun nicht eine neue, generalisierende Bedeutung gegeben hätte. Marcabrun hatte infolge seiner künstlerisch-philosophischen Veranlagung die Gewohnheit, den vor ihm in der Dichtung gebrauchten Ausdrücken einen neuen, originellen, im Spiegel seiner Lebensphilosophie umgeänderten Sinn zu geben. So hat er auch das Wort gardaire (20,5) mit einer besonderen Bedeutung gebraucht, indem er es zur Bezeichnung von untreuen, unzüchtigen Männern verwandte, die es auf die Ehre fremder Frauen abgesehen und deswegen keinen Grund haben, von ihren eigenen Frauen Treue zu erwarten. Das gewöhnliche Appellativum wurde auf diese Weise in eine symbolische Bezeichnung, in einen konventionellen Ausdruck verwandelt, der zwar keine besondere Verbreitung unter den Trobadors fand, aber trotzdem als Beispiel dafür angeführt werden kann, wie bei ihnen konventionelle Vorstellungen und Wendungen entstanden und weitergegeben wurden. Die Nachahmer Marcabruns, wie B. Marti, *Belha m'es*, oder Daude de Pradas (Appel, Prov. Ined. 89) gehen nicht von der direkten Bedeutung des Wortes aus, das wir bei Wilhelm IX. treffen, sondern sie operieren mit dem neuen konventionellen Begriff von Marcabrun, der seine Erklärung in der Weltanschauung und in den persönlichen, geistigen Eigenschaften dieses Dichters hat. Die deutschen Minne-

sänger haben den Begriff Huote ebenfalls der nachmarcabrunschen Trobadorpoesie entnommen. So entstand auf rein literarischem und geistesgeschichtlichem Boden ein Ausdruck, für den die phantasievollen Forscher so gerne im Orient und in den arabischen Familieneinrichtungen Erklärungen finden möchten. (Zuletzt sogar Appel, Ztschr. f. r. Ph. 1932, 784, der übrigens unangenehm berührt wird dadurch, dafs die Araber diesen Begriff so wenig gebrauchen: „Der gardador spielt im Tauq eine für die orientalischen Verhältnisse auffallend geringe Rolle".)

Der Gedanke Ovids von der Süfsigkeit der verbotenen Frucht, die er in der Elegie 3, 4 zum Ausdruck bringt, wird von Wilhelm in einem anderen Lied (*Pus vezem*) paraphrasiert:

Per tal n'ai meyns de bon saber
Quar vuelh so que no puesc aver.

Von Wilhelm wurde er von mehreren späteren Trobadors übernommen (Arch. Rom. 1927, 283), und erst am Ende der altprovenzalischen Periode treffen wir wieder eine direkte Anlehnung an den Text von Ovid: „Mal fai qui clau ni enserra donna joven enamorada, c'adons l'amors . . . la fai pus escalfada de vezer son amador . . . Que femna vol ades mai so qu'om li ved'e l'estrai (Carbonel, Bartsch, Denkmäler, S. 21).

Im Liede *Farai chansoneta nueva* äufsert Wilhelm den Wunsch, von seiner Geliebten „im Zimmer oder unter dem Gezweig" geküfst zu werden:

Morrai, pel cap sanh Gregori,
si no'm baiz'en cambr'o sotz ram.

Diese dekorative Bedingung des Kusses hat den späteren Dichtern gefallen, denn sie wiederholen viele Male die Ausdrücke von Wilhelm.

(Cercamon, *Ab lo temps*: ieu no puesc lonjamen estar vius . . . si josta mi despolhada non la puesc baizar e tenir dins cambra encortinada. B. d. V., *Jeu*: Quan serem sol e cambra o din vergier, und *Chazut*: Morrai si no'm estrena d'un bais. F. Romans, *Ma bella*: M'auran li sospir mort se eu ab vos en cambra no'm deport. Peire Bremon, *Us covinens*: Dieus mi lais tan viure tro qu'eu prenda vostre bel cor de dins cambra. G. Azemar, *El temps*: Ab un dous baiz dins cambra o sotz fuelh.)

Wie ist der Gedanke bei Wilhelm selbst zustande gekommen? Er hat einfach an die Ars am. II, 617ff. gedacht, in der Ovid vorschreibt, in der Stille der verschlossenen Kammer oder im Hain zu lieben:

Conveniunt t a l a m i furtis et janua nostris . . .
In n e m o r e atque antris, non sub Jove, juncta voluptas.

Die langen Ausführungen von Ovid geben unserem Dichter Material für einen Vers, wobei er nicht den Inhalt der Ovidschen Gedanken,

sondern nur den schönen dekorativen Nebenstoff benutzt. So halten es die grofsen selbständigen Dichter: sie entlehnen ohne Nachahmer zu sein.

Im Liede *Ab la dolchor* sagt der Dichter, nachdem er seine Liebe beschrieben und den Wunsch ausgesprochen hat, seine Hände unter dem Mantel der Herrin zu halten, er brauche über die Liebe nicht viel zu sprechen, denn vieles Reden führe zu ihrem Verlust:

Qu'eu non ai soing d'estraing lati,
que'm parta de mon Bon Vezi,
qu'eu sai de paraulas com van
ab un breu sermon que s'espel,
que tal se van d'amor gaban,
nos n'avem la pessa e'l coutel.

Die Aufforderung zum Stillschweigen, nachdem der Dichter ungeniert ziemlich alles ausgesprochen hat, macht den Eindruck nicht eines spontan aus dem Vorhergesagten entstandenen Gedankens. sondern einer allgemeinen rhetorischen Äufserung, zu der ihn nicht seine Liebesempfindungen, sondern andere aufserhalb seiner emotionalen Stimmung stehende Momente assoziativ angeregt haben.

Die Anregung kam aus dem bereits zitierten zweiten Buch der Ars Amatoria. Ovid schreibt hierin vor, in Liebessachen volle Verschwiegenheit zu wahren:

II, 603: Exiguast virtus praestare silentia rebus;
At contra gravis est culpa tacenda loqui.

Wilhelm ist kurz; er deutet die Gefahren der Geschwätzigkeit an: qu'eu sai de paraulas com van ab un breu sermon que s'espel, ohne sie zu nennen. Warum diese lapidare Kürze? Weil Ovid diese Frage bereits ausführlicher besprochen hat:

II, 605: O bene, quod frusta capitatis arbore pomis
Garrulus in media Tantalus aret aqua.

Tantalus wurde für seine Geschwätzigkeit mit ewiger Qual bestraft. Das wufste Wilhelm, das wufsten seine Hörer. Eine blofse Anspielung war für die Verständlichkeit des Gedankens hinreichend.

Es gibt, fährt Wilhelm fort, Menschen, die sich der Liebeserfolge rühmen (ohne sie zu haben). Er zieht aber vor, Liebe zu geniefsen (anstatt davon zu reden). Die in Parenthese stehenden Gedankenteile werden in den Versen von Wilhelm nicht ausgedrückt. Dafs er aber so gedacht hat, folgt mit Sicherheit aus seiner Quelle. Denn Ovid sagt im Verfolg seines obenerwähnten Gedankens: es gibt Menschen, die von Liebeserfolgen erzählen, sie aber in Wirklichkeit nicht gehabt haben:

II, 633: Corpora si nequeunt, quae possunt, nomina tangunt,
Famaque non tacto corpore crimen habet.

Er zieht aber die richtige Liebe ohne Gerede vor:

II, 639: Nos etiam veros parce profitemur amores,
Tutaque sunt solida mystica furta fide.

Als wahrer Dichter ändert Wilhelm den Ovidschen Ausdruck ab und gibt seinen Gedanken bildlich durch ein Sprichwort wieder: Que tal se van d'amor gaban, nos n'avem pessa e'l coutel. Die Idee von der Notwendigkeit der Verschwiegenheit verfolgend, gebraucht Wilhelm ein anderes Mal den Ausdruck *celar* [Pres suy . . . e del grazir e del celar (*Mout jauzens*)], der ebenfalls im Zusammenhang mit der Ovidschen Lehre steht. (Vgl. noch A. A. II, 607; praecipue Cytherea iubet sua sacra taceri. Admoneo, veniat ne quis ad illa loquax.)

Es ist bekannt, daſs dieser Gedanke, einschlieſslich des Wortes *celar*, zum Gemeingut der Trobadordichtung geworden ist. Die Ausdrucksform wird verschiedenartig variiert, aber der Sinn bleibt immer derselbe, und wir können gelegentlich auch äuſserlich bemerken, daſs die Entstehungsgeschichte des Motivs von Wilhelm IX. auf Ovid zurückgeht. So führt z. B. A. de Belenoi direkt auf Wilhelm IX. zurück: *Per Christ*: Ieu sai celar e grazir so que tanh a leial aman; und in einem anderen Liede (*ja no*): Ieu no soi d'aquels amantz leugers que's van gaban, a cui noz trop parlars . . . Vol mon cor celar. Gui d'Uissel (*Ja*) wiederholt dieselben Ausdrücke: Am fort e sai celar e grazir mals e bes. Nach Wilhelm hat zur Popularisierung des Celar-Gedankens besonders Bernart v. Ventadorn beigetragen (vgl. Gent: car per celar es om fis e 'n estai de joi plus pres).

Wilhelm IX. steht sichtlich unter dem Eindruck von Ovid auch im Liede *Companho, tant ai*. Der Dichter entwickelt mit einem ganz merkwürdigen Aufwand von Bildern und Vergleichen den Gedanken, daſs es für eine Frau sinnlos ist, ihre Keuschheit zu erhalten, denn, wenn andere Ware sich durch den Gebrauch verkleinert, so mehrt sich dadurch der Besitz der Frau:

Si c'autra res en merma, qui'n pana e con en creis.
E silh que no volran creire mos casteis
anho vezer lo bosc en un deveis:
per un albre c'om hi talha n'i naisson o dos o treis.

Ars am. III, 90:
Mille licet sumant, deperit inde nihil . . .
Quid vetet adposito lumen de lumine sumi,
quisve cavo vastas in mare servet aquas?
(Vgl. andere Beispiele P. Brandt, Ovidi Nas. carmina 1911, S. 211 f.)

Wilhelm hat den zynischen Hintergedanken Ovids äuſserer Keuschheit des Ausdruckes entkleidet und ihn zu einem groben Witz gestaltet. Die Beweisführung mit Hilfe von Vergleichen wird ebenfalls beibehalten, die Vergleiche Ovids werden jedoch durch selbständiges Material ersetzt. Wilhelm ahmt nach und trotzdem ist er selbständig

genug, um den entlehnten Gedanken eigene Ausdrucksformen zu geben.

Ovid sche Elemente finden sich also schon bei dem ersten Trobador und ihre Zahl ist nicht unbedeutend, wenn man berücksichtigt, daſs wir von Wilhelm nur einige kurze Lieder besitzen. Gleichzeitig können wir auch feststellen, daſs einige von diesen Ovid schen Elementen später zu literarischem Gemeingut werden, indem sie in der von Wilhelm gegebenen Formulierung weiter gebraucht, wiederholt und nachgeahmt werden.[1] Aus den wenigen Beispielen können wir indirekt die ungemein groſse Rolle erkennen, die die Dichtung des ersten Trobadors für die Entwicklung der altprovenzalischen Lyrik spielte.

Welche Bedeutung können wir aber dem Ovid schen Einfluſs innerhalb der Dichtung Wilhelm IX. selbst beimessen? Hat Ovid die Kunst Wilhelms, seine Darstellungsart, die Formen seiner dichterischen Weltanschauung beeinfluſst oder nicht? Mit anderen Worten:

---

[1] Ich kann jetzt nicht auf die Geschichte der Liebesformulierung Wilhelms in der späteren Trobadordichtung eingehen, weil diese Frage ein umfangreiches Kapitel für sich bilden würde. Ich weise vorläufig auf ein Moment hin, das zeigt, wie groſs der Widerhall des Liedes *Pus vezem* in der späteren provenzalischen Trobadordichtung war.

Wilhelm sagt, daſs der echte Diener der Liebe vor allen Dingen Gehorsam besitzen muſs, wobei er um der Liebe willen dem Nachbar ebenso wie dem Fremden gehorchen soll. Die Zahl der Dichter, die diese bidliche Wendung (denn es handelt sich natürlich nur um ein Bild, das nicht den wirklichen Gehorsam allen Menschen gegenüber, sondern die innere moralische Stimmung des Gehorsams der Geliebten gegenüber unterstreichen soll), wiederholt haben, ist sehr groſs.

Rudel wiederholt als erster den Gedanken Wilhelms: (*Pro ai*): Totz sos vezis apel senhors del renh on sos jois fo noiritz. B. d. V. (*Be'm cuidei*): Per leis es razos e mezura, qu'eu serva tota creatura; neis l'enemic dei apelar senhor, c'ab gen parlar conquer om melhs d'amor. A. Maruelh (*A guiza*): E'n tenria neis per senhor un pastor, que que vengues de lai. Jordan de Cofolen (*Anc*): Per s'amor servisc a tota gen. Pons de Capdolh sagt etwas abweichend (*Astrucs*): Qu'el mon non ai tant mortal enemic, s'ieu'l n'aug dir ben, no l'aja per senhor, was von Clara d'Anduza wiederholt wurde (*En greu*): E non es om, tan mos enemics sia, s'il n'aug dir ben que no'l tenha en car. Die anderen variierten den Gedanken Wilhelms weiter, indem sie die Idee des Gehorsams mit der der Liebe ersetzten: aus Liebe zur Dame ist man bereit, alle anderen Menschen, oder alle anderen Frauen zu lieben. Raimbaut d'Aurenga liebt wegen der Geliebten alle anderen Frauen ebenso wie die sonstigen Menschen, auch wenn sie schlecht sind (*Er m'er*): Per vos am . . . las autras . . . neis la gen pauc valen, malvolen. Montaudon (*Aissi com cel*) liebt cozi ni paren der Geliebten. Raimbaut de Vaqueiras (*Ja non*) und G. Faidit (*Ja mais*) wollen aus Liebe zur Dame servir e honrar totas (domnas). Miraval liebt aus demselben Grunde e'ls pros e'ls savais, e'ls fols e'ls savis von dem Lande, aus dem die Dame stammt (*Entre*). Pons de Capdolh liebt die Freunde der Dame (*Se*): e am cela bonamen qui son sei bevolen. Pons de la Garda (*De chantar*) liebt jeden, der die Dame erwähnt. Der eigentliche Gedanke von Wilhelm wurde entweder nicht verstanden oder vergessen, und doch bildete seine Wendung eine Quelle von verschiedensten Ausdrucksvariationen über das Thema des Verhaltens des Verliebten den anderen Menschen gegenüber.

betrifft der Ovidsche Einfluſs das Wesen des Kunststils oder handelt es sich nur um gelegentliche Entlehnungen von Einzelheiten, die den Kern der Dichtung weder berühren, noch ändern? Letzteres ist bestimmt richtig.

Der Unterschied zwischen dem antiken Stil und der Dichtung Wilhelms ist auch in seinen scherzhaften Gelegenheitsliedern leicht wahrzunehmen. Hier werden wir eher an die mittellateinischen Schwänke als an die antike Dichtungsweise erinnert.

Besonders scharfe und überzeugende Gegensätze treten jedoch erst in den Liebesliedern zutage, um so mehr, als die Ähnlichkeit des Themas die bequeme Gegenüberstellung der Kunstmittel und der Auffassungen ermöglicht.

Im Liede *Pus vezem* behandelt Wilhelm die Frage nach dem Wesen der Liebe. Er führt aus, daſs man von der Liebe nur Gutes sagen darf. Selbst, wenn man gar nichts von ihr hat, so ist das kein Argument gegen sie, es bedeutet nur, daſs man nichts mehr davon verdient hat: denn die Liebe spendet gröſste Freude demjenigen, der ihre Bedingungen erfüllt hat. Der Dichter selbst gesteht, daſs er die Liebe weder genossen hat, noch genieſsen wird, und doch resigniert, tröstet er sich, er habe sich vielleicht das gewünscht, was ihm nicht zuteil werden dürfe. Weiter kommt die Formulierung der Bedingungen der Liebe: zur Liebe gehört Geduld; niemand kann der Liebe gegenüber treu (*fis*) sein, wenn er ihr nicht ganz ergeben ist, denn die Liebe bedeutet Gehorsam dem Nahen und Fernen gegenüber, gute Taten, gute Worte.

Es ist klar, daſs diese Auffassung von der Liebe mit den Auslegungen der Ovidschen Liebesbegriffserklärung gar nichts zu tun hat. Die Liebe der antiken Dichter stellt normales erotisches Gefühl dar, sie ist eine Naturerscheinung, ein Naturzwang, der von auſsen kommt und über dem menschlichen Wesen waltet, ohne daſs sich der Mensch gegen sie wehren kann. Wilhelm meint etwas ganz anderes. Bei ihm bedeutet die Liebe etwas, was der Mensch erstreben, verdienen soll. Es ist etwas, was er durch seine Tüchtigkeit und Ausdauer, seine Ergebenheit und Treue erreichen kann. Der Dichter benennt die Geliebte kein einziges Mal im Liede, und das ist auch kein Zufall, denn es handelt sich nicht um die Geliebte, auch nicht um die von ihr angeregte Leidenschaft, sondern um einen moralischen Zustand, der von dem Menschen selbst angestrebt, gepflegt und unterhalten werden muſs, der auch allein genügt, um den Menschen zu erheben und ihm die letzte Befriedigung zu geben.

Ich werde die Einzelausdrücke Wilhelms nicht analysieren. Für unser Thema genügt der Hinweis, daſs der Begriff der Liebe als Selbstzweck, als eine Art moralischer Selbstzüchtigung, als ein geistiger Zustand, der durch besonders gute Lebensführung erreicht werden kann, nur in der christlichen Liebeslehre eine Parallele hat und dementsprechend als durch die christliche Liebesphilosophie angeregt, aufzufassen ist.

Wilhelm weicht in seinen theoretischen Liebesauffassungen auf diese Weise von der antiken Tradition ganz entschieden ab, und dieser Umstand hat seine Bedeutung nicht nur für die Charakteristik des Wesens der Dichtung des ältesten Trobadors, sondern er bleibt auch für die ganze nachfolgende Dichterschule maſsgebend. Das Lied Wilhelms *Pus vezem* stellt ein dichterisches Manifest für die ganze Trobadordichtung dar. Die Liebe im antiken (und allgemeinmenschlichen) Sinne als eine psycho-physiologische Naturerscheinung wird zwar auch von den Trobadors zugelassen. Sie entlehnen aus der Antike auch die sprichwörtlich gewordene Formulierung des erotischen Gefühls: omnia vincit amor. Trotzdem bleibt die von Wilhelm gegebene Charakteristik der Liebe als eines zu empfehlenden und durch Selbsterziehung zu erreichenden Zustandes vorherrschend. Es ist dabei nicht schwer zu bemerken, daſs Wilhelm nicht nur chronologische, sondern auch genetische literar-historische Priorität in bezug auf diese neue Liebesauffassung zukommt: die so interessante, so oft behandelte, so bewunderte, rätselhafte Theorie der Trobadorliebe als einer Tugend, als eines notwendigen, durch moralische Vervollkommnung erreichbaren Zieles geht auf die erwähnte Kanzone von Wilhelm zurück.

Entscheidende Unterschiede zwischen Wilhelm und der antiken Tradition zeigen sich auch in anderen Liebesliedern des ersten Trobadors, obgleich er hier weniger im mittelalterlichen Sinne theoretisiert und mehr von seiner Verliebtheit spricht, für die er innige und schöne Worte findet und allgemein menschliche Motive des erotischen Gefühls berührt.

Die drei hierhin gehörenden Lieder Wilhelms stellen eine Glanzleistung des mittelalterlichen Stils dar. Im Liede *Farai chansoneta* verwertet der Dichter mit verschleierter, aber gerade darum um so stärker wirkenden Geschicklichkeit das Litanei- bzw. Refrainprinzip, indem er in jeder Strophe „meine Herrin“ (*domna*) und „ich liebe“ (*am*) wiederholt. Der Gedankengang des Liedes wird in jeder Strophe weitergesponnen, die syntaktischen Zusammenhänge werden geändert, das Leitmotiv *domna* kehrt dagegen hartnäckig wieder, das im Reim stehende *am* hämmert aufdringlich auf Ohr und Verstand und das ganze gestaltet sich zu einer anscheinend unwillkürlichen, aber um so überzeugenderen Bekenntnis zur unlösbaren unwiderruflichen Liebe, wobei das Gebetartige der Form die Stimmung in die Sphäre des höheren Ernstes versetzt.

Ich frage mich nun, ob es nur ein Zufall ist, daſs das Lied Ähnlichkeiten mit der *Invitatio amicae*, dieser Nachahmung des Hohen Liedes aus dem 10. Jh. aufweist?

Wilh., Farai chansoneta:	Jam dulcis amica, venito:
Qual pro i auretz, domna conja,	Karissima, noli tardare;
Si vostr'amor mi deslonja?	Studeamus nos nunc amare,
E sapchatz, quar tan vos am,	Sine te non potero vivere;

Tem que la dolors me ponha . . .
Qual pro i auretz, s'ieu m'enclostre
E no'm retenetz per vostre?
Totz lo joys del mon es nostre,
Domna, s'amduy nos amam.

Jam decet amorem perficere.
Quid juvat deferre, electa,
Quae sunt tamen post facienda?
Fac cito quod eris factura,
In me non est aliqua mora.

Das lateinische Lied wurde in den *Carmina Burana* im 12. Jh. einige Male nachgeahmt. Ich halte es für mehr als wahrscheinlich, daſs auch Wilhelm bei der Abfassung seines Liedes die Invitatio im Sinne hatte.

Im Liede *Mout jauzens* wiederholt Wilhelm litaneienartig das Wort *joy*. Sonst stellt das Lied ein glänzendes Beispiel des der antiken Dichtung so fremden und in der mittelalterlichen Dichtung so beliebten Kunstgriffes der Häufung von gleichen Satzgliedern dar, der programmäſsig durch das ganze Lied geführt wird.

Beispiel:

en voler ni en dezir,
ni en pensar ni en cossir . . .

oder:

Pres suy del penr'e del grazir
E del celar e del blandir
E de sos plazer dir e far usw.

Im Liede *Ab la dolchor* wird das Prinzip des mittelalterlichen Gedankenimpressionismus durchgeführt: jede Strophe bildet ein unabhängiges gedankliches Ganzes, wobei der Zusammenhang nur durch die Ähnlichkeit der Stimmung, nicht durch die logische Gedankenverkettung gegeben wird. Dieser Ausdrucksimpressionismus war durch das Strophenprinzip ermöglicht. Die Strophen, besonders wenn sie ein eigenes Reimsystem besaſsen, bildeten einen bequemen Rahmen für selbständige gedankliche Einzelmotive, die nicht durch ihre logische Verbundenheit, sondern infolge ihrer Nebeneinanderstellung wirken sollten. Dieser Kunstgriff wird nach Wilhelm oft gebraucht und miſsbraucht, ohne daſs das Künstlerische Wilhelms erreicht wird.

Für unser Lied ist jedoch von Interesse zu bemerken, daſs die beste seiner Strophen (und gleichzeitig vielleicht eine der besten Strophen der altprovenzalischen Lyrik) die Bearbeitung eines mittelalterlichen Motivs darstellt:

La nostr'amor vai enaissi
Com la branca de l'albespi
Qu'esta sobre l'arbre treman,
La nuoit, a la ploia ez al gel,
Tro l'endeman, que'l sols s'espan
Pel las fueillas verz e'l ramel.

Anal. Hymn. 48, 312 (13. Jh.):

Amor exemptus pretio
Est velut flos arboris
Quem natum vis frigoris
Extinguit cum folio.

Der lateinische Gedanke geht auf die Äuſserungen von Kirchenvätern über die Liebe dieser Welt zurück (Anselmus: Res huius mundi . . .

sunt quasi flos agri, quem frigus et aura cremavit — Migne 158, 705). Es ist kein Zufall, dafs der Dichter den generalisierenden Ausdruck „unsere Liebe" gebraucht, er denkt an die irdische Liebe überhaupt, an den *amor huius mundi*; in dem zweiten Teile des Satzes bekommt der ästhetische Gedanke das Übergewicht: auch für unsere irdische Liebe gibt es warmen Morgen und Sonne und Freude und Glück. Der religiöse Vergleich wird modifiziert und es entsteht ein höchst wirksames emotionales dichterisches Motiv. So zeigt der Dichter sein Können in dem „Handwerk" des Dichtens (vgl. seinen eigenen Ausdruck *obrador*).

Eine flüchtige Durchsicht der Lieder des ersten Trobadors zeigt schon auf diese Weise, dafs er, wenn er auch manchen Zug von Ovid entlehnt hatte, doch im wesentlichen Träger einer anderen, von der klassischen Dichtung abweichenden Kunst ist. Die gleiche Feststellung, aber in viel kategorischerer Form, kann man auch bei Marcabrun machen. Der zweitälteste Trobador[1], dessen Bedeutung für die weiteren Schicksale der Trobadorkunst ganz ungeheuer ist, steht im allerengsten Zusammenhang mit der geistigen Bildung des Mittelalters und den Gepflogenheiten der mittellateinischen Literatur, weist aber gar keine Momente auf, die wir dem antiken Einflufs zuschreiben könnten. Dasselbe gilt von seinen Nachahmern Peire d'Alvernhe und Bernart Marti. Aber auch die Liebesdichter, wie Cercamon und Rudel, die sich so eng an die Dichtung Wilhelms anschliefsen, enthalten keine nachweisbaren antiken Züge. In der ersten Entwicklungsperiode der Trobadorpoesie tritt der antike Einflufs nur bei Wilhelm in Erscheinung, spielt aber bei seinen unmittelbaren Nachfolgern keine Rolle. Die das Wesen ihrer Dichtung konstituierenden Elemente stammen aus anderen Quellen.

Eine bestimmte Änderung können wir erst nach der Mitte des 12. Jh. bemerken, und zwar tritt sie mit der Dichtung Bernards von Ventadorn auf.

Bernart de Ventadorn.

B. de Ventadorn war ein Zeitgenosse von Chrestien de Troies, lebte in der Epoche der Abfassung der Romane des antiken Zyklus und der Ovidbearbeitungen, und es ist daher nicht verwunderlich,

---

[1] Marcabrun hat Ovid gekannt. In der Tenzone mit Catola heifst es über die Liebe: Ovidis mostra chai e l'ambladura o retrai, que non soana brun ni bai. Ovid wird als Zeuge dafür angeführt, dafs die Liebe (verstehe die fleischliche Liebe) in moralischer Hinsicht eine bedenkliche Erscheinung darstellt. Dadurch wird gleichzeitig auch ein Urteil über Ovid, den Lehrer dieser Liebe, gefällt. Marcabrun konnte als Moralist natürlich nur negativer Meinung von der Liebesdichtung Ovids sein. Er vertrat dieselbe Auffassung, die wir bei seinen religiösen Zeitgenossen treffen (vgl. Migne 84, 379f.). Wenn wir daher in seinen Liedern keine Ovid'schen Elemente treffen, so erklärt sich das nicht durch seine Unkenntnis, sondern durch seine bewufste Abneigung gegen den römischen Dichter.

wenn auch er sich an Ovid anschloſs. Eine systematische Untersuchung seiner Lieder in bezug auf den Ovidschen Einfluſs ergibt folgendes Bild (ich schlieſse mich der Reihenfolge von Appel an).

In dem ersten Liede der Ausgabe von Appel (*Ab joi mou*) entwickelt der Dichter den von Wilhelm übernommenen Gedanken von der Liebesfurcht und der Notwendigkeit der Verschwiegenheit in der Liebe. Er beginnt mit direkter Anlehnung an Wilhelm:

	Wilhelm, *Mout jauzens*:
Mas greu veirez fin 'amansa	Tal paor ai, qu'ades s'azir . . .
Ses paor e ses duptansa,	
C'ades tem om vas so c'ama falhir,	Ni ieu nezeys, tan tem falhir,
Per qu'eu no 'm aus de parlar enardir	No l'aus m'amor fort assemblar.

Die nächsten Verse stellen, wie es scheint, eine Umkehrung der Äuſserungen von Ovid, A. A. II, 631 dar. Ovid klagt, daſs unbescheidene Liebhaber nicht nur ihre Liebe ausplaudern, sondern sogar mit erlogenen Liebeserfolgen prahlen. B. d. V. dagegen sagt, er sei bereit zu lügen, um seine Liebe zu verheimlichen.

C'anc nulhs om mo joi no 'm enquis,	. . . fingunt quidam, quae vera negarent,
Qu'eu volonters no l'en mentis.	Et nulli non se concubuisse ferunt.

Ferner wird der Gedanke von der Verschwiegenheit näher begründet, indem er wahrscheinlich Wilhelm (*Ab la dolchor*) im Sinne hat:

Car no 'm par bos essenhamens,
Ans es foli 'et efansa,
Qui d'amor a benanansa
Ni 'n vol so cor ad autre descobrir.

Erinnerte er sich aber dabei auch an die Ars amatoria, II, 603 ff. über die Verschwiegenheit in der Liebe? Ich halte das für ziemlich sicher. Hat er doch im weiteren Verlauf desselben Liedes die Lanze von Peläus erwähnt, die ebenfalls auf Ovid zurückgeht:

	Remedia am. V. 44 f.:
Com de Pelaus la lansa,[1]	Una manus vobis vulnus opemque feret
que del seu colp no podi'om garir,	Vulnus in Herculeo quae quondam fecerat hasta
Si autra vetz no s'en fezes ferir	Vulneris auxilium Pelias hasta tulit.

[1] Gui d'Uissel hat B. d. V. nachgeahmt (*Ja*):

Amor qu'es d'aital escarida,
que can nafra d'una partida,
sana puois . . .

und weiter:

Mas plaia, pos es tost garida
torna ben maintas vetz a dan
e sobre tot plaia d'aman.

B. d. V. hat, wie es aus der Zusammenstellung klar hervorgeht, nicht nur den Ovid'schen Vergleich übernommen, sondern den ganzen Gedankengang Ovids nachgeahmt, denn es handelt sich in beiden Fällen nicht um einfache Erwähnung der Peläischen Lanze, sondern um den Vergleich ihrer Wirkung mit der Wirkung der Liebe. Wir können immer wieder feststellen, daſs B. d. V. Ovid sehr aufmerksam gelesen hat.

Auch in der Tenzone mit Peire benutzt B. d. V. Motive, die er aus Ovid geschöpft hat. Im Gegensatz zu Peire rühmt er sich, von den Liebesketten endlich befreit zu sein:

Ni ja tan no'm sabriatz dir
Que mais en la folia torn.
Deu lau, fors sui de chadena,
E vos e tuih l'autr'amador
Etz remazutz en la folor.

Ovid. Amores, III, 11:

Cede fatigato pectore, turpis amor!
Scilicet adserui jam me fugique catenas
Vicimus et domitum pedibus calcamus amorem . . .
. . . Non ego sum stultus, ut ante fui.

Weiter erklärt der Dichter den Grund seiner Feindseligkeit der Liebe gegenüber:

Car d'una faussa me sove,
Que m'a mort e no sai per que,
Mas car l'amava finamen.
Faih ai longa carantena . . .

B. d. V. faſst kurz den Gedanken von der Miſshandlung seitens der Geliebten zusammen, den Ovid in der erwähnten Elegie mit aller Ausführlichkeit behandelt.

In derselben Tenzone benutzt der Dichter eine andere Stelle aus Ovid, in der dieser wünscht, daſs nicht die Männer, sondern die Frauen die werbende Rolle spielen sollen:

Peire, si fos dos ans o tres
Lo segle faihz al meu plazer,
De domnas vos dic eu lo ver:
Non foran mais preyadas ges,
Ans sostengran tan greu pena
Qu'elas nos feiran tan d'onor
C'ans nos prejaran que nos lor

Ars Am. I, 277:

Conveniat maribus, ne quam nos ante rogemus
Femina jam partes victa rogantis agat!

Unser Dichter hat die ganze Stelle Ovids im Gedächtnis, in der dieser sich darüber verbreitet, daſs in der Tierwelt das Weibchen sich dem Männchen gegenüber aktiv verhält und daſs der Mensch in dieser Beziehung eine Ausnahme in der Weltordnung bildet. Es handelt sich in der Tenzone auf diese Weise nicht um gelegentliche Motivübernahme, sondern um direkte und tiefgehende Nachahmung des antiken Vorbildes (vgl. Arch. Rom. 1927, 285).

Im folgenden Liede (*Amors enquera*) vergleicht der Dichter sich selbst mit dem Zweig und dem Laub im Winde:

Melhs no fa'l vens de la rama,
Qu'enaissi vau leis seguen
Com la folha sec lo ven

Heroid. V, 109:
Tu levior foliis, tum cum sine pondere suci
Mobilibus ventis arida facta volant.

Der Dichter gebraucht denselben Vergleich noch zweimal:

C'aissi com lo rams si pleya
Lai o'l vens lo vai menan
Era . . .
Aclis per far son coman.
(Lo rossinhols)

Exanimis artus et membra trementia vidi,
Ut cum populeas ventilat aura comas.
(Amores I, 7, 53f.)

Und:

Car aissi tremble per paor
Com fa la folha contra'l ven.[1]
(Non a)

Ut quatitur tepido fraxina virga Noto,
Sic mea vibrari pallentia membra videres.
(Heroid. 11, 76f.)

Das ganze Lied *Amors, enquera* stellt Beteuerungen der Liebe und Treue dar, die eine sehr nahe Parallele in der Elegie I, 3 von Ovid haben. B. d. V. sagt u. a., daſs er die Frau nicht nur liebt, sondern sie auch in Liedern verherrlicht:

Non dic laus, mas mortz mi venha
s'eu no l'am de tot mo sen;
mas, domn' Amors m'enliama,
que'm fai dir soven e gen
de vos manh vers avinen

Amores I, 3:
Vivere contingat teque dolente mori;
te mihi materiem felicem in carmina praebe:
provenient causa carmina digna sua.

Das Lied *Era 'm cosselhatz* entwickelt den von Ovid vertretenen Gedanken, daſs der Verliebte einen Nebenbuhler dulden muſs.

Die Untreue in der Liebe wird in der Regel von den Trobadors streng getadelt. Die Fragestellung und ihre Lösung bei B. d. V. beweisen daher schon allein, daſs er eine besondere, auſserhalb der mittelalterlichen Tradition stehende Quelle hatte. Der Dichter erklärt, es sei besser, die Hälfte zu behalten, als alles zu verlieren[2]:

---

[1] Nachgeahmt von Pons d'Ortafas (Aissi): La doussa color que 'us apar . . . mi fai en aissi tremolar, com fai la fuelha lo fortz vens.

[2] Der Gedanke, daſs der Liebhaber Nebenbuhler dulden muſs, wird später von anderen Trobadors wiederholt, so P. de Capdolh, (per): Si ma domna s'a d'autres preyadors, no m'en rancur ni non fauc mal semblan . . . und G. d. S. Leidier, (S'en): Anz volria qu'ames sinc senz amanz, sol qu'eu apres saubes que ames me. Über Peire Rogier später.

Que mais val, mon escien,
qu'eu ai'en lieis la meitat
que'l tot perda per foldat . . .
Pois vol autre amador
ma domn', eu no lo'l defen . . .

Ars am. II, 539f.:
Rivalem patienter habe: victoria tecum
stabit; eris magni victor in arte Jovis.

Wie in vielen anderen Fällen gibt B. d. V. auch hier nur die Schlufssentenz Ovids wieder. Beispiele und längere Argumentierungen von Ovid werden ausgelassen und durch einen kurzen Spruch ersetzt.

In der letzten Strophe haben wir das Motiv des mit Tränen geschriebenen Briefes. Auch hier handelt es sich um eine Erinnerung an Ovid:

De l'aiga que dels olhs plor,
escriu salutz mais de cen,
que tramet a la gensor.

Heroides III, 1ff.:
Quam legis, a rapta Briseide littera venit . . .
Quascumque adspicies, lacrimae fecere lituras:
sed tamen et lacrimae pondera vocis habent.

Der Ausdruck mitto salutem kommt auch in anderen Briefen der Heroiden (z. B. 15, 1f. u. a.) vor. Daraus ist der bei den Trobadors häufig gebrauchte Ausdruck des Liebesgrufses (salutz) entstanden.

Der Anfang und das Ende des Liedes von B. d. V. bestehen in der Bitte um einen Rat (quelque cosselh qu'el me do). Auch Ovid ist in Verlegenheit:

Quid faciam? monitis sum minor ipse meis.
(Ars am. II, 5.)

Im Liede *Bel m'es qu'eu* wendet sich der Dichter an die Liebe und macht ihr im Anschlufs an Ovid Vorwürfe, dafs sie ihn, den Besiegten und Gehorsamen, bedrängt:

Amors, e cals onors vos es
ni cals pros vo'n pot eschazer,
s'ausizetz celui, qu'avetz pres,
qu'envers vos no s'auza mover.

Amores I, 2:
En ego confiteor: tua sum nova praeda, Cupido,
Nec tibi laus armis victus inermis ero
Parce tuas in me perdere, victor, opes.

Am Ende des Liedes bekennt der Dichter seine Armut, findet aber einen Trost, denn die Liebe richtet sich nicht nach dem Reichtum:

Mas no s'eschai qu'il am tan paubramen;
pero be sai, qu'assatz for'avinen,
que ges amors segon ricor no vai.

Ars am. II, 165:
Pauperibus vates ego sum, quia pauper amavi.

Properz I, 16, 8:
Nescit amor magnis cedere divitiis.

(Vgl. auch Arch. Rom. 1927, 291.)

Auch im Liede *Be m'an* sind sichere Ovid'sche Elemente vorhanden. Der Dichter vergleicht sich mit dem mit einer Angel gefangenen Fische:

Aissi co'l peis qui s'eslais'el cadorn
e non sap mot, tro que s'es pres en l'ama,
m'eslaissei eu vas trop amor un jorn.

Ars am. I, 47ff.:
(Ovid vergleicht den sein Opfer suchenden Liebhaber mit einem Jäger und Fischer.) qui sustinet hamos, novit, quae multo pisce natentur aquae.

Der Vergleich mit der Angel und dem Fisch ist sehr verbreitet (vgl. Arch. Rom. 1927, 300f.). In unserem Falle ist es aber angebracht, anzunehmen, daſs B. d. V. von Ovid angeregt worden ist, weil das Bild nur bei ihm in Zusammenhang mit dem Liebesgedanken gebracht wird.

Weiter erklärt B. d. V. in demselben Liede, daſs er imstande ist, jede Frau zu lieben. Dieser Gedanke kommt etwas unerwartet, weil der Dichter bald danach bemerkt, er würde nur seine Geliebte lieben. Ovid gibt auch in diesem Fall Aufschluſs, denn B. d. V. denkt an die Ars am I, 269f., in der ausgeführt wird, daſs der Mann jede Frau gewinnen kann, wenn er nur Selbstvertrauen hat:

No sai domna, volgues o no volgues,
si'm volia, c'amar no la pogues.

Prima tuae menti veniat fiducia, cunctas
posse capi: capies, tu modo tende plagas.

Zum Schluſs ahmt B. d. V. die Heroiden nach:

En Proensa tramet joi e salutz . . .
Car eu lor man de so don non ai gaire

Her., XI.:
Aeolis Aeolidae, quam non habet ipsa, salutem mittit . . .

(Vgl. Arch. Rom. 1927, 284.)

Im Liede *Be'm cuidei*, das sonst aus Motiven von Wilhelm IX. besteht, haben wir ebenfalls antike Reminiszenzen:

Om c'ama be, non a gaire de sen

Amantes amentibus haud dissimiles (Plaut). (Arch. Rom. 1927, 290.)

ebenso wie der folgende Satz von der Zwecklosigkeit des Widerstandes in der Liebe:

Vei que re guerra no'm vau

Amores I, 2:

Nil opus est bello: veniam pacemque rogamus.

Im Liede *Conortz* erklärt sich der Dichter für schuldig. Trotzdem möchte er versuchen, die Geliebte durch treuen Dienst und gute Worte wieder zu besänftigen. Er lehnt sich dabei an die Ratschläge Ovids an:

Tan er gen servitz per me
sos fers cors durs e iratz,
Tro del tot si'adoussatz
Ab bels dihs et ab merce;
Qu'eu ai be trobat legen
que gota d'aiga que chai,
fer en un loc tan soven,
Tro chava la peira dura

Ars am. I, 467ff.:

Sit tibi credibilis sermo consuetaque verba,
Blanda tamen, praesens ut videare loqui.
Quid magis est saxo durum, quid mollius unda,
Dura tamen molli saxa cavantur aqua.
Ex Ponto, 4, 10, 5, non vi sed saepe cadendo.

Der Dichter benutzt in diesem Falle nicht nur die im Mittelalter weit verbreitete Sentenz von Ovid über die Wassertropfen, die den Stein aushöhlen können, sondern er ahmt auch den Gedankenzusammenhang nach, in dem sie von Ovid gebraucht wurde. B. d. V. hat Ovid mit gröſstmöglichster Aufmerksamkeit gelesen.

Das Lied *En consirier* stellt eine Ausführung und Weiterentwicklung der Gedanken, die Wilhelm im Lied *Mout jauzens*, Str. 8, angedeutet hat, dar (der Dichter wagt weder einen Boten an die Geliebte zu schicken, noch ihr seine Liebe persönlich zu erklären: sie muſs die Lage erraten und ihm helfen). Die Exposition von B. d. V. wird durch Entlehnungen aus den Heroiden erweitert. Der Dichter verliert die Sprache vor der Dame:

Per que'i lenga m'entrelia
can eu denan leis me prezen

Heroid. IV, 7ff.:

Ter tecum conata loqui, ter inutilis haesit
lingua, ter in primo destitit ore sonus.

und weiter:

Pois messatger no'l trametrai
ni a me dire no's cove . . .
e agrada'm qu'eu escria

dicere quae puduit, scribere jussit amor.

B. d. V. macht aus dem letzten Vers von Ovid eine ganze Strophe von 8 Versen. Ohne den Gedanken wirklich zu bereichern, amplifiziert er die Ausdrücke und verwässert die kondensierte Kraft des

antiken Satzes. Unter allen Trobadors war Wilhelm IX. der einzige, der Ovid mit ebenbürtiger Wucht und souveräner Selbständigkeit wiedergeben konnte. Die anderen, auch B. d. V. nicht ausgenommen, waren zu klein und mit der mittelalterlichen literarischen Tradition zu verwachsen, um die Höhe des künstlerischen Ausdrucks von Ovid zu erreichen.

Der Inhalt des Liedes *Estat ai* geht im grofsen und ganzen auf die Tradition von Marcabrun zurück (der Dichter verläfst die falsche Geliebte und wählt sich eine neue und bessere). Aber auch hier kommen Ovid'sche Züge vor. Der Dichter grollt der Dame und will ihre Untreue mit gleicher Münze bezahlen:

De cui que'm volha, serai drutz,
e trametrai per totz salutz,
et aurai mais cor volatge.
Truans vol esser per s'amor
e cove qu'ab leis aprenda.

Ars am. I, 645ff.:

Ludite, si sapitis, solas impune puellas,
hac magis est una fraude pudenda fides.
Fallite fallentes: ex magna parte profanum
sunt genus; in laqueos, quos posuere cadant...
Exemplo doleat femina laesa suo.

(Vgl. auch Arch. Rom. 1927, 282.)

Neben Motiven aus Wilhelm und Marcabrun entdecken wir auch Ovid'sche Momente im Liede *Lanquan vei*. Der Dichter sagt, er möchte zwar seine Geliebte verlassen, habe aber keine Willenskraft dazu:

Cor ai que m'en tolha,
mas non ai ges poder.

Amores III, 11b:

Odero si potero, si non, invitus amabo.
Quam, quamvis nolim, cogar, amare velim.

In der vierten Strophe desselben Liedes wird Ovid noch einmal nachgeahmt. B. d. V. gesteht, dafs es eine Torheit war, sich in eine so schöne Frau zu verlieben, denn sie wird immer stolzer und unzugänglicher, je mehr sie ihre Schönheit im Spiegel sieht. Zum Schlufs bittet er die Geliebte um Gnade.

Als no'n sai que dire,
mas: mout fatz gran folor
car am ni dezire
del mon la belazor.
Be deuri' auzire
qui anc fetz mirador!
Can be m'o cossire,
non ai guerrer peyor.

Amores II, 17:

Si quis erit, qui turpe putat servire puellae,
illo convincar judice turpis ego...

Formosae quoniam praeda futurus eram.

Ja'l jorn qu'elə's mire ni pens de sa valor, no serai jauzire de leis ni de s'amor.	Dat facies animos: facie violenta Corinnast: me miserum! cur est tam bene nota sibi? Scilicet a speculi sumuntur imagine fastus.
Ja per drudaria no m'am, que no's cove; pero si'l plazia que'm fezes qualque be . . . Que'l bes que'm faria no fos saubutz per me.	Non, tibi si facies nimium dat in omnia regni, collatum idcirco tibi me contemnere debes: aptari magnis inferiora licet . . . Non tibi crimen ero, nec quo laetere remoto. Non erit hic nobis infitiandus amor.

Der Trobador verfolgt, bald kürzend, bald erweiternd, den Inhalt des ganzen Liedes von Ovid und beweist wiederum, wie genau seine Kenntnis des antiken Liebesdichters war. Gleichzeitig können wir mit besonderer Deutlichkeit die Unterschiede des Stils beider Dichter beobachten. B. d. V. läſst die mythologischen Anspielungen Ovids aus, dagegen amplifiziert er das von Ovid kurz angedeutete Spiegelmotiv, wobei das psychologisch-realistische des Ausdruckes von Ovid, bei dem der Spiegel nur die Rolle eines nebenbei angeführten Vergleiches spielt, in ein konventionelles Bild verwandelt wird (bei Ovid: die Geliebte ist stolz, weil sie so schön ist; bei B. d. V.: sie ist stolz, weil sie ihre Schönheit im Spiegel gesehen hat). Auch die Schluſsbitte um Erhörung wird von B. d. V. durch die Einführung des Motivs der Verschwiegenheit konventionalisiert. So verwandelt sich die allgemein-menschliche Darstellung von Ovid in eine mittelalterlich-stilisierte Schilderung, in der wir leicht die Seele des mittelalterlichen Künstlers mit ihren simplifizierenden Erfassungsfähigkeiten und den konventionellen Stilgewohnheiten wahrnehmen können.[1]

Auch im Liede *Lanquan* sind mehrere Reminiszenzen aus Ovid vorhanden. Die Herrin führt den Dichter irre: sie gebraucht so viel List und macht so viele Ausflüchte, daſs der Dichter immer wieder durch den Schein betrogen wird:

---

[1] Vgl. Arch. Rom. 1927, 285. Das Ovid'sche Bild wurde später von mehreren Trobadors wiederholt, wobei B. d. V. als Vermittler zu betrachten ist. Zu den früher mitgeteilten Parallelen füge ich noch hinzu: R. Bistorz d'Arle (A vos) — Si us desplatz car vos voil be . . . miratz vostra beutat gran en un miralh, e pois cre que non tenretz a folia qu'ie'us am. Sordel gebraucht das Bild in zwei Liedern: Tostemps und Atretan. Carbonel spinnt den Gedanken weiter aus (Qui pogues): er möchte, daſs man im Spiegel auch moralische Eigenschaften sehen könnte, dann könnte er zur moralischen Hebung der Menschen dienen.

Tan sap d'engenh e de ganda
c'ades cuit c'amar mi volha,
be doussamen me truanda,
c'ab bel semblan me cofonda.

Der Gedanke von der Liebeslist der Frauen, die es verstehen, jedem gefällig zu sein, stellt wohl eine Reminiszenz an die Unterweisungen Ovids in dem dritten Buche der Ars am. dar. Weiter treffen wir aber sichere Entlehnungen aus Ovid.

Dem Verliebten ist die Speise von keinem Nutzen:

C'a me no te pro vianda

Her. XI, 28:

sumebant minimos ora coacta cibos.

Der Dichter will der Herrin beim Ausziehen behilflich sein:

Qu'en sia per sa comanda
pres del leih, josta l'esponda
e'lh traga'ls sotlars be chaussans

Ars am., II, 211:

Nec dubita teretri scamnum producere lecto
et tenero soleam deme vel adde pedi.

Ovid zeigt dem Liebhaber, wie er der Geliebten gegenüber gefällig sein kann. B. d. V. faſst dieselbe Situation als Wunschtraum auf.

Die Geliebte darf weder dem Freunde noch dem Verwandten gegenüber gelobt werden, denn überall lauern Gefahren der Liebe. Diesen Gedanken von Ovid wiederholt B. d. V. im Liede *Lonc temps*:

El mon tan bon amic non ai,
Fraire ni cozi ni paren,
Que si'm vai mo joi enqueren,
Qu'ins e mo cor no l'azire.
E s'eu m'en volh escondire,
No s'en tenha per trait.
No volh, lauzengier me tolha
S'amor . . .

Ars am. I, 751 ff.:

Heu facinus, non est hostis metuendus amanti;
Quos credis fidos, effuge: tutus eris.
Cognatum fratremque cave carumque sodalem:
Praebebit veros haec tibi turba metus.

ib. 741 f.:

Ei mihi! non tutumst, quod ames, laudare sodali!
Cum tibi laudanti credidit, ipse subit.

Denselben Gedanken entwickelt Ovid auch in Amores III, 12 (der Dichter hat seine Geliebte gelobt und hat sie infolgedessen durch Nebenbuhler verloren). Es ist wahrscheinlich, daſs B. d. V. bei der Abfassung seines Liedes auch dieses Ovid'sche Gedicht im Sinne hatte.

Im weiteren Verlauf des Liedes äuſsert der Dichter den Wunsch, von der Geliebten im Schlafzimmer empfangen und umarmt zu werden:

	Amores II, 18, 9:
E'm fezes latz al col	implicuitque suos circum mea colla lacertos.

(Vgl. im übrigen Arch. Rom. 1927, 300.)

Am Ende des Liedes erklärt B. d. V., daſs seine Lieder und seine Kunst von der Geliebten stammen. Dieses Mal handelt es sich wohl um eine Reminiszenz an Properz:

	Properz II, 1, 1ff.:
E s'eu sai chantar ni rire Tot m'es per lieis escharitz.[1]	Quaeritis, unde mihi totiens scribantur amores . . . Ingenium nobis ipsa puella facit. (Vgl. noch Properz III, 1.)

B. d. V. wiederholt mehrere Male, daſs er seine Kunst der Liebe verdankt (Ai, tantas bonas chanso; Chantars no por gaire valer; Non es meravelha; Ja mos chantars). Es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs wir hier mit einem Gedanken literarischen Ursprungs zu tun haben. Unsicher ist nur, ob B. d. V. direkt und nur auf Properz zurückging, oder ob der in Frage stehende Gedanke erst durch die Vermittlung der mittellateinischen Dichtung auf die Trobadorpoesie einwirkte.

Im Liede *Lo gens temps* klagt B. d. V. über die Strenge der Geliebten und ermahnt sie, angesichts des baldigen Alterns, nachgiebiger zu sein:

	Ars am. III, 59, 69f.:
E si no'm fai enan Amor e bel semblan, cant er velha'm deman, que l'aya bo talan.[2] (Vgl. Arch. Rom. 1927, 294.)	Venturae memores estote jam nunc estote senectae. Tempus erit, quo tu, quae nunc excludis amantes frigida deserta nocte jacebis anus.

Im Liede *Lo rossinhol* versichert B. d. V. der Geliebten seine Treue und Liebe, macht ihr aber gleichzeitig den Vorwurf der Verlogenheit:

---

[1] Auch Ovid kennt denselben Gedanken: Amores I, 3, 19f.
Te mihi materiem felicem in carmina praebe,
provenient causa carmina digna sua.

[2] Das Motiv wird später von anderen Trobadors wiederholt. P. Vidal, Anc no: en breu serem ja velh ilh e eu; e s'aissi pert lo meu e'l seu joven, mal m'es del meu e del seu per un cen. G. d. S. Leidier, S'eu tot: Que'l temps s'en vai e non enansam re e quan se revelha testa crotlanz nos trobaretz. Uc d. Circ, Passada: Die Dame ist alt geworden und kann Liebhaber nur gegen Bezahlung haben.

Amores II, 19, 13ff.:

Soven me rept' e'm plaideia
e'm vai ochaisos troban;
e can ilh en re feuneia,
vas me versa tot lo dan.

(Corinna heuchelte Unschuld.)
A! quotiens finxit culpam, quantumque licebat
insonti, speciem praebuit esse nocens.

Der Dichter entschließt sich wegen der Unaufrichtigkeit der Geliebten die Methode der scheinbaren Zurückhaltung und Gleichgültigkeit anzuwenden. Das ist der Rat Ovids in der erwähnten Elegie:

Amores II, 19, 33, 35:

De tot loc on ilh esteya,
Me destolh e'm vau lonhan,
E per so que no la veya
Pas li mos olhs claus denan
Car cel sec Amors, que's n'esdui
E cel l'encaussa qu'ela fui.
Ben ai en cor del estraire
Tro que vas midons repaire.[1]

(Das Thema des Liedes von Ovid: nur das schwer Zugängliche wird gewünscht und geliebt. Daher muſs man in der Liebe Gleichgültigkeit heucheln, um dadurch sicherer die Gegenliebe zu erwecken.)

Quod sequitur, fugio, quod fugit ipse sequor.
Si qua volet regnare diu, deludat amantem.

Auch in diesem Lied verfolgt B. d. V. nicht etwa eine isolierte Sentenz von Ovid, sondern ahmt den Inhalt der ganzen Elegie nach.

Unser Trobador erklärt sich wiederholt von der Liebe besiegt, indem er um Gnade und Nachsicht bittet:

Amores 3, 5:

Non es
E d'ome qu'es aissi conques,
pot domn'aver almorna gran.
Bona domna, re no'us deman
mas que'm prendatz per servidor . . .

Audierit nostras tot Cytherea preces!
Accipe, per longos tibi qui deserviat annos,
accipe, qui pura norit amare fide.

Im Liede *Can l'erba* hören wir:

Amores I, 2, 19f.:

Per deu, Amors, be'm trobas vensedor.

En ego confiteor, tua sum nova praeda, Cupido
Porrigimus victas ad tua jura manus.

In demselben Liede wendet sich der Dichter an die Geliebte und bittet sie um Gegenliebe, denn das Leben vergeht und das Beste wird verloren:

---

[1] B. d. V. wiederholt noch einmal dieselbe Sentenz (Can vei):
Eu sec sela que plus vas me s'ergolha,
e sela fuih que'm fo de bel estatge.

Per deu, domna, pauc esplecham d'amor!
Vai s'en le temps e perdem lo melhor.

Ars am. III, 60ff.:

Sic nullum vobis tempus abibit iners
dum licet, et veros etiamnum degitis annos,
ludite. Eunt anni more fluentis aquae.
Utendum aetate: cito pede labitur aetas.

Da, wo die Kühnheit in der Liebe nicht genügt, ist die Schlauheit anzuwenden:

Parlar degram ab cubertz entresens,
e pus no'ns val arditz, valgues nos gens!

Heriod. 16, 81f.:

A, quotiens digitis, quotiens ego tecta notavi signa...
Ars am. II, 14: hoc erit artis opus.

Und weiter:

Be deuri'om domna blasmar,
car trop vai son amic tarzar...
C'amar pot om e far semblan alhor,
e gen mentir lai on non a autor.

Ars am. III, 88ff.:

Gaudia nec cupidis vestra negate viris...

Amores I, 8, 85:

Nec si quem falles, tu perjurare timeto.

Im Liede *Can vei la lauzeta* erklärt der Dichter die Unzulänglichkeit seiner Erfahrungen in der Liebe:

Ai, las! tan cuidava saber
d'amor e tan petit en sai.[1]

Ars am. II, 547f.:

Hac ego, confiteor, non sum perfectus in arte.
Quid faciam? monitis sum ipse minor meis.

In der dritten Strophe dieses Liedes vergleicht der Dichter die Augen der Herrin mit einem Spiegel und sich selbst mit dem Narcissus, der zugrunde ging, nachdem er sich im Spiegel eines Quells gesehen hat. Die Wortwahl zeigt, daſs B. d. V. die Narcissuslegende aus dem Metamorphosen 3, 339ff., gekannt hat.

Der Dichter führt weiter aus, daſs seine Geliebte wirklich einen weiblichen Charakter hat:

Car no vol so qu'om deu voler
e so qu'om li deveda, fai.

Amores II, 19, 3 und III, 4, 17:

Quod licet ingratum est, quod non licet acrius urit.
Nitimur in vetitum cupimusque negata.

---

[1] Raimbaut de Vaqueiras, *Assatz*, spielt wohl auf dieselbe Stelle von Ovid an: Assatz sai d'amor ben parlar ad ops dels autres amadors, mas al mieu pro, que m'es plus car, non sai ren dire ni comtar...

Der Ovid'sche Spruch von der verbotenen Frucht war im Mittelalter weit verbreitet. B. d. V. übernimmt aber nicht nur den Spruch, sondern auch dessen Anwendung in bezug auf die Frau, mit anderen Worten: er hat die Ovid'sche Elegie III, 4 gelesen.

Am Ende des Liedes erklärt der Dichter seinen Wunsch, die unnahbare Geliebte zu verlassen und sich zu entfernen:

Aissi 'm par de leis e'm recre . . .
E vau pos ilh no'm rete.

Denselben Entschluſs hören wir auch im Liede *Tuih cil*:

	Remed. 214:
Qu'en terra estranha m'iria . . .	I procul, et longas carpere perge vias.

Der beste Rat, unglückliche Liebe zu heilen, besteht nach Ovid in der Entfernung ins fremde Land.

Auch das Lied *Can vei la flors* besteht zum groſsen Teil aus Ovid'schen Elementen. Der Dichter versichert zuerst, er könne von der Liebe, trotz des Schadens, den sie ihm verursacht, nicht ablassen, denn die Liebe ist stärker als sein Wille:

	Amores III, 11b:
Ja no crezatz qu'eu de joi me recreia ni'm lais d'amar per dan qu'aver en solha, qu'eu non ai ges en poder que m'en tolha, C'amors m'assalh, que'm sobresenhoreia; e'm fai amar cal que'lh plas' e voler.	Luctantur pectusque leve in contraria tendunt. Hac amor, hac odium, sed puto vincit amor. Odero, si potero, si non, invitus amabo.
E s'eu am so que no'm deu eschazer, forsa d'amor m'i fai far vassalatge.	Quam, quamvis nolim, cogar, amare velim.

Weiter geht B. d. V. noch einmal auf den Gedanken der Amores II, 19 zurück und sagt, daſs nur die schwer zugängliche Frau starke Liebe erweckt:

	Amores II, 19:
Eu sec sela que plus vas me s'ergolha e sela fuih que'm fo de bel estatge, c'anc no vi ni me ni mo messatge.[1]	Quod sequitur, fugio, quod fugit, ipse sequor . . . At mihi concessa finis amoris erit.

Ovid führt aus, daſs die Liebe nur durch Hindernisse wach gehalten wird; ist die Frau zugänglich, dann verflüchtigt sich das Liebesgefühl. B. d. V. fast sich kürzer, indem er die langen Ausfüh-

[1] Peire Bremon, *Tut van*, wiederholt denselben Gedanken: Amors mi sec menassan, qu'ieu non puosc fugir, lieis qu'em fug denan, non puosc ieu seguir.

rungen von Ovid als bekannt voraussetzt: Per qu'es mal sal, que ja domna m'acolha — zu ihrem eigenem Unheil zeigt die Frau ihr Entgegenkommen in der Liebe.

Im Liede *Tant ai* vergleicht sich der Dichter mit ainem Schiff auf den Wellen:

	Amores II, 4, 7ff.:
Eu ai la bon'esperansa, mas petit m'aonda, c'atressi'm ten en balansa, com la naus en l'onda.	Nam desunt vires ad me mihi jusque regendum; Auferor ut rapida concita puppis aqua.

Der Vergleich mit einem Schiff gehört zu den häufigsten Vergleichen der antiken und der mittellateinischen Literatur (vgl. Arch. Rom. 1927, 295). Trotzdem nehme ich an, daſs in diesem Falle die Anregung von Ovid kam. In der mittellateinischen Literatur handelt es sich um den Vergleich des menschlichen Lebens mit Schiff im allgemeinen. B. d. V. hat dagegen, wie Ovid, den Zustand des Verliebten im Sinne. Auſserdem fällt auch die inhaltliche Übereinstimmung beider Texte ins Gewicht.

Unser Dichter beklagt sich weiter über die schlaflosen Nächte:

	Her. XI, 29:
Tota noih me vir' e'm lansa de sobre l'esponda.	Nec somni faciles et nox erat annua nobis.

Die Schlaflosigkeit aus Liebe wird auch im Liede *Can par* beschrieben.

	Amores I, 2, 1ff.:
Be sai la noih can me despolh el leih qu'eu no dormirai re. Lo dormir pert, car eu lo'm tolha per vos, domna, don me sove.	Esse quid hoc dicam, quod tam mihi dura videntur strata, neque in lecto pallia nostra sedent, et vacuus somno noctem, quam longa, peregi . . .

Die Elegie 1, 2 wird von B. d. V. auch in anderen Liedern benutzt. Die Übereinstimmung auch in bezug auf das Motiv der Schlaflosigkeit kann daher nicht zufällig sein. Dieses Motiv wird übrigens in der altprovenzalischen Lyrik ausführlich nur von B. d. V. und Arnaut de Maruelh benutzt, d. h. nur von den Dichtern, die unter starkem Einfluſs Ovids standen.

Das Lied *Tant ai* hat noch eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit. Der Dichter vergleicht sich selbst mit einem Helden aus der erzählenden Literatur:

Plus trac pena d'amor
de Tristan l'amador,
que'n sofri manhta dolor
per Iseut la blonda.

Woher kommt dem Dichter die Anregung zu einem solchen Vergleich? Vor B. d. V. treffen wir ähnliche Vergleiche nicht. Bei ihm finden wir dagegen mehr als einmal solche literarische Anspielungen. Zweimal handelt es sich dabei um Ovid'sche Motive (Narcissus, Die Lanze von Peläus). Das legt den Gedanken nahe, daſs der Kunstgriff den Werken Ovids entlehnt wurde und daſs seine Einführung in die Trobadorpoesie B. d. V. zu verdanken ist. Literarische Anspielungen finden wir danach im 12. Jh. bei R. d'Aurenga, Arnaut de Maruelh, Folquet de Marselha und R. de Vaqueiras. Zwei von den vier erwähnten Dichtern gehören zu den direkten Nachahmern Ovids.

Zum Schluſs weise ich noch auf einen Kunstgriff hin, den B. d. V. aus Ovid entlehnte und der Trobadordichtung vermittelte. Es handelt sich um die Apostrophatio Amors. Die ersten Trobadors sprechen viel von der Liebe, personifizieren sie jedoch nicht in antiker Weise, und so haben wir bei ihnen auch keine Gespräche mit Amor. Diese Gespräche beginnen erst mit der Dichtung von B. d. V., und die Betrachtung des Stoffes beweist nicht nur seine Abhängigkeit von Ovid, sondern auch die überaus groſse, ja, maſsgebende Bedeutung, die B. d. V. in diesem Punkt für die spätere Dichtung hatte.

Auſser dem bereits besprochenen Liede *Bel m'es qu'eu* finden wir die Anrede Amors noch in zahlreichen anderen Liedern:

Amors, e que'm farai? si guerrai ja ab te? (Pos preyatz)	Amores, I, 2, 21: Nil opus est bello, veniam pacemque rogamus.

Oder:

Amors, e que'us es veiaire? . . .
que que'm comandetz a faire,
farai o, qu'aissi's cove.

Ähnliche Beteuerungen der Unterwürfigkeit mit gleichzeitiger Bitte um Hilfe treffen wir in den Liedern *Tuih cil* und *Amors*.

Hand in Hand mit der Apostrophatio Amoris gehen die Äuſserungen über die Allmacht der Liebe (Amors, e que'us):[1]

Que nuls om no pot ni auza envers Amor contrastar: Car amor vens tota cauza.	Vergil, Ecl. 10, 69: Omnia vincit amor.

(Vgl. auch das Lied *Per melhs*: E per amor sui si apoderatz, tot m'a vencut a forsa, ses batalha.)

Alles zeigt, wie vertraut B. d. V. mit den herrschenden Vorstellungen der antiken Liebesdichtung war.

---

[1] In demselben Lied noch eine Ovidanspiegelung:

Mas l'amors qu'es en me clausa, non posc cobrir ni celar	Heroides, XII, 37 Quis enim bene celat amorem?

Nach B. d. V. gehört die Apostrophatio Amoris zu den gebräuchlichsten Kunstgriffen der Trobadordichtung.

Im Anschluſs an B.d.V. bzw. Ovid hören wir die Vorwürfe, daſs die Liebe denjenigen bedrängt, der ihr gehorsam ist. F. d. Marselha (*Amors*): Per qu'er peccatz, Amors, so sabetz, si m'aucisetz, pos vas vos no m'azire. R. de Vaqueiras (*Ja non*): E pus vassalhs acuelh senhor dins son capdelh, ni l'es obediens, pauc d'esforz fa, si'l vens.

R. d'Aurenga (M. G. 357, 4) sagt: Mas vos avetz l'us de Barrabas que'ls vostres faitz soteiras . . . No faitz ges als plus iros, mas ves aquels etz ombriva, qu'avetz en poder ses plai. Peire Duran (*con cel*): E etz vos lag, car qui'ls sieus vens ni pren senes forfach, no's pot d'enjan esdir. Mas vos, Amors, non etz mas per ausir mi. A. de Pegulhan (*A vos*): E fai ben pauc d'esfortz e gran orgolh e mal esenhamen sel qui selui combat qui no's defen. B. d. Palazol (*S'eu*): Amors, vostra mantenensa perdetz . . Ben pauc fai d'ardimen qui contra'l vencut s'en pren, a cui degra far valensa.

Manche Dichter richten denselben Vorwurf nicht an die Liebe, sondern an die Geliebte, so z. B. G. de Salinhac (*Tot*): Et er gran desmezuransa si'm faitz mal, pus no'm defen. Ds. G. de Calanso (*Tant doussamen*): Per ben dir vol domn'aucir celui qui no's defen.

B. d. V. wirft der Liebe vor, daſs sie ihn, den Besiegten, bedrängt. Er fordert sie aber auch gleichzeitig auf die Geliebte zu bedrängen:

Can l'erba:	Amores, I, 2, 50ff.:
Per deu, Amors, be'm trobas vensedor . . .	Parce tuas in me perdere, victor, opes!
Car una vetz tan midonz no destrenhs	Adspice cognati felicia Caesaris arma:
abans qu'ieu fos del dezirier estens?	qua vicit, victos protegit ille manu.

Ich führe einige Beispiele dieses Gedankens bei späteren Trobadors an. R. d'Aurenga sagt (*Aissi mou*): Amors, pro'm soi, d'ella pensatz! No'us sovenc d'ella, mas mi datz la mort, car vezetz que no'm tenc. Raimon Jordan ist ausführlicher (*Per qual*): Per cal forfaich o per cal faillimen, qu'ieu anc fezes encontra vos, Amors, mi destrenhetz ni'm tenetz enveios . . . e qui vencut vens, noi fai gran esfortz. Si vensiatz lieis qui no'us tem ni'us blan, adoncs sai eu que'i agratz honor gran (R. Jordan bringt denselben Gedanken auch im Liede *Vas vos soplei*). G. de Pueicibot (*Merces*): don faill, Amors, vostre sens, car me cui trobatz vencut . . . deschauzetz . . e lieis que vira l'escut vas vos non voletz destrenher. A. de Pegulha (*A vos*): A vos meteissa'm clam de vos, car etz e me intrada solamen e non intretz e midons issamen.

Arnaut de Maruelh (*Aissi cum mos*): Amors, te clam . . . que'm fassatz tan d'onor . . . qu'ab lieis me renda chuzimens. Im Liede *Bel m'es*: Amors . . . per so t'en prec, qu'un pauc ves mi lo sieu coratge vires. Ähnliche Äuſserungen finden wir weiter bei E. Cairel (*Per mantener*), Elias de Barjols (*Amors*), Albertet de Sestaro (*Mout es*),

Uc de S. Circ (*Nuilhs*), L. Cigala (*Non*), Carbonel (*Amors*), Gr. 106, 1. In der dritten Person wird Amor mit der gleichen Bitte angeredet von P. d. Capdolh (*Aissi*), Raimon Rascas (*Dieus*), D. d. S. Leidier (*Companho*).

Abweichungen von diesen Gedankenwendungen in den Anreden Amors kommen nur selten vor. A. d. Maruelh (*Us gais*) hebt die Allmacht der Liebe hervor. Gausbert de Pueicíbot (*S'ieu*) und Giraudo lo Ros (*A la mia*) tadeln die Liebe, weil sie ihnen nur Leid verursacht. E. de Barjols bittet Amor um Hilfe (*Amors*); er erklärt seinen Entschluſs, sie zu verlassen (*Morir*); beschuldigt sie, daſs sie nur schlechte Liebhaber unterstütze (*Amors, be'm*). Cadenet spricht von der Liebe als einem Krieger, gegen den keine Waffen schützen (*Amors*); beschuldigt sie, daſs sie gute Liebhaber im Stiche und schlechte gedeihen läſst (*Tals regina*). Daude de Pradas (*Trop*) sagt, daſs Amor stolz gegenüber Demütigen und nachgiebig gegenüber Frechen ist. R. de Barbezilh unterhält sich mit Amor darüber, ob er durch Geduld Freude erreichen kann. Ameus de la Broqueira (*Mentre*) schlieſst jede Strophe mit der refrainartigen Anrufung der Amor: Ei Amors, si, Amors.

Diese verhältnismäſsig wenigen und unbedeutenden Abweichungen von den Haupttypen der Apostrophatio der Liebe ändern das Gesamtbild nicht: die Anrede der Liebe bildet einen literarischen Kunstgriff, den B. d. V. unter dem Einfluſs von Ovid eingeführt hat. Die späteren Trobadors haben B. d. V. nachgeahmt.

Fassen wir die Ovid'schen Quellen bei B. d. V. zusammen. B.d.V. hat folgende Werke Ovids benutzt:

Amores, I, 2, 3, 8; II, 4, 17, 18, 19; III, 4, 11, 11b, 12.
Ars Am., I, 47ff., 269f., 277ff., 467f., 500f., 657f., 741, 751; II, 165, 211, 539, 603, 631f.; III, 59f., 89f.
Remedia, 46f.
Heroides, III, 1ff.; IV, 7ff.; V, 109f.; XI, 76f.; XV, 1f.
Ex ponto, 4, 10, 5.
Metamorph., III, 339—500.

Bei dieser Fülle von Entlehnungen aus Ovid fallen die wenigen Anklänge an Plautus, Vergil, Properz[1] nicht ins Gewicht. B. d. V.

---

[1] Ich vergleiche folgende Stelle von B. d. V. mit Properz:

(Amors)
Soven plor tan que la chara
n'ai destrech'e vergonhoza,
e'l vis s'en dezacolora,
car so don jauzir me degra
pert . . .

Properz, 15 El., V. 39f.
Quis te cogebat multos pallere colores
et fletum invitis ducere luminibus?

Voſsler (Bernart v. Ventadorn) führt Parallelen aus der Dichtung von Tibull, III, 4, 90 und I, 2, 27 an und vergleicht sie mit den Stellen aus B. d. V., *Non es meravelha*, 55f. und *Tant ai*. Die Abhängigkeit scheint mir jedoch nicht überzeugend zu sein.

hat sicher die antike Dichtung in größerem Umfange gekannt. Er wählte jedoch nur einen Lehrer — Ovid.

Der Umfang des Ovid'schen Einflusses auf B. d. V. zeigt sich nicht nur in der Zahl der Entlehnungen, sondern auch in der Art der Verwendung des antiken Stoffes. B. d. V. übernimmt nicht nur das bildliche Ausdrucksmaterial von Ovid, sondern er ahmt den Inhalt Ovid'scher Gedichte nach. Ihn interessieren nicht nur seine Vergleiche und Bilder, sondern vor allen Dingen seine Gedanken. Der Zusammenhang zwischen ihm und Ovid ist daher viel inniger, als eine bloße Zusammenstellung ähnlicher Stellen herauslesen läßt. Das wirkliche Maß der Abhängigkeit Bernards von Ovid tritt erst klar in Erscheinung, wenn wir ganze Lieder beider Dichter gegenüberstellen. Wir bemerken dann Zusammenhänge auch da, wo die äußere Ausdrucksform abweichend ist.

Die Frage nach der Bedeutung Ovid'scher Elemente für die Entwicklung der Kunst von B. d. V. und der Trobadorkunst im allgemeinen kann nur unter Berücksichtigung des evolutionsgeschichtlichen Moments richtig beantwortet werden, d. h. wir müssen die vorhergehenden Phasen der Entwicklung in Betracht ziehen.

Die Trobadors gingen nicht so sehr von ihren Erlebnissen als von den Gepflogenheiten und Regeln der bereits bestehenden literarischen Kunst aus. Für Wilhelm IX. und Marcabrun kann eine Ausnahme eingeräumt werden, weil sie zu originell und selbständig waren. Aber auch bei ihnen ist die Macht der literarischen Tradition sehr stark.

Wenn wir von diesem Standpunkt aus die Kunst von B. d. V. betrachten, so können wir bei ihm leicht drei wichtigste komponierende Bestandteile feststellen: 1. Elemente der Tradition von Wilhelm, 2. Marcabrun'sche Elemente, 3. Momente der Ovid'schen Inspiration.

Wie ich bereits erwähnt habe, hat Wilhelm in seinen wenigen Liebesgedichten einen Kanon des Liebesliedes geschaffen, den keiner von den Trobadors weder verdrängen noch wesentlich abändern konnte. Im Liede *Pus vezem* hat er eine Theorie der gesellschaftlichen Lebensführung gegeben, wonach sich der Liebende mit Geduld, Selbstverleugnung, Gehorsam und guten Taten auszurüsten hat. Im Liede *Farai chansoneta* wurde von ihm die Haltung des Ritters der Geliebten gegenüber formuliert (die Huldigungs- und die Werbungsform: Erklärung der Leibeigenschaft des Verliebten, Beschreibung der beispiellosen Schönheit der Dame, überschwengliche Beteuerungen der Liebe, dringende Bitte um Erhörung).

Der so entworfene Kodex der Liebesbeziehungen bildet das Grundelement der gesamten altprovenzalischen Liebesdichtung. B. d. V. stellt dabei keine Ausnahme dar.

Marcabrun hat seinerseits Bernart das Thema von der guten und der falschen Liebe, von guten und falschen Liebhabern vererbt.

Es würde uns jetzt zuweit führen, durch detaillierte Untersuchung alle Züge aufzuweisen, die B. d. V. den genannten ältesten Trobadors verdankt. Es genügt hervorzuheben, daſs Wilhelm'sche und Marcabrun'sche Elemente in mehr als der Hälfte seiner Lieder verarbeitet wurden.[1]

Wenn wir nun von den Elementen der Dichtung von Wilhelm und Marcabrun ausgehen, so wird uns klar, welche Bedeutung Ovid für B. d. V. gehabt hat.

Die Formulierungen von Wilhelm und Marcabrun sind abstrakter Natur. Wir erfahren aus ihnen gar nichts über die konkreten Beziehungen des Ritters zu der Geliebten, über die seelische und materielle Situation des Dichters und der Dame, über den Verlauf der Stimmungen, aus denen sich das Liebeserlebnis zusammensetzt. Alles, was B. d. V. Ovid entnimmt, dient nun zur Konkretisierung, zur Verinnerlichung der abstrakten Formeln von Wilhelm. Auf dem Hintergrund Wilhelm'scher formelhafter Stilmotive treten bei B. d. V. individualisierte Situationen hervor, und fast jedesmal, wo wir Momente persönlicher Wahrnehmung und individueller Darstellung bemerken, treffen wir auch Spuren des Ovid'schen Einflusses. Ovid hat B. d. V. geholfen, persönliche Stimmungen herauszuarbeiten, hinter dem Allgemeinen das Einmalige und Individuelle zu finden und das Traditionelle durch das Zufällige und das Einzigartige zu durchglühen. B. d. V. stellt in dieser Weise einen der frühesten Versuche dar, sich der antiken Kunstweltanschauung zu nähern. Einen endgültigen Sieg konnte er zwar nicht davontragen. Die Einflüsse der Zeit und die unzurechnende persönliche Begabung haben ihm nicht gestattet, die mittelalterliche Tradition zu überwinden und von der Nachahmung zur antiken Ebenbürtigkeit zu gelangen. Trotzdem behält er in der Literaturgeschichte seinen ehrwürdigen Platz als einer der ersten, die versuchten, durch das Studium der antiken Dichtung die Erkenntnis des eigenen Gefühlslebens zu gewinnen und wiederzugeben.

Nach B. d. V. haben wir kaum irgendwelche nennenswerten Anstrengungen, sich die antike Kunst zu eigen zu machen. Man begnügte sich mit der Verwertung von Motiven, die B. d. V. einführte, unter besonderer Bevorzugung der Apostrophatio Amors, ohne den Wilhelm—Marcabrun—Bernhard'schen Rahmen der Kanzone zu sprengen, ohne ihn zu erweitern. Auch die späteren Trobadors waren gebildet, auch sie haben Ovid gelesen. Es wurde jedoch kein neuer bemerkenswerter Versuch unternommen, die inhaltliche Armut der Liebeskanzone durch die Befolgung antiker Vorbilder zu variieren oder sie zu bereichern. Nach dem Versuch von B. d. V. erfolgte ein Rückfall, die Trobadordichtung blieb mittelalterlich.

[1] Elemente aus Wilhelm und Marcabrun sind im gröſseren oder kleineren Umfang u. a. in folgenden Liedern von B. d. V. zu treffen (die Numeration von Appel): 13, 14, 15, 17 bis 26, 33, 35, 36, 37, 39, 42, 43, 45.

B. d. V. bedeutete eine Renaissancedämmerung, der leider kein Sonnenaufgang der Renaissance folgte.

Ovid in der späteren Trobadordichtung.

Der Name Ovids war am Ende des 12. Jh. allgemein bekannt und wurde auch oft von den Trobadors zitiert (vgl. Arch. Rom. 1927, 287f.). Direkte Anlehnung an ihn treffen wir trotzdem bei den späteren Trobadors höchst selten, und zwar nur bei Arnaut de Maruelh, Folquet de Marselha und Peire Rogier.

Arnaut de Maruelh.

Arnaut de Maruelh bestätigt selbst, daſs er Ovid gelesen hat. Im Lied *Mout eron* führt er Ovid als Beweis dafür an, daſs Reichtum von keiner entscheidenden Bedeutung in der Liebe ist:

	Amores, I, 10, V. 17ff.:
Tan sui espaventatz,	Quid puerum Veneris pretio prostare jubetis? . . .
Car etz de tan rics plays.	Non decet inbelles aera merere deos.
Mas Ovidis retrays	(Das ganze Lied von Ovid richtet sich gegen die verkäufliche Liebe. Vgl. Arch. Rom. XI, 291.)
Qu'entre'ls corals amadors	
Non paratge i a ricors[1]	

Weiter sagt A. de Maruelh, daſs die Schönheit seiner Herrin so groſs ist, daſs sein Lob nicht ausreichen wird, um ihr gerecht zu werden. Die Gedankenwendung stammt aus der enkomiastischen mittellateinischen Dichtung. Er wurde von dort von Wilhelm in die provenzalische Dichtung übernommen und ist hier zum rhetorischen Gemeinplatz geworden. A. de Maruelh bringt eine Variation in den altbekannten Gedanken, indem er den Ovid'schen Satz — das Lob erhöht den Wert des Menschen — hinzufügt:

	Ex ponto, 4, 2, 36:
Atressi's creys vostra valors	. . . laudataque virtus
on om mays ne dis lauzors.	crescit et immensum gloria calcar habet.

(Der Spruch von Ovid wird auch von anderen Dichtern als schmükkende Sentenz verwendet, vgl. Arch. Rom., XI, 282.)

Der Ovid'sche Gedanke von der Rolle des Reichtums und der Armut in der Liebe beschäftigt unseren Dichter noch zweimal. Im Liede *Aissi cum* erinnert er sich an Ovid, indem er sagt, daſs er zwar arm ist, aber dafür die Herrin loben und ihr gehorsam sein kann:

[1] Vgl. auch Arch. Rom. 1927, 287 über den echten Adel des Menschen.

Qu'ab bels digz avinens
enans vostra honor,
e am tan de gran cor
lo vostre enantimens,
e'm ven parlar de grat . . .
Pros ni rics no sui ges
contra vostra valor,
mas pro sui conoissens
qui'm fai ben ni honors,
et en luec de ricor
sui vos obediens . . .

Amores, I, 10:

V. 59f.: Est quoque carminibus meritas celebrare puellas dos mea. Quam volui, nota fit arte mea.

V. 57: (Jeder bringt in der Liebe, was er kann: der Reiche Geld, der Arme Treue und Gehorsam.)

Oficium pauper numerat, studiumque, fidemque:
quod quis habet, dominae conferat omne suae.

Der arme Liebhaber ist sogar besser als ein Reicher, denn er ist immer bescheiden und verschwiegen (*La franquesa*):

Domna, per gran temensa
tan vos am e'us ten car,
no'us aus estiers preyar.
Mas plus fai ad honrar
us paupres avinens,
qu'en sap honor grazir
e'ls bes d'amor celar,
qu'us rics desconoissens,
cui par que totas gens
lo deion obezir.[1]

Art. am. II, 165ff.

Pauperibus vates ego sum, quia pauper amavi,
Cum dare non possem munera, verba dabam.
Pauper amet caute, timeat maledicere pauper,
multaque divitibus non patienda ferat.

Ovid argumentiert seine Verteidigung armer Liebhaber dadurch, daſs er selbst arm ist. A. d. Maruelh läſst dieses Moment aus, weil er die Stelle Ovids im Gedächtnis festhält und dadurch den Gedankenzusammenhang vervollständigt. Für den Leser wird seine Gedankenreihe nur dann ganz klar und die Ellipse ausgefüllt, wenn er den Ovid'schen Text heranzieht.

Wichtig ist die Beeinflussung Maruelhs durch Ovid in der Liebesepistel *Dona,* und zwar nicht nur wegen der Übernahme einiger Ovid'scher Motive, sondern auch weil wir hier beobachten können, wie unter dem Einfluſs von Ovid eine neue Dichtungsgattung entsteht.

---

[1] Auch Perigon spricht über die Gleichheit der Reichen und der Armen vor der Liebe:

Als auctors ai ancse auzit dir, qu'en ben amar em chascus d'un poder . . . (*Ben aio*).

Vgl. auch Sordel, *Per re*: Que no'l plaia ric om . . . mas a mi que no sui rics, par que'l mal qu'ieu trac per lieis tot l'an m'es honors.

Maruelh beginnt seine Epistel mit der Paraphrase des Einganges der Heroiden, IV:

Dona, genser qu'ieu no sai dir, per que soven planh e sospir, est vostr'amics fis e leials. assatz podetz entendere cals, mand'e tramet salutz a vos, mas a sos obs n'es sofraitos. Jamais salutz ni autre be non aura, si de vos no'l ve. (Der Dichter wagt nicht, einen Boten zu schicken, aber auch persönlich kann er sich nicht erklären.)	V. 1f.: Qua, nisi tu dederis, caritura est ipsa salute, mittit Amazonio Cressa puella viro. (gekreuzt mit Trist., 5, 13, 1: Hanc tuus e getico mittit tibi Naso salutem, mittere rem si quis, qua caret ipse potest.)
Ans o dissera ieu metes, mas tan soi d'amor entrepres, quan remir la vostra beutat, tot m'oblida quant n'ai pensat: messatge trametrai fizel, breu sagelat de mon anel . . . Cest cosselh m'a donat Amors, a cui deman tot jorn secors; Amors m'a comandat escriure so que la boca non ausa dire, e no puesc far esdig ni garda en so que Amors me comanda. Ar aujatz, dona, s'a vos plai so que mos breus vos dira lai.	V. 7f.: Ter tecum conata loqui ter inutilis haesit lingua, ter in primo destitit ore sonus. Qua licet et sequitur, pudor est miscendus amori. V. 10f.: Dicere quae puduit scribere jussit amor. Quidquid amor jussit, non est contemnere tutum: ille mihi primo dubitanti scribere dixit. V. 3: Perlege quodcumque est.

A. d. Maruelh gibt die Gedanken von Ovid genau wieder; da er jedoch gezwungen ist, infolge der analytischen Tendenzen des altfranzösischen Satzbaues die gedrängten synthetischen Satzgebilde Ovids in logische Einzelteile zu zerlegen und sie mit Hilfe von mehreren unabhängigen Sätzen auszudrücken, so entsteht notwendigerweise die Amplifikation, die nicht nur für A. d. Maruelh, sondern überhaupt für alle altfranzösischen Nachbildungen antiker Stoffe charakteristisch ist. Die Altfranzosen zergliederten die antiken Ausdrücke und Gedanken, sie kommentierten sie aber auch gleichzeitig: antike syntaktische und logische Kurzformen wurden entwickelt und erklärend auseinandergesetzt; das Halbangedeutete wurde voll ausgedrückt, die klassische Bestrebung nach maximaler Sparsamkeit des Wortmaterials wurde durch die elementaren Klarheitsbestrebungen abgelöst. An dem kleinen Beispiel können wir sehen, welche unüberwindlichen Schwierigkeiten der antike Stil dem altfranzösischen Dichter bot. Die Eigentümlichkeiten der Sprache und die ungenügende

Stil- und Gedankenschulung, die für die künstlerische Ineinanderschaltung von Gedanken im antiken Sinne notwendig war, machte die Nachbildung des antiken Stils durch die Altfranzosen unmöglich. Die altfranzösische Parataxe war geeignet, Material für den genialen Impressionismus des Rolandsliedes, nicht aber Mittel zur Wiedergabe der Stilkunst Ovids zu geben. So bleibt auch A. d. Maruelh trotz der engen Anlehnung an die Heroiden im Anfangsteil seiner Epistel mittelalterlich.

Die Epistel gestaltet sich weiter nach den Regeln des mittelalterlichen Briefstellers: nach der Anrede folgt die captatio benevolentiae (überschwengliches Lob der Herrin), expositio (ausführliche Schilderung der Verliebtheit des Dichters) und zum Schluſs die petitio (Bitte um Gnade). Diesem schulmäſsig-mittelalterlichen Aufbau entspricht auch der Stil des Liedes mit der Häufung von gleichen Satzgliedern, z. B.:

> La cortezi'e la beutatz
> e'l gen parlars e'l bels solatz,
> l'ensenhamens e la valors
> e'l gens cors e la fresca colors usw.

mit der viele Male angewandten Figur der Repetition (z. B.: Joi ni deport non puesc aver; non puesc aver joi ni deport; oder: Anc pueis de vos no si parti; no si parti de vos un torn; oder: er ai trop dig, mas no puesc mais . . . quant aiso dic, non puesc pus dir usw.), mit der konventionellen Beschreibung der Schönheit der Herrin und des verliebten Zustandes des Dichters, die ausschlieſslich aus den der früheren Trobadordichtung entnommenen Elementen besteht, mit der Anlehnung an die Gepflogenheiten der religiösen Sprache (en fatz en ditz et en pessars — cogitatione, verbo et opere des Konfessionsgebietes; flors de beutat, miralhs d'amor, claus de bon pretz usw. sind die Sinnbilder, deren wichtigste Quelle die lateinischen Marienlieder waren). In allen diesen Punkten entfernt sich A. d. Maruelh himmelweit von den Heroiden von Ovid, deren inhaltliche Verschiedenartigkeit, Gefühlsnuancierung, psychologischer Realismus für den mittelalterlichen Menschen einfach unnachahmbar war, da die Gedankenschulung des Mittelalters sich nicht auf die Erfassung subjektiver Gefühle und individueller Einzelerlebnisse richtete.

Und trotzdem entdecken wir im Liede von A. d. Maruelh ein weiteres Ovid'sches Element. Etwa ein Viertel des Liedes wird dem Traummotiv gewidmet. Der Dichter beschreibt zuerst die Schlaflosigkeit seiner Nächte. Weiter wird der erotische Wunschtraum geschildert. Der Dichter träumt seine Geliebte in seinen Armen zu halten, ist glücklich, bald kommt aber das Erwachen und die Enttäuschung.

Clauzi mos huelhs, fas un sospir,
en sospiran vau endormitz;
adoncs s'en vai mos esperitz,
tot dreitamen, dona, ves vos,
de cui vezer es cobeitos . . .
A son talan ab vos domneya,
embrass'e baiza e maneya;
ab que dures aissi mos soms
no volria esser reis ni coms . . .
E Rodocesta ni Biblis . . .
non agro la meitat de joi
ni d'alegrier ab lurs amis,
cum ieu ab vos, so m'es avis . . .
Pueis mi trassalh al resperir,
trobar vos cug, domna, latz mei,
mas no vos truep ni no vos vei . . .

Heroid., XIII, 107ff.:

Aucupor in lecto mendaces caelibe somnos.
Dum careo veris, gaudia falsa juvant.

Heroid., XV, 123ff.

Tu mihi cura, Phaon, te somnia nostra reducunt . . .
Illic te invenio, quamquam regionibus absis . . .
Saepe tuos nostra cervice onerare lacertos,
saepe tuos videor supposuisse meos.
Oscula cognosco . . .
Blandior interdum, verisque simillima verba
eloquor et vigilant sensibus ora meis.
Ulteriora pudet narrare, sed omnia fiunt . . .

Heriod., XIII, 111:

Excutior somno, simulacraque noctis adoro.

Heriod., XV, 126:

Sed non longa satis gaudia somnus habet.

Man könnte bei dieser Gegenüberstellung sagen, daſs die erotischen Träume im Leben ebenso oft wie in der Dichtung vorkommen und daſs A. d. Maruelh daher auf das Motiv auch ohne literarische Vorbilder kommen konnte. Ich erwidere darauf, daſs das wirkliche Liebeserlebnis aus zahllosen Elementen besteht, die dem Dichter gestatten, seine Schilderungen unendlich zu variieren. A. d. Maruelh trifft dagegen eine nur sehr beschränkte Auswahl, die stets durch literarische Vorbilder gestützt wird. So nehme ich mit Bestimmtheit auch in bezug auf das Traummotiv eine literarische Beeinflussung an. Der Umstand, daſs er die Heroiden gelesen hat, ebenso wie die nahe Übereinstimmung der angeführten Texte läſst kaum einen Zweifel darüber übrig, daſs unser Trobador auch in dem gegebenen Fall unter Ovid'schem Einfluſs stand.

Die Heroiden von Ovid haben nicht nur B. d. V. und A. d. Maruelh beeinfluſst, sondern auch eine Spur in der Technik anderer Trobadors hinterlassen. Es handelt sich um die Gattung des Liebesbriefes, die, wenn sie auch ihre wichtigsten Momente den mittelalterlichen Briefstellern verdankt, doch in bezug auf den Liebesgedanken letzten Endes auf die Heroiden zurückgeht (vgl. Arch. Rom., 1931, Sonderabdruck S. 36ff.). Auſserdem dringt die Eingangsformel

der Heroiden bzw. des provenzalischen Liebesbriefes auch in die Kanzone ein, die auf diese Weise die Form eines Liebesbriefes bekommt, vgl. G. de S. Leidier (*Domna*):

Domna, ieu vos sui messatgiers
e el vers entendetz de cui;
e salut vos de part celui
cui vostre jois alegr'e pais ...

Buvalelli kennt auch das Motiv des Salut (*D'un*):

D'un salutz me voill entremetre
tal que a midonz sapcha dir
tot mon talan e mon dezir ...
E puois anar n'i puois, per letre
li voill mandar ...

Sordel (*Domna valen*): Salutz e amistatz e tot quant pot de plazer ... vos manda cel ... Pistoleta denkt an dieselbe Eingangsformel (*Ai*): Ai, tan sospir mi venon noit e dia que me porton salutz e amistatz ...

Es scheint, daſs A. d. Maruelh auch in anderen Liedern unter dem Einfluſs von Ovid stand. Er schildert z. B. gerne die Allmacht der Liebe, wobei die Anklänge an den römischen Dichter kaum in Zweifel gezogen werden können (*Anc*):

	Amores, I, 2:
Anc vas amor no'm puesc recontradire,	Tu superas hominesque deosque.
pus anc i volc son poder demostrar;	
per qu'ieu non puesc sa guerra sols atendre,	Nil opus est bello: veniam pacemque rogamus
a sa merce me ren sos domesgiers,	
e ja mos cors vas lieis non er leugiers;	
qu'anc nuls amans pus lo premier conquis,	(Ovid versichert seine Untergebenheit in der Liebe.)
ni aquel eis no fo de cor pus fis.	

(Vgl. Domna: amors que totas causas vens = omnia vincit amor.)

Weiter lesen wir:

	Amores, I, 6, 1:
Et agra'm ops, vilas portiers, qu'aniei ves lieis ...	Janitor, indignum, dura religate catena, difficilem mota cardine pande forem.

Die Apostrophatio Amors, die wir bei ihm treffen (*Belh m'es* und Us gais) geht wohl ebenfalls auf Ovid zurück, der in diesem Fall direkt und durch B. d. V. indirekt einwirken konnte.

Die Kenntnis Ovids seitens A. d. Maruelh legt den Gedanken nahe, daſs er auch andere antike Autoren gelesen hat. An einem

Beispiel kann das positiv bewiesen werden. Bei B. d. V. haben wir mehrere Stellen getroffen, in denen die künstlerische Befähigung des Dichters als Folge der Liebe zur Herrin erklärt wird. Denselben Gedanken finden wir auch bei A. d. Maruelh, wobei die Ähnlichkeiten der Formulierung keinen Zweifel darüber lassen, daſs es sich um den Einfluſs von Properz handelt.

A. d. Maruelh, *La grans*:

La grans beutatz e fis ensenhamens
e'l verais pretz e la bona lauzors
e'l cortes aips e la fresca colors
que son en vos, bona dona plazens,
mi donan genh de chatar e sciensa.

Vgl. *Dona*:

Car de vos sai, dona, que'm ve
tot quant ieu fai ni dic de be.

Properz, II, 1, 1ff.:

Quaeritis, unde mihi totiens scribantur amores,
unde meus veniat mollis in ora liber.
Non haec Calliope, non haec mihi cantat Apollo:
Ingenium nobis ipsa puella facit.

Ist es nur ein Zufall, daſs A. d. Maruelh weiter denselben Vergleich wie Properz gebraucht?

A. d. Maruelh, *Cui que*:

Dona, leos ja s'afranquis
e ieu on plus vos clam mercei
lo vostre fer cor s'afortis.

Properz, I, 9, 19f.:

Tum magis armenias cupies accedere tigres ...
quam pueri (Cupidonis) totiens arcum sentire medullis.

Seit der zweiten Hälfte des 12. Jh. verbreitet sich in der Kanzone eine bis dahin unbekannte Einleitungsformel, die in einem Vergleich besteht und fast ausnahmslos mit den Worten Aissi cum beginnt. Im 13. Jh. gehört sie zu den beliebtesten Eingangsformeln der Trobadors. Im 12. Jh. treffen wir sie zum erstenmal bei A. d. Maruelh (in 5 Liedern, z. B. Aissi cum cel qu'ama e non es amatz, oder Si cum li peis an en l'aiga lor vida). Der literarische Charakter dieser Formel ist klar. Woher stammt sie? Sicher aus der lateinischen Literatur. Vgl. Properz, I, 3: Qualis Thesea jacuit cedente carina ... talis visa mihi mollem spirare quietem Cynthia.

A. d. Maruelh hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen den Natureingang. In seiner Bestrebung zur Abwechslung entsann er sich der Brauchbarkeit des antiken Liedeingangs, er führte ihn ein und schuf dadurch die Mode der anderthalb Jahrhunderte.

So sehen wir an dem Beispiel von A. d. Maruelh, wie manche anscheinend unbedeutenden antiken Einflüsse letzten Endes infolge der Vervielfältigung eines und desselben Motivs oder Kunstgriffs wirkliche Bedeutung für die literarische Weiterentwicklung bekommen.

Folquet de Marselha.

Stroński charakterisiert den antiken Einfluſs auf F. d. Marselha folgenderweise (F. d. Marselha, 80f.): „Il se contente de s'emparer d'un certain nombre d'aphorismes ... Il se servait, au moins pour la plupart de ses emprunts, d'un recueil d'aphorismes, d'un florilège tout prêt ... Quant à ses imitations d'Ovide ... nous sommes autorisés à supposer qu'il aidait sa mémoire, pour cet auteur comme pour les autres, de quelque recueil d'extraits".

Ich habe seiner Zeit die Vermutung Strońskis mir zu eigen gemacht. Die Nachprüfung des Stoffes hat mir jedoch gezeigt, daſs die Auffassung des polnischen Gelehrten unrichtig ist. Wie die bereits untersuchten Trobadors, so hat auch F. d. Marselha Ovid in extenso gelesen. Keine Florilegien konnten ihm helfen, denn er schöpft nicht nur Sentenzen aus Ovid, sondern auch gedankliche Momente, die auſserhalb des Sentenzenartigen stehen und nur beim Lesen ganzer Ovid'scher Lieder bzw. inhaltlich abgeschlossener Teile seiner Werke entdeckt werden können. Dies wird besonders klar, wenn wir nicht amputierte Sentenzenteile, sondern ganze Texte beider Dichter miteinander vergleichen.

Im Liede *Chantar* will Folquet seine Verschwiegenheit aufgeben und seine Liebe der Herrin eingestehen, denn er ist nicht imstande, weiter auszuhalten:

	Met., 4, 64f. (Piramus u. Thisbe):
Mas derenan no m'o tolra temers,	Conscius omnis abest, nutu signisque loquuntur.
qu'ieu sai que'l fuocs s'abrasa per cobrir,	Quoque magis tegitur, tectus magis aestuat ignis.
e'l dieus d'amor a'm nafrat de tal lansa	Amores, I, 2, 7f.: Haeserunt tenues in corde sagittae et possessa ferus pectora versat amor.
don no'm ten pro sojornars ni jazers, anz desampar per midonz cui ador.	Cedimus, an subitum luctando accedimus ignem?

Weiter in demselben Lied:

Que sofraitos m'en fai trop d'aondansa	Met., 3, 466f. (Narcissus): inopem me copia fecit.

Der Dichter kombiniert bewuſst die Stellen aus den Amores und aus den Metamorphosen, um dadurch seine eigene Stimmung zum Ausdruck zu bringen, und beweist damit, daſs ihn nicht die Sentenzen allein, sondern vor allen Dingen die Situationen der Ovid'schen Texte interessierten.

Im Liede *A, quan* wirft der Dichter Amor vor, sie habe ihn schlecht behandelt und ihn daher verloren. Das sei unklug, denn man müsse

nicht nur verstehen, etwas zu gewinnen, sondern es auch zu erhalten wissen:

Per que'm par fols qui non sap retener
so que conquer, qu'ieu pretz ben atrestan
qui so rete quez a conquist denan
per son esfortz com fatz lo conquerer.[1]

Ars. am., II, 13:
(In der Liebe sind zwei Aufgaben zu erfüllen, erstens sie zu gewinnen, zweitens sie zu erhalten.)
Nec minor est virtus, quam quaerere parta tueri.

Weiter erklärt Folquet, dafs, obgleich seine Liedkunst an sich gut sei, sie dennoch Amor gefährlich werden könnte, wenn nicht seine Treue ihn von Schmähungen abgehalten hätte:

Tot so que val pot nozer atressi,
doncs s'ieu tinc pro, be'us poirai dan tener
et er merces, s'ab eis vostre saber
que m'avetz dat — don anc jorn non jauzi —
vos mou tenso ni'us dic mal en chantan!
Mas non er fach, que chauzimens mente.

Trist., II, V. 266:
Nil prodest, quod non laedere possit idem

Trist., II, V. 249f.:
Nil nisi legitimum concessaque furta canemus
Inque meo nullum carmine crimen erit.

Ovid verteidigt die Unschuld seiner Ars amatoria und sagt, dafs jedes Werk gut und schlecht ausgelegt werden kann, wenn es an sich auch noch so gut ist. Die Situation Folquets ist eine andere, denn seine Gedichte wurden von keiner Seite angegriffen. Warum verteidigt er sich, warum betont er die Loyalität seiner Lieder? Weil er die ganze Verteidigungsschrift Ovids gelesen und sich in die Ovid'sche Lage versetzt hat. Es handelt sich daher auch in diesem Fall nicht um die Sentenz *Nil prodest*, sondern um eine viel intimere und tiefere Beziehung Folquets zu dem römischen Dichter.

Im Liede Greu fera erklärt der Dichter sein Vorhaben, die Liebe zu verlassen, weil seine Werbung doch keinen Erfolg haben wird, und macht ihr zum Schlufs den Vorwurf der Verkäuflichkeit:

Mas voutz es en viltenensa
vostr'afars et en nien,
qu'om vos sol dar, ar vos ven.

Amores, I, 10 (die Liebe mufs geschenkt, nicht verkauft werden):
Quae Venus ex aequo ventura est grata duobus,
altera cur illam vendit et alter emit?

Im Liede (*Ben an*) erinnert sich Folquet der Ovid'schen Unterweisungen, dafs man in der Liebe nur das schwer Erreichbare schätzt.

[1] Pons Fabre, *Locs*: Grans afans es lo conquerer, mas gardar es maestria.

(Ben an)
E si conosc d'amor
que mos dans li a sabor,
que so don ai largor
mi fai presar petit
et ponhar ad estrit
en tal que'm si defen:
so que m'encaussa vau fugen
e so que'm fug ieu vau seguen.

Amores, II, 19:
(Die leicht zugängliche Liebe wird nicht geschätzt, nur die schwer zugängliche Geliebte wird begehrt.)
V. 3: Quod licet ingratum est, quod non licet acrius urit
V. 35: Quod libet eveniat, nocet indulgentia nobis:
Quod sequitur, fugio, quod fugit, ipse sequor.

In der folgenden Strophe desselben Liedes entwickelt Folquet den Gedanken, daſs man in der Liebe vor Angst mutig wird:

Qu'arditz sui per paor

Trist., I, 4, 4:
sed audaces cogimur esse metu.

In diesem einzelnen Fall handelt es sich um bloſse Übernahme der Ovid'schen Sentenz, ohne Bezugnahme auf den Zusammenhang, in dem sie bei Ovid erscheint. Die Sentenz wird von Folquet noch zweimal gebraucht (*Us volers* und *Mout*); auch andere Trobadors spielen oft mit der Antithese Mut und Furcht.

Im Liede *En chantan* beklagt sich Folquet über die erfolglose Liebe und bemerkt, er werde sie von nun an nicht mehr loben, weil er sie vergessen will:

Pero ops m'es qu'oblides sa ricor
e sa lauzor,
qu'ieu n'ai dig e dirai jasse,
mas autre pro lauzors noca'm te
com que'm malme;
que l'ardors mi creis e'm reve,
e'l fuecs, qui'l mou, sai que creis a
bando
e qui no'l mou, mor en pauc de sazo.

Remed., 716ff.:
(Man muſs sich bemühen, die unerreichbare Liebe zu vergessen, denn admonitu refricatur amor.)
V. 731: Ut paene extinctum cinerem si sulpure tangas vivet et e minimo maximus ignis erit.

Amores, I, 2, 11f.:
Vidi ego jactatas mota face crescere flammas
Et vidi nullo concutiente mori.

Den Hauptgedanken Folquets bildet die Ausführung der Remedia, daſs die Erwähnung der Geliebten die Liebe aufflackern läſst.

Das Lied *Sitot* enthält eine Anspielung auf die Midasgeschichte. Der Text Folquets beweist, daſs der Dichter die ganze Erzählung von Ovid gelesen hat:

(Er macht Vorwürfe der Liebe):	Met., 11 (Midasgeschichte), V. 100ff.:
Prezav'en vos mais quand no'us conoissia, e s'anc vos volc, mais n'ai qu'er no volria: qu'aissi m'es pres cum al fol queridor que dis qu'aurs fos tot quant el tocaria.	Huic deus optandi gratum sed inutile fecit Ille male usurus donis, ait: effice quicquid corpore contigero, fulvum vertatur in aurum.

Als Endresultat aus der Betrachtung der Lieder von Folquet ist festzuhalten: der Dichter hat für seine Gedichte folgende Werke von Ovid unmittelbar benutzt: Amores, Ars amatora, Remedia amoris, Metamorphoses und Tristia. Die Zahl der Entlehnungen ist nicht gering, besonders, wenn wir in Betracht ziehen, daſs es sich nur um 14 Kanzonen handelt und daſs dabei Ovid'sche Gedanken manchmal ganze Strophen ausfüllen. Folquet benutzte das antike Material nur in den Liebesliedern; keines seiner religiösen und didaktischen Gedichte enthält direkte Anlehnung an die klassisch-lateinische Literatur. Ovid war die Lektüre seiner Jugend, mit dem fortschreitenden Alter wurde er durch den strengeren, rein christlichen Stoff verdrängt. Wir haben also bei Folquet mit derselben Erscheinung zu tun, die wir sonst in bezug auf die lateinischen Dichter des 12. Jh. feststellen können (vgl. Zts. f. S. u. L., 1929, 255). Amatoria, Amatoria bucolicorum, cantus venerei, amores illiciti wurden (im Anschluſs an Ovid natürlich) von der jüngeren Generation gepflegt, von den alternden Schriftstellern jedoch abgelehnt und verurteilt.

Wie müssen wir aber das Verhältnis zwischen den Ovid'schen und Nicht-Ovid'schen Elementen der Dichtung von Folquet beurteilen? Wie bei B. d. V. und A. d. Maruelh stammt auch bei ihm der Grundstock von Motiven und die Aufbauart nicht aus der klassisch-lateinischen, sondern aus der mittelalterlichen Tradition. Folquet macht sich besondere Freude aus logischen Betrachtungen über seine Liebesbeziehungen, wobei Wort- und Gedankenwitze auf Grund der aus der früheren Trobadordichtung entlehnten Motive den eigentlichen Inhalt bilden. Eines der häufigsten Themen seiner Betrachtungen besteht in der Gegenüberstellung der Ideen des Rechtes und der Gnade, die er aus der christlichen Dogmatik entlehnt und in die Liebessphäre übernommen hat. Sentenzen verschiedensten Ursprungs und Ovid'sche Elemente gehören zum Aufbaumaterial, die architektonischen Pläne, die Aufbauart, sind ganz und gar mittelalterlich.

Peire Rogier.

Bei Peire Rogier finde ich nur in einem von insgesamt 9 Liedern Ovid'sche Züge. Sie spielen hier aber eine ziemlich bedeutende Rolle, weil das ganze Gedicht eigentlich nur aus Wiedergabe von Ratschlägen Ovids besteht. Peire Rogier beschreibt seine Haltung der Geliebten

gegenüber und äufsert sich darüber, wie die Liebe der Herrin erhalten werden kann. Man darf die Frau nicht der Untreue verdächtigen, und wenn man auch etwas bemerkt hat, darf man es nicht zeigen:

Amores, II, 2, V. 55 ff.:

Bos drutz non deu creir'auctors
ni so que veiran sei uelh
de neguna forfaitura,
don sap que sa dona'l trais;
so que ditz qu'a fait alhors,
creza, si tot no lo jura,
e so que'n vi dezacuelha.

Culpa nec ex facili quamvis manifesta probatur:
judicis illa sui tuta favore venit.
Viderit ipse licet, credit tamen ipse neganti
damnabitque oculos et sibi verba dabit.

Dadurch erzielt man Erfolg:

Amores, II, 2, V:

Quant autre's planh, ieu m'apais

Ille potens, alii, sordida turba, jacent.

Das schlimmste ist, der wankelmütigen Frau Vorwürfe zu machen: davon hat man nur Schaden:

Ars am., II, 543 ff.:

Qu'ieu vei de totz los melhors
qui sempr'en devenon fuelh,
qu'enqueron tan lur dreitura
tro que lur dompna's n'irais;
e'l ris torna'ls pueis en plors.

Innuet illa-feras. Scribet — ne tange tabellas:
unde volet veniat. quoque libebit, eat.
(Der Dichter war intolerant und hatte Schaden davon.)
Non semel hoc vitium nocuit mihi; doctius ille,
quo veniunt alii conciliante viro.

Nur Geduld und Ausdauer können helfen:

Ars. am., II, V. 557 ff.:

Qu'amors vol tals amadors,
que sapchon sufrir orguelh . . .
Si tot lor dompna'ls sostrais,
paucs plags lur en sia honors,
car si'l sap mal ni s'atura,
ilh querra tost qui l'acuelha.

Quo magis, o juvenes, deprendere parcite vestras:
peccent, peccantes verba dedisse putent!
Crescit amor prensis, ubi par fortuna duorumst,
in causa damni perstat uterque sui.

Auch ein anderes Mal hebt der Dichter das Sinnlose der Eifersucht hervor:

(Tant no plou)
Si uns si prezenta
que'l denh lonc se assire,
ges no m'espaventa,

e s'il fai y parventa
que'l guinh ni'l huel lor vire,
per so no's gaimenta
mos cors . . .

Heriod., 16, 81 ff.:
A, quotiens digitis, quotiens ego tecta notavi
signa supercilio paene loquente dari . . .

Die Lehre Peire Rogiers von der Nachgiebigkeit in der Liebe und seine Empfehlung, Nebenbuhler geduldig zu ertragen, steht im bestimmten Widerspruch mit der sonstigen Liebeslehre der Trobadors, die die Liebe von etwas höherem Standpunkt aus betrachten, und beweist schon allein, daſs er eine antike Quelle benutzte.

Mit den erwähnten Namen schlieſst die Reihe eigentlicher Nachahmer Ovids. Auch andere Trobadors haben ihn gelesen. Das können wir ihren eigenen flüchtigen Andeutungen entnehmen. Arnaut Daniel, Richart de Berbeziu, Raimon Jordan kannten seine Werke. Carbonel benützte mehrere seiner Sprüche (Arch. Rom. 1927, 287 f.). Es kann keinem Zweifel unterliegen, daſs auch viele andere Trobadors die antike Dichtung im allgemeinen und Ovid[1] im besonderen gekannt haben. Aber unmittelbare Beeinflussung läſst sich kaum nachweisen. Wir treffen dagegen Wiederholung derjenigen Ovid'schen Züge, die von den obenerwähnten Trobadors in dichterischen Umlauf gesetzt wurden.

I. Wilhelm IX. hat folgende Motive Ovids eingeführt:
1. das Gardadormotiv,
2. das Motiv von der Verschwiegenheit in der Liebe.

II. Bernart de Ventadorn verdanken die Trobadors nebst einer Reihe weniger wichtigen Motiven
3. die Figur der Apostrophatio Amors,
4. literarische Vergleiche (Vergleiche mit Helden aus der Literatur).

III. Arnaut de Maruelh bereichert die Trobadordichtung um:
5. die Form der Liebesepistel und
6. das Traummotiv.

Folquet de Marselha und Peire Rogier übten auf die späteren Trobadors mit ihren Ovid'schen Motiven keinen merklichen Einfluſs aus.

---

[1] Pistoleta, *Sens*
Per qu'eu quant venc vas vos en vau de cors tost e viatz . . .
e quant m'en part, vau meins que d'ambladura

Heroides, XVII, 121 f.
Hoc quoque, si credis: ad te vis prona videtur
ad te cum redeo, clivus inertis aquae.

Auf die Ars am. spielt unter anderem auch Guilhelm Raimon de Gironela, *Gen* an:

Qu'ieu ai tan segiuda
l'art d'amor e'l genh . . .

Die meisten Beispiele des Ovid'schen Einflusses kommen erst in der Blüteperiode der Trobadordichtung vor. Ovid war ein Vorbild, an dem man die schon bestehende Kunst schleifen und verfeinern wollte. Aber auch bei dem ersten Trobador ist das Verhältnis kein anderes. Wilhelm IX. verfügte bereits über eine fertige, besondere, mittelalterliche literarische Kunst, mit der er versuchte, sich den antiken Stoff zu assimilieren. Es handelt sich bei den Trobadors um einen manchmal sehr ernsten, aber mit Ausnahme Wilhelms vergeblichen Versuch, sich dem Geist der antiken Kunst zu nähern. Die literarische Tradition, die sie verkörperten und die sie gefangen hielt, erlaubte ihnen nicht, sich in die Ideenwelt und die Darstellungskunst Ovids hinaufzuschwingen. Man beschränkte sich daher mit der Übernahme von Einzelmotiven.

Beiläufig konnten wir auch einen leisen Einfluſs von Properz feststellen. Es ist nicht ausgeschlossen, daſs noch weitere Einzelfälle solcher Beeinflussung entdeckt werden. Das Wesen der Trobadorkunst wird jedoch dadurch nicht berührt.

Nachtrag. A. Hilka hat in seiner Florimontausgabe (*Ges. f. rom. Lit.* Bd. 48, 1933, S. CXV—CXXXIII) eine wertvolle Aufstellung von Motiven der altfranzösischen und altprovenzalischen Dichtung gegeben, die sich auf die Charakteristik der Liebe beziehen und oft auf die antike Poesie zurückgehen. Ein Teil dieser Motive ist sicher Ovidisch. In anderen Fällen ist trotz der Behauptung von Hilka Zweifel geboten, da es sich um Eigentümlichkeiten der Liebessprache handelt, die zu allgemeinen Charakters sind und in jeder Literatur vorkommen.

Was kann man z. B. über den Ursprung des Ausdrucks „Feuer der Liebe“ sagen? Man kann ihn finden nicht nur bei Ovid, sondern in der Bibel, in der mittellateinischen Literatur, überhaupt bei jedem Volk und in jeder Epoche. Stilistische Anhaltspunkte für die Annahme der Einwirkung Ovids auf die Trobadors fehlen in diesem Punkte und der Hinweis bleibt daher belanglos.

Dasselbe gilt von der Vorstellungsverbindung Liebe—Krankheit. Nicht anders ist es auch mit der Begriffsverbindung Liebe und Tod (nach Hilka: Vorbild Ars am. I, 372). Wilhelm IX. wird von dem Gedanken: Tod aus Liebe besonders hartnäckig im Liede *Farai chansoneta nueva* verfolgt (er wiederholt ihn dreimal in drei sukzessiven Strophen). Er drückt sich aber ganz anders als Ovid aus und wir gewinnen nichts für die Interpretation des provenzalischen Textes, wenn wir die Ars. am. heranziehen.

Solche Parallelen tragen zur Erklärung des Trobadorstils wenig bei und dieses wird besonders klar, wenn wir berücksichtigen, daſs die Anhänger der arabischen Theorie mit denselben Beispielen arabische Quellen der Trobadordichtung aufdecken wollten und daſs J. Pizzi aus denselben Gründen an die Perser dachte.

Seite CXXVI heiſst es bei Hilka: „Wechseln der Farbe, Blässe... Vorbild Ars. am. I, 729 — palleat omnis amans". Ich habe oben gezeigt, daſs B. d. V. in bezug auf diesen Zug nicht Ovid, sondern Properz nachahmt.

Seite CXIX sagt Hilka: „Minne als Last... Dies Bild stammt aus Ov. Her. I, 4, 24 (sarcina)." Als Beleg zitiert er Marcabrun (*Ans*):

Qui d'amors es en pantais
ben es cargatz de fol fais.

Marcabrun betrachtet die fleischliche Liebe als Sünde, von der man sich befreien soll, und es ist sicher, daſs er in den zitierten Zeilen an den biblischen Ausdruck *grave onus* (peccatum) dachte, vgl. Ps. 37: *iniquitates meae... sicut onus grave gravatae sunt super me.*

Eine sorgfältige Abgrenzung antiker Elemente der altprovenzalischen und der altfranzösischen Literatur wird nur dann möglich sein, wenn man zur Kontrolle die mittellateinische Literatur heranzieht.

D. Scheludko.

Anm. des Herausgebers der Ztschr. In meinem Abschnitt über den Minnebegriff bei Aimon von Varennes (1188) habe ich keine These verfechten wollen, für die ich gewichtiges Material antiken wie mittellat. Ursprungs unschwer anführen könnte. Ovid als Schulbuch nebst Nachahmern kann sehr wohl den Trobadors vertraut gewesen sein, und die Mittellateiner verdanken ihm erst recht das meiste. Bestimmte Abgrenzungen sind überhaupt von Übel, aber man halte sich an das, was einem bei Parallelen zunächst an Bildungsgehalt der Schulpoesie und der kirchlichen Erziehung geläufig ist. Daſs Marcabru VII, 3, 21—24 von seiner Klage über Amors Tücke (v. 19 *C'una·m n'enguanet e·m trais*) den plötzlichen reuevollen Sprung zum Buſspsalm gemacht haben soll, wird kein Provenzalist glauben, der zum Schluſs liest, wie gegen Amors Trug nicht einmal das erste christliche Abwehrzeichen (des hl. Kreuzes) helfen kann (v. 55 *Ja el nos senh ab sa ma Cui Amors enguanara!*). Vgl. auch Appel, Prov. Chrest. 69, 15 (*fais* 'Last, Verdruſs') und beachte *fol* vor *fais* an jener Marcabrustelle, keineswegs = grave onus iniquitatum. Carm. Bur. (Schmeller, p. 180): onus est quo alligor, et vix sustinetur. Als Allheilmittel immer und immer wieder die mittellat. Literatur anzurufen, hat erst Zweck, nachdem man Pichon, Faral u. a. neben der Literatur zu den Verselegien wie Alda, Miles, Pamphilus usw. und zu Sammlungen wie den Carm. Bur. gehörig registriert hat, z. B. H. Unger, De Ovidiana in Carm. Bur. quae dicuntur imitatione, Diss. Straſsburg 1914.

A. H.

Zum Balkanlatein IV.[1]

Zur äuſseren Geschichte.

1. Für die Frage nach den Territorien, wo auf dem Balkan lateinisch gesprochen wurde, sind zwei Punkte auch heute von besonderer Wichtigkeit. Diese sind, einerseits, die von Jireček, *Romanen* I, 13 gezogene Linie, die die griechische, südliche Welt von dem nördlichen sich dem Donau-limes nähernden lateinischen Gebiete trennte und, andererseits, die Bedeutung, die dem balkanischen Teile der Via Egnatia für die Balkanlatinität beizumessen ist. Nach der von Jireček gezogenen Linie zu urteilen, würde dieser Teil der Via Egnatia ganz in die griechische Sphäre gehören. Sie wäre demnach für die äuſsere Geschichte der Balkanlatinität ganz belanglos.

Was die Jireček'sche Linie anbelangt, muſs man sie meiner Ansicht nach bedeutend mehr nach dem Süden verlegen, als es Jireček getan hat. Nach Jireček läge der Ausgangspunkt dieser Linie bei *Lissus* (später, seit 13. Jh., *Alessio*, mit demselben *a-* < *ad* wie in den ON. *ad Portulam* > *Oprtaļ*, *Ad Musculum* > *Omišalj*, *Ad Poetovio* > *Optuj*) > slav. alb. *Ļeš*. Nun finden wir aber bedeutend südlicher ganz lateinische ON.: so 1. den bei Prokop belegten byzantinischen Kastelnamen *Ulivula* in Epirus nova und 2. *Ilicetum*[2]. Die slav. Wiedergabe von *Dyrrachium* > *Drač* gründet sich auf der lateinischen Aussprache des griech. ON., wobei uns *χι* > *cį* > *č* (vgl. *ZfrPh.* XLVI, 390) ganz wie beispielsweise in *-ŭceu* > *-uč*[3] entgegentritt. Alb. Dúrrës bestätigt diese Ansicht mit alb. *s* anstatt *cį*[4] nicht.

Der alte *Genusus* trägt eine entschieden lateinische Ableitung als Namen. Die Grundlage seiner heutigen Benennung ist nämlich die adjektivische lat. Ausdrucksweise: *Scampīnus* a. 1338 (sc. *fluvius*) > 16. Jh. *Scombino*, alb. *Škumbî*, bestimmt *-ni*, *-ri* (tosk. bei Chri-

---

[1] Vgl. *ZfrPh.* XLVI, 385—410; XLVIII, 398—413; L, 484—532.

[2] Belegt a. 1258 *Acta Albaniae* I, 246 *εἰς τόπον τῆς μονῆς τῶν ἁγίων Θεοδώρου τοῦ Ἰλυκέτου* bei Durazzo; von *ilex* *REW.*[3] 4259.

[3] Vgl. unten S. 209*β*.

[4] Man würde nämlich *ʼč* erwarten, da alb. *s* < lat. *tį*. Vgl. auch die Möglichkeit der Erklärung der alb. Form durch die slav. Vermittlung, Barić, *Arhiv*, 111 f., wogegen Weigand, *Balkan-Archiv* III, 239, welcher ital. *Durazzo* als die Grundlage der alb. Form annimmt. Dies trifft zu, da ital. *terrazza* > alb. *dërrasë*.

stophoridi), auch mit *mb* > *m* *Škumî, -ni* (Weigand). *Scampīnus* ist lat. Adj. von *Scampa* > *Scampis,* mans. *Hiscampis* (nach It. Hieros., d. h. mit *i*-Vorsatz wie in *ispiritu* und mit dem überflüssigen hyperlateinischen *h*).

Die lautliche Entwicklung von *Išmi* (alb. bestimmte Form, Ort und Fluſs), wenn es identisch mit *Asamum, An Asamum* an der Donau > bulg. *Osăm* ist, zeigt ganz dieselben Erscheinungen wie *Spalatum* > *Spaletum,* d. h. die Abschwächung der Pänultima *a*[1] > *e* (vgl. unten). *i* < *á* läſst sich nur aus einer lat. Lokativform **Asemī* begreifen. Oppidum *Asamum* kennen Ravennas und Tab. Peut., vgl. Krahe 16 und PW.

Die echt griechischen ON. erscheinen erst bei *Apollonia* (dorische Gründung), heute alb. *Pojani,* dessen griechische Form im slav. Munde zu *Polina* wurde. Diese gab Anlaſs zur Vermengung mit slav. *poľana* „Gefilde", daher der heutige alb. Name, welcher auf dem slav. Lokativ *vъ poľaně* fuſst. *Αὐλών,*[2] *-ῶνος* „Talschlucht, Kanal", womit vielleicht die Wasserleitung dieser Stadt bezeichnet wurde, (vgl. ganz dasselbe im Norden *Konavli,* heute Landschaftsname, > *canabulae,* ital. *Canale,* d. h. die Wasserleitung für *Epidaurus, Cavtat* < *civitas* bei Dubrovnik), heute alb. *Vlorë,* ital. *Valona,* im Mittelalter (*L*)*avalona,*[3] (*L*)*avelona,* ist schon rein griechisch.

2. Auch hier finden wir untrügliche Anzeichen für die Existenz einer Bevölkerung, die romanisch gesprochen hat. Es ist der aromunische Name des Flusses von Valona, slav. *Vojuša,* griech. *Vovusa,* alb. *Vjosa.* Der aromunische Name zeigt ganz erhebliche Abweichungen von diesen zwei Formen. Erstens zeigt er *b* anstatt *v,* und zweitens *e* anstatt *u—o*: *Băĭ*(*e*)*asă.*[4] Slav. *o* deckt sich mit dem unbetonten *ă* = alb. *ë* und verlangt eine Grundlage *a,* vgl. auch die skr. Form *Vajuša* (*Arkiv za povjest jugoslav.* VI, 161, 165, 184, 193). Der slav.-alb.-griech. Konsonant *v* zeigt die griechische Aussprache des lat. *b.* Wir erhalten dadurch eine Grundform **Baessa,* die sich mit der Endung von *Ἔδεσσα* (heute *Voden* oder *Vodena,* vom slav. Adj. *vodьnъ* „wässerig", so benannt wegen des sehr wasserreichen Terrains) deckt. *o* anstatt *e* erscheint in der byzantinischen Form *Voósa*: a. *Βοῶσσα* (Anna Komnena), *Βοώσης* (Cinnamos). Die neugriechische Form, die die Saracatsanen gebrauchen, lautet nach Hoeg 64 mit dem hiatustilgenden *υ*: *Βωβοῦσα,* also ähnlich wie die byzantinische.

---

[1] Diese Pänultima ist a. 1302 (*Acta Alb.* I, 538) in *Ysamo, Dyssamum* tatsächlich belegt, a. 1570 la città *Ismo.*

[2] Dieser griech. Name begegnet auch in einer Bischofsliste aus dem 11. Jh. *ὁ Ἀυλωνείας, Archiv f. slav. Phil.* XXV, 80, wo in der Endung noch das alte *Ἀπολλωνία* durchschimmert.

[3] Die artikellose Form erscheint zum erstenmal a. 458 episcopus *Aulonae,* a. 1282 capitaneus *Avellone* und danach so unzählige Male. Im Slav. bekommt der griechische Name nach slav. Regel den *v*-Vorsatz: *kefalia vavlonski Branilo.*

[4] Capidan, *Români nomazi,* 163.

Es ist ganz sicher, daſs die byzantinische und neugriechische Form dieselbe Grundlage hat wie die skr. und albanische, d. h. die griechische Aussprache von *Baessa*. *a* für *o* erscheint auch in der Chronik des Pfaffen von Doclea: „terra Duracinorum usque ad flumen *Dajussium*[1] (im ital. Texte: fiume *Bajusa*)".

Weiter kann man in der Deutung des Fluſsnamens wissenschaftlich nicht vorwärts kommen. Wir müssen uns daher mit mehr oder weniger plausiblen Vermutungen begnügen. Wie sich **Baessa* > *Voosa* mit der altgriech. *Ἄωος*, *Ἀῷος*, *Ἀῷος* (PW. I, 2658, Pape I, 181), *Αὖος*, welch letztere Form auch im Landschaftsnamen *Παραναία* und im Ethnikum *Παραναῖοι* wiederkehrt und wo es sich auch um Beeinflussung eines vorgriechischen Namens durch Adj. *αὖος* < **avoios* „sec, desséché" handeln kann, ist natürlich eine Frage die sich von selbst stellt. Jedenfalls kann man in der byz. = neugr., slav. und alb. Form die velaren Vokale von *Ἄωος* noch durchblicken, nicht aber in **Baessa*.

Bei den Lateinern erscheint dieser merkwürdige FlN. noch dazu in einem unerwarteten Deklinationstypus: *Aeas*, *Aeantis* (Plinius, Ovidius, Mela, Lucanus, Vib. Seq., c. *Thes. linguae lat.* I, 1448). Weitere Anknüpfungen sind auch möglich.

Kretschmer, *Einleitung* 286, 405 hat *Ἔδεσσα* mit phrygisch *βέδυ* „Wasser" in Zusammenhang gebracht. Die slavische Benennung *Voden* oder *Vodena* wäre danach ein Übersetzungs-ON. Ferner ist man versucht auch die Frage zu stellen, ob nicht **Baessa* < **Beessa* (*ae* < *ee* wäre eine Art Dissimilation) etwa auf **Bedessa* zurückginge? Der Schwund von *d* wäre auf die Rechnung einer vorgriechischen Bevölkerung zu setzen; die Albaner, die dieses Phonem auch kennen (*palude* > *püll* „Wald") wären daran allerdings nicht schuld, da sie in diesen Gegenden eine nachslavische Bevölkerungsschicht darstellen.

Das sind natürlich lauter Mutmaſsungen, die an der Tatsache, daſs **Baessa* die lat. Gestalt von *Voosa* darstellt, nichts ändern. Diese Form sichert uns das Bestehen einer lateinisch sprechenden Bevölkerung auch südlich der berühmten Via Egnatia.

Bezüglich des lat. *b*- = neugriech. *v*- beobachten wir ganz dasselbe wie hier, wenn wir die slav. Aussprache des Namens der unweit von Salonichi liegenden Stadt *Beroea*, neugriech. und arom. *Veria* prüfen. Slav. *Ber*, seit 14. Jh. (vgl. *ARj*. I, 234) belegt, beruht offenbar auf der lat. Aussprache, die wohl mit dem lat. Charakter von Via Egnatia in engem Zusammenhang steht, türk. *Karaferia* und arom. *Veria* (vgl. Capidan, *Români nomazi*, S. 139) dagegen mit der byzantinischen.

3. Wenn wir nun die Toponomastik der Via Egnatia weiter prüfen, so ergeben sich für unsere Zwecke recht interessante Resultate.

---

[1] Šišić, *Letopis Popa Dukljanina*, S. 353/4, rektifiziert in *Vajussium*.

Für die slav. Form *Drač* haben wir schon gesagt, daſs sie die lat. und nicht die griechische Aussprache voraussetzt.

Danach kommt der ON. *Ilicetum*, welcher offenbar eine *-ētum*-Ableitung von *ilex* darstellt, also ganz lateinisch ist.

An dieser Straſse lag auch die Station *Castra* (vgl. arum. *castră*, griech. *κάστρον*). Auf den Lokativ *Castris* kann auch slav. **Kostъrъ* > *Kòstūr* (türk. *Kesrie*) mit *ъ* > *u* zurückgeführt werden.[1] Auf der slav. Form fuſst byz. *Καστορία* = lat.ital. *Castoria*.

An dieser Strecke lag auch *Clodiana*, heute *Pekińe*. Hier haben wir vor uns einen *anum*-ON., wie wir sie in Hülle und Fülle in allen romanischen Ländern antreffen.

Itinerarium Antonini kennt noch *Tres Tabernas* mit dem Nom. pl. mit *as* statt *ae*, wie wir es in rum. *țări* < *terras* haben.

Die Form *Lignido* (heute *Ohrid*) zeigt wiederum lat. Aussprache *gn* für griech. *χν* (vgl. *cignus* für *κύκνος* *REW.*[3] 2435, 1).

Auch *Nicia* bestätigt diese Auffassung. Es steht für griech. *Νίκαια* (vgl. *Nice*, *Nizza* in Frankreich für *Nicaea*, geschrieben auch nach vulgär-lat. Art *Nicia*, vgl. Gröhler, *Über Ursprung* usw. 68).

Dazu kommen noch zwei lat. Lokative *Scampis* und *Cellis*, wobei der letzte ON. lateinisch ist, gleich wie *Ad Novas*.

Itiner. Hieros. kennt noch andere echt lat. ON. an dieser Strecke: a) Benennungen nach den Meilensteinen: *ad Quintum*, *ad Duodecimum*, *ad Decimum* (vgl. in Dalmatien bei Split *Dicmo*, *ZfrPh.* XLVI, 392 nº. 21); b) nach Übergängen: mutatio *Treiecto* < *traiecto*, (wegen der Assimilation *aie* > *eie* > *e* vgl. rum. *treaptă* „Stufe" und *Celéa* *Celje*). Die Tab. Peuting. bringt noch *ad Dianam*, *Pọns Servilii* (vgl. in Dalmatien *Pons Teluri* > heute *Trilj*).

Von den für romanische Landschaften charakteristischen *Anum*-ON. bringt Prokop aus diesen Gegenden *Titiana* und *Clementiana* von den ON. *Tĭtius* und *Clemens*.

Die letzte Station der Via Egnatia heiſst ganz griechisch *Thessalonica*, wie auch *Heraclea* (heute *Bitolj*), *Edessa* und *Pella*, wo zunächst fürs Lateinische nichts herauskommt.

Wenn wir aber bedenken, daſs die arom. Form für *Thessalonica* sich mit der slavischen genau deckt und daſs sie sich nur aus einer lateinischen Kürzung vom langatmigen Thessalonica erklärt, so haben wir auch in diesem Punkt einen schlagenden Beweis für die Existenz einer lateinisch sprechenden Bevölkerung entlang der Via Egnatia am Balkan gewonnen. Arom. *Sărună* deckt sich nämlich mit slav. *Solun* vollkommen. Beide Formen sind voneinander unabhängig. Sie fuſsen beide auf der Kurzform **Salona*, entstanden

---

[1] Diese Deutung gründet sich auf der türkischen Benennung *Kesrie*, welche offenbar die Umbenennung der slav. Form *Kostur* (ital. *Castoria*) nach arab. *kasr* < lat. *castrum* darstellt. Die slav. Form ist seit 14. Jh. belegt, s. *A. Rj.* V, 879. Auf dem skr. Boden bestehen noch zwei *Kostur* (an der Drina unterhalb Zvornik und im Kreise Pirot). Diese sind vielleicht Übertragungs-ON. oder haben mit dem mazedonischen nichts zu tun.

aus *Thessalonike* dadurch, daſs der Anfang *Thessa* in *sa* wegen Haplologie verkürzt wurde (vgl. dasselbe auch in ital. *Salonichi* und türk. *Selanik*). Die Endung *-ica* wurde als adjektivisch empfunden (d. h. *Thessalonica civitas*) und abgeworfen, vgl. im Norden der Adria *Tarsatica*[1] > skr. *Trsat* (bei Sušak).

4. Wenn wir nun die ältesten byzantinischen Nachrichten über Balkan-Rumänen prüfen,[2] so sehen wir, daſs sie sich auf die Gegenden um Kostur und Salonichi, also auf die Strecke der Via Egnatia beziehen.

An dieser Strecke gab es zur Römerzeit selbstverständlich auch Griechen, neben welchen aber, wie die obigen ON. zeigen, auch starke lateinische Enclaven haben sicher existieren müssen. Wenn später (etwa im 6.—7. Jh.) entlang derselben Strecke Slaven erscheinen, bleibt die romanische Bevölkerung weiter bestehen, nicht aber die griechische, die sich in die grieschichen Zentren nach Salonichi und Konstantinopel zurückzieht. Spätere Geschichte zeigt nun die Rumänen überall dort, wo es auch Slaven gibt, nie aber dort, wo ausschlieſslich die Griechen wohnen.[3] Es bildet sich landschaftenweise in diesen Gegenden (genannt gewöhnlich *Vlachia*) eine slavorumänische Symbiose, die dadurch zum Ausdruck kommt, daſs die Rumänen slavische PN. annehmen. Derselbe Prozeſs spielt sich zum Teil auch in den dalmatischen romanischen Städten während des Mittelalters ab.

Die Jirečeksche Linie bedarf, wie ersichtlich, wohl mannigfaltige Korrekturen. An der Adria ist sie gewiſs bis Apollonia südwärts herunterzusetzen.

Wenn wir diese Linie weiter nach Osten bis zum Schwarzen Meere verfolgen, so dürfen wir sie nicht durch *Scŭpis* > bulg. *Skopje*, skr. *Skoplje*[4] hindurchgehen lassen, sondern wiederum etwas südlicher. Der südlichste lat. ON. unterhalb Scupi ist nämlich *Presidio* (Tab. Peut.). Griechisch ist schon *Ad Cephalon*. *Stopis* für *Stobi* ist nach den neuesten archäologischen Ausgrabungen schon ganz griechisch.

Wenn Prokop für Haemus *Αἶμι μόντου*[5] (gen.) schreibt, so entdecken wir in seiner Ausdrucksweise schon die romanische Konstruktion, die an *urbs Romae* erinnert. Mithin können wir auch den ganzen Haemus zum lateinischen Teile vom Balkan rechnen. Im

---

1 S. die Belege bei Krahe, *Die alten balkanillyrischen geographischen Namen*, 38.

2 Capidan, *Românі nomazi*, 21 ff.

3 Dieses „Gesetz“ der frühmittelalterlichen rumänischen Geschichte habe ich zuerst in den *Mitteilungen der gelehrten Gesellschaft in Skoplje* (skr.) (1927) II, Heft 1—2, S. 313 formuliert.

4 Über das Verhältnis dieser Formen vgl. *ZONF.*, VII, 37 f.

5 So in seiner Kastellnamenliste. Seine Benennung ist offenbar in *Αἶμι* = lat. gen. *Haemī* und *μόντου* = griech. Gen. von lat. *montis* zu zerlegen. Hinzuzudenken sind dieselben generellen Wörter wie bei *Θϱάκης*, d. h. *ἐπὶ* . . . *δὲ πεποίηται τάδε*.

Territorium von *Haemus mons* kennt Prokop neben den zahlreichen thrakischen auch lateinische ON.[1]

5. Bei dieser Sachlage tritt die von Kaiser Justinian erfolgte Errichtung eines neuen Erzbistums und einer neuen Präfektur in Justiniana Prima (= *Scupis* > Skoplje) in ein neues Licht.[2] Justinian hat durch diese kirchenpolitische und administrative Maſsnahme seiner dardanischen Vaterstadt nicht nur einen neuen Glanz gegeben, wie er selbst sagt, sondern er hat dadurch einer linguistischen Notwendigkeit Rechnung getragen. Ich habe a. a. O. gezeigt, daſs die Hauptstädte der von ihm neu organisierten Provinz auch bei dem Griechen Prokop lateinische Namen tragen. Auch trägt der Bischof von Justiniana Prima, der zum Metropoliten vom Kaiser Justinian erhoben wurde, nicht einen griechischen, sondern einen echt lateinischen Namen *Catellianus*. Alles dies ist wohl kein Zufall, wenn wir bedenken, daſs die ganze neu errichtete Präfektur zum lateinischen Teile des Balkans gehörte.

Noch mehr gewinnt diese These an Gewiſsheit, wenn wir noch folgende linguistische Erwägungen in Betracht ziehen. Jokl[3] hat Dardanien als die ursprüngliche Heimat der Albaner angenommen. Ganz Dardanien gehörte nun zur justinianischen Präfektur. Den Namen der Hauptstadt dieser Präfektur haben die Albaner in lat. Gestalt erhalten: *Škup* < *Scŭpis*. Auch die slavische Form *Skopje* oder *Skȍplje* verrät insofern den lateinischen Ursprung, als sie entweder aus dem Lokativ Pl. *Scupis* oder aus dem Nom. pl., dies ist nicht zu entscheiden, regelrecht **Skъṕь* entstanden ist und diese Form weiter vom slavischen Sprachbewuſstsein mit den mittels *-jь* gebildeten Adjektiven vermengt wurde. Da die slav. adjektivischen ON. meist *mě̆sto* n. „locus" als Grundwort voraussetzen, wurde **Skъṕь* notwendig zu *Skopje*, *Skoplje* s. n. Ich glaube auch die Möglichkeit der Erklärung des albanischen Nationalnamens *Shqipĕtár* (adj. *shqip*, *shqipe* f. „albanische Sprache") aus *Scŭpī* wahrscheinlich gemacht zu haben.[4]

Wenn diese letzte Ansicht auch nicht streng erweisbar ist, so müssen wir doch folgende linguistische Punkte als wahr gelten lassen.

Das gemeinsame phonetische Merkmal des Rumänischen, Albanischen und des Mazedoslavischen ist der Schwund des intervokalen *v* (vgl. rum. *cal*, alb. *kal'* < *caballus*, slav. *Treskaec* für *Trěkavьсь*). Im Rum. und Alban. ist diese Erscheinung gewiſs sehr alt. Den ältesten Beleg finde ich bei Prokop (*de aed.* IV, 6, 6, 8) in ON. *Καπούτβοες* an der Donau in der Nähe der Trajansbrücke (heute Turnu-Severin) < caput *bŏvĭs*.

[1] Vgl. *Βία* = *via* (auch ngr.), *Κλεισοῦρα* = *clusura* (Balkanwort), *Γεσιλαφοσσᾶτον* (d. h. die Juxtaposition eines gotischen PN. mit einem lat. Appellativ), *Μαρκιανόν*.

[2] Vgl. *ZONF.*, VII, 34ff.

[3] Ebert's *Reallexikon* I, 92 § 5.

[4] Vgl. *ZONF*, VII, 48f., 161.

Auch bei der Erklärung dieses Schwundes denke ich an den griechischen Einfluſs, d. h. an die Behandlung der Digama, die im griechischen bekanntlich geschwunden ist. Wie die thrako-illyrischen ON., soweit sie sich im Slavischen erhalten haben, lehren, ist $^{v}v^{v}$ nicht geschwunden, sondern hat sich der Laut auch im Slavischen erhalten, so wie er in der Grundsprache lautete. Das beweist zunächst der ausgesprochen bessische ON. *Pulpudeva*, dessen Bedeutung als „Philipps Burg" feststeht, heute *Plovdiv* (neben *Plovdin*), dann *Lašva* (FlN., Bosnien) < *Leusaba*. Das Irradiationszentrum für den Schwund vom intervokalen *v* kann sich daher nicht im Thrakischen befunden haben.

Mit dem Schwunde von $^{v}v^{v}$ steht als umgekehrte Sprechweise wohl auch die Tendenz *v* als hiatustilgend in der Vokalgruppe *ai* zu verwenden, vgl. adj. *Patavisesis* CJL. III, 2086 < *Potaissa* + *-ensis*, *Navissus* (Consentius) statt *Naissus* > *Niš* (daher auch FlN. *Nišăva*). Als ein Überbleibsel dieser Tendenz hat sich vielleicht *v* in rum. *aveà* < **aeà* < *habere* erhalten. Daſs der Schwund des $^{v}v^{v}$ im Rumänischen späteren Datums ist, beweisen die Beispiele *luà* < *levare*, *ĭuşor* < *levis* + *-şor* < *-*sịolu* (vgl. unten), wo dem Schwunde die Labialisierung von *e* > *u* vorhergegangen ist. Ob der rum. *v*-Schwund jünger oder älter ist als der alb., das läſst sich vorderhand nicht ausmachen. Sicher ist nur, daſs der slavische ganz jung ist.

In der Syntax ist solch ein gemeinsames Merkmal die Bildung des Perfektums aller Zeitwörter mit Hilfe von *habere* in allen vier Sprachen (vgl. rum. *am văzut* = alb. *kam pa* = maz.-slav. *imam videno*, auch ngr. *ἔχω χαμένο* „ich habe verloren"). Auſserdem ist das einstige Dardanien, d. i. das heutige Mazedonien das geeigneteste Gebiet für eine rumäno-albano-slavische linguistische Symbiose, aus welcher der postpositive Artikel in allen drei Sprachen sich herausbilden konnte.

Diese Gegend deckt sich ferner mit dem Dreieck Niš—Sofia—Skoplje, wo Weigand[1] die Wiege der Urrumänen suchte. Obgleich die Weigandsche Annahme an und für sich nicht erweisbar und auch nicht notwendig ist, stellt sich doch Mazedonien als jenes Gebiet heraus, wo sich die erste rumänisch-albanisch-slavische Symbiose gebildet hatte. Dies erhellt auch aus der byzantinischen Benennung dieser Gegend, die sich bei den Rumänen und Albanesen erhalten hat. Es ist *Sclavinica*. Die Albaner nennen sie auch *Škinike*. Der älteste rumänische Name für die Balkan-Slaven ist mit dem albanischen: rum. *şclau* — alb. *ška* identisch. Er verrät auch den lateinischen und nicht den griechischen Ursprung dadurch, daſs er nur aus einem lateinischen Deklinationstypus *sclavus*, gen *sclavonis* hervorgegangen sein kann. Die Griechen ersetzen dagegen die Endung *-ěninъ* in *Slověninъ* durch griech. *-ηνος*.[2] Dazu kommt der

---

[1] *Die Ethnographie von Mazedonien* 11f. 63.
[2] Vgl. *Mélanges Thomas*, 413—416.

Einschubkonsonant *c* in der Lautgruppe *sl*, welcher nur lat. und nicht griechisch sein kann.

Auch die Benennung des gröſsten Balkanflusses ist allen Gegenden von der Donau bis in Griechenland = griech. *Dúnavis* (aus dem Thrakischen) gemeinsam. Slav. *Dunav* deckt sich mit rum. *Dunăre* vollkommen. Der heutige albanische Name der Donau *Tunë-a* (Godin) ist türkisch und scheint älteres *Duna* < **Dunae* (vgl. *Puka* aus *Pukae*) ersetzt zu haben. Als Vermittlungsgegend für diese Übereinstimmung kann wiederum nur Mazedonien gelten.

Auch für kleinere sprachliche Übereinstimmungen, die man jetzt bei Sandfeld, *Linguistique balkanique* bequem gesammelt findet, ist Mazedonien als Irradiationszentrum anzusehen, so für *illac* > rum. *la*, alb. *tek*, slav.-maz. *kai* < aksl. *kǫdě* in präpositionaler Verwendung (vgl. Sandfeld, *o. c.* 118, dazu vgl. in Skoplje *od kaį bagremčiňata* „neben den Akazien“).

Wenn wir nach den obigen Ausführungen allen Grund für die Annahme haben, daſs die von Kaiser Justinian errichtete Präfektur als jene früh romanische Landschaft zu betrachten ist, wo sich zur Römerzeit eine *romano* (> *rumăno*)-*thrakische* (> *albanische*) Symbiose bildete, welcher später die Slaven hinzukamen, so bekommen wir zu gleicher Zeit auch die Möglichkeit, die Ausstrahlungen der griechischen Sprache, die im Balkan-Latein einen Niederschlag gefunden haben, besser zu begreifen, als es bis jetzt der Fall war.

6. Die Stellung des Rumänischen innerhalb der romanischen Sprachen wird jetzt auf einmal klarer als bis jetzt.

Es handelt sich nämlich um zwei Fundamentalunterschiede, die den rumänischen Vokalismus von der Westromania (das Dalmatische eingeschlossen) trennen. Es sind: a) Das Rumänische kennt den vulgärlateinischen Parallelismus *ĭ* > *e*, *ŭ* > *o* nur zur Hälfte. Lat. *ĭ* wird zwar *e* (Typus *dĭgĭtus* > *deget*), nicht aber *ŭ* > *o* (Typus *lup* < *lŭpus*). Diesbezüglich stimmt das Albanische mit dem Rumänischen überein (Typen: *peshk* < *pĭscem*, *bukë* < *bucca*).

Die Lage der südslav. Lehnwörter ist zwar diesbezüglich noch nicht klar gelegt worden. Es muſs aber hervorgehoben werden, daſs jedes *ę ǫ* im Skr. durch *i u* vertreten werden kann (vgl. *bētula* > *blitva*, Suffix *-ōne* > *-un*). Es scheint mir vorderhand doch sehr plausibel zu sein, daſs das Skr. mit dem Altdalmatischen zusammengeht und vom Rumänisch-Albanischen in diesem Punkte abweicht.

Wir müssen daher zwei Typen der Balkan-Latinität annehmen. Der eine hatte sein Zentrum in der Justinianischen Präfektur, und der zweite an der Adria.

Bei dieser Sachlage erklärt sich das Fehlen des westromanischen Parallelismus *ĭ* > *ę*, *ŭ* > *ǫ* im Rumänisch-Albanischen aus griechischen Sprachmitteln.

Wir wissen nämlich, daſs im Zeitalter des Hellenismus von Kleinasien und Ägypten aus eine Sprachtendenz ausgegangen ist, die

Vokale *i* und *e* zu verwechseln, nicht aber *u* und *o*, vgl. Brugmann, *Griechische Grammatik*, 4. Aufl., 32 § 9, Thumb, *Die griechische Sprache im Zeitalter des Hellenismus* 138, 139): z. B. *γίγονις* = *γέγονες* usw. Ich denke, daſs diese Tendenz auch die lateinische Sprache der justinianischen Präfektur ergriffen hat. Man hat daher *degetus*, *peske*, nicht aber *lǫpą*, *bǫcca*.

Das ist der eine grundlegende Unterschied, welcher das Rumänisch-Albanische charakterisiert. Es gibt aber noch einen zweiten.

Das Rumänische kennt auch nicht den westromanischen Parallelismus in der Diphthongierung der Vokalreihe *ę ǫ*. Das Rumänische, welchem auch hier das Albanische folgt, kennt bloſs die Diphthongierung des *ę*, nicht aber die des *ŏ*, und zwar ohne Unterschied der Qualität der Silbe (Typen: rum. *piele* < *pĕllis*, *loc* < *lŏcus*, alb. *pjeshkë* < *pĕrsica*, *shok* < *socius*).

Auch hier scheinen die lateinischen Lehnwörter des Skr. mit dem Altdalmatischen zusammenzugehen, weil hier *ę ǫ* ebenfalls durch *i u* wiedergegeben werden können (vgl. *cipo*, gen. *cipóla* < *cęphălus* *REW*.[3] 1819 und *lincuo*, gen. *lincúla* < *linteolu*).

Das Griechische kommt hier, wie oben, nicht ins Spiel, da es hier, wie bei *c*, *g* vor hellen Vokalen, dem hochlateinischen Brauche treugeblieben ist.

Die romanische Diphthongierung ist aus dem Westen gekommen. Sie kannte ursprünglich, wie das Rumänisch-Albanische zeigt, keinen Parallelismus in der Vokalreihe *ĕ ŏ*. Dieser älteste Zustand hat sich in der justinianischen Präfektur deshalb treu erhalten können, weil dieses Gebiet, von den Slaven schon anfangs des 6. Jhs. überflutet, von dem adriatischen Typus der Latinität vollständig losgerissen wurde. Der letzte Typus blieb sowieso nur auf die Küstenstädte[1] beschränkt, konnte daher keine Irradiation mehr auf die Balkanlatinität des festländischen Typus ausüben.

Phonetik des Balkanlateins.

1.[2] Bezüglich der vegliotischen Wiedergabe von *ariu* > *ir*, welche auch auf ital. *-iero* zurückgehen kann, drückte sich Bartoli, *Revue de dialectologie romane* II, 480, 2 folgendermaſsen aus: „L'innovazione *-iero*, *-a* giunse dal Nord fino al Quarnero e non passò le Alpi Giulie ne le Dinariche: rum *ar*(*iu*).“

Es empfiehlt sich daher neue Belege in den Balkansprachen zu sammeln und zu prüfen, um in der schwierigen *ariu*-Frage auf Grund des Balkanmaterials zu einer entscheidenden Ansicht gelangen zu können.

---

1 Nach den Nachrichten des Kaisers Konstantin waren sie um die Mitte des 10. Jhs. noch romanisch; später aber, etwa bis zum Ausgange des 15. Jhs., sind sie gewiſs bilingues, romanisch-slavisch geworden.

2 Bezieht sich auf *ZfrPh.* L, 484f. Hier folgt neues Material, eventuelle Berichtigungen des schon Gesagten und Ergänzungen dazu.

Das östlichste slav. Beispiel für *-er* < *ariu* ist die bulgarische Wiedergabe der römischen Donausiedlung *Ratiaria*, *ariu*-Ableitung von *ratis* „Floſs" *REW.*[3] 7088, heute *Arčer* neben *Arčar* oder *Akčar* (Bulgarien). Da ich das Altersverhältnis der slav. Formen nicht ermitteln kann, so kommt keine Beweiskraft diesem Belege zu. Hervorzuheben ist bloſs die wichtige Tatsache, daſs hier *-eria* anstatt *-aria* in *Rateria*[1] sehr alt ist.

Es ist ferner sehr wichtig zu notieren, daſs neben skr. *-ar* im *ie*-Dialekte auch *-ijer* besteht, welcher Form im ikavischen skr. Dialekt *-ir* entspricht, und zwar in den Wörtern, welche keine Italianismen sind. Zunächst haben wir in der Umgebung von Sarajevo den Hirtenausdruck *salariu* > *solijer* „Salzfaſs". Dem skr. Worte entspricht alb. *shëlïr, -i* „Salzlake" (neben *te shlïim*, Godin 298). Die ital. Dialekte kennen *-eolu*-Ableitung von *salariu*: bologn. *salarol*, lomb. *salaróla*, trient. *salarola* *REW.* 7521. Besonders hervorzuheben ist der Umstand, daſs von derselben Grundlage auch die *-ar*-Wiedergabe vorhanden ist: *solàr-ica* idem (Dubrovnik, Rešetar, *Štok. Dialekt*[2] 292). Das Suffix *-ijer* erscheint auch angekoppelt an reine skr. Stämme, wie es *vodijer* „Wasserfaſs" von *voda* „Wasser" und *gustijer*[3] von *gust* „dicht" beweisen.

Dieselbe Wiedergabe ist ferner in Boka (Bocche di Cattaro) anzutreffen: *mùškijera* (Perast, *ARj.* VII, 178) „Fliegenschrank" < *muscaria*, ital. *muscaiola* *REW.*[3] 5766.

-ijer erscheint auch für jenes *-ariu*, welches *-abru* ersetzt: *kandàlijēr* (Perast), *kandìlijer*, gen. *-èra* (Dubrovnik, *ARj.* 4, 818), auf dem ikavischen Gebiete natürlich *kandàlīr* (im 15. Jh.) oder *kandilir* (15. Jh.) < *candelabrum* *REW.*[3] 1579. Wegen der Erhaltung von *an-* anstatt *u* ist *kandalijer* gewiſs kein altes Lehnwort. Deshalb geht es mit aital. *candeliere* auch im Suffix zusammen.

Der zweite christliche Termin *dùmblijer* (Perast), *dùblijer*, *dùplijer*, *dumplir*, *dùplīr*, *dupler* (16. Jh.), *dumpler* čakavisch *duplịr* (Žumberak) „groſse Wachskerze" *ARj.* II, 892 < *dŭplariu*, ital. *doppiere* *REW.*[3] 2802 ist mehr beweiskräftig, da *pl* erhalten ist. Das vor *p* eingeschobene *m* ist dieselbe skr. Erscheinung wie in *dumbok* für *dubok*.

Ungemein wichtig ist es nun zu erfahren, daſs wir in Boka ein Beispiel mit *-aer* (zweisilbig) für *-ariu* antreffen. Es ist *sotäēr* „Taucher" (Muo, Prčanj, Rešetar *o. c.* 292) < *subtariu* *REW.* 8402, venez. *sotarolo*. Dieses Beispiel sichert uns für das südliche Altdalmatische *ariu* > **airu*, gleichwie es skr. *kvȉjer*, *kojer* < *coriu* altdalm. **coiru* voraussetzt.

Für das Süddalmatische ist auch *glêra* „Strandkiesel" in Bar und Sutomore < *glarea* *REW.*[3] 3779 heranzuziehen. Dieses Beispiel spricht für den Umlaut *á* > *e* auch in dieser Lage.

[1] Theophyl. I, 8. Die romanische Entwicklung *tį* > *ζ* ist bei Hierocl. 655, 2 *Ῥαζαρία* belegt. Vgl. Vulić in PW, zweite Reihe I, 261.

[2] Dieses Werk wird später nur unter *Rešetar* zitiert.

[3] *A. Rj.* III, 512. Die Bedeutung ist nicht gut ersichtlich.

-ijer neben *-ar* erscheint noch in *grànijēr* (Perast) neben *gràṅār*, gen. *-ára* „granaio" < *granariu* *REW*. 3839.

-er für *-ariu* erscheint in Boka noch in *tèlēr* „đerđef, jugum, Stickrahmen" < *telariu*, ital. *telaro*. Bei dieser Wiedergabe ist es angebracht zu bemerken, daſs sie auch im nördlichen čakavischen Gebiete vorkommt, daſs sie aber hier aus dem Venezianischen herstammt. Hierher gehören *Kvarnêr*[1] für ital. *Carnaro*, *fagêr*, *kapunêr*, *kapunêra* (Božava) für ven. *fagér* „faggio", carboniere, ven. *kaponera* „capponaia".[2]

-ijer erscheint in Dubrovnik noch in zwei sehr wichtigen Worten: 1. *stànijer*, gen. *-éra* „kalajdžija, ital. *stagnaio*" < *stanniariu* *REW* 8228; 2. *pasalijer* „übermütiger Mensch", *pasalijerac*, *-če*; vb. *pasalijeriti se* „sich dreist, übermütig benehmen" (*ARj*. IX, 663), *pasalijerština* „übermütiges Benehmen" < *passerariu* *REW*.[3] 6268, sp. *pajarero* „kurzweilig". Die Dissimilation *r—r* > *r—l* bietet nichts Auffälliges.

Keine Beweiskraft kommt hingegen folgenden Fällen zu: 1. *barbîr* (Žumberak) „Tierarzt, Friseur", daher vb. *barbijèriti* (Bjelovar, Rešetar *o. c.* 226), vgl. ung. *borbély*, aus dem deutschen *Barbier* < franz. *barbier* Melich *EtW*. 477; 2. *tanjîr* (Žumberak), *tàńūr* (allgemein skr.), aus ung. *tanyér* „Teller" < ital. *tagliere* < fr. *tailloir*; 3. *kìļēr* gen. *-éra* „Keller" aus türk. *kiler* < neugriech. *κελλάρι* < *cellarium*.

Eine Beweiskraft könnte bloſs dem čakavischen *kukîr* (Božava) „cazzuola per la malta" < *cochleariu* *REW*[3] 2012 zukommen, wenn *kli̯* > *k* auf dieselbe Weise entstanden ist, wie *g* in log. *kogardzu*.

Es ist schwer zu wissen, ob *kòlār* (Perast) „Halsband" < *collare* *REW*.[3] 2042 neben *kòlijer*, gen. *-éra* (auf dem ikavischen Gebiete *kòlīr*, gen. *-íra*) beweiskräftig wäre.

Es ist ferner sehr angebracht, in diesem Zusammenhange noch einmal einige *ariu*-Ableitungen zu besprechen, obwohl sie sonst die allgemein slav. *ar*-Wiedergabe zeigen. Dies geschieht hier darum, weil die betreffenden Lehnwörter offenbar aus dem Balkanlatein stammen. Hierher rechne ich zunächst *pìļār*, gen. *-ára*, m., *piļàrica* f., vb. *piļáriti* „Krähmer, -in, Kleinhandel treiben". Anstatt *p*- im Anlaut erscheint auch *f*-: *fiļarka* „copa", a. 1362, *fiļarština* f. „Abgabe für diesen Handel" a. 1321. Begrifflich gehört dieses Wort in die Sphäre der Handelsausdrücke gleich wie die aus dem Balkanlatein stammenden skr. Ausdrücke *račun* < *ratione* „Rechnung", *statione* > *stačun* oder *štacun* „Kaufmannsbude, Faktorei".

Dasselbe Wort, welches hier als nomen agentis gebraucht wird, hat noch die Bedeutung der Münze und zwar im Ungar.: altung.

---

1 Skr. *Kva*- anstatt rom. *Ka*- erklärt sich aus vegliot. *kuorno* < *carne* Bartoli II, S. 200.

2 Überall, wo ich den Ort Božava im Zadarer Archipelag als die Heimat eines skr. Wortes angebe, beziehe ich mich auf Cronia, *Elementi latino-italiani nel lessico di un dialetto čakavo* (L'Italia dialettale VI, 95 ff.).

föllér, füllér, neuung. *fillér*, daher deutsch *Heller*, s.-kr. *fiļer, filer* und *filir*, s. Schuchardt, *ZfrPh.* XXIV, 571 und *REW.*[3] 3422.

Als Irradiationszentrum ist für beide Bedeutungen Dubrovnik zu betrachten. Merkwürdig ist es nur, daſs **folliarius* als nomen agentis hier nicht belegt ist. Das Statut von Dubrovnik[1] und die anderen lat. Dokumente dieser Stadt kennen bloſs *folarus, follarus* als „nummus cuprinus idem quod milliarensis". Es ist daher möglich, daſs das in Rede stehende Wort diese Bedeutung erst im Skr. unter Anlehnung an zahlreiche andere mittels *-aŕ* abgeleitete nomina agentis angenommen hat. Jireček hat *follarus* richtig als Ableitung von byzantinisch-lat. *follis* = *φόλλις, φόλα* „kleine Münze" (> alb. *folë* „Silberscheibe am Waffengürtel") aufgefaſst.

i anstatt *u* oder *o* in der skr. vortonigen Silbe verlangt jedoch Erklärung. Lautlich ist diese Wiedergabe nicht. *i* kann nur einer Kreuzung sein Dasein verdanken. Im Ragusäischen haben wir dafür noch eine andere lat. Münzenbenennung. Es ist *miliarensis*, geschrieben auch *miliariensis*, nach Jireček derselben Bedeutung wie *follarus*, Ableitung von *milliarium*. **folliariu* hat sich offenbar mit *milliariu* gekreuzt, was regelrecht skr. *piļar* oder *fiļar* ergab.

Die Form *follarus* erklärt sich als ein Dissimilationsprodukt aus *folliariu* ohne weiteres. Sie sichert uns auch für das Süddalmatische die Form *-aru* neben der umgelauteten *-eru* für *-ariu*.

Die *-eru* Form ergab im Slavischen entweder *-ir* oder *-ijer*, gleich wie in anderen Wörtern welche entweder slav. ѣ oder lat. *ę ẹ* oder *i* < *ī*, *ū* enthalten (Beispiele für die letzteren: *fjelica* < *offella*, *kanđela* < *candēla*, *Trogijer* < *Tragūrium* > *Trogir*).

Das venezianische *-ero* < *ariu* ergibt in Dubrovnik *ir*, so in *rivir*[2] < *ripariu*.

In Vrbnik auf der Insel Krk (Veglia) erscheint *-ir* in einem Pflanzennamen, welcher aus dem Venez. nicht stammen kann. Es ist *materkir* < *matricaria*. Dieses Wort, im Verein mit den ON. *Labdir* bei Split (Spalato), beweist, daſs in diesen Gegenden des Balkanlateins auch die Wiedergabe *-eriu* < *-ariu* seit uralten Zeiten zweifelsohne im Gebrauche war.

Zuzugeben ist es nur soviel, daſs sich mit dieser uralten Wiedergabe später die venezianische *-ero*-Wiedergabe gemischt hat, so daſs es schwer ist, eine sichere Scheidung zwischen beiden zu treffen. Diese Vermischung sieht man am besten an den skr. Benennungen von Netzen, die beim adriatischen Fischfang dienen.[3] Neben *-ara* < *aria* wie in *sardelara, bukvara, ciplara, gavunara, gerara, lokardara, polandara, tunjara, sklatara* usw. hat man besonders im Norden *tunera, ušatera*; *gaunera* (Budva). Auch dieses venezianische *-era*

---

[1] Aus 1272, hg. v. Jireček in *Monumenta historico-juridica Slavorum meridionalium*, IX.

[2] Jireček, *Romanen* I, 92. Wegen *p* > *v* aus dem Venez.

[3] Vgl. meine skr. Studie über die skr. Fischerei- und Marine-*Ausdrücke* (Split 1933), S. 66ff.

erscheint im Süden im jekavischen Dialekte als *-iera*, so in Budva: *skakviera*, *rakiera* „Netze zum Fangen von *skakva* und *rak*".

Bezüglich der skr. Wiedergabe *-ir* <*ariu* ist noch zu erwähnen, daſs sie mit *-ẹriu* in *monastẹriu* < griech. *μοναστήριον*, ganz wie in Westromania, übereinstimmt. Die čakavischen Wiedergaben von diesem wichtigen christlichen Ausdrucke lauten: *molstir* oder *mostir*, mit Dissimilationsverlust von *l*, welches seinerseits wiederum aus der Dissimilation *m—n* > *m—l* hervorgegangen ist. Entsprechend frc. *monstier*, *moutier*, geht auch čakavisch *molstir*, *mostir* auf *monistẹriu*, nicht *monastẹriu*, zurück. Die erstere Form erklärt sich gleich wie *canepa* aus *canapa*.

Der Nachweis von *-ẹriu* neben *-ariu* im Balkanlatein hat die gröſste Bedeutung für die Erklärung dieses merkwürdigen Zwiespalts in der ganzen Romania. Die Möglichkeit der Erklärung aus dem germanischen Umlaut, die letzthin auch von Meillet[1] gebilligt wurde, wird hierdurch zu nichte.

Die skr. und roman. Identität der Entwicklung von *-ariu* > *ier* und *monistẹriu* > **molstier* > frz. *moutier*, skr. *molstir* gibt uns wohl einen Fingerzeig, in welcher Richtung die Erklärung zu suchen ist.

Vorher ist es noch auf einen entscheidenden Umstand hinzuweisen. Das Christentum ist jener Faktor gewesen, welcher einige Suffixe nicht nur in romanischen Sprachen, sondern in fast allen europäischen Sprachen verbreitet hat. Es sind zunächst die griechischen Suffixe *-ía*, *-issa*, *-ismus*, *-ista*. Zu den Germanen und Slaven hat das Christentum nicht nur *-ía*, sondern auch *-arius* gebracht. Das Christentum verbreitet den letzten Suffix auch bei den Griechen.

Ich schreibe demselben Faktor auch die Herkunft der Nebenform *-ẹriu* für *-ariu* zu. Diese entspricht der griech. Endung in *-tẹriu*, wie in *psaltērium*, *monastērium*, *plastērium*, *potērium*, *baptistērium*, um nur diejenigen christlichen Wörter griechischen Ursprungs zu erwähnen, die im romanischen Boden festen Fuſs gefaſst haben. Besonders wichtig sind von diesen nur *monasterium* und *poterium*. Das Nebeneinander von *monast-icus*, *pot(t)us*, *baptista*, hat bei *monast-ẹrium*, *baptist-ẹrium*, *pot-ẹrium* das Gefühl für das Suffix-*ẹriu* als Bezeichnung von Örtlichkeiten und Gegenständen herausgelöst. Dasselbe Gefühl konnte sich auch bei *plast-erium* herausbilden, weil griech. *plastós* „geformt" daneben bestand. Der gelehrte christliche Ursprung von *-ẹ̄rium* < *-ηριον* ist an der Wiedergabe *η* > vulg.-lat. *ẹ* ersichtlich.

Die Schwankung *-ẹrius* neben *-arius* bei den nomina agentis kam daher, weil sich bei den griechischen Ableitungen des Typus *plastḗr* „Former" wegen des danebenstehenden *plastós* das Gefühl auslösen konnte, daſs *-ēr* das Suffix der nomina agentis wäre. Dieses *-ήρ*, vermengt mit *-er* in *magister*, ersetzt man beispielsweise mit *-or* in byz. *magistor*.[2]

---

[1] *Bulletin de la Soc. ling. de Paris*, XXXII, S. XX.
[2] Vgl. G. Meyer, *Ngr. St.* III, 43.

Den mächtigsten Impuls zur Auffassung von -ηρ als ein Suffix der nomina agentis gab aber das zusammengesetzte att. Wort *ναύ-κρᾱρος*, dissimiliert in *ναύ-κλᾱρος*, *ναύ-κληρος*,[1] „armateur" (Boisacq 658). Dieses Wort wurde vom lateinisch sprechenden Publikum als von *navicula* > *naucla* *REW.*[3] 5860 'a abgeleitet aufgefaſst. Für das Suffix blieb nur noch -*ήρ* übrig. Aus *nauclēros* wird zunächst *nauclerius* „Schiffskapitän" in Cod. dipl. bar. VIII, 262 und im Mittellatein von Dubrovnik (Jireček, *Romanen* I, 92). Skr. *naùkīr*, gen. *-íra*, *-ijer*, *-ijer*, *-ijera* „Schiffskapitän" stammt allerdings aus dem Italienischen, wie *k* statt *kl* zeigt (vgl. *ARj.* VII, 721), und nicht direkt aus dem Lat.-Griechischen.[2] *-erius* wird danach durch *-arius* ersetzt und so entstehen die ganz lateinisch aussehenden *navicularius*, *naucularius* und *nauclarius*, worüber vgl. Meyer-Lübke, *Wiener Sitzungsberichte* CXLIII, II, 30. Durch *nauclerius* > *nauclarius* *REW.*[3] 5852 wird das Nebeneinander von *-erius* und *-arius* genügend gerechtfertigt. Ein dem *-arius* ebenbürtiges *-erius* wurde geschaffen. Die Marinesprache leistete der christlichen liturgischen Sprache Vorschub.

Die vorgetragene Auffassung besagt, daſs das in christlichen Kreisen entstandene Suffix *-ęrius* von griechischen Ableitungen auf *-tēr*, *-tērion* losgelöst wurde. Als eine christliche Neuerung diente es hier und da als Ersatz für das paganistische *-ariu*. Eine Stütze für diese Annahme findet sich wiederum im Balkanlatein, und zwar im Albanischen.

Das Rumänische hat die Verbaladjektiva auf *-a(i)torius* ausgebildet. In diesem Suffixe liegt eine Kreuzung zwischen den Nomina agentis auf *-tōr*, gen. *-tóris* und *-arius* vor.

Das Albanische besitzt hingegen zahlreiche Nomina agentis auf *-tar* neben *-tuar* in den Typen *šortëtar*, *trandofilltar*, *udhëtar* „Wanderer" von *udhë* „Straſse" und *punëtuar* „Arbeiter" von *punë* „Arbeit" neben *-uer*, *-ori* im Typus *malsuer* „Gebirgsbewohner". Im letzten Falle ist von *-torius* bloſs *-orius*, wiederum unter dem Einfluſs von *-arius*, abstrahiert worden.

Bei dieser Sachlage ist es nicht wunder zu nehmen, wenn dreimal anstatt des etymologischen *-arius* auch *-orius* erscheint, so in **armissorius* neben *armissarius*. Die erste Form ist in allen albanischen Dialekten erhalten: *harmshúr* (Godin), *-uar*, *amšür* (Vučitrn), während die zweite wiederum allen rumänischen Dialekten eigen ist: *armăsar*.

Das zweite Beispiel ist *kl'uar* „τὸ πλῆκτρον πρὸς τύρωσιν τοῦ γάλακτος" G. M. 193 < *clavarium* *ZfrPh.* XXXIX, 85 Anm.

Das dritte ist *frúer*, *frori* (bestimmte Form) < *februarius* *REW.*[3] 3231 (rum. *făurar*, skr. *prvar*[3] oder *frevar*[4]).

---

[1] Vgl. Rohlfs, *Etymologisches Wörterbuch der unteritalienischen Gräzität*, 1444. Unter Rohlfs wird dieses Werk zitiert.

[2] *A. Rj.* VII, 721 kennt auch die regelrechte Form *nauklijer*, jedoch in einer recht merwürdigen Bedeutung „derjenige, der einen zu einer Handlung anspornt, beredet".

[3] A. 1423 in Baška (Krk), s. Mažuranić, *Prinosi* 1188.

[4] Seit 14. Jh., *A. Rj.* III, 71.

Der Vokalunterschied, den wir hier in derselben Funktion des Suffixes *-arius* beobachten, kehrt wiederum dann, wenn es zur Bildung der Ethnika oder der Nomina agentis dient: alb. *-uer, -uar, -ūr,* (bestimmt) *ori-*, skr. *-ar.* Im Alb. wird *-orius* > *-uar, -ūr,* fem. *-ore* oft auch an den reinen Stamm angefügt, so in *da(r)smuar* „Hochzeitgast", *kupĕtorĕ* „verständig, aufmerksam" (G. Meyer, *Alb. Wörterbuch* 215), *kungulluar* „Kürbiskuchen", *-orĕ* „Kürbisbaum", *theknóre* „Roggenbrot" (Godin), *rrepĕnore* „Rübenfeld" (Weigand). Bedeutend häufiger wird es mit den anheimischen Suffixen ähnlicher Funktion konglutiniert, so mit *-ĕs* < *-itio* im schon erwähnten *malĕsuar, malcūr* „Stamm der Malissoren", *gjaksur* „Rächer" (von *gjak* Blut, Rache).

Ähnlich ist es im Skr. bei den mit *-ar* abgeleiteten Ethnika. Reines *-ar* tritt an den Stamm in *Puntar* „Bewohner des Dorfes *Punat,* gen. *Punta* < ital. *Ponte* (jetzt Aleksandrovo, Insel Krk-Veglia), *Prȉjekar* „Bewohner von *Prijeko* (Stadtviertel von Dubrovnik) usw., während es mit slav. *-janinъ* in *Leščàranin, Sinčàranin* „Bewohner der Orte *Lešće, Sinac* (Lika, Kroatien), usw. verbunden wird.

Im Albanischen haben wir demnach, gleich wie im Rumänischen, Verbaladjektiva auf *-a(i)torius, -a* > rum. *ător, -ătoare,* alb. *-tuar.* Der alb. Diphthong *-ua-, -ue-* (reduziert im Nordalb. in *ū*) geht auf *-oriu* > süddalm. *-oiru* (belegt im Skr. *kojer, kvijer* < *coriu*) zurück.

Die Wichtigkeit des Alb. liegt eben darin, dafs es mit der Nebenform *-tār* beweist, dafs *-atorius -itorius* im Balkanlatein aus den lat. Nomina agentis auf *-ātōr, -itōr,* gen. *atóris, -itóris* unter Anlehnung an das Suffix *-arius* hervorgegangen sind. Die Anlehnung hat deswegen platzgegriffen, weil *-arius* schon im Vulgärlatein zur Bildung von nomina agentis diente. Vgl. *collectarius* für *collectōr* in den roman. Sprachen, *REW.*[3] 2045a.

An dieser Anlehnung hat wahrscheinlich auch das griechische mit seinen Suffixen -τηρ, -τήριον mitgewirkt und zwar deswegen, weil es nach obiger Annahme dem Latein zur Auslösung des Suffixes *-ęrius* verholfen hat. Vorderhand kann man keine anderweitigen Beweise für diese Annahme bringen.

Es fragt sich nun, wie das isolierte *-έρι* < *-ariu* in ξιφτέρι, ξεφτέρι < **acceptariu* zu beurteilen wäre. Es ist nicht an die neugriechische phonetische Erscheinung zu denken, wonach das unbetonte *ir* zu *er* wird,[1] also -ερι anstatt -ηρι, wie in Θεριό, σίδερο. Andere Beispiele fehlen, denn hierher gehört nicht ngr. πανέρι, wie P. Marchot *ZfrPh.* XXI, 300 (Anm.) meint, weil es auf ital. *paniere* und nicht auf lat. *panarium* zurückgehen kann.

In diesem Zusammenhange nimmt das Alb. noch einmal unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Die gewöhnliche und lebendige Wiedergabe von *-ariu* lautet hier *-ār*: *binar* < *binariu, fšatār* „Dorfbewohner von *fšat* „Dorf" < lat. *fossatum, luftār* „Krüger" von *luftĕ* < lat. *lucta* usw. Daneben finden wir einige Male *-er,* und zwar nicht

---

[1] Pernot, *Grammaire grecque moderne* § 58.

als lebendiges Suffix, sondern als Archaismus, so in *gëlqere* „Kalk" < *calcaria* *REW*.[3] 1492, *qere* „Grind" < *caria* *REW*.[3] 1692, *k'ęler* < *cellariu* *REW*.[3] 1804 (so bei Meyer-Lübke, *Grundriſs* I, 2 Aufl., 1043, wenn es nicht vielmehr mit skr. *kiļer, ćiler, ćeral*[1] durch türkische Vermittlung auf das Ngr. zurückgeht), gleichwie in jenen Fällen, wo *-er* auf *-are* fuſst, so in *lter* (neben dem Buchwort *alltár*) < *altare* *REW*.[3] 381 (rum. *altar*, skr. *oltar*), *pulqér* oder *pulqýer* (Godin) < *pollicaris* *REW*.[3] 6638. Diese Wiedergabe beruht nicht auf der vulgärlateinisch-christlichen Neuerung *-ęriu*, weil sie *-ir* lauten müſste, wie sie in *shëlîr* (Godin) „Salzlake" tatsächlich lautet. Das letzte Beispiel ist insofern wichtig, als es beweist, daſs auch das Alb. gleich wie das Skr. und Ngr. diese Neuerung als Archaismus besitzt. *-ariu*, *-are* > *-er* muſs also gleich erklärt werden wie *-tate* > alb. *-tet* (in Fällen wie *potestate* > *pushtet* usw.). Es sind von Plural aus gewonnene neue Singulare, gleich wie *cane* > *qen*, *gjel* < *gallu*, *gjelk* < *calce* usw. Die Umlautserscheinung *á* > *e* vor *-ī* ist im alb. Deklinationsschema regelrecht. *ę* in *-ęr̯iu* als vor Doppelkonsonanz stehend ergab regelrecht *i*, vgl. *qiell* „Himmel" < *caelum* neben *qind* „hundert" < *centum* oder *kishë* < *ecclęsia*.

Es fragt sich nun, ob rum. *manuariu* > *mîner*, arum. *mîneari* (pl. *-rĭ*) die vorgetragene Auffassung bestätigt. Die rum. Form zeigt keine Spur des Diphthonges *ę* > *ię* in *-eriu*, entgegen den anderen roman. Sprachen und dem alb. *shëlîr* < *salariu*. Also muſs man annehmen, daſs hier das Rum.-griech. *η* > *ę* gleich wie in einigen anderen lat. Fällen behandelt hat, also wie in *inel* < *anĕllu*, *înnec* < *innĕco*, *merg* < *mergo*, *vechĭ* < *vęclu*, während im Westromanischen *η* > *ę* gleichwie in anderen gelehrten christlichen Wörtern diphthongiert. Von diesen bietet *ἐκκλησια* > *ecclęsia* *REW*.[3] 823 die wichtigste Übereinstimmung. Somit steht gar nichts im Wege, rum. *mîner* mit alb. *shëlîr*, skr. *Labdir*, griech. *ξιφτέρι* auf gleiche Linie zu stellen.

Das Skr. nimmt in dieser Reihe insofern eine Sonderstellung ein, als sich hier die christliche Neuerung einigermaſsen lebensfähiger erwiesen hat als im Alb., Rum. und Ngr., nicht zwar in demselben Ausmaſse wie im Französischen; hier war *-ir* < *ariu* nicht imstande, das lebensfähigere *ar* < *ariu* aus dem Felde ganz zu verdrängen.

Wir haben ferner in skr. und slowenischen Dialekten *ir* < *-ariu* in einigen sehr interessanten Verbindungen mit einheimischen Stämmen. In *kurbîr* neben *kurbár* „Hurenmann" von *kurva* „Hure" (Pleteršnik, *Slow.-deutsches Wörterbuch* I, 489) dient *-ir* gleichwie *-ar* zur Bildung der nomina agentis. In zwei Beispielen dient es zur Bildung des Kollektiv-Abstrakta: 1. *drobîr* (Žumberak) „dürres Astholz" (*Archiv für slav. Philologie* XXXIII, 361), slov. *drobír* (Pleteršnik *o. c.* I, 174) „idem", während das Konglutinat *-ar* + *ija* < griech.-lat. *-ia* von demselben Stamme *drobarȉja* (Žumberak),

[1] Diese slav. Form stammt aus Mazedonien.

drobarîja (Pleteršnik I. 174) „kleine Kinder" ergab. Aus dem Slow. scheint hierher noch *brebir*, g. *-rja* „Schotter" adj. *brebirnast* „schotterig", *brebirišče* „Steingerölle" zu gehören; jedoch ist der Stamm nicht klar.

Um all das Gesagte zusammenzufassen, läſst sich sagen, daſs am Balkan lat. *-ariu* nur eine Form ergab, die tatsächlich lebensfähig und produktiv geworden ist, und zwar südslavisch (= allgemein slavisch) *-ař*, rum. *-ar*, alb. *-ar*, griech. *-aris*, vegliotisch *-ur*. Die christliche Neuerung *-ęriu* lebt in den Balkansprachen nur isoliert: rum. *-er*, alb. *-ir*, ngr. *-ερι*. Das Skr. nimmt in diesen Sprachen eine Mittelstellung ein. *-ar* ist hier zwar bei weitem produktiver als *-īr*: aber die letzte Wiedergabe ist nicht so selten wie im Rum., Alb. und Ngr. Von den romanischen Sprachen stimmt mit dem Skr. nur das Vegliotische vollkommen überein. Zur völligen Produktivität gelangte die christliche Neuerung bloſs auf dem galloromanischen Gebiete. Die näheren Umstände dafür wären meiner Ansicht nach nicht im fränkischen Umlaute zu suchen, sondern in den kirchlichen Verhältnissen, auf die ich vorderhand einzugehen nicht in der Lage bin.

2. (5[1]) Die albanische Wiedergabe *o* für betontes lat. *a* erheischt neue Beispiele und neue Parallelen aus den Balkansprachen. Ich glaube, daſs hierher auch alb. *mollë* „Apfel" gehört. Die skr. Beispiele zeigen nämlich, daſs es nicht nötig ist, mit Meyer-Lübke an lat. *ē* > *o* zu denken, s. Gröber's *Grundriſs*, 2. Aufl., I, 1044 § 15, 16. *mālum* bestand am Balkan neben *mēlum* > rum. *măr*, wie es čakavisch *mogrân* (Božava), *mogrâń* (Rab, Krk), ON. *Mögren* (Budva) „Granatapfel" deutlich zeigen. Die čakavischen Formen wiedergeben genau lat. *malum graneum* (statt *granatum*). Also kann *mollë* mit *á* > *o* für lat. *mālum* stehen, vgl. *kësolë* oder *këmbonë* für *casale*, *campana*.

Hierher wäre man versucht, auch *-arius* > *uar*, *ūr*, f. *ore*, bestimmt *ori* in den Fällen wie *amšūr*, *thëknore* usw. einzureihen, wenn daneben das regelrechte *-ar* nicht bestünde. Dieser Umstand hat mich veranlaſst, die einschlägigen albanischen Fälle oben S. 188f. im § 1 zu besprechen.

Das Studium der ON. der Umgebung von Bar, welches im Mittelalter, gleich wie die dalmatinischen Städte im 10. Jh. zur Zeit des Kaiser Konstantin, ein Sitz des Balkanromanentums war, gab mir die Möglichkeit, die albanische Erscheinung mit dem Altdalmatischen und mit dem Skr. in Verbindung zu setzen.

Ein gebirgiger Stadtteil von Bar heiſst *B(a)rbot*. Es ist derselbe ON. wie *Barbat* auf der Insel Rab, lat. *barbātus* (sc. mons), d. h. mit Gestrüpp bewachsener Berg. Hier bemerken wir auch den Übergang *á* > *o* wie in *kësolë*, *këmbonë*, *mollë*. Dieser Übergang bestand auch im Latein von Kotor, wo wir in den Urkunden von 1326—1334 *quadragnolus* „ein Feldmaſs" (Jireček I, 92) lesen. Diesem Worte entspricht in Bari (Süditalien) *quadragenale*.

[1] Ergänzung zu *ZfrPh.* L, 488f.

Wenn rom. *á* > *o* weiter ins Skr. wandert, so erscheint es natürlich wie jedes andere romanische *o* als *u*. So haben wir für *brassica* > *brôskva* (Prvić, die Umgebung von Šibenik) auch *brůskva* (Jankolovica bei Vrana). Auf diese Art wird sich auch der Inselname des Archipels von Zadar *Sestruń* < *extraneu* erklären lassen.

Dieselbe Erscheinung haben wir ferner in *ȁrgutla* „Handgriff beim Steuerruder" (Dubrovnik), *argluta* (Trogir), *argutula* (Stari Grad auf der Insel Hvar), wofür in Tijesno und anderwärts in Dalmatien *argola, jargôla, garguola* (Ilovik), *vȑgōla* (alle vier Formen aus dem Venez.) gesprochen wird. In allen diesen Formen steckt die romanische deminutive Ableitung von griech. *érgata REW.*^{3} 2894, vgl. *-ella* statt *-ula* in neap. *argatellę* und sp. *argadilla*. **ergátula* ergab regelrecht *ȁrgutla* mit *á* > *o* > *u*. *argola* ist dann entweder die regelrechte venezianische Form mit *ao* > *o*, gebräuchlich allerdings nur in Dalmatien, nicht in Venedig, wo *rigolla* für denselben Gegenstand gesprochen wird, oder ist vielmehr beides, sowohl *argola* als *rigolla*, ein venez. Lehnwort aus dem Altdalmatischen, mit *tl* > *ll* wie in *spatula* > *spalla*. Angesichts anderer von den Venezianern aus dem Altdalm. entlehnten Marineausdrücke wie *bargotso* > *barcusiu*, *colomba* „chiglia" > *columna* gewinnt diese letzte Möglichkeit bedeutend an Wahrscheinlichkeit.

Den Übergang *á* > *o* kennt auch der Kaiser Konstantin in *τὰ Ὄψαρα*[1] für *Apsorus*.[2] Dieses *ó* < *á* hat sich bis zum heutigen Tage in ital. *Ossero* erhalten. In der konstantinischen Schreibung erhalten wir somit den ältesten Beleg für die vegliotische Entwicklung *á* > *u* (Bartoli II, § 285f.). Ins Alb. und Skr. ist diese Aussprache nur teilweise eingedrungen und zwar durch die Vermittlung des Dalmatisch-Romanischen.

Es ist eine andere bedeutend schwierigere Frage, ob das alb. *o* < lat. *á* mit der allgemein slavischen Wiedergabe des fremden *a* irgendwie zusammenhängt.

Die alb. Erscheinung kann m. E. nur mit der Roman.-Dalm. verglichen werden, da es sich in beiden Sprachen nur um das betonte nicht auch um das unbetonte *a* handelt. Die slavische Regel der Wiedergabe des fremden *a* ist davon verschieden, denn sowohl das betonte als auch das unbetonte, nicht im Auslaut stehende fremde (germ., lat., dalm.-rom., griech. und arab.) *a* kann labialisiert werden. Das venezianische *a* bleibt dennoch immer bestehen, ebenso jedes fremde *a*, wenn es sich im Auslaute befindet.

Man hat im Südslav. folgende Typen der Wiedergabe des balkanlat. *a*: a) *á* > *a*, *a´* > *o*: *paganus* > *poganinъ*; b) *á* > *o* = *´a-* > *-o-*: *Cattarum* > *Kotor*, c) *´a* > *´a*: *missa* > *mъša*, čakavisch *maša*, d) *a´* > *o*: *aciale* > *ocelъ*, e) *á* > *a*: *Pharia* > *Hvar*, f) *á* > *a*, *-a´* > *a*: *palatia* > *palača* neben *polača*.

[1] Vgl. *ZONF.* IV, 216f.

[2] Vgl. Krahe, o. c. 14 und meinen skr. Aufsatz in *Glasnik* (Mitteilungen des Landesmuseums von Sarajevo) XXIX, 125f.

Man konstatiert in den balkan-lateinischen Elementen ein Schwanken in jeder Stellung, aufser im Auslaut. Nur das venezianische *a* (Typus *kȁmara*) zeigt kein Schwanken im Vergleich mit *komöra* aus dem Balkanlatein.

Die alb. Erscheinung stimmt mit der skr. insofern überein, als das betonte lat. *a* sowohl *a* als auch isoliert *o* in beiden Sprachen ergeben kann.

(3[1]) Wie in der *ariu*-Frage liefert das Balkanmaterial wichtige Aufschlüsse auch in der Frage der Abschwächung von *a* > *e* in der Pänultima. Zu den Ausführungen meiner 3. Reihe kommt jetzt noch folgendes Material hinzu.

Neben *cípō*, gen. *cípola* (Dubrovnik), daher die skr. Ableitung *cipȍlāš*, gen. *-áša* „falco pescatore", mit *a* > *o*, erscheint dasselbe Wort auch mit *a* > *e* > ь, d. h. mit dem Schwunde der Pänultima, *cipao*, g. *cipla*, daher die mittels *ariu* > *ar* gewonnene Netzbenennung *ciplarica*, *ćȉfa*, gen. *ćȋfla* (Božava), *ćifal* (Krk) < *céphalus* *ZfrPh.* XLVI, 397 no. 28.

Auch in Ragusa erscheint *a* > *e* > ь, so in *platănus* *REW.*[3] 6582 > *plàtań*, gen. *platńa* (Zore 17, *ARj.* X, 16). Für *platan* in Konavli (*Znž* VIII, 106, *ARj.* X, 16) fehlt leider die Angabe der Genitivform. Einen Beweis für den Schwund liefert auch der ON. *Plavda* bei Prčanj (Boka v. Kotor), belegt *pladanus*.

Auch griech. *πλάϑανον* (Boisacq 789, *REW.*[3] 6585) bietet den Beleg für den Schwund: *pladań*, gen. *pladńa* (Istrien, Dalmatien, *ARj.* IX, 942).

Dagegen bewahrt die Pänultina *cammarus* *REW*[3] 1551 > *gâmbor* (Perast, Dubrovnik, *ARj.* III, 68), *komorana* (Vis), während die Ableitung davon **cammarata* > *grambata* „Art des Seekrebses" (Hvar) den Schwund zeigt.

Arbanum (bei Anna Komnena) für *Albanum*, Kürzung für *Albanopolis*, erscheint als *Rabьnъ* in altserbischen Urkunden, also mit *a* > *e* > ь, vgl. die regelrechte Abschwächung in alb. *Arbënī*, *arbëništ*. Dieselbe Abschwächung erscheint noch an der Donau in *Osъm* (Bulgarien, rechter Donauzuflufs), sowie auch in *Išmi* (Albanien) < *Ásamus*.

Das Merkwürdige dieses Problems bleibt immer die Tatsache, dafs sich die romanischen Reflexe mit den slavischen nicht decken. So hat man für *canaba* skr. *konöba*, im Vegliot. aber *kanba* (Bartoli II, 192); dasselbe in den ON. slav. *Kotor* neben *Δεκάτερα* beim Kaiser Konstantin. *Apsarus*, *τὰ Ὄψαρα* bei demselben Kaiser lautet skr. *Osor*, während ital. *Ossero*. Auch das Slav. bietet Beispiele für den Schwund in den adriatischen ON., so in *Sansagus* (in der venez. Chronik des Johannes Diaconus) > skr. *Sȗsak*, gen. *Sȗska*, gleich wie *racanu* > *raknö* (Insel Cres), *rakno* (Zadar a. 1473, Vrh). Die Synkope im letzten Worte ist schon seit dem Ende des 10. Jhs. belegt: *racnas*

---

1 Ergänzungen zu *ZfrPh.* L, 486f.

a. 999, *rachna* (Dubrovnik a. 1280), während a. 1090 *racana* (Split).

Desgleichen im Inneren des Balkans: *Timok* < *Timacus* neben *Lašva* (FlN. Bosnien) < *Leusaba*.

Altserbische Siedelungen im mittelalterlichen Albanien zeigen *a* > *o* in *Pilot* < *Πολάϑοι*, *Polatum* gleich wie *Drivost* < *Drivastum*, während alb. *Drišt* auf **Driestum* (*a* > *e*) beruht.

Wichtig ist auch *κάνϑαρος* > *kȃntorica* „Nachtgeschirr" (Zore 9, *ARj.* IV, 826), vgl. Rohlfs 886, *REW.*[3] 1614, weil es zeigt, daſs die Erhaltung *a* > *o* auch in den Lehnwörtern jüngeren Datums vorkommt. *kantor*(*ica*) zeigt nämlich nicht *an^c* > *u* wie oben *Susak*.

Der Landschaftsname *Bosna*, *Bosona* beim Kaiser Konstantin, gehört dagegen zu den Beispielen mit dem Schwunde, wenn es zu derselben vorslavischen Sippe *Bassante* > *Bosut* (FlN.) und *Bassania* gehört, wie es auch sehr wahrscheinlich ist.

Desgleichen auch der Nebenfluſs der oberen Save slov. *Sovra*, wenn es mit gall. *Savara* < fr. *Sèvre* identisch ist.

Auf der Abschwächung *a* > *e* beruht wohl der Suffixersatz in *cártallus* (Boisacq 1722) — *cartellus*. Beide Formen lassen sich an der Adria nachweisen: *cartallus* > *kȑto* gen. *-òla* „Korb",[1] dazu ON. *Krtole* in Boka, neben *cartellus* > *krtil*[1] idem.

canapus, *canapia*, welches im rum. *cânepă* und alb. *kërp*, *kanp* oder *kanëp* (Godin) mit Abschwächung erscheint, bewahrt im Slav. die Pänultima in der Gestalt *a* > *o*: *konop* „Strick, Seil", *konopḷa* „Hanf". Wegen der *ia*-Ableitung, die der slav. Form *konopḷa* zugrundeliegt, vgl. friaul. *cianaipe* (Pirona[2] 129), wo *pį* > *ip* gleich wie *vį* > *ip* im ON. *Codroipo* < *quadruvium* behandelt wurde.

Der Abschwächungsvokal erscheint auch im Slav. als *e*, wie rum. *farmec* < *pharmăcum* *REW.*[3] 6462 oder friaul. *k'astene*, *k'astenar* < *castănus* *REW.*[3] 1743, in *skȃndel* (Božava), *škandel* (Krk, a. 1734) < *σκάνδαλον*. Desgleichen in der Intertonica: *parèstat*, *-a* s. m. „stipite, si dice alle pietre delle porte ò finestre, sù le quali si posa l'architrave"; *parèstata* s. f. „garde-fou" (Dubrovnik, *ARj.* IX, 647) < *παραστάτης*.

Oft erscheint *a* der Pänultima in der unabgeschwächten Form, wie in *kȃntar*, *kȃntarica* (Božava) „cantharus linatus", wofür wir in Dubrovnik *o* haben: *kȃntor* *REW.*[3] 1614. Desgleichen auch im Worte, welches durch die Mediziner in die südslav. Sprache eingedrungen ist: *stȏmak* (Perast, Bosnien, Serbien), auch *stòmāk* < *stomachus* *REW.* 8276a.

Einiges Interesse bietet in dieser Beziehung auch das arabische Wort *šabaka* „Netz" *REW.* 7667 = 7476a, Lokotsch 1737, welches in Westromania die Abschwächung zeigt, hier unversehrt bleibt: *šàbaka*, *šabàkūn* (Zore 25, Bartoli II, 300).

In den venezianischen Lehnwörtern steht natürlich *a* für *e*, so in *kȃmara* (Božava) < ven. *cámara*, wofür am Festlande *komȏra* als

[1] *A. Rj.* V, 658f.

älteres Lehnwort aus dem Balkanlatein anzusehen ist; *kikara* (Dubrovnik), *ćìkara* (Perast, Božava) < ven. *kìkara*, ital. *chicchara*, sp. *jicara*, aus dem arab.; *kùkumār* (Perast, *ARj.* V, 763), *kukùmar* bei Vuk < ven. *cucúmaro* *REW.*[3] 2364.

Es fällt auf, daſs auch für dieses venez. *a*, welches in einigen Fällen auf dem etymol. *e* beruht, in Dubrovnik *o* erscheint, so in *kölora* < *chŏlĕra* *REW.*[3] 1879 und in der Ableitung davon *Kolòrīna*, Bezeichnung des Küstenstriches zwischen Danče und Sv. Lovrijenac bei Dubrovnik (Zore 10, *ARj.* V, 213).

a trifft man in der venez. Form einiger vorslavischen ON. der adriatischen Küste für etymol. *u* an, welches im Slav. den Halbvokal ъ ergeben hat, d. h. geschwunden ist, so in ON. *Buccari* = slav. *Bakar*, gen. *Bakra* < vorslav. **Buccŭrum*, *Buccarizza* < slav. gen. *Bakarca* von nom. sg. *Bakarac*; desgleichen in den urkundlichen Belegen für slav. *Makar* (heute erhalten in der adjektivischen Ableitung *Makarska*): a. 1103 *Mucarum*, a. 1342 *Mucarensis* für *Muccuro* a. 533.

Für die Abschwächung von *a* in der Intertonica ist das wichtigste Beispiel *monasterium* > *monisterium* *REW*[3] 5636. Skr. *mànastīr*, jekavisiert *manastijer*, belegt seit 1200, erhalten in vielen Ableitungen als Appellativ und als ON., worüber *ARj.* VI, 437f., auch mit der Nasalmetathese *nàmastīr* (bei den katholischen Südslaven in Bosnien) sowie auch *mönastīr* (belegt auch seit dem 13. Jh., *ARj.* VI, 926) ohne Vokalassimilation sind als gelehrte durch die Kirche eingeführte Formen zu betrachten. Die katholischen Adria-Slaven kennen nur *monisterium* und zwar mit der Nasaldissimilation *m—n* > *m—l*: *molstir* im 13.—14. Jh. Diese Form erstreckte sich im Hinterlande bis zum Flusse Ibar. Ein altserbisches Dorf hieſs *Molstyr* (*ARj.* VI, 920). Die Nasaldissimilation zeigt auch die nicht gewöhnliche Form *m—j*: *mojstir* *ARj.* VI, 905. Heute heiſst *Mójstir* ein gebirgiges Terrain als Abzweigung von Rogozno im Bezirke Deževo (Ibar-Gegend). Sonst zeigt *l* den Dissimilationsschwund gleich wie *otar* für *oltar* < *altare* in *möstir* (Ugljan bei Zadar), *môstir* (Rab), *mostîr* (Istrien), *ARj.* VII, 20.

Aus dieser Darstellung ergeben sich folgende Schlüsse:

a) Im 7. Jh., als die Slaven die Adria-Küste erreichten, herrschte ein Schwanken zwischen *a* und *e* in der Aussprache der *a*-Pänultima. Es handelte sich wohl um gepflegte und nicht gepflegte Sprache der Intelligenz, d. h. der Geistlichen, und des Volkes. Durch diese zwei Quellen konnte diese Aussprache zu den Slaven gelangen und zwar die Aussprache des roman. Volkes durch Symbiose und die Aussprache der roman. Geistlichen durch Bekehrungsversuche.

b) Für die Chronologie der Abschwächung ist es wichtig zu erfahren, daſs an derselben im Westroman. auch die Entlehnungen aus dem Arabischen teilnehmen, nicht aber im Skr. Die Abschwächung dauerte also noch bis ins 10. Jh.

c) Venez. Lehnwörter der Adria-Küste zeigen nicht *a > o*, sondern nur die aus dem Balkanlatein oder aus dem Altdalmatischen stammenden.

d) Die Abschwächung erfaſste auch christliche Termine.

e) Bezüglich *a > e*, wenn in der Umgebung desselben sich *r* oder *l* befinden, ist auch an die analoge Erscheinung der griechischen *κοινή* zu denken, also an ngr. *κρεββάτι* (daher skr. *krèvet* durch Vermittlung des Türkischen) < altgr. *κραββάτιον* (> franz. *grabat* durch Vermittlung der Schulsprache), ngr. *ἀλεκάτη* < altgr. *ἠλακάτη*. Daran ist deshalb zu denken, weil, wie die oben besprochenen skr. Fälle zeigen, griechische Lehnwörter des Romanischen und des Skr. der Adria-Küste an dieser Erscheinung im besonders starken Ausmaſse teilnehmen. Hierher gehört nun griech. *κάρκαρον* < *carcerem*, daher got. *karkara* (Feist). Als lat. Parallele stellt sich hierzu *passar* (Itala, Appendix Probi, rom. Sprachen). Dazu in Dubrovnik *pàsara* in drei Bedeutungen: a) passero solitario (Bocche), b) platessa passer, c) Art Schiff, *ARj.* IX, 663. Daher auch die oben S. 185 besprochene Ableitung *passararius > pasalijer*. Als umgekehrte Erscheinung kann *τέσσερα* < *τέσσαρα* aufgefaſst werden, ital. *tessera REW.* 8621, Walde[2] 776, Meillet, *Esquisse* 201.

Daſs das Griechische mit hereinspielt, sieht man am besten, wenn man bedenkt, daſs die griech. Akzentverhältnisse von rum. *secáră* und alb. *thékënë* im Griech. wiederkehren: *σεκάλι* und *σίκαλη*, s. G. Meyer, *Ngr. St.* III, 59, *A. W.* 88. Im Griech. ist die Verschiedenheit des Akzentes ganz in der Ordnung.

e als Abschwächungsprodukt von *a* erscheint in Budva auch für *o*: *consegro* für *cónsocru* > rum. *cuscru*, alb. *krušk* (Bartoli II, 267).

e als Abschwächungsprodukt von *a, o, i* bewirkt im Rum. nicht die Palatalisierung des vorhergehenden Velars: *mesteacăn, leagăn, treacăt, cearcăn* oder *țarcăn, tragăn, conducător, trecătoare* usw., *cercătà* (Tiktin 325). Wenn man die Biegung solcher Wörter beobachtet, so sieht man gleich, daſs die Farbe dieses Abschwächungsvokals im Rum. von der Endung abhängig ist. Wenn am Ende *-i* < 2. sg. *-as, -ēs, -es, -īs* oder pl. lat. *ī* steht, so palatalisiert auch dieses *e > ă*.[1] So haben wir für *mesteacăn* pl. *mestécenĭ* (Tiktin 970); von 1. P. sg. *leagăn* lautet 2. P. sg. *legenĭ* oder analogisch *leagănĭ*, 3. P. konj. *legene*; von *tragăn* 2. P. sg. *treginĭ* konj. *tregine*. *Cearcăn* pl. *cearcăne* wird vielleicht analogisch sein, ebenso *cercetà* neben *cercătà* gleich wie ON. *Mesticăneşti* (Bukovina).

4 (6[2]). Für den vulgär-lat. dissinilatorischen Vokalschwund in derVerbindung *K + eré > K + ré* gibt es noch ein sicheres Beispiel, welches am Balkan nur im Griechischen vertreten ist. Das ist *veraedus*,

---

[1] Dieser Umstand spricht nicht zugunsten der Annahme Puşcarius, der hierin einen Hyperurbanismus sieht, vgl. *Archiv f. d. Stud. d. neueren Spr.* 164, S. 213.

[2] Ergänzungen zu *ZfrPh.* L, 489f.

verēdus „cheval de trot, de poste" in *paravĕrēdus* „cheval de renfort" *REW*³ 6231.

Man ist jetzt überall geneigt, dieses dem Kaiserlatein angehörende Wort für gallisch zu halten, vgl. zuletzt Meillet-Ernout, *Dict. etym. de la langue latine* 1046. Wenn dies stimmte, so wäre es recht auffallend, ein gallisches Wort in Verbindung mit griech. *παρά* gleich wie in *πάριππος* > skr. *parip* „cavallo da viaggio" *ARj.* IX, 649 neben *ἵππος* zu finden. Wenn man bedenkt, daſs das in Frage stehende Wort als terminus technicus des von Augustus errichteten Postdienstes besonders in der östlichen Hälfte des römischen Reiches zunächst von den Griechen seit dem 2. Jh. bis zum 9. Jh. verwendet wurde (der letzte Beleg für *βεριδάριος* „Postreiter, Postkurier" stammt aus Theophanes, 9. Jh., für *βέρεδος* „Postpferd" dagegen aus dem 7. Jh. angehörenden Chronicon Paschale), so wird die griechische Präfigierung ganz klar. Das Vorhandensein des Wortes im Griechischen spricht aber nicht zugunsten des gallischen Ursprungs.

Die Präfigierung mit *παρά* ist am Balkan geläufig. So treffen wir im Skr. dieses griech. Präfix in Verbindung mit skr. Wörtern an: *laža* „Lügner": *paralaža* „Erzlügner", *pas* „Hund": *parampas* „Hund über alle Hunde", *jež* „Igel": *parajež*, *unuk* „Enkel": *paraunuk* „Nebenenkel"; desgleichen auch in Verbindung mit türk.-arab. Wörtern, so *paraćehaja* „Vertreter des Oberhirten, *čelnik* genannt" < arab. *kethuda* > vulgär-türk. *kjahja*.

Man muſs daraus schlieſsen, daſs *paraverēdus* aus dem oströmischen Reiche, also aus dem Balkan nach der West-Romania, und nicht umgekehrt, gekommen ist.

Für *vĕrēdus* wird von Etymologen (Holder, *Altceltischer Sprachschatz* 930 und Walde³ 646) **vorēdos* angesetzt, und dies aus **u(p)oreido* erklärt. *vo* entspräche *ὕπο*. Das ist alles recht schön, nur ist kymrisch *gorwydd* selbst der Entlehnung aus dem Latein verdächtig und der Gleichklang mit gallisch *rēda* „Wagen", *Eporedia*, lat. *epiredium* (vgl. Dottin, *La langue gauloise* 277, 297) beweist gar nichts.

Da *paravĕrēdus* ganz gewiſs seinen Irradiationspunkt am Balkan gehabt hat, so stelle ich *vĕrēdus* in die begriffliche Sphäre mit ngr. *γομάρι* > alb. *go(u)már*, südslav. *magar-* > rum. *măgar* „Esel" zusammen und nehme für beide Wörter den orientalischen Ursprung an und zwar für das letzte hebr. *hamór* f., aram. *hamára*, assyrisch *imêru*, arabisch *ḥimār*, pl. *himīr* (nahwi), *ḥomār* (der Verkehrssprache) „Esel". *vĕrēdus* erklärt sich aus derselben Quelle ohne weiteres: hebr. *pered*, syr. *prd*, assyr. *parâdu*, arab. *parid* „Pferd". *v* anstatt *p* ist ein Widerhall der hebr. Sandhiregeln. Pl. von *pered* lautet *uferadim* (K 10, 25), desgleichen *va-fered* (K 18, 5).

Hebr. *f* kann sich aber im Rom. auch erhalten haben: fr. *palefroi*, prov. *palafre*, ital. *palafreno*, katal. *palafré*, sp. *palafren*, p. *palafrem*. Nur ist diese Erklärung des rom. *f* nicht sicher, da es auch annehmbar wäre, hierin dieselbe Erscheinung zu sehen wie in ital. *frana* < *voragine* *REW* 9454 d. h. nach dem erfolgten Schwunde des *e* in *eré* wurde die

im Vulgärlatein ungewöhnliche Konsonantengruppe *vr* in *fr* umgesetzt gleich wie in *frana* < *v(o)ragine*.

Wenn *paraveredus* am Balkan den Irradiationspunkt gehabt hat, so ist es nicht nötig mit Meyer-Lübke für die roman. Mittelmeerländer die provenzalische Form *palafré*, wo *fre* auch auf *frenu* zurückgehen kann, als Ausgangspunkt anzunehmen. Das unverständliche *verędu* > *frędu* wurde einfach durch *fręnu* volksetymologisch umgedeutet.

Als analoge Dissimilationserscheinung kann auch der Vokalschwund in der Verbindung *K* + *alá* > *K* + *lá* angesehen werden. Dieser erscheint im romanischen Lehnworte aus dem Griechischen *palanca* > *planca* < *phalanca* *REW.*[3] 6455. Hervorzuheben ist bei dieser Gelegenheit der Umstand, daſs die rumän. Form, gleichwie die slav., neugr. Erscheinung *nc* > *ng*, ohne Vokalschwund zeigt: *părîngă* — skr. *poluga* (*u* < *ǫ*, *an*[c]).

Als Beleg für den Vokalschwund in der Verbindung *K* + *elé* kann auch der griech. christliche Ausdruck *κύριε ἐλέησον* dienen. Im Slav. hat man daraus *kerьlěšь* Berneker 502, voraus skr. *krȁliješ* (Dubrovnik, Perast), *krliješi* (Vuk), ikavisch *krališ* „1. corona da Rosario, 2. spina dorsale“.

Wie die Beispiele zeigen, war dieser dissimilatorische Vokalschwund mehr oder weniger immer territorial begrenzt. Daſs er tatsächlich bestanden hat, beweiſst neben den angeführten Beispielen auch die umgekehrte Sprechweise von *cribrum* *REW.*[3] 2324, Rohlfs, *Griechen und Romanen* 101 (Anm. 2) > *ciribrum*, die in Nordostkalabrien und in Logudoro vertreten ist: *cilivərə*, *kiliru*.

5. Charakteristisch für die albano-rumänische linguistische Symbiose ist in lautlicher Hinsicht die Behandlung von *a* vor *n* in intervokalischer Stellung: rum. *ân* = alb. *ën*[1] (*paganus* > rum. *păgîn*, alb. *pëgërë*).

Auſserhalb des Albanisch-Rumänischen findet sich diese Erscheinung in den Balkansprachen nicht. Weder das Südslavische noch das Griechische kennt sie in alten Lehnwörtern aus dem Latein (slav. *poganinъ*).

Merkwürdig ist nun der Umstand, daſs sowohl im Albanischen als auch im Rumänischen die Lehnwörter aus dem Griechischen an der Erscheinung teilnehmen, nicht aber die slavischen (vgl. rum. *spîn*, alb. *spërk* < *σπανός*).

Kann man aus dieser Tatsache den Schluſs ziehen, daſs diese Erscheinung vorslavisch, oder sehr alt ist? Durchaus nicht. Die Abschwächung von *a* in dieser Stellung ist in beiden Sprachen eine Folge des Nasalismus.[2] Der alte rumäno-alb. Nasalismus wich vom altslavischen in den slavischen Balkansprachen in alter Zeit erhaltenen Nasalismus insofern ab, als er auch dann stattfand, wenn

[1] Vgl. jetzt K. Sandfeld, *Linguistique balkanique* 125.
[2] Vgl. *Slavia* VI, S. 127f.

sich *n* in intervokaler Stellung befand, der alte balkan-slavische aber nur dann, wenn *n* den Silbenschlufs bildete, d. h. wenn er sich vor Konsonanten befand. Das Albanorumänische stand diesbezüglich auf dem Standpunkte des Altfranzösischen, das Slavische auf dem des Neufranzösischen.

Es bestehen gewichtige Beweise für die These, dafs sich der rumänische Nasalismus erst während der slavischen Periode ausbildete. Einen Beweis dafür liefern diejenigen lateinischen Wörter, die im Rumänischen *ân* > *â*, *ă* < lat. *an*$^{cons.}$ zeigen. Es sind: *quantu* > *cît*, *tantu* > *atît*. Die regelrechten Formen *cînt*, *-tînt* (vgl. *canto* > *cînt*) sind im Dacorumänischen nicht belegt, nur das Arum. kennt *ahtîntu* > *ahîntu* neben *ahît*, *ahătu*, während *cît* allen rumänischen Dialekten eigen ist.

Das Aromunische liefert dazu noch ein ganz analoges Beispiel in *mîc*, *măc* neben *măncu*, *mâncu* < *manduco*.

Von den übrigen Nasalvokalen hat man blofs in *contra* > dacorum. *cătră*, *către*, *cîtra*, arom. *cîtră*, *cătră*, megl. *cǫtru*, ir. *cătrę ă* statt des regelrechten *un*, vgl. *cumpăt* < *compitum*. Nur mgl. *cutru* zeigt *u* anstatt *un*.[1] Auch dies wird wohl sekundär sein, s. unten.

Es ist bisher nicht gelungen, eine befriedigende Erklärung für diese sonderbare Entwicklung zu finden.

Die Form *cǫt*, die man im Megleno-rum. (s. Capidan, *Meglenoromânii* I § 10) allgemein und im aromunischen Dialekte von Caraferia (s. Dalametra 62) neben *cît* < *quantu* spricht, gibt uns einen Fingerzeig zur richtigen Erklärung. Der Lautübergang *î* > *ǫ* < lat. *an*$^{cons.}$ wird klar, wenn man annimmt, dafs einmal der arum. Nasal *ân*$^{cons.}$ mit dem slav. Nasal *ǫ*$^{cons.}$ identifiziert wurde, weil er mit ihm identischen Klang hatte. In den Rhodope-Mundarten sowie in einigen slavisch-mazedonischen Dialekten ergibt in der Tat *ǫ*$^{cons.}$ > *o*. Diese slav. Entwicklung hat nun auch die in der Symbiose mit den Slaven lebenden Rumänen ergriffen. Daher *cǫt* neben *cît* in den erwähnten Dialekten. Im Grunde ist *cît atît* eine Folge der Bilinguität.

Diese Erklärung ist auf alle rumänischen Dialekte auszudehnen. Man mufs sagen, dafs der rumänische Nasalismus in jenen Fällen, wo der Nasallaut vor Konsonanten stand, mit dem slavischen übereinstimmte. Das nasalierte slavische *ǫ* wiedergibt das Rumänische durch *un* oder *în*, selten durch *ă*.[2] Die letzte Phase entspricht dem heutigen Bulgarischen. Die Phase *în* entspricht dem mittelbulgarischen nasalierten *ъ*,[3] diejenige von *un* mufs daher noch älter angesetzt werden, etwa in die Zeit, als noch alle südslavischen Dialekte

---

[1] Capidan, *Meglenoromânii* I, § 40 hat diesen Fall unter die Regel „unbetontes *o* > *u*" (dasselbe auch im Bulgarischen) eingereiht, nicht aber den Schwund von *n* erklärt.

[2] Vgl. *Slavia* IV, 134.

[3] Vgl. Mladenov, *Geschichte der bulg. Sprache*, S. 114.

den Nasalismus kannten[1] (vgl. die Schreibung des Namens des kroatischen Fürsten *Muntimirus* a. 892 < *Mǫtimir*).

Die intensivste rumänisch-slavische Symbiose hat sich zur Zeit des zweiten bulgarischen Reiches entwickelt.[2] Diese Tatsache hat auch in der sprachlichen Entwicklung beider Völker einen Niederschlag zurücklassen müssen. Die Ausbildung des bulgarischen postpositiven Artikels setze ich in diese Periode.[3] Die Identifizierung des vorkonsonantischen Nasalismus in beiden Sprachen kann auch in diese Periode gesetzt werden. Die rumänischen Wanderungen nach Norden und Westen der Balkanhalbinsel sind, wie es scheint, fast alle erst nach dem Sturze des zweiten bulgarischen Reiches erfolgt.[4] Die bulgarische Entwicklung *ъn* > *ъ* (*kǫšta* „Haus" > mittelbulg. *kъnšta* > bulg. *kъšta* „Haus") kann auch in diese Periode gesetzt werden.[5]

Wenn man alle diese Erwägungen vor Augen hält, ist es nicht unmöglich anzunehmen, daſs die Vereinfachung von *în* > *î* in *cît*, *atît* noch vor der nach dem Sturze des zweiten bulgarischen Reiches erfolgten definitiven Trennung der rumänischen Dialekte stattgefunden hat.

Auf die gleiche Art ist auch **cuntră* > *cătră* zu erklären. Lat. *un*^cons.. war mit dem Laut, welcher aus dem slavischen Nasal *ǫ* > rum. *un*, *în* hervorgegangen ist, identifiziert, daher auch der Wechsel *gorîn* neben *gorun* „Eiche". Die Tendenz *un* mit *în* aus slav. *ǫ* abzuwechseln hat sich auch der lateinischen Wörter bemächtigt, vgl. *adînc* < *aduncus*, *mănînc* < *manduco*. Die weitere Folge dieser Identifizierung war, daſs *un* in **cuntră* dieselbe Entwicklung mitmachte wie slav. *ǫ* > *ъ* = *ă*. So wurde **cuntră* > *cătră* oder, nach *între*, *către*. Im Megl. wurde *un* durch *ǫ* ersetzt,[6] welches weiter in unbetonter Stellung zu *u*[7] reduziert wurde, daher *cutru* < **cǫtre* mit *-u* am Ende nach *untru* < *intro*.

6. Die sogenannte Anaptixe ist für Süditalien charakteristisch. Sie kommt auch in Dalmatien sporadisch vor.

bulikān, gen. *-ána* (Zore, *Rad* 170, 204), auch bei Vetranić, „groſse Unordnung und Lärm", einmal auch ohne *i bulkan* bei Baraković < *vulcanus* *REW*.[3] 9462.

---

[1] Nach Capidan's Ansicht wäre *un* serbischen Ursprungs, was nicht angenommen werden kann, vgl. *Južnoslov. Filolog.* V, 310.

[2] *Južnoslov. Filolog.* XII, 104.

[3] Vgl. darüber meine Besprechung Mladenov's *Geschichte der bulg. Sprache* in *Južnoslovenski filolog* XII, 111 ff.

[4] Vgl. Kadlec, *Valaši a valašske pravo*, passim und anders jetzt N. Drăganu, *Românii in veacurile* IX—XIV *pe baza toponimiei şi a onomasticei*, passim. Die schwere und wichtige Frage muſs noch immer aufs neue studiert werden.

[5] Vgl. Mladenov, *o. c.* 115.

[6] Vgl. *scǫmp* aus *scump* < slav. *skǫpъ*, Capidan *o. c.* 93.

[7] Vgl. *tucmes* neben *tocmă* < slav. *tъkъmo*, Capidan *o. c.* 93.

valiga (Orebići; Zore, *Rad* 170, 228) „Seegras", in Cavtat ohne *i* *voga* < *alga* *REW.*[3] 334. Vgl. auch den ON. (monasterium S. Georgii de) *Alega*, Sm. VI, 162 a. 1276 und *Mon. hist. Slav. mer.* V, 266 a. 1334 (auf der Insel Rab).

saraka (Dubrovnik) gegenüber *sȅrag*, gen. *serga* (Božava) < *sargus* *REW.*[3] 7605, siz. *saraku*; dazu *ZfrPh.* L, 526.

Über *saracēnus* und **sarcēnus* vgl. unten.

7. Zur Frage der Sonorisierung der tenues im Altdalmatischen.

Bartoli I § 148, 2 hat alle jene lat. Lehnwörter des Skr., die unverschobene Tenues zeigen, als Entlehnungen aus dem Dalmatischen hingestellt. Im grofsen und ganzen hat er recht. Die Unverschobenheit zeigen auch die südslav. Lehnwörter aus dem Balkanlatein, wie es *Poetovio* > *Ptuj*, *Serdicae* > *Srědecъ*, *lactuca* > *ločika*, *rapa* > *rěpa* usw. zeigen. Diesbezüglich stimmen die südslavischen Lehnwörter mit dem lat. Element im Albanischen und Neugriechischen und mit dem Rumänischen vollkommen überein.

Wo die Sonorisierung vorliegt, da nimmt Bartoli Entlehnungen aus dem Venezianischen und Friaulischen an. Auch hierin wird er im grofsen und ganzen Recht behalten. Wenn man aber die Sache tiefer und näher prüft, kann man nicht umhin, in einigen Fällen auch für das Altdalmatische die Sonorisierung der tenues zuzugeben.

Die Ansicht Bartolis bekräftigen zunächst die ON. Skr. *Mljet* neben ital. *Meleda* < *Melita*, skr. *Tȉvat*, gen. *Tȋvta* neben ital. *Teodo*, skr. *Zàdar* gen. *Zàdra* neben ital. *Zara* mit *dr* > venez. *r*, skr. *Molat* neben ital. *Melada*, *Sȕsak*, g. *Suska* (Insel in der Bucht von Kvarner), ital. *Sansego*, *Sansagus* bei Johannes Chron. ven. < *σάμψυχον* (Rohlfs *GrR.* 60 no. 23).

Es kommen nun Fälle auch in den ON. vor, wo sich die venez. Sonorisierung nur im Skr. erhalten hat, so im Inselnamen des Archipels von Zadar *Vrgâda* < *Rubricata*.[1]

Aufserhalb dieser leichtbegreiflichen Fälle gibt es eine grofse Anzahl Wörter, die Verschiebung zeigen, wo aber Entlehnung aus dem Venezianischen ausgeschlossen ist. Ich führe diese Fälle nach den Konsonanten an:

a) *p* > *b*:

nȅbud m. *nȅbuča* (Perast, Dobrota) < *nepōtem*, *nepotia* *REW.*[3] 5890, 5891 neben *nȅput*, *nȅpuča* in Dubrovnik. Venez. *v* ergibt nie *b* im Skr.

Gȑbaļ, gen. *Gȑbļa*, Landschaft zwischen Kotor und Budva, belegt seit 14. Jh., *ARj.* III, 392 < iupania („Gau") *Gripuli* in der

[1] A. 1096 castrum *Lubricata* mit der Dissimilation *r—r* > *l—r*, ebenso *τὸ Λουμβρικάτον* beim Kaiser Konstantin mit demselben überflüssigen *m* wie in *dumbok* für *dubok*. *t* > *d* a. 998 in *Levigrada* bei Johannes Chron. ven. belegt. Vgl. *Nastavni Vjesnik*, XXX, 132f.

Chronik des Pfaffen v. Doclea,[1] deminutive Ableitung von *crepa*[2] > skr. *škrȃpa* „crepaccio, fessura (nel macigno), scaglia, pietruzze" (Parčić 997), in Kotor als Bezeichnung des Stadtteils in den Felsen: in *Crepis*, *Criapis*.[3]

korbà(e)tuo, *-ula* (Kotor, Dobrota, Risan, Prčanj, Muo) < *coopertorium* *RWE*.[3] 2206 neben *krpatur* entlang der ganzen slav. Ostküste der Adria.

Cabrona ON. bei Zadar, a. 918 (Rački 17), heute *Škabrnje* in slav. adjektivischer Ableitung mit dem Suffixe *-j* im Neutrum gleich wie *Skoplje* < *Scupi*. Daneben in der Nähe von Zadar *Capruli* (a. 1076—1080, Rački 126), Deminutiv von *capra* (vgl. venez. *Caorle* < *Caprulae*), heute skr. *Kopraļ* oder *Kopraň*.

kabruč < *capor-ūceu*, s. unten S. 209.

lùbīn (*A Rj.* VI, 187), *luben* (ibidem), *lubijao* (Dobrota), *lumbijȁo*, gen. *-ālā* (Prčanj) mit dem eingeschobenen *m* (wie in *dumbok* für *dubok* „tief"), *ļùbļāj* (*A Rj.* VI, 296), *ļubļen* (Muo) „branzino" < *lupinus*, kat. *llobina* „Seebarsch" *REW*.[3] 5173.

ȍmbreta (Stulli), *imbrete* (*A Rj.* IV, 812), *ȁmbrete* (Tivat), *ȁmbreta* (Prčanj, Rešetar *o. c.* 224) „Kleiderhaft" < *opera* + *ĭtta*.

abrile a. 1348—1365, *anbril*, Dubrovnik, aus Dokumenten, Bartoli II, 266.

dùmblijer (Perast), *dublijer* (*A Rj.* II, 841), *doblo* a. 1348—1365, in Dubrovnik und Boka, *doblieri* 16. Jh. < *duplariu* *REW*.[3] 2802.

čebúla *A Rj.* I, 908 (Žumberak), auch slovenisch < *cepulla*.

bȍba (Božava) „boops vulgaris" < *boōpe* Rohlfs 374.

kobla „alosa" Vulgaris (Bartoli II, 293) < *clupea* *REW*.[3] 1998 über **cuplea* durch Metathese.

β) *t* > *d*:

Dumidrana, ON. bei Kotor (Jireček, *Romanen* I, 60) < *Demetriana*.

vadrile „Teil des Hauses, vielleicht ein Balkon aus Holz" im Latein von Kotor (Jireček, *ibidem* I, 93) gegenüber skr. *vatraļ* „Schüreisen", von *vatra* „Feuer", rum. *vatră*, alb. *vatrë*. Das Grundwort dürfte illyro-thrakisch sein.

Pladanus ON. (Jireček, *Romanen* I, 59) heute *Plȃvda* bei *Prčanj* gegenüber *plàtaň*, g. *platňa* (Dubrovnik, Zore 17), rum. *paltin* < *platanus* *REW*.[3] 6582.

---

[1] Šišić, *Letopis* 326, 354, 359, geschrieben auch *Grispuli*. A. 1230 el confin de *Garbal*, a. 1250 fines de *Garbagl*, slav. a. 1351 župa *Gerbalь* (Sm. III, 333; IV, 423; XI, 64f.) enthalten schon die heutige Form.

[2] Wegen *ę* > *i* im Altdalm. vgl. Bartoli II, § 290 und 293. *Gripuli* wiedergibt den altdalm. Vokalismus.

[3] Die Ansicht A. Mayer's, *Idg. Forschungen* 44, 193—201, wonach *Grbalj* mit *Acruvium* identisch wäre, halte ich für lautlich unmöglich. Vgl. alluvium > *'Αλωνήπ* (Kaiser Konstantin), Alluybum a. 1419, heute *Olib* für die Lautverhältnisse, die von *Acruvium* im Slav. zu erwarten wären.

zděla „Schüssel" allgemein skr., wegen *ŭ-* > *ъ* ein altes Lehnwort, jedenfalls nicht aus dem Venez. oder Friaul., weil *o-* dieser Dialekte nur als *o* oder *u* aufgenommen wird. < *scutella* *REW*. 7756, a. 1336 *scutele* in Dubrovnik (Bartoli II, 271).

pladań, gen. *-dńa* „piatto, tondo" < *plathane* *REW*.[3] 6585, Rohlfs 1719. Hierher noch mit *-ūceu*: *pladůč* (s. unten).

Pradoçe „un dol" (= slav. „valle") Parçane a latere —, ON. bei Prčanj (Boka), a. 1326—1334 (Jireček, *Romanen* I, 92) im 15. Jh. *Pradocia*, heute *Plâzno* (Škaljari) < *pratūcea* *REW*. 6732.

Škurda bei Kotor, eine Felsenschlucht. Auch in Lastva (Boka) wird dieselbe Terrainkonfiguration so benannt; *Scorda* (Jireček I, 59) < *exgurgita*, vgl. ital. *sgorgare*. Wegen *gi* > *di* vgl. *Gurdić* < *gurgite*. *-dida* ergab durch Haplologie *-da*.

Skъdъr > skr. *Skadar*, alb. *Škodrë* < *Scodra* neben *Scutarum* a. 1287 (Jireček, *Romanen* I, 58), auch heute ital. *Scutari*. *a* für *u* der Pänultima ist altdalm. wie in *Muccarum* für *Muccurum*, *Buccari*; *u* für *o* ist wie vegl. *fuk* < *focus*, *luk* < *locus* (Bartoli II, 332 und § 293); *ǫ* > slav. *ъ* > *a* sowie *ǫ* > alb. *o* ist in der Ordnung. Wegen *tr* > *dr* vgl. *Hadriaticum mare ab Atria* ... vocare Italicae gentes (Liv. V, 33, 7); Atria, a quo Atriaticum mare antea appellabatur quod nunc Hadriaticum (Plin. III, 16, 120); sloven. ON. *Trojane* (pl.), entstanden aus *Atrans* *PW*. I, 2137 für *Adrans*, *Hadrans*, *Adrante* mittels des slav. Ethnika bildenden Suffixes *-janinъ* (vgl. Ramovš, *Hist. slov. Gram* II, 139).

sidurus (Philippus de Diversis, 15. Jh., Dubrovnik) slav. *zdûr* gen. *zdúra* „praeco, Ausrufer, Polizist des Rektors der Republik, servo di corte, Mohnblume (Rešetar)", *Slavia* X, 491 < *exitorem* von *exīre* *REW*.[3] 3018.

kûndur „mercenario, Diener, Verleumder, diffamatore" (Dubrovnik, Zore 11) < venez. *corredor* nach Maver, *Slavia* II, 39. Hierher eingereiht wegen *zdûr*.

tòdur, gen. *-úra* „Vormund" (Dubrovnik, Zore 21) < *tūtore* *REW*. 9019. Wegen *ū* > *o* (vgl. oben *Pradoçe*, *Lokrum*, ital. *Lacroma* < *acrūmine*, *-oč*, *-oča* < *-ūceu*) hierher und nicht unter venez. Entlehnungen (vgl. avicent. *tudor*) eingereiht.

skodžati „soddisfare un debito, riscuotere" (Rešetar *o. c.* 284, Dubrovnik Zore 20), *skužati* (Perast) idem < *excutere* *REW*.[3] 2998. *dž* = *ž* sind die Reflexe von *dį*.

svrgadîna s. f. „Seil, womit der Anker ins Meer herabgelassen wird" (Vela luka, Korčula), eine *-atus* + *-īnus*-Ableitung von *svrgavati* < *surgere* *REW*. 8475.

frančâda (Prčanj, Rešetar *o. c.* 233, *ribat pod frančadu* „fischen mittels Schreckmittel") gegenüber *frondžata* (Dubrovnik), *fružata* < *frondiata* *REW*.[3] 3530.

alb. *puštet* „Macht" setzt auch *podestate* für *potestate* *REW*.[3] 6697 voraus.

prôdio, gen. *-dijela* „die Haarscheide" (Prčanj, Rešetar *o. c.* 297) < *prōtēlum* *REW.*[3] 6790a.

gradêla (Božava, Perast, Bosnien) „Rostgitter", *gràdele, gradile, gradikule* (*ARj.* III, 365) < *cratella* *REW.*[3] 2304.

štrapadûra (Prčanj, Rešetar, *o. c.* 299) „Weihwassergefäſs bei der Kirchentür", Ableitung mittels des romanischen Suffixes *-adura* < *-atura* von slav. *stràpati* „benetzen", vgl. rum. *stropitura* „Besprengung" von slav.-rum. *a stropì*.

rûda „Art Raute" neben *rûta* (Krk), *rutvica* < *rūta* *REW.* 7470.

Pedrâra ON. auf der Insel Cres neben *Petrara* (Dorf, Korčula), *Petrada* (Brač), *pêntar* „Steinbruch" (Dubrovnik), *Petrira* neben *Petrida* (Krk, Bartoli II, 258) < *petraria* *REW.*[3] 6446a.

pànāda (Perast, Vrbnik, Riječka Nahija in Montenegro) „Brotsuppe" (*ARj.* IX, 611) neben *pànāta* (Dubrovnik, *ARj.* IX, 612) < *panata* *REW.* 6198.

batidūr (Perast).

nocheda a. 1331 in Notarbüchern von Kotor < *nucētum* *REW.*[3] 5981. *ch* für c^e schlieſst den venez. Einfluſs aus.

lundro im altdalm. Latein von Trogir, Kotor, Lastovo, Split < *lunter* *REW.*[3] 5072.

rogàdija (Perast) neben *rogàtija* (Broz-Iveković) „Reisegeschenk" < *rogat-ia* *REW.*[3] 7361.

bâdiļ (Božava) „badile" < *batile* *REW.*[3] 992.

čedrun (Mikaļa, Stulli) neben *četrun* *ARj.* I, 990 < *cĭtrus* 1957.

gòlida „hölzernes Gefäſs zum Melken der Schafe oder zum Tränken" (kroat. Küstenland) < *galleta* *REW.*[3] 3656. Wegen *a* > *o* kann es aus dem Venez. nicht stammen.

prvad, arhiprvad „Priester" in glagolitischen Denkmälern < *praebyter* *REW.*[3] 6740.

Decadaron für *Decatera* (Konstantin) slav. *Kotor*.

stodira oder *sdodira* „Wage" (Vrbnik, Stašić ‚*Notarialbuch* 35, 161, 166), *studira* (18. Jh. bei Kuhačević Mateša), slov. *štodira* (Pleteršnik) < *statera* *REW.* 8233.

γ) *c* > *g* sowohl vor *a, o, u* als vor *e, i*:

dragaňa (Muo) „giftiger Seefisch" < δράκαινα Rohlfs 568.

pogàča „Kuchen ohne Germ", allgemein skr. < *focacea* *REW.*[3] 3396. Aus dem Venez. oder Friaul. kann es nicht wegen *cį* > *č* stammen.

Nogaria ON. bei Kotor in Notarbüchern, a. 1363 *Nogeria* (Dubrovnik) *Mon. Rag.* III, 302 < *nucaria* *REW.* 5978.

frǐžan adj.: „auf etwas besessen" (Prčanj, Rešetar, *o. c.* 233) < *frǐca* *REW.*[3] 3501. *ž* ist aus *g* + *-jan* (slav. Suffix) entstanden.

žbugara „forellino", vb. *bugacati* „succhiare, assorbire (dicesi di carta), daher *bugačica* „Löschpapier" < *ex-voc* (anstatt *vacuus*) + *-aria* *REW.*[3] 9115. Das Verbalsuffix *-acati* kann slavisch sein. Ital. *buco* gehört auch mit *v-* > *b-* (vgl. Parodi, *Romania* XXVII, 177 ff.)

hierher. *ǫ* > *u* muſs natürlich zunächst in unbetonter Stellung entstanden sein.

jàglūn = *ìglun, ìnglūn* (Prčanj, Rešetar *a. o.* 238) „pesce spada" < *aculone* *REW.*[3] 123.

consegro im Statut von Budva < *consŏcer* *REW.*[3] 2166.

arbor nucis seu *nugata*[1] (Dubrovnik, a. 1428), wofür a. 1331 (Not. Cat.) *nocetas* und *nocheda* steht < *nucētum* *REW.*[3] 5981.

gavûn „clupea alosa" *gavunâra* „rete per gavoni" überall in Dalmatien < *ac-one* *REW.*[3] 130. *-avu-* für *ō* erinnert an ON. *Motovun* < *Montona* in Istrien. Es ist die bekannte vegliotische Diphthongierung wie in *nepote* > *nepaut* (Bartoli II, 292, 1, § 297). *agûn*, gen. *agūnä* „*gàvūn* in Dubrovnik" < venez. *agon* ist für Rab (*Rad* 118, 18) belegt.

destrègati (Perast, *ARj.* II, 859), *deštregät* (Božava) „distrigare" < *de-ex tricare* *REW.*[3] 8891.

argîtla (Božava) „lucertola" < *lacertula* *REW.*[3] 4821; vgl. für die Kreuzung des slav. und lat. Wortes *laguščerica* auf der Insel Cres < *lagerta* (vgl. tosc. *agerto*) + slav. *guščerica* „idem".

bûgva (Rab, Božava, Punat) neben *bukva* < *bōca* *REW.*[3] 1182.

celega < *cilic-ium* *REW.*[3] 1941.

Plàgēnta ON. in Dobrota (Boka) < *placente*, s. unten. Vgl. für den Übergang zu den Femininen *ràgēnta* „grande ficelle qui, dans le filet nommé *ručijāk*, réunit le grand cerceau avec la partie du filet qu'on tient dans la main" (Sustjepan) < *regente*, *Tèlēnta* (PN. in Mostar) < *tenente*.

dugń(ic)a (Zore), *dugńača* (Split) „coris julis giofredi, einer der Lippenfische (labridae) < *dónace* aus δόναξ „roseau, ein Fisch sōlēn genannt, eine Art Seemuschel, Plin. 32, 151; 10, 192; Rohlfs, *GrR.* 109 no. 3, venez. *donzela* < **donegella*, mit *c* > *g* und Metathese von *n*, bewirkt von slav. *dagńa* „Seemuschel". Vgl. für den Übergang zu den *-a*-Stämmen gr. *corax*, *-ace* > ait. *coracia* *REW.*[3] 2221.

manigâl „Korb", *-ič* „corbula" (Pazin) < *manicale* zu *manica* *REW.*[3] 5300.

entega neben *enticha* „merces et denarii a mercatoribus in navi positi „im Statut v. Dubrovnik, *Slavia* X, 487 < ἐνθήκη *REW.*[3] 2879. Vgl. für die Sonorisierung der griechischen Wörter im Roman. ital. *bottega* *REW.*[3] 531.

bulìgati (Zore, *Arkiv* II, 361) in Sätzen wie *buligaju cipoli ili skakve*, *ARj.* I, 729 „far capolino (de' pesci), guizzare sull'acqua (de pesci)" < *bullicare* *REW.*[3] 1388.

jastog, gen. *-ga*, *jastŗog* (Božava, Rab) < *astacus* *REW.*[3] 738 braucht wegen *c* > *g* nicht hierher zu gehören, da es eine Folge des

---

[1] In dieser Form fällt auch *ĕ* > *a* auf, wofür anderweitige Beispiele fehlen. Man hat aber *o* < *ę* in *Tre Basolche* bei Gruž (vgl. über diesen ON. Bartoli's Studie im *Zbornik* Rešetar S. 413ff.) und im ON. *Calamotta*, wenn die Herleitung Jirečeks aus *calamētum* zutrifft; vgl. noch *botva* < *bēta* Berneker 78 und Miklosich 10.

slav. Deklinationstypus *bôk*, gen. *bõga* sein kann. Vgl. *sag* „Sack des Netzes šabaka" (Zore, *Arkiv* II, 386) < *saccus* *REW*. 7489, *bìsage* (s. oben).

oliga *ARj*. VIII, 892 *oļiga* „clupea papalina Atherina mochon", davon slav. Dem. *oližac*, *oļižić*, *oļizica*, neben 1. *lojka* (Makarska, Zore, *Arkiv* 10, 340) „clupea alosa", 2. *halec*, *alac* „clupea aurita" und 3. *ojiga* (čakavisch mit *ļ* > *j*, *ARj*. VIII, 900) < *halĭce* *REW*.³ 4001. *lojka* enthält *alike* mit dem Artikel gleich wie *lovràta* neben *ovràta* < *aurata* *REW*.³ 789.

Kantafig ON. in Gruž < *caput fici*, vgl. *ZfrPh*. XLVI, 399. Bezüglich *-g* gilt das unter *jastog* Gesagte.

kȑga (Sv. Stefan in Paštrovići) neben *krka* (Vela Luka, Korčula, Tivat), *kàrka* (Bol, Insel Brač), *kórka* (Stari Grad, Hvar) „die aus Föhrenrinde gewonnene Farbe für Fischernetze" < *cortice* *REW*.³ 2263.

8 (12[1]). Weitere meine Studien zur Frage der Palatalisierung der velaren Konsonanten vor hellen Vokalen haben folgendes neues Material aus den skr. Lehnwörtern aus dem Romanischen gezeitigt.

A. $c^{e,i} > č$:

čȅpina (Imotski) „Maiskolben ohne Stroh und Körner" (Zore, *Rad*, 137, 57) < *cĭppus* *REW*.³ 1935, vgl. *čȅp* „Zapfen". *-ina* ist das slav. Augmentativsuffix.

čihōra (Perast, *ARj*. II, 23) < *cichorea*. *-rea* > *-ra* weist auf volkstümliche Überlieferung hin. *h* für *ch* fällt jedoch auf. Skr. *cikorija*, *cukorija* (Žumberak) sind neue Lehnwörter.

čȅtrūn (Perast, *ARj*. *II*, 9), belegt seit 16. Jh., *četruna* (Vuk), *četrunište* „Ort bewachsen mit Zitronen"; daneben auch mit *tr* > *dr*: *čedrun* (bei den Lexikographen Mikaļa, Stulli). Daneben auch mit der venez. Aussprache *ts*: *cìtron* (Voltiggi), *cetrûn* (Božava), *cìtrūn* *ARj*. I, 804 < *cĭtrus* *REW*.³ 1994.

čipula (Perast, *ARj*. II, 39), slov. *čebûla* (Žumberak), *čbula* neben *kàpula* (Vuk), *kapùlica*, *kapûla* (Lika) < **cēpulla* *REW*.³ 1820.

čȅmīn (Dubrovnik, *ARj*. I, 937, Zore), *čimin* (*ARj*. II, 26), daher die slav. Ableitungen *čeminovica* „jasminea" (*ARj*. I, 937), *čemińuga*" „lycium barbarum" (ibidem). Daneben auch *kùmīn*, *komin* (15. und 16. Jh., *ARj*. V, 241, 778), *kmin* *ARj*. V, 109, *kimin* *ARj*. IV, 953, *kȉmen* (Žumberak) < *cyminu* *REW*.³ 2442, Rohlfs 1185.

brunčela, *brundela* < *fronticella* *REW*.³ 3533.

inčetàt v. pf. in Sätzen wie *riba je inčetala* „die Fische haben sich mit dem Kopfe in der Netzmasche gefangen" (Split, Lastovo, Hvar, Zore, *Arkiv* II, 351, Rešetar *o. c.* 238). Es besteht auch für die entgegengesetzte Bedeutung: „vaditi" oder „isplesti ribu" = „den Fisch aus der Netzmasche befreien" dasselbe Vb, mit dem Präfixe

---

[1] Ergänzungen bzw. neues Material zu *ZfrPh*. L, 502ff. und XLVI, 387f.

de oder *dis* versehen: *dečetati* (*ARj.* II, 330, Dubrovnik). Beide Ausdrücke sind sehr wichtig, weil sie der Fischersprache angehören: < de (dis)- *inceptare REW.*[3] 4348.

čìmăk, g. *čìmka* (Selce, Brač), *čimica* = *čimavica* (Biograd n. m.), *čimavica* (Mravinci, Split), < *cīmice*. Zu den schon besprochenen Formen liefern die angeführten wertvolles Material zur Erkenntnis der Verbreitung von vegl. *činko*. Die vegl. Palatalisierung von *ci* reichte gegenüber süddalm. *kimak* südlich bis Brač einschlieſslich.

čìmula, -ica „Spitze des Grases, das Kraut" (*ARj.* II, 26, bei Vetranić) < *cymula*, vgl. *cimoliellə* „grumolo della lattuca" bei Rohlfs 1183. Auch die romanische Bedeutung „Beule, Geschwür" läſst sich im Skr. nachweisen: *čibůļica* (Vuk) „pustula" mit $m > b$ entweder wegen Einmischung von *bubu(o)l(ļ)ica* derselben Bedeutung oder zeigt es denselben vorslavischen Übergang $m > b$ wie *sabina* > slav. *somina*, FlN. *Tibiscus* > *Tamiš*, rum. *Timiş*, ung. *Temes*. Zore, *Rad* 108, 220, *ARj.* I, 62 kennt noch *čòviļa* (Perast) „Kopfgeschwür infolge eines Schlages" < **cymella*. Hervorzuheben ist der Umstand, daſs *cyma* sowohl mit $c^i > c$ (sprich *ts*) als auch mit dem erhaltenen Velar (s. unten) erscheint. *y* ergab auch ъ, welches dann schwindet: *čviļa*, adj. *čviļav* (Dalmatien, Pavlinović) „Baumknorren, nodus, nodosus". *v* anstatt *m* ist dem Einflusse von sl. *čvôr* „idem" zuzuschreiben.

pùnčela s. f. „Seidenkokon, folliculus bombycinus" in der Landschaft Konavli bei Dubrovnik, derselben Bedeutung wie *fùnkjela* im slav. Stadtdialekt von Dubrovnik (vgl. *ZfrPh.* XLVI, S. 403, nº. 65). Das Nebeneinander dieser zwei Formen, die chronologisch gewiſs auf gleicher Stufe stehen, ist für die Beurteilung der ersten slav. Palatalisation von lat. $k^e > \check{c}$ sehr lehrreich. Man sieht nämlich genau, daſs der slav. Stadtdialekt die Aussprache des roman. Stadtdialektes treu bewahrt hat, wogegen die slav. Bauernsprache der Landschaft diese Aussprache an die erste slav. Palatalisation angepaſst hat. Dasselbe hat man schon bei lat. *cīvĭtatem* > *Cavtat* beobachten können, wo lat. k^i nach der zweiten slav. Palatalisation behandelt wurde, während *kimak* < lat. *cīmice* die roman. Stadtaussprache treu bewahrt. Dadurch wird meine These (gegen Ramovš) vollauf bestätigt, wonach die slav. Palatalisation desto mehr um sich greift, je mehr man vom roman. Stadtdialekte entfernt ist. Dies ist nun auch natürlich. Die Stadt bietet eben mehr Gelegenheit, die Nachahmung der besseren Aussprache genauer durchzuführen als das flache Land.

B. $c^{e,i} > \acute{c}$ in den Gegenden, welche *č* und *ć* genau unterscheiden:

ćifal, gen. *cifla* (Krk), *ćifa*, gen. *ćìfla* (Božava) neben *cìpō*, gen. *cipola* (Dubrovnik) usw. < *cĕphalus REW.*[3] 1819.

ančipraskva „die Pfirsiche" (Đurići in der Bocche, Rešetar, *o. c.* 224) < *nuce persica REW.*[3] 6009.

ON. *Munćêl* (Krk) < *monticellu*.

lućerna, *-ńa* (belegt seit 16. Jh. in nördlichen und westlichen Gegenden, *ARj.* VI, 191), < *lucerna*.

frnćela (Kurelac, *ARj.* III, 75), *fronćelica* (Istrien) < *fronticella REW.*[3] 3533.

C. $c^{e,i}$ > *c* (sprich *ts* aus):

cinpres (Božava) „cipresso".

cûń gen. *cuńa* (Zore, *ARj.* I, 859) „Kegel" (Dubrovnik); gebräuchlicher heute in der Form *ćûń*. Beide Formen gehen mit nordital. *zon* „Kegel" (Mussafia, *Beitrag* 225) zusammen. Die Grundlage dürfte wohl *cuneus REW.*[3] 2396 sein. Man hat sich die Metathese der Palatalisation gleich wie in rum. *întîiŭ* < *anteanus* > *antaneus REW.*[3] 193 zu denken.[1] Warum zu der Metathese vulg. lat. *końu* > *k'ónu* gekommen ist, ist nicht recht klar. Skr. *cuń*, *ćuń* setzt dagegen die Assimilation *kuńu* > *k'úńu* voraus.

morica (Zore, *Arkiv* II, 364, Anm. 2) „durchbohrter Felsstein an der Meeresküste, an welchen der Strick des Netzes, genannt *bucavica* oder *gavunara*, befestigt werden kann" < *mūrice* „Riff" *REW.*[3] 5755.

pùncjele pl. gen. *puncjela* „adeliges Nonnenkloster des hl. Franciscus" (Dubrovnik, Zore, *Rad* 170, 221), ON. *Na Puncjelam* „bei den Nonnen" < *pullicella REW.*[3] 6819.

cimuša (Perast) „Rand des Stoffes" < *cīmussa REW.*[3] 1917.

civio adj. (Perast) „schifiltoso, wählerisch" < *civīlis*.

alac, *halec* < *halĭce REW.*[3] 4001, s. u. *oliga*.

D. $c^{e,i}$ > *k*:

kîma „surculus, germen" (*ARj.* IV, 952, Dubrovnik), *kîmica* (ebenda), *kîmica* (ebenda), *kîmičica* (Ston) < *cyma REW.*[3] 2438, Rohlfs 1183.

kèsiti (Zore, *Rad* 110, 214) „schnell gehen", *kesiti* (Šipan, *ARj.* IV, 940) „seinem Geschäfte nachgehen" < slav. verb. Ableitung von *accessus REW.*[3] 71. Es gehört in die Sippe von *rekesa* < *recessus*, *dokes* < *ad accensum*.

kentènār (*ARj.* IV, 935) „sericum crassius h. e. quod meliori extracto remanet" (Dubrovnik) < *sericum centonarium REW.*[3] 1814.

kìlićati (Perast) „kitzeln" < *titillicare REW.* 8775 mit vorslav. Dissimilation *t—t* > *c—t* und Umsetzung *t—l* > *l—t*. *ć* ist aus *t* + slav. *-jati* entstanden.

E. Die Behandlung von *cį* verlangt jetzt nach der Kritik, die G. Maver in *Ar. glott. italiano* XXIV, 1—18 meinen Ausführungen *ZfrPh.* XLVI, 385—410 gewidmet hat, neue Belege und neue Prüfung.

α) *cį* > *c* (sprich *ts* aus):

bìgunac (Perast) < **bĭgoncius* (vgl. ital. *bigoncio*), entstanden durch Metathese aus **bicongius REW.*[3] 1083.

---

[1] Vgl. dieselbe Art der Umstellung in *cyathos* > *cattia REW.*[3] 2434.

Arcuzo, Stadtteil von Split in slav. Übersetzung *Lučac* unter Gewölben des Dioklezianischen Palastes (a. 1397 bei Farlati 3, 344 *Arcuzo* quod sclavonice dicitur *Na Luzaz*), a. 1260 geschrieben *Arcutio* (Jireček, *Romanen* I, 61), *Arcuzo* a. 1338 und die Ableitung davon *Ad Arcuzani* (*Sm.* X, 395). Es handelt sich daher ganz sicher um Deminut. von *arcus* „Bogen" mittels *-uceu*. Die Schreibung *Arcutio* sichert uns die Aussprache *ts* für das Altdalmatische der Stadt Split.

kalamùc (Silba in der Inselgruppe von Zadar), dasselbe wie *kalamuča*, s. unten.

škarpoc „kleine *skrpina* < *scorpaena* (Rab) enthält offenbar dasselbe deminutive Suffix, < *σκορπίος* + *-ūceu*. *ū* > *o* ist auch eine altdalm. Erscheinung, über welche ich besonders handle.

kapetan pustica (Lastovo, Zore *Arkiv* II, 328) neben *pustič* < *posticius REW.* 6691.

β) *ci̯* > *č* läßt sich reicher belegen als *ci̯* > *c*:

pògača, allgemein skr., < *focacea REW.*^{3} 3396.

bòlānča „altdalm. Münze", belegt seit 13. Jh. < *bĭlancia REW.*^{3} 1103 und mit *nč* > *nǵ*: *bòlānǵa* (Vuk.) „Wage".

-uča < *-ūcea* in *kalamuča ZrPh.* L, 524.

-oča < *-ūcea* in *saloča* (Dubrovnik) „salotto", Deminut. von *sala REW.* 7522.

-oč < *-ūceu*: 1. in *ligoč* „kleiner Tintenfisch", Dem. von *ligań* < *lolligine*; 2. desgleichen *glamoč*, *glavoč* von *gōbius REW.*^{3} 3816; 3. *kalamoč* (Brač, *ARj.* III, 765), dasselbe wie *kalamuča*; 4. *krboč* (Hercegovina, *ARj.* V, 490), dasselbe wie *krbań*.

-uč < *-ūceu*: 1. *pladûč* „Brett, auf welchem die Laibe geordnet werden, bevor sie mit der Backschaufel in den Ofen gegeben werden" (Prčanj, *Rešetar* o. c. 268), Dem. von *plathane REW.*^{3} 6585, Rohlfs 1719; 2. *kabruč* (*ARj.* IV, 710, Parčić 315) „legno sporgente dalla gronda"). Dieses Wort erscheint auch im Statut der Stadt Kotor (§ 215): *caburtia*. Es ist dasselbe wie parm. *garbüts*, gen. *garbüč REW.*^{3} 1669 < *capor-* (plural von *caput*) + *-ūceu*.

lânča (Božava, *ARj.* V, 896) neben *lanca* < *lancea REW.*^{3} 4878.

γ) Angesichts der S. 207 f. besprochenen Fälle $c^{e,i}$ > *ć* ist es angebracht, auch *ci̯* > *ć*, wenn auch nur in einem Beispiele, zu belegen:

kolòmboć „krčamak, Maisbrei" (Vasojevići), „kukuruz" (Bar, Ulcinj) *ARj.* V, 212 < *columb* + *-uceu REW.*^{3} 2066, alb. *kallamóq* (Godin).

Für rein griechische Wörter ist *ć* auch für *-κι-* ganz in der Ordnung, so in *korać* (Perast) „Hammer" < *κοράκιον*, *mandràć* (überall in Dalmatien (Božava) „kleiner Hafen für Barken" < *μανδράκιον REW.*^{3} 5291a.

δ) *ci̯* > *s* läßt sich bis jetzt auch nur in drei Beispielen belegen. *pinkuz*(*s*), gen. *-za* „Spatz" in Omišalj (Krk.) < *pinc-* (von **pincio REW.*^{3} 6509a) + *ūceu*.

kapus *ARj.* IV, 850 (vgl. auch PN. *Kapusović*, 16. Jh.; *Kapus* ist auch slow. PN.), *kopus* (nur bei Voltiggi, *ARj.* V, 314 und in Žumberak als Name eines Hirtenspieles), *kùpus* (in Dalmatien alt, *ARj.* V, 808) „cavolo capuccio, Kohlkopf, Kraut" < *cap-uceu*, *REW.*[3] 1668, S. 158. Wegen der Vermengung mit *kupust*, *kapusta*, *-ušt*, *kombos*, *-ost* derselben Bedeutung, aus *composta* *REW.*[3] 2105, hat *kupus* als Beleg für *ci* > *s* wenig Beweiskraft.

barcusius im lat. geschriebenen Statut von Dubrovnik a. 1272 (*Mon. hist. jur. Slav. mer.* IX, hg. v. Jireček) „navis maior quam barca", vgl. venez. *bragotso*, *bargotso* *REW.*[3] 952, gen. *gusu*. Das venez. Wort ist aus dem Altdalm. entlehnt, wie *ū* > *o* zeigt. Vgl. für venez. Entlehnungen der Schiffsausdrücke aus dem Dalm. noch venez. *colomba* „chíglia" < *columna* *REW.* 2069. Vgl. meine Arbeit über skr. Seeausdrücke *Naša pomorska i ribarska terminologija na Jadranu*, S. 24, 137f., 148.

ε) *cį* > *č*:

kańuša (Voloska, Opatija in Istrien) „dasselbe wie das besprochene *kalumuča*" < *cannucea*, dem. Ableitung von *canna*, *REW.*[3] 1606.

η) *cį* > *k* findet sich auch in deutschen Lehnwörtern aus dem Latein, so in **aciāle* > ahd. *echil* *REW.*[3] 103. Diese Tatsache verdient besonders hervorgehoben zu werden, einerseits weil sie mit skr. *Sísak*, gen. *Síska* < lat. *Siscia* vollkommen übereinstimmt, und zweitens, weil ahd. *echil* in das Slov. und Čakavisch-Skr. eingedrungen ist, u. zw. in der Gestalt slov. *jéklo*, čak. *jåklo* „Stahl". Über die Aussprache von ahd. *ch* kann daher kein Zweifel bestehen. Wenn wir bei Ulfila (4. Jh.), dessen lat. Lehnwörter sich auf dem Latein Mösiens (Skythiens) und des Griechischen gründen, *aùrkeis* < *urceu* *REW.* 9080, *fāskja* = griech. *φασκιά* < lat. *REW.*[3] 3208, die velare Aussprache auch in dieser Verbindung finden, so kann man für skr. *orkulić* *arkùlić* (Orebić, Pelješac, hier ein Geschirr entweder aus Kupfer oder Ton, welches zum Kochen oder zum Aufbewahren des Wassers dient), *ȁrkuo* (Perast, Dobrota bei Kotor) „irdener Becher mit zwei Henkeln für Wasser, Wein, Öl, auch auf den Schiffen verwendet", *rkuo* (Trebinje) „vaso di terracotta per tenervi l'olio" nichts anderes als *urceolu* *REW.* 9079 ansetzen. Dieser Ansatz wurde schon von Miklosich, *Etym. Wörterbuch der sl. Sprachen* 383 s. v. *verčĭ* < *urceu* gemacht. *ar* vertritt in den in Boka und Dubrovnik gesprochenen Formen das sonantische *r*, gleich wie in *ȁrđav* für *rđav* „schlecht", *ȁrdakva* (Perast) neben *rdakva* < *radica* „Rettich", *cȃrkva* „Kirche" (in Prčanj), *kȃrkuo*, gen. *-ula* < *circulu* (Rešetar *o. c.* 240), vgl. auch *karcåt* (Božava) „laden" für *krcati* < *carridiare*. *ar*, *ṛ* vertritt demnach regelrecht lat. *ur*[c] wie in *hortus*, *hortulus* > skr. *vrt*, *vrtal*. Dem italienischen Slavisten muſs man wegen seiner Einwendungen gegen meine semantisch ganz einwandfreie Etymologie auch die Nichtbeachtung der skr. in etymologischen Fragen oft entscheidenden Akzentverhältnisse vorwerfen. Die Betonung *ȁrkuo*, gen. *-úla*, die in Dubrovnik

und Perast gesprochen wird, womit *arkůo*, gen. *-ūlä* in Prčanj vollkommen übereinstimmt, beweist ganz klar, daſs es sich nur um das lat. deminutive Suffix *-eólu* handeln kann, vgl. *lìncuo*, *-úla* (allgemein skr. Betonung) < *linteólu REW.*[3] 5070. In Betracht muſs man ziehen noch die Tatsache, daſs *ὀρκιόλιον* in der griech. liturgischen Sprache verwendet wird (vgl. L. Clugnet, *Dictionnaire grec-français des noms liturgiques en usage dans l'église grecque* s. v.). Eine Beeinflussung der Aussprache des lat. Wortes in Dalmatien durch die griechische Form ist daher nach den obigen Ausführungen zwingend naheliegend. Der Schwund von *i* in *kį* kann auch auf der Dissimilation mit *li* der folgenden Silbe beruhen. Dieser Gedanke ist aber nicht nötig,

In *kumjerak*, gen. *-rka* > *commercium* liegt dieselbe Beeinflussung oder besser gesagt, gräzisierende Aussprache des lat. Wortes durch byz. *κομμέρκιον* wie in *arkuo* vor. Einen Beweis dafür sehe ich in dem Umstande, daſs die dalmatinischen Urkunden in der Ableitung *comerzarius* = byz. *κομμερκιάριος*[1] für *cį* dieselbe roman. Vertretung wie in *Arcuzo* < *arcuceu* zeigen. Es bestanden also in Dalmatien zwei Tendenzen der Aussprache des lateinischen Elementes nebeneinander, die gräzisierende, gelehrte, wenn man will, und volkstümlich romanische.

Das Alb. bietet für das in Frage stehende *urceolu* zwei Formen: 1. *urtsuel* (unsicher nach G. Meyer, *AW.* 459) und 2. *karcúall*, best. *-cólli* (Godin 163). Die zweite Form ist offenbar aus der ersten unter Einfluſs von slav. *krčag* > alb. *gēršak.* entstanden. Beide Formen kommen für unsere Frage der Vertretung von *cį* > *k* nicht in Betracht.

Anstatt Maver's lauter auf Suppositionen beruhende Einwendungen zu wiederlegen, ist es besser, neue skr. Beispiele für *cį* > *k* zu bringen:

bisáci (pl., Zore, *Rad* 208, 213), gen. *bisaka*, *bìsāk*, auch *bisage* (*k* > *g* ist skr. Erscheinung) < *bisaccium REW.*[3] 1121, ngr. *βισάκκι.* Das lat. Wort wird in Dalmatien auch übersetzt. *dvȃňke ARj.* II, 922, *dvanke* (Mikaļa und Stulli) ist eine Lehnübersetzung.

celega ZrPh. XLI, 147 < *cilicium REW.*[3] 1912. Wegen *k* > *g* vgl. *bisage.*

bu(o)mbák, *-áka* „Baumwolle" *ARj.* II, 732, *bunbȃk* (Božava) < **bombaceus* von **bombax REW.*[3] 1200 nach *bombyceus REW.*[3] 1200, ngr. *βαμβάκιον*; *banbȗk* (Cres), vegl. *bonbȗók* (Bartoli II, 61) können daher auf *bombyceu* mit *y* > *u* zurückgehen.

brènke, gen. pl. *brènaka* (Dubrovnik, Zore), *brenak*, gen. *nka* (Parčić 44) < *βράγχια* Boisacq 131 und *REW.*[3] 1271a. Höchst interessant ist es nun, dasselbe Wort mit *č* < *cį* im Split, Rab und Božava zu finden: *brȃnče*. Dadurch wird die oben angegebene zweifache Aussprache der Velaren vor *e i* in Dalmatien, gräzisierende und volkstümliche, zu einer Ansicht erhoben, die über jeden Zweifel erhaben ist.

---

1 Vgl. Jireček, *Romanen* I, 90.

Solch schlagende Beweise wie für *cį* > *k* in *kumjerak* und *àrkuo*, gen. *-úla* lassen sich für dieselbe Erscheinung in *rečijak* < **retiaceu* „Wurfnetz" allerdings nicht bringen. Als einen Indizienbeweis habe *ZfrPh.* XLVIII, 406ff. bloſs *orćas* derselben Bedeutung angegeben. Bessere Beweise als diesen, der sich aus der linguistischen Vergleichung ergibt, kann ich auch jetzt nicht geben.

Neue zum Vorschein gekommene Lehnwörter im Slav. der östlichen Adria-Küste rücken das uns beschäftigende Problem in neues Licht. Auch *rētia* *REW.*[3] 7255 läſst sich hier belegen. Es ist *rȅča* (Dubrovnik, Umgebung, Rešetar *o. c.* 284) „der runde, flache, aus Flechten bestehende Sack, in welchem die Oliventreber noch einmal unter die Presse gelangen". Dadurch wird die volkstümliche Behandlung lat. *ē* > skr. *e* und *tį* > *č* in *rečijak* klar. Auſserdem kommt *rete* selbst auf der Insel Cres mit der sehr merkwürdigen Metathese *rē* > *ēr* vegliot. *ar* vor: *årt* (*AfslPh.* XXX, 187). Diese merkwürdige Form kehrt im Vegliotischen als *vu̯art* (Bartoli II, 34) wieder. Dieselbe Metathese erscheint nun auch im skr. *orćaz*(*s*), *arćoz*(*s*) und es ist gar nicht nötig, wie ich es *ZfrPh* XLVIII, 409 getan habe, um den Vokal *a* (*o*) sowie die Metathese *ra* > *ar* > *or* zu erklären, an vb. (*s*)*orcati se* „fallen" zu denken. Diesbezüglich gebe ich jetzt Maver recht. Weiterhin ist *retis* auch in *-aceu* Ableitung in Dalmatien belegt: *radace* (pl. f.) „1,50 m lange groſsmaschige Netze, die, an das Kreuz von *inżeń* gehängt, zum Korallenfange dienen" (Zlarin, Lorini, *Adria-Fischerei* (skr.), 163 mit der Abbildung). Wenn daher in *rečijak*-*orćas* dieselbe *-aceu* Ableitung von mir angenommen wurde, so beruht diese Annahme ganz gewiſs auf sprachwissenschaftlichen Parallelen. Auf dieser Ableitung beruht auch *ręsaččę* (lago Varano, Prov. Foggia) „Wurfnetz". Sie wird auch durch venezianische Ableitungen, die alle „Wurfnetz" bedeuten, nahegelegt. Boerio, *Diz.* 576 gibt für „giacchio o ritrecine" *rizzagio* o *rizzagno* an. Die erste Form erscheint im Dialekt von Pirano (Ive 88) als *reżájo*, vgl. *REW.*[3] 7257. Hier ist *-aclu* auf dieselbe Weise wiedergegeben, wie in *veclu* > ital. *veglio* oder *scopulu* > *scoclu* > ital. *scoglio*. Sonst erscheint in Rovigno *rażačo*, in Pola *reżačo*, in Fasana *rižaču*, wo *-aclu* > *aču* vorliegt gleichwie in Süditalien, tarent. *rusakkįo*. Genov. *resağu*, San Remo *reçaju* stimmt wieder mit venez. *rizzagio* und Pirano *reżajo* überein. Die Endung von venez. *rizzagno* erscheint weiter in Poljica bei Split als *orćan* „piccola rete con la quale si pesca nel mare basso". Die letzte Form kann wegen *or* < *ra* nicht als Entlehnung aus venez. *rizzagno* betrachtet werden, sondern muſs zusammen mit *orćas* als Wiedergabe der altdalm. Metathese von *art*- *vu̯art* < *rete* betrachtet werden.

Auch für *e*- > *u* in tarent. *rusacchio* findet man Entsprechung im skr. Dubrovnik's. In Sustjepan (Dubrovačka Rijeka) hörte ich *ručljāk* „Wurfnetz".

Es wurde schon oben erwähnt, daſs ich im slav. Fischerdorfe Mûo (gen. Múla, bei Kotor) *rićâglo* < *retiaculum* konstatiert habe

und daſs hiermit das von Maver geforderte skr. **rečaklo* tatsächlich vorkommt. *ričäglo* beweist nun, daſs im Altdalm. gleichwie in Italien *retiaculum* in regelrechter Vertretung von *-aclu* vorlag.

Die venez. Form *rizzagno, orćan* (Poļica) und *ręsaććę* beweisen, daſs es auf dem groſsen Gebiete von *retiaculu*, welches Süd-Dalmatien (Boka) und ganz Italien umfaſst, zu Neuerungen durch Ersatz der als Suffix gefühlten Endung gekommen ist. Anstatt *-aclu* finden wir einerseits *-anu, -aneu* und andererseits *-aceu*: 1. *orćan, rizzagno*, 2. *orćas, ręsaććę*. Warum? Das Wurfnetz ist eben kein kleines Netz, wie es das Wort *retiaculum*, wenn es als ein Deminutivum von *retia* aufgefaſst wird, bezeichnet. *-aculum* als deminutives Suffix entsprach nicht gut dem Sprachbewuſstsein der Fischer und sie griffen nach anderen Suffixen, die besser im Stande waren, den Gegenstand zu bezeichnen. Das sind gewiſs die Suffixe *-aceu* und *-aneu*.

Das Wort *retiaculum* des christlichen Lateins (Vulgata, Augustin) ist eigentlich keine deminutive Ableitung, sondern ein zusammengesetztes Wort, gleichen Typus wie fr. *betterave*, ital. *boccaporta*, *granàriza* (Dubrovnik) usw., aus *retis* und *jaculum* *REW.*[3] 4570 bestehend, wobei das zweite Element als Apposition zum ersten diente. Mit der Zeit verblaſste aber leicht das Gefühl für diese Zusammensetzung, um dem Gefühle für die Ableitung Platz zu machen, weil *-aculu* vom zweiten Elemente *-iaculum* mit dem deminutiven Suffixe identifiziert wurde. Dieses neue Gefühl hatte aber verschiedene Reformen zur Folge, die zu den oben besprochenen Suffixänderungen und zum sonderbaren Deklinationstypus von *ritrecine* führten. Diese Reformen bezweckten nämlich eine bessere Übereinstimmung zwischen dem Gegenstande und seiner Benennung, da das Wurfnetz keine Deminution zuläſst.

Die Reform *u* statt *e—i* in *ručijak* und *rusacchio* muſs vorderhand unerklärt bleiben. Es wäre nicht unmöglich, daſs *u* in *ručijak* mit *u* in *rusacchio* nichts zu tun hat, sondern daſs es von *ruka* ,,Hand', herrührt, da beim Werfen von *rečijak* ins Meer die Hand sehr beteiligt ist.

Mavers Erklärung skr. *rečijak* als Entlehnung aus dem Südital. ist unmöglich. Skr. *č* geht wie in *račun* < *ratione*, *polača* < *palatia* usw. auf die dalm. Entsprechung von lat. *tį* und nicht auf südital. *s* zurück. Ein von Maver rekonstruiertes südital. **rettsacchio* als Grundlage von *rečijak* schwebt mit seinem Sternchen in der Luft.

Auch schwebt die andere Hypothese Mavers, wonach skr. *orćaz* aus venez. **arza(ǧo)* stammte, vollkommen in der Luft. Eine venez. Form *arzajo* ist mir zwar fürs Istro-Ital. belegt; sie besagt aber, ebenso wie *reźajo* in Pirano, daſs das venez. *ǧ* auf palatales *l* zurückgeht, welches im slav. Dalmatien nur als *ļ* oder *j* ausgesprochen wird, vgl. *škölj* = heute venez. *scogio* (*Romania* LVII, 474). — *s*(*z*) in *orćas*(*z*) kann daher unmöglich auf venez. *-ǧo* zurückgehen und Maver selbst hat gut getan, diese Silbe in seiner rekonstruierten Form in eckige Klammern zu setzen (it. **arza*[*ǧo*] > scr. *orćaz*), wenn er das Imaginäre seines Ansatzes dadurch habe hervorheben wollen.

Seine Etymologie von skr. *argôla, jargôla* (Tijesno) = *ȁrgutla* „barra del timone" < lat. *regula* ist auch unmöglich. Dieses Wort kommt für die Frage der Metathese von *re* > *ar* überhaupt nicht in Betracht. S. oben S. 192.

Ferner ist es unmöglich die skr. in Poljica gesprochene Form *orćan* für *n* in *rinćak* und *rićńak* verantwortlich zu machen, da *orćan* und *orćas* das Gebiet von Spalato und seiner Inseln nicht überschreiten. *n* in *rinćak* ist derselben Natur wie in *lonğa* < *loggia* (Dubrovnik) und *ar* > *or* wie in *ǒrsan* (Dubrovnik) < *arzaná* *REW.*[3] 2774.

Bei der Erklärung von *-ak* für **-aclo* < *-aculum* in *re*(*u*)*čijak* (Dubrovnik) könnte man auch die hyperlateinische Schreibung der Behörden Dubrovnik's: *commerclum* < *commerkium* und *stanaglum*[1] < slav. *sъstanъk* „Zusammenkunft, Gericht" in Betracht ziehen und sagen, daſs diese offizielle Schreibung die Fischer, die mit den Seebehörden zu tun hatten, veranlaſste, **r*(*i*)*ečȁklo* in *ričak* (Budva), *riječak* (Šipan) usw. umzusetzen. Das wäre allerdings nur dann möglich, wenn *commerclum* für slav. *kumĕrak* und *stanaglum* für slav. *stanak* tatsächlich gesprochen wurden; dies ist aber ganz unwahrscheinlich. Somit bleibt nichts anderes übrig, als *ričak* usw. mit *orčas* nebeneinanderzustellen und *k* mit *s* gleichzusetzen. Dann können *s* und *k* nur auf *ci̯* zurückgehen, das erste als slav. Wiedergabe der altdalm. Entwicklung und das zweite als gräzisierende Aussprache.

Was *-ija-* in *rečijak* als den slav. Ersatz des labialen Diphthonges *-ua-* < *á* (vgl. *juarbul, vuart* in Krk) in Dubrovnik (slav. *rečijak* < roman. **rečuak*) anbelangt, so hat dieser Ansatz (*ZfrPh.* XLVIII, 409) jetzt, nachdem *á* > *u* in *ȁrgutla* (Dubrovnik) < **ergátula* nachgewiesen wurde, an Wahrscheinlichkeit nur gewonnen.

Nach diesen auf Grund des neuen Materials geführten polemischen Ausführungen kehren wir wiederum zu dem uns beschäftigenden Hauptproblem, zur Behandlung der lat. sonoren Velaren vor *e i* im Skr. zurück.

F. *g* vor $^{e\,i}$ > *z* nur in skr. *aptazi* < ἐκτάγη. Diese Entwicklung wurde dadurch veranlaſst, daſs roman. *aptagi* als slav. Plural gefühlt wurde (slav. Typus *vrag—vrazi* „Teufel"). Jedenfalls beweist *aptazi*, daſs *g* in *aptagi*(*a*) als velar ausgesprochen wurde.

G. *g* vor $^{e\,i}$ > *g*:

gnȉgla, gen. pl. *gnȉgala* „Goldbrassen" (Prčanj, Rešetar, *o. c.* 233) < *genicula*, s. unten.

gńio m., *gńila* f. adj., in den Sätzen wie *ja jam gńila Prčańka* „ich bin echte, eingefleischte Perčanerin" < *gĕnus* *REW.*[3] 3738 oder γενεά Rohlfs 425. An das skr. Adj. *gńio* „faul" ist wegen der Bedeutung schwer zu denken.

[1] Die Belege für diese Schreibung s. in Gelcich-Thalloczy, *Diplomatarium relationum reipublicae ragusinae cum regno Hungariae*, S. 919. Vgl. auch die Vereinfachung *cl* > *cc*, *ch* im PN. *Cicla, Cicca, Cicha*, seit 11. Jh. in Zadar (Jireček, *Romanen* II, 30).

bagîna (Prčanj, Rešetar, *o. c.* 225) „Art Muschel, solen vagina" < *vagina* *REW.* 9122.

Krvaš (Dubrovnik, 12. Jh., *ARj.* V, 698), *Sanctus Guerbascius* a. 1189, a. 1334 (Rab) < *Gervasius* Bartoli II, 308.

argîtla (Božava) „lucertola" < *lacertula* *REW.*[3] 4821 mit derselben Sonorisierung von *vcv* wie tosc. *agerto*. Wegen *-ula* vgl. venez. *ozertola*, kors. *čortula*. Die Metathese vor *r* wurde durch die schwere Konsonantengruppe *rtl* bewirkt.

Plagenta „ein Küstenstrich in der Länge von ½ km, Landzunge in *Dobrota*", belegt a. 1451 *Plagenta* sovra san Elia, ebenso 1487; auch im Pl. *Plagenti*, g. *Plagênātā* < *placente* von placere > *plakir*[1] (Dubrovnik) oder von *placenta* *REW.*[3] 6556. Part. präs. als ON. erscheint in Dubrovnik noch in *Bulentum* von *bullire* > *Bulet*. ON. *Dobrota* (a. 1281 *Dabrat*, die heutige Form a. 1351, vgl. *Rad* 224, 111, Nr. 25 und Mutafčiev, *Rev. ét. sl.* VII, p. 36ff. über *Dobrotica*, heute *Dobrudža*) „Güte" wäre dann vielleicht ein Übersetzungs-ON.

Gùrdić, eine Meerestiefe in Kotor, ital. Porta di Gordicchio, belegt im Statut von Kotor *ad Gurditem*, S. Maria de *gurgite* (im Archiv v. Kotor) < *gurgite* mit derselben Dissimilation *g—g* > *g—d* wie in *καλόγερος* > *kolùdar* m., *kolùdrica* f. (čakavisch). Wegen *-t* > *-ć* vgl. *tàpīć* neben *tàpit* < *tapētum* *REW.* 8563 und *Velebit* neben *Velebić* (Gebirgsname), *sklâć* neben *sklât* (Perast) < squatulus (Fischname).

ràgēnta s. oben S. 205 < *regente*. Wegen *-e* > *a* vgl. oben *Plagenta*.

H. *qu* > *k*:

kétiti, v. imperf. (Bosnien, Katholiken, Norddalmatien, *ARj.* IV, 942) „starsene ozioso, inoperoso" < *quietus* *REW.*[3] 6958.

kìčati, v. imperf. (Dubrovnik, *ARj.* IV, 943) „ad fastidium usque expectare, star in attesa, aspettare a lungo" < *quietiare* *REW.*[3] 6957.

---

[1] Die Ansicht A. Mayers, *Nastavni Vjesnik* XL, S. 47f., wonach dieser ON. illyrisch wäre, ist nicht wahrscheinlich, 1. wegen des Auslauts *-a*, welches sich genau mit lat. *placenta* deckt, 2. wegen slav. *-i*, welches auf ein lat. Maskulinum zurückgeht, 3. wegen des slav. Plurals, welcher gleich wie *Selca*, *Opatije* usw. einen besiedelten oder bebauten Ort bedeutet (hier ist in der Tat der Sitz der Familie Radoničić), und 4. wegen des erhaltenen *en* vor Kons., da illyr. ON. *en* > *e* zeigen, vgl. *Pincus* > *Pek*. Wenn man die Topographie von Dobrota näher ins Auge faſst, so erscheint die obige Deutung von *Plagenti* als die einzig mögliche. Oberhalb von *Plagenti* befindet sich nämlich die felsige Gegend, die nicht kultiviert werden kann, *Rîpe* (pl.) genannt. Nur Ziegen können sie erklimmen. Die heutige slav. Benennung ist offenkundig romanisch: *rîpa* *REW.*[3] 7328 und zwar in der Bedeutung „abschüssiger Ort, Fels" wie im Rum. und Südital. Nur der schmale Küstenstrich ist kulturfähig. Deshalb ist auch das slav. selten vorkommende Abstraktum als ON. verständlich.

PETER SKOK.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Der Lautwert von afrz. *ewe* < *aqua*.

Die Geschichte von lat. *ăqᵘa* im Französischen ist bekanntlich sehr verwickelt; vgl. Clara Hürlimann Diss. Zürich 1903, dazu E. Herzog, *ZfrPh.* 28, 378ff. und Meyer-Lübke, *Lbl.* 24, 334ff.; Friedrich Frademann Diss. Kiel 1904.

Namentlich im Südosten findet sich *aigue*, aber diese Form begegnet auch im Wall., also im Osten, ebenso wie im Westen (*Aiguebelles*, Dép. Sarthe) und sporadisch auch in allen andern Teilen Frankreichs. Aber im ganzen muſs sie doch als die charakteristische Form des Südens gelten; vgl. auch nfrz. *aig(u)ail*. Entlehnung aus der provenz. Literatursprache spricht wenig an, so daſs wohl die Entwicklung mit Palatalisierung *aqᵘa* > *aʒᵘa* > *aiʒᵘa* > *aijᵘa* > *aiᵘa* > *aigwa* anzunehmen ist.

Das nördliche Gebiet schwankt zwischen zwei Formen. Im Osten gilt *awe* [au̯ə], wozu namentlich pik. lothr. *iawe*, *yawe* als schwer erklärbare Nebenformen, die mit dem Problem der Entstehung von *eau* zusammenhängen. Im Westen entspricht *ewe*, das zweifellos zunächst [eu̯ə] darstellt und späterhin durch Labiodentalisierung des Bilabials zu [evə] wird, das in den franzischen Denkmälern seit dem 13. Jh. Regel wird; im anglofranz. hält sich *w* am längsten. Das Franzische hat gemäſs seiner Lage Anteil an beiden Gebieten.

Über die Herleitung dieser nördlichen Formen sind die Meinungen geteilt: Einerseits rechnet man im Anschluſs an Ascoli mit Propagination des Velars *aqua* > *augwa* > *awa* bzw. *agwa* > *awwa* > *awa*, das im Osten blieb, im Westen zu *ewe* sich fortbildete. Andrerseits legt schon der Wunsch nach einer gemeinsamen Basis aller nordfranzösischen Formen die Ableitung von *aiʒᵘa* > *ai̯ua* nahe, indem im Osten vor Velar der Wandel *ai* > *a* beschleunigt, andrerseits im Westen *aiu̯a* > *ęwe* monophthongiert worden wäre.

Die Entscheidung zwischen diesen Thesen hängt ab von dem Charakter des *e*-Lautes in [eu̯ə]. Soweit bisher Reime und Assonanzen gesammelt sind, sprechen sie für *ę*; ihre Seltenheit erklärt sich durch die geringen Reimmöglichkeiten. Auch die zentralfranz. Weiterent-

wicklung *ewe* > *eau*(*e*) deutet auf *ę*, ebenso Fluſsnamen wie *Bellève*, *Longuève*. Die Deutung *aiu̯a* > *ęwe* verdient also den Vorzug.

Diese Deutung läſst sich weiterhin stützen durch lautgeschichtliche Beobachtungen im Gebiet des Frühneuenglischen.[1] Das ne. besitzt noch heute zwei Ableitungen von afrz. *ewe*: Ne. *ewer* geht wohl wegen me. *ewere* eher auf **ăquāria* als auf **ăquārium* zurück (vgl. frz. *aiguière* neben *évier*); ne. *sewer* „drain“ beruht auf **exăquāria* (vgl. aglfrz. *sewiere* und mlat. *seweria*).

Aglfrz. (*s*)*eu̯ẹ̄re* > me. (*s*)*eu̯ər* hätte Einsilbler ergeben sollen. Für ne. *ewer* wird Einsilbigkeit bezeugt bei den Grammatikern Hart 1569—1570, Mason 1622 und Ludwig 1705, 1717. Gill 1619—1621 und die Aussprachewörterbücher der 2. Hälfte des 18. Jhs. lehren Zweisilbigkeit. Die regelrechte me. Synkope wurde also aufgehoben durch Neubildung von *ewe* aus. Bei ne. *sewer* ist die Erkenntnis der frühne. Silbenzahl wesentlich schwerer. Bullokar 1580—1586 gibt Zweisilbigkeit, die aber auch durch Neubildung vom v. *sew* < **exaquāre* erklärbar wäre. Späterhin liegen besondere Umstände vor, die den Einblick verhindern. Schon seit dem 17. Jh., vor allem aber im 18. Jh. wird *shore* die Form, wenn sie auch immer wieder als ‚corrupted‘ bezeichnet wird. Es handelt sich um eine besondere Verwendung von ne. *shore*. Der heutige Aussprachegegensatz zwischen ne. *ewer* [ju(:)ə] und ne. *sewer* [sjʊə, sjoə] deutet indes darauf hin, daſs letzten Endes doch wohl bei *sewer* die historisch berechtigte Einsilbigkeit siegte.

Aglfrz. (*s*)*eu̯ər* hätte sich im me. je nach der Qualität des *e* der Entwicklung von me. *ęu* bzw. me. *iu* (< *ẹu*) anschlieſsen müssen. Das im 15. Jh. durchaus geltende *ęu* [ęŭ] bleibt auch bei den Grammatikern des 16. Jhs. von me. *iu* geschieden, ebenso bei einer sehr groſsen Anzahl von Zeugen des 17. Jhs. bis Price 1688, vielleicht noch Jones 1701. Andrerseits bezeugen Zusammenfall *Alphabet Anglois* 1625, nur abwehrend Wallis 1653, ferner Festeau 1672, Mauger 1673, Miège 1685, Cooper 1685. Um 1650 also ist der Zusammenfall weitgehendst durchgeführt, doch hat die Erscheinung spätestens um 1600 schon einen weiteren Raum inne als die meisten Schulmeister zugeben möchten. Aus den Lautangaben der frühne. Grammatiker, soweit sie die Entwicklungsprodukte von me. *iu* und *ęu* noch auseinander halten, ist also ein Schluſs auf die me. und damit auf die altfranz., zum mindesten die aglfranz., Vokalisierung von *ewe* gestattet.

Für *ewer* ergeben nun die drei in Betracht kommenden Zeugen Hart 1569—1570, Mason 1622 und Gill 1619—1621 übereinstimmend me. *ęu*. Bei *sewer* ist die sichere Ausbeute geringer. Bullokar 1580—1586 weist auf me *ęu*. Daines 1640 lehrt ebenfalls für *sewer* me. *ęu*,

---

[1] Eine eingehendere Diskussion der frühne. Lautprobleme und Belege findet sich in meinen *Studien zur schriftsprachlichen Entwicklung der ne. Velarvokale vor R* (Halle 1932), §§ 388—395.

doch fehlt die Bedeutungsangabe, so daſs auch ne. *sewer* ‚waiter‘ < me. *sęur* < *sẹ́ụ̀r* < aglfrz. *assẹúr* (vgl. *asséeur* < *asse*(*y*)*eur*) < **àssĕdā-tórem* vorliegen könnte. Der wenig ergiebige und unzuverlässige Waliser Price 1668, der auch noch me. *ęu* von me. *iu* scheidet, lehrt *sewer* ebenfalls ohne Bedeutungsangabe mit me. *iu*. Aber sein Zeugnis genügt nicht, um *sewer* ‚drain‘ auf me. *iu* zurückzuführen. Einerseits mag ‚drain‘ spelling-pronunciation haben, denn nach NED. begegnet das Wort bis ins 16. Jh. 'chiefly in legal formulæ as representing the earlier Anglo-Latin *sewera* or Anglo-Fr. *sewer*(*e*)', ist also kein gewachsenes Wort; oder es mag Nebeneinfluſs von nfz. *essuyer* < *exsū-care* vorliegen. Andrerseits mag ‚waiter‘ dieselben Einflüsse haben, sofern hier nicht aglfrz. Hiatverschmelzung *assẹ̀úr* > *assẹụr* > me. *siur* vorliegt.

Mithin weisen die sicheren frühne. Lautzeugnisse bei **ăquāria* bzw. **exăquāria* auf me. *ęu*. Daraus ist der weitere Schluſs auf aglfrz. *ę* in *ewe* gestattet. Ob man diesen Schluſs auf das Gesamtgebiet des westlichen Nordens übertragen darf, mögen Berufenere entscheiden. Jedenfalls aber bedeuten die frühne. Lautangaben keine verächtliche Stützung der Ableitung von afrz. *ewe* < *aiụa* < *aiʒ*^{u}*a* < *aq*^{u}*a* und damit der Aufstellung einer gemeinsamen Basis aller nordfranzösischen Formen.

Hermann M. Flasdieck.

---

2. Le nom de la déesse Condruse Viradecthis.

Une inscription votive trouvée à l'ancien camp romain de Blatum Bulgium (l'actuel Birrens, en Ecosse) est conçue comme suit[1]; *Deae Viradecthi pagus Condrustis mili*(*t*)(*ans*) *in coh*(*orte*) II *Tungrorum sub Si*(*l*)*v*(*i*)*o* (*A*)*uspice praef*(*ecto*) *V.S.L.M.*

Le nom complet de la cohorte, nous dit M. Van de Weerd dans une étude *De Tungri in het buitenland*, était: *cohors II Tungrorum miliaria equitata civium latinorum*. De ce nom on peut déduire qu'avant Vespasien elle se recrutait chez les Tongres. Elle prit part à la bataille du *mons Graupius* en 83 et resta par la suite en Bretagne, où elle occupa le camp de Blatum Bulgium au nord du retranchement d'Hadrien. Comme une inscription datée de 153 a été retrouvée dans le camp et que la cohorte n'y résidait plus en 241, l'inscription de Birrens doit remonter à la seconde moitié du II[e] siècle ou à la première moitié du III[e]. Pour ce qui est du commandant de la cohorte, Silvius Auspex, il nous est resté inconnu et ce nom n'est pas utile pour dater de façon plus précise l'inscription.[2] Le *pagus Condrustis* était un *pagus* de la *civitas* des Tongres et cette appellation survit dans le nom actuel de *Condroz*.

---

[1] CIL, VII, 1073.

[2] Van de Weerd, *De Tungri in het buitenland* (Tongres, 1915), pp. 16 et 17.

Il y a une deuxième inscription votive qui mentionne le nom de la déesse Viradecthis; elle a été retrouvée à Vechten, port sur le Rhin, dans l'ancien pays des Bataves, le *Fectio* des Romains[1]: *Deae* (*Vir*)-*adecth*(*i civ*)*es Tungri* (*et*) *nautae* (*qu*)*i Fectione* (*c*)*onsistunt V.S.L.M.* M. Van de Weerd dit à ce propos: „Deze Tungersche burgers, die te Vechten, eene handelshaven, hun standplaats hadden gekozen in gezelschap van Tungersche schippers, kunnen niet anders dan koop-lieden zijn geweest.“[2] Comme le *pagus Condrustis* faisait partie de la *civitas* des Tongres, ces *cives Tungri* (et aussi leurs *nautae*, tous ou une partie tout au moins) pourraient parfaitement avoir été des *Condrusi*. Le *pagus* était borné au nord par la Meuse, depuis l'embouchure de l'Ourthe jusqu'aux environs de Namur, fleuve par lequel il était facile d'accéder à la mer, pour remonter ensuite le Rhin.

En tout cas le nom de déesse *Viradecthis* n'a pas une allure germanique et comme les soldats Condruses avaient dédié à cette déesse une inscription reconnaissante, parce qu'à leur avis elle les avait préservés des dangers à la suite de leur vœu, c'est dans la langue gauloise qu'il faut chercher l'origine du nom. Les Condruses n'avaient pas pris part à la guerre lors de l'invasion de César, ils étaient „clients“ des Trévires et avaient observé une prudente neutralité; leur langue était le gaulois, comme celle des Eburons, des Trévires, des Nerviens.

Comme la déesse Viradecthis était invoquée par les militaires comme une protectrice puissante et efficiente, il est à supposer que si elle n'était pas une déesse essentiellement guerrière, elle avait aussi les armes parmi ses attributions.

Si je suppose qu'elle portait, comme la déesse *Vihansa*, dont j'ai étudié ici le nom,[3] une dénomination décomposable et intelligible, telle que „déesse du combat“ et que je mette cette expression en gaulois, j'obtiens une appellation ou *Vectideva* ou *Devavectis*,[4] selon l'ordre des termes, dont la seconde offre déjà une certaine analogie avec la finale *-decthis* de *Viradecthis*. J'observe ensuite qu'un phénomène phonétique dit „superposition syllabique“ amène facilement *Devavectis* à l'étape *Devectis* et qu'ainsi on est déjà sensiblement rapproché de *-decthis*. Or, le *v* intervocalique est un phonème qui s'amuit fort facilement en gaulois: *Samarobria* et *Samarobriva* dans les manuscrits de César; *Ioincatius* et *Iovincatus*, *Ioincissus* et *Iovincillus* dans les inscriptions (du mot *iovinco*, jeune, cf. gall. *ieuanc*, bret. *iaouanc*, irl. *óac* „jeune“);[5] le mot *briva* „pont“ est dans le petit glossaire de Vienne „*brio*, ponte“.[6] On est ainsi amené à une forme *Deectis*, rac-

---

1 CIL, XIII, 8815.
2 *op. cit.*, p. 4.
3 IL, 348.
4 De *vecti-* „combat“, thème en *-i-*, et *devos* „dieu“ (Dottin, *Langue gauloise*, pp. 296 et 251).
5 Dottin, *op. cit.*, p. 66.
6 Id., *ibid.* p. 213.

courcie naturellement en *Dectis* par la fusion des deux *e*. Quant au premier terme *Vira-* du nom Viradecthis, il n'a qu'une valeur d'attribut, et, en langue gauloise, est l'adjectif *viros* signifiant „vrai".[1] Le nom entier de la déesse est donc très simple (comme celui de *Vihansa*, en langue germanique) et veut dire „la vraie déesse du combat". Si le mot était resté indemne de toute évolution phonétique et dans sa forme primitive, il serait *Viradevavectis* (*vira*, *deva*, *vectis*).

Mais pourquoi des marchands, des trafiquants allant par voie fluviale et maritime dans des pays étrangers lointains invoquaient-ils Viradecthis? se demandera-t-on. Hé! les voyages au long cours, avec des marchandises sans doute de valeur et en grande quantité, ne devaient pas être, à cette époque, aussi sûrs que de nos jours; les navigateurs pouvaient avoir à se défendre contre des attaques et à combattre des pirates d'eau douce ou de mer ou bien aussi des brigands, des pillards, quand ils s'aventuraient dans l'intérieur des terres. Du reste la déesse Viradecthis pouvait avoir plusieurs attributions, comme par exemple celle de protéger contre les dangers de la navigation, les naufrages, de même qu'elle protégeait contre les dangers de la guerre.

Quoi qu'il en soit, le nom *Viradecthis* ne saurait être un mot germanique et c'est à tort que Dessau[2] l'a cru tel et que Van de Weerd s'est rangé à cet avis, considérant Viradecthis comme une „divinité locale germanique", „une déesse protectrice des *Tungri*",[3] „eene nationale godin der *Tungri*".[4]

C'est une déesse indigète Condruse et une déesse guerrière, comme l'indique l'étymologie de son nom, tout comme *Vihansa* l'était chez les Tongres proprement dits, cf. supra, ou encore *Bodua* chez d'autres peuplades gauloises. Que son culte ait débordé le *pagus Condrustis* et se soit étendu par exemple au delà de la Meuse, chez les *Tungri* de la rive gauche, voisins des Condruses, la chose est possible et un tel fait ne serait pas pour surprendre à l'époque romaine Du reste, en cette région, les *Tungri* étaient probablement mélangés d'éléments condruses plus ou moins nombreux qui avaient passé le fleuve; le mélange des populations est un phénomène commun à toutes les frontières.

---

[1] Id., *ibid.* p. 300.
[2] *Inscriptiones latinae selectae*, n. 4757—4759.
[3] *Les Tungri dans l'armée romaine* (dans les *Mélanges Charles Moeller*, Louvain 1913), p. 7 du tir. à part.
[4] *De Tungri in het buitenland*, p. 17 et note 7.

Paul Marchot.

---

3. Einige galloromanische Bezeichnungen für „das Nesthäkchen“.

Eine Karte *dernier-né* ist im *ALF.* nicht erschienen. Auch Suppl. I (1920) S. 63 bringt zu dem Stichwort *dernier-né* (*d'une nichée, d'une famille*, etc.) nur ein paar Angaben, die aber immerhin schon zeigen, daſs im Galloromanischen der Ausdruck für unseren Begriff nicht einheitlich ist. J. Pauli geht in seiner Arbeit „*Enfant, garçon, fille dans l. langues rom.*, Lund 1919, auf die hier in Frage stehenden Bezeichnungen nicht ein. Dabei scheint aber unser Begriff gerade für eine sprachliche Untersuchung besonders günstig zu sein, findet er sich doch bis in die kleinste Dorfgemeinschaft hinein vor und fordert deshalb auch zu einem sprachlichen Ausdruck heraus. Sonderbar wäre es bei dieser Sachlage, wenn die Sprache in ihrem ganzen Bereich nur zwei oder drei Typen geschaffen hätte. Sehen wir uns in der Erwartung näheren Aufschluſs zu bekommen und neue Bezeichnungen zu entdecken, in den Wörterbüchern um. Unsere Vermutung schlägt nicht fehl. Eine ganze Reihe von Benennungen zeigen vor allem die Mundartwörterbücher.

Überall verbreitet und bekannt ist das Wort *Benjamin*, zunächst *enfant préféré*, dann zumeist der „Jüngste in der Familie“, Littré I, 329, Bescherelle I, 462, v. Wartburg, *Frz. Etym. Wtb.* I, 325, *Nouv. Petit Larousse illustré* (1925) S. 106: *enf. préféré, d'ordinaire le plus jeune* und S. 1224 *dernier-né d'une nombreuse famille*, *Dict. Gén.* I, 233: *enfant de prédilection, c'est le Benjamin de ses parents.* Dies ist schon in alter Zeit die vorherrschende Idee in unserer Bezeichnung: ... *nous appellons Benjamin un fils que son père ou sa mère aiment plus que leurs autres enfans, Dict. univ. franç.-lat.* (1721) I, Sp. 982. Mundartlich begegnet der Ausdruck in Reims in der Form *jamin*, v. Wartburg, l. c. I, 325 nach Tarbé, *Recherches sur l'hist. du lang. et des pat. de Champagne* und in der schriftfranzösischen Gestalt in Maubeuge: *Dans une nichée de pierrots, le dernier venu est l'erculot, Dans une nichée d'enfants c'est le Benjamin*, Beuge, *Voc. maubeugeois* S. 27. Der Ausdruck gehört in erster Linie der Hochsprache an, er verrät kirchlichen Einfluſs; in die einzelnen Dialekte ist er wohl durch Kirche und Schule hineingetragen worden; er wird in den Mundarten selbst wenig verwendet, aber überall verstanden und dient oft als *le benjamin*, d. h. als reiner Gattungsname mit Artikel und Kleinschreibung, zur Erklärung mundartlicher Bezeichnungen, so bei Mâzuc, *Gramm. langued.* (*Dialecte de Pézénas*), S. 253, Ménière, *Gloss. angev.*, S. 291, Lespy et Raymond, *Dict. béarn.* I, 270 und anderwärts. Nach Sachs-Vill. I, 147 ist der Ausdruck in der familiären Sprache gebräuchlich.

In einigen Mundarten hat die an Benjamin, den jüngsten Sohn Jakobs, anknüpfende Bezeichnung eine Sonderentwicklung angenommen. Von Wartburg gibt s. v. *Benjamin* für Le Havre *bénoni, enfant préféré*, für Belfort *benôneni* „*fils gâté, préféré*“ an, l. c. I, 325.

Auch Moisy belegt den Ausdruck *Bénoni, Pat. norm.* S. 64. Diese Formen beziehen sich zwar auf die gleiche biblische Person, gehen aber auf *Ben-Oni*, den früheren Namen Benjamins, zurück. Moisy macht dazu folgende Angabe: *Les noms de Benjamin et de Bénoni s'appliquent, d'après la Bible, au même individu, le plus jeune des enfants de Jacob. Le patois normand, pour exprimer l'idée de prédilection que renferme le nom de Benjamin, a choisi l'autre nom, celui de Bénoni, qui, comme le prouve le passage suivant de la Genèse, a cependant une signification bien différente: Mais Rachel, sentant la vie lui échapper par la force de la douleur, nomma son fils Bénoni, c'est-à-dire le fils de ma douleur; et le père le nomma depuis Benjamin, c'est-à-dire le fils de la droite, le bien-aimé* (Ch. XXXV, v. 18), l. c. 64.

Von Haus aus reines und bodenständiges Mundartwort scheint *culot* zu sein, das sich aber auch in die volkstümliche Sprache eingeschlichen hat, Sachs-Vill I, 890: „das jüngste Kind, das Nesthäkchen", Littré I, 930: *le dernier-né des enf. dans une famille*; nach Bescherelle I, 1052 ein Ausdruck der familiären Sprache, ebenso Larousse S. 250, auch nach dem *Dict. Gén.* volkstümlich, I, 610. Schon Oudin vermerkt *Culot, das letzte Kind / so eine Frau hat, Nouv. et ample dict. de trois langues* ... II, 171. Sauvage definiert (1756): *Au fig. le culot est le cadet ou le plus jeune de tous les enfans d'une maison*, Abbé de S***, *Dict. langued.-françois* ... S. 80 s. v. *cagonis*. In den Mundarten begegnet das Wort ungleich häufiger: es ist allgemein gebräuchlich im Rouchi in der Form *Culot, le dernier né, général en ce sens, Hécart, Dict. rouchi-frç.*, S. 140, auch *culo*, Haigneré, *Pat. boulonn.* II, 174, als *culot* wiederum in Boulogne, Haigneré, l. c. II, 174 und in Lyon, Puitspelu, *Dict. du pat. lyonn.*, S. 110 s. v. *culat*, als *coulo* und *houlo* im Wallonischen, Grandgagnage, *Dict. étymol. de la langue. wall.*, I, 130, in Metz *Keulat* oder *Keulot*, Jaclot de Saulny, *Voc. pat. du pays messin*, S. 21, nach Zéliqzon, *Dict. des pat. romans de la Moselle* S. 387 *Keulat*, im Patois de la Meuse in den Varianten *queulâ queulard, queulot*, auch in einer weiblichen Form *queularde* vorkommend, Labourasse, *Gloss. abrégé du pat. de la Meuse, notamment de celui de Vouthons* S. 449, Glaser, *Le sens péjoratif du suffixe -ard en franç.* in *Rom. Forsch.* XXVII, 949, in Bas-Maine *kulo*, Dottin, *Gloss. des parlers du Bas-Maine, Dép. de la Mayenne* S. 308, in Pas-de-Calais an verschiedenen Orten nach den Angaben des *ALF.* zu P. 275, 276, 284, 285, 286, im Lyonnais *culat*, Puitspelu, l. c. S. 110, dazu bei P. 399 (Insel Guernesey) die Abart *fūļó* und bei P. 435 (Maine-et-Loire) *Kåļó*. Für die grofse Verbreitung des Wortes spricht der Umstand, dafs mit ihm öfters in den Mundartwörterbüchern Dialektwörter erklärt werden, z. B. bei Couzinié, *Dict. de la langue romano-castraise* S. 285 s. v. *escouas*; auch Labourasse l. c. S. 449 weist bei Angabe der mundartlichen Formen auf die schriftfranzösische Gestalt des Wortes hin. Die feste Verwurzelung des Ausdruckes in den verschiedenen Mundarten geht auch daraus hervor, dafs sich Bezeichnungen finden, in denen formale Zusätze auf-

treten. Beuge gibt *erculot* an, „*ce dit des hommes et des animaux*“, l. c. S. 27, wozu auch *tårkŭlō* in Courtisols, P. 146 des *ALF*. (Marne), zu stellen ist.

Öfter begegnet auch *clocu*, gebräuchlich überall in Berry zur Bezeichnung des jüngsten Kindes in der Familie, Lapaire, *Pat. berrichon* S. 76, auch in Le Mans, Dagñet, *Pat. manceau* S. 100, *clocu*, *clôt-cul* in der Normandie, Moisy, l. c. S. 143/4, *clos-cul* in Anjou, Ménière, l. c. S. 296, in P. 316 des *ALF*. (Loir-et-Cher) *Klǒklǒ*. Oudin, *Cur. franc.* gibt ‚*Le cul clos*‘ „*le dernier enfant ou le dernier petit d'un animal* an, cit. bei Moisy, l. c. S. 64 s. v. *Bénoni*. Cotgrave erklärt *Qulocul* mit *last or youngest child on hath*.

Eclosé wird in übertragener Bedeutung in Rennes-en-Bretagne auch vom jüngsten Kind gesagt, Coulabin, *Dict. de locutions pop. du bon pays de Rennes-en-Bretagne*, S. 141. Hingewiesen sei hier auch auf *élocu* in Maine, das sich aber auch auf *le dernier venu d'une couvée* beziehen könnte, ebenso auf das bei Nemnich genannte *éclot*, *le dernier-né des oiseaux éclos*, *Allgemeines Polyglotten-Lexikon der Naturgesch.* IV, Sp. 1154.

Coquau, *coqué* in Haut-Maine ist ebenfalls von dem Vogelleben hergenommen. Es bezeichnet zunächst „*oiseau le dernier venu, de sa couvée, et qui était encore dans la coque alors que ses frères étaient éclos. C'est ordinairement le moins gros*“, wird aber auch vom jüngsten Kinde in der Familie gesagt: *on dit la même chose d'un enfant venu au monde le dernier et longtemps après les autres*, de Montesson, *Voc. du Haut-Maine* (1859), Additions S. 484, 485, (1899), S. 176. Dieselbe Gegend kennt auch *recoqué*, *recoquué*: *enfant venu longtemps après les autres, oiseau pondu le dernier ou le moins gros de sa couvée, resté en coque*, ib. (1859), S. 399, (1899), S. 457.

Ein weiterer Typ stellt *tcyale* oder *tcyali* = *chien-lit* im Bournois dar, *le dernier d'une famille ou d'une couvée*, Roussey, *Gloss. du parler de Bournois* S. 305. Engeren Anschluſs an das Vogelleben zeigt der Ausdruck *či ĕ ni*, *či a ni*, *en français populaire ci ă ni* in den südlichen Vogesen, *le dernier-né* (*surtout des enfants*), Bloch, *Lexique franç.-pat. des Vosges méridionales* S. 42 s. v. *dernier*, im Parler *neuchâtelois* entsprechend in den Varianten *Chouni*, *Tchouni*, *Tchougni*, *Tchouéni*, *Tchouegni*, auch in einer Diminutivbildung *Tchouégnon*, immer in dem gleichen Sinn *dernier-né, culot, cadet d'une famille ou d'une nichée d'animaux*, Pierrehumbert, *Dict. hist. du parler neuchâtelois et suisse romande* S. 128. Im Provenzalischen findet sich *cago-nis*, wörtlich *chie-nid*, auf das Pierrehumbert an der angegebenen Stelle hinweist, „*a le même sens et est sans doute identique à notre mot*“, a. a. O. zu *chouni*. Mâzuc kennt die Form *Caganis* = *le dernier-né d'une nichée, le seul qui fasse caca dans le nid*, in übertragener Bedeutung auch *le dernier-né de la famille, le Benjamin*, l. c. S. 253. Sauvage (1756) umschreibt *Cagonis* mit *le culot*, l. c. S. 80.

Für das Savoyische belegt Brachet *râclion = le dernier-né d'une famille, le Benjamin, „raclure"*, *Dict. du pat. savoyard*, S. 143, ebenso Const.-Dés., *Dict. savoyard.* S. 341.

Auf das letzte Kind, *l'enfant de la vieillesse* spielt das im Béarnais vorkommende *escarre-sac* (*„récure-sac"*) an; dazu gibt das Mundartwörterbuch folgende nähere Erklärung: *c'est le „culpot", le dernier œuf éclos produit le culpot, toujours plus pesant et moins gaillard que les autres poussins. Dans toutes les nichées, et notamment chez les pies, il y a un culpot. Dans la famille humaine, le dernier-né, le benjamin des grandes villes, prend souvent le nom de culpot. On le dit toujours plus court et plus trapu que ses aînés*, Lespy et Raymond, l. c. I, 270.

Escouas kennt die Sprache von Castres-*Culot, employé frequemment en dérison en parlant du dernier enfant d'une famille*, gleichbedeutend mit *caxo-niou*, zunächst *l'oiseau le dernier éclos d'une couvée, l'animal le dernier-né d'une portée*, Couzinié, l. c. S. 205, 107. Die Wurzel des Wortes ist *coua*, *„comme qui dirait de toute la couvée voilà le dernier"*, ibid. S. 205. Von demselben Stamme ist auch das im Lyonnais bekannte *couarasson, coirasson, le dernier-né* gebildet, eine Ableitung von *couarat* mit dem pejorativen und verkleinernden Suffix-*asson*, auch *couarat*, bei Cochard († 1834) *coirat, le dernier-né, von lat. cauda* mit Suffix *-at*, Puitspelu, l. c. S. 103.

Zéliqzon führt auch den Ausdruck *kesād* für *le plus jeune d'une famille* an, l. c. S. 384, in der Schweiz begegnet auch *quint*, *„le plus petit d'une famille ou d'une nichée, le culot"*, ursprünglich der Fünfte, Pierrehumbert, l. c. S. 472, im Anjou bedeutet *le petit chinchon*: le Benjamin, zu chinchon = préférée, Ménière, l. c. S. 291, Verr. et On., *Gloss. de l'Anjou* I, 200, 204.

Cougoussòu, cougoussolo nennt Mistral für Alpes-Maritimes, *„dernier-né"*, Trés. I, 598. Piat führt aus Mistral unter dem Stichwort *dernier-né* weiterhin die Ausdrücke *jouine, mendre* an und belegt *cougoussol* für Nizza, das schon oben besprochene *escarro-sac* für Béarn, *Dict. franç.-occitanien* I, 274. Aveyron kennt auf P. 716 des *ALF. gåtčòniu*.

In der Mundart von Cherain begegnet *choul'trot* in der Bedeutung *dernier-né, „c'est nosse choul'trot"*, A. Servais, *Voc. de Cherain* in *Bulletin de la Soc. liég. de Litt. wall.* t. 50, S. 530.

Mit Präfix und Suffix ist das dem Lyonnais angehörende *reculon* gebildet: 1. *le dernier-né*; 2. *le dernier oiseau du nid, „celui qui vient au cul des autres"*, entstanden aus der Wurzel *cul*, vermehrt um das Präfix *-re* und das Suffix *-on*, Puitspelu, l. c. S. 348. Neuchâtel besitzt ebenfalls eine mit dem Präfix *-re* erweiterte Form: *ratchouénet*, zu *chouni* gehörig, *„dernier né, culot, petit favori"* (*C'est votre petit dernier? — Hé oui, c'est le ratchouénet*), Pierrehumbert, l. c. S. 488. Composita sind auch die von Pierrehumbert angegebenen *couâtre, coîtron* (Genf), *kouatron, „Ce poulet est le coître, le coualios, le chounid"*, synonyme Ausdrücke zu *chouni*, l. c. S. 128.

Das jüngste Kind heiſst öfters auch *tardillon* eigentlich der Spätling, insbesondere das Spätlamm, ein Ausdruck aus der Sprache der Landwirtschaft, Sachs-Vill. I, 1503.

Hinsichtlich der Verbreitung der einzelnen Bezeichnungen läſst sich feststellen, daſs Benjamin vornehmlich der Hochsprache angehört. Es ist, wie bei Lespy und Raymond hervorgehoben wird, nur in den groſsen Städten heimisch. Damit stimmt auch das Vorkommen in Reims überein, v. Wartburg, l. c. I, 325. Manche Ausdrücke sind überall bekannt, andere finden sich nur auf einem beschränkten Gebiet. Verschiedene Benennungen werden in allen Mundarten verstanden, gehören aber für die betreffende Sprachgemeinschaft nur dem passiven Wortschatz an. Durch die Kirche wurde *Benjamin* bekannt und erlangte allgemeine Verbreitung, auch über die galloromanische Sprachgrenze hinaus. Im Deutschen begegnet es auch weithin in derselben Verwendung, auch im Schwedischen, „*the youngest or pet child*", Reinius, *On transferred appellations of human beings* S. 31.

Auch ihrer Herkunft und Verwendung nach sind die einzelnen Ausdrücke ganz verschieden. Zum groſsen Teil knüpfen sie freilich an Vergleiche aus dem Vogelleben an. Eine Bedeutungsübertragung auf das jüngste Kind in der Familie war ja hier besonders naheliegend. Ursprünglich Kosenamen, gleiten viele Bezeichnungen sehr leicht in die pejorative Sphäre ab, lassen auch hier in ihrer Anwendung noch verschiedene Abstufungen erkennen und werden auch insofern verschieden verwandt, als ein Teil der Ausdrücke sich nur auf Kinder bezieht, ein anderer auch den erwachsenen Menschen in späteren Lebensjahren noch bezeichnen kann. Bisweilen verrät ein Ausdruck schon formal seinen pejorativen Charakter: Die Mundart von Vouthons ist mittels Suffixvertauschung von gemeinfranz. culot zu dem Dialektwort *queulâ* gelangt, bezeichnenderweise unter Verwendung von pejorativem *-ard*, Glaser, l. c. S. 949. Auch *couarasson, coirasson* im Lyonnais zeigt deutlich seinen pejorativen Gefühlsgehalt, Puitspelu, l. c. S. 103. Die meist pejorative Verwendung von *escouas* ist ausdrücklich bezeugt, Couzinié, l. c. S. 205.

Unter den Bezeichnungen für den Begriff *dernier-né d'une famille* im Galloromanischen herrscht keine Einheitlichkeit, sondern eine reiche Vielgestaltigkeit. Mancher Ausdruck wird wohl noch gelegentlich verwandt werden, ohne daſs es ihm gelingt, in der Mundart festen Fuſs zu fassen. Zuweilen finden sich in anderen romanischen Sprachen Benennungen für unseren Begriff, die dort fest eingebürgert sind, im Französischen aber nur vorübergehend auftauchen. So ist es wohl mit rätorom. *poppa*, das in der Gestalt von *pop* in der Sprache von Obersachsen, Kt. Graubünden, das jüngste Kind bezeichnet, L. Brun, *Die Mundart von Obersachsen* S. 193, während *poupard* im Wallonischen nur in der Kinder- und Ammensprache vorkommt, Dasnoy, *Dict. wall.-frç.* S. 193 s. v. *enfant*, und *papart* in Démuin *petit enfant* bedeutet, Ledieu, *Petit gloss. du pat. de Démuin, mono-*

graphie d'un bourg picard, 4e partie S. 178 — beidemal wieder mit dem Suffix *-ard*, das Pejorative andeutend, dazu *poupard* in der Schriftssprache „das Wickelkind", Sachs-Vill I, 1217.

Einer Verwendung weiterer Ausdrücke aus dem Tierleben zur Bezeichnung des jüngsten Kindes in der Familie steht wohl nichts im Wege. So mag etwa auch *maléclou* in Démuin, *le dernier né d'une couvée*, mit seinen Varianten *marléclos, marliclou* gelegentlich einmal mit Bezug auf den jüngsten Sohn einer Familie gebraucht und sicherlich sofort verstanden werden, bleibt aber Einzelfall, da Ledieu, l. c. S. 151, eine solche Anwendung des Wortes nicht festgehalten hat. Bei unseren Benennungen haben wir stets zwischen einem occasionellen und einem usuellen Auftreten in den Mundarten zu unterscheiden und dürfen das letztere nur da annehmen, wo es in den Dialektwörterbüchern ausdrücklich verzeichnet ist. *Maléclou*, entstanden aus Beobachtungen am Tierleben, „*parce que le dernier né de la couvée est presque toujours un mâle*" — vgl. ib. S. 154 *marlou-jeune mâle* — hat jedenfalls im allgemeinen Sprachgebrauch seinen Geltungsbereich für die Tierwelt nicht überschritten.

Öfters werden die Ausdrücke auch auf andere Personen angewandt, ohne daſs es sich dabei um ein jüngstes Kind in einer Familie handelt. Der Klassenletzte heiſst in Rouen und Poitiers *le culot*, in Paris und in Aux-en-Champagne *le culat*, an dem letztgenannten Orte in der Sonderbedeutung *le dernier sur la liste des reçus du baccalauréat*, Gottschalk, *Frz. Schülersprache* S. 99. Auch Erwachsene werden scherzweise *culot* genannt. Schon alt und oft belegt ist die Verwendung von *culot* für *dernier reçu dans une compagnie*, Sauvage, l. c. (1756) S. 80 s. v. *cagonis*, Sigart, *Gloss. étymol. montois ou dict. du wallon de Mons et de la plus grande partie du Hainaut* S. 138. In allen Fällen kommen die pejorativen Züge des Wortes mehr oder minder scharf zum Durchbruch, selbst wenn die Bezeichnung nur scherzweise gebraucht wird. Die Verwendung im Scherz ist ebenfalls allgemein. Im Weltkrieg bezeichneten die deutschen Soldaten einen Franzosen, der aus einem Wald von einer ganz bestimmten Stelle andauernd schoſs, mit *Benjamin*, und man konnte hören: „*Benjamin* will sich heute unbedingt die Schützenschnur verdienen", Imme, *Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor* S. 145.

Die einzelnen Bezeichnungen zeigen uns weiterhin deutlich, wie die Stadtbevölkerung andere Ausdrücke wählt als die Landbevölkerung und wie der, der poetisch veranlagt ist, seine Vergleiche aus anderen Gebieten holt, als einer, der mehr sachlich denkt.

Friedrich Cramer.

---

4. Derivazioni per incrocio e per calco.

1. *ἀλεκτορόλοφος* > franc. *orvale* (Littré).

I due vocaboli sono sinonimi. Il primo, *ἀλεκτορόλοφος*, è attestato dal pliniano alectorolophus (*Hist. nat.* XXVII, 40) quale nome d'una varietà di salvia, il secondo, *orvale*, è vivo per designare la stessa pianta nel sud-est della Francia e soprattutto nella Svizzera romanda. Qui l'appellativo diede pure il nome a varie località *Les Orvales* caratterizzate dall'abbondare dell'*orvale* „Salvia sclarea L.“ (Rolland VIII, 187—188; Bloch-Wartburg II, 112; Odin, *Gl. Blonay* 384; Jaccard, s. v.).

Punto di partenza, il vocabolo greco, e punto d'arrivo, il sinonimo gallo-romano, d'una complessa evoluzione lessicale che ha per fase intermedia il latino auris galli con cui si traduce, come ognun vede, alla meglio il greco *ἀλέκτορος λόφος* > alectorolophus = „cresta di gallo“. Versione latina più esatta è galli crista > crista galli (Diefenbach) che vive nel francese *cocriste, cocrè, creste au coq* 1561, nel catalano *cresta de gall*, nello spagnolo *gallocresta* e fino nel basco *gandoiłar* „orvale“ da *gandor* „cresta“ e *oiłar* „gallo“ (Rolland VIII, 157 seg.; Azkue I, 324; Lacoizqueta 132; cfr. *Thes.* I, 1523).

D'altro lato, dal latino auris galli germogliano le forme medioevali orisgalli > origalis (Mowat) onde *orgalle* dei ricettari nel francese antico (J. Camus, *Réceptaire français du XIVe siècle d'après un manuscrit de Turin* 1892, pag. 8). In allusione alle pregiate virtù medicinali della pianta, il nome auris galli „orecchio di gallo“ viene ritoccato da mano erudita nell'idea e nella forma e ridotto ad aurum valet (cfr. Camus), cioè l'„erba che vale oro“. Ed il nome, così innovato, attecchisce nell'uso regionale, almeno nei luoghi dove l'erba abbonda: *orvale, orvala, orval, or-vault, orvô, mieux vault qu'or* ecc. (cfr. Rolland VIII, 154, 177, 188 e 212). Altrove per lo stesso procedimento d'interpretazione dotta o semidotta dall'„orecchio di gallo“, auris galli, si ricava una „fronte dorata“: bret. *aouredal* P. Grégoire, „l'équivalent du franç. *or-vault*, qu'on a ensuite transformé en *aour-e-dal*, „son front (est) de l'or“, formation plus conforme aux habitudes de la langue“ (Rolland VIII, 213).

Sul suolo germanico infine il tipo appare nelle forme *orval, urfall* (Steinmayer, *ahd. Gl.* III, 558), nome spiegato come „Kraut gegen den *Urfall* oder *Erdfall* oder Milzbrand“ (Höfler).[1]

Ovunque alle attribuzioni medicinali s'accompagnano curiose credenze popolari su certe proprietà occulte della pianta. „Per tutto

[1] M. Höfler, *Volksmedizinische Botanik der Germanen* (in *Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde* V, 1908), p. 24; cfr. pure *Archiv f. Religionswissenschaft* III, 274 seg. e *Zeitschr. f. oesterr. Volkskunde* XVIII, 155. — Il Gamillscheg, *Etym. Wörterb. franz. Spr.*, p. 654, ricostruisce un tipo gallo-romano *hormino-galli „salvia di gallo“ per render ragione della sillaba iniziale nel franc. ant. *orgalle* che, come vedemmo, rispecchia perfettamente il latino officinale auris galli < alectorolophus.

la salvia" — dice il medico Durante, *Herbario* 392 — „deve esser accompagnata con la ruta ne gli orti (salvia cum ruta faciunt tibi pocula tuta), altrimente s'infetta dalle serpi e dai rospi non senza gran pericolo di coloro che l'usano, perciocchè questi velenosi animali si ricoverano volentieri solto la salvia e l'infettano con l'alito loro velenoso e con la saliva pestifera, il che con bellissima e memorabile historia insegna Giovan Boccaccio, raccontando che due amanti stropicciandosi i denti con la salvia, miseramente morirono, che cavandosi poi quella salvia vi fu trovato un rospo". L'innovazione semantica *orvale* „spiritello" („les *orvales* sont des esprits qui agissent sur l'air et sur les eaux" Melusine I, 346) non sarà stata forse suggerita da tali credenze popolari? E se nella Svizzera francese, secondo il Littré (*Suppl.* 250) il nome *orvale* viene ad immischiarsi nella storia già complessa di *ovaille* „dégât causé par la gelée, la grêle, une ravine, un éboulement" ecc.,[1] l'impulso non sarà venuto forse da *orvale* nel senso di „spirito maligno delle acque"?

È certo, comunque, che ci troviamo qui di fronte a un nome vissuto costantemente ai margini della classe erudita. Dotto è infatti il calco *ἀλεκτορόλοφος* > galli crista, crista galli > auris galli > *orgalle* che diede inizio alla tradizione e dotto è pure il rimaneggiamento di auris galli in aurum valet che in *orvale*, *orvô* ecc. ebbe fortuna regionale.

Solo in questo senso può dirsi dunque che l'etimologia di *orvale* è il greco *ἀλεκτορόλοφος* > alectorolophus.

2. costus > franc. *herbe du coq*.

Fra i nomi francesi del „Tanacetum balsamita L." fa capolino, inatteso, il gallo. Infatti la pianta è detta in francese *coq des jardins* (Littré). Inatteso, ripeto, in quanto questo *coq* galloromano è isolato nel romanzo. E si capisce; chè il suo predecessore è un *cô* nato da costus, -um (> *κόστος, -ον*) „Tanacetum balsamita L." e venuto a collidere con *cô* „gallo". Nel francese *grand coq* 1598 „Tanacetum balsamita L." (Rolland VII, 78) si può dunque riconoscere un regionalismo dall'Aisne, dalla regione, cioè, dove *cô* designa tanto l'animale quanto la pianta. Il più forte è *cô* < *coq* „gallo" che guadagna quindi terreno a danno di *cost* > *cô* „costo". Ne nasce così quel curioso pasticcio lessicale ch'è la *menthe-coq*, *baume-coq* succeduto a *costi-mente*, *menthe-cost* (Rolland VII, 77—78); finchè l'intruso,

[1] Per il Cantone di Friburgo il Bertoni, *Annales fribourgeoises* IV, 1916, p. 16, menziona *ovailles* col senso di „dommages causés par la grêle, la gelée, le ravage de la guerre, l'inondation" (cfr. L. Gauchat, J. Jeanjaquet, *Bibl. ling, Suisse rom.* II, nr. 1676, 1677 e pag. 380). Il significato di „inondation, crue, ravine" ecc. rivela, credo, l'appartenenza di *ovaille* alla famiglia donde provengono, per esempio, *aweil* „crue d'eau subite" Meuse, *ovay* „eaux grasses, détritus de ménage" Vogesi ecc. (cfr. aqua in v. Wartburg, *FEW.* I, 114).

il „gallo", diventa padrone in *herbe du coq* 1626, in *coq de jardin* 1664 (*costus de jardin* 1578) e soprattutto in *coq* 1542.

Altrove il pericolo d'una collisione col „gallo" non c'è; ma il nome costus, attestato dagli autori greci (*κόστος*) e latini per una pianta aromatica proveniente dall'India (sanscr. *kúṣṭaḥ*; cfr. *Thes. l. lat.* IV, 1085; *PWK.* VII, 809), rimane limitato all'uso dei botanici, degli aromatari e dei fioricultori. Il *Capitulare de villis* 70, 4 col raccomandare la coltivazione del costum, concorre alla diffusione del nome nelle varie lingue di coltura: franc. ant. *cost*, provenz. ant. *couest*, spagn. *costo*, ital. ant. *costa*, *erba costa*, greco mod. *κόστας*, ted. *kostwurz* ecc. (cfr. Fischer-Benzon, *Altdeutsche Gartenflora* 73). E come in altri casi anche qui la testimonianza carolingia potrà render ragione della maggior vitalità di costus (*Capit. de villis* costus hortorum > *costus de jardin* > *coq de jardin*) nella Francia rispetto al resto del territorio romanzo e d'una certa fortuna del nome, ravvivato per l'intervento del „gallo", anche. al di fuori dell'ambito erudito.

3. L'incrocio di *βασαλίσκος*-basiliscus con *βασιλικόν*-basilicum: *baselic* „basilisco" e *basalèsk* „basilico".

L'incrocio di spica (erba) con aspida (serpe) è stato intuito in parte già dal Littré: „*aspic* forme particulière pour *spic* née par assimilation et confusion avec *aspic* „serpent". Non s'avvide tuttavia il Littré della reciprocità nello scambio nè cercò d'indagarne le ragioni. La [„Lavandula] *spica*" serve infatti quale rimedio contro il morso degli *aspidi*. Facile quindi l'incontro di due nomi, già simili nell'aspetto fonetico, soprattutto là dove l'uno suonava *spic* e l'altro *aspi*, onde l'esito comune *aspic* „spica" e „aspide" nel Mezzogiorno della Francia (cfr. *Arch. Roman.* X, 123—156; *REW*[3]. 711 e 8148).

Ma non è stato finora messo in rilievo il fatto che quest'incrocio ha il suo parallelo o forse meglio il suo modello nell'incontro di *βασαλίσκος*-basiliscus con *βασιλικόν*-basilicum provocato probabilmente dall'uso dell'„Ocymum *basilicum* L." come contravveleno contro il morso del *basilisco*: „ocimum, officinis *basilicon*, draconis marini et scorpionis ictibus per se prodest „Ruellius ad Diosc. II, 141. Nei glossari il nome della pianta si confonde con quello dell'animale: herba regula = basilisca; basilisca = regia; basilicon = regia herbarum; regia herba (cfr. franc. erudito *herbe royale*) = baselisca (*CGlLat.* III, 608, 44; 543, 62; 587, 55); e l'incrocio è fecondo anche nel romanzo. Si pensi, da un lato, al francese antico *baselic* „basilisco" e, dall'altro, all'emiliano *basalèsk* „basilico". La fantasia popolare intesse le sue leggende intorno allo strano connubio: „Un animal semblable à un scorpion, lequel s'estoit engendré pour avoir continuellement senti du *basilic*" del sec. XVI° (Littré); e nel Bolognese: „*basalèch*, pianta così chiamata perchè si pretende che generi gli scorpioni (= *basalèch*) e gli altri animali velenosi" Coronedi-Berti, *Vocab. bologn.* 155.

Non, dunque, „svolgimento popolare" di *basilisc* sec. XII° in *basilic*, nè „caduta dissimilativa" di *-s—sk-* > *-s—k-* (Gamillscheg, *EWfr. Spr.* s. v. *basilic* 1), ma fenomeno d'incrocio in cui interviene anche il „gallo" in *basilicoc, coq basile* „basilisco" (Littrè). È il *coq* „gallo" intravvisto in *basili-cò*, tipo fedele al greco *βασιλικόν* fin nell'accento.

Si può pertanto riassumere per sommi capi la storia dei nomi romanzi dell'„Ocimum basilicum L." così. Tre aspetti differenti della stessa parola (basilicòn, basílicum e basilíscum) in corrispondenza ai tre ambienti sociali in cui la parola e la cosa designata sono in uso: 1. *βασαλικόν* > *basalicò*, termine di mercato in uso fra i fioricultori per la pianta odorosa da vaso e da giardino; 2. basílicum > *basélego* ecc., in veste latina, tipo in uso fra gli erboristi per designare la pianta allo stato verde; 3. basilíscum > *basalèsk*, tipo incrociatosi con il nome d'animale in uso soprattutto fra speziali e ciarlatani per designare la droga contro il morso dello scorpione. Particolari premesse di cultura determinano nelle varie epoche e nelle varie regioni il prevalere d'una classe sociale sull'altra ed il conseguente prevalere nell'uso di un tipo sull'altro.

4. artemēsia > franc. *garde-robe*.

Intermediaria fra i due nomi artemēsia e *garde-robe* è l'idea di „armadio" suggerita da [*armoise* >] *armoire* „artemisia" e „armadio". L'„erba d'artemisia" si trasformava così nell'„erba d'armadio" e il nome *garde-robe* „artemisia" del contado di Lyon e di Le Vigan nel Gard (Rolland VII, 63, 73) non è evidentemente altro che un calco regionale del sinonimo *armoire* emancipatosi del tutto da *armoise* < artemesia. Ma l'innovazione lessicale è legata nel tempo e nel luogo alla vicenda fonetica *-r-* : *-s-* (*-oise* : *-oire*). Attestato nel Duchesne per il secolo XVI°, il nome *garde-robe* copre infatti ancor oggi un'angusta zona proprio ai margini del territorio dove l'*-r-* si muta in *-s-* e dove quindi per „falsa regressione" sul modello di altri doppioni l'*herbe d'armoise* da artemesia poteva diventare l'„*herbe d'armoire*" o addirittura l'„*armoire*" (*èrb d'ormwér* Allier, *ermwér* Ain ecc., cfr. Rolland VII, 62; *ALF.* 1441).

Innovazioni nel lessico, insomma, subordinate a fenomeni fonetici.

5. *σιδηρῖτις* > ferricula > catal. *farigola* ecc.

Per ragioni di metodo mi pare istruttivo il problema riguardante l'origine e le vicende di vita del catalano *farigola* „timo", istruttivo soprattutto per le due soluzioni prospettate fin qui in netta antitesi l'una dall'altra: da ferricula, derivato di ferrum, cioè „erba del ferro" (Bertoldi, M.-L., *REW.*[3] *Nachtr.* 9660) oppure da fericula, femminile sostantivato di ferus, -a, cioè „erba selvatica" (Wartburg, *FEW.* III, 464). In antitesi, poichè nel caso di ferricula si

tratterebbe d'un calco di σιδηρῖτις e quindi d'un nome di natura erudita e di diffusione popolare, mentre nel caso di fericula si tratterebbe d'un nome di natura popolare e di diffusione erudita. Infatti, nato fra il popolo della regione costiera attorno al Golfe du Lion, il nome fericula ,,timo'' non si sarebbe ridotto, secondo il Wartburg, a *fericla > *ferilho* ecc., come lenticula > *lenticla > *lentilho* ecc., per l'influsso di un non attestato *fericus o per l'intervento della ,,terminologia botanica dei chiostri''. La classe dotta avrebbe dunque ,,ritardato'', anzi meglio io direi, ostacolato l'evoluzione d'un nome d'origine rustica. Così il Wartburg tenta di conciliare l'evidente disaccordo tra idea e forma in *fericula ,,erba selvatica'' > ,,timo'': un'idea schiettamente popolare in veste chiaramente erudita.

Non si nasconde tuttavia il Wartburg una difficoltà, la piú grave: il fatto, cioè, che fera > *fericula in quest'accezione non è documentato nè dagli erbari nè dai glossari pur così ricchi di nomi per le labiate. Manca, per di più, ogni traccia dell'aggettivo sostantivato ferus, -a, -um nel lessico botanico romanzo. Nè si può dire che l'idea di ,,erba tipicamente selvatica'', non confermata da nessun altro nome, sia davvero adeguata a denominare il timo, un'erbetta aromatica che per il suo profumo e per le sue proprietà medicinali viene non di rado coltivata negli orti e nei giardini. Ed ascritta pure quest'incoerenza al capriccio onomastico del popolo, sorge un nuovo dubbio: è legittimo il presupposto che nelle zone costiere della Provenza e della Catalogna attorno al Golfe du Lion il più popolare depositario dell'idea di ,,selvatico'' fosse proprio l'aggettivo ferus? Non dovrebbe sembrare strano il fatto che ferus ,,selvaggio, selvatico'', altrove infecondo, avesse prolificato proprio sul suolo riservato ad altri sinonimi quali barbarus > provenz. *bravo*; catal. *bort* > *bordis* ,,olivo selvatico'', *bordiol* ,,cisto'' ecc.?

Il Meyer-Lübke nel respingere fericula in favore di ferricula tiene conto soprattutto del fatto che le forme più anticamente documentate attestano la doppia *-rr-*, confermano quindi una base da ferrum più che non da ferus. Al toponimo Ferrigola di un documento del 1345 (cfr. Rolland IX, 28) fa un bel risconto, infatti, l'appellativo *ferrigola* ,,thymian'' dell'antica Provenza (cfr. Levy, *Prov. Suppl. Wörterb.* 471, 453). Ed alla stessa base ferricula, non a fericula, risponde anche il gruppo della Liguria con *ferrúgora* di Bordighera, *ferúgula* di Mortola, *ferigola* di Nervi ecc. (Penzig I, 491), in un dominio dialettale, cioè, dove fera e narīcula suonano *fea* e *naiğa* con la normale caduta dell'*-r-* intervocalica.

Inoltre, come nella Provenza e nella Catalogna anche qui nella Liguria, il nome rivela in modo indubbio un'impronta non popolare soprattutto nello svolgimento di -īcula > *-igola* che si contrappone a quello rapprensentato, per esempio, da lent-īcula > *lent-iğa* e da tante altre voci in abito schiettamente paesano.

La ragione fonetica parla dunque in favore di un nome di fattura e struttura dotta come fu ammesso per ferricula, e ciò anche se il

presunto rapporto con *σιδηρῖτις* per via di calco riuscisse indimostrabile. È questa l'obiezione del Wartburg il quale osserva che il greco *σιδηρῖτις* aveva un significato troppo vago per volerlo riferire al timo ch'è una labiata. Ma in uno scrittore dell'autorità, in tale materia, di Dioscoride il nome *σιδηρῖτις* si riferisce, fra l'altro, con tutta certezza proprio a una labiata molto affine al timo, all'„Ajuga chamaepytis L.": *„χαμαίπιτυς, ἣν ἔνιοι ἐν Πόντῳ ὀλόκυρον καλοῦσιν, ἐν δὲ Εὐβοίᾳ σιδηρῖτιν"* Diosc. III, 158 (cfr. pure Athen. XV, 681: *„χαμαίπυτιν ... οἱ δὲ κατ' Εὔβοιαν σιδηρῖτιν"*). Le due labiate, aiuga e timo, hanno nomi ed usi comuni. Si pensi, per esempio, al sicil. *badancu* „ajuga" (Penzig I, 17) che ricorda, almeno nella parte radicale, i sinonimi provenzali d'origine oscura *badasso, badassoun* „timo" della Valchiusa (Rolland IX, 27; cfr. basco *batan* „menta", altra labiata, Lacoizq. 129), ma si pensi soprattutto al veronese *serpilio* che si riferisce a tutt' e due le piante, all'„ajuga" e al „timo" (Penzig I, 16 e 491). Per di più, la ginecologia popolare lega le due labiate agli stessi usi. Da un lato, l'ajuga usata per favorire l'aborto: *„chamaepitys latine abiga uocatur propter abortus"* Plinio XXIV, 29; *„abiga sic dicta, quod foetum abigat"* (*Thes.* I, 94); dall'altro, il timo con le stesse virtù di abortivo e di emmenagogo: *„θύμος ἔμμηνα καὶ δεύτερα καὶ ἔμβρυα ἄγει"* Diosc. III, 36; „[*thymus*] *serpyllus et* matris animula *vocatur, propter quod menstrua moveat.*" La fonte di matris animula „Thymus serpyllum L." è Isidoro (*Orig.* XVII, 9, 51) ed il nome nelle sopravvivenze provenzali *mariarmo, meyrarmo* (Rolland IX, 19, 50), non s'allontana da quelle zone costiere del Mezzogiorno che sono pure la patria di *farigola*. Senza voler pensare che nell'uscita di ferricula si ritrovi l'eco di animula, è certo che in questa regione i due nomi, dotti all'origine, trovarono in grazia della medicina popolare l'ambiente propizio per poter varcare i confini del lessico di classe. Testimone della fortuna di *farigola* sul mercato di aromi e di farmachi vegetali („s'usa en las viandas y en alcunas parts pera adobar las olivas" Labernia), in un dominio sociale, cioè, più ampio e più vario che non quello donde il nome proviene, è il catal. *farigolera* „la venditrice di *farigola*". E la *ferigola* riappare insieme con la *cornabüğa* „origano" (dal pliniano cunila bubula cfr. *REW.*[3] 2397a) anche sul mercato d'erbaggi delle cittadine della Riviera ligure, dove all'erba s'attribuisce come altrove virtù abortiva. La fortuna del nome rimase legata alle zone di mercato della pianta; così si spiega perchè il nome non passò all'uso della lingua comune nè in Francia nè in Italia.

Se la vendita della *farigola* si fosse generalizzata come quella di altre labiate quali la salvia, la menta ecc., avremmo oggi probabilmente un termine di mercato comune a tutte le lingue romanze in corrispondenza alla nota serie germanica ted. *eisenkraut*, oland. *ijzerkruid*, danese *jernurt* ecc., nomi della verbena da ferraria < *σιδηρῖτις* (cfr. Falk-Torp, *Norw.-dän. Wörterb.* 472; Fischer-Benzon, *Altdeutsche Gartenflora* 78).

A tale fioritura di calchi estesi a quasi tutte le lingue europee (cfr. russo *želězo* „ferro“ > *želězjákŭ* „verbena“, Schrader-Nehring I, 241) il francese risponde col tipo regionale *herbe au fer* „brunelle“ di Ban de la Roche (Rolland VIII, 199), nome che, in un territorio dove ferrum suona *fié*, si presenta come *ferigola* in abito non popolare. Ed il calco da ferraria < *σιδηρῖτις* appare chiaro anche in *herbe au fer*, se si tenga conto dei sinonimi del francese antico *petit bugle* e *herbe au charpentier* „erba usata dal carpentiere per guarire i tagli“, nomi comuni il primo all' „ajuga“, il secondo all' „achillea“ (Rolland VIII, 176; VII, 40) proprio alle due piante dunque — fatto certamente notevole — per cui Dioscoride ci attesta il termine *σιδηρῖτις*.

Il significato di *σιδηρῖτις* può dirsi vago, infatti, soltanto nel senso che il nome quale derivato di *σίδηρος* „ferro“ poteva venir esteso a varie piante aventi comuni determinate proprietà medicinali (per l'emorragia prodotta da ferite d'arma da taglio; cfr. *σίδηρῖτις* = *στρατιωτικόν* . . . *Ῥωμαῖοι μιλιτάρεμ* Diosc. IV, 36). Ma a noi importa soprattutto il fatto che in Dioscoride *σιδηρῖτις* è attestato quale nome d'una labiata affine al timo anche negli usi e che dalle fonti medioevali fino a Linneo il nome sideritis sia nella forma greca originaria sia nel calco latino ferraria (*herbae* sideritis *i.* ferrariae Veg., *Mulom.* III, 28, 16; „sideritis, *quam latini* ferrariam *vocant*“ cfr. *Thes.* VI, 572) restò termine tradizionale di varie labiate quali la betonica, il lycopus e la galeopsis (cfr. Rolland VIII, 204, 206; IX, 8, 49). Che dalla cerchia dei dotti il nome potesse passare col favore di certe premesse di cultura all'uso regionale, è dimostrato con tutta certezza da *σιδηρῖτις* attestato da Dioscoride IV, 85, quale sinonimo del latino *βιτράρια* e sopravvissuto nel ligure *ferreira* sinonimo del lombardo *vedraia*, nel veronese *ferignóla* e nel friulano *frignácule* sinonimi di *vedrióla*, *varignola* ecc., tutti riferiti alla parietaria (Penzig I, 336). In simil modo il calco latino *φερράρια* attribuito nelle interpolazioni sinonimiche in Dioscoride II, 177 all' *ἀργεμώνια*, cioè all'erba che „*καθαίρει δὲ ἄργεμα καὶ νεφέλια*“ (cfr. *σιδηρῖτις* = *χαμαίπιτυς*“ *ἀναληφθεῖσα καθαίρει*“ Diosc. III, 158), s'è conservato nel francese antico *ferrare* „argemonia „Godefroy (cfr. Rolland V, 265). Basterebbe l'esempio di *σιδηρῖτις* > ligure *ferreira* unito a quello di *φερράρια* > franc. ant. *ferrare* per non lasciar sussistere, credo, dubbio alcuno sull'appartenenza anche del catalano *farígola* = ligure *ferrúgora* „timo“ a questa numerosa famiglia di formazioni latine e romanze da ferrum ricalcate sul tipo greco *σίδηρος* > *σιδηρῖτις*.

Si trattava qui dunque non tanto di discutere e di convalidare con nuovi argomenti un'etimologia, quanto di mettere in rilievo la storia tipica di un calco erudito[1] che, al di fuori dell'ambiente donde

---

[1] Il caso di *σιδηρῖτις* > ferricula > *farígola* ecc. troverebbe per di più l'appoggio di tutta una serie di calchi analoghi caratteristici proprio nella nomenclatura delle labiate. Ecco alcuni esempi: *χαμαίδρυς* . . . *Ῥωμαῖοι κυερκία* (Diosc. III, 98) > lat. quercula > franc. ant. *chesnette*,

proviene, trova solo in una determinata classe sociale e in una determinata regione le condizioni adatte al suo prosperare.

6. *ebrionia > *ivrogne* < libŭrnia.

Anche il regno de' fiori ha i suoi ,,ubriaconi" a giudicare da qualche nome. Agli articoli ebriacus e *ebrionia dei vocabolari etimologici del Meyer-Lübke e del Wartburg trovansi raccolti gli ,,*ubriachi*" e le ,,*sbornie*" della flora popolare romanza. All'*imbriachella* abruzzese s'accompagna, quale nome del corbèzzolo, la *mbriácula* siciliana. L'*imbriaga* veneta ritorna, quale nome del loglio, al di là delle Alpi nell'*embriago, ebriago, abriaga* ecc. della Provenza e nell'*ivraie, livraie* ecc. della Francia. Negli ,,*ivrognes*" plur. ,,peonia" e ,,melandrio" sono riconoscibili altri ,,ubriaconi" anche sulla fede dei sinonimi *bouffons rouges* ,,melandrio" del Calvados. L'immagine è chiara. Derivati di ebriacus, gli uni, dovuti alle vere o presunte proprietà inebrianti del corbèzzolo e del loglio (,,*yvroie* ab ebrietate, pour ce que le pain d'*ivraie enivre*", sec. XVI°, Littré); derivati di *ebrionia ,,*sbornia*", gli altri, allusivi al color rosso vivo dei fiori del melandrio e della peonia paragonati al viso dell'ubriaco.

Eppure chi tenga presente l'antico nome greco del corbèzzolo, ,,Arbutus Unedo L.": *μεμαίκυλον, μιμαίκυλον, μεμήκυλα, μιμάκυλος* (Teofr. III, 16, 4; Esichio ecc.; cfr. Olck, *PWRE* VI, 399) unito alle sopravvivenze *arměkulu, urměkulu, urmákulu* ecc. della Penisola Salentina (cfr. Rohlfs, *Etym. Wörterb. unterital. Gräzität*, p. 167), non potrà non dubitare della spontaneità dell'immagine nel siciliano *mbriákulu* che, in ogni caso, non va dissociato dai sinonimi *miriákulu* e *mirákulu*. Non si tratterà qui piuttosto di liberi rifacimenti di *μιμάκυλος* ecc. (per la cui origine egea, cfr. Boisacq, s. v.) fra cui toccò un posticino anche all',,*ebriaculus"? E data la vastità e la compattezza dell'area di ebriaca ,,loglio" che nella Spagna varca il confine romanzo e riappare nelle forme basche *iraka, libraka* (Schuchardt), si è indotti a dubitare della natura schiettamente rustica anche di questo nome ed a chiedersi se l'impulso

---

ital. *querciuola*, spagn. *encinilla* ,,Teucrium chamaedrys L." — *σκόρδιον* > aliaria > franc. merid. *erbo d'al, erbo d'aye*, ital. *erba aglio*, emil. *aiol*, ted. *knoblauchkraut*. — *χαμάιπιτυς* > pinus terrae > franc. ant. *pin de terre, pinet*, spagn. *pinillo*, ital. *piccolo pino*. — *στάχυς* quale nome d'una labiata in Dioscoride III, 106 > spica > franc. *épi, aspic*, ital. *spica, spico* ,,lavandula". — *στάχυς* > spicaria > franc. *épiaire*. — *χαμαίκισσος* > hedera terrestris > provenz. ant. *leune terreste*, franc. ant. *lierre de terre*, castigl. *yedra terrestre*, ital. *edera terrestre*, basco *lurruntze* in nesso con *lur* ,,terra" e *untze* ,,edera". — *ἀλεκτορόλοφος* > galli crista, *Thes*. I, 1523 > franc. ant. *creste au coq* 1561, *creste de geline* 1544, castigl. *gallocresta*, catal. *cresta de gall*, ital. *cresta di gallo* ecc. — lycopus > lupi pes > franc. ant. *patte de loup*, sicil. *pedi di lupi* ecc. — *μελίτταιον* . . . *Ῥωμαῖοι ἀπιάστρουμ* ,,. . . *ὃ ἔνιοι μελίτταιναν καλοῦσι διὰ τὸ ἥδεσθαι τῇ πόᾳ τὰς μελίσσας*" Diosc. III, 104 > ital. *erba delle api*, (cfr. tosc. *succiamele* franc. dial. *suce-mé* ,,suce-miel") ecc.

non sia venuto da temulentus gloss. ebriacus (*Thes.* V, 7) usato dalle nomenclature erudite quale epiteto di lolium.

Ancor più dubitosi si resta di fronte a *ebrionia „*sbornia*" > franc. *ivrogne* „melissa" e „abrotano", due piante che non potevano in nessun modo, nè per l'aspetto nè per le proprietà, rievocare alla fantasia popolare la curiosa immagine dell' „ubriacone"; onde questo mio tentativo di veder più chiaro in queste „sbornie".

Come è certo che i tipi francesi *abrone, avrone, lavrone, abroigne* ecc. „abrotano", rispecchianti la base ἀβρότονον > abrotonum, lumeggiano il sinonimo *ivrogne* e lo rivelano quale tipo isolato e secondario, così nell'interpretare *ivrogne* „melissa" non si può, credo, far del tutto astrazione da *liborna* „achillea" e *libourno* f. „tragopogo", nomi indicanti piante che servono agli stessi usi medicinali.

Il Meyer-Lübke, *REW.*[3] 9301 accoglie *liborna* f. „Achillea millefolium L." di Châteauneuf nella Haute-Vienne (Roll. VII, 42) insieme col toscano *vavorno*, col calabrese *vugurnu* e col piemont. *vyorn* sotto l'articolo viburnum.[1] Ma non c'è dubbio alcuno che il nome francese va separato dai nomi italiani del viburno, *arbusto* delle *caprifoliacee* che alle volte supera i tre metri d'altezza non avente nulla di comune col millefoglio ch'è un'*erba* della famiglia delle composite.

Le interpolazioni sinonimiche nella *Materia medica* di Dioscoride ci attestano il latino λιβούρνια per una pianta medicinale detta dai Romani κογκορδιάλις oppure φερράρια e dai Greci ἀργεμώνη e ἀργεμώνια (II, 177). Dallo Stadler, *Latein. Pflanzennamen im Dioscorides*, il nome liburnia venne attribuito più precisamente all' „Agrimonia eupatoria L.", la rosacea che deriva il suo nome da Eupatoria, città del Ponto, oppure da Mithridates Eupator, il presunto scopritore delle virtù medicinali della pianta (cfr. Stadler, Εὐπατώριον in *PWRE* VI, 1162). Ora, se liburnia si riconnette, come suppongo, a Liburni, popolazione illiro-messapica del Piceno, il nome farebbe un bel parallelo a eupatoria ed apparterrebbe alla numerosa famiglia di piante aromatiche denominate dalla vera o presunta regione di provenienza. Si pensi, per esempio, a saliunca „erba dei Salii",

---

1 Il genovese *burbuneiya*, accolto dal Meyer-Lübke fra i derivati di viburnum (*REW.* 9301), fa parte della nomenclatura dell' „Ononis spinosa". Già la differenza di significato induce quindi a staccare il nome da viburnum. Ancor più chiaro appare questo distacco nelle altre forme *burbunagge* di Val Polcevera, *borbonaggia* di Mignanego, *berbunaje* di Ronco, *borbonaiga* di Montalto, *berbonaera* di Sella, *bumbunaiga* di Dolceacqua, *burgognaira* di Porto Maurizio, *barbunaira* di Ponti di Nava, nomi liguri dell' „ononis" raccolti sul posto dal Penzig I, 320. Si tratta, credo, di storpiature del nome boberena „ononis" dei glossari incrociatosi con barba: bobenera (per metatesi) > *barbenera ecc. (cfr. Wartburg, *FEW.* I, 476); cfr. pure *barbonere, barbunera* del Piemonte. Le forme con *-aga* all' uscita si risentono probabilmente dell' influsso di bulmago gloss. ononis (Mowat), toscano *bonaga, bulimàcola, bulinaca*, nome che, riferito a una pianta spinosa e che fa *male* quindi, viene corretto dalla critica popolare da *bonaga* in *malaga*, da *bonèga* in *malèga*.

a santonica, santonia „erba dei Santones, a *λιγυστικόν* > ligusticum „erba del territorio dei *Λίγυες*" ecc.

Riferito in origine all'agrimonia, il nome liburnia passò a designare altre piante, quali l'achillea e il tragopogon; *tertium comparationis* certamente l'uso nella ginecologia popolare. La tradizione risale a Dioscoride che prescrive l'argemonia (= *ἀργεμώνη* ... *καθαίρει δὲ ἄργεμα* ..." II, 177; IV, 36) e l'achillea contro ogni sorta di emorragie. Ed usi analoghi sono vivi tuttora: „un verre de tisane d'*aigremoine* ôte un verre de *sang du corps*" (Roll. V, 265) e l'*herbe du sang* „achillea" è detta così perchè „cette plante rétablit la menstruation dérangée" (Roll. VII, 43).

Comuni gli usi e comuni anche i nomi. Il latino *φερράρια* „agrimonia" (Ps.-Diosc. II, 177) è ricalcato sul greco *σιδηρῖτις* „achillea" (Diosc. IV, 36). Così nel contado di Lyon il nome agrimonia (> *grimouané*, *gromouané* ecc. Wartburg *FEW.* I, 55) venne a designare l'„achillea" nella forma *gromané* (Puitspelu).

Altrove l'erba succedanea dell'agrimonia e dell'achillea negli usi ginecologici è la melissa la cui „decottione è buona per farvi seder dentro le donne che non si purgano, perchè provoca i mestrui" (Durante, *Herbario* 270). Allo stesso uso allude indubbiamente il detto colto dallo Gilliéron sulle labbra del popolo di Vionnaz: „La mélise de na fèna morta n'é fei na viva" (*Patois de la Commune de Vionnaz, Bas-Valais*, p. 128).

Sempre entro la cerchia degli erboristi e dei mediconzoli di campagna, il termine officinale *libornia* poteva così venir riferito, oltre all'achillea, anche alla melissa e trovare nella forma rifatta *ivrogne* f. di Avesnes, Nord (Roll. IX, 15) condizioni più propizie al suo diffondersi nell'ambiente rustico. Così nella stessa regione e in condizioni non diverse il nome abrotonum trovava in *ivrogne* f. die Mons (Sigart) un nuovo „modus vivendi".

Comunque, questi esempi non lasciano dubbio alcuno che, anche senza l'immagine diretta del viso rosso pavonazzo dell'ubriacone, alla „*sbornia*" si poteva giungere per via indiretta da liburnia e da abrotonum oppur meglio dall'incrocio di tutt'e due.

* * *

Presi uno per uno, questi esempi non dicono certo gran che. Episodi di transizione nella storia delle singole parole e nulla più. Ma raccolti insieme, essi permettono di trarre un insegnamento di carattere generale: le derivazioni per incrocio e per calco nella nomenclatura della flora, in grazia dei contatti diretti fra classe dotta e popolo della campagna, sono tanto diffusi e tanto vitali che una parola che segua la „diritta via" e non entri mai, per dirla con lo Schuchardt, *ZrPhil.* IX, 510, in „liaisons dangereuses", ci si presenta qui quasi come tipo d'eccezione. Ci viene anzi il sospetto che tali osservazioni si possano estendere a molti altri campi del lessico tecnico e rurale, sia nelle lingue antiche sia in quelle moderne; più si appro-

fondiscono le ricerche e più la parola ci appare infatti come „individuo“ mutevolissimo in continuo contatto con la „società“ delle parole affini o, comunque, coetanee. In tutti questi casi — mi si consenta qui d'insistere — l'etimologia che si limiti a fissare un punto di partenza, che si riduca, cioè, a sostituire l'atto di nascita al „curriculum vitae“ della parola, non vien forse meno al suo compito essenziale?

VITTORIO BERTOLDI.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Zur Auffassung der Kunst des Arcipreste de Hita.

„So kam es von selbst, daſs man mit der Erde den Himmel pries und sie kennen lernte, da man Sehnsucht hatte, ihn zu erkennen. Denn die tiefe Frömmigkeit ist wie ein Regen: sie fällt immer wieder auf die Erde zurück, von der sie ausging, und ist Segen über den Feldern“. (Rilke über mittelalterliche Landschaftsmalerei.)

Gegenüber der Auffassung von Werner Krauſs („Das tätige Leben und die Literatur im mittelalterlichen Spanien“ 1929), der in dem Arcipreste de Hita einen jener älteren spanischen Dichter sieht, in dem das Traditionelle ‚eine wahre Entfaltung von Persönlichkeitswerten verhindert‘ habe, verficht A. Castro in einer Rezension der Krauſsschen Schrift (*Dtsch. Ltztg.* 1930 Sp. 2178ff.) die gegenteilige Überzeugung von einer ‚persönlichen‘ und ‚innerlichen‘ Kunst des Arcipreste und von einer im Vergleich zu anderen Literaturen beachtenswerten ‚Neuheit seiner Technik‘. Ein besonders gewichtiges Argument ist dabei für Castro das folgende: „Besonders würde man unterstrichen haben [wenn Juan Ruiz französisch oder deutsch geschrieben hätte], daſs zum ersten Male in unserer Literatur (wo sollte es vorher geschehen sein) der Autor als Kunstmoment die Auslegung einführt, die der Leser seinem Buche geben könnte:

De todos instrumentos yo, libro, so pariente:
bien o mal cual que puntares,[1] tal te dirá ciertamente (70)
Que sobre cada fabla se entiende otra cosa,
sin la que se alega en la razón fermosa (1631).

---

[1] Daſs in dem ganzen Passus *puntar, por puntos* usw. vom Kontrapunkt (Kontrapunkt = punctum [= Note] contra punctum setzen) zu verstehen ist — wobei die persönliche Auslegung durch den Leser mit der (offenbar persönlichen) Variation der die Hauptmelodie begleitenden Stimmen verglichen ist —, sollte klar sein. Der Kommentar der Ausgabe Cejador y Frauca verunklärt das. Die Ausgabe Reyes gibt nur bei *puntares* in 70 ‚entendieren‘ an. Eine Parallele zu dem *puntar* ‚Kontrapunkt singen‘ > ‚auslegen‘ ist vielleicht mfrz. (14. Jh.) *solfier* ‚solfeggieren, > ‚auslegen, deuten‘ („Souvent parole a eus ensi qu'un avocas, Qui va solefiant devant juges ses cas“, Baud. de Seb., zitiert von H. Suolahti, Neuphil. Mitt. 1932 S. 208).

Diese Haltung komplizierter Ironie geht Hand in Hand mit der personalistischen Kunst des Autors; zum ersten Male in Spanien wird als Thema die innerste Subjektivität des Dichters verwandt, und diese Tatsache ist untrennbar von der neuen Einschätzung des Persönlichen, die aus wohlbekannten Gründen in der europäischen Literatur Einfluſs zu gewinnen scheint."

Castro, als moderner Mensch an die mittelalterliche Literatur seines Landes herangehend und im Bestreben, Spanien von der Perspektive der Mittelalterlichkeit zu erlösen, modernisiert leicht mittelalterliche Autoren: zum Renaissance-Cervantes, den er uns erst richtig sehen gelehrt hat, fügt er eine Renaissance-,Celestina' (wogegen ich *hier* 1930 S. 237ff. einige Einwände erhob, die z. B. Rauhut vgl. dessen Aufsatz über das Dämonische in der Celestina in der Vosslerfestschrift, überzeugt haben), und einen renaissancistisch-persönlichen Arcipreste. Ich würde meinen, daſs Juan Ruiz dogmatisch und bildungsmäſsig in absoluter Bindung ans Mittelalter verharrt, künstlerisch einer neuen Zeit entgegenstrebt: mit einer Fähigkeit, Gestalten persönlich und individuell, greifbar, tastbar, mimetisch zu erleben. Die oben erwähnte Heranziehung des Lesers als Auslegers der Dichtung scheint mir nun zum eindeutig mittelalterlichen Gedankengut zu gehören und nichts Modernes (etwa dem Perspektivismus Ortegas, der Mallarmé'schen[1] und Valéry'schen Vieldeutigkeit oder Gide'scher inquiétude Verwandtes) zu enthalten. Man vergleiche die obenerwähnten Stellen aus dem Libro de buen amor (zu deren zweiter ich noch der besseren Vergleichsmöglichkeit halber die zwei vorangehenden Verse füge:

Ffizvos pequeño libro de testo; mas la glosa
Non creo que es pequeña; ante es muy gran prosa . . .)

mit dem Prolog zu den Lais' der Marie de France (S. 9—22):

Custume fu as anciens,
ceo testimoine Preciens,
es livres que jadis faiseient
assez oscurement diseient
pur cels ki a venir esteient
e ki aprendre les deveient,
que peüssent gloser la letre
e de lur sen le surplus metre.
Li philesophe le saveient,
par els meïsmes l'entendeient,

[1] Wobei natürlich die Zusammenhänge dieser Modernen mit dem Mittelalter nicht zu übersehen sind, so wenn der Okkultist und Orphiker Jarry in „Les minutes de sable mémorial" vom Dichtwerk schreibt als „œuvre unique faite de toutes les œuvres possibles offertes": „De par ceci qu'on écrit l'œuvre, active supériorité sur l'audition passive. Tous les sens qu'y trouvera le lecteur sont prévus, et jamais il ne les trouvera tous; et l'auteur lui en peut indiquer, colin-maillard cérébral, d'inattendus, postérieurs et contradictoires."

cum plus trespassereit li tens,
plus serreient sutil de sens
e plus se savreient guarder
de ceo qu'i ert a trespasser.

Hierzu vergleiche man die lichtvollen Ausführungen R. Meiſsners („Die Strengleikar" S. 280ff.): „[In dem Satz über Priscian] werden deutlich den schriftstellern die später lebenden gegenübergestellt (*pur cels ki a venir esteient*). Und dieser satz soll . . . offenbar durch v. 17—22 erläutert werden. Ein klarer fortgang wird nur festgestellt, wenn man diese verse nicht auf das eigene leben der philosophen, sondern verschiedene generationen von philosophen bezieht. Daſs meine auffassung die richtige ist, dafür sprechen die von Warnke [Ausgabe, Kommentar zu obigen Versen] angeführten worte des Priscian, die der Marie de France offenbar vorschweben: *grammatica ars . . ., cuius auctores, quanto sunt iuniores, tanto perspicaciores, et ingeniis floruisse et diligentia valuisse omnium iudicio confirmantur* . . . Die verse 21—22 . . . beziehen sich nicht auf moralische, sondern wissenschaftliche verfehlungen; die philosophen wuſsten, daſs die jüngeren (und daher klügeren) geschlechter sich besser als sie selbst vor dem würden in acht nehmen können, wobei versehen leicht eintreten; sie wuſsten es *par els meïsme[s]*, wenn sie nämlich ihr eignes verständnis mit dem ihrer vorgänger verglichen. Die dichterin will also sagen: schon die alten wuſsten, daſs die nachwelt klüger sein würde, und daſs daher ein schriftsteller nicht das urteil der gegenwart, sondern das feinere verständnis und die höhern ansprüche zukünftiger geschlechter vor augen haben und mit um so gröſserem ernst an sein werk gehen müsse. Wir müssen also zu *serreient* (v. 20) ein allgemeines subjekt: die gelehrten, die schriftsteller o. ä. ergänzen, das wird meines erachtens durch die nordische übersetzung und die Priscianstelle erwiesen . . . Über das miſsverstehen der Priscianstelle, mit der Marie ihr werk würdig einleiten will, kann man wohl lächeln, aber was sie herausliest, ist doch ein schöner und tiefer gedanke: der schriftsteller soll sich für strengere und weisere richter rüsten, als er sie in der gegenwart findet."

Zu Meiſsners Darlegung kann ich nur hinzufügen, daſs ich V. 22 fassen möchte: ‚[die Jüngeren würden sich kraft ihres Verstandes davor zu hüten wissen], von dem wahrhaftigen Inhalt [eines Dichtwerkes bei seiner Interpretation, *glose*] abzuweichen' — was den wiederholten Aufforderungen des Arcipreste an seine Leser entspricht (46 Entiende bien mis dichos e piensa la sentencia, 64 Entiende bien mi libro, 65 La manera del libro entiéndela *sotil* — ähnlich dem *sutil de sens* des altfr. Textes): *ceo qu'i ert* enthält dieselbe Vorstellung des darin (in dem Buche) befindlichen, ja verborgenen Inhalts, den der Arcipreste so gewichtig herausarbeitet:

Non cuydes que es libro de necio devaneo
Nin tengades por chufa algo que en él leo:

Ca segund buen dinero *yace en* vil correo,
Asy en[1] *feo libro yaze saber non feo.*
El axenúz de fuera negro mas que caldera,
Es *de dentro* muy blanco, mas que la peñavera;
Blanca farina *yaze so* negra cobertera,
Açucar dulce e blanco *yaze en* vil cañavera.
So la espina *yaze* la rrosa, noble flor;
So[1] *fea letra yaze* saber de grand dotor;
Como so mala capa yaze buen beuedor,
Asy *so* mal tabardo *yaze* El Buen Amor (16—18),

wobei sich der Gedanke des im Buche verborgenen Inhalts mit dem der Geringfügigkeit der äußeren Form des Buches verbindet (in einer anklingenden Stelle bei dem Juden Sem Tob tritt hinzu der Gedanke der Geringfügigkeit der Person des Autors: Proverbios morales 47: Por nascer en espino La rrosa, yo no syento Que pierde, vin el buen vino Por salir del sarmiento. Nyn vale el açor menos

[1] Man beachte die beiden Präpositionen ‚in' und ‚unter', die auf einen geheimen, verborgenen Kern, Inhalt, Sinn hinweisen — ist es zu kühn, in ihnen ein sprachliches Zeichen jener mittelalterlichen Suche nach einem Sinn in der Welt zu sehen? Vgl. die Häufigkeit, z. B. in der Rede über die kleinen Frauen 1610, 1613:

En pequeña girgonça yaze grand rreplandor,
en açucar muy poco yaze mucho dulçor,
en la dueña pequeña yaze muy grand amor ...
Como roby pequeño tyene mucha bondat,
color, virtud e preçio e noble claridad,
ansi dueña pequeña tiene mucha beldat,
fermosura, donayre, amor e lealtad.

Der Gedanke, daſs das Anscheinend-Minderwertige den höchsten Wert bergen könnte, bewirkt eine Verbundenheit aller kreatürlichen Dinge, die in potentia ewigkeitshaltig sein können. Die Rede über die kleinen Frauen darf trotz der grivoiserie, die anklingt, nicht als eine moderne erotische Pikanterie aufgefaſst werden, sondern zu den ‚propiedades' der kleinen Frauen gehört die groſse Liebe als Möglichkeit. So ist denn auch umgekehrt das Anscheinend-Wertvolle möglicherweise minderwertig; dies ist der Sinn der Fabel von Stadt- und Feldmaus, den Tacke (RF. 31) durch seine groben Worte ‚schwülstig', ‚salbadern' verdeckt: wo die Stadtmaus meint: Este manjar es dulçe, sabe como la mjel', meint die Feldmaus: *Venino yaz en el* (1379) und sie spricht deutlich vom Sinnentrug (1383): *aquesto te engaña.* (Die ganze Versinnlichung und Vergemütlichung des Mahles hat nur den Sinn, den ‚Trug' sich davon abheben zu lassen). La Fontaine hat die Relativierung von Reich und Arm, dieses Einebnen der Gegensätze (sprachlich durch Begriffsturnen vorjongliert: En paz e segurança es buena la pobleza al rrico temeroso es poble la rriqueza) zugunsten einer platten Pointe weggelassen. Bezeichnend, daſs nach der Fabel von Stadt- und Landmaus gleich die vom Hahn folgt, der einen Saphir im Düngerhaufen findet und nicht zu schätzen weiſs (*al que el estiercol cubre mucho rresplandesçeria*) und bezeichnend, daſs sich gleich, von der Situation nicht gefordert, das Bild von dem in seinem Inhalt unverstandenen Buch einstellt (str. 1390). Das *cubrir* oder *engaño*-Motiv klingt auch an bei der Beschreibung der Kupplerin (443): Que mucha mala bestia vende buen corredor, e mucha mala rropa cubre buen cobertor.

Porque en vil nido syga, Nin los exiemplos buenos Porque judío los diga). Puyol y Alonso hat in seinem Buch „El arcipreste de Hita“ (1906) S. 145 angesichts der Aufforderung des Erzpriesters an seine Leser, seinen Text ‚fein zu verstehen‘, schon auf die Symbolisierungsabsichten orientalischer Exempelliteratur hingewiesen (Calila e Dymna: „si el entendudo alguna cosa leyere deste libro, es mester que lo afirme bien, et que entienda lo que leyere, e que sepa que ha otro seso encobierto“,[1] daselbst auch das Bild der Nuſs, deren harte Schale erst durchbissen werden muſs) — allerdings den Hinweis auf die viel wichtigere christliche Symbolisierung, die in allem Irdischen, im Buch der Schöpfung, in der heiligen Schrift und daher — per contagionem — in allen menschlichen Schriften latent ist, unterlassen, worauf ihn doch eigentlich die vom Orient[2] offenbar unbeeinfluſste Stelle aus Berceos *Milagros de Nuestra Señora* (Str. 16) hätte bringen müssen:

lo que dicho avemos
palabra es oscura, esponerla queremos,
tolgamos la corteza, al meollo entremos,
prendamos lo de dentro, lo de fuera dessemos,

die äuſserlich an antike Vorbilder anknüpfen kann (Cic.: *suadae medulla* als Enniuszitat; Gell. 18,4: ‚Neque *primam* tantum *cutem ac speciem sententiarum,* sed sanguinem quoque ipsum, ac *medullam verborum emere atque introspicere penitus*),[3] sowie Rabelais‘ Prolog-Worte (zu Gargantua) die Notwendigkeit für den Leser, der den

[1] Das *seso* (=lat. *sensus*) in der Bedeutung ‚Sinn‘ ist auch sonst zu finden, so Mingo Revulgo: *puede aver dos sesos, uno literal, otro motal* (von Cejador in seinem Don Quijote-Lexikon zitiert).

[2] Die orientalische Gleichnisrede hat, mit der christlichen verglichen, einen anderen Charakter: sie ist Offenbarung einer Lebensweisheit, die im Geheimnis die Überlegenheit des Weisen, die Distanz des Weisen vom Redepartner auskostet. Manche der *exiemplos* bei J. Ruiz haben noch diese ‚Weisheitsfunktion‘ (so wenn die erste der Damen des Sängers ihren abschlägigen Bescheid als ein *castigar,* als ein Durch-fremden-Schaden-Kluggewordensein hinstellt).

[3] In der betreffenden Szene der Noctes Atticae (über deren Nachwirkung im Mittelalter man die Einleitung zur Ausg. von M. Hertz vergleichen möge) ist zwar diese Ausdrucksweise ironisch einem sich als Sallustkenner aufspielenden Charlatan in den Mund gelegt, der von dem wirklich gelehrten Grammatiker auf sokratische Weise entlarvt wird (der Pseudogelehrte redet sich darauf aus, er durchschaue nur Mark und Blut der veralteten, nicht der gebräuchlichen Worte bei Sallust) — aber ausdrücklich heiſst es von dem wirklichen Gelehrten „amplecti venerarique se doctrinas illius“ — nur die mangelnde Übereinstimmung zwischen Theorie und Praxis, nicht die Theorie selbst wird ironisiert. Natürlich ist bei dem römischen Schriftsteller nur das richtige Erfassen des Sinnes der Wörter mit *sanguis ac medulla verborum* gemeint, wie die von dem gelehrten Grammatiker gegebene Synonymentscheidung zwischen *vanior* und *stolidior* zeigt, nicht eine symbolische Deutung des Redesinnes, wie in den mittelalterlich-christlichen Belegen. — Ähnlich sagt noch heute Bremond, Racine et Valéry S. 182: „Ce que nous caressons avec le plus d'amour dans nos gloses poétiques, n'est jamais que *l'écorce des poèmes.* Le discours et non le chant.“

Sinn seiner Schrift erkennen will: *rompre l'os et sugcer la substantifique moelle*[1] mit dem Hinweis auf die Antike rechtfertigen (Pythagoras: „c'est à dire que j'entends par ces symboles Pythagoricques", vgl.

[1] Substanz und Mark zusammen auf Geistiges bezogen findet sich auch bei Cervantes in einer Rede des Sancho Panza (II/22 *cuando yo hablo cosas de meollo y de sustancia*), offenbar geht diese Wortkoppelung auf eine mittelalterliche (scholastische) Anschauung zurück. Vgl. die Verse des Rosenromans (Ausg. Francisque-Michel II, 38), die eine Buchstelle zeitgemäſs ausdeuten:

Qu'il est ainsinc escript ou livre
Qui ce raconte et segnefie:
Tant cum Pierres ait seignorie,
Ne puet Jehans monstrer sa force.
Or vous ai dit du sens l'escorce
Qui fait l'entencion repondre [=‚cacher']:
Or vous en voil la moele espondre.
Par Pierre voil le Pape entendre...
Et par Jean les prescheors ...

Hierzu ist zu vergleichen die Vorrede Marots (Ausg. Janet IV, 183ff.) zu seiner Ausgabe des Rosenromans von 1527, die die Ausg. Lefranc zum Rabelais-Prolog gesellt und die, vollkommen mittelalterlich, mit der Rechtfertigung des Arcipreste übereinstimmt: Marot sagt uns da, daſs „le plaisant Rommant de la Rose" „pour les bonnes sentences, propos et dictz naturalz et moraulx qui dedans sont mis et insercz" geschätzt werde; man könnte sagen „que ce livre, parlant en vain de l'estat d'amours, poult estre cause de tourner les entendemens à mal et les appliquer à choses dissolues, à cause de la persuasible matière de fol amour, dedans tout au long contenue', worauf Marot antwortet, der Verfasser des Rosenromans „ne gettoit pas seulement son penser et fantasie sus le sens litteral, ains plus tost attiroit son esprit au sens allegorique et moral, come l'un disant et entendant l'autre. .... si celluy aucteur n'a ainsi son sens réglé, et n'est entré soulz la morale couverture penetrant jusques à la moelle du nouveau sens mystique, toutesfois l'on le peult moralement exposer et en diverses sortes" [die Rose kann so den Stand der Weisheit, der Gnade, die Jungfrau Maria, die ewige Seligkeit darstellen]. „Doncques, qui ainsi vouldroit interpreter le *Rommant de la Rose*, je dis qu'il y trouveroit grant bien, proffit et utilité cachez soubz l'escorce du texte, qui pas n'est a despriser; car il y a double gaing, recreation d'esprit et plaisir delectable quant au sens litteral, et utilité quant à l'intelligence morale. Fables sont faictes et inventées pour les exposer au sens mysticque, parquoy on ne les doit contemner. Si le grant aigle duquel parla Ezechiel quand il dist: *Aquila grandis magnarum ala, plena plumis et varietate, venit ad Libanum, et tulit medullam cedri*, je dis que si celluy aigle qui tant avoit estandu son volatif plumage se fust seulement arresté sur l'escorce du cedre, quand il vola au mont du Liban, point n'eust trouvé la mouelle de l'arbre, mais s'en fust en vain retourné, et eust perdu son vol. Semblablement, si nous ne creusions plus avant que l'escorce du sens litteral, nous n' aurions que le plaisir des fables et histoires, sans obtenir le singulier proffit de la mouelle neupmaticque, c'est asçavoir, venant par l'inspiration du saint Esprit. Quant à l'intelligence morale, qui ne penseroit si non au sens litteral, encor y a il grant proffit pour les doctrines et diverses sciences dedans contenues." Wir finden hier den ganzen Wort- und Gedankenschatz, der im Mittelalter darauf abzielte, eine Unterhaltungsliteratur moralisch zu rechtfertigen und sogar *fables* von *fol amour* zuzulassen, den weltlichen und wörtlichen Sinn eines Textes durch die symbolische Ausdeutmöglichkeit zu rehabilitieren und für den Fall der Nichtausdeutung

auch Politians Äuſserung über die „theologi [sic! echt mittelalterlich!] Homerus, Orpheus, Hesiodreos, Pythagoras, . . . Plato", die ihre „Philosophie" in Fabeln verborgen haben — wer will leugnen, daſs es die christliche symbolistische Exegese ist, an die alle bisher genannten Schriftsteller anknüpfen? Einschlieſslich Rabelais, der diese mittelalterliche Ausdeutung des Bibeltextes wohl verspottet, indem er sie für sein Buch fordert: „Et posé le cas *qu'au sens literal* vous trouvez matieres assez joyeuses et bien correspondantes au nom, toutesfois pas demourer là ne fault . . ., ains *à plus hault sens interpreter* ce que par adventure cuidiez dict en gayeté de cueur", „car en icelle [lecture] bien aultre goust trouverez et *doctrine plus absconce*, laquelle vous *revelera de tres haultz sacremens et mysteres horrificques*, tant en ce que concerne nostre religion que aussi l'estat politicq et vie oeconomicque"). Es ist ja auch bekannt, daſs die Antike im Mittelalter nur rehabilitiert und in christlichem Sinn rezipiert werden konnte, indem man Unchristliches durch allegorisch-symbolische Interpretation verchristlichte: man denke an *Ovide moralisé* und an den Spott der humanistischen „Epistolae obscurorum virorum" über solche Umdeutung der Metamorphosen („exponens omnes fabulas allegorice et spiritualiter" „scribit ibi concordantias inter sacram scripturam et fabulas poetales", zitiert in der Rabelais-Ausg. Lefranc's I, S. 14), ein Spott, der über dem Kampf gegen die falsche Spiritualisierung von Weltlichem vergiſst, wie sehr diese Spiritualisierung das Weltliche als Thema der künstlerischen Darstellung gerettet hat (wie wir noch weiter unten grade am Erzpriester beweisen werden). Alle ‚Fabeln' und ‚Fiktionen,', wie das Mittelalter sagt, sind Darstellungen der einen Wahrheit, daher ist der Erfindung des Darstellens sehr viel Raum gelassen.[1] Vor allem aber ist noch daran zu erinnern, daſs die Juden zur Zeit Jesu und die ältesten Christen ihre neueren Ansichten durch Interpretation des alten Testaments zu begründen suchten, daſs Origenes durch Unterscheidung des buchstäblichen vom moralischen (tropischen) und mystischen (pneumatischen) Sinn die Bibelexegese des Mittelalters festgelegt und daſs mit

den Text durch moralische Einschiebsel zu retten. An der Stelle aus dem alten Testament (Ez. 17, 4) haben wir (ebenso wie in der vierfachen Ausdeutung der Rose) ein Beispiel für die Moralisierung eines nicht gerade christlichen Textes gegeben: dabei ist offenbar der alttestamentarische Ausdruck *medulla cedri* mit dem Aulus Gellius'schen Gegensatz ‚Rinde — Mark der Worte' zusammengeflossen. Die Freiheit, die dem Leser gelassen wird, den übertragenen Sinn zu suchen oder auch nicht, entspricht mittelalterlichem Gradualismus (s. u.) — zugleich sieht man, daſs der spaſshafte Einfall des Prosaprologs zum *Libro de buen amor*, den Lesern, die den tieferen Sinn des Buches, die Anweisung zu *buen amor*, nicht suchen, Anweisungen zu *loco amor* zu geben, nicht bloſs der skeptischen Schelmerei des Erzpriesters entstammt, wie die Literarhistoriker meist sagen, sondern eben jener Rechtfertigung des weltlichen Lebens an sich durch den mittelalterlichen Dualismus. J. Ruiz ist wie Boccaccio, auf den Walser den Ausdruck „Karfreitagschrist" geprägt hat.

[1] Vgl. noch Cervantes, Don Quij. I/33 über die „ficción poética": „tiene en sí encerrados secretos morales dignos de ser advertidos . . ."

der Ausbildung der kirchlichen Orthodoxie die Kompilationen der bibelexegetischen Leistungen der Kirchenväter üblich wurden, die bis zum 12. Jh. ihre fast ausschliefsliche Geltung behielten. Auf den vierfachen Sinn bei Dante brauche ich nur nebenbei hinzuweisen (Con. 2,1: „che le scritture si possono intendere e debbon si sponere[1] massimamente per quatro sensi"). Glunz, „Britannien und Bibeltext" (1930) S. 24ff. schreibt: „Der Bibeltext, der gleichzeitig mit der Ausbreitung des Christentums in den verschiedenen Ländern eingeführt wurde, kann hier zunächst nicht als unantastbares Wort Gottes aufgefafst worden sein, sonst hätte er nicht verändert werden können. . . . Man sah in den Evangelien nicht den Text, sondern die Botschaft, nicht die Worte, sondern den Sinn, nicht die Form, sondern den Inhalt . . . Die symbolische Geisteshaltung, die mit dem Aufkommen des Christentums in den europäischen Kulturkreis eintritt und sich auf allen Gebieten geistigen Lebens äufsert, macht den wesentlichen Unterschied zwischen Altertum und Mittelalter aus. Nicht die Dinge selbst, in ihrem einmaligen So-sein, so wie man von ihnen spricht, sie handeln läfst, sie mit individuellen Zügen gestaltet, in Fabeln gestaltet, stehen nun im Mittelpunkt des Denkens. Sondern was sie bedeuten, ihr tieferer Sinn . . . An die Stelle des mythischen Denkens tritt das symbolische [Verweis auf Vofsler, Geist und Kultur in der Sprache S. 78f.] . . . Auch die Sprache ist nun ein Zeichen, ein Symbol für etwas, das hinter ihr liegt, für etwas eigentlich Unaussprechbares, für den Glauben . . . Das Wort, das das Altertum rein mythisch, als Erzählung, einmaliges Sprechen, als Geschichte aufgefafst hatte, wird nun umgedeutet. Hinter ihm steht der allgemeine, immer geltende Sinn . . . Es kam denen, die den Text benutzten, ihn zitierten, ihn predigten, zum Bewufstsein, dafs es eine Norm desselben gab, die das geoffenbarte Wort war, während ihre eigenen Worte, ihre Zitate ihnen nicht unter diesem Aspekte erschienen. Sie wollten nur den Gehalt vermitteln. Sie wandelten den Text ab, übertrugen ihn in die ihnen genehme Form, übersetzten ihn in andere Sprachen . . . [Nach Agobard von Lyon, ca. 830, ist] der Urtext der heiligen Schriften . . . inspiriert; der hebräische und griechische Text ist die Autorität dafür, während die lateinischen Versionen, auch die des Hieronymus, nur mehr oder weniger gute *interpretationes* sind, die aber niemand als letzte Autoritäten ansehen wird. So verlagert sich mit dem Aufkommen von Übersetzungen der Schwerpunkt der Textgeschichte. Was nun eigentlich lebt und sich entfaltet, ist der Text der Version. Er wandelt sich, entwickelt Varianten, erhält die verschiedensten Formen . . ." Wir sehen also, dafs dem Mittelalter von den heiligen Büchern her schon die Notwendigkeit der Glosse, der Interpretation,

---

[1] *sponere* wie in obigem Humanistenzitat — daher wohl rom. *a spune* ‚sagen' aus exegetischem ‚auslegen', ‚erklären' gedeutet werden kann (s. o. im Rosenroman *la moelle espondre* = expliquer und ebenso l. c. II, 37: *car il ne savoient respondre par espondre ne par gloser*; Ovide moral. I, 755 *espondre en tel sens les fables*).

der Hinzufügung aus eigenen Mitteln des Lesers vertraut war, ja daſs gerade mit der Autorität der heiligen Bücher ihre Abwandlung gegeben war: den unendlichen Gott in seiner Äuſserung in der Bibel kann endlicher Menschengeist nie ganz fassen. Die Berufung bei Marie de France wie beim spanischen Erzpriester auf den ‚Text', zu dem die ‚Glosse' gefügt werden muſs, ist wohl von der Bibelexegese[1] her (allenfalls auch noch von der Glossierung der römischen Digesten im Mittelalter durch Irnerius, Accursius usw.) zu verstehen: glossiert doch der Erzpriester selbst vor unseren Augen in der Prosavorrede einen Psalmvers in dreifacher Weise, sagt doch auch Sem Tob in dem Abschnitt, den E. Werner in seiner Chrestomathie unter dem Titel „Das Buch — ein Freund des Menschen" abgedruckt hat (Str. 318):

Fallará [der Leser] nueua cosa
de buen saber onesto
y mucha *sotil glosa*
que fisieron al testo [sc. ‚los sabios', ‚los filósofos'],

die Wörter *sotil* und *glosa* im selben Konnex gebrauchend wie der Arcipreste.[2] Der Fortschritts- und Perfektibilitätsgedanke, den Marie

---

[1] Noch der erste Teil der Reichenauer Glossen ist ja eine Kompilation von Bibelerklärungen, die die Arbeit verschiedener Leser- und Glossatorengenerationen, also auch eine Art Fortschreiten, wenn schon nicht Fortschritt der Erklärung enthalten (Foerster, Ztschr. f. rom. Phil. 31, 544): „Unsere beiden Glossare [= die Reich. Gl.] sind, genau so wie andere mittelalterliche Glossare, oder genau so wie z. B. die alten Kommentare zu den römischen Schriftstellern kein einheitliches Werk eines Verfassers, der zu den Lemmata ausdrücklich seine Erklärungen beischreibt, sondern sie sind nichts anderes als das Produkt einer ganzen Reihe von stets ändernden und zufügenden Verfassern, die in ihrem Werke die Tradition der vorhergehenden Jahrhunderte gesammelt, gesichtet und bereichert und vervollständigt haben." Sehr hübsch zeigt A. Viscardi in „Saggio sulla litteratura religiosa del medioevo romanzo" (1932), wie das vorangestellte Gutachten der Fakultät Padua sagt: „la fecondità mirabile della Bibbia, in quanto fu sorgente della litteratura esegetica, e per quanto ancora si riflette di essa e si trasfonde nella liturgia al pari che nelle forme del poema e del romanzo." Besonders gut hebt Viscardi S. 14ff. die Freiheit des Bibelexegeten hervor, („perchè, in realtà, il ‚commentare' del medio evo è un piegare violentamente il testo scritturale a significare ad ogni costo teoremi che l'interprete ha per conto suo scoperti"), „la libertà grande che al commentatore è riservata quanto alla scelta del senso mistico della divina parole ... Poichè dunque [nach Hugo v. St. Victor] non le *parole* contano, ma solo le *cose* significate dalle parole; e poichè vastissimo, inesauribile quasi è il contenuto concettuale che l'analisi può scoprire nelle cose concrete e nelle loro proprietà appariscenti; inesauribili sono le possibilità dell'esegesi scritturale, nè finiti i sensi mistici che l'esegesi può scoprire ed affermare ... [Rabbanus Maurus] non esita ... a proclamare legittime tutte le proposizioni che mediante l'esegesi si possono liberamente dedurre dal sacro testo, col solo vincolo di non contradire al sistema dogmatico asserito dal magistero infallibile della Chiesa ... Materia greggia e inerte, sono le parole del testo scritturale: gli elementi primi di una saldo costruzione, che deriva in realtà da originali svolgimenti del pensiero" (von mir gesperrt).

[2] Text und Glosse stehen in bildlicher Übertragung bei Dante, Inf. XV, 89: E serbolo [Dante das ihm von Brunetto Latini Gesagte] a chiosar con altro testo A donna che 'l saprà [Beatrice], s'a lei arrivo.

de France und Juan Ruiz in bezug auf ihren eigenen ‚Text' aussprechen, ist also nicht eine Einbeziehung der Persönlichkeit des Lesers in das Kunstwerk, wie Castro nahelegt, sondern eine Auffassung des Kunstwerks als durch die kommenden Lesergenerationen erst vervollständigtes Werk,[1] wie die heilige Schrift, das Buch der Bücher,

---

Curtius deutet in seinem Aufsatz über das Buch im Mittelalter (in der Clemen-Festschrift): ‚Beatrice, das weiſs er, wird ihm den zukünftigen Lauf seines Lebens noch näher deuten. Ihren Spruch und den Brunettos will er nebeneinander halten, den einen Text durch den anderen erläutern und ‚glossieren'.' Auf den Text der Äneis (*alcun testo*) bezieht sich Dante, wo die Wirksamkeit des Gebets zur Erörterung steht, und Virgil beseitigt den Zweifel durch die Worte: ‚la mia scrittura è piana' (Curtius). — Wie spanisch dieses Versehen eines Textes mit Glossen ist, zeigt das Fortbestehen eines Wortes wie *desglosar* ‚in einer Schrift die Anmerkungen ausstreichen' > ‚Blätter aus einem Protokoll, Buche usw. ausreiſsen' > ‚abtrennen' (z. B. Castro, Santa Teresa S. 75: ‚Las instituciones jurídicas no son en esa elementos que, por decir así, pudieran desglosarse, sino que están trabados con su misma razón de ser'; vgl. auch *el desglose del presupuesto*).

[1] Dieselbe Auffassung der Mitwirkung des Lesers findet sich in dem mit dem Erzpriester ungefähr gleichzeitigen französischen ‚Ovide moralisé', (zwischen 1316 und 1328 geschrieben nach C. de Boer), hier als Einladung zum symbolischen Deuten der antiken Mythen:

V. 41ff. . . . cestes fables,
Qui toutes samblent mençoignables,
Mes n'i a riens qui ne soit voir:
Qui le sens en porroit savoir,
La veritez seroit aperte,
Qui sous les fables gist couverte . . .
Mes ains, pour ce que je me sens
De foible engin, de foible sens,
Proi tous ceulx qui liront cest livre,
Que, se je mespreng a escrire
Ou a dire que je ne doie,
Corrigent moi. Bien le voudroie,
Et je suis prest, se Dieu m'ament,
De croire leur corrigement
Si com sainte yglise vouldra . . .

Man beachte wie die vielen ‚Fabeln' die eine Wahrheit enthalten. Daher betont der Dichter das Ov. moral. bei seinen Auslegungen so oft die Fiktion oder das Fabulöse (*mençoignables*) der Mythologie der Alten (sowohl soweit sie dichterisch als soweit sie malerisch dargestellt sind):

753ff. De Saturnus et de Jovis
Peut l'on entendre en tel sens les fables:
Saturnus est planete errables,
Li plus haulz de toutes les sept.
Pour ce faint l'en tout entreset
Qu'il fu peres et premerains
Et rois sor touz les souverains.
Trente ans demore a son cours faire
Ou zodiace, ou il repaire,
Si a froide complexion:
Pour ce dist l'en, par fiction,
Qu'il est vieuz et tardis ensamble.
Ceste estoille est, si com moi samble,

immer neuen Generationen die in ihm ruhende und latente Schönheit entfaltet, wie die Welt selbst nichts ist als die Offenbarung Gottes, als ein Buch, das Gott, der gröſste ποιητής, geschrieben. Curtius in seinem Aufsatz der P. Clemen-Festschrift „Das Buch als Symbol in der Divina Commedia" faſst schön zusammen: „Das Buch nimmt in der geistigen Ordnung des Mittelalters einen Rang ein, den weder das Altertum noch die Neuzeit ihm zuerkennen. Die Heilswahrheit des Glaubens ist gegründet auf ein heiliges Buch, auf das Buch der

---

Male et de nuisible nature,
Quar noif et gelee et froidure,
Grelles et tempestes seult faire
Venir en ce nostre emispere . . .
Pour ce faint l'en qu'il doit tenir
Es paintures ou il est poins
Une famille en ses dens poins.

Die Mitwirkung des gelehrten Herausgebers der Renaissance tritt an die Stelle der des Lesers in der Vorrede zur ‚Vetula', die Ende des 15. Jhs. in dem Brief eines Buchhändlers an den französischen Herausgeber Jean Prot erschien (übersetzt bei A. Baudoin, ‚Pamphile ou l'art d'être aimé'):

‚Le Pamphilus est en effet un livre plein d'agrément, pas gros, mais riche d'essence et de substance . . . Ce petit ouvrage a pourtant un défaut: il est clair par lui-même, sans doute, mais d'une clarté qui n'est pour ainsi dire que dans les mots. Votre interprétation n'a pas peu contribué à en faire apercevoir le plan général et l'ingénieux agencement . . .' pour peu qu'on crût à Pythagore, on se persuaderait sans peine que l'auteur vous a transmis son âme et son génie' (vgl. die Erwähnung des Pythagoras bei Rabelais; im einzelnen wird hier übrigens die Leistung des Interpretators gerade im ‚Atomisieren' gesehen).

Man kann hier auch noch die Rechtfertigung der moralisierenden *queues*, die Gautier de Coincy seinen Marienmirakeln anfügt, erwähnen (vgl. Lommatzsch, Gautier de Coincy als Satiriker S. 5):

De ce miracle plus n'i a
Ne mes livres ne me raconte . . .
Souvent m'est vis, par Saint Romacle,
Queque je sui en plain miracle,
Qu'en prison sui en une barge;
Mès quant sui fors, lors sui au large.
Lors pens e di(s) quanque je vueil.
Quant moi couvient suivre le fueil,
Je ne puis pas avec la lettre
Quanque je prens ajoindre et mettre . . .
Por ce les queues i ai mises.

Die eigentliche Freiheit nimmt sich also der Legendenerzähler bei der moralischen Ausdeutung eines gegebenen Textes (*livre*) — bei der Exegese fühlt er sich ‚auf hohem Meer', sonst als Gefangener seines Textes. Bei der Bedeutung des Buches des Bücher für das mittelalterliche Leben versteht man den Stolz, mit dem mittelalterliche Dichter ihre Quellen anführen (das *livre*, das ihnen vorlag) — aber auch die Unfreiheit, die durch die Gebundenheit der gestalterischen Phantasie an einem Text erzeugt wurde: im Grunde ist Gautier de Coincy auch ein solcher Leser eines Buches (seiner Vorlage), der *de lur sen le surplus metre* wollte.

Bücher und seine Auslegungen. Am Tage des Weltgerichtes wird ein Buch vorgelegt werden:

Liber scriptus proferetur
In quo totum continetur . . .

Alle Wahrheitsfindung ist zunächst Rezeption überlieferter Autoritäten, später rationaler Ausgleich zwischen autoritativen Texten. Weltverständnis wird nicht als schöpferische Funktion aufgefaſst, sondern als ein Aufnehmen und Nachbilden vorgegebener Sachverhalte, dessen symbolhafter Ausdruck das Lesen ist . . . Die höchsten Funktionen und Erfahrungen des Geistes sind für Dante an das Lernen, an das Lesen, an das buchmäſsige Aufnehmen einer präexistenten Wahrheit geknüpft. Darum können Schrift- und Buchwesen für ihn Ausdrucksträger der höchsten dichterischen und menschlichen Augenblicke werden . . . Das Buch — in quo totum continetur — ist die Gottheit. Das Buch ist Symbol des höchsten Heiles und Wertes. Alles Seiende ist in Gott verzeichnet . . ., Gott ist ‚il verace autore', der zu Moses gesprochen hat . . . und in dessen Auftrag die ‚scrittori dello Spirito Santo' die Wahrheit verkünden."[1] Wobei ich hinzufügen möchte, daſs diese Buchfreude und diese Furcht vor dem Schicksalsbuch eine ins Christentum hinüberragende alttestamentarisch-jüdische ist, die ebensosehr in den Ermahnungen des mittelalterlichen Sem Tob, den sozusagen physischen Umgang mit den Weisen geringer einzuschätzen als den geistigen mit ihren Büchern (vgl. die erwähnte Stelle bei Werner), wie in dem Gebet aller Juden am Neujahrstage: ‚Unser Vater, unser König, *schreibe uns ein* in das Buch des Lebens' und der Abänderung am Versöhnungstage: ‚Unser Vater, unser König, *besiegle uns* im Buch des Lebens' zum Ausdruck gelangt. Und auch der Talmud läſst die ewig-neue Auslegung des Bibelworts entsprechend dem Wandel der Jahrhunderte

---

[1] Als Analogie aus J. Ruiz erwähne ich hier etwa die Belehrungen, die Gott Amor dem Erzpriester erteilt und die an das Buch seines ‚Dieners' (criado) Ovid anknüpfen: *oye y leye* sagt der Gott, der zum Erzpriester spricht. Der Gott selbst ist an einen Text gebunden, der für den Inspirator Autorität hat (gleichsam auf ihn zurückschlagende Autorität). Entzückend der Vers (612): *El Amor leo a Ovidio en la escuela* mit einer naiven Unterwerfung des Gottes unter die ‚Schulung', die von seinem Sänger ausgeht! — Gern erwähnt J. Ruiz, ähnlich anderen mittelalterlichen Dichtern, einen ‚Text', wo wir ‚Quelle' sagen würden, nicht aus Naivität, wie moderne Beurteiler meinen, sondern weil das Buch Autorität schafft: 261 *Al sabidor Virgilio, como dize en el testo, Engañolo la dueña.* Ähnlich die Berufung auf Pamphilus, der ‚lo feo del estoria' (str. 883) verantworten muſs. — Man vergleiche etwa im afrz. Rosenroman (II, 91), wo ‚die Alte' zu Bel Accueil spricht:

Car bien sai que ceste parole
Sera léue en mainte escole.
Biaus tres dous filz, se vous vivés,
(Car bien voi que vous escrivés
Ou livre du cuer volentiers
Tous mes enseignement entiers . . .)
Ge vous doing de lire congié . . .

zu.[1] So wie die Welt, ewig neu und sich erneuernd, doch nur die Glosse zu dem von Gott einst in der Bibel aufgezeichneten Text ist, so muſs auch das Buch des Menschen, Abbild des göttlichen, wandelbar in seiner Interpretation sein: die Glosse des Lesers gehört zum Dichtertext wie das Welterleben der jeweiligen Kreatur zur einmal geschaffenen Welt. Der Ursprungstext ‚umfaſst' (continet) alle späteren möglichen Deutungen: die Berufung auf diese Deutungen bedeutet die Einsicht in die Vielschichtigkeit und Vieldeutigkeit, die Entfaltungsfreude und den Lebensreichtum der Welt. Die „Haltung komplizierter Ironie" ist bei dem mittelalterlichen Dichter schon vorhanden, aber seine Ironie ist eine im Sinne des Weltenschöpfers geahnte, der das Buch der Welt[2] als einen vielfältig schimmernden und auf vielerlei Weise glossierbaren Text vor sich aufgeschlagen sieht: der mittelalterliche Dichter kann gar nicht anders als alles Geschriebene ebenso tiefgründig-vieldeutig zu fassen wie die heilige Schrift, indem er schreibt, wird er teilhaftig des Geheimnisses, das den himmlischen ‚Schriftsteller'[3] umgibt.

Nicht umsonst hat der Erzpriester als erste in die moralischen Betrachtungen des Anfangs hineingewobene Erzählung die aus einer ‚Glosse' des Accursius stammende von den *rribal de Roma* und dem *dotor de Grecia* gewählt: die sich durch Zeichenverständigenden und im Grunde aneinander vorbeiratenden Gegner, deren einer hinter den Gesten triviale Drohgebärden vermutet, während

---

[1] Goldziher, Vorlesungen über den Islam[2] S. 44 erwähnt die Entwicklung einer mohammedanischen ‚Hagada', d. i. einer Tradition, die sich auf den Propheten beruft: „‚Muhammed hat es gesagt' bedeutet hier nur so viel: ‚es ist richtig, in religiöser Beziehung untadelhaft, . . . und der Prophet selbst würde es mit seinem Beifall billigen'. Man wird an den talmudischen Ausspruch erinnert . . ., daſs alles, was bis in die späteren Zeiten je ein scharfsinniger Schüler lehren werde, gleichsam dem Mose selbst am Sinai mitgeteilt worden ist." Genau also das *de lur sens le surplus metre!*

[2] Vgl. Augustins Vergleich der Welt mit einem Gedicht Gottes: saeculi pulchritudo . . . velut carmen magnum . . . ducens in eternam contemplationem speciei Dei. — Der Vergleich des Himmels mit einem Buch im alten wie im neuen Testament (Jes. 34, 4; Offenb. 6, 14) wurde von Calderon öfters konzeptistisch-detailliert ausgesponnen (vgl. Krenkel zu La vida es sueño V. 633 ff. und Mágico prodigioso V. 3467 ff.) und auch hier meldet sich der Gegensatz von Text und Kommentar: an der erstgenannten Stelle spricht König Basilio von seinen astrologischen Studien in den ‚Büchern' des Himmels (V. 640 ff.): ‚Estos leo tan veloz, Que con mi espíritu sigo Sus rápidos movimientos Por rumbos y caminos ¡Pluguiera al cielo, primero Que mi ingenio hubiera sido De sus márgenes comento Y de sus hojas registro, Hubiera sido mi vida El primero desperdicio de sus iras!' Der Geist des Menschen also Kommentar am Rande der Bücher der Schöpfung!

[3] Alanus de Insulis: Omnis mundi creature / Quasi liber et pictura / Nobis est et speculum. Und zur ‚Malerei' Gottes Calderon, La Sibila del Oriente: ‚el clavel mas pequeño / Del pincel de Dios es rasgo.' — In Rilke's „Roses" sind die Blütenblätter der Rose Blätter eines magischen Buches, in denen das Geheimnis eines träumenden Inneren zugleich mit dem ‚texte des choses' verlautet ist.

der andere theologisch-dogmatische höchste Glaubenssätze versteht, versinnbildlichen doch die über die moralische Nutzanwendung (*Non ha mala palabra, si non es a mal tenida*) hinausgehende Wahrheit, daſs Gott, der dem Menschen (Rede und) Gesten gegeben hat zur gegenseitigen Verständigung, ein vernünftiges Geschehen (die Übergabe der Gesetze von den Griechen an die Römer), gleichsam über die Köpfe der Menschen und über ihre Miſsverständnisse hinweg, zuwege bringt: der ungebildete und einfältige *rribaldo*, der die Zeichen macht, welche Gott ihm eingibt (51 Quales Dios le mostrase fer señas con la mano, Que tales las feziese: fuéles conssejo sano), und der Doktor, der die ‚señas de letrado' (49) macht, sie glauben sich zu verstehen, weil jeder die Zeichensprache des anderen nach seinen Denkgewohnheiten auslegt: der Einfältige kann den Doktor besiegen, wenn Gott ihm die Hand lenkt — Gott kann sich der Hand des Einfältigen und der Miſsverständnisse der Gelehrten bedienen, um das Richtige in seinem Sinn zu erzielen. Die Vieldeutigkeit menschlicher Rede ist hier begriffen und von Gott her als ein Medium, durch das sein Wille dennoch transparent wird, gesehen. Die Aufforderung an den Leser, das Buch des Verfassers richtig zu verstehen, ist einzuordnen in die viel weitergehende Forderung an jeden Christen, die Welt als Medium, in dem Gottes Wille transparent wird, zu verstehen: alles menschliche Tun, als Teil des Weltwesens, muſs natürlich problematisch und vielwendig erscheinen und die Demut des Autors ist nur die besondere Ausprägung der dem Christen bei jedem Tun notwendigen Demut. Die (komischen) Homologien der Erzählung (*Rrespondieron los griegos — Rrespondieron rromanos; subió en alta catedra — sobió en otra cathedra*, der *rribaldo* wird gleichhoch mit dem *dotor* postiert, er bekommt ähnliche Gewänder; *levantóse el griego, sosegado, de vagar — levantóse el rribaldo, bravo, de malpagar; mostró ... mostró; preguntaron al griego qué fué lo que dixiera — preguntaron al vellaco quál fuera su antojo*) sind Ausdruck der Zwei-deutigkeit[1] dieses mensch-

[1] Damit hängt zusammen die Doppelwendigkeit mancher der eingestreuten Erzählungen: z. B. die von ‚don Pitas Pajas un pintor de Bretaña'' der vor der Abreise seiner Gattin unter den Nabel ein Lämmchen malt und bei der Wiederkehr nach zwei Jahren einen von dem Liebhaber gemalten ausgewachsenen Hammel wiederfindet, soll wohl, wie die Replik der Frau zeigen kann:

¿Como, monsseñer,
En dos años petid corder non se fazer carner?
Vos veniésedes tenplano e trobaríades corder!,

beweisen, daſs der Mann seine Frau nicht ‚vergessen' soll — die Frau biegt durch ihre scheinlogische Antwort die Situation ihres offenkundigen Fehltritts um und versetzt den Mann ins Unrecht, mit einer der ursprünglichen italienischen Novelle entsprechenden gelungenen ‚risposta', oder ‚fiore di bel parlare' (wobei dies Wort gefechtsmäſsig sprachbewuſst noch durch das distanzierende Fremdsprach-Radebrechende gesteigert wird und spielerisch erscheint), aber bleibt nicht für den Leser die Doppelköpfigkeit der Novelle bestehen: Schuld der Frau — Schuld des Mannes? Bei Béroalde de Verville, Le moyen de parvenir, LXXIV. These, ist die Geschichte

lichen Beginnens, bei dem der Narr einen Doktor belehren, in dem das ‚si duo faciunt idem non est idem‘ und zugleich ein ‚quod licet Jovi *licet* [sic!] bovi‘ herrschen kann. Der Idealismus und der Realismus

---

durch Ersetzung des Lämmchens durch einen Esel und die zweideutige Schlulspointe (*O ha! dit-il, en grande admiration, voilà bien mon asne; mais au grand diable soit qui me l'a basté!*) auch der Scheinlogik, die für die Frau spricht, und damit der Anzipität der Entscheidung beraubt: Freude an der Lüsternheit des Vorgangs und an der obszönen Doppeldeutigkeit der Pointe (*parler en parolles couvertes* ist hier nur Vorwand, um die Dinge offen zu nennen) ist an die Stelle getreten. La Fontaine in seinem Conte ‚Le bât‘ hat vollends nur mehr das Wortgefecht übernommen und die Erzählung auf dieses epigrammatisch reduziert. — Mit dieser Doppelwendigkeit der Erzählung nicht sich begnügend, läſst J. Ruiz die Stimmung der Novelle nicht ausschwingen, sondern gleich in der Strophe (485), die die moralische Nutzanwendung zieht, wendet er sich von dem Gatten, der die Frau nicht alleinlassen soll, damit nicht Liebhaber sich einstellen, zum Liebhaber, der seinerseits eine Frau kirre machen will, und gibt ihm Ratschläge: zusammengehalten sind beide widersprechenden Themen nur durch das fragwürdig gewordene *olvidar* (nunmehr: *desque telo prometa guarda non lo olvides*); des weiteren wird von den Vorteilen der guten Behandlung eines Liebhabers der Frau durch den Gatten gesprochen, endlich über das Geld aus Anlaſs des klugen Geldgebens durch den Gatten an die Freunde seiner Frau. Man sieht wie das Moralisieren ein formales ist, d. h. ein Formulieren von Moral, die aus einer Erzählung gefolgert werden kann, nicht eine Tendenz im Sinn einer bestimmten, klar herausgestalteten Moral. Moral ist hier auch geistiges Spiel, nicht bloſs ethische Unterweisung oder Seelsorge. Es wird sozusagen ‚drauflos moralisiert‘. Alles menschliche Tun ist so vieldeutig, daſs ein moralisches Muſs, das ein bestimmtes Tun als Norm festsetzte, nicht aufgestellt werden kann. Daher bleibt der Gegensatz von *loco* und *buen amor*, auf den das Buch gegründet ist, so angreifbar und unüberzeugend: so wenn der Dichter von Gott Hilfe für seine Liebesabenteuer begehrt (694), was noch heute in südlichen Ländern vorkommen soll; wenn es von der angeschwärmten und liebenden Nonne, obwohl solche Liebe doch (1501) als *errança contra mio Señor* empfunden wird, heiſst: *en locura del mundo nunca se trabajava* (den Enthusiasmus Cejadors über die ‚delikate‘ Schilderung ‚platonischer Liebe‘ werden wir nicht teilen); wenn 932/3 gesagt wird, das Buch heiſse *buen amor* nach der Kupplerin, die so (euphemistisch!) genannt werde; wenn der Tod der Kupplerin zum Anlaſs eines gedichteten Totentanzes wird mit frommen Gebet für ihr Seelenheil und frommer Grabschrift: ich wage nicht (1570) „Cyerto en parayso estas tu assentada, Con dos martyres deues estar acompañada (Variante T: con los marteres deues estar compañada)“ bloſs ironisch zu fassen wie Cejador, Tacke usw.: hier hat der Schmerz um eine brave Helferin die frommen Töne von selbst herangeführt, ohne daſs man an Trug oder Spott denken müſste. Die Schwierigkeiten, die der Romanist an der Auffassung des Libro de buen amor hat, liegen darin, daſs er das was G. Müller (in Dtsch. Vierteljahrsschr. 2, 681 ff.) über mittelalterlichen „Gradualismus und Dualismus“ lehrt, nicht in Betracht zieht: die ethischen Gesetze haben im Mittelalter eine objektive Realität, dem Schöpfer zugeordnet wie sie sind — aber sie bestimmen nicht abstrakt, daſs in allen Fällen dies gut, jenes böse sei, sondern es gibt verschiedene Stufen (gradus), indem auf dieser Stufe das gut ist, was auf einer anderen böse ist: es gibt kein modernes ‚Entweder — Oder‘ im Mittelalter, sondern ein *sic et non*: „Die Feststellung des sittlichen Objektivismus in der Literatur besagt ja nicht, daſs alle Dichter sittlich lautere Werke geschaffen hätten, daſs Lüsternheit und Verderbtheit als Gegenstände der Dichtung unmöglich gewesen wären. Sie besagt nur, daſs die sittliche Wertung, wo sie überhaupt

einander mißverstehend, der klassische Dialog von Don Quijote und Sancho Panza,[1] ist etwas sehr Mittelalterliches (angelegt schon in Salomon und Markolf): er wird überragt von dem göttlichen Plan, von dem aus es keine approbierten Weisen, keinen privilegierten Ernst gibt: der Weise kann töricht sein vor Gott, der Ernst Spaß (die *ciencia* des einen, die *poca sabencia* des anderen können einander gleichwertig werden). Daß der Erzpriester die beiden Gestalten menschlich einleuchtend, ja frappierend ‚lebenstreu' gezeichnet hat, ist auf Rechnung seiner konkreten Darstellungsfähigkeiten zu setzen: weil er mittelalterliche Lebensschau in konkreter Menschengestaltung versinnbildlicht, darf man nicht bloß diese hervorheben und jene übersehen.[2]

Jetzt verstehen wir auch, wieso Juan Ruiz immer wieder den Spaß, die *burlas*, seines Buches rechtfertigt (str. 45, 65 usw.): *la bulrra que oyeres, non la tengas por vil* — ebensowenig, wie die Scherzerzählung von dem römischen Lumpen und dem griechischen Doktor bloß spaßhaft zu fassen ist: der Scherz und Spaß ist nur irdischer Optik zu verdanken und enthüllt erst recht die Hintergründigkeit der Welt (dies wird in Spanien so bleiben bis in die Zeit Lopes und Calderons hinein: der ‚gracioso' ist nicht nur Spaßmacher, sondern oft ‚begnadet,', *graciado*, wie der Einfältige der Bergpredigt). Die Schwänke des Erzpriesters erhalten von diesem dogmatischen Hintergrunde aus ihre Rechtfertigung: diese Schwänke sind durchaus einzubauen und zu rechtfertigen innerhalb des *ordo dei*. Daher sehe ich keine theologischen Schwierigkeiten für den Priester, der lockere Histörchen erzählt: das *libro de buen amor* erzählt auch *locuras* (nicht nur solche, wie der Todes-Hymnus bezeugt), weil törichtes Handeln der Menschen in die gottgewollte Ordnung hineingehört.

---

auftritt, sich bewußt oder unbewußt auf die transsubjektiven Maßstäbe bezieht". Müller zitiert aus Hartmanns im Einklang mit scholastischer Zulassung der irdischen Genüsse stehender Rede vom Glauben den Satz *des fleisches wollust daz ist der sêle vollust*, der relativistisch eingeschränkt wird: *swer si ubit ze unmâze unde si durch got ne wil lâzen* — genau so betont der Arcipreste das *con natura* des Liebesgenusses, nur der *ome de mal seso* verfährt *sin mesura* (73).

[1] Die Parallele zwischen unserer Szene und einer solchen aus dem Quijote zieht schon W. Krauß: Er stellt das Verhalten des *rribaldo* mit dem Sancho Panzas zusammen und sieht darin ein (aktivistisches) Achten auf den Vorgang (statt auf die Rechtshandlung). Ich sehe den Aktivismus des *rribaldo* mehr eingeordnet in den mittelalterlichen Gradualismus.

[2] Bei Rabelais, der dieselbe Szene in seinem Pantagruel bringt, ist die Freude am Mimischen als lebendiger Betätigung von Menschen und Leben selbstherrlich geworden: Panurge, der intellektuelle Meisterer des Lebens, ist eine Art Pan-actor, der alle möglichen Gebärden schauspielerisch-beweglich zu mimen hat. Der Gegensatz von pedantisch-gelehrter Definition einer Gebärde und einfacher volksmäßiger Gebärde ist selbst Spott an lebenvergewaltigender Pedanterei: das Leben ist einfach, wo der Kommentar zum Leben schwerfällig ist. Hier ist die Geste eindeutig, das begleitende Wort verunklärt nur den Klarsinn. Wir sind von der mittelalterlichen Auffassung des Zeichens entfernt.

Für Juan Ruiz ist wohl kein Problem gewesen, was den modernen Kritikern so viel Schwierigkeiten zu machen scheint: wie so ein Buch von der richtigen, der Gottesliebe, soviel von der törichten, der sündigen Liebe enthalten kann: die *locura* ist in der Welt vorhanden, sie ist es, von Gott aus gesehen, aber sie macht die Welt erst vollständig: ohne Narrheit kein Wahrheit. Man kann finden, daſs der Erzpriester sich reichlich lang bei der Sünde der Wollust aufgehalten hat, statt ‚guarda e passa', zu machen, aber dogmatisch-theologisch war er gedeckt. Er war — von selbst, als mittelalterlicher Christ — gedeckt, er brauchte sich nicht zu decken, zu ‚salvieren', wie moderne Kritiker meinen.[1] Er ist nicht „el escéptico más socarrón de nuestra literatura del siglo XIV", kein Skeptiker und kein Heuchler, wie Bonilla y San Martín, Rev. hisp. 15, 377 meint[2] — sondern ein verspieltes Weltkind unerschütterlich katholischer Bildung und Weltanschauung. Auch W. Krauſs möchte „diese Schelmenstücke bänkelnder Rabulistik" nicht für das Bekenntnis eines Freigeists ansehen (S. 75f.).

Ganz abzuweisen ist jene pseudo-biographische Auffassung von der heuchlerischen Selbstrechtfertigung des Priesters, der, um seinen Vorgesetzten kein Ärgernis zu bieten oder um sich vor Anfeindung zu retten, ein moralisches Mäntelchen um seine lockeren Geschichtchen gehängt habe. Die prosaischste Ausprägung dieser Ansicht findet man in der Abhandlung von O. Tacke, „Die Fabeln des Erzpriesters von Hita" (RF. 31, 552ff.): „Die Menge der Hinweise [auf das Etwas, das in dem Buche verborgen sei] hat für den modernen Leser nur das Gefühl im Gefolge, daſs Roiz einer äuſseren Form mit ihnen genügen will, einer Form, wie sie damals landläufig war. Es mag ihm ja eine leise Vorstellung von der Verantwortlichkeit des Schriftstellers für die eventuell unmoralischen Folgen seines Buches vorschweben — in erster Linie läſst er es sich angelegen sein, seinen Vorgesetzten gegenüber die Rolle des Moralisten, der nur bessern und lehren will, durchzuführen. Durch das häufige Hinweisen auf den tiefen Kern, der in seinem Liebesbuch verborgen liegt, deckt er sich gewissermaſsen den Rücken und verschafft sich eine Paſskarte für die Anstöſsigkeiten,

---

[1] Man kann hier an die mit Bibelzitaten gespickten und Novellen bildenden ehebrecherischen Briefformulare der ‚Rosa Veneris' des Maestro Boncompagno (13. Jh., Italien) erinnern, die Baethgen, Dtsch. Vierteljahrsschrift 5 bespricht und die manche auch thematische Übereinstimmung mit dem Erzpriester zeigen. Rheinfelder betont (Kultspr. u. Profanspr. S. 150), „wie im mittelalterlichen Gelehrten Orthodoxie, theologisch-liturgische Bildung mit moralischer Laxheit zusammengehen kann".

[2] Wie konnte dieser Gelehrte nur glauben, *libro de buen amor* sei ‚libro de alcahuetería', weil J. Ruiz einmal scherzhaft nahelegt, er habe sein Buch nach der Kupplerin *buen amor* genannt — aber wo steht denn diese Andeutung? in str. 933, nicht zu Anfang des Werks. Cejador hat hier recht: „Es salida humorística y desenfadada del Arcipreste, pues iría contra lo bien asentado por él mismo" und erklärt auch richtig die ganze Strophe. Die von Bonilla noch angeführten Worte des Prosaprologs müssen, da sie in S stehen, m. E. nicht unbedingt vom Dichter sein.

die er bringen wird. Dann kann er ja immer sagen, wenn man ihn ihretwegen zur Verantwortung ziehen will: Ich mufs das bringen, um mein verborgenes Ziel zu erreichen. Alle Angriffe, die auf ihn erfolgen könnten, kann er ablehnen mit der Begründung: Ihr legt mir da etwas unter, woran meine Seele nicht gedacht, genau wie jener römische Schlaumeier (?!) seinem griechischen Opponenten".[1] So hausbacken dieser angebliche Seelenzwiespalt von dem Kommentator stilisiert ist, so hausbacken und amusisch-ahnungslos ist das alles empfunden: der Arcipreste braucht keine ,Pafskarte' aus dem Reiche der Frivolität in das der Ehrbarkeit zu lösen, weil es keinen Pafszwang für den Übertritt aus dem einen in das andere gab: diese Läfslichkeit mag für uns Moderne und besonders für protestantische Leser befremdlich sein, aber sie gehört zum Wesen einer die Welt der Erscheinungen nicht leugnenden Theologie.[2]

---

[1] Ähnlich S. 580: ,,Wie enorm ernst es übrigens dem Priester mit seinen erbaulichen Zwecken ist [der Ermahnung an alle Frauen, sich von der Endrina-Erzählung warnen zu lassen, str. 892ff.], sehen wir daraus, dafs er unmittelbar in ein neues Liebesabenteuer überleitet, gleichsam aufatmend, nun wieder den lästigen, salbungsvollen Ton von sich werfen zu können." Ich finde nirgends das Aufatmen des Priesters, das Tacke hinzugedichtet hat, vielmehr eine sehr eindringliche Formulierung der Lektion (*¡guardat!* als mehrfache Umrahmung der erbaulichen Fabel: zweimal vorher, viermal nachher; dahinter und davor *abrit* [*vuestras*] *orejas*). Ist eine Geschichte erbaulich abgeschlossen, so kommt eine andere daran: daher beginnt der Priester heiter-harmlos diese zweite: ,Da ich danach nun ohne Liebe und Liebesschmerz war . . .'"

[2] Man braucht nur das Kapitel ,L'amour et son objet' in É. Gilson's Werk ,L'esprit de la philosophie médiévale' zu lesen, um zu begreifen, dafs für die mittelalterliche Philosophie, die von Ovids De arte amatoria ausgeht, ,,l'amour humain commence nécessairement par être un égoïsme et un amour charnel"; ,,l'ascèse de la morale chrétienne . . ., au lieu de mutiler le désir en niant son objet, . . . comble le désir en lui en révélant la sens: . . . un bien infini nous attire"; ,,ce que saint Bernard nomme l'amour charnel c'est à dire l'amour de nous-mêmes pour nous-mêmes . . . est donc le point de départ nécessaire de toute l'évolution ultérieure de l'amour, non pas parce que Dieu nous l'impose, ni parce que c'est de soi une chose excellente, mais parce que, sans cet amour, nous ne pourrions pas même subsister. Pour pouvoir aimer Dieu, il faut vivre, et, pour vivre, il faut s'aimer soi-même'. Man lese nach diesen Zeilen die str. 71—76 der Einleitung des Libro de buen amor, in denen auf die natürlichen Grundlagen aller menschlichen Lieben gewiesen wird: nach Aristoteles leidet die Welt an zwei Dingen: an Hunger und Sexualtrieb (vgl. hierzu Buceta, RFE 12, 56ff.) — *segunt natura* und *con natura* begatten sich Tiere und Menschen (diese Zusammenstellung kommt noch öfter vor, so *dueña* und *todas las fenbras* einbegriffen unter *todas las animalias* 631), der unvernünftige Mensch allein hält nicht *mesura* ein und will *esta locura* allzuoft wiederholen. Der Dichter betont, dafs er der Autorität Aristoteles nachspreche, aber dessen Behauptungen werden empirisch (*por obra*) bewiesen. Damit kann man wieder zusammenhalten die Feststellungen Gilson's im Kapitel ,,Le moyen âge et la nature": ,,Dans les philosophies du moyen âge, comme dans celles de l'Antiquité, un être naturel est une substance active, dont l'essence cause les opérations et les détermine avec nécessité. Cela est si vrai que les pensums médiévaux s'appuient toujours sur l'observation d'une nécessité pour en induire l'existence d'une nature" (Thomas v. Aquin: ,,hoc enim est naturale

Vor allem rechnet dies unpoetische Hineintragen von Nützlichkeitserwägungen des Autors, die man überdies nur aus der Tatsache seiner Zugehörigkeit zum geistlichen Stande folgert, mit einer falschen Ansicht vom ‚autobiographischen' Charakter des Libro de buen amor: natürlich hat das Buch autobiographische Form, aber aus der Erzählung in der 1. Person folgt noch nicht, daſs der Autor wirklich all das erlebt hat, was er uns vorfabelt: die von Rousseau und Goethe datierende bekennerische Ich-Erzählung hat nichts mit dem Ich eines mittelalterlichen Dichters zu tun, das sich selbst als stellvertretend für den kreatürlichen Menschen darbietet (76 *E yo, porque so ome, como otro, pecador*, Ove de las mugeres á vezes grand amor, Provar ome las cosas non es por ende peor, E saber bien e mal e usar lo mejor), der die Dinge der Welt an sich heranläſst und das Gute auswählt. Das Erlebnis ist von vornherein ein kollektives, so ‚persönlich erlebt' es klingen — und sein mag (ähnlich bei Dante). Daſs der Dichter sich selbst nennt und auch die Jahreszahl der Fertigstellung seiner Dichtung, ist nicht ‚personalistischer' als die Aufschriften unserer Buchdeckel. Ausdrücklich sagt er: 909 *Dixela* [la estoria de doña Endrina] *por dar ensyemplo, non porque a mi avino.* Daſs man noch immer an die Tatsächlichkeit einer Gefängnishaft des Erzpriesters glaubt — Menéndez Pidal will sogar aus dem Vorkommen derartiger Anspielungen in der späteren Handschrift S schlieſsen, daſs zwischen G und T einer-, S anderseits diese Gefangenschaft liege[1] — kommt mir

quod similiter se habet in omnibus, quia natura semper eodem modo operatur"). Gilson folgert daraus eine induktiv-wissenschaftliche Haltung. Man sieht, Juan Ruiz ist dogmatisch fest. (Tacke bei seiner sonst so unphilosophischen Einstellung hebt den ‚echt mittelalterlich-scholastischen Zug' in J. Ruiz' Auffassung der Wirkung der Sterne auf das Menschenschicksal hervor, S. 557). —

[1] Man beachte, daſs die Hinzufügungen des Kodex S z. T. mit dem in den anderen Codices Überlieferten ‚double emploi' bilden (so gerade die Stücke des Anfangs, ferner die ebenfalls, allzu autobiographische Strophe 575, 1014). Auch die Bemerkung, die für Menéndez y Pelayo den Schalk im Erzpriester zu verraten schien, daſs einige Schliche und Tricks für die ‚törichte Liebe' etwaiger Sündebeflissener in dem Buch zu finden seien — dieser Hinweis auf einen Cicerone des Lasters findet sich in dem nur im S erhaltenen Prosaprolog. Ich habe also Bedenken, die S zugrundeliegende Redaktion für eine Art ‚editio ne varietur' zu halten, im Gegenteil, sie scheint eher von jemand geschrieben, der die Absichten des Dichters noch mehr ‚explicit' machen wollte und den Zustand der Menschheit nach Auffassung des Juan Ruiz zu einem Privaterlebnis des Menschen Juan Ruiz machte. — Appel teilt mir gütigerweise die altprov. Belege mit, in denen er den Ausdruck ‚Gefängnis' = ‚Gefängnis des irdischen sündigen Lebens' gefunden hat: Poésies religieuses de Wolfenbuttel herausg. v. E. Levy in Rev. d. langues rom. 31, 173ff.: der Vf. bittet die Jungfrau [genau wie der Arcipreste!] um Befreiung:

de preiçon on ai estaç
.XX. ans e plus estres mon graç,
et d'aiquest tormens on eu son,
vos quier, domna, deliuraçon (V. 1243ff.)

ferner ZfrPh. XXI, 344 (besonders beweisend wegen der Ausdrücklichkeit des Metaphorischen und der allmählichen Heranführung des Bildes: in

schier unglaublich vor (selbst Alf. Reyes, der in der Vorrede seiner Ausgabe die Beziehungen zwischen Leben und Dichten des mittelalterlichen Dichters „con delicadeza" aufgefaſst wissen will, glaubt an die Tatsache der Haft aus Gründen ‚de política eclesiástica'): man hätte den mündlichen Hinweis Appel's (von Tacke l. c. S. 551 Anm. 3 in einer leicht zu übersehenden Anmerkung erwähnt) beachten sollen, daſs der Ausdruck „im Gefängnis" bedeutet: „im irdischen Gefängnis" (im Gegensatz zu ‚Himmel') und daſs die Notiz am Schluſs des Codex von Salamanca auf Kosten des Schreibers gehe. Wie kam man nur dazu, eine so rein theologisch aufzufassende Stelle wie 1:

Señor Dios, que a los jodíos, pueblo de *perdición*,
Sacaste de cabtivo *del poder de Faraón*,
A Daniel sacaste *del poço de Babilón*:
Saca a mi coytado desta mala presion . . .

---

dem Lied *Senhor Dieus belet* spricht Folquet von Romans V. 43ff. zu Gott, dessen Taten für den Menschen er — wie der Arcipreste — aufgezählt hat:

Gran merce·t clam com om vencutz
que m'aiut, dieus, per tas vertutz;
qu'en peccat soi natz e noiritz
et en peccat ai tan dormitz
c'a pena vei la clara lutz
que·l tieus sans esperitz m'adutz.
En escur vauc com per tenebras,
malautes sui pus que de febras,
en caitivier jac et en pena
e tenc al col gran cadena
que totz sui pesseiatz e frans,
tan fort es dura e pezans.
Glorios Dieus, senher del tro,
si·t platz, deslieura·m de preiso.

Solche Metaphern können auf die Bibel zurückgehen (vgl. Hiob, Kap. 7: Militia est vita hominis super terram: et sicut dies mercenarii dies ejus . . . Numquid mare ego sum aut cetus, quia circumdedisti me carcere? . . . Peccavi, quid faciam tibi, o custos hominum? quare posuisti me contrarium tibi . . . ?). Auch die babylonische Gefangenschaft, die die Zeit der Läuterung von Sünde für Israel war, spielt herein. Schlieſslich hängt ja die romanische Bedeutungsentwicklung von *captivus* (it. *cattivo* ‚elend, schlecht' usw.) mit demselben Vorstellungskreis zusammen: urspr. ‚in der Gewalt des Teufels, des Bösen' (vgl. REW[3] s. v. captivus). Dr. Scheludko verweist mich auf Ambrosius (Migne 16, 384): ‚... vere haec est captivitas, ubi animae a peccato captivae ducuntur ad mortem et a diabolica dominatione possidentur', Hilarius (Migne 9, 686, § 4): „gravior est animae quam corporis captivitas", was auch anders ausgedrückt werden kann (P. Damiani, An. Hymn. 48, 61): *me de vinculis tot culparum libera* oder (An. hymn. 40, 95 [12./13. Jh.] *educ vinctos de lacu miseriae*, womit in deutlicher Beziehung auf die Befreiung Daniels *de lacu leonum*, wie in den mittelalterlichen epischen Gebeten (und auch bei J. Ruiz), das irdische Leben gemeint ist: die *vincula* (*vincula diaboli* kommt oft in Hymnen vor) erscheinen wieder in der *cadena* am Halse des Sündenbeladenen des obigen altprov. Textes (vgl. auch in der Rota Veneris, DVLG 5, 52: „quod me dicitis persuasione diabolica sic esse vinculatum . . .). J. Jud, „Wissen und Leben" 1911, S. 321, erwähnt zur Begründung des Bedeutungswandels

(mit einem Demonstrativ[1] wie in biblischem *in hac valle lacrimarum*) im Sinn einer persönlichen Haft des Dichters zu fassen, nur um dem Sensationsbedürfnis der Biographieschnüffelei nachzugeben. In 2 ist ja wohl der unvollständige Vers *sácame desta laceria, desta presion*, der den Reim *-ina* erfordert, mit *malina* (= maligna) auszufüllen, so daſs wir noch eine Beziehung auf den Teufel fänden. Man beachte die Übereinstimmung der Ausdrücke *sacaste de cabtivo* in 1 und *libra a mi, Dios mio, desta presion do yago* mit den in der Anmerkung angeführten altprovenzalischen Stellen *deslieura·m de preiso* und *en caitivier jac e en pena*, die rein geistlich zu fassen sind. In der Stelle in dem Marienlied (1674):

De aqueste dolor, que siento
En presion syn merescer,
Tu me deña estorçer
Con el tu deffendimiento.
Con el tu deffendimiento
Non catando mi maldad
Nin el mi meresçimiento;
Mas la tu propia bondad:
Que conffieso en verdad
Que *so pecador errado*;
De ty sea ayudado,
Por la tu veçinidad,

wird die Art des Gefängnisses klar aus der parallelen Stelle in dem anderen Marienlied (1666):

[Maria] Folgura e salvaçion
Del *lynage umanal*,
Que tiraste la tristura
E perdimiento,

---

von ital. *cattivo* den Satz Augustins: „per inoboedientiam *captivi* facti sumus, quia ipse Adam non oboedendo peccavit". *captivus* ‚von Dämonen besessen' belegt Salonius, Vitae patrum S. 365. — Noch in dem *cativo* ‚unglücklich' des portugiesischen Minnesängers Macias klingt das Bild des Kerkers, ganz spirituell auf das Liebeslied bezogen, an, vgl. das bei Giese, Anthol. d. geistigen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel S. 294 abgedruckte Gedicht, das mit *cativo* beginnt und die Verse enthält: *Quen en carçer sol viver, en carçer se uai morrer.* Vgl. noch die Rede des Mönchs in der asp. Danza de la muerte (LII): *Loor e alabança sea para siempre / Al alto señor que con piadad / Me lieua a su Reyno, adonde contemple / Por syenpre jamas la su magestad. / De carçel escura vengo a claridad.* Bekanntlich ist das ganze Gedicht der platonisierenden Margarete von Navarra „Les prisons" auf dem Bilde des ‚prisonnier piteux et chétif' aufgebaut (vgl. Ausg. Lefranc S. LII).

[1] Es ist dasselbe wie in sp. *andar por esos mundos* (de Dios), *por esas calles* usw., deren stilistischen Ursprung weder Gessner, Ztschr. 17, 349, noch Weigert, Untersuch. z. span. Syntax S. 65, erkannt haben (der Gebrauch der afrt. *cil* statt Artikel im Epos ist etwas ganz anderes).

Que por *nuestro* esquivo mal
El diablo suçio tal
Con su obla engañosa
En carçel peligrosa
Ya ponía,

so daſs denn auch in 1671

Yo so mucho agraviado *en esta çibdad seyendo,*
Tu acorro e guarda fuerte a mi libre defendiendo,

,diese Haft' im Gegensatz zur himmlischen ,civitas' stehen muſs. Cejador y Frauca verweist selbst auf str. 787:

Coraçon que quisiste ser preso e tomado
De dueña . . .,
Posistele en presion e sospiros e cuydado,

wo *presion*, nun mehr weltlich gewendet, ,Liebesschmerz', ,apuro, pena' bedeutet. Wir erfahren wahrhaftig nichts von der ,persona prática' des Erzpriesters, nur von seinem mit der ganzen Menschheit gemeinsamen Los in diesem Jammertal nach der vom Einzelnen unverschuldeten Erbsünde. Wenn Menéndez Pidal (Poesía juglaresca y juglares S. 272), in dem Libro de buen amor mit Recht „un vasto Cancionero, engastado en una biografía humorística" sieht, so lege ich vor allem den Ton auf „humorística", wodurch das Autobiographische etwas verwischt und auf ein technisches Mittel eingeschränkt wird: im Gegensatz zu der aus Canzioniere und ernster Biographie bestehenden *Vita nuova* Dantes haben wir eine Art *Vita vecchia*, in der der alte Adam in seiner Weltläufigkeit und Lässigkeit gezeigt wird, mit gelegentlichem Sehnen nach anderem, und jedesfalls ohne sich des Verlassens des religiösen Rahmens bewuſst zu werden.

Vor allem müſste der moralische Rahmen, aus dem das Werk herauswächst (Anfang und Ende), doch ernst genommen werden; es handelt sich um einen moralischen Traktat (im Versmaſs des afrz. *Poème moral*, der *cuaderna via*, in dem die lehrhaften Teile einschlieſslich der Exempel abgefaſst sind), worauf noch die stets wiederkehrende Berufung auf Autoritäten (Cato, Aristoteles, Salomo, Christus, die Astrologen usw.) und die Sprichwörter vor und nach den Fabeln hinweisen. Manchmal ist die Lehrhaftigkeit sogar eine solche 2. oder 3. Grades: zur Belehrung erzählt der Autor ein Exempel, in dem jemand sich selbst belehrt zeigt und ,eine Lektion empfängt': z. B. die Fabel vom kranken Löwen (str. 82—88), in der der Löwe dem Wolf einen Schlag auf den Kopf gibt *por castigar* und der Fuchs sagt: ,En la cabeça del lobo *tome licion*: En el lobo *castigué* que feziese o que non' wird von der vernünftigen Dame erzählt, die ihrerseits sagt: ,*castigo* en su [anderer Frauen] manera, Bien como la rraposa en agena mollera' (str. 81) und: ,que el cuerdo en el mal ageno se castiga' (str. 89, ähnliche Ausdrucksweise auch in str. 905—6). Das *castigar* ist die Absicht des Fuchses in der Fabel, der Dame, die sie erzählt, und des Dichters,

der die erzählende Dame inszeniert. Die Dame ist *cuerda*[1] (str. 81 u. 89), indem sie Belehrung empfängt und weitergibt — die Absage an den Bewerber ist als moralische Unterweisung, als enxiemplo gegeben. Welche Freude am Lehrhaften zeigt nicht der häufige Gebrauch von *castigar* bei unserem Dichter, z. B. 574: *Castigate castigando, sabrás otros castigar.* Man kann auch in den Sprichwörtern, die eine Strophe abzuschliefsen pflegen:

423 El Amor con mesura dióme rrespuesta luego,
dyz: „acipreste, sañudo non seyas, yo te rruego,
non digas mal de amor en verdat nin en juego,
que a las vezes pora agua faze abaxar gran fuego"

436 A la muger que enbiares de ti sea parienta
que bien leal te sea, non sea su seruienta,
Non lo sepa la dueña por que la otra non mienta,
Non puede ser quien mal casa que non se arrepienta,

437 „puña en cuanto puedas que la tu mensajera
sea bien rrazonada, sotil e costumera,
sepa mentir fermoso e siga la carrera,
ca mas fierbe la colla con la su cobertera",

womit das spezielle Redethema immer wieder in ein ganz anderes Gebiet hineingehoben, in andere umfassende Zusammenhänge hineingestellt wird,[2] einen Überrest von g a n z e n Sprichwörterstrophen sehen (z. B. str. 424):

---

[1] Man beachte die lehrhaft einhämmernde Wortwiederholung, die den Kern der Einschuberzählungen in Verbindung setzen soll mit der moralischen Unterweisung: so 472ff. fünfmal die Hervorhebung des Wortes *olvidar, olvido* (vor und nach der Erzählung von Pitas Pajas). Ähnlich die Wiederholung des zentralen, fast möchte man sagen: des Predigtthemas etwa in der Satire auf das Geld: des Wortes *dinero*, zu dem Bonilla (bei Cejador, zu str. 490) eine mlat. Parallele mit wiederholtem *nummi* beisteuert, oder str. 616ff. des Wortes *arte*:

Con arte se quebrantan los coraçones duros ....
por arte juran muchos e por arte son perjuros.
Por arte los pescados se toman so las ondas ... etc.,

welche Zeilen Menéndez y Pelayo, Antol. de poetas líricos castell. III, S. LXXXII schon mit den *ars*-Anaphern der korrespondierenden Pamphilus-Stelle in Beziehung gesetzt hat. Selbst in dem Traktat von den kleinen Frauen (str. 1608—17) ist das Thema immer wieder ausgedrückt durch die wie Orgeltöne festgehaltenen beiden Worte *chico* und *pequeño*: als Vorstufe zu dem Hymnus auf alles Kleine kann man eine Stelle wie 733/4 (mit sechsmaligem *chico*) betrachten. Schliefslich geht ein Bühnenmonolog wie der Segismundos in La vida es sueño (II/19) mit dem wiederholten *sueña* (a l l e s t r ä u m t auf Erden) und überhaupt die span. Dichtungsform der Glossen auf dies schulmäfsig erlernte rhetorische Präzept zurück. (Über ‚anaphorische Hymnendichtung' spricht jetzt Hatzfeld, Ztschr. f. rom. Phil. 52, 707ff.).

[2] Man vergleiche hiermit die Einbeziehung eines Redethemas in ziemlich künstlich, nämlich zahlenmäfsig zusammengefafste gröfsere

Por poco mal dezir se pierde grand amor,
de pequeña pellea nasce muy grand rrencor,
por mala dicha pierde vassallo su señor,
la buena fabla sienpre faz de bueno mejor —

(ähnliche Sprichwörterstrophen 17, 18 als Fortsetzung von 16; 111 etc.), die selbst an die moralischen Vierzeiler des Rabbi Sem Tob erinnern. Das moralisierende Sprichwort erstickt alle persönliche Rede im Generellen. Auch beim Erzählen herrscht immer die Blickverschiebung nach dem Allgemeinen hin: J. Ruiz (str. 260) berichtet, daſs 5 Städte nach der Genesis infolge des Verbrechens der Luxuria zerstört wurden: „Las tres por sus maldades, Las dos non por su culpa, mas por las veçindades; Por malas veçindades se pierden eredades. Non te quiero, veçino, nin me vengas tan presto" — das *omnem circa regionem* der Genesis regt den Begriff der ‚Nachbarschaft' an (offenbar einen dem Kastilianer wichtigen juristischen Begriff) und damit ist er im Moralisieren drinnen, das weit vom biblischen Bericht abführt. Ich würde also das Libro de buen amor definieren: ‚un vasto Cancionero engastado en una autobiografía humorística, que se engasta en un tratado ascético-moral'. Das Gedicht ist nicht nur *Chantefable*, sondern Chantefable + Poème moral.[1] Diese Mehrschichtigkeit entspricht durchaus der Weltschau des Mittelalters.

Für den modernen Leser ist besonders überraschend das unpersönlich-generelle Gestalten eines Dichters, dessen Stärke die lebhafte Schau des Menschlichen ist: es ist tatsächlich so wie Menéndez

---

Sinnganze: das Thema ‚non olvides la dueña' wird eingebaut in folgende Dreiheit (str. 472/3): ‚Muger, molyno e huerta syenpre quieren el uso' — wie ich glaube, eine Denkweise katechetischer Provenienz (vgl. 15 Freuden Mariä usw.). Das Wegstreben vom Thema zur metaphorisch-redensartlichen Arabeske ist für unseren Dichter charakteristisch: auf Schritt und Tritt wird die Erzählung verwirrt durch redensartliche Parallelen (vgl. hierüber W. Krauſs S. 83ff.). Am deutlichsten ist wohl die *troba cazurra* auf die Bäckerin Cruz (115ff.), die mit echt spätgotischem rhétoriqueur-Zierrat und metrisch-sprachlicher Komplikation eine ganz einfache Tatsache umschreibt: bemerkenswert nun die sprichwörtlichen Redensarten, die vom Thema abführen: *tomé senda por carrera como un andaluz*; *á mi dió rrumiar salvada, él comió el pan mas duz*; *mensajero que la caça ansy adúz* (Wortspiel mit *presentó un conejo*, das wohl erotisch zu fassen ist, wie mir ein Hörer nahelegt, vgl. mfrz. *connin*, *conil* in derselben Bedeutung). Das ‚Rondeau des Unwillens' kennt solche Verkünstelung und Komplizierung auch in Frankreich (vgl. etwa Martin Le Franc's Rondeau, bei Glaser, Altfrz. Chrestom. d. späteren Mittelalters abgedruckt), aber letzthin stammt das Wortklangwesen (hier *Cruz cruzada* usw.) aus kirchlicher Hymnik, wie Hatzfeld, Ztschr. 52, 705f. fürs Afrz. nachweist.

[1] Oder, wenn man will, die beiden Teile, die man im Rosenroman nacheinander, je nach den beiden verschiedenen Autoren unterscheidet, der erzählend-weltliche und der moralisierend-didaktische, sind vom Erzpriester selbst als Einheit geboten: in ihm steckt ein Guillaume de Lorris und ein Jean de Meun (wobei wir Modernen dem Arcipreste-Guillaume de Lorris instinktiv den Vorrang einräumen).

y Pelayo sagt: „... traduce con tal brío que parece original", wir können nicht ohne weiteres solch temparamentvolle individuelle Detailbeobachtung im Dienste einer typisierend-generellen Didaxis begreifen. Hierin scheint sogar der Spanier weiter zu gehen als seine französischen Dichterkollegen: bekannt sind aus den altfranzösischen Romanen die Schilderungen der Schönheit weiblicher Heldinnen, die alle nach einem bestimmten Schema (Reihenfolge der Körperteile von oben bis unten; mit festgelegten Einzelzügen: getrennte Augenbrauen, kleine Zähne, rote Lippen usw.) gemodelt sind. Faral, Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois du moyen âge S. 102ff. hat auf die Herkunft dieses Schönheitskanons, dieser ‚descriptio formae pulcritudinis', aus der Schultradition und der gleichzeitigen neulateinischen Dichtung hingewiesen: aber bei Chrétien, im Eneasroman, in Aucassin und Nicolete sind es individuelle Heldinnen, die so generell dargestellt sind. Faral erwähnt, wie wirkungsvoll die Schilderung der Schönheit einer zum Sterben bestimmten Heldin (wie Camilla im Eneasroman) war; beim Erzpriester, der eine solche Beschreibung eines jungen Mädchens in der Vetula lesen konnte, wird der generelle Schönheitskanon dem Gott Amor als Liebesregel, als ein Punkt der ars amatoria, die er dem Dichter vorträgt, in den Mund gelegt[1]: die Schöne, die dieser lieben soll, muſs das Mosaik aller dieser erlesenen Körperbestandteile in ihrer gröſsten modischen Vollkommenheit, alle diese Reizungen eines Feinschmeckerliebhabers in der von ihm geliebten Frau beeinander haben, u. a. auch *las cejas apartadas*, ein Detail, das übrigens auch beim Selbstporträt des Juan Ruiz (1486) vorkommt (wie bei Mathieu de Vendôme: *blanda supercilia via lactea separat*, s. Faral l. c.; wie bei Dares: *notam inter duo supercilia habentem*, was schon Lessing im Laokoon XX richtig dahin interpretierte: „die Augenbrauen der Helena, will er sagen, liefen nicht zusammen"), sogar die deminuierten Glieder: *los dientes menudiellos ... un poco apvertadillos* wie *les dens blans e menus, les levretes vremelletes* in Aucassin, weil eben die Schultradition die „[descriptio] superficialis quando membrorum elegantia describitur" erforderte — wo die französischen Romane eine bestimmte Dame dem Schönheitsideal entsprechend malen, gibt uns der Spanier dies allgemeine Ideal selbst (432 *esta es talla de dueña*; 433 *paral mientes, sy ha el cuello alto, atal quieren las gentes*). Bei seinen eigenen Liebesabenteuern gibt er dagegen „descriptio intrinseca" in sehr all-

[1] Und sein (männliches) Selbstporträt erscheint im Munde der Kupplerin — gewiſs weil er sich selbst durch die Liebeshändlerin besonders schön malen konnte, aber auch vielleicht weil der Dichter selbst die detaillierte Schönheitsbeschreibung nicht auf seine Kappe zu nehmen wagte. — Ich finde übrigens im Gegensatz zu Krauſs S. 95 keinen Unterschied zwischen der obigen Schönheitsbeschreibung des J. Ruiz und der der Provenzalen: „Glied um Glied abtastend, tragen diese Dichter die pedantischen Superlative eines Schönheitskanons an ihre Idole heran, und doch tritt mit keinem Zuge die Artung des Modelles hervor" — das paſst doch auch auf unsere spanische Stelle!

gemeinen Umrissen, in der bürgerliche und höfische Züge sich mischen (so str. 77—79, 581—583, 911—912 usw.) — das Körperliche ist ein für allemal der individuellen Gestaltung entzogen, das Seelisch-Geistige erscheint in steter Neuauflage ohne persönliche Tönung. Die Typisierung erfordert nur Aufzählung aller Details, nicht Gestaltung von einem innerlich ergriffenen Zentrum aus: wie unsicher ist der Erzpriester in der Reihenfolge der Aufzählung schöner Frauenglieder, er geht auch Wiederholungen nicht aus dem Wege (zweimal etwas über die Zähne!) — wie flackert die äußere Erscheinung der Frau vor seinem Auge.[1] (Metrische Rücksichten werden wohl nicht allein gewaltet haben!)

---

[1] In der von Lessing kritisierten Ariost'schen Beschreibung der Alcina, die noch immer dem mittelalterlichen Kanon in der Reihenfolge und auch in einzelnen Details folgt, tritt dann zur Individualisierung des Frauenbildes auch noch die Individualisierung und Autonomisierung der einzelnen Körper t e i l e hinzu, die in ihrer Eigenbeweglichkeit gesehen werden, nicht bloß, wie der rein technisch eingestellte Lessing wollte, um Wirkungen und Reizungen auf den Leser auszuüben, sondern um ihre Kraft und spezifische Schönheit auszudrücken (die Brüste zwei Äpfel, hin- und herwallend wie Flut vom Zephyr gepeitscht — das soll nicht ‚Reiz' erzeugen = ‚Schönheit in Bewegung', sondern die spezifische Bewegtheit des schönen Körperteils, die Kraft dieser Kraftquelle versinnbildlichen). Nach Ariost bleibt dem Künstler nur noch übrig, alle Körperteile auf eine innere Kraft, die sie alle beseelt und innerviert, zu beziehen. — Das männliche Selbstporträt, das J. Ruiz die Kupplerin (str. 1485ff.) malen läßt, ist in der Methode gleich dem weiblichen (und auch in den Einzelzügen, so den — schon erwähnten — *cejas apartadas* und vor allem der lüsternen Praeteritio an den Geschlechtsteilen), aber es ist doch mehr auf e i n e n Grundcharakter eingestellt, den der tätigen, energischen, selbstbewußten Männlichkeit. Das grotesk-unheimliche Porträt der *serrana* (str. 1008—1010), das übrigens mit dem des Autors in einzelnen Zügen verglichen ist (1017, 1018, in S auch 1015), geht noch weiter in der Auflösung eines als widerwärtig dargestellten Frauenkörpers in häßliche T i e r gliedmaßen, wie wir solche mittelalterliche Bilder aus kompositen Teufelskörpern haben: *cabellos chicos negros como corneja lysa, mayor es que de yegua la patada do pisa, las orejas tamañas como d' asnal borrico* usw., die Busen werden geschildert 1019 *A todo son de citola andarian sin ser mostradas*, mit vollkommener Loslösung aus dem Gefüge des Körpers. Es ist eben die *serrana* ein *vestiglo*, ein *fantasma*, ein apokalyptisches Wesen, das nur der Teufel lieben kann (1011). — Ich möchte gegenüber der Auffassung Menéndez Pidals (Estudios liter. S. 295ff.) vom realistischen Charakter der *serranilla*-Figur, die an eine bestimmte Situation der Wirklichkeit, die Führung durch den Engpaß, anknüpfe, hervorheben, daß es sich im Gegenteil um eine ganz unrealistische Märchenfigur, den ‚wilden Mann' oder die ‚wilde Frau' handelt, einen Vegetations- oder Fruchtbarkeitsdämon in der Art des *vilain* mit der Keule, den Calogrenant in Chrestiens Yvein vor der Quelle des Waldes von Broceliande trifft, wie denn schon W. Giese in Ztschr. f. frz. Spr. 1932, S. 492, im Anschluß an Mulertts Artikel ebenda S. 72 an ‚das Dämonische des Spukdämons' bei den Serranas des Arcipreste erinnert und den Beleg aus dem 10. Jh. über überirdische wilde Frauen (silvaticae), die die Liebe irdischer Männer suchen, vergleicht. Man beachte wie die Serranas in eine grausig-gefährliche Natur hineingestellt sind: der Erzpriester malt hier chthonisch-vitale Kräfte, ohne sie theologisch zu verdammen, und die Vergleiche mit seinem eigenen Körper zeigen, daß er sich selbst so erdkräftig sah.

Gehen wir zum Bild der Kupplerin über, etwa str. 436—449, so sehen wir, daſs ebenso wie bei der idealen Frau, Eva in ihrer wissenden Bösigkeit auch als Typus erscheint: zuerst nur in ihrer Botinnenfunktion auftretend (436 a la muger que enviares — 437 la tu mensajera), dann ausgewählt aus einer Reihe von gleichwertigen Weibern, die gerade noch des Partitivs würdig befunden werden (438, 440 *toma de unas viejas*), verschwindet sie in der Beschreibung eines pluralischen Standestypus[1] (439 *son muy grandes maestras aquestas paviotas* usw.), um dann wieder als ein — allerdings auch nur als besonders gelungenes Exemplar einer Gattung hingestellter — Singular aufzutauchen: 443 *De aquestas viejas todas esta es la mejor, Rruegale* ... und gar wieder in die Beschreibung der Dame einzumünden (str. 446 En la cama muy loca, en la casa muy cuerda). Bezeichnend daſs in

[1] 704/5 wird die ‚Funktion' ausdrücklich hervorgehoben: *Oficio de correderas es de mucha poridat, mas encubiertas encobrimos que meson de vezindat*, ebenso 697 *la tienda del sabio corredor* (gleichsam ein Büro). Petriconi hat schon auf diesen Plural hingewiesen: er ist sozusagen ein solcher der Berufssolidarität, wobei die Berufsgeheimnisse der Kupplerin unmerklich in Evas Sündengeheimnisse übergehen — womit die Kupplerin sich selbst als das Böse darstellen muſs:

Si a quantas desta villa nos vendemos las alfajas
ssopiesen unos de otros, muchas serian las barajas;
muchas bodas ayuntamos que viene arrepantajas,
muchos panderos vendemos que non suenan las sonajas.

Damit geht das Wir der Berufssolidarität schon in jenes Wir der Sündengemeinschaft über, das wir ein paar Strophen weiter im Dialog zwischen der Vettel und dem Liebhaber antreffen:

816 (die Kupplerin begehrt ihren Lohn für ihre Leistung):
a veces non façemos todo lo que dezimos
e quanto prometemos quiza non lo conplimos;
al mandar somos largos e al dar escasos primos,
por vanas promisiones trabajamos e servimos,

wobei der Übergang von einem ‚wir' statt ‚ihr' (Typus: ‚wir sind ein Esel'!) der ersten drei Verse zu dem Berufs-‚wir' des letzten Verses bemerkenswert ist. Die Antwort des Liebhabers enthält ebenso zwei Arten von ‚wir' (818):

En lo que nos fablamos [wir die Auftraggeber]
fyusa dever avemos [wir die Auftragempfänger].

Solche Unsicherheit des Standpunkts hängt wohl auch mit dem Verschwimmen der Grenzen zwischen Individuum und Spezies zusammen. — Hierher gehört auch die Stelle in der Fabel von Stadt- und Feldmaus, wo der Landmaus (1380) die Worte in den Mund gelegt werden: *Al ome con el miedo non sabe dulçe cosa.* Tacke meint hierzu S. 667: ‚Hier ist der Erzpriester so im, man kann nicht anders sagen als Salbadern, daſs er ganz vergiſst . . .' — T. hat übersehen, daſs schon früher der, wie er sagt, „salbungsvolle Gemeinplatz" (1375) *huesped esto demanda, solás con yantar buena todos omnes ablanda* im Sinne der bewirteten Feldmaus gesprochen wird, ferner daſs *hombre* altsp. — ‚man, einer' ist). Es handelt sich nicht um Salbadern, sondern um unmerkliches Überflieſsen des Individuellen ins Generelle. — Foscolo Benedetto hat das Im Plural-Sprechen des Faux-Semblant des Rosenromans hervorgehoben: „quello che ci dice egli lo intende ripetuto per tutti i suoi confratelli: è il ritratto del suo ordine ch'egli ci vien dipingendo" (Beih. 21 der Ztschr., S. 67).

441 der Name der Trotaconventos zuerst als Appellativ auftaucht (*Estas trotaconventos fazen muchas baratas*) und durchaus, dem Wortsinn des volkstümlichen Kompositums entsprechend, eine Verbindungsmöglichkeit zwischen Kloster und Aufsenwelt bedeutet, dafs dann dies Wort mit dem Verb *buscar* zusammen in 697 auch noch generell gebraucht ist (*Busqué trotaconventos qual me mandó el amor, de todas las maestrias escogí la mejor;* mit Unrecht druckt Cejador y Frauca Majuskel; der Gebrauch von *buscar trotaconventos* steht auf einer Stufe etwa mit [580] *busqué e fallé dueña* oder mit *buscar criado*) und auch diesmal wird die Kupplerin wieder in ihrer Standesbezogenheit geschildert (699 *era vieja buhona de las que venden joyas ...*), bis endlich im Dialog mit Doña Endrina 738, 845, *Dixo Trotaconventos* als wirklich individuelle Partnerin erscheint, neben *diz la vieja*, immerhin Botin bleibend (868 *Vynome Trotaconventos alegre con el mandado*). In 912 heifst es wieder *busqué trotaconventos* (generell: *que estas son comienço para el santo pasaje;* im Gegensatz gestellt zu einem männlichen Kuppler: *non busqué otro Ferrand García*, 913), und nun wird die Kupplerin auch mit einem Taufnamen (allerdings mit einem ganz gewöhnlichen wie Ferrand García) genannt: Urraca (914), 1317 wieder mit der halb-appellativischen Bezeichnung vom Liebhaber gerufen (*Ffyz llamar Trotaconventos la mi vieja sabida*, ähnlich in direkter Ansprache 1343, 1497, wie man früher einen Diener ‚Diener' nannte) und von der Dame, bei der sie interveniert, mit Urraca (1325, 1326) angesprochen. Auch als sie stirbt, erinnert sich der Dichter (der sich als Liebhaber einführt) nur noch an die Funktion dieses Gattungswesens (1518: *Porque Trotaconventos ya non anda nin trota*, mit etymologischer Namenserklärung, vgl. *trotera* 926, 1513) und in dem Klagelied klingt das *mi Trotaconventos* (1569, 1571) ebenso appellativisch wie etwa *mi leal verdadera*. Die Grabschrift (1576) enthält wieder den richtigen Eigennamen *Urraca*. Was folgt daraus? Petriconi hat in seinem Artikel „Trotaconventos, Celestina, Gerarda" (Neuere Spr. 1924) nach Bonilla y San Martín das Typische der Kupplerinnengestalt (die mir übrigens viel weniger nationalspanisch[1] als vielmehr übernational-mittelalterlich erscheint,

[1] Petriconi weist darauf hin, dafs die Celestinengestalt in innigem Zusammenhang mit dem spanischen Volksleben stehe, indem der Spanier im Gegensatz zum Deutschen erotischen Verfehlungen eher Interesse entgegenbringen kann als etwa bacchischen (übrigens ist der Gedanke nicht ganz klar herausgearbeitet). Aber dann sollte man doch eben diese erotischen Verfehlungen selbst beim Spanier oft dargestellt sehen, während bekanntlich das Gegenteil der Fall ist und die bedauerlichen Kürzungen der Arcipreste-Codices ja gerade zeigen, wie sehr das öffentliche Empfinden schon an den relativ harmlosen Erzählungen des Juan Ruiz Anstofs nahm (auch ein Moderner wie Puyol y Alonso spricht anläfslich der Don Pitas Pajas-Episode von Pornographie). Das Nationalspanische (und damit: das Mittelalterliche, das in ihm so unerschüttert weiterlebt) der Celestinengestalt beruht auf den beiden Zügen der Sündigkeit und der Weltläufigkeit (Lebensvirtuosität): der meridionale Katholik findet in dieser Gestalt wieder was in seinem Wesen die sonderbarsten Spannungen hervorruft. —

vgl. die altfrz. Auberee, Richeut, die Vieille des Rosenromans und noch Math. Régniers Mazette, die Anus des Pamphilus, die Vetula, die Baucis in der Komödie ‚Baucis et Thraso', ferner Jacme Roig's Spill de les dones — das Böse an Eva kann nur in dieser Form begriffen werden), und das Lehrhaft-Didaktische der vorcelestinesken Gestaltung unseres Dichters betont. Man sollte sogar nicht von der Trotaconventos (der Trotaconventos der Endrina-Episode) sprechen, da sie sich nicht unterscheidet von den früher gezeichneten Kupplerinnen und erst vor unseren Augen aus dem Appellativstadium sich in ein Eigennamenwesen entpuppt,[1] höchstens von einer Urraca, die aber auch stets trotaconventos (mit Minuskel) bleibt. Wir sehen ein Herauswachsen des Exemplarisch-Individuellem aus dem Ständisch-Generellen vor uns.

In diesem Zusammenhang muſs hervorgehoben werden, was Petriconi auch schon angemerkt hat, „daſs die Endrina-Episode ...

Die Beziehung der mittelalterlichen Kupplerinnengestalten zu Eva könnte man in dem lat. ‚Pamphilus' V. 731 noch angedeutet finden, wo das Mädchen zur Alten sagt:

Fructibus ipsa suis que sit cognoscitur arbor:
Tu quoque nunc factis nosceris ipsa tuis.
Poma nucesque tuas michi tu dare disposuisti,
Cum tuus iste fuit Pamphilus ante fores.

(Unter dem Vorwand, ihr diese Früchte zu geben, hat die Alte das Mädchen zu sich gelockt, wo sie mit dem Jüngling zusammentrifft.)

[1] Ähnliches Zurücktauchen eines Eigennamens in seine appellativisch-generelle Vorstufe ist auch in anderen Fällen zu beobachten: so wenn Doña Endrina sagt (665) *Bien así enganan muchos a otras muchas Endrinas*, (909) *Entiende byen mi estoria dela fija del endrino ... sola con ome non te fyes nin te llegues al espino*. Die Mutter der doña Endrina, Señora doña Rama (824/5) ist auch aus einem Wortspiel geboren: (812) *Sy por vos non menguare, abaxarse ha la rrama, E verna doña Endrina sy la vieja la llama* (wohl fälschlich *la Rama* groſsgeschrieben bei Cejador!). Es handelt sich hier nicht nur um redende Namen, wenn es etwa heiſst: *Doña Endrina e don Melon en uno casados son* 891, sondern um das Sehen der Einzelpersonen und der namenspendenden Begriffen auf einmal. — Warum heiſst doña Endrina nach dem Schlehdorn? Wohl weil dessen weiſses Blütenkleid die Unschuld ausdrückt (vgl. Zimmern, „Kräutersegen"), weil sein Blühen den Frühling ankündigt und weil die ‚Dornen' auch bei dieser Liebe vorhanden sind. Demgegenüber ist Don Melón der feiste Priester, der auf Liebeswegen wandelt. — Angesichts der herzhaft von Pflanzen hergenommenen Namen will es mir nicht einleuchten, daſs die Nonne *doña Garoza* mit einem arabischen Wort für ‚Braut' [sc. des Herrn!] benannt sein soll: es liegt näher, an astur. *carozo* ‚Hülse des Mais' (Sinnbild von Wertlosem!) zu denken, zum Anlaut vgl. die Nebenform *garojo*. — Bezeichnend die Labilität des Namens, die noch auf den Grund der Namenerfindung zurückweist: don Melon de la Huerta erscheint 881 als don Melon Ortiz — vgl. etwa die pastorale Vermummung Don Quijotes (II, 67) in *pastor Quijotiz* — übrigens auch wieder als Fita — die Namengebung in modernen Dramen oder Romanen will menschliche Wesen, die den wirklich Lebenden gleichen, hinstellen, daher sie auch ein für allemal feste Namen tragen wie diese. Bei J. Ruiz ist die Namengebung eine künstlerische Verlebendigung, ohne daſs die Figur den Anspruch auf Eigenlebigkeit und daher Namenskonstanz machen kann. Abgesehen davon, daſs der mittelalterliche Name überhaupt noch nicht stabilisiert oder grammatikalisiert ist.

keineswegs aus dem Rahmen des Buches herausfällt, daſs sie denselben Charakter trägt wie alle übrigen Erzählungen, Schwänke und Fabeln". Mit anderen Worten: warum passiert in all den Liebesgeschichten immer wieder dasselbe, warum wirbt der Liebende immer wieder in derselben Form — durch Entsendung einer Kupplerin oder eines Kupplers, durch Sendung von Liebesliedern usw. — um die verschiedensten Damen, warum sind die Liebesgeschichten nicht nach einem bestimmten psychologischen Auswahlprinzip angeordnet?[1] Nun, eben weil das Psychologische diesem Autor nicht wichtig ist: er schildert immer wieder neue Illustrationen des *loco amor*, er sieht einen gleichsam statischen Bereich irdischer Verführung und die Fortschrittlosigkeit, das Auf-der-Stelle-Treten, das Wiederholen derselben Züge hängt damit zusammen, daſs die einzelnen Liebesgeschichten nicht an einem psychologischen Faden aufgereiht, sondern radial um eine zentrale und autoritäre Wahrheit gelagert sind[2]: jede einzelne Erzählung symbolisiert im Grunde die eine Wahrheit: die Vorstellung des Auf-der-Stelle-Tretens beziehen wir — an ‚Fortschritt der Handlung' und an eine der Psychologie inne-

---

[1] Ähnliche Anordnung von verschiedenen immer wieder denselben moralischen Satz demonstrierenden Exempla haben wir in Frankreich in den *Quinze joyes du mariage*, auch in Villons ‚Testamenten', wo eine von auſsen hergeholte Fiktion die innere Kompositionslosigkeit (im modernen Sinn) ersetzen muſs. — In dem erstgenannten Werk findet sich übrigens auch die langsame Ablösung des Individuell-Novellistischen aus dem Exempel, vgl. Voſsler, Frankreichs Kultur und Sprache S. 170 und Vf., Rom. Stil- und Literaturstudien I, 9: die Vorgänge werden nicht als einmalig-passierte, sondern als virtuell mögliche hingestellt. Man vergleiche damit etwa die Darstellung eines allgemeinen Sachverhalts bei Ehen str. 486ff. (*esto contesce a caçadores mill*) an einem Pedro, der für ‚hombre cualquiera' (Cejador) steht, im (gnomischen) Präsens: dieses Virtuelle, das dem Pedro passiert, steht unmittelbar neben der ein einmaliges Geschehen sozusagen historisch erzählenden Novelle von Don Pitas Pajas! — Ph. Funk, Überwelt u. Welt im Mittelalter (Histor. Jb. d. Görres-Ges. 1931 S. 31ff.) erwähnt den Mangel der Ordnung in gotischen Kirchen, der gerade aus der Fülle der vielfachen, mit religiöser Bedeutung gefüllten Kultobjekte stamme, u. a. auch „die Möglichkeit eine und dieselbe Figur mehrmals in einem Raume, vielleicht sogar auf einem Altare, zu finden": von dieser sakralen ‚Unordnung' führt ein Weg zu der der weltlichen Kunst. Die Werkeinheit (bei aller Vielfalt des Gleichen) ist bei J. Ruiz vorhanden wie in einer mittelalterlichen Kirche, die immer wieder dasselbe abbildet. Guisasola hat RFE. 16, 69f. diese Einheit des Werkes hervorgehoben, nur muſs man die Digressions- und Wiederholungstechnik nicht bloſs auf Jongleurbrauch und orientalische Einflüsse zurückführen, sondern sie aus einem innerlichen Impuls des mittelalterlichen Dichters erklären (ähnlich steht es ja auch bei Villon).

[2] Wiederholungen von Ansichten langweilen den Leser nicht, sondern verbürgen im Gegenteil die Richtigkeit der Ansicht, weil ja die Allgemeinbezeugtheit auf Notwendigkeit schlieſsen läſst, das *ut in pluribus* erst Sicherheit gibt (vgl. oben S. 254 Anm. 2 das Zitat aus Thomas v. Aquin). Gemütlich sagt Doña Venus, sie werde vielleicht Ratschläge ihres Gatten Don Amor wiederholen (str. 609):

Serás dello mas cierto, yras mas segurado:
mejor es el consejo *de muchos acordado.*

wohnende Transzendenz gewöhnten Leser daher, daſs uns das eine Zentrum abhanden gekommen ist, um das wir daher auch nicht ruhevoll kreisen können. Wie für den mittelalterlichen Menschen die eine Wahrheit ruht, so ruhen auch die verschiedenen Verkörperungen des Bösen. Die Namen, die die Kupplerin erhält, 41 an der Zahl (str. 924—927), geben uns eine Übersicht über die Fallstricke (meist sind es ja auch Wörter, die von Vorstellungen wie ‚Fallstrick' ausgehen), die dem Menschen dräuen — es sind gleichsam katalogisierte Beschimpfungen[1] des Bösen als der tätigen Macht, die um uns ist und die so gescheit uns einzufangen weiſs (nonbles e maestrias mas tienen que raposa) — daher kehren dieselben Worte immer wieder, wenn von den Kupplerinnen die Rede ist (so *cobertor, trotaconventos, avancuerda,* vielleicht *picaza* str. 441f.), auch die Aufzählung ihrer Beschäftigungen bleibt im Grunde immer dieselbe (mit str. 440 *erveras — andan de casa en casa; polvos, afeytes, alcoholeras — ciegan* vgl. 699 *buhona — dan la maçada — andan de casa en casa* usw.) — sie sind bewuſst, gescheit, redegewandt, wie das Böse, der Teufel (*la vieja sabida* ist ständiges Epitheton, 439: *ay quánto mal saben estas viejas arlotas!*), daher sich auch stets derselbe Dialog mit ihren Opfern und ihren Auftraggebern abspinnt. Unser künstlerischer Grundsatz *variatio delectat* wird in Schach gehalten von dem mittelalterlichen: *demonstratio delectat.*[2] Die moralische Wahrheit darf immer neu demonstriert werden: sofern das ‚quod erat demonstrandum' nur jeweils richtig herauskommt, war der mittelalterliche Leser wohl gern bereit, dieselbe Operation stets von neuem richtig zu vollziehen.[3]

---

[1] Vgl. die ‚14 Dinge', die dem Nachfolger der Urraca, Don Furón, zugeschrieben werden (1620); die 14 Fehler sind rein quantitativ (Synon por catorce cosas nunca vy mejor qu'el) aufgefaſst, daher wird die Zahl programmatisch an die Spitze gestellt, worauf die Schimpfwörter programmgemäſs abrollen (Abschluſs: tal era mi escudero). Dagegen ist die parallele Marot-Stelle:

> J'avois un jour un valet de Gascogne
> Gourmand, ivrogne et assuré menteur . . .
> Au demeurant le meilleur fils du monde

von vornherein auf Qualitatives, auf Ableitung aus einem Naturgegebenen (*de Gascogne*), auf deduktive Psychologie gestellt. Der Überraschungseffekt im letzten Marotvers, auch die humoristische Einfühlung in den ihn beraubenden Diener fehlt bei J. Ruiz. Der Kuppler Don Ffurón vollführt denn auch eine den Interessen des Herrn sinnlos-schädliche Tat (er liest diskrete Liebesbriefe auf offenem Markte vor) — die psychologischen Interessen des Franzosen sind ihm fremd. (‚Sinnlos' ist ja auch die Wahl eines don Ffurón nach dem mit Ferrán García gezahlten Lehrgeld.)

[2] Schlieſslich ist auch in der Dante'schen Commedia stets dieselbe Operation der Bezugherstellung zwischen Leben und Jenseitsschicksal zu vollziehen, nur hat Dante ‚Fortschritt der Handlung', weil seine Handlung durch die Hierarchie der Jenseitsreiche selbst bestimmt wird.

[3] Dasselbe Interesse waltet auch in dem Kampf zwischen Cuaresma und Carnal (str. 1067ff.). In solchen mittelalterlichen *Batailles, Debats, Contrasti* wirken ja wohl zwei Dinge nach: die Psychomachie, d. h.

Was bleibt also das Eigentümliche dieses so mittelalterlich gebundenen Dichters? Offenbar das „brío", das Temperament des Darstellens und Sprechens. Er hat die mimische Begabung des Jongleurs, der sich selbst vervielfältigt und virtuos in die verschiedensten Rollen hineinkriecht, der immer spezielle Gestaltung leistet dort, wo er eigentlich nur typisieren will. Der Schauspieler, der noch so sehr einen Typus darstellen will, gibt mit seinem empirischen Ich viel von sich, von seiner individuellen Persönlichkeit her — und Juan Ruiz ist eben der eindrucksvoll gestaltende Schauspieler im Dienst einer überpersönlichen Kunst. Menéndez Pidal sieht in ihm mit Recht den größten ‚poeta ajuglarado' des Mittelalters, wobei diese

der christliche Kampf der Seele zwischen Gut und Böse, der mit dem Sieg des Guten endet, und der wohl schon heidnische Mythos des Kampfes zwischen Naturkräften (Jahreszeiten usw.). Beide Elemente sind in der Darstellung des Erzpriesters noch gut zu merken: einerseits 1075 *Carnal goloso*, 1112 *salvar las almas* — anderseits der schließliche Triumphzug Amors und Carnals, denen der Frühling vorauszieht. In der Mobilisierung der Fleisch- und der mageren Speisen lebt sich heidnischer Genußwille, christlich vermummt, aus. Der Kampf zwischen Askese und Weltlichkeit mündet wie so oft bei unserem Dichter in den Sieg der letzteren. Was nun aber die Länge dieser Episode und die Fülle der Mitspieler erst richtig erklärt, ist die Freude an der Beziehungssuche, der ‚Hof von Emblemen', der die Allegorie umgibt, wie W. Benjamin sagt: der mittelalterliche Leser — oder der mittelalterliche Beschauer von solchen Faschingszügen, wie sie J. Ruiz literarisch darstellt — hat die Freude am Warum der Einordnung, an dem Detail der Charakterisierung im Hinblick auf das Zentrum des ‚Hofes'. Wenn statt der Speisen die Tiere mit ihren natürlichen Eigenschaften auftreten (z. B. das geruhige Rind statt des Rinderbratens, der beim Fangen wilde Tunfisch), so ist der ‚Kampf' für uns weniger abstrakt — aber den Dichter hinderte nichts, auch ganz unfaßbare Kampfbeziehungen herzustellen (so wenn 1103 die Sardine dem Don Carnal den Helm vom Kopf haut oder wenn 1116 der Polyp mit Pfauen, Truthähnen, Fischlein, Damhirschen kämpft). Die Verobjektivierung des Kampfes antagonistischer Prinzipien zu einem mittelalterlich geregelten Turnier (mit schriftlicher Herausforderung in juristisch stilisierten Sendschreiben), wie übrigens auch in der mfrz. *Bataille de Karesme et de Carnage*, kompliziert noch das Beziehungsspiel. Ich kann unmöglich in der mittelalterlichen Allegorese eine „pedantische Glasglocke mit dem Homunculus drin", die der Italiener Dante durch seinen Eros zerschmolzen habe, ein Poesie und Prosa vermischenden Stilmittel der ‚muffigen' mittelalterlichen Kunst (Formulierungen Voßlers in einem Kölner Vortrag) erblicken, sondern die Kunstübung, die dem mittelalterlichen, in einer kreatürlich gefallenen Welt Sinn suchenden Menschen zugeordnet war und nicht von modernem (humanistischem) Vorurteil aus bewertet werden darf: die Freude an der Beziehungssuche innerhalb des Kunstwerks ist Abbild der Sinnsuche des Menschen in der Welt: alles muß *ἄλλα ἀγορεύειν*. Man versteht die Allegorien des Don Carnal wie des Don Amor, der Doña Venus als Abkömmlinge der antiken Götter, die nun gefallen sind. W. Benjamin „Ursprung des deutschen Trauerspiels" S. 225 sagt: „die drei wichtigsten Momente im Ursprung abendländischer Allegorese [sind] unantik, widerantik: die Götter ragen in die fremde Welt hinein, sie werden böse und sie werden Kreatur. Es bleibt das Kleid der Olympischen zurück, um das im Laufe der Zeit Embleme sich sammeln. Und dieses Kleid ist kreatürlich wie ein Teufelsleib." So kommt es zur ‚allegorischen Zerstückelung'.

Wortbildung selbst ausgezeichnet das Sich-Anpassen an einen volkstümlichen Typus malt. Pidal weist auf die vielfältigen Töne hin, die unser Dichter, weil im Volke Anklang findend, anzuschlagen weiſs, auf den jongleurmäſsigen Schluſs mit der Bitte um Entlohnung und um Verbreitung seines Buches, das von Hand zu Hand wandern soll, wie der Ball im Spiel — man kann die volksmäſsige Darstellungskunst, dieses Anbringen von sinnfälligen Details und das Schauspielerische der Rede,[1] dieses Springen von Rolle zu Rolle,[2] das Sich-selbst-Inszenieren in der Rolle des Lebenssicheren (im Selbstporträt str. 1486ff.) hinzufügen — daher sind Erzählungen wie die von dem *ribaldo de Roma* und den *dotores de Grecia* oder die in geradebrechtem Französisch abgefaſsten Repliken der don Pitas Pajas-Anekdote, wobei dies fremde Idiom einerseits die Virtuosität des Erzählens zur Auswirkung gelangen läſst, anderseits das Gesprochene distanzierend eindrucksvoller macht, ferner der plötzliche Wechsel des Tons mit einer möglichst gewaltsamen Begründung,[3] oder die Darstellung von Fuchs und Rabe als *juglares* (Tacke S. 680) so charakteristisch. Von Menéndez Pidal stammt auch der Vergleich des Libro de buen amor mit der altfranzösischen Chantefable: auch ihr haftet etwas Virtuosisches und Komödiantisches an: da wird gesungen und gesagt, fabuliert und musiziert, die ‚Erklärung‘ der Mischform in ‚Aucassin et Nicolete‘, die in der Chantefable einen Mimus sieht, hat zwar nicht genetisch, aber deskriptiv recht — im Singen und Sagen auf einmal liegt ein Zug zur Selbstpotenzierung.[4] Damit finden wir zu den

[1] So ist es nicht verwunderlich, daſs Tacke in der abschlieſsenden Charakteristik der Verarbeitung von Fabelgut die Spezialisierung und den spanischen Realismus heraushebt: etwa wenn Ruiz die Fabel von Stadt- und Landmaus in den spanischen Orten Guadalajara und Monferrado spielen läſst und die Gerichte, die der Landmaus vorgesetzt werden, spezifiziert werden. (Daſs ich dann allerdings mit Begriffen wie ‚gesunder Realismus‘, ‚Originalitätshascherei‘ usw. nichts anfangen kann und daſs m. E. Tacke nicht verstanden hat, die spezialisierende Darstellung mit dem Generalisierenden der Kunst des Juan Ruiz zu kontrastieren, vermerke ich am Rande).

[2] Bezeichnend ist auch das Zusammennähen von verschiedenen, erprobten Poesie-Zyklen, der *gozos*, der *trobas cazurras*, der *serranillas*: fast immer erscheint ein Bündel gleichartiger Dichtungen zusammen. Dies verstärkt natürlich meine Ansicht von der literarischen Bedingtheit der sog. Erlebnisse des Erzpriesters (bezeichnend z. B. daſs das Itinerar der Reise, die der Priester in die Berge unternommen haben soll, sich an Hand der 4 *serranillas* von Reyes entwerfen lieſs).

[3] Z. B. Übergang von einem erbaulichen Traktat über die Waffen, die dem Christenmenschen gegenüber Teufel, Welt, Fleisch zur Verfügung stehen, zum Lob der kleinen Frauen, vermittelt durch die Erwägung, daſs die lange Predigt nicht wirke. Auch die fortwährenden Unterbrechungen durch die *enxiemplos* und Lieder, die keine Ruhe der Erzählung aufkommen lassen, sind wohl dazu angetan, die Kombinationsfreude und das Geistesspiel des Jongleurs ins Lied zu setzen. Ebenso gehört das Annehmen von Rollen gleichsam vor dem Publikum — der Arcipreste de Hita wird don Melon de la Huerta — hierher, sowie das Radebrechen von Fremdsprachen (wie Pathelin), das Aufzählen von Eſswaren oder Musikinstrumenten usw.

[4] Im Ganzen hat Schürr in seinem ‚Altfranz. Epos‘ S. 475 von der Chantefable eine ähnliche Vorstellung (der Dichter habe ‚den Versuch

Bänkelsängertönen des erwähnten Rabelais-Prologs zurück: auch Rabelais erinnert an den Charlatan und Volksmann, wenn er die Geheimnisse, die *horrifiques sacremens* seines Werkes, hinter denen die *substantifique moelle* aufzusuchen sei, marktschreierisch anpreist. Juan Ruiz macht dieselbe Reklame des Bänkelsängers für sein Gedicht,[1] wenn er auf das in seiner Dichtung Verborgene pocht. Es verschlägt nichts, daſs die technischen Mätzchen des Jongleurs und die Technik der Auslegung der heiligen Bücher dieselben Mittel und Wege finden: die Zusammenarbeit von Geistlichem und Jongleur, die Bédier seinerzeit als eine sehr materielle Symbiose von Geschäftsinteressenten an Dichtung faſste, ist in einem höheren Sinn bei Juan Ruiz Gestalt geworden. Es ist gleichsam die Symbiose von Weltlichem und Geistlichem innerhalb des mittelalterlichen Menschen überhaupt,[2] die er für uns verkörpert. Juan Ruiz ist noch nicht Villon, der die von der Religion nicht zu besänftigende Angst am eigenen Leib gespürt hat, und auch nicht Petrarca, der das taedium vitae persönlich erlebt, sondern ein Künstler der persönlichen Beobachtung, die sein mittelalterliches Weltbild noch nicht erschüttern konnte. Er schafft persönlich,[3] nicht ‚personalistisch.[4]

---

gemacht, den besagten Wechsel [zwischen Prosa und Dichtung] zu einem bewuſsten Stilmittel zu erheben und damit den Vortrag zu beleben‘), nur knüpft er rationalistisch-naturalistisch an Vorstadien der streckenweisen Gedächtniserleichterung von Spielleuten durch Prosa-Rezitation an, was mir künstlerisch undenkbar scheint: die Chantefable ist bewuſst auf einmal, eben als ein Singen und ein Sagen, auf den Plan getreten. Erweiterungen oder Einreiſsungen der Kunstgrenzen sind nie eine Tat der Schwäche, sondern der bewuſst auftretenden Energie. — Am ehesten läſst sich ein Fall wie die *troba cazurra* über das Mädchen *la Cruz* mit den Brauch der franz. Chantefable vergleichen, den epischen Bericht nicht nur im Rahmenteil, sondern auch in dem lyrischen Gedicht weiterzuführen und sprachlich die beiden Bestandteile zu verbinden: das *yo cruciava por ella* in 112 deutet auf den Namen *Cruz* im Gedicht und, nachdem im Lied der Name Cruz erst genannt ist, werden Wortspiele mit dem Namen in str. 121 angeknüpft. Der ungetreue Bote, heiſst es in 114 *comió la vianda, a mi fazie rumiar* — dieser Ausdruck erscheint in dem zugunsten der Bäckerin abgewandelten *A mi dió rumiar salvado* im Lied wieder: aber wieder erst das Lied kündet uns den Beruf des Mädchens. Ähnlich sind die *serranillas* inhaltlich an die Erzählung angeschlossen.

[1] W. Krauſs l. c. S. 64 nimmt die ‚doppelsinnigen Ankündigungen‘ des „Volksmanns“ J. Ruiz nicht allzu ernst.

[2] Reyes arbeitet den „popularismo“ der gelehrten Dichter wie Gonzalo de Berceo und J. Ruiz heraus. Ähnliches versuchte ich in der Auseinandersetzung mit Scheludko für französische Ependichter zu erweisen (Ztschr. f. frz. Spr. 46, 196ff. Zu dem dort behandelten Gebetstypus vgl. für J. Ruiz Guisasola, RFE. 16, 72).

[3] ‚la obra del poeta más personal que tuvo la Edad Media española‘ (Reyes, Vorrede zur Ausgabe).

[4] [Erst bei der Drucklegung habe ich von den zwei ausgezeichneten Artikeln Salvatore Battaglia's in der römischen „Cultura“ 9 [1930], 721ff. („Il ‚Libro de buen amor‘“) und 10 [1931] S. 15ff. („Motivi d'arte nel ‚L. d. b. a.?“) Kenntnis erhalten. Zu meiner Freude komme ich in vielen Punkten zu ähnlichen Auffassungen.]

Leo Spitzer.

2. Neues zur „Flamenca".

(Zu: Charles Grimm, *Étude sur le roman de Flamenca.* Paris, Droz, 1930. 175 S.)

Dieses Buch eines zweifachen Doktors (Yale und Paris) und Professors der romanischen Sprachen am Williams College behandelt in mehreren Kapiteln einige Fragen literarhistorischer, sprachlicher und metrischer Art, die sich an die „Flamenca" knüpfen. Die beiden ersten Kapitel sind mehr einleitender Natur. Sie bringen eine kurze Inhaltsangabe des Romans und einen äuſserst maſsvoll gehaltenen kritischen Bericht über alle Werke, die sich in irgendeiner Weise eingehender mit der „Flamenca" beschäftigt haben[1]. Mit dem dritten Kapitel beginnt die eigentliche Arbeit. Es ist das längste Kapitel und zugleich wohl auch dasjenige, das Verf. als Kern seiner Studie betrachtet. Es ist jedenfalls das originellste; denn Verf. unternimmt hier den Nachweis, daſs die „Flamenca" ein historischer Roman ist.

Das Mittel zu diesem Nachweis liefern ihm die in dem Roman auftretenden Personen. Zwar sind nach des Verfassers eigener Meinung gerade die Hauptdarsteller — Flamenca, ihr Gatte Archimbaut von Bourbon, ihr Geliebter Guillem von Nevers — sowie Flamencas Vater und Bruder fingierte Personen, aber der Roman bietet außer diesen noch eine groſse Zahl (über 30!) von Namen, vornehmlich solche von Mitgliedern bekannter Adelsgeschlechter, teilweise mit, teilweise ohne Vornamen, deren Träger meist als Teilnehmer an dem groſsen Schluſsturnier auftreten. Sogar den König und die Königin von Frankreich — leider erfahren wir ihre Namen nicht — bietet der Flamencadichter auf, um ihnen eine nicht unwesentliche Rolle in seinem Werke zuzuweisen. Alle diese Adelsgeschlechter läſst Verf. nun in ihren Vertretern von den ältesten Zeiten bis in die Mitte des 13. Jhs. vor unseren Augen aufmarschieren und versucht, diejenigen ihrer Mitglieder herauszufinden, die etwa in den durch den Roman gespannten Rahmen passen könnten. Nun hat Révillout schon 1875 auf Grund der Anordnung der kirchlichen Feste, die eine so bedeutsame Rolle in der Flamencahandlung spielen, nachgewiesen, daſs diese Anordnung nur für das Jahr 1234/35 zutreffen kann. Auf diesen Zeitpunkt bezieht Verf. seine Untersuchung zunächst und findet, daſs eine ganze Reihe von Persönlichkeiten — es sind auſser dem Königspaar acht an der Zahl, die aber, entgegen der S. 72 auf-

[1] Vielleicht hätte hier noch der kleine Aufsatz von Helen J. Harvitt, *A parallel between „Le Roman de Flamenca" (v. 2357—83) and Dante's „Purgatorio" (IV, vv. 1—13)* (Romanic Review I, 57—63) erwähnt werden können, in dem die Verfasserin die Möglichkeit erwägt, daſs Dante unseren Roman gekannt haben könnte und dieser vielleicht im Mittelalter doch nicht so unbekannt geblieben ist, wie allgemein angenommen wird. Das Buch von Erich Müller, *Die altprovenzalische Versnovelle*, Halle 1930 (= Romanist. Arbeiten hrsg. von Voretzsch Nr. XV), das die „Flamenca" in die Entwicklung der Gattung innerhalb der provenzalischen Literatur zu stellen versucht, ist dem Verf. bei der Drucklegung seiner Arbeit wohl noch nicht bekannt gewesen.

gestellten Behauptung, keinerlei Bedeutung für den Roman haben — in dieser Zeit nicht unterzubringen sind. Dagegen scheint die Aufzählung der in zwei Gruppen gespaltenen Kämpfer des letzten Turniers den politischen Zustand Frankreichs zu spiegeln, der in der zweiten Hälfte des 12. Jhs. herrschte, als das Land noch einen erheblichen englischen Besitz aufwies, und der mit dem Jahre 1205 ein Ende fand. Da nun im Roman der Herrscher von Brabant als Herzog erscheint, dieser Titel aber erst seit 1190 bestand, so ist als Zeitpunkt der Handlung das letzte Jahrzehnt des 12. Jhs. anzusetzen. In diese Zeit, so findet Verf., passen alle Persönlichkeiten des Romans (S. 83). Aber ist die Aufzählung der Kämpfer wirklich historisch getreu? Müſste nicht die Auvergne vielmehr, die bei den Vasallen des Franzosenkönigs steht, unter den englischen Vasallen verzeichnet sein? Und ist der Quercy wirklich ein englisches Lehen gewesen und nicht vielmehr eines des Grafen von Toulouse? Ist die Anordnung, die der Dichter trifft, nicht doch vielleicht eine zufällige, oder vielleicht eine nur geographisch bedingte (Ost- gegen Westfrankreich)? Oder ist es nicht möglich, daſs noch im 13. Jh. der alte Gegensatz zwischen französischen und englischen Vasallen, der so lange geherrscht hatte, in der Stimmung der Bevölkerung nachzitterte — so etwas kann doch sogar Jahrhunderte überdauern — und daſs der Dichter hiernach seine Gruppierung vornahm, wenn auch, wie wir meinen, historisch nicht ganz zutreffend? Kurz, ich glaube, daſs diese Stelle kaum dazu dienen kann, den Dichter zum Historiker zu stempeln. Und die im Roman erscheinenden Personen gestatten dies m. E. noch viel weniger. Wie steht es z. B. mit dem Grafen von Blois, der um diese Zeit Louis hieſs (S. 77), im Roman aber den Namen Thibaut trägt? Auch bei den Personen aus dem Hause Bar stimmt nicht alles (S. 79), und einen Gontaric, Grafen von Löwen, oder einen Grafen Raoul von Nevers gibt es 1234 so wenig wie 1190—1200 (S. 46 und 43). Endlich Archimbaut von Bourbon, eine der Zentralfiguren des Romans. Von 1190—1200 gab es keinen Herren dieses Namens in Bourbon, wohl aber 1234/35. Nun meint Verf. zwar, der Dichter habe gerade eine Zeit gewählt, wo kein Archimbaut in Bourbon herrschte; denn damit zeige er, daſs der im Roman eine so unselige Rolle spielende Archimbaut eine Fiktion sei, und entzöge sich auf diese Weise etwaigen Verfolgungen durch spätere Bourbonen. Aber ich fürchte, die späteren Bourbonen werden dieses literarische Alibi des Dichters kaum haben gelten lassen. Denn das Wesentliche ist doch, daſs es Archimbauts in Bourbon gegeben hat, und der Makel, den der Roman an das Haus Bourbon heftete, und die Kühnheit des Dichters, ein bedeutendes Geschlecht zu verspotten, bleiben dieselben, ob der Archimbaut des Romans 1235 oder 1195 oder überhaupt nicht gelebt hat.

Wie dankenswert der so sorgfältig ausgeführte Versuch, alle Persönlichkeiten des Romans zu identifizieren, auch ist, so kann er m. E. zu dem vom Verf. erstrebten Resultat nicht führen, weil er von falschen Voraussetzungen ausgeht. Der Flamencadichter war

kein Gelehrter (noch konnte er es sein), der sich historischen Studien hingab, um die Begebenheiten seines Romans in ein bestimmtes historisches Milieu zu stellen. Es scheint mir deshalb verlorene Liebesmüh, in sehr subtilen, aber mitunter recht anfechtbaren Darlegungen nachweisen zu wollen, daſs der in dem Roman auftretende König nicht Ludwig IX., der zum Jahre 1234/35 passen, sondern nur Philipp-August, der in das Jahrzehnt 1190—1200 verweisen würde, sein könne (S. 66 und S. 76). Der König von Frankreich ist genau so fiktiv wie die anderen Hauptpersonen des Romans und vom Dichter nur eingeführt worden, damit er dank seiner hohen Stellung Flamenca, die junge Ehefrau, durch jene kleinen Aufmerksamkeiten auszeichnen kann, die dann Archimbauts Eifersucht reizen und die eigentliche Handlung ins Rollen bringen.

Wie wenig historisch der Dichter verfährt, zeigt der schon erwähnte Fall des Grafen von Blois. Er heiſst im Roman Thibaut. Einen Grafen von Blois dieses Namens gab es weder 1234/35 noch im letzten Jahrzehnt des 12. Jhs., wo er Louis hieſs. Hier gesteht nun Verf. dem Dichter künstlerische Beweggründe für die Wahl des Namens zu: er habe, da der Name Louis im Herrscherhause von Blois selten, der Name Thibaut aber häufig sei, letzteren vorgezogen. Was für die Thibaut von Blois recht war, hätte für die Archimbaut von Bourbon billig sein dürfen; verknüpfte sich doch mit dem Namen dieser Stadt der Name Archimbaut so innig, daſs noch heute beide in der geographischen Bezeichnung des Ortes verbunden sind.

Auf diesem mit den Thibauts von Blois eingeschlagenen Wege hätte Verf. fortfahren sollen. Aber nicht in der Weise, wie er es für „Aimeric, *duc* de Narbona", getan hat (S. 49). Gewiſs gab es in der Geschichte keine Herzöge von Narbonne, sondern nur Vizgrafen. Aber zu einem wie armseligen Versemacher drückt Verf. den Dichter herab, wenn er ihm zutraut, er habe den Titel *vescomte* nur deshalb durch *duc* ersetzt, weil ersterer dreisilbig sei und schlechter in das Versmaſs passe als das einsilbige *duc*! Als ob der Flamenca-Dichter, der sein Handwerk doch wahrlich versteht wie nur einer, seinen Text nicht mit Leichtigkeit hätte so gestalten können, daſs auch für den dreisilbigen Titel darin Platz gewesen wäre! Dem Dichter war es, glaube ich, ziemlich gleichgültig, wie 1195 oder 1235 der Titel der Herrscher von Narbonne war. Er mag wohl gewuſst haben, daſs es in dieser Stadt mehrere Herrscher des Namens Aimeric gegeben hat. Aber er war weniger ein Kenner französischer Lokalgeschichte, als — und dies hat er bewiesen — ein Kenner der französischen Epik. So verknüpft sich ihm mit dem Namen Aimeric von Narbona der Titel, den ein Träger dieses Namens in der Epik führte. Im „Girart de Roussillon" (Ausgabe Fr. Michel S. 132) heiſst es nämlich:

Trames per Aimeric, duc de Narbona.[1]

[1] Diese Fundstelle verdanke ich der Ausgabe des *Aymeric de Narbonne* von L. Demaison Bd. I (Paris 1887) S. CXIXf. Ich weiſs, daſs

Gibt der Dichter hier in völligem Mangel an Historizität dieser Figur seines Romans einen sagenhaften Titel, so darf man die Vermutung aussprechen, daſs er bei Jaufré de Blaya, einer anderen Gestalt seines Werkes, an den berühmten provenzalischen Trobador gedacht hat, obwohl dieser schon 1148 tot war. Und es scheint mir ganz unmöglich, aus der Tatsache, daſs in der „Flamenca" ein Herzog von Brabant erscheint, es aber Herzöge von Brabant erst seit 1190 gab, einen *terminus a quo* für die Zeit der Handlung zu gewinnen, wie es Verf. (S. 55, 74) tut[1].

Können wir also des Verfassers These, daſs der Flamencadichter einen historischen Roman geschrieben und dessen Personen einer bestimmten Zeit entnommen hat, nicht beipflichten, so kann anderseits nicht geleugnet werden, daſs er die Handlung in die Vergangenheit verlegen wollte, in die „gute, alte" Zeit, als man es noch verstand, Hof zu halten, als *Valors* und *Jois* noch blühten. Hierfür sind des Dichters eigene Worte, deren Anführung Verf. sich merkwürdigerweise hat entgehen lassen, das beste Zeugnis (v. 228ff.):

Genz non son cortz aitals con solo;
breumen s'en passa hom aora,
per que vai Pres a mala ora.
Non es meravilla neguna,
car totz le monz trai a la una.
Sabez cals una es aquil?
Malvestatz, c'a mes en essil
Valor e so qu'a leis s'atain;
Pres es mortz e Jois sos compain etc.

Es ist die Zeit, da es noch so treue Liebende gab, wie es Flamenca und Guillem sind (v. 5956—57):

Aquist eron amador fi:
petit ne son ara d'aitals.

Genaueres als dieses Verlegen in eine vage Vergangenheit kann m. E. über die Zeit, in der die Handlung der „Flamenca" spielt, nicht gesagt werden. Nun hat zwar, wie schon erwähnt, Révillout als das Jahr der Flamencahandlung die Zeit 1234—35 festgelegt, eine Berechnung übrigens, die Verf. gar nicht in seine Diskussion einbezieht, geschweige denn widerlegt. Aber schon Révillout selbst erwog (S. 18 seiner Abhandlung) die Möglichkeit, daſs der Dichter willkürlich nach einem Computus, dessen Handhabung er sicher ebenso gut verstand wie sein Held Guillem, die Feste aufgestellt haben könnte,

---

Aimeric nicht überall sonst als „Herzog" erscheint. Aber die sich im prov. „Girart" ausdrückende Überlieferung hat dem provenzalischen Dichter der „Flamenca" besonders nahe gelegen.

[1] Hat sich etwa Adenet le Roi die Handlung seiner *Enfances Ogier* auch in die Zeit nach 1190 verlegt gedacht, da er doch ebenfalls von den Herzögen von Brabant spricht, deren erster Godefroy à la Barbe gewesen sei (v. 5117)?

ohne dabei ein bestimmtes Jahr im Auge gehabt zu haben. Diese Zweifel bin ich heute mehr denn je geneigt zu teilen. Damit käme dann freilich nicht nur die zeitliche Bestimmung der Flamencahandlung in Wegfall, sondern auch der Rückschluſs auf die Abfassungszeit des Romans.

Auch in dieser Frage versucht Verf. einen neuen Weg zu bahnen (Kap. IV). Die Tatsache allerdings, daſs ein Dichter es kaum gewagt hätte, einen fiktiven Archimbaut von Bourbon zu verspotten in dem Augenblick, wo ein wirklicher Archimbaut regierte (s. o.), kann kaum entscheidend gewertet werden, da ja, wie Verf. selbst zugibt, Sirventese genug auch gegen mächtigere Herren gedichtet worden sind und es doch wirklich gleichgültig ist, ob solch ein Spottgedicht 60 oder 10 000 Verse umfaſst. Zudem blieb, wie schon erwähnt, die Verspottung eines Bourbonen für jeden Nachfolger dieses Hauses — sei es auch seit 1272 in der weiblichen Linie — als höchst unangenehm bestehen. Ernsthafter aber fällt des Verfassers Feststellung ins Gewicht, daſs der Dichter das Wappen seines Bourbonen wie folgt beschreibt (v. 6998):

ab flors jaunas sus el camp blau.

Nun nahm im Jahre 1272 Robert, sechster Sohn Ludwigs des Heiligen, der Nachfolger des in der Manneslinie ausgestorbenen alten Bourbonenstammes wurde, als neues Wappen das französische (Goldlilien auf blauem Grunde) an, das er aber mit einem roten Querstreifen versah. Verf. sieht nun in dem oben zitierten Vers eine Anspielung auf dieses neue Wappen[1]. Hat er recht damit, so muſs die „Flamenca" nach dem Jahre 1272 — Verf. meint: zwischen 1272 und 1300 — gedichtet sein. An dem Anachronismus des Dichters, der dieses Wappen seiner Zeit auf eine längst vergangene Epoche überträgt, nehmen wir keinen Anstoſs. Aber daſs der Dichter hier so ganz unhistorisch verfährt, während Verf. ihm sonst ausgezeichnete Kenntnisse in der Geschichte weit zurückliegender Jahrzehnte zuschreibt, bedeutet in der Auffassung des Flamencadichters durch den Verf. einen Bruch, der auch durch die Bemerkungen S. 89—90 nicht ausgeglichen wird. Dieser Bruch besteht jedoch, wie gesagt, für uns nicht, da wir den Dichter wie alle seine mittelalterlichen Berufsgenossen als ahistorisch betrachten. Aber berechtigen uns überhaupt die oben zitierten Worte, das darin beschriebene Wappen mit dem neuen Bourbonenwappen zu identifizieren? Zwar meint Verf., der Dichter würde, wenn er als Heraldiker gesprochen hätte, gesagt haben: *d'azur semé de fleurs de lis d'or*. Aber der auf allen Gebieten so beschlagene Dichter war leider auf dem der Wappenkunde gänzlich unerfahren, und so hat er gerade den neuen und darum so wichtigen Teil zu erwähnen vergessen, nämlich das rote Band, das quer über das Wappen verlief, und auch das vertrackte Versmaſs

[1] Das alte Bourbonenwappen sah ganz anders aus (s. S. 88—89).

hinderte ihn wieder, sich klar und deutlich auszudrücken (S. 88—89). Nein, diese Gründe können bei diesem Dichter nicht gelten! Und betrachten wir seine kurzen Angaben nüchtern, so finden wir weder etwas von den Lilien, noch von deren goldener Farbe[1] erwähnt, die doch nun einmal zur Vorstellung des französischen Königsbanners gehören. Am Ende gab es im damaligen Frankreich wohl sonst noch ein Wappen, das gelbe Blumen auf blauem Grunde zeigte, wenn dem Dichter überhaupt ein bestimmtes Wappen vorschwebte und er es nicht, wozu keine allzu grofse Phantasie vonnöten war, einfach erfunden hat. Wir finden also in dem Licht, das aus dem genannten Verse der „Flamenca" für einen Augenblick aufzuleuchten schien, nicht die Kraft, die das über der Abfassungszeit der „Flamenca" liegende Dunkel aufzuhellen imstande wäre.

Auch der Heimatsort Flamencas — Nemours oder Namur — ist ein Rätsel, das der Verf. zu lösen sucht (Kap. V). Thomas hat darauf hingewiesen, dafs im Namen der Stadt Nemours das *r* bis zum 15. Jh. fehlte, dafs also die in der „Flamenca" als Heimatsort der Heldin genannte Stadt Nemurs nicht Nemours, sondern Namur sei. Aber auch diese Identifikation bietet sprachliche Schwierigkeiten: das *e* in der ersten Silbe und das stammhafte *s*. Vielleicht sind diese Schwierigkeiten sogar noch schwerer zu erklären als das *r* bei der Gleichung Nemurs = Nemours. Denn man ist wohl berechtigt anzunehmen, dafs die volkstümliche Rede das *r* dem Namen der Stadt schon lange eingefügt hatte, ehe es in schriftlichen Denkmälern oder gar in Urkunden[2] erschien, und dafs unser Dichter möglicherweise aus dieser volkstümlichen Überlieferung schöpfte. Jedenfalls kann die sprachliche Form des Namens keineswegs als ausschlaggebend zugunsten der Maasstadt angesehen werden. Dagegen scheinen die Verse 367—74 durchaus für Nemours zu sprechen. In diesen Versen, die Verf. auch zitiert, bittet Archimbaut den König von Frankreich, sein grofses Fest zu besuchen, auf dem Wege seine junge Frau in „Nemurs" abzuholen und sie nach Bourbon zu geleiten. Von Paris

[1] Allerdings spricht — Verf. zitiert die Stelle nicht — der Dichter in v. 91 von dem *auriflor* Archimbauts. Dies aber ist nichts anderes als eine Standarte, die einer Truppenabteilung vorangetragen wurde, wie es denn auch v. 92—93 heifst: *Zo era sa chaptal senhera Qu'als torneis anava premiera* (vgl. die lat. Definition dieses Wortes bei Raynouard, *Lex. Rom.* II, 145 s. v. *auriflan*). Es ist dasselbe wie afz. *oriflamme*, und so übersetzt es Meyer im Glossar. Zwar hatte er es in der *Crois.Alb.*, wo es als viermal vorkommend verzeichnet ist, mit *bannière à fleurs d'or* wiedergegeben. Das ist aber gewifs nicht richtig, da die so benannte Standarte an den vier Stellen vier verschiedenen Herren gehört und es wohl kaum denkbar ist, dafs alle vier ein Banner mit goldenen Blumen gehabt haben. Diese *auriflor* (Flam. 91) spräche also, selbst wenn Verf. es zum Vergleiche herangezogen hätte, nicht für die Gleichung *jaunas* = „golden". Dies ist ja auch von vornherein gar nicht anzunehmen, da der Dichter, wenn er die goldene Farbe meint, auch den Ausdruck dafür findet; z. B. *Et ac una polpra vestida Ab esteletas d'aur florida* (6377—78).

[2] Man vergleiche etwa, was Schultz-Gora über den Ortsnamen *Mévouillon*, prov. *Me(z)olho*, ausführt (*Zschr.* 50, 287ff.).

über Nemours nach Bourbon ist direkter Weg, nicht so über Namur. Zwar bemüht sich Verf. zu zeigen, daſs die Könige von Frankreich, insbesondere Philipp-August, oft von Paris abwesend waren, daſs vielleicht damals gerade der König im Norden Frankreichs weilte und somit leicht Flamenca aus Namur hätte abholen können. Aber die Residenz der französischen Könige war doch nun einmal Paris — Verf. betont es selbst —, und die Annahme eines zufälligen Aufenhalts des Königs im Norden ist durchaus willkürlich und unwahrscheinlich. Im Gegenteil, bei der Gewissenhaftigkeit, mit der der Dichter die innere Wahrheit der Ereignisse und Dinge in seinem Roman aufbaut, scheint es mir auſser Zweifel, daſs er eine Bemerkung über des Königs Abwesenheit von Paris und den ihm zugemuteten Abstecher nach Namur nicht vergessen hätte. Im übrigen darf man nicht übersehen, daſs Namur damals zum Deutschen Reiche gehörte, der französische König demnach einen Ausflug in einen fremden Staat hätte machen müssen, um Flamenca abzuholen.[1] Nach alledem scheint es mir unmöglich, die Tatsache aus der Welt zu schaffen, daſs in der Vorstellung des Dichters die Heimat Flamencas auf dem Wege von Paris nach Bourbon lag, also unmöglich Namur sein kann.

Dieser Tatsache aber steht eine Angabe des Dichters gegenüber, die auf den ersten Blick mit jener unvereinbar ist und die Verf. dementsprechend als entscheidenden Beweis für die Gleichung Nemurs = Namur ansieht. Als Hochzeitsbitter schickt nämlich Flamencas Vater fünf Boten aus, die in sieben Tagen alle Edelleute Flanderns — von anderen ist nicht die Rede — einladen (v. 143—48). Es ist in der Tat erstaunlich, daſs der Herr von Nemours den Adel Flanderns einlädt und nicht den seines eigenen oder eines ihm benachbarten Gebietes. Wie viel plausibler ist es, anzunehmen, daſs der Festgeber Graf von Namur war und seine Nachbarn aus Flandern einlud (S. 95). Die Argumentation ist gewiſs bestechend.[2] Wenn

---

[1] Wenn man des Dichters Worte genau nehmen darf, so sprechen auch v. 19ff. gegen Namur. Flamencas Vater begründet hier seinen Entschluſs, seine Tochter nicht dem slawonischen Könige, sondern Archimbaut zur Frau zu geben, damit, daſs er auf diese Weise Gelegenheit hätte, seine Tochter wenigstens manchmal zu sehen:

> Mais voil que sia castellana
> e qu'ieu la veja la semana
> o·l mes o l'an una vegada ...

Es wäre wohl schwer gewesen, von Namur aus Flamenca jede Woche einmal in Bourbon zu besuchen.

[2] Eine zweite Stelle (v. 6941—48) scheint ebenfalls der Deutung auf Namur günstig zu sein. Verf. erblickt ihre Beweiskraft darin (S. 93), daſs Flamencas Vater „gesehen" habe, wie Guillem am flandrischen Hofe Ruhm gewann. Von Namur ist es nun gewiſs näher nach Flandern als von Nemours. Aber Verf. meint selbst, der Erzähler habe natürlich auch von Nemours nach Flandern reisen können, um Zeuge von Guillems Ruhm zu werden, und legt infolgedessen dieser Stelle keine entscheidende Bedeutung bei. In der Tat: wenn Guillem selbst sich von Nevers nach Flandern begibt, um dort Ruhm zu erwerben, so kann es Flamencas Vater von Nemours

aber der Vater Flamencas ein Fest veranstalten will, das nach dem Ausspruch seines Sohnes seit Adam nicht seinesgleichen gesehen habe, ist es da nicht überaus erstaunlich, daſs er sich auf die Einladung der flandrischen Edlen beschränkt[1] und von denen anderer Gebiete überhaupt nicht die Rede ist? Überdies würde, wenn man annähme, der Festgeber beschränke sich auf die Einladung der Flamen, der Dichter sich selbst widersprechen. Denn in v. 194—96 heiſst es: *Tut li ric home, per ufana, De. VIII. jornadas enviro I vengron cascuns per tenzo.* Danach kamen also nicht nur flandrische Ritter, sondern solche aus einem Umkreis von acht Tagereisen zu dem Feste, bei dem auch fünf Bischöfe zugegen waren (v. 29), die das kleine Ländchen gewiſs nicht selber hat stellen können. So ist denn die Beschränkung der Einladung auf die flandrischen Groſsen recht sonderbar und bleibt es auch dann, wenn man annimmt, das Fest habe in Namur stattgefunden. Die Stelle bedarf also einer anderweitigen Erklärung. Der Text weist eine eigenartige Fassung auf: es heiſst, daſs die Boten des Festgebers keinen flämischen Edelmann uneingeladen lieſsen. Das schlieſst nicht aus, daſs nicht auch Bewohner anderer Gebiete zum Feste gebeten wurden. Daſs dies wirklich geschehen ist, beweisen die oben zitierten Verse 194—196. Die Heraushebung der Flamen muſs also einen besonderen Grund gehabt haben. Zunächst wohl einen geographischen. Der Dichter will m. E. andeuten, wie weit hinauf nach Norden die Boten des Grafen von Nemours ritten, um Gäste zu dem groſsartigen Feste zu laden. In diesem Zusammenhang ist es auch beachtlich, wie später Archimbaut selbst zu dem noch groſsartigeren Fest, das er in Bourbon zur Feier des Einzugs seiner jungen Frau veranstaltet, die Einladungen ergehen läſst. Tendiert der Herr von Nemours, das ja nur etwa 85 km südlich von Paris liegt, begreiflicherweise mehr nach dem eigentlichen, nördlichen Frankreich, so Archimbaut mehr zum südlichen Sprachgebiet. Wie im Falle des Grafen von Nemours mit Flandern die nördliche Grenze des Einladungsgebiets gegeben wird, so beschreibt der Dichter hier in einem nach Osten offenen Bogen — Berry, Poitou, Blaja, Bordeaux, Bayonne (v. 375—79) — die westliche Linie, bis zu der die Boten Archimbauts mit ihren Einladungen vordrangen.[2]

---

aus noch leichter getan haben. Im übrigen kann *vezer* auch „erfahren" bedeuten und wird, wie das Beispiel bei Levy, *S. W. B.* VIII, 728 Nr. 18 zeigt, in diesem Sinne auch da verwendet, wo von „Hören" und nicht vom „Sehen" die Rede ist. Es ist also nicht einmal sicher, daſs der Dichter sagen will, Flamencas Vater habe Guillems Ruhm an Ort und Stelle und aus eigener Anschauung kennengelernt.

[1] Auf den Umstand, daſs Flandern der Grafschaft Namur gar nicht unmittelbar benachbart war, sondern Brabant und Hennegau dazwischen lagen, soll hier nur nebenbei hingewiesen werden.

[2] Ebenfalls nach geographischem Prinzip erfolgt die Angabe der Einladungen zum großen Turnier, das Archimbaut nach seiner Heilung veranstaltet. Hier strömt die Ritterschaft von ganz Frankreich zusammen: *De Bordel tro en Alamagna, E de Flandris tro en Narbona* (v. 7198—99). Auch hier wieder Flandern als nördlichstes Gebiet!

Zu diesem geographischen Grunde gesellt sich noch ein kulturhistorischer. In einem dem Spanischen gewidmeten Aufsatz hat Mulertt (*Volkstum und Kultur der Romanen* III, 129ff.) die Tatsache beleuchtet, daſs die flämische Ritterschaft im Mittelalter ganz besonders berühmt war wegen ihrer Waffentüchtigkeit und des Glanzes ihrer Turniere. Es ist deshalb anzunehmen, daſs jedem mittelalterlichen Hörer oder Leser ein Fest, bei dem die flandrische Ritterschaft anwesend war, als besonders glänzend vorschwebte und daſs der Flamencadichter sie einladen läſst, gerade um diesen Eindruck zu erwecken. Und wenn später Flamencas Liebhaber nach Flandern zieht und dort Waffenruhm erntet (v. 6929ff.) oder wenn Archimbaut nach Löwen — dies allerdings in Brabant — zum Turnier reist, um seine alte Ritterehre wiederherzustellen (v. 6984ff.), so ist das ohne Zweifel denselben Kulturbedingungen entsprungen. Diese sind ganz allgemeiner Art, und die Einladung der Flamen hat mit ihrer gröſseren oder geringeren Entfernung vom Festort nichts zu tun, kann also keineswegs für Namur als Heimatsort Flamencas ins Feld geführt werden.

Der genannte Artikel Mulertts erweckt aber noch in anderer Hinsicht unser Interesse. Er befaſst sich S. 144 mit unserem Roman, insbesondere mit dem Namen der Titelheldin, und unternimmt es nachzuweisen, daſs das Wort „flämisch" in Frankreich wie in Deutschland den Sinn „groſsartig, prächtig" gehabt haben muſs.[1] Dafür ist ihm gerade der Name unserer Romanfigur ein Beweis, da dieser nach seiner Meinung zum mindesten eine lobende Charakterisierung seiner Trägerin bedeuten soll. Das ist, glaube ich, durchaus beachtenswert. Jedenfalls aber scheint es mir nicht angängig, in dem Namen eine Herkunftsbezeichnung zu sehen[2] und daraus auf die flämische Heimat Flamencas, d. h. auf Namur[3] als ihren Geburtsort zu schlieſsen. Das tut aber Verf. Er behauptet nämlich, es handle sich bei dem Namen Flamenca nur um einen Beinamen, *un sobriquet donné à la jeune fille soit parce qu'elle venait effectivement de la Flandre ou d'une région toute voisine, soit parce qu'elle avait le type flamand* (S. 34). Demgegenüber ist zu sagen, daſs ein Beiname, der sich von der Heimat herschreibt, nur in der Ferne einen Sinn haben kann. Marie hieſs *de France* nicht in Franzien, sondern in England, oder, um ein Beispiel zu geben, das Verf. selbst anführt (S. 34 Anm. 1): den Beinamen *l'Autrichienne* erhielt Marie-Antoinette sicher nicht in Öster-

[1] Daſs *flamenc(a)* im Prov. als Appellativum bestanden hat, nahm auch Chabaneau an; denn er schlägt (*Rev. lang. rom.* 45, 13) zu Flam. v. 1462 vor, *flamenca* zu lesen, und verweist auf Mistral, der dies Wort im Dauphiné als *toison* bedeutend anführt.

[2] Verf. zitiert S. 91 die dahingehende Meinung Thomas', ohne sich an dieser Stelle dazu zu äuſsern, war aber schon S. 34 vollkommen auf deren Boden getreten.

[3] Daſs Namur nicht in Flandern liegt, ist eine Tatsache, die kaum zugunsten einer in ihrem Namen angedeuteten Herkunft Flamencas spricht; wir wollen ihr aber keine allzu groſse Bedeutung beimessen.

reich, sondern erst in Paris, fern von ihrer Heimat. Flamenca aber heiſst schon in ihrer Heimat so. Schon aus diesem Grunde kann ihr Name nicht ihre Herkunft bezeichnen. Aber es ist überhaupt kein Beiname, kein *sobriquet*, es ist ihr richtiger Name. In dem ganzen Roman findet sich nicht die leiseste Andeutung dafür, daſs es anders sein könnte. Aber vielleicht war in Flandern der Name Flamenca als ständiger Rufname für weibliche Personen in Gebrauch? Auch dies ist wenig wahrscheinlich. Gerade in Flandern oder in dessen Nähe ist ein solcher Personenname am wenigsten zu erwarten. Mulertts Hinweis auf italienische, nach französischen Orten geprägte Rufnamen (Francesco, Parisina, Tolosano, Borgognone, Piccarda) zeigt, daſs man solche Namen nicht nach demjenigen Gebiet zu schaffen pflegt, in oder nahe dem man wohnt. Zum Überfluß weist Verf. selbst (S. 34 Anm. 2) aus dem Hause Limoges einen Gui *Flammenc* nach und bestätigt damit, daſs dieser Personenname in Südfrankreich, also fern von Flandern verwendet wurde. Flamencas Name ist also nicht herkunftsbezeichnend und ebensowenig eine Stütze für die Gleichung Nemurs = Namur wie die Einladung der flämischen Ritterschaft. Die Reiseroute des Königs dagegen spricht nach wie vor kräftig, ja man kann sagen: überzeugend für die Gleichung Nemurs = Nemours.

Im VI. Kapitel versucht Verf. die schon öfters aufgestellte Behauptung, der in v. 1732 genannte Bernadet sei der Flamencadichter, zu erhärten. Mir scheint der Text diese Deutung nur gezwungenermaſsen zuzulassen; die Darlegungen des Verf. klären die dunkle Stelle kaum auf und beruhen auf bloſsen Vermutungen. Nicht viel überzeugender wirkt das folgende Kapitel. Es soll zeigen, daſs in dem Verstecknamen *bella de Belmon*, mit dem Guillem seine Geliebte bezeichnet, eine Anspielung auf die hochgelegene Bourbonenburg, den Wohnsitz Flamencas, zu erblicken ist. Nun pflegen Burgen ja stets auf Bergen zu liegen, und es bedurfte wohl von seiten des Dichters weder einer groſsen Phantasie noch einer genauen Kenntnis der Topographie von Bourbon, um in einer solchen Vereinigung von *imagination* und *réalisme* (S. 108) den Namen *Belmon* zu erfinden.

Das folgende Kapitel ist dem Versbau und der Sprache des Flamencaromans gewidmet. Diese werden aber nicht in ihrer Gesamtheit betrachtet; es werden vielmehr einzelne Spezialerscheinungen herausgehoben und in sorgfältigen, meist alle Fälle erfassenden Listen, gewöhnlich im Vergleich mit denselben Erscheinungen im „Jaufre" und im „Castia-gilos" behandelt. Diese Erscheinungen sind:

1. Das, was Verf. *rimes répétitives* nennt, eine Bezeichnung, die er aus Mangel eines geeigneten Terminus gewählt hat, wofür aber schon vorher der treffendere Ausdruck „homogene" Reime geprägt worden ist (vgl. etwa Tobler, *Versbau*[4] S. 151, 155, 157 und Anm. 1). Hierher gehören aber, wenn man bei der Textüberlieferung bleibt, nicht: *falsa: falsa* (2094—95), *plazer: plazer* (2168—69, *complitz: complitz* (6863—64), da es sich hier trotz aller Deutungsversuche des Verf.

um Reime der gleichen Wörter in gleicher Bedeutung handelt, Reime, die bei einem sorgfältigen Dichter eigentlich nicht vorkommen sollten. Auch für den Reim *demanda:demanda* (v. 5487—88) hätte es der teilweise recht anfechtbaren[1] Erklärungen (S. 114—15) nicht bedurft, da wir es hier zwar mit demselben Wort, aber in verschiedenem Sinn („fragen" und „erfordern") zu tun haben[2], und bei dem Reim *vos*: *vos* (6959—60) liegt die Entschuldigung für den Dichter nicht etwa darin, daſs hier die betonte Form mit einer weniger betonten Form reimt (S. 116) — was übrigens kaum der Fall sein dürfte —, sondern in dem zahlreich zu beobachtenden Brauch der mittelalterlichen Dichter, die Pronomina mit sich selbst reimen zu lassen (vgl. Tobler, *Versbau*[4] S. 154). Bei der Erklärung endlich, die Verf. von dem Reim *clas:avan clas* (3831—32) gibt — Reim des Kompositums mit dem Simplex —, trifft er gewiſs das Richtige; doch gehört dann dieser Fall in die nächste Gruppe, und es sollte *avanclas* oder *avan-clas* geschrieben werden.[3]

2. Äquivoke Reime. Hierunter rechnet Verf. alle möglichen Arten von Reimen, ohne die einzelnen Gruppen deutlich voneinander zu scheiden: Reime des Kompositums mit dem Simplex (z. B. *demanda : manda* v. 9—10), Reime zweier Komposita desselben Simplex (z. B. *recorda : acorda* v. 4839—40), überreiche Reime (z. B. *aporta : faita porta* v. 6607—08), Doppelreime (z. B. *entendre : encendre* v. 4785—86), ja selbst anscheinend die grammatischen Reime (S. 119). Die Schlußfolgerungen, die Verf. S. 121 zieht, sind nicht ganz zutreffend. Er meint, daſs diese Virtuosität der Reimbehandlung aus dem Nordfranzösischen stamme, wie denn der Dichter auch dadurch seine Abhängigkeit von Nordfrankreich beweise, daſs er zahlreiche französische Werke zitiere. Letzteres ist richtig, trifft aber auch auf die Trobadors zu, da eben provenzalische Epik so gut wie ganz fehlte. Und was jene Reimkunststückchen betrifft, so beruhen sie durchaus auf provenzalischer Tradition. Denn Paarung von Kompositum mit Simplex oder von Kompositum mit Kompositum findet sich schon in der „Fides" (*honor : deshonor* v. 239, 241; *mespris : apris* v. 398—400) und bei vielen Trobadors, selbst der klassischen Zeit: Giraut de Bornelh, Peire d'Alvernhe u. a. Mit grammatischen Reimen spielt sogar schon Marcabrun, und Bernart von Ventadorn folgt ihm darin,[4] ja Paul Meyer führt diese Künstelei geradezu auf die Provenzalen zurück.[5] Homonyme Reime sind ebenfalls schon bei

[1] Die Verbindung eines Verbs im Sing. mit zwei Subjekten ist, zumal wenn diese Subjekte sinnverwandt sind, keineswegs unerhört, wie Verf. zu glauben scheint, und die Annahme, daſs der Dichter hier etwa die 3. Pers. Sg. mit der 3. Pers. Plur. Präs. reime, scheint mir völlig abwegig; sie kann auch durch den Hinweis auf Reime wie *se* „sich": *se(n)* „Busen" nicht gestützt werden (S. 115 Anm. 2).

[2] Für den gleichen Reim bietet Tobler, *Versbau*[4], S. 153 ein afz. Beispiel.

[3] Auch einige der Deutungen von Reimen des „Jaufre" (S. 117—118) erheischen Bemerkungen; doch würde das hier zu weit führen.

[4] Vgl. Appel, *Bernart von Ventadorn* S. CXVI.

[5] Nach Tobler, *Versbau*[4], S. 159.

Marcabrun (z. B. Dejeanne Nr. 42, v. 1, 3) und bei Peire d'Alvernhe (s. Zenker, S. 70) zu finden. Der Dichter der Flamenca bewegt sich also in guter provenzalischer Gesellschaft, und da er die Reime zwar virtuos, aber in ihrer Virtuosität nie übertrieben, sondern stets geschmackvoll behandelt, so ist keineswegs, wie Verf. es tut (S. 121), aus der Verstechnik des Dichters zu schliefsen, dafs er einer Dekadenzzeit angehört. Dieses negative Ergebnis deckt sich durchaus mit dem, das der Verf. selbst seiner Untersuchung des

3. Hiatus entnimmt. Es gründet sich auf lange Listen[1] und besagt, dafs verglichen mit dem „Jaufre" und dem „Castia-gilos" unser Werk erheblich sparsamer in der Verwendung des Hiatus ist, hierin sich also durchaus dem Brauch der Blütezeit der provenzalischen Dichtung anschliefst[2]. Es deckt sich aber auch weiterhin mit dem Ergebnis der Untersuchung, die Verf. über

4. die Endung der 2. Pers. Pl. des Verbums anstellt. Denn aus den Listen, die überflüssigerweise auch die im Versinnern stehenden Fälle umfassen, geht nur ein[3] sicherer Reim hervor, wo *-tz* mit *s* gepaart wird (v. 3175—76). Diese Erscheinung geht, wenigstens in einzelnen Fällen, sehr weit hinauf. Appel (*Lautlehre* § 55 b) verweist auf Guillem IX. und Giraut de Bornelh und Schultz-Gora (*Prov. Studien* S. 8 Anm. 18) auf Pons de Capduelh. Auch hier erweist sich demnach der Dichter als feiner Kenner der dichterischen Gemeinsprache, wie sie uns in den Werken der besten Trobadors entgegentritt. Man kann das, wenn man will und wie Verf. es tut (S. 155), sprachlichen Konservatismus nennen.

In einem Schlufskapitel stellt Verf. eine Reihe von Einzelbemerkungen zusammen. Manches von dem hier Vorgetragenen ist durchaus einleuchtend, anderes weniger. So sieht man nicht recht ein, warum in *grans bon' aventura* ein Italianismus vorliegen soll (S. 164), ist doch auch im Französischen *bonheur* zusammengewachsen (allerdings in älterer Sprachzeit) und in *la plus de bon' aire re* (v. 2321) und *la plus de bell' aire* (v. 120), wo man *debonaire* und *debellaire* schreiben sollte[4], sind sogar Substantiv, Adjektiv und Präposition

---

[1] Neben der rein quantitativen Analyse hätte man gern auch eine qualitative gesehen, d. h. eine Verfolgung der sprachlichen und künstlerischen Tendenzen — von Regeln wird man hier kaum sprechen können —, nach denen der Hiat vom Dichter zugelassen oder vermieden wird.

[2] Vgl. das Zitat aus Pleines (S. 138).

[3] Verf. nennt zwar noch einen zweiten Fall (S. 152): v. 5411: 12; aber diese Angabe beruht auf irrtümlicher Auffassung des Textes. Es heifst da:

Mil tans
deu esser majers le talans
de vos, domna, que·l sieus non es,
cossi pocses far que·l plagues.

Dieses *plagues* ist aber nicht 2. Pers. Pl., sondern 3. Perf. Konj. Prät.: „was ihm gefiele". Verf. versteht offenbar: „dafs ihr ihm gefielet"; aber dann müßte die Form *plaguesetz* lauten.

[4] Vgl. auch das Subst. *debonairitat* (v. 4627) und *Zschr.* 45, 594—95.

zu einem Begriff verschmolzen. Zu mancherlei Einwendungen gibt auch die Liste von Wörtern (S. 164—65) Anlaſs, die der Flamencadichter in ungewöhnlicher Bedeutung verwendet haben soll. Das *jugar a taula messa* (v. 302) ist eine individuelle, bildhaft-witzige Prägung, auf die schon Tobler in seinem Artikel der „Grenzboten" S. 235 aufmerksam gemacht hat und die keineswegs die einzige ihrer Art in unserem Roman ist. Für *dameisela* (v. 550) in der Bedeutung „junge Frau" bringt schon Levy, *S. W. B.* II, 2—3, s. v. *damizela* auſser unserer Stelle eine zweite bei: *damayzelas maridadas*. Der gleiche Sinn für *toza* (v. 1099) ist auch sonst belegt (vgl. Schultz-Gora, *Arch.* 145, 269). Welche andere Bedeutung sollte *gentil home* (v. 4211) haben als frz. *gentilhomme*, das doch auch nur besagt: „Mann von edler Herkunft"? Für *mora*, in Verbindung mit *no*, zur Bezeichnung einer Nichtigkeit und der sich daraus ergebenden Verwendung als „Füllwort" der Verneinung bedurfte es wahrlich keines Hinweises auf engl. *I don't give a fig*, da die alte Sprache in der Erfindung solcher Ausdrücke, besonders auch aus der Pflanzenwelt, auſserordentlich produktiv war. So wird gerade *mora* in dieser Verwendung schon von Raynouard, *Lex. Rom.* IV, 262 aus Giraut de Bornelh (ed. Kolsen Nr. 39, v. 65) zitiert, und die *figa* kann man bei Diez, *Gramm.* III, 432 angeführt finden[1]. Was endlich *cariera* (v. 6562) betrifft, so scheint es mir keineswegs festzustehen, daſs dieses Wort hier den Sinn von „Art und Weise" haben muſs, wie Verf. meint.[2] Es ist an der Stelle m. E. von dem „Wege" die Rede — und das wird v. 6569ff. sehr eingehend dargelegt —, auf dem die Liebessüſsigkeit am besten ins Herz dringt: mit einem Blick durch das Auge, mit einem Kuſs durch den Mund oder mit einem Wort durch das Ohr.

Wenn im Vorstehenden wesentliche Einwände gegen die Ergebnisse der Grimmschen Arbeit erhoben werden muſsten, so bedauert dies angesichts der Sorgfalt und Gründlichkeit, mit der Verf. seine Untersuchungen geführt hat, niemand mehr als ich selbst. Da aber Verf. eine neue Ausgabe der „Flamenca" ankündigt, so glaubte ich, mit meinen Bedenken nicht zurückhalten zu sollen. Vielleicht veranlassen sie den Verf., seine Anschauungen, ehe sie in das geplante Werk eingehen, einer Revision zu unterziehen.

---

[1] Vgl. etwa noch *Fides* ed. Hoepffner v. 284 und Stimming, *Bertr. de Born*[1] p. 266 zu 20, 32.

[2] Im Glossar möchte Meyer *maniera* für *cariera* lesen. Daſs „Weg" und „Art und Weise" semantisch zueinanderkommen können, zeigt nicht nur das vom Verf. angeführte engl. *way*. Im „Jaufre" heiſst es (v. 7382):

E pensa s'en nulla maniera
poira ia conoisser *cariera*
co·l puesca son cor descobrir.

Breuer glossiert treffend „Weg, Möglichkeit". Der Sinn „Weg" ist hier bei *cariera* noch deutlich und differenziert dieses Wort von dem mit ihm im Reime stehenden *maniera*.

Kurt Lewent.

3. Zur Erklärung und Textkritik des altfranzösischen Trubertromans.

Der von Jakob Ulrich im Jahre 1904 herausgegebene altfranzösische Roman *Trubert*[1] ist nicht nur, um die Worte seines neueren[2] Herausgebers zu gebrauchen, ein „eigenartiges Produkt des französischen Geistes", sondern auch ganz gewiſs ebenso merkwürdig in bezug auf seine Sprache.

Der Text enthält mehrere *ἅπαξ λεγόμενα*, die vielleicht noch lange die Erklärer beschäftigen werden, daneben äuſserst selten belegte Wörter, und letztens, zwar bekannte Wörter, die aber hier in einer bisher nicht gekannten Verwendung auftreten.

In der Erklärung dieser Schwierigkeiten ist man über Fragezeichen und Vermutungen noch nicht viel hinausgekommen.

Daher sei im folgenden ein Versuch zu ihrer Lösung gemacht.

Zitiert ist nach Ulrich.

Erster Teil.

Vers 5.

Douins qui ce fabliau rima.

Der Dichter nennt sich noch ein zweites Mal, und nun mit genauerer Adresse, im Verse 2729: *Douin de l'Avesnes tesmoigne* . . .

Es ist, wie bekannt, ein im Mittelalter gern geübter Brauch, daſs sich die Verfasser mit den Helden ihrer Dichtungen identifizieren. Wenn also Trubert zweimal erwähnt, daſs er aus Brabant stamme (1731 u. 2004), so kann man annehmen, daſs auch der Dichter in dieser Gegend gelebt hat, die ja von seinem Heimatsort nicht allzuweit entfernt ist. Daſs er auſser dem N. auch den N.O. gekannt hat, machen diverse Sprachkriterien erweislich.[3]

Doch heiſst er nicht *Drouin*, wie in seltsamer Übereinstimmung Gaston Paris in der 1. Auflage seiner altfranzösischen Literaturgeschichte (1888)[4] und Wilhelm Herz sogar noch in der 2. Auflage (1900) seines „Spielmannsbuches" schreiben, sondern *Douin*, welches, wie sofort erhellt, die aphärierte Form des im N.O. sehr beliebten Namens *Baudouin*[5] ist. Offenbar liebt der Autor diese aphärierten Personennamen. Und nicht nur bei sich selbst. Sein Held heiſst viel häufiger *Trubert* als *Estrubert*. Auch die V. 2432 genannte

---

[1] Veröffentlichungen der Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. IV.

[2] Erstausgabe von M. Méon im *Nouveau recueil de fabliaux*, Bd. I.

[3] e. g. die zahlreichen Partizipial- und Adjektivformen auf *-ie* = *-iee*, Verstummen von *s* und *r* vor Konsonant, eine Form wie *seïr* : *venir* (509), Ausfall eines organischen *e* im Futur usw.

[4] In der 2. Auflage (1889) stillschweigend in *Douin* verbessert.

[5] Worüber Näheres bei Lorédan Larchey: *Dictionnaire des noms*, Paris 1880. Das von Eugène van Drival 1875 in Arras herausgegebene *Cartulaire* des *Guiman d'Arras* erwähnt einen Balduinus de Avesnis. Moréri in seinem '*Grand Dictionnaire historique*', Amsterdam 1740, spricht von einem Baudouin d'Avesnes aus Hennegau.

Felise ist gewiſs nur die aphärierte Namensschwester der aus dem Roman ‚*Foulque de Candie*' bekannten Anfelise. Nur vergleichsweise sei auf die altfranzösischen Kurzformen *Dinet* = *Adenet*, *Pomedon* = *Hippomedon*, *Gobert* = *Dagobert*, ital. *Tonino* = *Antonino*, deutsch *Sepp* = *Josef* hingewiesen (cfr. Behrens, Rec. Metath. S. 80).

So wird man denn auch ganz unzweifelhaft die Interjektion Medeus 2738 (wofür 587 *He deus* und 352 *Ha deus*) nicht, wie Ulrich will, aus dem weithergeholten '*si m'aït Deus*', sondern aphäriert aus dem altbekannten *Damedeus* erklären.

Vers 300.

Seine bunt angestrichene Ziege verkauft Trubert für eine kleine Geldsumme und vier Haare aus dem Hintern des Herzogs von Burgund. Um die Haare vom Körper zu trennen, entwurzelt sie Trubert durch einen Stich mit einer Ahle (*poinçonnet*), die er bis zum Griff ins Fleisch stöſst, *en la nache li a feru, jusc'au manche l'a embatu.* Diese Operation bekommt aber dem Herzog gar nicht. Schon beim ersten ruft er aus:

„Wenn ich gewuſst hätte, daſs sie so fest gewurzelt sind, *n'i eüssiez ja cop tiré.*"

Tobler, Verm. Beitr., I[1] 156, bringt unter den Beispielen *cop* = *foiz* auch unsere Stelle und übersetzt: „so hättet ihr nicht ein einzig Mal reiſsen dürfen".

Diese Übersetzung geht nicht an. Niemals findet sich *cop* = Mal so nackt wieder, wie es dann hier allein gebraucht wäre, sondern es hat stets noch weitere präpositionale oder attributive Bestimmungen bei sich. Daher sind auch Toblers Belege (loc. cit.) samt und sonders nur solche, mit Ausnahme eben unseres Trubertverses.

Wie in den Versschlüssen *cop feru* 1278, *cop feru* 1624, fasse ich auch in *cop tiré* 300, *cop* als Objekt zu *tiré*: „so hättet ihr niemals einen Stich (scil. mit eurer Ahle, s. o.!) tun dürfen".

Wenn Trubert mit einem Reiſsen an den Haaren (Tobler), wozu die Finger genügten, zufrieden gewesen wäre, wozu dann die Ahle? Zudem bedeutet *tirer* nach dem Sprachgebrauch des Gedichtes nur ein bloſses Zerren oder Zupfen (cfr. 2838 u. 2947 *les pendanz, la cordelle*) und ist synonymisch mit *traire.* Ein einfaches Zerren oder sei es auch Reiſsen an den Haaren hätte diese aber noch nicht in Truberts Besitz gebracht, erst ihre Trennung vom Körper durch die Ahle erfüllte die Verkaufsbedingung. Für diesen Vorgang aber gebraucht der Dichter stets nur das ihm so geläufige *sachier*, (5 mal) einmal sogar (2137) prägnant: *sachier* = Haare ausreiſsen[1] oder das Verbum *eslochier* (291. 292. 296).

Erinnert sei auch noch an die '*trois coups d'alène dans le cul*', die in einem bretonischen Märchen ähnlichen Inhaltes (cfr. Ulrich, pag. XX) ein vornehmer Herr sich von einem Hirten als Preis für ein silbernes Pfeifchen gefallen lassen muſs.

---

[1] Vgl. auch: 86 *sachier les eulz.*

Die Wendung *'tirer un coup'* wird von Littré auch für Hieb- und Stichwaffen belegt, jedoch findet sich bei Godefroy der erste Beleg erst in einer Urkunde aus dem Jahre 1459 (*tirer un coup d'espee*).

Doch wie charakteristisch neufranzösische Spracherscheinungen im N.O. um Jahrhunderte früher aufzutreten pflegen als anderswo, warum nicht auch mal ein derartiger ganzer Ausdruck?

Vers 493.

Trubert bekommt vom Herzog Garnier *'uns estivaus de biais'* geschenkt, denen die Beifügung folgt *'si fez n'avoit eüz jamais'*.

Daſs diese Stiefel ganz was Feines gewesen sind, beweist die Vorstellung des Mittelalters, daſs sie im Schlaraffenlande getragen werden.

Beschrieben werden sie in der mittelalterlichen Literatur überhaupt nicht, erwähnt nur sehr selten. Für das Provenzalische hat sie Emil Levy nur einmal nachgewiesen (*Flamenca*), für das Altfranzösische Godefroy nur zweimal: in der vorliegenden Trubertstelle und in einer Urkunde, wo von *'deux paires de chausses en quarreaux de bon biais'* gesprochen wird. Da Anhaltspunkte fehlen, haben sich auch die neueren Erklärer, selbst die Autoren der einschlägigen kulturhistorischen Werke, mit ihnen nicht befaſst. Selbst Jules Quichérat (*'histoire du costume en France'*) und Viollet-le-Duc (*'le mobilier français'*) kennen sie nicht. Besonders aber muſs es befremden, daſs Hermanni, der es seinem Thema gewiſs schuldig gewesen wäre („die kulturgeschichtlichen Momente im provenzalischen Roman von Flamenca"[1]), die *bels estivals biais* vollkommen übergeht. Nur Paul Meyer in der Ausgabe seiner *Flamenca* erwähnt sie mit der Erklärung *'effilé, formant la pointe'*, so daſs man diese Schräg- oder Schnabelstiefel wohl mit den bei Viollet-le-Duc (op. cit. 338) erwähnten, aber einer viel späteren Zeit zugehörigen *souliers à la poulaine* vergleichen kann. Jedoch in seiner Übersetzung der *Flamenca* macht P. Meyer von dieser Erklärung keinen Gebrauch, sondern begnügt sich mit dem matten *'élégantes bottines'*.

Eine weitere, bisher, wie es scheint, wenig bekannte, erstmalig bei Tobler-Lommatzsch erwähnte Fundstelle bietet das *fablel de Coquaigne* (bei Barbazan und Méon, Bd. 4), wo unsere Stiefel auch näher qualifiziert sind:

qui (die Schuster) *sont si plain de grant solaz*
qu'il departent soullers a laz
housiaus et estivaus bien fais;
qui veut, si les a en biais,
estroiz es pies et bien chauçans.

Schuhe von besonders auffälligem Schrägschnitt hieſsen *de bon biais*, solche von geringerem, *de mauvais biais* (wie in der 24. Novelle der *cent nouvelles nouvelles*).

[1] In „Ausgaben und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie", veröffentlicht von E. Stengel, Nr. IV, Marburg 1883.

Die letztere Verwendung scheint aber sehr rar gewesen zu sein, und wenn schlechtweg von *estivaus de biais* die Rede ist, so sind ohne weiteres solche *de bon biais* gemeint.

Man kann diesen Punkt nicht verlassen, ohne des Verses 2853 zu gedenken. Der als Gemahlin des Königs Goliath ins Schlafgemach geführte Trubert gibt, als Goliath bei der vermeintlichen Frau nicht zum Ziele kommt, als Begründung an: *Sire, c'est un con de biais*,[1] das ist ein schiefer *cunnus*, = vom Regulären abweichend. So die wörtliche Übersetzung. Doch schon die folgende Zeile: *si fet com* (Méon: *con*) *ne verroiz jamais*, die so lebhaft an V. 494 (*si fez n'avoit eüz jamais*) erinnert, läſst vermuten, daſs *con de biais* vom Dichter in scherzhafter Anlehnung an *estivaus de biais* gebildet ist und einen besonders prächtigen *cunnus* bezeichnen soll, so daſs Trubert, der stets sich selber rühmt, auch in diesem Falle ein Lob seiner Person ausspricht.

Vers 668.

Um Mitternacht wird der Herzog wach. Er ist geschlechtlich erregt, so daſs es von ihm heiſst:

talent li prist de fame aler

(die Herzogin schläft in einem anderen Zimmer).

Die Frage: „Welcher Kasus ist *fame*?" darf Nachdenken beanspruchen. Das Gedicht kennt einen verbal regierten Dativ ohne Präposition: *la dame dit* 645 zur Dame sagte er, *la mestresse la comanda* 2388 der Hausmeisterin vertraute sie sie an, *mon seigneur as fet toz les maus* 1638 meinem Herrn hast du angetan.

Doch geschieht dies nicht bei einem Verb der Bewegung: *alez a lui* 450, *a l'autre va* 930, *a ses puceles l'en mena* 2385.

Somit wäre durchaus *d'a fame aler* zu erwarten, was auch unbeschadet der Silbenzahl stehen konnte. Daſs dies aber nicht überliefert ist, könnte damit zusammenhängen, daſs im Altfranzösischen ein Zusammentreffen von zwei Präpositionen vermieden wurde, worüber ausführlich Tobler, Verm. Beitr., I[1] S. 183. Doch war ein Nebeneinander zweier Verhältniswörter auch nicht gerade unmöglich, wie Tobler, loc. cit. hinzufügt,[2] und auch der Trubertdichter ist von einer Aversion gegen zwei Verhältniswörter frei, wie 2943 zeigt: *une cordelle ou pié me mit orainz, quant d'avec lui me levai.*

Somit hätte also auch V. 668 ein *d'a fame aler* durchaus stehen können, ja, infolge des regierenden Verbums *aler* stehen müssen. Stehen müssen, wenn es sich nämlich, wie in den obigen Beispielen, so auch hier nur um eine nüchterne Zielangabe handelte. In der Vorstellung des Sprechers wird aber der mit *aler* verbundene sexuelle

---

[1] *Con de biais* ohne Erklärung auch bei Tobler-Lommatzsch, altfranz. Wörterbuch, Berlin 1925, erwähnt, wo merkwürdigerweise noch nach Méon zitiert wird.

[2] Sein Beispiel aus Claris und Laris 24679: *vilonie pensastes d'a home navré envoiier.*

Zweck derart vorgegriffen haben, daſs er nicht mehr an das Gehen nach, sondern nur noch an das Begehen = Begatten denkt, so daſs also *fame* als Akkusativ anzusprechen wäre.

Ein transitiver Gebrauch von *aler* mit persönlichem Objekt wäre nicht der erste Fall,[1] neu wäre nur die sexuelle Verwendung.

Daſs Verben der Bewegung in die Geschlechtssphäre eindringen — deutsch: begehen, (noch bei Goethe) besteigen, bespringen, ist bekannt. In unserem Gedicht, V. 173, ermuntert die Zofe der Herzogin ihre Herrin zum Beischlaf mit Trubert durch die Worte: *ne vous chaut, dame, c'est uns fos. Meintenant que sera montez, descendra.*

Als zweiter Schritt folgt dann der transitivische Gebrauch. Das Französische kennt so *monter, saillir*, das Italienische *montare* und bei den griechischen Komikern finden sich *βαίνω* und *βινέω* nicht nur ebenfalls mit dem 4. Fall, sondern sogar in passivischer Verwendung.

Lacurne de St. Palaye zitiert s. v. *femme* unsere Trubertstelle und sagt: *fame aler = aller coucher avec sa femme.* Hat er ebenfalls an den Akkusativ gedacht?[2]

Vers 712.

Durch Truberts Schuld kommt es zwischen dem herzoglichen Paare zu einer unerquicklichen Familienszene. Der Herzog wirft seiner Gattin vor:

bien savez geter vos seuros
por moi escharnir et gaber.

Méon und Ulrich übersetzen *seuros getier*, eine nur im Trubert und auch hier nur einmal vorkommende Redensart durch „spotten, foppen", eine Übersetzung, die sich durch den Sinn des Satzes von selbst ergibt.

Doch wie kam es dazu?

seuros hat altfranz. neben 'Überbein' auch die Bedeutung 'Buckel' und steht oft neben und für *boce*; z. B. Hélinant, *li vers de le mort* 58: *mors, se pieça fuisse curés, en mi n'eüst souros ne boce.*

Hier hat *suros* seine konkrete Bedeutung schon ganz abgestreift.

Da andererseits ein Buckel(iger) durch seine Verunstaltung leicht zum Spott oder Lachen reizt, so kann *suros*, Buckel, *metonymice* in die Bedeutung von 'Spott' übergegangen sein. Diese Entwicklung hat sich bei dem ital. *gobbo* tatsächlich vollzogen: *ditemi un gobbo, se non è vero* ihr dürft mich Buckel nennen = verspotten.

---

[1] Elie de Saint-Gilles 1145: *Diable la veit mut en tur, il ne cesse ne nuit ne jur.* (Nach Tobler-Lommatzsch, Altfranz. Wörterbuch, s. v. *aler.*)

[2] Georg Cohn, mit dem ich früher mal über die Stelle sprach, vermutete scharfsinnig *fame arer* = (lat. *arare*), jedoch stände dieser gewählte, die Geschlechtsbetätigung nur verblümt andeutende Ausdruck sehr im Gegensatz zu der von Zoten gemeinster Art wimmelnden sonstigen Ausdrucksweise des Gedichtes.

Vers 1516.

In dem Heere des Herzogs Garnier befinden sich *soudoiers, turpins, archiers, arbaletiers.*

Das Wort *turpin* hat bei Godefroy nur zwei Belege gefunden, der eine ist die vorliegende Trubertstelle, der andere stammt aus der *Carité* des *Renclus de Moliens.* Godefroy und Ulrich bescheiden sich mit der Übersetzung „eine Art Soldat", gegen deren Richtigkeit sich gewiſs nichts sagen läſst.

turpin dürfte identisch sein mit dem bekannten altfranz. Worte *tupin* 'Gefäſs, Topf' (cfr. Körting, lat.-rom. Wörterbuch 9597).

Das *r* in *tupin* kann Schreibversehen sein, hervorgerufen durch die Nachbarschaft mit *archiers, arbaletiers.* Doch wäre auch ein lautlicher Vorgang möglich. Fälle, wie *angre* Engel, 2591, *corpe* Schuld, 541, geben, wenn auch nicht gleich geartet, immerhin zu denken.

Godefroy behandelt *turpin* (*sorte de soldat*) und *tupin* (*vase, pot*) gesondert, hat aber unter letzterem ebenfalls Formen mit *r*.

Daher *tu*(*r*)*pin* = mit Topf- oder Kübelhelm bzw. Kesselhaube versehener Soldat (nach Art der deutschen Landsknechte).

Da die Topfhelme niemals allgemein getragen wurden, ausschlieſslich im Reiterkampf verwendet wurden und anfangs weniger bekannt waren,[1] so ist durchaus glaubhaft, daſs hier oder dort ihre Träger kurzweg mit dem Namen ihrer charakteristischen Kopfbedeckung bezeichnet wurden. Eine solche tropische Verwendung begegnet auch bei altfranz. *haubert,* Kettenpanzer: *li sires amena des haubiers* = mit Kettenpanzern bekleidete Soldaten (nach Godefroy). Auch im Deutschen figürlicher Gebrauch: Die Abteilung bestand aus 20 Gewehren; die Pickelhauben griffen an.

Eine Deminutivform zu *tupin* bietet Godefroy in dem bei Henri d'Andeli vorkommenden *tupinel,* dem er die Übersetzung gibt: *espèce inférieure de soldats.*

Vers 1859.

Trubert, zum Zweikampf gegen Goliath ausgezogen, ist des Reitens unkundig; sein Pferd geht durch. Hierbei verschiebt sich sein Helm, so daſs die Augenlöcher des Visiers nach hinten gerückt sind. Als er in dieser Verfassung auf das feindliche Lager losstürmt, ergreift der vor demselben aufgestellte Späher, von Entsetzen gepackt, die Flucht und meldet dem König:

que c'est uns deable enpanez.

Trotz Godefroy, der unsere Stelle erwähnt und *enpanez* durch '*ailé* geflügelt' wiedergibt (wie auch Méon), halte ich *enpanez* 1859 nicht identisch mit *empané* 2591 (*angre empané* geflügelter Engel).

Zwar haben nach dem mittelalterlich-christlichen Volksglauben auch die Teufel Flügel, aber daſs der feindliche Spion, auch gröſstes

[1] Alwin Schultz, Das höfische Leben II, 67 u. 68. Paul Lacroix, *Les arts au moyen âge,* pag. 87.

Entsetzen seinerseits vorausgesetzt, an Trubert Flügel bemerkt haben sollte, die in Wirklichkeit nicht vorhanden waren, erscheint mir wenig glaubhaft. Auch würde ein *empané* 'geflügelt', was doch nur eine hinlänglich bekannte Eigenschaft des Teufels ausdrückt, gar nicht der aufsergewöhnlichen Situation entsprechen, in der das Wort hier gebraucht wird. Ich bin daher geneigt, durch Georg Ebeling angeregt, für *empané* 1859 einen lateinischen Typus **impannatus*, von *pannus* Tuch, anzunehmen.

Ein solcher ist bisher fürs Altfranzösische nicht nachgewiesen; erst nach der eigentlich altfranz. Periode taucht er auf. So zitiert Lacurne de St. Palaye ein aus **impannatus* stammendes *empané* bei Montaigne, und in den *cent nouvelles nouvelles* Nr. 100 begegnet ebenfalls ein aus derselben Quelle herrührendes *empané*, welches der Herausgeber Wright mit '*garni de drap*' übersetzt. Das Neufranzösische hat *empanner*, und im Italienischen ist *impannare* (cfr. Meyer-Lübke, Roman.-Etym. Wörterbuch 6204 'mit Tuch überziehen') bekannt. Wenn der Typus **deexpannare* das altfranzös. so häufige *despaner* ergab, sollte dann das Gegenteil, ein *empaner*, die Kleider anziehen, so ganz von der Hand zu weisen sein?

So ergäbe sich für Trubert 1859 die eindrucksvolle Übersetzung: „das ist ein Teufel in Kleidern" = der Satan in Menschengestalt, welche Worte freilich eine ganz andere Wirkung in den Hörern auslösen mochten als das farblose „geflügelt".

Auch auf das von Ulrich, pg. XXIII, erwähnte Märchen von dem armen Weber und der indischen Königstochter[1] möchte ich last, but not least noch hinweisen. Dieses deckt sich fast genau mit unserer Trubertepisode. Der arme Weber soll die Hand der Königstochter nur dann erhalten, wenn es ihm gelingt, den Fürsten der Ungläubigen, der mit einem grofsen Heere gegen seinen königlichen Schwiegervater in spe gezogen ist, zu besiegen. Bis an die Zähne bewaffnet rückt er auf einem Pferde gegen den Feind. Aber auch er versteht das Reiten nicht, und auch hier ist das Durchgehen des Pferdes die Folge. In seiner Angst hält er sich an einem Baume fest, den er bei dieser Gelegenheit ausreifst. Die Feinde, die Augenzeugen dieser Kraftleistung sind, rufen voll Bestürzung (pg. 169): „Das ist kein gewöhnlicher Mensch; das mufs sicher ein unter einer angenommenen Hülle auftretender Held sein."

Vers 2281.

un peliçon a endossé qui est touz blanz a tout la croie.

Lacurne de St. Palaye sieht *croie*, Kreide, in diesem Trubertverse als Kontraktion aus *corroie*, Gürtel, an.

Natürlich *a limine* abzuweisen, da widerlegt:

1. durch den Sinn,

[1] Bernhard Jülg, Mongolische Märchen, Innsbruck 1868, Nr. 19.

2. durch die gleich darauf folgenden Verse, wo es von Truberts Mutter heifst: *puis li a ceint une ceinture* (der von Lacurne schon 2281 vermutete Gürtel erscheint also erst hier),
3. durch Chrestien de Troyes, Löwenritter, 1885, wo sich dieselbe Verbindung, *a tot la croie*, ganz wie Kreide, noch einmal findet.

Zweiter Teil.

In seinem Eifer, durch Erfindung immer derberer Zoten und Situationen den Leser dauernd in Spannung zu halten, wird dem Dichter dieses zur Hauptsache, die dichterische Form, die darunter entschieden leidet, fast zur Nebensache. Seine Reime, alles Künstlerischen bar, sind verzweifelt nüchtern, und tut es nicht ein Reim, so ist er auch gern und gut mit einer Assonanz zufrieden, so dafs Assonanzen prozentualiter stark vertreten sind. Daher ist Ulrichs Urteil — Versifikator — mit nichten ungerecht, und ein Bemühen, an den zahlreichen Assonanzen zugunsten eines Reimes „mit textkritischem Bestreben" herumzudoktern, erscheint völlig deplaziert.

Nur in ganz wenigen Fällen schien mir ein Eingreifen des wesentlich jüngeren Abschreibers vorzuliegen.

Vers 80.

Un croucefiz au mur drecié qu'en la croiz est apareillié.

Hierzu bemerkt Ulrich: „Der Verfasser will die Deklinationsregel beobachten, hat aber ein paar Versehen dagegen."

Unbedingt. Denn die Übersetzung: ‚welcher befestigt ist' würde nur auf ein '*qui en la croiz est apareilliez*' passen. (Wie richtig V. 85: *qui en ce fust est clofichiez.*) Änderung von zweiter Hand liegt offen zutage. Der Dichter wird geschrieben haben: *qu'en la croiz a apareillié.* Da eine Raumbestimmung in der Nähe steht, braucht *i* im Altfranzös. nicht gesetzt zu werden, was aber der Schreiber nicht mehr verstand und ihn zu seiner sinnlosen Änderung verführte.

Vers 90.

Man zeigt Trubert ein Kruzifix und fragt ihn: *Di va, font-il, sez tu ce qu'est? oïl, molt bien, dit le vallet.*

Da die Zweikasus-Flexion generaliter noch gut beachtet wird, möchte ich vorschlagen:

Di va, font-il, ce qu'est tu sez?
Oïl, molt bien, dit li vallez.

Ein Reim wie *sez*: *vallez* ist durch zahlreiche andere derselben Provenienz gesichert (z. B. 2227 *mandé*: *lié*, fröhlich. u. v. a. m.).

Die Frageform kann ebensogut auch nachgestellt werden, worüber Tobler, Verm. Beitr. I[1] S. 55. Doch mag diese Wortstellung dem Schreiber ungewöhnlich erschienen sein, der darum änderte.

Vers 261.

ainçois sera set anz passez.

„Eher werden 7 Jahre vergangen sein." Man erwartet: *ainçois seront set an passé* (wie 204: *ainçois sera uns mois passez*).

Es liegt derselbe Befund wie V. 80 vor: *a*, es gibt, ohne *i* dem Schreiber nicht mehr verständlich, der darum das sinnlose *sera* einführte. Vermutlich war die ursprüngliche Lesung:

ainçois avra set anz passez.

Vers 459.

Zu Trubert, der in den Straſsen der herzoglichen Residenz laut seine Geschicklichkeit als Zimmermann rühmt, spricht der vom Herzog geschickte Bote: *Mestre, je vous sui venuz querre. Bon entrastes en ceste terre se vos savez feire bone euvre,* worauf Trubert erwidert: *oïl, dit il, jusqu'a Aucerre n'a home, si bien s'en entende.*

Das mit *Aucerre* weder Reim noch Assonanz bildende *euvre* müſste mit Recht vor einem *uevre* zurücktreten, wie 446: *charpentier sui d'uevre roial.* Dann wäre der Reim da, wenn auch ein schlechter.

Besser aber deucht mir, *erre* zu lesen.

erre, lat. *iter*, fem. gen., bedeutet übertragen Plan, Unternehmen, Vorschlag, (cfr. Körting, Latein.-roman. Wörterbuch 5158).

Dann wäre *feire erre* gleichbedeutend mit *apareillier erre*, wie im '*fablel dou prestre et Alison*' (bei Barbazan und Méon,[1] *recueil de fabliaux*, Paris 1808), wo es heiſst:

forment son oirre apareillia
li chapelains en sa maison.

Vers 865.

le cheval
seur quoi li mestres se seoit.

Das Ms. hat *seur quoi li menestres seoit*, wie auch Méon druckt. Zu einer Änderung hatte Ulrich keine Veranlassung, da die handschriftliche Lesung durchaus angemessen.

Wie das deutsche 'Gaukler' nicht nur den mimischen Darsteller, sondern auch Betrüger bedeutet, und das ital. *menestrello* gleichfalls bald den Spielmann, bald den Betrüger bezeichnet und in letzterem Sinne gern neben dem synonymischen *truffatore* auftritt, so ist auch das altfranz. *menestrel*[2] sowohl als Spielmann wie auch als Schuft, Gauner bekannt. In der Tat war nach der kurz voraufgegangenen rohen Prügelszene ein Schimpfwort für Trubert durchaus am Platze, der oft genug als *gloz, glouton, fous, soz* bezeichnet wird.

Die handschriftliche Lesung ist zu restituieren.

---

[1] Montaiglon-Raynaud II, 17.

[2] 2672 in eigentlicher Bedeutung gebraucht, sonst im Gedicht nicht vorkommend.

Vers 2540.

In einer Beischlafsszene beweist Trubert seiner Partnerin gegenüber derartigen Eifer *si que trestoz la paus li sue*. Die von Ulrich statt des handschriftlichen und von Méon übernommenen, höchst vortrefflichen *li paus* eingeführte Lesung *la paus* ist zu tilgen, da unüberlegt.

pel 'Haut' heiſst im cas. rect. ausnahmslos *piaus*, so daſs also statt des überlieferten *li paus* vielmehr *la piaus* und folgerichtig auch statt *trestoz* ein *trestote* zu setzen gewesen wäre. Diese letzte Konsequenz zu ziehen, muſste der Herausgeber verzichten, da dann der Vers überzählig geworden wäre.

Das altfranz. *pal*, nom. *li paus*, aus lat. *palus* Pfahl, steht hier ohne Zweifel für *membrum virile*. Wenn auch Godefroy einen obszönen Gebrauch des Wortes *pal* nicht registriert, so wäre es doch nicht im geringsten verwunderlich, wenn in einem einzelnen Dialekt und in specie in unserem an singulären Worten und Wendungen so reichen Text das Wort eine Schwenkung nach der erotischen Seite gemacht hätte. Gerade die sexuelle Terminologie ist in der Vorstellung des Volkes stets und allenthalben besonders wirksam vertreten; fast jede Gegend, ja, fast jedes Individuum hat da seine besonderen, die Sache mehr oder weniger treffenden Kraftausdrücke. Hat doch auch das lat. *vectis*, Querbalken, bei Du Cange in der Bedeutung *veretrum* aufgeführt, so lebhaft auf die Phantasie des Volkes eingewirkt, daſs sich daraus das französ. *vit* unter gänzlichem Ausschluſs der ursprünglichen Bedeutung lediglich als sexueller terminus technicus entwickeln konnte. Nicht anders das ital. *vette*, wenigstens in nordital. Mundarten im Sinne von *penis* gebraucht. Während aber *vectis* erst im 6. oder 7. Jahrhundert laszive Bedeutung gewinnt, hatte *palus* schon eine Jahrhunderte alte Geschichte sexuellen Gebrauches hinter sich. Dies erhärtet Forcellini (*lex. totius latin.*), der aus Horaz, Satir. lib. I No. 8, Vers 5ff., die Stelle anführt:

nam fures dextra coërcet
obscoenoque ruber porrectus ab inguine palus.

Die Lesung *li paus* wäre danach wieder einzuführen.

FRIEDRICH MAINONE.

---

4. Handschriftliches zum Liber de VII Sapientibus.

Der Liber des VII Sapientibus — enthalten in dem Kapitel 'Femina' der Scala celi des Johannes Gobii Junior — ist zuerst von Karl Goedeke in Benfeys Orient und Occident III (1865) S. 402—421 nach dem ältesten Wiegendruck der Scala v. J. 1476 herausgegeben worden; dann wieder, nach fünf Handschriften, von Alfons Hilka in den Beiträgen zur Sprach- und Völkerkunde (Festschrift für Alfred Hillebrandt), Halle 1913, S. 60—80. Neuerdings sind mehrere

bisher noch nicht benutzte Handschriften der Scala und des aus ihr stammenden Liber de VII Sapientibus (= S) bekannt geworden. Ich zähle sie im folgenden auf. Aus einer Vergleichung dieser Hss. dürfte sich allerdings für den von Hilka edierten Text nur eine geringe Zahl von beachtenswerten Varianten ergeben. Doch wird sich die Kenntnis dieser Handschriften sicherlich für den als nützlich erweisen, der eine Neuausgabe der ganzen Scala unternimmt, eines Werkes, das 'noch lange nicht völlig durchforscht ist', wie Hilka mit Recht betont hat (a. a. O. S. 54).[1]

Drei Handschriften der Scala, die in Mainz, Münster und Osnabrück aufbewahrt werden, hat Joseph Klapper in der Deutschen Literaturzeitung 1913, S. 2913 verzeichnet.[2] Über die Mainzer Hs., 'Karmeliterhandschrift 34 aus dem 15. Jh.' (nach Klapper), kann ich nichts Näheres mitteilen. Die Hs., die sich in Münster befindet, ist beschrieben in Staenders Katalog der Hss. der Paulinischen Bibliothek zu Münster (Vratislaviae 1889) unter Nr. 184 S. 45. Über die Osnabrücker Hs. findet man Näheres in der Programmabhandlung des Gymmnasium Carolinum zu Osnabrück v. J. 1876 unter Nr. 31 S. 5f.

Zu diesen Hss. gesellen sich eine Straßburger, eine Pariser und eine Berliner Hs. Die Straßburger ist beschrieben in dem Catalogue général des manuscrits des bibliothèques publiques de France, départements Tom. 47 (Paris 1923) Nr. 32 p. 23. Die in Paris und Berlin aufbewahrten Hss. zeichnen sich dadurch aus, daß sie nicht die ganze Scala celi, sondern nur S enthalten.

Die Kenntnis der Pariser Hs. (Bibliothèque Mazarine, Cod. lat. 3855, p. 139—143) verdanken wir Georg Buchner. Im Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 113 (1904), S. 298ff. hat er ausführlich über die Hs. berichtet und auch drei Textproben daraus mitgeteilt. Wenn er aber glaubte, der Pariser Text sei eine 'gekürzte Fassung' der von ihm selbst herausgegebenen Historia VII Sapientum, so befand er sich im Irrtum.[3] Der Liber de sapientibus viris — so lautet die Überschrift in dem Pariser Codex — ist nichts weiter als der wohlbekannte, in der Scala celi enthaltene Liber de VII Sapientibus. Zu bemerken ist nur, daſs der Pariser Text, wie es scheint, in irgendwelcher näheren Beziehung steht zu der Kürzung in der Summa recreatorum, wovon Mussafia leider nur den Anfang mitgeteilt hat (Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften 57, S. 54—88). Denn es ist auffällig, daſs der Pariser Text mit den Worten schlieſst:

[1] „The Scala celi is after the Gesta Romanorum the most interesting of all the mediaeval story books" (Crane in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Exempla des Jacques de Vitry, p. LXXXIX).

[2] Andere Hss., von denen ihm einige nur aus Anführungen bekannt waren, hat Klapper verzeichnet in den Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Heft XX (1908), S. 5f.

[3] Siehe Friedrich Moldenhauer im Münchener Museum für Philologie des Mittelalters und der Renaissance III (1918), S. 240.

Extiterunt per longa tempora nominati, und daſs nach Hilka a. a. O. S. 58 fast ganz derselbe Schluſs in der Summa recreatorum vorliegt. Heiſst es doch hier von den sieben Weisen: ... retenti pro consiliariis et donis imperialibus magnifice honorati ac per romanum imperium per longa tempora nominati.[1]

Über die Textproben, die Buchner gegeben hat — es sind die drei Erzählungen Filia, Noverca und Gaza —, wäre nur zu bemerken, daſs diese Erzählungen im wesentlichen mit Hilkas Text übereinstimmen. Doch fehlt es nicht an Kürzungen, zumal in der Erzählung Noverca. Von Varianten will ich nur den Schluſs der Erzählung Filia notieren: in suis immunditiis perseveravit cum corpore suo (cum corruptore suo bei Hilka S. 77, 19).

Die Berliner Hs. besteht aus 9 Blättern des Sammelbandes Theol. qu. 203 der preuſs. Staatsbibliothek, beschrieben von Valentin Rose in dem Verzeichnis der lat. Hss. der Kgl. Bibliothek zu Berlin II, 2 (1903) unter Nr. 819 S. 888 ff. Von dieser Hs., der einzigen, die ich mit Hilkas Text verglichen habe, ist nicht viel Gutes zu sagen. Es fehlen die Namen der sieben Weisen. Kürzungen und Auslassungen sind nicht selten; so sind die Worte ex qua suscepta prole imperium non deficeret 61, 8 ed. Hilka ganz ausgelassen, ebenso die Worte pro saluacione pueri 64, 12 usw. Von der genauen Aufzählung der Obliegenheiten der drei Ammen oder Wärterinnen, denen der Knabe in der Erzählung Canis anvertraut wird 64, 5 (... tribus nutricibus que eum lauabant, lactabant et pannos eius mundabant), ist in der Berliner Hs. nur que eum lauabant übrig geblieben.[2]

Die Zahl der wirklich brauchbaren Varianten, die sich aus einer Vergleichung des Berliner Textes mit Hilkas Text ergeben, ist nicht bedeutend. Dennoch gebe ich hier eine Liste der Varianten, die ich mir notiert habe, indem ich im voraus bemerke, daſs einige nur deshalb von mir verzeichnet werden, weil oder wenn sie mit den Lesarten in Goedekes Ausgabe des Textes (= G) übereinstimmen.

61, 12 et nota tamquam (wie G., Or. und Occ. 3, 403); 21 eligitur ars geometrica.

62, 23 per noctem (G. 404; Summa recreatorum WSB. 57, 87; in nocte in der Freiburger Hs., siehe Fischer a. a. O. S. 124, 20); 28 faciliter (G. 404); 32 violare gloriam meam (gloriam meam deviolando deturbare, Freiburger Hs. bei Fischer S. 124, 25); 33 lenire (= mitigare in der Summa, WSB. 57, 88).

---

[1] Vgl. hierzu das Kapitel 'Die Bearbeitung der Historia im ersten Teile der Hs. F und ihr Verhältnis zu den Bearbeitungen in der Scala celi und in der Summa recreatorum' in Fischers Diss. über Die handschriftliche Überlieferung der Historia septem sapientum (1902) S. 123 ff.

[2] Die hier wie auch in der Historia (p. 16 ed. Buchner) erscheinende Vielheit der nutrices, namentlich aber die genaue Aufzählung ihrer Obliegenheiten ist einigermaſsen auffällig. Liegt hier ein 'Zusatzmotiv' vor, das letzten Endes — aus Indien stammt? Vgl. meine Ausführungen in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1892, S. 641 ff. und in meinen Kleinen Schriften S. 75 ff.

63,5 de pede pyni (G. 405; de radice pini, Freiburger Hs. bei Fischer S. 124,33); 11 propter virtutem et graciam.

64,19 circa lectulum; 32 cetus Romanus.

65,5 unam arborem s. quercum; 32 attente.

66,5 O imperator et principes Romani; 14 plene; 16 sibi ordinauit.

67,17 et dum per multos annos tenuissent.

68,2 cum videam; 27 istius terre erunt;[1] 28f. voca per ordinacionem tuam ancillam et surgens subito omnia proicias ad terram (G. 410).

69,24ff. ad tuum honorem et indignitatem filii et sapientum contempsi et video quod habuissem si credidissem.

70,9 de nocte (G. 411); 14 saluo homine (honore!) tuo; 17 imputaretur (G. 411); 20 post se; 21 Quam rogans ut aperiret (G. 412); 24 nisi ut tegantur vitia sua; 29 quia isti cum astuciis (G. 412).

71,7 Vor representabantur steht: prehabere (?); 30 de cophinis aliis fecerunt (G. 413).

72,9 Ac tu enim (G. 413: actu. Enim).

73,23 Sic ergo per decem annos herodes civitatem non est ingressus (G. 415); 24 solario.

74,33 egredi potuit civitatem (G. 416).

75,5 hoc videns (G. 416); 13 improbato; 31 ab aliquo (G. 417).

76,6 facundia; 13 de isto tabernaculo; 16 de quo rex (G. 417).

77,2 absque duplicitate (G. 418).

78,12 Post aliquot dies; 24 ire ad eum (G. 419); 33 indumentis (G. 419).

79,3 utraque parte (G. 420).

80,3 prerogans; 21 iuvenis cum corua similiter (G. 421); 22 militem dominum suum minorem (G. 421); 28 manuum; 33 propter intellectum.

---

[1] Dann weiter (wie Hilka S. 68,27): tu ergo ligabis summitatem mappe ad claues zone. Ich kann es mir nicht versagen, hier auf eine merkwürdige Variante zu der entsprechenden Stelle der Historia (private clauem tuam in fine mappe ligari facias p. 39,21 ed. Buchner nach der Innsbrucker Hs.) hinzuweisen, die sich in dem Kölner Wiegendruck v. J. 1490 findet. Hier lesen wir: clauū infra mapam secrete affige. Dementsprechend in der sehr nahe verwandten Ystoire des Sept Sages bei G. Paris, Deux rédactions p. 110: mest ung clos en la tuaille secrétement. — Der Kölner Druck weicht auch sonst stark von dem Innsbrucker Text (= I) ab. In einigen Fällen kann er als Handhabe zur Verbesserung von I in Buchners Ausgabe dienen. 65,27 lautet hier: tantum geluerat (!); im Kölner Druck: et cum esset intensum frigus. Man schreibe also gelu erat statt des unerhörten geluerat. Für cum frigidus esset 57,7 bietet der Kölner Druck die richtige Lesung cum frigus esset; 'da es kalt war' heifst es im deutschen Volksbuch von den 7 weisen Meistern. — Dafs der Text von I der Verbesserung bedürftig ist und 'einer Ausgabe [der Historia] nicht zugrunde gelegt werden darf', hat schon Fischer in seiner Dissertation betont (S. 80 vgl. S. 104 Anm.). Wenn er aber glaubte (S. 58 Anm.), obdurandum sei die richtige Lesart für das fehlerhafte opcurandum von I (48,31), so war er im Irrtum. Lies vielmehr opturandum oder obturandum. (Buchner hat c und t verwechselt; vgl. amaritatus 39,38 statt des richtigen amaricatus.) So lese man auch in Dicks Ausgabe der Gesta Romanorum Kap. 136 aures eius obturare für obdurare; vgl. nur die Gesta ed. Osterley Kap. 237 (ulixes) obturavit aures suas.

† Th. Zachariae.

5. Les trois laits.

Legende aus den Walliseralpen.[1]
Mundart von Montana (s. Sierre).

lə trì lasẹ̄.

dẹpwị lo tọ vyọ tẹʸŋ,[2] *lì mụntãñì d'ẹr bālə lo šwịŋ də šuŋ trọpẹ̄, pẹndan lo tsātẹʸŋ, a uŋ mīχrì kì ì ẹ lo šʸẹf. awẹ̄ lw̃ịk ì a uŋ mīχrì pọsì po fẹ̄rə lo fromāzo, uŋ pāhor, uŋ vịlịr ə uŋ vịlẹrọt po wardā lə vatsə. ì a ụŋkọ uŋ tsìžẹrịŋ po fẹ̄rə lo bwẹ ə īdžyẹ ụ mīχrì; uŋ mā̃yor po wardā lə katsuŋ ə uŋ bẹržyẹ po wardā lə fẹ̄yə. l'an mìlì sịŋ sẹn ə nụnantə nụ, lì mīχrì īrə uŋ grụ ọm̄o, āzyā d'ụna karantẹʸŋna d'an, kì fažịt bịŋ šụŋ trẹʸŋ ə šāyịt šə fẹ̄rə krẹʸŋdrə īž ātro mìšāzo. lo mịm yan aịt po vịlẹrọt ụŋ bwẹ̄bo də šẹžì a dịž ə šat an, nẹ̄šụp pẹr ụna grū̃ša ə pū̃ra fa-*

De temps immémorial, l'alpage d'Hert confie son troupeau, pendant l'été à un *mihre* (maître), accompagné d'un *mihre-poste* (fruitier), d'un *pahor* (chef des bergers), d'un *wilir* (sous-ordre du *pahor*, ou second berger), et d'un *villerot* (dernier berger).

A ce personnel étaient adjoints un *tzigérin* (homme de chalet, qui préparait le bois et aidait le fruitier), un *mayor*, qui soignait les porcs et un *bergû*[3] (berger), qui s'occupait exclusivement de la garde des moutons.

En l'an de grâce 1599, la fonction de *mihre* était entre les mains d'un homme d'une quarantaine d'années, taillé en hercule, et réputé pour sa bonne gestion et sa sévère discipline.

La même année, il y avait comme *villerot* un garçon de seize à dix-sept ans, né de famille nombreuse et très pauvre, que le père

---

[1] Der französische Text der Legende, der hier mit Erlaubnis des Verlegers abgedruckt wird, stammt aus der Sammlung von Solandieu, *Légendes valaisannes*. Ed. Spes, Lausanne 1919, p. 63—67. Die Legende eignete sich nicht ohne weiteres für eine Mundarttranskription. Ich ging deshalb so vor: Mein Gewährsmann in Montana, François Joseph Rey (zur Zeit der Aufnahme 51 Jahre alt), dem die aus Lens (1 Std. westl. von Montana) stammende Legende bekannt war, machte zuerst für sich eine Übertragung in die Mundart von Montana und erzählte mir nachher an Hand seiner Fassung. — Wo es nötig erscheint, gebe ich in den Anmerkungen die wörtliche Übersetzung. Die Transkription ist dieselbe, wie ich sie in meiner Arbeit *Die Mundart von Montana und ihre Stellung innerhalb der frankoprovenzalischen Mundarten des Mittelwallis* (Aarau, Sauerländer, 1927) verwendete. — Zur Mundart von Lens, die nicht identisch ist mit der von Montana, vgl. den von E. Tappolet transkribierten und übersetzten Text in der *Lautbibliothek* No. 69, Berlin 1929.

[2] Depuis le tout vieux temps, la montagne d'Hert donne le soin de son troupeau, pendant l'été, à un *mīχrì*, qui est le chef. Avec lui il a un *mīχrì pọsì* pour faire le fromage, un *pāhor*, un *vịlịr* et un *vịlẹrọt* pour garder les vaches. Il y a encore un *tsìžẹrịŋ* pour faire le bois et aider le (*au*) maître; un *mā̃yor* pour garder les porcs et un berger pour garder les moutons. En 1599, le *mīhrì* était un gros homme, âgé d'une quarantaine d'années, qui faisait bien son train et savait se faire craindre aux autres bergers.

[3] *bergû* = berger?.

mìłì. lì pārì l'ai̯t mẹt ẽ̄ⁿ la mụntāñì por aī̯ uŋ pụk də fromāzo pọ ša famìłì pẹndan l'ìvẹ̄r.

ī̯rə uŋ grụ bwẹbo, ai̯t nụŋ karìštì ə fažįt la žwẹ̄ dįž ātro kì āyan drwẹt də lį komandā.[1] *ma ī̯rə pwī̯rụ̄ ə ẹnoyụ̄,*[2] *ə kan falįt alā tsẹrkā ụna vatsì kāñì pẹndan la nįt, į̄rə tọzọ́ ẹntrəprī̯*[3] *ə krẹʸŋžįt də rẹkụ̃ⁿtrā də dẹfọn ụ d'awįgrə kākì brẅįk*[4] *šụšpẹk lo tọr də lẅįk. Arœvāvə*[5] *šì šọvẹn kì šə lamẹntāvə dẹyŋšì, kì lì mī̯χrì ì a tsẹrkā lə mọyẹʸŋ də lį fẹ̄rə pašā l'ẹnoyẹmẹn. ī̯rə lì myẹ tsātẹʸŋ, fažį tsāt ə ai̯t d'abor*[6] *pā mį d'ẹ̄rba ụ tsalẹ dį krẹθə. lì mī̯χrì ì a komandā də romwā ba i lwẹ̄s, kì āyan pā uŋkọ pìkā. tsìkụŋ ì a prī̯ šụ̄ž afẹ̄rə ụmį lì mī̯χrì pọsì, kì aid rẹšyụp dụ mī̯χrì l'ọ̄drì šẹkrẹt də lašyẹ́ ẹn tsìžyẹrì lo frẹʸŋžyụ̄r*[7] *k'ì emplẹyẹ́ʋ̄on*[8] *pụ frẹʸŋdrə lo lasẹ̄ ẽ̄ⁿ la tsụbdī̯rì, po fẹ̄rə lo fromāzo. ụ nįt šə šon rẹụnìt ẹn tsìžyẹrì pụ sìnā. aprẹ̄ sẹʸŋna lì mī̯χrì ì a bāłā lẹ̄ž ọ̄drə po lo lẹndẹmaŋ,*

avait mis à la montagne pour avoir un peu de fromage pour sa famille pendant l'hiver.

C'était un grand garçon du nom d'Euchariste, dont la bonne volonté et la soumission faisaient la joie de ses supérieurs. Mais il était peureux à l'excès, et quand il s'agissait d'aller à la recherche d'une vache égarée pendant la nuit, il hésitait toujours et craignait de rencontrer des revenants ou d'entendre des bruits suspects autour de lui.

Ses lamentations se répétèrent si souvent que son maître résolut de guérir le jeune homme d'une frayeur irraisonnée qui pouvait nuire à la bonne exécution de ses devoirs.

On était à la mi-été, la chaleur était caniculaire et, comme l'herbe de l'alpage se trouvait épuisée, le maître ordonna le déménagement du chalet *di Crêtè* pour se transporter à l'alpe de *Louèss*, située à une certaine distance et qui n'avait pas encore été „broutée".

Chacun emballa donc ses meubles et outils, sauf le fruitier, qui avait reçu du maître l'ordre secret de laisser au chalet le *frengiour*, outil avec lequel on agitait le lait dans la chaudière, pour la fabrication du fromage.

Le soir venu, on se réunit au nouveau chalet pour souper. Après le repas, le maître donna ses ordres pour le lendemain et l'on fit la prière habituelle en commun.

---

[1] . . . et faisait la joie des autres qui avaient (le) droit de lui commander.

[2] *ẹnoyụ̄-ụ̄ža* „ennuyeux; ayant peur des revenants".

[3] il était toujours embarrassé.

[4] quelque bruit.

[5] Il arrivait si souvent qu'il se lamentait de cette manière que le *mī̯χrì* a cherché les moyens de lui faire passer la peur des revenants.

[6] . . . et il n'y avait presque plus d'herbe au chalet *dį krẹθə*. Le maître a commandé de déménager à *Louèss*, qu'ils n'avaient pas encore brouté.

[7] *frẹʸŋžyụ̄r, frẹʸŋžʸụ̄r* „instrument servant à briser le caillé"; *frẹʸŋdrə* „briser le caillé".

[8] . . . qu'ils employaient . . .

ə an fẹ̄t la prẹyẹ̄rì ẹnsẹʸŋbło.[1] *lì mīχrì pọsì kì ai̯t pā u̯ŋkọ fẹt lo fromāzo ì a olu̯p šə mẹtrə d'ẹntọr.*[2] *ma ì a pā trovā lo frẹʸŋžyū̯r kì ī̯rə au̯p malurū̯žamẹn u̯błā*[3] *ẹn tsìžyẹrì di̯ krẹhə.*[4] *fali̯t alā lo kẹri̯k ši̯ŋ tardā.*[5]

χlẹ̄ tāso[6] *šọri̯gži̯t a nyu̯ŋ; ì ẹ porₒšẹn kì lì mīχrì ì a komandā u̯ vi̯lẹrọt, lì płu̯ zọvẹño də twìs, d'alā kẹri̯k lo frẹʸŋžʸu̯r. ī̯rə šì tọp̄o k'uŋ vẹi̯t pā la maŋ dəvan šə, ə lì vi̯lẹrọt ì a šu̯płìyā a zẹnọłu̯ᵑ lo mīχrì d'ẹnvu̯yẹ́ un ātrì mìšāzo ẽᵑ ša płasì. pẹʸŋna pẹrdwā̃yì. lì mīχrì li̯ rẹfọn du̯bramẹn: pū̯rta mì lo frẹʸŋžyū̯r, u̯ bi̯ŋ va t ẹn a mīžu̯ŋ ọ̄ra. nū̯χro zọvẹño mu̯ntāñār pẹ̄ᵑšāvə u̯ŋkọ ī̯ parọlə də šuŋ pārì kì, la vẹłì du̯ poyẹ́*[7] *li̯ ayi̯t rẹkomandā də žyami̯ dẹžobẹʸi̯k a šū̯ mẹ̄trə, ə kì, šì li̯ aru̯vāvə d'ẹ̄χrə rẹvu̯yā də la mu̯ntāñì po χlì tsū̯ža, lì pū̯rta də mīžu̯ŋ li̯ fu̯ri̯t šọbrā̃yì fẹrma po lontẹyŋ.*

ai̯ dọn pā mọyẹʸŋ də rẹku̯lā, ə lì pū̯ro bwẹ̄bo šə mẹt ẹ̄ᵑ rọ̄ta ẹm płorẹn ə ẹm prẹyẹn lo bu̯n džyu̯ d'ẹni̯ŋ a šu̯ŋⁿ ẹ̄dì.[8] *l'orazo ai̯t eχłatā;*

Le fruitier qui n'avait pas encore fait son fromage se mit en devoir de s'exécuter. Mais il ne trouva point son *frengiour*, qu'on avait „malheureusement" oublié au chalet *di Crêtè*. Il fallait cependant l'aller chercher, et cela sans aucun retard.

La corvée ne souriait à personne, c'est pourquoi le maître donna l'ordre au *villerot*, le plus jeune de tous, d'aller chercher le *frengiour*.

La nuit était si noire que le *villerot* supplia à genoux son maître d'envoyer un autre berger à sa place. Ce fut peine perdue: „*Pourtamé lo frengiour ou bin va ten à mijon ora*", répondit sèchement le maître du chalet.

Notre jeune montagnard avait encore à l'esprit les paroles de son père qui, à la veille du *poïè*,[7] lui avait recommandé de ne jamais désobéir à ses supérieurs, ajoutant que, s'il lui arrivait d'être renvoyé de l'alpage pour cette cause, la porte de la maison lui serait fermée pour longtemps.

Il n'y avait donc pas moyen de reculer, et le pauvre garçon se mit en route en pleurant et priant Dieu de le protéger.

---

[1] ... et ils ont fait la prière ensemble.

[2] ... a voulu se mettre à l'œuvre.

[3] ... qui avait été (*était eu*) malheureusement oublié ...

[4] *krẹhə*, weiter oben *krẹθə*. Cf. dazu meine Arbeit über *Montana*, § 179, Anm. 2.

[5] Il fallait aller le chercher sans tarder.

[6] Ziemlich starke Abweichung von der Vorlage: Cette tâche ne souriait à personne. C'est pourquoi le maître à commandé au *vi̯lẹrọt*, le plus jeune de tous, d'aller chercher le *f*. Il était si sombre qu'on ne voyait pas la main devant soi, et le *vi̯lẹrọt* a supplié à genoux le maître d'envoyer un autre berger à sa place. Peine perdue! Le maître lui répond durement ... Notre jeune montagnard pensait encore ... de son père qui ... lui avait recommandé de ne jamais désobéir à ses maîtres, et que, s'il lui arrivait d'être renvoyé de la montagne pour cette cause, la porte de (la) maison lui aurait été fermée (*serait restée f.*) pour longtemps.

[7] *poyẹ́* „mener le bétail à la montagne; alper". Hier subst.

[8] ... de venir à son aide.

fažįt šì tǫp̄o k'ųη vęįt tsų̄ža, pā mįmo lo pętįk tsìmįnęt kì kondwįgžįt ęn tsìžyęrì, ə kì lì pų̄ro mìšāzo šyovįt k'a tahųη, įdžyā[1] *dįž alwęzo kì d'eηkwędón*[2] *brìkāvon lə nyǫlə. vę la myęñįt, lì vįlęrǫt aruvāvə ẽη la tsìžyęrì dį kręhə. ma ì ęh aųp to ręboyū*[3] *də la vįrə tǫīa aχtarìtì. karìštì įrə d'abǫr to ręzųyā.*[4] *χlì lųmyęrì ų mįtęyη də χlì tǫpųra, įrə por lẅįk komęn uη pǭr də šalųp ẽη la tęmpẽha, ųn įgla*[5] *ų mįtęyη dų dęžẽr.*

ma aįt kamįm̄o uη pųk d'ẽηkyętųd̄a kì lį fažįd batrə lo kų̄r.[6] *kwįk pǫīt ì ẽχrə lę a χləž ų̄rə? ųη mìšāzo ų uη tsasyų̄r ęnųη po šə mętrə a šǫha?*[7] *džyų lo sat. lì vįlęrǫt ì ęh alā zųlìmęn prę.*[8] *a travẽr la pų̄rta ęntrəwẽrša ì vįt katro mųntāñār kì fan lo fromāzo. prę dę la tsųbdįrì ųn ǫm̄o dęžyá azyā tenįgvə ę maη lo fręyηžyų̄r kì nū̄χrì zǫvęño dęvį pųrtā į lwẽs. a ša drįtì ì a ųn ǫm̄o vęhìt bɫaη, kì tšyęn ųn ęmìnęīa;*[9] *ì ęh uη zǫvęño d'ųna fìgųra atìręnta, ə ẽη šǫn ęmìnęīa lì lasẽ ì ę bɫaη a fẽrə ẽηvìd̄ì. a sa drįtì arį šə trų̄və ųn ātri mìšāzo d'ųna tręntęyηna d'an, l'ẽr kāšto, la fasì pųīa ə lęž abìlęmęn ęmpɫaχrā.*[10] *ì tšyęn ųn ęfwęld də lasẽ tǫ tatšyā də šaη.*

L'orage avait éclaté; il faisait si noir qu'on ne voyait goutte, pas même le petit sentier conduisant au chalet, et que le berger ne suivait qu'à tâtons, à la faveur des éclairs qui, par intermittences, déchiraient les nues.

Vers minuit, le *villerot* arrivait au chalet *di Crêtè*. Mais, ô surprise! il était tout éclairé! Euchariste en éprouva tout d'abord une vive joie. Cette lumière, au milieu des ténèbres, était pour lui un port de salut dans la tempête, une oasis dans le désert. Mais, cependant, une certaine inquiétude fait battre le cœur du jeune homme: Qui pouvait bien être là à ces heures? Un berger ou un chasseur réfugié pendant l'orage? Dieu sait! Le *villerot* s'approche à pas de loup. A travers la porte entr'ouverte du chalet, il aperçoit quatre montagnards qui font le fromage. Près de la chaudière, un homme déjà vieux tient dans ses mains le *frengiour* que le berger doit rapporter au chalet de Louèss.

A sa droite, il y a un homme vêtu de blanc, tenant une *éminetta*;[7] c'est un jeune homme d'une figure avenante, et dans son vase le lait est blanc à faire envie. A sa droite aussi, se trouve un autre fruitier, d'une trentaine d'années, l'air chagrin, le visage sale et les vêtements sordides. Il tient une écuelle de lait terne, tout taché de sang.

---

[1] ... aidé de ...
[2] de temps en temps.
[3] étonné. [4] réjoui.
[5] une île au milieu du désert.
[6] Mais il avait quand-même un peu d'inquiétude qui lui faisait battre le cœur.
[7] ... venu pour se mettre à l'abri?
[8] Le *vįlęrǫt* est allé près joliment.
[9] *ęmìnęīa* „vase où l'on dépose le lait pour former la crème".
[10] *š'ęmpɫaχrā* „se crotter, se salir en marchant".

uŋ katryęm̄o mìšāzo šə tšyęn šǫlęt pęr ųŋ kwįn. ì a ųna bryła fìgųra, ə šuŋ kǫr ì ę krųvìt d'āłųŋ sāl ə tǫt ęmbǫkųŋ,[1] *ə d'ųna pųvantų̄r afrų̄ža.*[2] *šų kǫmpañųŋ lo kųkon d'ę̄^{n}kwędon awę̄ męfrįk.*[3] *l'ęmìnęła k'ì tšyęn ē^{n} šə maŋ ì ę płę^{y}ŋna d'uŋ kłār nįr komęn də šųsì.*[4] *ę̄^{n} vę^{y}ęn šęŋ lę̄,*[5] *nų̄χrì vįlęrǫt trę^{y}ŋmblə də to šų mę^{y}ŋmbro, ə udrįt kurį$\overset{g}{k}$ lęk; ma šat šęŋ kì l'atęndrįt šì dęžobę^{y}įšįkšə. šə męt a pręyę də bųŋ kų̄r, ə, pęr uŋ mųmā^{n} də korāzo dęmandə a χlų̄ drǭlo d'ę̄trə*[6]*: də la pār də džyų, kwį ^{ì} ę tì?*[7] *šįtǫ lì płų vyǫ lįgvə l'ųtįl k'ì tšyęn ę maŋ ə ręfǫn: χlę̄ kì ì ę a ma drįl̃ì tę lo dįrę. ə ì a dęzìñā*[8] *dų dī l'ǫm̄o dų lasę̄ błaŋ. štįk šə rędręšə də tǫła ša grošyų̄r ə d'ųna wę d'aŋzì ręfǫn*[9]*: šę̄t ųn ęnfan də lęn, ə ì ę̄ nųŋ*[10] *žyǭzęt. ì a lontę^{y}ŋ kì t'atęndā̆yo. ahųptə mì. ì a ųna sęntę^{y}ŋna d'an, īro vįlęrǫt komęn tų, travāłęv̄o šų^{b} lęž ǭdrə də štįk ę̄^{n}syaŋ, kì īrə mųŋ mīχrì; χlę̄ kì tu vįt a ma drįl̃ì īrə pāhor; šu^{n} lasę̄ pųt ə rǫžo ų̄^{d} dìrə*[11] *kì ųrdį^{g}və*[12] *tra lə vatsə dų tropę̄ ə tomāvə šǫvęn lo lasę̄ pę maŋka dę šwįŋ. por uŋ də χlę̄ pų̄ro d^{ž}yabło*[13] *kì tų vį^{d} lę̄ ų kwįn, īrə mīχrì pǫsì, ə šįŋ kì nų šaŋ šopųp*[14] *š'ə pęrmęt d'ęmportā trì*

Dans un angle, un quatrième fruitier se tient à l'écart. Sa figure est horrible, et son corps recouvert de lambeaux d'étoffe sale, d'où s'exhale une vapeur fétide. Ses compagnons paraissent le dédaigner. Le vase à lait qu'il tient dans ses mains écailleuses est rempli d'un liquide noir comme du goudron.

Devant cette scène étrange et si insolite, notre *villerot* tremble de tous ses membres et voudrait fuir, mais il sait ce qui l'attendrait s'il désobéissait. Il se met à prier avec ferveur, et, dans un élan de courage, il interpelle ces inconnus en disant: — De la part de Dieu, qui êtes-vous? Aussitôt le vieillard lève l'outil qu'il tient dans sa main et répond: — Celui qui est à ma droite te le dira, et il désignait du doigt le jeune homme au lait blanc.

Ce dernier se redressa de toute sa haute taille et d'une voix angélique répondit: Je suis un enfant de Lens et m'appelle Joseph. Il y a longtemps que je t'attendais. Ecoute-moi! Il y a une centaine d'années, j'étais *villerot* comme toi, et je travaillais sous les ordres de ce vieillard, qui était mon maître; celui que tu vois à ma droite était *pahor*; son lait sale et rouge signifie qu'il battait cruellement les vaches du troupeau et laissait souvent répandre son lait, par manque de soins. Quant au pauvre diable que tu vois là, au coin, il était fruitier et, à notre insu, s'est permis de soustraire trois pièces

1 . . . et son corps est couvert de haillons sales, et tout en lambeaux.
2 d'une puanteur affreuse.
3 Les compagnons le regardent de temps en temps avec mépris.
4 suie. 5 En voyant ceci . . .
6 . . . et, par un moment de courage, il demande à ces drôles d'êtres . . .
7 . . . qui es-tu? 8 et il a désigné.
9 Ganzer Satz Praesens. 10 J'ai nom. 11 veut dire.
12 Inf. *urdįk* „maltraiter le bétail".
13 Pour un de ces pauvres diables . . .
14 Sans que nous l'ayons (*sommes*) su . . .

pyęsə də fromāzo grā. ì ę por šęn kì šuŋ lasę̄ ì ę nīr komęn də tsarbųŋ; a ša mǭr, lì bǫn džyų l'a kondanā. lì zǫvęño ait a pę^{y}ŋna fųrnìt də pręzyę kì lì mìšāzo dų lasę̄ nīr fę̄t uŋ krįk tǫp̄o[1] ə afrų̄;[2] ųna kǫlǫña də fwa[3] l'ęmpų̄rtə[4] taŋ kì dęvan tsìžyęrì; lę̄ lì tęr̃a šə ųrə[4] ə l'ę̄^{n}ìutə[4] ų mįtę^{y}ŋ dį krįk ə d'uŋ tapāzo d'įŋfę̄r.[5] lì mìšāzo dų lasę̄ bɫaŋ repręn[6]: χlę̄ kì tų vīt lę̄,[7] ì ęh aųp rętęnuŋ i pę^{y}ŋnə šìɫa[8] por šęn k'ę̄^{n} ša kalìtā də mīχrì ì a maŋkā də šǫręvęlę́;[9] īrə a lẅįk a kųŋtā d'eŋkwędon lə pyęsə də fromāzo ə də ręprìmandā lo pāhor, kan ųrdįgvə tra šųŋ bętāɫ. po ša punìsyųŋ ì ęh aųp kondanā a šųfrįk taŋ kì[10] uŋ vįlęrǫt furįt ęnųŋ[11] lį dęmandā šųŋ fręyŋžyų̄r kì ì ę kì də fwa, komęn tu va lo vīr̃ə də šwįktì.[12] adon l'ųtįl šə męt a fɫam̄ā komęn uŋ tsarkwat də tę̄ya.[13] tų farì dìrə por lẅįk tǫīə lə męšə kì, də ma pār, šų̄ paręn šon entsarzyā də pāyę́. lì pāhor, lẅįk, ì a rìškā d'ę̄χrə kondanā arį ī fɫaŋmə kì šə dęhįŋžon pā;[14] ma komęn īrə pa tan fįŋ,[15] lì boŋ^{n} džyų lį a fę̄ grāsì; šǫbręrę́ ī pęyŋnə taŋ kì šų paręn aręn pręyā ę̄^{n}sę^{y}ŋ^{m}blo īž ęrmìtə ə šə šaręn ręndųp a

de fromage gras. C'est pour cela que son lait est noir comme du charbon; à sa mort, Dieu l'a condamné.

Le jeune homme avait à peine fini de parler que le fruitier au lait noir poussa un cri guttural et épouvantable; une colonne de feu blafard l'emporta jusque devant le chalet, où la terre s'entr'ouvrit et l'engloutit, au milieu de cris et d'un vacarme effrayant.

Le fruitier au lait blanc reprit: „Le maître que tu vois là a été retenu ici parce qu'en sa qualité de *mihre*, il a manqué de vigilance, car c'était à lui de compter de temps en temps les pièces de fromage et de réprimander le *pahor*, lorsqu'il battait trop rudement son bétail. Pour sa punition, il fut condamné à souffrir jusqu'à ce qu'un *villerot* vînt lui demander son *frengiour* qui n'est autre que du feu, comme tu vas le voir à l'instant." Et aussitôt l'outil se mit à flamber comme une torche de poix. „Pour lui, tu feras dire toutes les messes que, de ma part, ses parents sont chargés de payer."

„*Le pahor*, lui, a failli être condamné aussi au supplice perpétuel, mais comme il manquait d'intelligence et de jugement, Dieu lui a fait grâce; il restera dans les peines jusqu'à ce que ses parents aient été prier en commun aux Ermites et se soient rendus, pieds nus, en pèlerinage a N. D. des Neiges."

---

[1] sombre.
[2] affreux.
[3] blafard der Vorlage fehlt.
[4] Praesens.
[5] . . . et d'un tapage d'enfer.
[6] Praesens.
[7] Celui que tu vois là . . .
[8] il a été retenu aux peines là . . .
[9] . . . il a manqué de surveiller.
[10] il a été condammé à souffrir *tant que* (jusqu'à ce que) . . .
[11] serait venu . . .
[12] de suite.
[13] comme une torche de bois gras (*tę̄ya* „bois gras" Pinus Pumilio).
[14] aux flammes qui ne s'éteignent pas.
[15] . . . mais comme il n'était pas bien intelligent (*fįŋ-na*).

pyá nụp ẹm pẹlẹrìnāzo ẹ̄^{n} la tsapẹla də krẹhẹlə.[1] *yọ, ì ẹ pā bẹžịŋ də tsṳ̄ža; dẹpwị ọ̄ra šẹ̄^{d} dẹlìvrā.*[2] *šẹ̄t aụp rẹtẹnụŋ šìła po kākì fẹbìšì dị zọvẹño, ə šọrẹtọt por aị̄ nẹglìzyā d'avẹrtịk lo mị̄χrì dị maŋkẹmẹn du pāhor. ẹ̄^{n} dịžẹŋ šẹ̄^{n} lẹ̄, lì zọvẹño ẹntụ̄nə ụna kantìka ə ì ẹh alā šụp vẹ lo paradịk komẹn un alwẹ̄ła. lì tịt š'ə ụrìt*[3] *po lo lašyẹ pašā, ì a d'abọ̄r dẹšparụp*[3] *pẹr ụna nyọla de fwá.*

pẹndan kì lì tsìžyẹrì ị̄rə ụŋkọ aχłarìtì, lì mị̄χrì bāłə[4] *lo frẹ^{y}ŋžyụ̄r dẹhìn ụ vịlẹrọt kọ̄^{n}štẹrnā, ẹ̄^{n} lị dìžẹn: t'a tsṳ̄ža a krẹ^{y}ŋdrə,*[5] *ə maŋka pā d'ẹgzẹkụtā ẹgzatamẹn lẹž ọ̄drə kì tu yẹn də rəšị̄vrə də žyọzẹt; tụ šarẹ bẹnịŋ ə ta vyá lịgvra də rụtẹ^{y}ŋ, t'arẹ̄ la płụ bẹla wẹ du pāyịk, ə t'arẹ̄ žyamị*[6] *pwị̄rì də rẹn. ə pwẹ lì mị̄χrì ì a dẹšparụp ẹ̄^{n} fụŋ pẹ la bụ̄rna. lì tsìžyẹrì ì ẹh ẹnụŋ d'ụŋ kụ̄ tọp̄a komẹn uŋ fọr.*[7] *l'orāzo ị̄rə arœvā ụ płụ grụ̄ də ša fọ̄ršì,*[8] *ma lì vịlẹrọt ì a pā wardā*[9] *ə ì ẹ šụrtìt. ụn alwẹ̄žo mụχrə*[10] *lo tsìmịnẹt a karìštì. štịk partẹ rụŋdō,*[11] *šụŋ frẹ^{y}ŋžyụ̄r ẹ̄^{n} l'ẹsyẹbła, ə šə mẹt*[12] *a ẹntọnā ụna tsaŋsụŋ kì* ^{i} *ait žyamị aprị ə kì rẹtụŋnavə bịŋ pẹndan la nịt, taŋ kì ì ẹ ar̄ụvā ị lwẹ̄s.*[13] *lẹž ātro mìšāzo kì atẹndán awẹ̄*

„Moi, je n'ai besoin de rien, mon terme est arrivé. J'ai été retenu ici pour certaine faiblesse de jeunesse, et principalement pour avoir négligé d'avertir mon maître des fautes du *pahor.*"

Ce disant, le jeune homme entonna un chant céleste et s'éleva vers les cieux comme une alouette. Le toit s'entr'ouvrit pour lui livrer passage, et bientôt il disparut dans un nuage de feu.

Pendant que le chalet se trouvait encore éclairé, le maître remit le *frengiour* éteint au *villerot* décontenancé, en lui disant: „Ne crains rien, et ne manque pas d'exécuter strictement les ordres que tu viens de recevoir de Joseph; tu en seras béni, et ta vie exempte de soucis, tu auras la plus belle voix du pays, et tu n'auras plus jamais peur de rien. Puis le maître disparut en fumée par la cheminée.

Se chalet retomba soudain dans les ténèbres. L'orage était arrivé à son plus haut degré de violence, mais le *villerot* n'y prit pas garde et sortit. Un éclair brilla, découvrant le petit sentier.

Eucharistе s'y engagea bravement, son *frengiour* sur l'épaule et se mit à entonner un chant qu'il n'avait jamais appris, et qui remplit le silence de la nuit jusqu'à son arrivée a Louèss.

---

1 Kapelle *La Crêtelette*, bei Randogne (s. Sierre).

2 à partir de ce moment, je suis délivré . . .

3 Perfekt.

4 Praesens.

5 tu n'as rien à craindre.

6 . . . et tu n'auras jamais peur de rien.

7 Le chalet est devenu (*venu*) d'un coup sombre comme un four.

8 . . . était arrivé au plus gros de sa force.

9 Perfekt.

10 Praesens.

11 Ziemlich stark verändert: Un éclair montre le petit chemin à Eucharistе. Celui-ci partit bravement . . .

12 Praesens.

13 . . . et qui retentissait bien pendant la nuit, jusqu'à ce qu'il est arrivé *ị lwẹ̄s.*

ẹmpašyẹ^{y}ŋsì lo rẹtọr dụ vịlẹrọt šāyán pā kwẹ š'ẹn dìrə[1] *ẽ^{ŋ} awìšẹn la bẹla ə fọ̄rta wẹ də χlẹ̄ kì taŋ k'adọn šaī̧ pa mịm̃o tsantā. šịtọ kì ì ẹh aụp ar̃ụvā,*[2] *lì mīχrì lị dìt*[3]*: t'ẹt'ì tọ bịŋ alā?*[4] *trẹ̄ bịŋ, mīχrì, lị rẹfọn lì vịlẹrọt d'ụn ẹ̄r rẹzọlụp;*[5] *ma dẹmaŋ lo matịŋ konto alā bā ẽ^{ŋ} lẹn.*[6]

ə lì zọvẹño kụŋtə šẹkrẹtamẹn a šụŋ mẹ̄trì šẹŋ kì aịt yụp ə awìt. də bụŋ matịŋ karìštì ì ẹ partìt po lẹn; ì ẹh alā trovā lo prị^{y}ọr ə l'a prẹyā d'akụmpłịk a la lẹtra šẹŋ kì lị aịt ordọnā lì zọvẹño dẹfọn də la tsìžyẹrì dị krẹhə.[7] *l'an aprẹ̄, lì vịlẹrọt aịt avaŋsyā d'ụna płašì,*[8] *ī̧rə pāhor. ụna nịt k'ì tsẹrkāvə ụna vatsì prẹ̄ də tsìžyẹrì di krẹhə, ì a yụp dāwə kolụŋ^{m}bə kì šə šon ləvā̃yə*[9] *šụp ẹ l'ẹ̄r, ə ì a awìt ụna wẹ lị dìrə: lì boŋ džyụ tə rẹkọmpịŋsẹrẹ. ə dẹpwị χlẹ̄ zọr, pẹndan lə trẹntə šịŋtš ^{y}an kì ^{ì} a ụŋkọ tsatẹnā*[10] *ī̧ mụntā̃ñə, ì a tsū̧ža mị yụp nị pẹršyụp d'ẹχraŋzo ụ də šušpẹk.*

Les autres pâtres, qui attendaient avec impatience le retour du *villerot*, n'en revenaient pas d'étonnement, en entendant la voix forte et sonore de celui qui, jusqu'alors, ne savait pas même chanter.

Dès qu'il fut arrivé, son maître lui dit: *T'é te tott bĩn ala?* *Trè bĩn, Mihre!* répondit gaillardement le berger, seulement demain matin, je dois descendre à Lens.

Et le jeune homme raconta secrètement à son maître ce qu'il avait vu et entendu.

De bon matin Eucharíste partit pour Lens, alla trouver le Prieur et le pria d'exécuter à la lettre les volontés du mystérieux personnage du chalet *di Crêté*.

L'année suivante, le *villerot* était monté en grade, il était *pahor*.

Un soir, tandis qu'il recherchait une vache dans les environs du chalet *di Crêtè*, il vit deux colombes s'élever dans les airs et entendit une voix lui dire: „Dieu te récompensera".

Et dès ce jour, pendant les trente-cinq ans qu'il passa encore à la montagne, il n'entendit ni ne vit rien d'étrange ou de suspect.

---

1 . . . ne savaient pas qu'en dire. . .
2 sitôt qu'il a été arrivé . . .
3 Praesens.
4 Tout t'est-il bien allé . . .
5 . . . lui répond le *vịlẹrọt* d'un air résolu.
6 . . . mais demain matin je compte descendre à Lens.
7 . . . ce que lui avait ordonné le jeune revenant (défunt) du chalet.
8 . . . avait avancé d'une place . . .
9 . . . deux colombes qui se sont élevées . . .
10 *tsātẹ^{y}ŋ* „l'été"; *tsatẹnā* „passer l'été à la montagne, avec le bétail".

Aarau (Schweiz). WALTER GERSTER.

---

6. La morte del Danese di Cassio da Narni.

La morte del Danese[1] è un poema romanzesco d'imitazione ariostesca[2] in tre libri. Il primo libro ha 9 canti, il secondo 16, il terzo 7, in ottava rima. Vi sono però parecchi sonetti, capitoli, dialoghi ed un'egloga, nella quale è aspramente biasimata la vita del cortigiano.

---

[1] Cassio curò tre edizioni del suo capolavoro, limitandosi però solo alle correzioni degli errori tipografici, dovuti all',,ignoratia" degl',,impressori".

Poche e tenui sono le modificazioni che distinguono la prima dalle altre due edizioni. Si tratta, infatti, di qualche insignificante aggiunta e di poche omissioni di ottave di dedica o di scusa estranee all' argomento del poema.

La prima edizione (A) fu pubblicata a Ferrara, nel novembre 1521 in 4.o per i tipi di Lorenzo di Russi col titolo *La morte del Danese di Cassio da Narni allo Illustro Donno Hercule da Este suo Signore.*

Sotto questo titolo c'è un ,,Sonetto di epso Auttore al suo libro" con cui il poeta presenta al pubblico il suo capolavoro che non ha la pretesa d'essere perfetto. Piuttosto, petrarcheggiando, dichiara apertamente:

Dirai: che inmortal donna mha sforzato
a scriuer tanto. assai potra giovarte
sapendo che in man daltri habbia il cor dato.

La facciata seguente della stessa carta contiene il privilegio del papa Leone X, in data 19 ottobre 1521, che ,,libenti animo" concede la pubblicazione della ,,elegans singularisque" opera di Cassio.

Al privilegio del Pontefice segue un epigramma latino di P. Antonio Azaioli. In pochi versi è lodata l'attività di Cassio che, pur vivendo ,,inter curas interque negotia mille", potè ugualmente dedicarsi all'arte poetica da pubblicare un'opera che gli procaccerà ,,magna gloria". Quattro ottave di dedica del ,,volume" ad Ippolito II, che d'ora innanzi è chiamato ,,Alcyde", completano la carta prima del libro.

La seconda carta è occupata da una stampa in legno raffigurante, due poderosi scorpioni in un cielo stellato con una mezza luna. Gli aracnidi sono sollevati in aria da un lungo bastone sostenuto da una tartaruga che sta in una palude molestata da tre grossi pipistrelli. Tra questa zilografia e il principio delle prime ottave del poema si leggono i distici seguenti:

Si mortalis ego & mortale errare fatemur
quid mirrum est error hic quoq; si qs inest
Scribentis metire animum metire labores
erroresq; e qua corrige lance meos.

Il poema comincia ad un terzo della seconda carta e continua fino alla carta 205, segnata per errore CV.

Fuori testo e senza numerazione sono ancora da ricordare una ,,Excusationne di epso Auctore" in nove ottave, un *Registro* dei quaderni e due *Errata*.

Questa prima tiratura del *Danese*, composta a Ferrara durante una lunga assenza forzata del poeta, uscì con tanti spostamenti di vocaboli, scambi di lettere, sostituzioni di parole, da rattristare profondamente l'animo sensibilissimo del poeta che

per uscir fuori da sì strano affanno

Ogni canto comincia o con un' invocazione a Delia[1] o con una riflessione morale spesso desunta dai fatti che tosto seguiranno.

Il libro I è dedicato a Delia, gli altri due libri II e III sono dedicati ai figli del suo duca benemerito.

Figli d'Alfonso Ippolito ed Alcide,[2]
. . . .
per segno almen della servitù mia
dedico ad ambi insieme questa parte.

Il poeta celebra, inoltre, le bellezze di Delia, esprime in ogni canto il suo caldo affetto per lei, e si lagna dolcemente della indifferenza sua. Pure si compiace della ostinazione della donna amata e conclude che

. . . . . . quest' atto . . . . le dà più gloria,
perchè la pudicizia eccede il tutto;
non licea nel suo amor dunque altro frutto.

Lo stile, benchè quasi sempre disadorno, tuttavia è sempre robusto, vario e pieno di vivacità.

---

si decise a far seguire tosto un'altra edizione del suo poema

chè mal da supportar più graue & forte
credo non sia ne che faccian più danno
quanto ueder lacerar gli suoi uersi
da glimpressori in la ignorantia imersi.

E così a pochi mesi di distanza, nel marzo 1522, venne pubblicata a Milano, presso Agostino da Vimercato la seconda edizione (B) di carte 176 in 4.o col titolo *La morte del Danese di Cassio da Narne novamente* stampata ne la quale se tratta de molte bataglie maravigliose*: *zoe del Danese Orlando e Rinaldo e de molti altri gran baroni* . . . ecc.

In questa nuova edizione sono state omesse le quattro ottave di dedica, l' epigramma latino, la zilografia con i due distici citati, l'*Excusationne* e il dialogo che formava in A il canto VIII del terzo libro.

Le correzioni devono essere state eseguite sopra un esemplare della edizione A, perchè, non ostante la revisione lunga, oculata e minuziosa di tutto il poema da parte dell'autore, ricorrono qua e là in B alcuni scambi di lettere che si trovano in A.

Indubbiamente B corrisponde maggiormente ai desideri e alle aspirazioni del poeta, essendo meno grossolani e meno frequenti certe sostituzioni che in A talvolta alterano alquanto il pensiero dell'autore.

Dodici anni dopo uscì a Venezia, nel maggio 1534, presso Alvise Torto la terza edizione (C) in 4.o di carte 179, corretta su B.

Anche in quest'ultima edizione manca il dialogo che costituisce l'ottavo canto del libro terzo di A.

Indubbiamente C rappresenta un sensibile miglioramento tipografico di fronte ad A e B, in quanto non vi sono nè aggiunte nè omissioni degli episodi o versi che si leggoro nelle due edizioni precedenti.

[1] Delia, cortigiana di Lucrezia Borgia alla corte estense di Ferrara.
[2] Ippolito II ed Ercole II.

---

* „novamente" sta per *recentemente*.

Cassio ha seguito le orme dei poemi in volgare che lo precedettero, rifacendo però, a suo modo, i vari episodi ch' egli attinge da fonti diverse.

Spesso ripete al „lettor“ lo scopo del suo scritto:

> Per dir di Delia e per soffocar l' ardore
> tolsi la penna e non per cercar fama,

ed altrove aggiunge:

> mi basta che l' argomento piaccia a Delia.

Inoltre dichiara apertamente:

> *La morte del Danese* il libro io chiamo
> per dargli il nome e non per altro effetto;
> sotto questo velame scoprir bramo
> gli amorosi pensier c' ho dentro al petto.

E per bocca dei suoi Pensieri, saliti in cielo, confessa a Marte:

> Nè averia avuto lui mai tanto ardire
> toglier la penna per far un volume
> et far gli suoi pensier nel ciel salire,
> non sendo temerario per costume,
> ma perchè gli convien Delia ubbidire.

La figura principale del poema è certamente Rinaldo che più d' ogni altro riflette l' autore.

Il poeta stesso previene ogni critica in proposito ripetendo ai lettori:

> chiamar il libro *morte del Danese*
> fu sol per dar il nome al mio libretto,
> sì che, se non ne parlo di lui troppo,
> questa cagion discioglia a tutti il groppo.

All' infelice nostro autore basta aver motivo di descrivere le particolari bellezze della sua diletta Delia, di cui loda specialmente gli occhi sereni, i capei d' oro e le mani bianche; a lui basta tramandare ai posteri che un dì Delia fu sua promessa sposa.

Eccetuati gli episodi riferentisi al Danese, a Rinaldo, a Orlando e ad Alcide, il poema procede alquanto disordinatamente. Esso è privo di grazia, finezza e profondità di pensiero. Il poeta non analizza, non descrive, ma coglie il fatto come gli si presenta ai sensi, accostandosi così più al modo della plebe che a quello dell' aristocrazia colta.

Il *Danese* presuppone, inoltre, molti fatti del *Furioso*, ne mantiene molti personaggi, ne compie molti episodi ripigliandoli al punto dove furono interrotti dall' Ariosto, fa assegnamento sulla cognizione che i lettori debbano avere dell' *Orlando furioso*.

Infatti egli scrive:

Chi leggerà il volume de Orlando
ch'el mio maestro chiama Furioso
il tempo che vi stette saprà quando,
chè in dir di questo molto è copioso.
Io che le sue vestigie vo solcando,
trovar tal passo m'ha dato riposo,
perchè trovar a questi arme al proposto
sono da Brescia, pur troppo, discosto.

Nè lui di questo si sdegnerà meco
perchè in cose maggior n'ho fatto prova:
bona convention fatto ho con seco.
Alcun non sia tra noi che lite muova;
senza il suo lume io fora come ceco,
chi veggia più di lui raro si trova.
Felicissima età che vivo il vide,
ma più la patria ch'el fece e possede.[1]

L'intero poema di Cassio è un'infinità di episodi che l'autore, fondandosi sui romanzi cavallereschi, inventa con la potenza della sua fantasia. Somiglia al Boiardo nel derivare la materia d'ogni parte: dal ciclo carolingio, dal ciclo brettone e dall'antichità classica. D'altra parte s'avvicina al Pulci per le goffaggini buffonesche e licenziosità plebee. Pare, infine, che il poeta metta fuori i suoi racconti straordinari senza sapere dove andrà a terminare. I fatti si succedono gli uni agli altri senza un visibile legame e spesso senza che l'uno abbia il sopravvento sull'altro. Pure mi sforzerò di tracciarne almeno le fila principali.

Argomento degli episodi principali del poema.

Il *Danese* può essere diviso in tre parti: I. Vendetta di Orlando contro Rinaldo e morte di Uggeri il Danese, compagno di sventura di Orlando.

II. Fuga di Rinaldo dalla corte di Carlo Magno a Parigi e conseguente innamoramento, cambiamento di sesso, morte, risurrezione, pazzia e rinsavimento del paladino.

III. Viaggio di Alcide nell'inferno guidato dal dio Marte e storia degli amori di Alcide e Isabella.

1. — *Vendetta di Orlando contro Rinaldo e morte del Danese.* — Alla corte di Carlo Magno, a Parigi, vivevano vari paladini, tra cui Rinaldo, Orlando, Olivieri e il Danese. Un pomeriggio d'agosto Olivieri invita Rinaldo ad una partita agli scacchi. Orlando vi assiste e indica a Olivieri una mossa di una pedina. Rinaldo s'indispettisce e, accecato dall'ira, scaglia lo schiacchiere sul volto di

[1] Libro II, canto 4.°, carta LXVI.

Orlando. Questi cade a terra tramortito. Accorre Carlo e, credendo che il proprio nipote sia morto, rimprovera acerbamente Rinaldo, poi ordina che venga gettato in carcere. Orlando guarisce e prega lo zio di non seguire il consiglio di Gano, che voleva la morte del feritore, ma propone di vendicarsi appena ristabilito perfettamente in salute. Frattanto il mago Malagigi, fratello di Rinaldo, viene a sapere ogni cosa a Montalbano. Corre in una grotta, e, dopo vari incantesimi, riesce ad ottenere che tre demoni, Triforme, Cagnaccio e Draghinaccio, liberino il fratello dalla prigione e lo trasportino lontano da Parigi.

Rinaldo, liberato dal carcere, chiede ai demoni di trasportarlo in lontane regioni. Così, a cavallo di Triforme e degli altri due spiriti, egli compie un viaggio aereo fino alla pianura del mare Egeo.

A Parigi, Carlo, Gano ed Orlando sono indignati per la fuga di Rinaldo. Si crede ch'egli sia a Montalbano. La rocca viene cinta d'assedio. Amone raduna il consiglio di famiglia e si decide di resistere contro Carlo Magno. Si manda a Corymbo Astarotte per invitare Rinaldo a tornare in patria, essendo il castello in balia delle truppe nemiche. Ma quegli, trovandosi in buona compagnia, non si muove dalla sua diletta Euride.

Viene dichiarata la guerra, e in tre cruenti battaglie Montalbano è distrutto, perchè con semplici segni di croce vengono fugati gli spiriti infernali, evocati da Malagigi.

Amone, Bradamente e Ricciardetto sono fatti prigionieri; Malagigi sfugge alla prigionia e gli altri abitatori di Montalbano si disperdono.

Orlando decide di non rientrare a Parigi senza aver ritrovato Rinaldo. Il Danese, esperto dei luoghi, accompagna il conte attraverso paesi e località abitati da villani feroci e da mostri crudeli. I due cavalieri giungono in cima ad un colle dominato da un palazzo con tre fontane. Scendono da cavallo per bere e vengono insultati dal villano che custodisce il parco. Essi gli rispondono con maggiore arroganza e sono costretti a sostenere un'aspra lotta contro parecchie dozzine di cani aizzati da quel „mascalzone". Dopo cinque ore, Orlando e il Danese riescono a far prigioniero lo stesso villano nel palazzo che viene da loro incendiato. Dal chiarore delle fiamme e dal guaire incessante dei cani feriti sono attirati sul posto quattro mostri. Sono i padroni del villano, dei cani e del palazzo che ancora ardeva. Costoro avevano un occhio in fronte, erano alti come monti ed erano armati di bastoni.

Il Danese ed Orlando s'erano appena rimessi sui propri agili destrieri, quando quei mostri ostacolano loro il passo, pretendendo armi e cavalli. I paladini si rifiutano, ed allora si accende una lotta, nella quale vale più la destrezza che la forza. Due giganti vengono messi fuori combattimento, ma gli altri hanno il sopravvento, e così i paladini sono vinti.

Orlando è spogliato delle sue armi e viene appeso per un piede ad un faggio; il Danese è trascinato nella spelonca ed è custodito da

un terzo gigante, mutilato d'un braccio. Il prigioniero è mantenuto a erbe e acqua, per cui dopo un mese muore. Nessuno però riesce a togliergli le armi, perchè il morto s'alza minaccioso, facendo un rumore infernale.

Bradamante capita per caso presso questa spelonca. Gli „assassini" la rispettano, perchè la credono un piccolo gigante mandato da Maccon. Anzi un mostro, Steropeo, le si offre a compagno nella ricerca di Rinaldo, e le racconta la dolorosa sorte toccata al Danese. Entrano entrambi nella caverna e tosto la salma del barone si alza con un fracasso orribile.

Un giorno però Bradamante entra da sola nella spelonca; s'avvicina al Danese e ode una voce la quale dice che solo un giovane della famiglia estense, Alcide, potrà avere le armi del Danese.

Alcuni villani deridono Orlando, appeso ad un albero, e lo disprezzano come omicida. Un pastore però, conosciuta la vera causa della punizione inflitta al disgraziato, slega il paladino che, munito d'un bastone, prosegue il suo viaggio in cerca di Rinaldo. S'imbatte nel gigante che aveva durindana e con un fiero morso gliela riprende.

Bradamante battezza Steropeo e insieme procedono alla ricerca di Rinaldo. Questi, innamorato di Euride, dimentica famiglia e patria, e pensa di sfuggire alle ire di Antheo, rapendogli la figlia.

Orlando giunge nel bosco incantato, dove i due amanti avevano cambiato di sesso e dove s'erano rifugiati. Il conte non riconosce in Rinaldo il sir di Montalbano. pure s'inizia ugualmente un terribile duello fra i due paladini.

Anche Bradamante ritrova qui il proprio fratello che viene riconosciuto pure da Orlando. Il gigante e Bradamante riescono a conciliare i due avversari. Si fa la pace, e tutti insieme riprendono amichevolmente il cammino verso una meta indefinita.

Euride, (tuttora uomo), fugge su baiardo e diventa compagno della fata Firne. Il gigante, Bradamante, Rinaldo ed Orlando, giungono in una grotta, dove pernottano. All'alba riprendono il cammino ed incontrano il giovane estense Alcide a cui Bradamante indica il sito nel quale si trova il Danese. Tutti si dirigono verso la caverna fatale. Appena Alcide vi entra, la salma del Danese si alza, s'inginocchia davanti al cavaliere prediletto e gli offre le armi; poi cade e si decompone in un mucchio di ossa. Rinaldo compila un epitafio e propone dare onorata sepoltura a quei resti mortali. Compiuta la mesta cerimonia, i paladini si separano.

Orlando giunge alle rive d'un fiume che tosto attraversa ed entra nel palazzo dell'amore, invitatovi da Venere. Uscito di qui, cade nelle braccia della Prudenza che lo rimprovera d'essersi lasciato adescare follemente da un amore vano. Vede un colle, vi sale su e, mentre beve ad una fonte, sorge sulla superficie dell'acqua una faccia umana: è Absirto, un ferrarese, che racconta al conte una lunga storia d'amore. Di qui, s'incammina verso Parigi. Giuntovi, si

presenta a Carlo e a Malagigi e riferisce loro d'aver incontrato Rinaldo. Il mago esulta, ma Carlo teme l'ira di Rinaldo.

Sconfitto Carlo, Orlando erra nuovamente in cerca di Rinaldo, causa delle sue sventure. Lo ritrova e lo fa uccidere, quindi s'imbarca in mare per nuovi lidi. Ma l'imbarcazione viene trasportata lontano in balia delle onde furiose, causate da fiere procelle. Così Orlando finisce nel tetro ventre d'una immensa balena.

2. — *Fuga di Rinaldo dalla Corte di Carlo, suo innamoramento, cambiamento di sesso, morte, risurrezione, pazzia e rinsavimento.* — Rinaldo, chiuso nelle carceri di Carlo Magno a Parigi, come feritore di Orlando e prossimo ad essere impiccato, viene liberato in tempo dal fratello Malagigi per opera di tre spiriti infernali. Essi riescono ad addormentare le guardie, a praticare un foro nella parete della prigione e a liberare dalle catene Rinaldo. Questi chiede loro d'essere trasportato lontano da Parigi. I demoni accondiscendono e, per turno, lo trasportano sopra i paesi più importanti d'Europa e d'Africa. Il viaggio aereo, a cavallo degli spiriti, dura nove mesi, dopo i quali Rinaldo viene atterrato a Corymbo, nella pianura egea. Qui era re Antheo, nemico di Carlo. Quel re aveva una figlia, di nome Euride, la quale nelle feste baccanali tocca in sorte a Rinaldo che per l'occasione aveva mutato vestito, cambiato il suo nome in quello di Cirillo e si era presentato come alchimista valente. Anche Euride ama Rinaldo e così, innamoratisi a vicenda, fuggono dalla corte reale, tosto che la giovane s'accorge d'essere divenuta madre. S'imbarcano di nascosto ed entrano nelle acque del mar Tirreno.

Scendono nelle coste tirreniche e si riposano nel bosco incantato di Fenice, dove si nutrono di fichi, che hanno la virtù di cambiare di sesso: Rinaldo diventa donna, Euride uomo e baiardo cavalla. Ridotti in questo stato, incontrano Orlando che, nella guerriera vestita da uomo, non riconosce il suo avversario. S'inizia ugualmente una lotta nella quale Rinaldo è aiutato dalla sorella Bradamante e dal gigante che, per caso, arrivano in buon punto. Tutto finisce con la pace tra i contendenti. Bradamante ed Orlando riconoscono Rinaldo, e riprendono il loro viaggio per strade diverse.

Da Rinaldo nascono due gemelli che la fata Firne alleva ed istruisce instillando loro l'odio contro Ippolito ed Alcide, presunti uccisori del loro padre.

Euride abbandona la fata, perchè costei converte spesso i suoi amanti in sassi.

Rinaldo ritorna uomo per incantesmi di Firne e col figlio Guidon si dirige verso Parigi per vendicarsi contro Carlo e Gano; ma in Ispagna vengono fatti prigionieri. Malagigi ne è informato da Orlando, giunto da qualche tempo alla corte di Carlo, e per mezzo di Ippolito libera i due prigionieri che, senza altri incidenti, giungono rapidamente in Francia. Qui si svolge un fiero combattimento in cui prevale l'attività strategica di Rinaldo. L'esercito di Carlo viene sconfitto. Orlando fugge. Gano e lo stesso Carlo cadono prigionieri di Rinaldo

che, dopo averli gettati in carcere, li obbliga a ricostruire Montalbano.

Intanto Rinaldo arde dal desiderio di rivedere i suoi figli, lasciati in custodia alla fata Firne. Alcide conduce Rinaldo attraverso regioni impervie e sconosciute finchè giungono alla meta.

I due gemelli, in breve tempo, sono divenuti abili cavalieri e si chiamano Campaneo e Silvano.

Rinaldo dubita che i due giovani siano i suoi figli e si meraviglia della loro valentia contro Ippolito, Alcide e contro lui stesso. S'inizia un combattimento nel quale restano feriti Campaneo e Silvano. Costoro riconoscono nel paladino il loro padre, chiedono perdono e lo seguono.

Orlando s'imbatte in Rinaldo, Alcide e nei due feriti che ormai accompagnano il padre ovunque. Nel conte si risvegliano feroci sentimenti d'ira e di vendetta per le ultime stragi; istiga Talpeo, quarto figlio di Rinaldo, ad uccidere il suo nemico. Il disgraziato giovane trafigge inconsciamente il proprio padre che cade morto. La salma viene portata a Montalbano. Talpeo riconosce il suo errore e si cava gli occhi per disperazione. Orlando fugge verso il mare.

Alcide durante il suo viaggio nell'inferno ottiene per mezzo della sua guida, il dio Marte, la risurrezione di Rinaldo.

I genitori del risorto godono sommamente insieme ai fratelli e parenti di rivederlo vivo e forte; ma per poco tempo, perchè Rinaldo diventa pazzo, anzi furioso. Nel periodo della pazzia sradica piante, uccide quelli che gli si avvicinano. E così trovano la morte Amone e Beatrice; a stento si salva lo stesso Alcide. Questi prega Marte perchè gli ritorni il senno. Viene inviato in Terra Morfeo il quale gli soffia nelle narici il senno. Il pazzo dorme per tre dì e tre notti, quindi si risveglia nella sua piena normalità. Saputo d'avere ucciso i suoi genitori, si dispera, ma è consolato dai fratelli e dai maggiori principi di Parigi che s'erano recati a Montalbano. Rinaldo libera dal carcere Carlo e Gano, chiede loro perdono e continua a vivere beneficando e sostenendo i deboli contro gli oppressori.

3. — *Viaggio di Alcide nell'inferno e storia degli amori di Alcide ed Isabella estensi.* — Alcide, figlio d'Alfonso, non può vivere senza il suo Rinaldo. Pensa, quindi, di recarsi all'inferno per visitarlo. Dopo un mese trova un eremita che gli indica la via. È però incerto della sua risoluzione ed invoca Giove, padre d'Ercole. Il nume gli invia Marte come guida nel viaggio ultraterreno.

Marte è armato di spada e scudo per difendere Alcide dall'ira dei demoni.

Le regioni infernali sono quasi quelle descritte da Dante.

Infatti, Marte conduce per mano Alcide per una via larga e scoscesa la quale termina in una serie di cerchi restringentisi fino al fiume Letè. Caronte si rifiuta di trasportare Alcide all'altra sponda, ma poi è costretto a cedere per comando di Marte. Anche Cerbero latra furiosamente.

Così giungono al primo cerchio, dove sono coloro che morirono senza battesimo. Passano successivamente al secondo, al terzo, al quarto e al quinto cerchio, ove sono puniti rispettivamente i lussuriosi, i golosi, gli avari i prodighi e i collerici. Vedono poi una torre: è la città di Dite. Qui Marte benda gli occhi ad Alcide, perchè Medusa non lo converta in un sasso. Giungono alle arche infuocate, ove sono puniti gli eretici, e di qui passano attraverso una selva in cui si odono dei lamenti senza che si vedano i rei che si dolgono della loro triste condizione. Dal bosco arrivano in una piazza di sabbia ardente in cui ardono quelli che peccarono contro natura. Gli omicidi sono immersi in un lago d'acqua nera e bollente, come quella dei colli euganei. E così, camminando, entrano nel recinto riservato a Satana a cui Alcide chiede di rimandare in Terra Rinaldo. Dopo alcune parole misteriose di Marte, il demonio concede che sia tosto soddisfatto il desiderio di Alcide.

Mentre Alcide e Marte aspettano, che da Montalbano giungano le ossa di Rinaldo, vedono altri dannati. In un pozzo di sterco stanno i disonesti; in una posizione scomoda, che causa ferite e vermi, stanno gli astrologi. I barattieri stanno in uno stagno di tetri pesci; in simulatori vivono in una caverna tra serpi e draghi; gli alchimisti sono colpiti di scabbia e lebbra e sono immersi in un lago ghiacciato. I traditori di Alfonso sono immersi nello stesso ghiaccio, ma con la testa all'ingiù, per cui non è facile distinguerli.

Rinaldo ha di nuovo il suo corpo. Marte bacia Alcide, e Rinaldo si congeda dalla sua guida.

Intanto Isabella vive in grande trepidazione, perchè da qualche tempo non ha notizie del suo Alcide. Questi è parimenti ansioso di rivedere la sua diletta donna e, non avendo il coraggio di palesarle il suo amore a parole, le invia tosto poesie e sonetti come altrettante lettere d'amore.

Alfonso s'ammala, Chirone e Isabella lo assistono. Alcide ha così una scusa per rivedere la sua amata.

Da Febea riprende Alcide il suo cavallo ed accetta da lei in dono uno scudo istoriato. In breve tempo giunge al palazzo, dove prega Chirone di presentarlo ad Astolfo. Il giovane è accolto festosamente e parla del suo viaggio ultraterreno; vorrebbe intrattenersi con Isabella, ma non ha coraggio. Si limita a renderle un timido saluto. Isabella riceve volentieri gli scritti di Alcide e gli risponde cortesemente. Alla fine Chirone fa da intermediario fra Astolfo, Alcide ed Isabella per una prima proposta di matrimonio che leghi perennemente i due cuori.

Cassio termina il suo poema con un dialogo in cui sono esaltate le benemerenze e le virtù civili e militari della Casa estense.

Giuseppe Piccoli.

---

7. Appunti sulla lingua del Danese di Cassio da Narni.

Cassio Brucurelli,[1] di ser Bartolomeo, nacque a Narni, nell' Umbria, verso l'anno 1480. All'età di otto anni si trasferì con la famiglia a Ferrara, quando questa città gareggiava con Firenze per lo splendore della cultura e per la regale magnificenza degli Estensi. Dopo avere appreso i primi rudimenti della grammatica, della poesia e un certo uso del latino, si diede allo studio dell',,alchymia'' che gli procurò tristezze ed amare delusioni. Costretto a cercarsi un impiego, accettò ,,onorati offittii'' dal duca Alfonso da cui ebbe, nel 1513, l'investitura della ,,contrata S. Benedicti''.

Alla corte estense, divenuta ormai un centro attivissimo di studi e un gioviale ritrovo di cavalieri e dame, l'animo del poeta non rimase insensibile all' influsso letterario d'una larga schiera di dotti, specialmente di coloro che

furno in Italia suggetti all'amore.

Egli, infatti, fu in amichevoli rapporti con parecchi scrittori che frequentavano la corte di Ferrara, e in particolare, con Niccolò da Correggio, Antonio Tebaldeo, Panfilo Sassi, Pietro Bembo, Leonello d'Este e specialmente con L. Ariosto.

Conobbe le opere d'argomento amoroso o cavalleresco dell'*Unico* (Bernardo Accolti), di Serafino de'Ciminelli, del Pulci, del Sannazzaro, di Alessandro Guarrino, del *Burchiello* (Giovanni di Domenico), del *Ceco* ferrarese (Francesco Bello), del Poliziano e di altri poeti di minore importanza.

Lodò gli Estensi, e ne celebrò le ardite imprese ,,sotto velame'' di una genealogia fantastica. Sono ricordati in particolar modo il duca Alfonso, i figli Ippolito II ed Ercole II. Quest'ultimo è chiamato ,,Alcyde''. Inoltre sono ricordate Isabella estense, Lucrezia Borgia ed uno stuolo eletto di dame cortigiane, tra cui Delia che fu la donna amata invano dal poeta.

Le carte del tempo dal 1504 al 1543 hanno per Cassio il noto titolo di ,,familiaris''.

Nel 1506 sposò Filippa Bagnacavallo, figlia di Vincenzo, ed ebbe parecchi figli che spesso gli impedivano di dedicarsi completamente alla poesia.

Abitò in via Mirasole, vicino alla ,,parva domus'' dell'Ariosto.

Indifferente affatto alla religione, alla morale, alla politica, Cassio ne seguì per una passiva abitudine i principi che, secondo lui, si potevano conciliare con l'epicureismo e con il piacevole conversare di cortesie e di facili amori.

---

[1] La presente delineazione sommaria della vita di Cassio da Narni trae la sua origine unicamente dai pochi cenni autobiografici che s'incontrano nel *Danese* e dagli *Atti di not. Bartolomeo Codegori*, 283, v. 9, 31 agosto 1506; *Atti di not. Girolamo Magnanin*, 379, 8 nov. 1513; *Atti di not. Melchiorre Orsini*, 437, v. 2 e v. 3; *ibid.*, 11 genn. 1536 e 26 ott. 1536, che si trovano nell'Archivio Notarile di Ferrara.

Dopo la pubblicazione dell'*Orlando Furioso* (1516), Cassio cominciò a scrivere *La morte del Danese*[1] che uscì parimenti a Ferrara nel novembre del 1521.

Dopo il 1536 i documenti non parlano più di Cassio, e così sarebbe morto all'età di 56 anni.[2]

* * *

Cassio disprezza la grammatica, dà pochissima importanza alle questioni ortografiche, ondeggia fra il dialetto umbro, l'uso del latino e il linguaggio della regione in cui si trovava. Si vede, in fondo, che molte forme vernacole del *Danese* cozzano spesso con la lingua dei massimi nostri scrittori toscani e con le parole latine che ne ritengono ancora la forma originaria.

Ora mi propongo di riferire i più importanti fenomeni fonetici e morfologici della lingua di Cassio, quali si presentano nella seconda edizione del poema, completamente riveduta dall'autore. Un cenno sulla sintassi e sui segni ortografici delle tre edizioni dirette da Cassio completerà infine questo mio saggio sulla lingua del *Danese*.[3]

FONETICA.

§ 1. — Vocali toniche.

I più importanti fenomeni linguistici[4] che nel vocalismo del *Danese* rispecchiano lo stato ancora primitivo dell'italiano cinquecentesco si possono ridurre a due: conservazione di *ĭ ŭ* del latino classico e preferenza di *ę ǫ* del latino volgare ai dittonghi *ię uǫ* dell'italiano odierno. Ed infatti:

ĭ del latino classico normalmente non si riflette per *ẹ* del latino volgare e dell'italiano odierno, ma resta *ĭ* tanto in sillaba libera, quanto in posizione.

---

[1] *Uggieri Danese*, che dà il titolo all'opera, muore al canto 3.° del libro II, e l'azione prosegue per venti canti senza di lui. Si può dire che la figura principale del poema è Rinaldo. Infatti, più che del Danese, si parla della fuga, dell'innamoramento, cambiamento di sesso, morte, risurrezione, pazzia e rinsavimento di Rinaldo.

[2] Cassio scrive d'essere nato sotto il pontificato di Sisto IV (1471—1484); inoltre egli chiama l'Ariosto suo „padre", „maestro", „preceptor". Per queste ragioni è probabile che la data della nascita di Cassio sia l'anno 1480. In questo modo l'Ariosto (1474—1533) avrebbe avuto 6 anni di più del nostro autore.

[3] Ho consultato la I Edizione della Biblioteca Palatina di Parma, la II Edizione della Biblioteca Nazionale Universitaria di Torino e la III Edizione della Biblioteca Marciana di Venezia. Indubbiamente la III Edizione rappresenta un sensibile miglioramento tipografico di fronte alle altre due edizioni precedenti, ma nulla più.

[4] La divisione degli elementi della lingua del *Danese* in Fonetica e Morfologia, con le relative suddivisioni, si fonda su studi analoghi, pubblicati nell'*Archivio glottologico*, e sull'opera di W. Meyer-Lübke, *Italienische Grammatik*, Leipzig 1890.

Ŭ del latino classico non diventa *ọ* del latino volgare e dell'italiano odierno, ma resta *ŭ* specialmente in voci dottrinarie.

Ĕ del latino classico resta *ę* del latino volgare, salvo rari casi in cui si trova dittongato in *ię*, specialmente in sillaba libera.

Ŏ del latino classico resta *ǫ* del latino volgare, ad eccezione di pochi casi in cui appare il dittongo normale *uǫ*.

Queste corrispondenze fonetiche fra il latino classico, il latino volgare, l'italiano del *Danese* e l'italiano odierno possono essere rappresentate nella maniera che segue:

latino classico	*ĭ*	*ŭ*	*ĕ*	*ŏ*
latino volgare	*ẹ*	*ọ*	*ę*	*ǫ*
italiano del *Danese*	*ĭ*	*ŭ*	*ę* (*ię*)	*ǫ* (*uǫ*)
italiano odierno	*ẹ*	*ọ*	*ę* (in posiz.) *ię* (in sil. lib.)	*ǫ* (in posiz.) *uǫ* (in sil. lib.)

Sulle altre vocali toniche *ī*, *ū*, *ē*, *ō* del latino classico rispetto alla lingua del *Danese*, nulla da osservare.

Si considerino gli esempi seguenti, dove alla voce in corsivo del *Danese* segue quella in carattere ordinario del latino volgare:

Ĭ in sillaba libera è restato *ĭ* nelle voci *fide* fĭde, *liga* lĭgat, *vice* vĭce, *recipere* recĭpere, *dominica* domĭnica [dies], *cinere* cĭnere, *nigro* nĭgru, *iunipero* junĭpero, ecc.

Ĭ in posizione è restato ugualmente *i* nelle voci: *ditto* dĭctu, *vinditta* vindĭcta, *stritto* strĭctu, *-ïtia*, *signo* sĭgnu, *ligno* lĭgnu, *sicco* sĭccu, *cippo* cĭppu, *firmo* fĭrmu, *capillo* capĭllu, *silva* sĭlva, *misso* mĭssu, *spisso* spĭssu.

Ŭ in sillaba libera non è diventato *ọ* nelle voci: *iugo* iŭgu, *supra* sŭpra, *iuvene* iŭvene.

Ŭ in posizione è restato ugualmente *u* in: *condutto* condŭctu, *subto* sŭbtu, *stuppa* stŭppa, *duplo* dŭplu, *curdo* cŭrtu, *surdo* sŭrdu, *multo* mŭltu, *sculpto* scŭlptu, *vulto* vŭltu, *umbra* ŭmbra, *unda* ŭnda, *fusse* fŭ[i]sset, *fulgure* fŭlgure.

Ĕ in sillaba libera non è dittongato in *ię* nelle voci: *veta* vĕtat, *rede* rĕdit, *pede* pĕde, *dede* dĕdit, *dece* dĕcem, *leve* lĕve, *fero* fĕru, *heri* hĕri, *fele* fĕl, *mele* mĕl, *tene* tĕnet, *vene* vĕnit. Similmente *ĕ* in posizione davanti muta + liquida è restato *e* in *petra* pĕtra, *retro* [de]rĕtro.[1]

Ŏ in sillaba libera non è parimenti dittongato in *uǫ* nelle voci: *pote* pŏtet, *foco* fŏcu, *ioco* jŏcu, *noce* nŏcet, *novo* nŏvu, *scola* schŏla, *vole* vŏlet, *sole* sŏlet, *dole* dŏlet, *homo* hŏmo, *bono* bŏnu.

Però ricorrono, specialmente in rima, forme del tipo *puoco* e *luoco*, e quelle normali *fuoco* e *nuovo* allato a *poco* e *loco*, *foco* e *novo*.

---

[1] Allato a *diretro*, invece della forma *drieto* < d[e] retro.

Inoltre, non ha sempre luogo lo sdoppiamento si *e o* in *oę uọ* davanti ad *i* nelle voci *mei, toi, soi* come avviene nelle voci corrispondenti dell'italiano odierno *miei, tuoi, suoi*; nè *e* si chiude costantemente in *i* davanti ad altra vocale: *mea* invece di *mia*, oppure *o* in *u* come *toa* invece di *tua* dell'italiano odierno.

Si considerino infine le voci *perho* < *per hŏc* e le forme del dialetto umbro *mierlo, vienardi* per le corrispondenti voci dell'italiano odierno *merlo, venerdì.*

§ 2. — Dittonghi.

Dei dittonghi ha importanza solo l'AU del latino classico che nel *Danese* non è sempre conservato come nel latino volgare. Cassio oscilla tra l'uso del dittongo *au* e il monottongo normale *o*. Sono, quindi, altrettanto frequenti le forme classiche del tipo *auro, thesauro* allato alle forme *oro, thesoro.*

Caratteristica è la forma *pol* col senso di *poi* nell'espressione „et *pol* morire" invece di „e *poi* morire". Per „pol" = *puŏ* si veda al § 15.

§ 3. — Vocali atone.

Distingueremo le vocali atone epitoniche o postoniche *póme* dalle vocali atone protoniche *melióre.*

1. Consideriamo le epitoniche che maggiormente si allontanano dalle forme dell'italiano dei nostri scrittori moderni.

Ŭ del lat. classico è rappresentato da *o* in *le mano* < manu[s].
Ĕ dà *e* in *dece* < dĕcem.

Sono pure frequenti le voci *forsi* allato a *forse*; *altramenti* allato ad *altramento, altrimenti.*

Si considerino, inoltre, gli esempi caratteristici di apocope di *e, i* in voci fem. e masc. plurali nelle espressioni „le *parol* dolce", „mie *car* giovini donne", „in cose *maggior* n'ho fatto", „gli *humer* mei", „mei *carnal* germani", „con *istral* pungenti".

2. Consideriamo le protoniche nel modo indicato per le epitoniche.

Ĕ non è diventato *i*, ma normalmente resta *e* in: *securo* securu, *mesura* me[n]sura, *pregione* pre[n]sione, *fenestra* fenestra, *nepote* nepote, *decembre* december, *meliore* meliore, *me* sento, *te* oro, *se* vede. Inoltre ricorderemo le voci: *secundo, spelunca, hospitale* (ospedale) accolte tali e quali dal latino classico.

Agli appunti di fonetica delle vocali indicate, seguirà ora un saggio sui fenomeni più caratteristici che traggone origine dal „principio di comodità" o da „errori di pronunzia". Ed in particolare saranno qui raccolti esempi di assimilazione, aferesi, prostesi ed epitesi che più frequentemente ricorrono nella lingua del *Danese.*

1. Assimilazione di E-A in *a-a*: *piatate, salvaticho.*

2. Aferesi: *legrezza* per *allegrezza, voltori* per *avvoltori.*

3. Prostesi: *ariguardalli*, ch'*aricontarli*, t'*aricomando.*

4. Epitesi specialmente nelle voci tronche in rima: *fúe, piúe, rasettóe, saltóe, salutóe* e in parole straniere uscenti in consonante come *Nebrotte* per *Nembrot, Joseffe* per *Joseph.*

Giova da ultimo ricordare la prostesi di i anche dopo vocale: *alla istessa, paese istrano, assalito isproveduto.*

§ 4. — Consonanti.

Nel consonantismo della lingua del *Danese* si notano alcune conservazioni delle consonanti iniziali e mediane del latino classico ed altrettante deviazioni dal latino letterario con ispostamenti di suoni.

Delle consonanti iniziali è conservata H- in tutte le parole latine e greche passate nel latino con quella iniziale: *habito, herba, historia, homo, humer, Hyppolito.*

Fra le mediane è conservata -B-nelle voci: *fabula, labor, scribere.*

Inoltre, non ha avuto luogo il fenomeno della lenizione romanza o sonorizzazione della sorda *t* latina nella sonora *d* dell'italiano odierno nelle voci: *hospitale* = ospedale, *lito* = lido, *satisfare* = sodisfare.

Così non ha avuto luogo il passaggio di *c* in *g* nelle voci: *draco* = drago, *laco* = lago, *loco* = luogo, *precare* = pregare, *spica* = spiga, *suco* = sugo.

Non ha avuto luogo il passaggio di *p* in *b* o *v* in: *ripa* = riva, *stipare* = stivare.

Non ha avuto luogo il passaggio di *tr* in *dr* in: *latrone* = ladro, *matre* = madre, *patre* = padre, *patrone* = padrone.

Non ha avuto luogo il passaggio di *cr* in *gr* in: *lachryma* = lagrima, *macro* = magro, *secreto* = segreto.

Non ha avuto luoge il dileguo della *g* mediana nelle voci: *integro* = intero, *negro* = nero.

§ 5. — Nessi di consonanti.

Normalmente Cassio conserva i nessi delle consonanti del latino classico: *-bt-, -bs-, -dt-, -dv-, -mn-, -ps-, -pt-*; ha luogo l'assimilazione del primo elemento al secondo nel nesso *-ct-*, comprese le voci *auttore* = auctore e *fittione* = *fictione* e qualche altra.

Inoltre sono conservati i nessi *-x-, -ns-, -nx-, -nct-, -ph-*, nelle voci d'origine letteraria. Per esempio: *exercitio, insola, anxietate, unctione, sophista.*

Vanno, infine, considerati a parte i nessi delle consonanti *t* + *į* e *c* + *į* col riflesso antico *-zz-* per il latino *tį* e *z* per il latino *cį* nelle

voci *forzza* = fortia, *mezo* = mediu e simili, allato alle forme accolte dal latino letterario *iustitia*, *oratione*, ecc.

Da menzionare è anche *si* del latino classico che non si muta nel *c* dell'italiano odierno: *basio*, *camisia* per *bacio* e *camicia*.

§ 6. — Consonanti aggeminate.

Non sempre le consonanti aggeminate in latino restano aggeminate nell'italiano del *Danese*, e viceversa. Spesso alcune consonanti sono aggeminate o scempie per influsso delle parlate dialettali tanto care al nostro poeta. Basteranno pochi esempi di voci, usate ora aggeminate ora scempie, per dare un'idea della capricciosità e dell'arbitrarietà del fenomeno dell'aggeminazione: *bacciar* e *baciar*, *cossa* e *cosa*, *plebbe* e *plebe*, *quattro* e *quatro*, *cibbar*, *commoditate*, *ferrito*, *dime*, *dimme* ecc. ecc.

§ 7. — Osservazioni generali sul consonantismo.

Non ha luogo l'assimilazione totale regressiva nella voce *vespertil* o *vespertilione* per *pipistrello* dal noto *vespertilio*.

È frequente l'assimilazione di *r* in *l*: „et *dalli* fama in vita", „non cerchi *sapello*", „*ariguardalli*" per *darli*, *saperlo*, a *riguardarli*.

MORFOLOGIA.

§ 8. — Reliquie delle forme flessionali latine.

Come reliquie delle forme flessionali latine che ricorrono spesso nella lingua del *Danese* possono essere registrati i nominativi: *caligo*, *cupido*, *homo*, *libido*, *frate*[*r*], *volunta*[*s*], *Thoma*[*s*], *vespertil*[*io*], e gli ablativi: *fratre*, *labore*, *lepore*, *vespertilione*.

§ 9. — Genere e numero.

Sono maschili nel plurale i femminili: *gli api*, (sing. *apa* allato ad *ape*) *i lepri*, *i tygri*, e *i belvi*, *i polvi*, *i selvi* specialmente in rima.

D'influsso dei dialetti settentrionali sono i plurali: *corne*, *legne*, *mure*, *osse*, *ove* per *corna*, *legna*, *mura*, *ossa*, *uova*.

Infine i plurali: *le ale*, *le alpe*, *le amazone*, *le canzone*, *le gente*, *le veste* rivelano anche nel *Danese* la tendenza di uguagliare tutti i plurali femminili nell'unica desinenza *-e* di *rose* a preferenza della desinenza *-i* di *parti* ch'è più frequente nei maschili.

Caratteristieo è il pl. *le femini*, per lo più in rima.

§ 10. — Pronomi personali.

Spesso si trovano in funzione di oggetto indiretto *egli*, *ella* „in *egli* ogni vigor parea" (I 5. XXVII); „narrandomi d'*egli* novella" (I 4. XVIII); „ad *ella* certo" (I 9. XXXXV).

Per quanto riguarda alle forme *gli*, *li*, *le* giova notare che esse sono usate indipendentemente dal genere: „cose charicontar*li* mi sgomento" (I 1. IIII); „La morte del Danese il libro io chiamo per dar*li* il nome" (I 1. III); „donzella chalcun merito non *gli* va" (I 2. IX); „tutte e tre *gli* ringrazio" (id).

Sono, inoltre, usate le forme *gene* e *gel* per *gliene* e *glielo*: „*gene* rese guiderdone" (I 5. XXVII); „io *gel* lassi comporre" (II 3. LXI).

§ 11. — Possessivi.

Allato alle forme odierne della lingua letteraria ricorrono ancora le forme atone del latino volgare: *mea*, *meo*, *mei*, *toi*, *soi* e *sui* (V. § 1).

§ 12.— Articolo.

Ricorre spesso la forma *el* specialmente davanti a consonante che non sia *s* impura o *z*, nel qual caso si ha *il*. La forma *lo* è rara, e si trova solo davanti vocale.

Accanto alle fusioni odierne dell'articolo fem. sing. *la* e pl. *le* con le preposizioni *di*, *a*, *da*, ecc. ricorrono: *in la*, *in le* di Dante e di certi dialetti settentrionali: „*in la* sua corte" (I 1. IIII); „*in la* imbasciata" (I 3. IX); „*in le* braccia" (I 1. IIII); „*in le* man nostre" (I 7. XXXV).

Giova, infine, ricordare le espressioni del tipo *un zero* (I 2. IX); *un sguardo* (I 1. II).

§ 13. — Numerali.

Nel *Danese* sono usate promiscuamente le forme *doi*, *dui*, *duo* e *due*. In generale però *due* serve per il femminile.

Si considerino gli esempi che seguono: „*doi* altri pastori" (I 9. XLXIII); „quei *doi*" (I 5. XXV); „*doi* fratelli" (II 11. CIX); „sorelle tutte *doi*" (II 1. XLIX); „gli *dui* pastori" (I 9. XXXXIIII); „*dui* lati" (I 3. XV); „*dui* canti" (ibid.); „*dui* amatori" (II 3. LXIIII); „*duo* fonti" (ibid.); „*due* mane" (I 9. CVI); „*due* lance" (I 9. XXVIII); „*due* bolze" (II 13. CXVIII); „*due* altri" (I 5. XXV).

Sono parimente usate, indipendentemente dal genere a cui si riferiscono, le forme *ambo*, *ambi*, *ambidui*, *ambidoi* e *ambe*.

Come esempi possono essere ricordate le espressioni: „Rinaldo e il gigante *ambo* ad me" (II 3. XIX); „guerrieri *ambi*" (I 9. XXXIIII); „*ambidui* isblorditi" (II 6. LXXIX); „*ambidoi* depinti" (I 9. XLVI); „*ambe* pentiti" (I 1. IV); „*ambe* le braccia" (II 3. LXIIII); „*ambe* mano" (II 3. LXIII).

Altre forme di numerali da ricordare sono: *dece* e *diece*, *vinti* e *vinte*, *quindeci*, *sedeci* nelle espressioni: „*dece* hore" (I 1. VIII); „*dece* altri" (I 5. XXV) e „*diece* donne" (II 13. XV); „*diece* miglia" (II 3. LXIII); „*diece* passi" (I 6. XXX); „*vinti* passi" (I 6. XXX) e „*vinte*

giorni" (II 1. XLIX); „*quindeci*" (I. 2. IX) e „*sedeci* anni" (II 13. CXVIII).

Conservano la grafia latina: *secundo, tertio, sexto, septimo, octavo.*

§ 14. — VERBO.

A. Osservazioni sulle coniugazioni.

Prima di considerare le desinenze delle forme verbali della lingua del *Danese* saranno fatte poche osservazioni generali sulle coniugazioni dei verbi che il nostro autore ha usato ad imitazione dei massimi nostri scrittori toscani.

Anzitutto alcuni verbi in *-ire* mutano in *-are*: *aggradare, favorare, schermare*, come, ad esempio, usa Dante per i verbi corrispondenti *aggradire, favorire, schermire.*

L'*isc*-della coniugazione incoativa è usato anche con *offerire* in: io *offerisco* allato ad *offero*, accolto tale quale dal latino classico.

Riguardo alla vocale tematica *ĕ ŏ*, si confronti il § 1, in cui si vedrà che *ĕ ŏ* restano scempie anche nelle forme rizotoniche: *sede, dole* in sillaba libera.

La gutturale davanti ad *-i* non si muta nella palatale nelle forme: tu *dichi*, voi *dichiate*, noi *dichiamo* che si odono tuttora nel fiorentino volgare.

Inoltre, ricorrono frequentemente le forme con *gn* < *nį*: *vegno* venio, *tegno* teneo, *rimagno* remaneo e simili.

Infine, sono ripetute le forme del senese: tu *tolli*, egli *tolle, tollea, tollessi* e l'infinito *tollere.*

B. Desinenze.

1. — INDICATIVO PRESENTE PLURALE. — La I persona ha le desinenze normali antiche *-amo*: noi *laudamo*, noi *parlamo*; *-emo*: noi *paremo, prehendemo*; *-imo*: noi *dormino*, noi *finimo* che si alternano con la desinenza *-ian* „noi *lassian*, noi *posian*" che domina ancora in molti dialetti toscani.

La II persona ha la desinenza *-eti* (invece di *-ati* del Boiardo o di *-ete* dell'Ariosto): voi *credeti*, voi *haveti*, voi *seti.*

La III persona ha, oltre alle desinenze normali odierne, quella del fiorentino volgare *-ano* anche per i verbi delle coniugazioni in *-ere* ed *-ire*: essi *scendano*, essi *temano*, essi *dormano*, essi *restano.*

2. — CONGIUNTIVO PRESENTE SINGOLARE — Nella II persona si trova *-i* di *am-i* anche in verbi della coniugazione in *-ere*: tu *facci*, tu *possi*, tu *vegni.*

PLURALE — Nella III persona ricorre *-ino* di *am-ino* in: essi *piangino.*

3. — IMPERATIVO PLURALE. — Nella II persona dei verbi, appartenenti alla coniugazione in *-ere*, si trova *-eti*: *leggeti Esopo*. Hanno *-ati* i verbi della coniugazione in *-are*: *excusati, dati*.

4. — INDICATIVO IMPERFETTO SINGOLARE. — Allato alla desinenza *-eva* è pure frequente *-ea*: *tenea, parea*. Va qui ricordata la forma isolata *sparea* per *sparia*.

5. — INDICATIVO PERFETTO. — Distingueremo le forme deboli del tipo *am-á-i* dalle forme forti del tipo *diss-i*.

a) — FORMA DEBOLE. — Nella II plurale appare spesso la desinenza della II singolare: voi *laudasti*, voi *sentisti*.

Nella III plurale predominano due desinenze: *-órno* (forma sincopata di *-órono*) e *-ar* (forma apocopata di *árono*): *andórno, caminórno, smontórno* ed essi *menár*.

Rare sono le desinenze *-ette* nei verbi in *-are*: „guardette" per la III singolare: *guardò*, ed *-itte* nei verbi in *-ire*: „salitte" per la III singolare: *salì*.

b) — FORMA FORTE. — Per la I persona singolare si leggono le forme rare: io *naque* e io *nacque*, io *taque* e io *tacque*, come nel Boiardo, allato alle forme più comuni del tipo: io *tiensi*, io *viensi* del fiorentino volgare.

Per la III plurale abbondano gli esempi con la desinenza *-no* per l'odierno *-ro*: *feceno, giunseno, miseno*.

6. — CONDIZIONALE PRESENTE SINGOLARE. — Nella I e III singolare sono usate le forme: io o egli *ardiria*, io o egli *faria*, io ó egli *staria*, io ó *egli voria*.

Nella III plurale ricorre *-ian*[*o*]: essi *ardirian*, essi *farian* ecc. ecc.

7. — FUTURO. — Esempi tipici sono: io *amarò*, io *cercarò*, egli *tornarà*, essi *tornaranno* da *amare-ha*[*b*]*eo*, dove però si conserva l'*-a* dei verbi in *-are* come l'*i* dei verbi in *-ire* nelle forme del futuro dell'italiano odierno. Si notino, inoltre, le forme noi *diren*, noi *faren*.

Nella II plurale è frequente le desinenza *-iti*: „salutariti", „intenderiti" tanto nei verbi in *-are* quanto in quelli in *-ere*.

§ 15. — Particolarità dei verbi *potere, essere, habere*.

Consideremo a parte alcune forme particolari dei verbi *potere, essere, havere*, che maggiormente si leggono nel *Danese*.

POTERE.

Si leggone le forme egli *puote*, egli *puoti*, egli *po* ed egli *pol*; nel plurale essi *ponno*.

Nel congiuntivo imperfetto non manca la forma tu *possi* e nel condizionale presente le forme *potria* e *potrian* (V. § 14 n. 6).

ESSERE.

Nell'indicativo presente ricorrono le forme che tuttora predominano nel senese: io *so*, noi *sian* e noi *semo*, voi *seti* (l'Ariosto ha *sete*) ed essi *sonno*.

Nel congiuntivo presente si ha tu *sii* e *scii*, egli *sii*, noi *sian*, voi *siati*.

L'indicativo imperfetto continua le forme dantesche *eramo*, *erati* ed essi *erono*.

Il futuro conserva le forme originarie *serò*, *serai*, *serà*, *seremo*, *serete*, *serranno* e *seron* da [*es*]-*sere-ha*[*be*]*o*.

Analogamente si spiegano le forme del condizionale: io *serrei* e *serei*, tu *serresti*, egli *serhebbe*, noi *serressemo* da [*es*]*sere-hebui*; e *seria*, *serria*, *serrio* da [*es*]-*sere*-[*hab*]*e*[*b*]*a*[*m*]. Nè vi manca *fora*.

Il passato remoto ha le forme: io *foi*, tu *fosti*, voi *fosti* e *fusti*, essi *fur*[*o*], *furno* e *forno* dei nostri maggiori trecentisti toscani.

Anche nel congiuntivo imperfetto le forme io *fussi*, tu *fussi*, egli *fusse* e *fossi*, noi *fussimo*, *fussemo*, essi *fusser*, *fussin*, e *fusseno* ricordano la forma originaria latina *fŭ*[*i*]*ssem*.

HAVERE.

Anche nella scelta delle forme verbali del verbo *avere*, Cassio oscilla nell'usare ora quelle di Dante, Petrarca e Boccaccio ora quelle del Cellini, del Pulci e dei suoi contemporanei.

Per l'indicativo imperfetto si alternano le forme *havia* e *havea*. Così nel perfetto le forme noi *havemo* e noi *hebbimo*, essi *hebbeno*.

Pel futuro sono impiegate le forme io *harò*, tu *harai*, egli *harà* allato ad egli *haverà*, *havrà*, noi *haremo*, voi *hareti*, essi *harano* o *haranno*.

Similmente nel condizionale ricorrono le forme io *harei*, tu *haresti*, egli *harrebbe*, *harebbe*, *haverebbe* ed egli *harie*.

Parimenti sono da notare: *haria*, *harria*, *haveria* ed *havria* noi *havrian* ed essi *havrian*.

Per il participio passato si alternano le due voci verbali *hauto* e *habuto* comuni nei testi antichi.

§ 16. — Osservazioni sintattiche.

In appendice agli appunti di fonetica e di morfologia della lingua del *Danese* ci siano lecite poche osservazioni sulla sintassi del poema stesso.

Anzitutto si può dire che le maggiori deviazioni delle norme sintattiche del Danese dalla lingua dei nostri scrittori odierni si riferiscono all'uso delle forme dei pronomi personali.

Infatti, si trova l'enclisi non solo nella II persona dell'imperativo, nel gerundio, nell'infinito e nel participio, ma anche in altri modi e tempi del verbo: „pens*al* chi legge" (I 2. XII); „vedra*lla* sempre" (ibid.); „basti*tte*" (I 5. XXVII); „così vedra*ssi*" (III 1. CXLI); senti*sse* in aria" (II 1. LVIII).

Inoltre giova registrare l'enclisi „hone molte" (II 1. XLIX), in luogo di *honne*.

Viceversa è rara l'enclisi con *vi* = *in ciò, in questo, in quello*: „non *vi* pensando" (I 1. VIII). Parimenti vi sono esempi in cui il pronome riflessivo *se* = *si* precede le forme atone dei pronomi personali in funzione di oggetto indiretto: „*se* gli fece avanti" (II 1. XLIX). Spesso *si* = *ci*: „diman *si* vedremo" (I 9. LXIII).

Le forme atone *mi, ti, vi, ci,* si alternano con *me, te, ve, ce* indipendentemente dalla voce che segue: *dimi* e *dimme, me* sento e *mi* sento, *te* amaro e *ti* amo, dirro*vi*, *ve* ricordi, amar*si* e amar*se*, *vi* lha detto, *si me* ricordo, *me te* mostri. Invece delle forme proclitiche *melo, mela* si trovano più frequentemente *el me, el mi, lo me, lo mi, la me, la mi* (dativo preceduto da accusativo).

Frequenti sono pure gli esempi di verbo singolare con soggetto plurale: „serà i miei pensier tutti" (I 3. VIII).

Il pronome relativo *che* è usato anche per l'oggetto indiretto: „varie cose anchor *chio* non so il nome" (I 1. V).

§ 17. — I segni della punteggiatura.

Pochi, e usati con significato diverso dall'odierno, sono i segni ortografici nelle tre edizioni della *Morte del Danese* del nostro autore.

Il *punto fermo* (.) si trova quasi sempre alla fine di ogni canto. Spesso sta per una virgola, come nei versi:

nō chiamo euterpe. apollo. & nō minerva (I 1. II)
chi leggera vedera exp̄ssamēte
lacrymar lopra. lacerata. e oppressa (*Excusationne*).

I *due punti* (:) sono pure usati per una virgola come, ad esempio, nei versi:

nel stil: nei versi: o ne la inventione (II 1. XLX)
lydra: larpie: uccise cacco: e anteo
cerbero: lico lapro: e il leon nemeo (II 4. LXXI).

Singolare è l'uso del *punto fermo* nei versi:

Molti invidiosi so charo da lato
che per mostrar lor natura che sciaño
da uno. I. a uno. E. pronunciato . . . (*Excusationne*).

Le *parentesi tonde* ( ) stanno pure per altrettante virgole. Si consideri l'ottava prima dell'*Excusationne*:

Se per giusta cagion si merta scusa
piu chaltri sia ci uoglia hauerla io mer to

syllabe e accenti ch'ĩ larte nõ se usa
(so ben che infamia mi daran di certo
ma se il ver fa tener linfamia exclusa
le fatighe. e il sudor tanto sufferto
non sera indarno) & e piu presso aquei tali
chel uer ueggiõ da lũge senza occhiali.

Il *punto interrogativo* (?) è raramente usato.

Infine, va ricordato *il punto* in luogo dell'apostrofo odierno nelle espressioni: *ch·glie, ch·male, bench·sio* ecc., nelle quali è segnato il troncamento anche davanti consonante.

Giuseppe Piccoli.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

I. Festschriften.

Menéndez Pidal, Homenaje ofrecido a . . . (Miscelánea de estudios lingüísticos, literarios e históricos), Madrid (Editorial Hernando) 1925, 3 Bde., 2276 S.

Begründer und Meister der nationalen spanischen Philologie im weitesten Sinne des Wortes ist D. Ramón Menéndez Pidal. Die entsagungsvolle Selbstzucht und strenge Methode, in denen Friedrich Diez sich übte, die Gaston Paris in Frankreich einführte, wurden von dort durch D. Ramón nach Spanien verpflanzt — im Zeichen der nationalen Selbstbesinnung und des kulturellen Wiederaufbaues nach der Katastrophe von 1898. Die Jahrhundertwende sah den Dreifsigjährigen bereits als Professor der Romanischen Philologie an der Universität Madrid. 25 Jahre später konnte er in Europa und Amerika auf einen Schüler- und Freundeskreis blicken — von einem Umfang, wie ihn selten ein Romanist, vielleicht überhaupt kein zweiter in Vergangenheit und Gegenwart aufzuweisen hat. Und das mit vollstem Recht! In glücklicher Weise vereinigt Menéndez Pidal höchste wissenschaftliche Leistung mit achtunggebietender Persönlichkeit in Forschung, Lehre und Lebensgestaltung. Die Konzentrierung der geisteswissenschaftlichen Ausbildung und Forschung im *Centro de Estudios Históricos* mit ihrer Lektorenpflanzschule und den jahrelang einzigen, stets besten Ausländerkursen in Spanien, die *Revista de Filología Española* mit ihrer erstklassigen internationalen Mitarbeiterschar und ihrer ausgebauten Bibliographie — all dies unter der aufbauenden Leitung des Gefeierten, gefördert durch die rasch steigende Weltgeltung der spanischen Sprache, erklären hinreichend die beispiellos schnelle Bildung jenes Kreises. Und so kann es niemand wundernehmen, wenn eine noch gröfsere Freundeszahl den Präsidenten der Spanischen Sprachakademie, die er mit seinem neuen Geist zu durchdringen weifs, wohl als ersten zünftigen Philologen vor kurzem als Kandidaten zum Nobelpreis eingab — allein wegen seiner kulturfördernden philologischen Leistung im nationalen-übernationalen Sinne.

Mit Deutschlands Romanistik ist Menéndez Pidal durch die Promotion zum Ehrendoktor der Philosophie der Universitäten Hamburg (1921) und Tübingen (1923) verbunden. Für Deutschland entdeckt wurde er nach Lidforss' „bester Empfehlung“ (*ZfrPh.* 22 [1898], S. 431f.) recht eigent-

lich erst durch den kongenialen Heinrich Morf in seinem Februar 1899 geschriebenen Aufsatz für die *Deutsche Rundschau* 103 (1900), S. 380: „[Die älteren und vollständigeren Formen der Legende der Infanten von Lara aus] jahrhundertelangem Schlummer zum Leben zurückgerufen zu haben, ist das Verdienst eines jungen, vielversprechenden spanischen Forschers, Ramón Menéndez Pidal. Er ist der Märchenprinz, der das entschlafene Dornröschen geweckt hat, und zum Danke hat es ihm manches Geheimniſs der alten Zeit verrathen . . . Er hat . . . mit dem Zauberstab seiner Forschungen in den spanischen Archiven eine *fontaine de jouvence* erschlossen..." Der glückhafte Forscher hat die kühnsten in ihn gesetzten Erwartungen nicht enttäuscht, sie sind alle erschienen, die groſsen, gröſsten, auch die weniger umfangreichen Untersuchungen und Texte, die er versprach: Zu der spanischen Heldenepik und ihrer Ursprungstheorie, über verworrene Chroniken und schlichte Volksdichtung, über Romanzenpoesie und ihre verzwickte Geographie, über Themen des siglo de oro, weiter: ein fünfmal aufgelegtes Manual de Gramática Histórica Española, leonesische Dialektstudien, kastilische Urkunden usw. usw. Don Ramón ist gleich hervorragend in Analyse wie Synthese, seine alte, sich stets erneuende Liebe gilt der Zeit des Cid und seinem Spanien; seinem Cantar und den Ursprüngen der spanischen Sprache schenkte er philologische Meisterwerke, wie sie bisher weder Frankreich noch Deutschland für ihre entsprechenden Denkmäler aufzuweisen haben, wie sie Spanien dem unermüdlichen Schaffen und Organisieren eines Mannes zu danken hat. Neue Groſstaten reifen ihrer Vollendung entgegen.

Wie schon angedeutet, blieb dieser Forscher allerersten Ranges nicht Einsiedler, sondern bildete mit groſsem Erfolg Schule, deren Hauptleuchten, der Romanist Américo Castro, erster Botschafter der Spanischen Republik in Berlin, und der Phonetiker Tomás Navarro Tomás den nationalen und internationalen Freundes- und Schülerkreis um das Centro de Estudios Históricos und die Revista de Filología Española zu einer so gewichtigen und gehaltvollen Festschrift aufriefen, wie sie zumindest quantitativ gemessen noch keinem Romanisten zugeeignet wurde.

Monumental wie das bisherige Lebenswerk ist die D. Ramón Menéndez Pidal anläſslich des silbernen Madrider Dozentenjubiläums dargebrachte Festschrift[2]: drei schwere Bände groſsen Formates mit insgesamt 2276 Seiten, auf denen 135 Mitarbeiter (Schuchardt, Wolfe, Arteta eingerechnet) ihre gelehrten Beiträge in klarem Druck, auf schönem Papier, kurz, in repräsentativer, fast bibliophiler Aufmachung veröffentlicht sehen. Spanier, Amerikaner aus Nord und Süd, Franzosen, Deutsche, Italiener, Portugiesen, Schweizer, je ein Vertreter Belgiens, Finnlands, Hollands, Rumä-

[1] Eine sorgfältige Bibliographie bis 1925 stellte mit emsigem Fleiſs G. Arteta y Errasti für das Homenaje Bd. III, S. 655—74 zusammen, mit gleicher Gründlichkeit bis 1930 weitergeführt von Homero Serís, *Suplemento a la Bibliografía de D. Ramón Menéndez Pidal*, Madrid 1931.

[2] Die Überreichung fand erst 1926 statt, man lese die aufschluſsreichen Reden in der *RFE* 13 (1926), S. 216—23 oder die Schilderung im *Bulletin of Spanish Studies* III (1926), S. 105—11.

niens, Schwedens vereinigten friedlich unter neutraler Flagge die Früchte ihrer stillen Arbeit, als wissenschaftlicher Boykott eine direkte Zusammenarbeit noch unmöglich machte.

Eine kritische Besprechung jeder einzelnen Leistung übersteigt die gebotenen Raumgrenzen einer Buchanzeige und das Können und Wissen eines einzelnen, gestand schon A. Castro in der *Revista de Occidente*, Bd. 13 (1926), S. 111f. In der *Romania*, Bd. 53 (1927), S. 245—53 vereinigten zwei Gelehrte von dem Reichtum an Kenntnissen eines A. Jeanroy und M. Roques ihre Kraft und Zeit, um den romanischen Philologen wenigstens eine andeutungsweise geformte Vorstellung von dem für sie Wertvollen zu vermitteln. Infolge der bekannten Enge des französischen Philologiebegriffes werden alle literarhistorischen Themen der Neuzeit mit Stillschweigen bedacht. Die Besprechung von A. Meillet im *Bulletin de la Société de Linguistique de Paris*, Bd. XXVII (1926), S. 84—86, auf kürzestem Raum befaſst sich lediglich mit acht Beiträgen, was vielleicht z. T. durch eine Erkrankung des Rezensenten verursacht war. F. de Onis (*Romanic Review*, Bd. XVIII [1927], S. 70—71) vermeidet in seinem Stimmungsbild jegliches Eingehen. Aurelio M. Espinosa (Hispania IX [1926], S. 191—93) zählt lediglich die wichtigen Beiträge auf.

[Da das Anuari de l'Oficina Romànica de Lingüística i Literatura, Barcelona I (1928) in Deutschland nicht verleihbar war, erhielt ich nachträglich von meiner Hörerin, Fräulein Francisca Palau Casamitjana aus Barcelona, folgende Beschreibung: M. de Montoliu zeigt auf drei Seiten den Inhalt des literarhistorischen Teils der Festschrift an; dem linguistischen widmet A. Griera 18 Seiten, wobei er auſserdem meist kurze Bemerkungen zu den Beiträgen von W. von Wartburg, Barnils, Meyer-Lübke, Gauchat, Jud, Ford, Azkue, Nunes, Navarro Tomás beisteuert und auch seine eigene lesenswerte sprachgeographische Untersuchung *„Solum" i „sole" en català* (I, 689—696) resumiert.]

Die drei Indices im 3. Band des *Homenaje* (1. alphabetisch nach Autoren, 2. nicht restlos glücklich nach der Materie, 3. nach der etwas bunten Reihenfolge) unterstützen sehr vorteilhaft die Orientierung und Benutzung. Der folgenden Anzeige wird mit vielen Umstellungen und Neugruppierungen im groſsen ganzen die Anordnung des Sachverzeichnisses zugrundegelegt. Von vornherein beiseitegestellt werden alle Beiträge, die kein unmittelbares philologisches Interesse bieten. Dahin gehören alle Abhandlungen zur spanischen Geschichte, mag auch eine vom letzten Herzog von Alba gezeichnet sein, ferner Aufsätze über Archäologie und Kunstgeschichte, Geographie und Hispanoarabistik, mit einigen Ausnahmen: M. Asín Palacios, *El original árabe de la novela aljamiada „El Baño de Zarieb"* (I, 377—88) interessiert ebensogut die spanische wie die arabische Literaturgeschichte. Der Quellennachweis kann als erbracht gelten, auch wenn nicht jede Zwischenstufe zweifelsfrei in genauer Filiation festzulegen ist. O. J. Tállgren, *Los nombres árabes de las estrellas y la transcripción alfonsina* . . . (II, 633—718) wurde als Sonderabzug u. a. in der DL 1927, Sp. 2516—8 gut beschrieben. Einem der wenigen Hispanoarabisten oder den zahlreicheren Orientalisten muſs A. M. Alarcón, *Prece-*

dentes islámicos de la fonética moderna (III, 281—308) überantwortet bleiben. — Elías Tormo hat mit seinem *Resumen del santoral del culto mozárabe* (III, 531—43) eine nützliche Vorarbeit für Untersuchungen geliefert, wie sie Karl Meisen in seinem Werk *Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendland*, Düsseldorf 1931, noch ohne Berücksichtigung der iberischen Halbinsel angestellt hat. — *La Librería de Velázquez* („inventario de los libros que a su muerte dejó") wird von Sánchez Cantón mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit bibliographisch identifiziert (III, 379—406). Die Liste ist nicht nur für die Beurteilung des Fachwissens, sondern auch der allgemeinen Bildung und literarischen Interessiertheit jenes repräsentativen Malers geistesgeschichtlich wichtig.

Nach dieser ersten Aussonderung bleiben noch mehr als 100 Gaben, aus denen zwangsläufig erneute Auswahl zu treffen ist, ohne Ansehen der Person nach dem Kriterium der Qualität und des persönlichen Interesses, das zunächst von jeder Kenntnis nahm, wie durch eine Liste kleiner, fast unvermeidlicher Druckfehler bewiesen werden könnte. (Ein Druckfehlerverzeichnis fehlt leider.) — Einige Beiträge richten sich selbst durch ihre allzu spezielle Bedeutung und viel zu miszellenhaften Charakter, die mit Vorliebe Festschriften suchen und aus äußeren Rücksichten schwerlich ganz zu vermeiden sind. Ein Teil der Untersuchungsergebnisse ist schon durch die Stellungnahme der Spezialisten am gegebenen Ort berücksichtigt und in die Fachliteratur aufgenommen, z. B.: die von M. Roques verzeichneten neuen Etymologieen, die durch Meyer-Lübke für das im Erscheinen begriffene *REW*[3] eine kritische Sichtung erfuhren; oder Funde wie die von A. Terracher, *A propos du passage de „we" (oi) à „wa" en français* (III, 93—98) mit einem zweiten Beleg in *RFE* XII (1925), S. 402, wozu im ersten Fall der Einwand in Dauzats, *Histoire de la langue française*, Paris 1930, S. 102 nachzulesen ist; oder Everett Ward Olmsted, *Story of „Grisel and Mirabella"* (II, 369—373), der inzwischen von Barbara Matulka, *The novels of Juan de Flores and their european difusion*, New York (1931), vgl. S. 46, überholt wurde, worauf ich an anderer Stelle zurückkommen werde, usw. usw.

Ein weiterer Teil der Arbeiten übersteigt die Kompetenz des Rezensenten, womit sich schlimmstenfalls jeder Nichterwähnte trösten mag. Eine größere Anzahl ist in der *Romania* 53[1] oder der *Revista de Occidente* 13 genügend charakterisiert, daß einige Male Raumersparnis nach dem hier sonst unzulässigen Grundsatz „non bis in idem" gestattet sei.

Nach einigen launig-gemütvollen Versen des greisen Schuchardt, der wie verschiedene andere Mitarbeiter zum letzten Male seinen Geist für Festschriften anstrengte und einen in seiner Schlichtheit ansprechenden Festgruß sandte, erörtert Ed. Wechssler (*Phaenomenologie und Philologie* I, 1—15) die grundsätzliche Bedeutung, welche das phänomenologische Denkverfahren für die Ermittlung der Wesensgesetze von Wort und Satz, für

---

[1] Barnils, Meillet, Bourciez, Millardet, Steiger, Leite de Vasconcellos, Michaëlis de Vasconcellos, Azkue, Bertoni, Casares, Gavel, cf. *REW*[3] 2217, Jud.

die Erfassung der geistigen Lebenseinheit des Werkes und seines Meisters, für die Deutung des Nationalcharakters, der Denk- und Erlebnisformen, des Kulturbesitzes und der Kulturbetätigung besitzt. „Namenzauber und Begriffsbestimmung, Historismus und Eindrucksbild“ werden als unzureichend abgewiesen, „genaueste Prüfung und Beschreibung“ als einzig mögliches Verfahren für die Wesensschau gefordert. Geisteseinheit und Sachverhalte aufzuklären, soll erste Aufgabe sein. In diesem anregenden, programmatisch umreiſsenden Aufsatz nimmt die Anleitung zur Betrachtung von Wort und Satz relativ den breitesten Raum ein. Den Beobachter wundert trotzdem die leicht erklärliche Tatsache, daſs die romanische systematische Syntax durchschnittlich um mehr als eine Generation hinter der philosophischen Entwicklung zurückbleibt. (Das national-beeinfluſste Urteil über Wechslers Kritik und Orientierung im *Bull. Soc. Ling. Paris* [1926], XXVII, S. 85 übersieht seine positiven Anregungen, man vergleiche dagegen die interessierten Zeilen von Castro [ROc, S. 113f.].)

Den fachwissenschaftlichen Reigen eröffnet W. von Wartburg. Die Lektüre seiner gediegenen sprachwissenschaftlichen Aufsätze bietet stets neue Aufschlüsse und ästhetisches Wohlgefallen. Seine Erörterung „*Zur Frage der Volksetymologie*“ wurde durch eine Formulierung des biologisch denkenden Gilliéron angeregt und im Gegensatz zu ihm durch historisch-genetische Analyse und typische Beispiele dahin abgeschlossen: „Die Volksetymologie ist die Gruppierung der Wörter nach Familien, wie sie vom Sprachgefühl des Volkes in einem gewissen Zeitpunkt vorgenommen wird (S. 26) . . . Die Volksetymologie ist ein in der Sprache wirksamer Trieb, dessen Wirkungen durch die Wissenschaft bisher viel zu wenig beachtet wurden.“ Wenigstens fünf typische Hauptfälle können in den Gruppierungen von Wartburg unterschieden werden: 1. Der alte Begriff erscheint in angeglichener Form: a) lehnwörtliche Wanderung eines Wortes, z. B. mit seinem Gegenstand: Sauerkraut — alemannisch *surchrut* — *suchrut* > *choucroute*, b) erbwörtlicher Zusammenhalt von Formen, die lautlich auseinanderstreben müſsten: ambulatorium > *alloir* statt > **ambloir*. 2. Durch Absterben isolierte Formen lehnen sich mit Bedeutungswandel an lautlich nahekommende lebensstarke Wortfamilien: afr. *soufraite*, Abl. *soufraiteux* „wer Mangel leidet“ > *souffreteux* „wer gewöhnlich etwas leidend ist“, Anlehnung an *souffrir*. 3. Form und Bedeutung zweier Wörter beeinflussen sich kreuzweise: it. *fiatare* + *rifutare* > *fiutare* und *rifiutare*. 4. Verwandte Formen differenzieren unter Einfluſs fremder Wörter ihre Bedeutung: kelt. *multo* — Hammel > oberit. *montone* — Widder, cf. montare. 5. „Dérivation synonymique“, nach Schwob und Guieyesse. — Volksetymologische Gruppierung ist von der Kontamination säuberlich zu scheiden, wie sie bei *crassus* > *grassus* angenommen wird. In diesem Fall sieht v. W. keine Umgestaltung von *crassus* nach dem begrifflich nahestehenden *grossus* (Meyer-Lübke, *Einführung* § 190), sondern eine „Art Versprechen“. Warum nicht sogar eine interromanisch auftretende Lauttendenz, die besonders *cl-*, *cr-* > *gl-*, *gr-* betrifft und wohl noch eingehend zu untersuchen ist. Nur in wenigen Fällen konnte sie bisher durch ein anderes naheliegendes Wort erklärt werden, wie *REW* 1965 oder umgekehrt 3795, dagegen 1962, 2303ff. u. a.,

doch auch 2135. Andere Fälle verzeichnet R. Möckel, Die Rufnamen ... Diss. Leipzig 1928, S. 57.

J. D. M. Ford stellt in *Some considerations on Diphthongs and Triphthongs* (II, 29—33) zunächst deskriptiv die Entstehungsarten der romanischen Diphthonge und Triphthonge zusammen, was in Kollegs und Elementarbüchern für Studenten nützlich, für Leser einer Festschrift als bekannt vorauszusetzen ist; das gleiche ist von seiner folgenden Erklärung der Prinzipien zu sagen, welche er im Lauf der Veränderung von lat. *ē* > frz. *ud* (Umschrift!) in Wirksamkeit beobachtet. Fesselnder ist der kühne Versuch von J. J. Salverda de Grave, *Syllabes ouvertes et syllabes fermées en roman* (I, 641—657, cf. *Ro.* S. 248). Vokale stehen in freier Silbe und werden deshalb durchweg im Französischen als lang diphthongiert: „non seulement devant une voyelle, une consonne unique et devant *muta cum liquida*, mais aussi devant palatale suivie de consonne, devant consonne suivie de *yod*, devant *s* et *r* suivis de consonnes, devant *l* double et devant *p* + consonne (S. 642). ... si, sur cinq voyelles [welche ?] trois [?] se sont indubitablement diphtonguées, les deux autres ont dû l'être également" (S. 645). Sie wurden jedoch z. T. vorliterarisch im Französischen in den oben als offen erklärten Silben, z. B. *feste* (S. 643) [aber *nièce* (S. 652)] wieder monophthongiert. Mit diesen beiden Arbeitshypothesen geht Salverda de Grave an die logische Konstruktion einer Neuerklärung der französischen Diphthongierung, die als Ganzes und in Einzelbemerkungen schwere Bedenken und viele Gegenfragen auslösen muſs — unbeschadet der Achtung, auf die der verdiente Romanist Anspruch hat. Salverda de Grave will alles aus seinem einen Prinzip erklären, ohne Rücksicht auf andere phonetische Möglichkeiten, lehnt also z. B. die Erklärung des *a* in bellus > *beals* als Übergangslaut ab (S. 651). Daſs die einzelnen Diphthongierungen, wie die Längung von Vokalen, zu ganz verschiedenen Zeiten erfolgt sind, scheint unwichtig zu sein, desgleichen der Gegensatz zwischen dem Provenzalischen und den nordfranzösischen Grenzdialekten. — Meyer-Lübke, *Gram. des lang. rom.* I, § 86 dürfte nach seiner späteren *Hist. Gram. der frz. Spr.* § 52 abzuändern sein, ebenso les rimes (!) du *Roland* (S. 645). „Vair et paner présenteraient donc, entre eux, le même rapport que mal et mel" (S. 646), bleibt ohne Verweis auf die früheren Arbeiten des Verfassers unklar. Und wie kann man geneigt sein zu *ponaer* — *paner* der Reichenauer Glossen Wörter wie *anniversaere*, *contraere* aus dem 13. Jahrhundert und aus Lüttich zu vergleichen? „... dans tierz, le premier *e* de *ee* s'est changé en *i*, c'est ... que ce son a été assimilé au yod de tertius" (S. 651), warum wurde dann nicht das dem yod nächste *e* assimiliert zu **teirz*? S. 654 nennt er es drum Dissimilation, u. a.

Neue kühne Gedanken erschrecken nicht, wenn sie ein feines Verständnis für die verschlungenen Vorgänge im Weben und Werden der Sprache beweisen, wie es L. Gauchat tut. In einer methodisch vorbildlichen, als Ganzes gelungenen, im einzelnen (nach eigenem Eingeständnis) abänderungsfähigen Studie untersucht er *Confusions d'occlusives dans les patois de la Suisse Romande* (I, 659—675, *Ro.* S. 248). Nach Mitteilung des reichhaltigen Materials deutet er die einzelnen Fälle je nachdem mit Hilfe

der Fern-Dissimilation, Differenzierung (Meillet) = Kontakt-Dissimilation, Fernassimilation, Regression, durch den Einfluſs der Kindersprache usw. Feinsinnig rührt er nicht an klassische Lautgesetze, verfolgt jedoch vor allem aufmerksam den komplexen Vorgang individueller Wortbehandlung. In erfreulich unpolemischer Haltung unterstreicht er auf Grund seines umfassenden Wissens die ,,spontanéité du phénomène", die er genauer gegenüber der ,,évolution normale, par dégrés" abgewogen wissen will.

In prähistorische Zeiten führt Meyer-Lübke, *Zur Kenntnis der vorrömischen Ortsnamen der Iberischen Halbinsel* (I, 63—84). Er bietet eine kritische Sichtung der Ausgänge heutiger Ortsnamen auf ihren iberisch (-baskischen) Ursprung hin. Obwohl er eine Untersuchung der ersten Bestandteile der Orts- und Eigennamen noch aufschiebt und sein Material vollständiger zu sehen wünscht, kommt er zu dem Schluſs, daſs die von ihm gefundenen Typen im Norden, dem heutigen oder früheren baskischen Gebiet, am häufigsten auftreten, manche z. T. nach Süden ausstrahlen, ,,so daſs man um die Annahme nicht herumkommt, daſs die Vorfahren der Basken über die ganze Halbinsel gewohnt haben". Vergleicht man mit diesen Ergebnissen die Ansichten des Archäologen Bosch Gimpera (kurz resumiert in *Los antiguos Iberos y su origen*, Madrid 1928), von denen Schultens ganz zu schweigen, so bemerkt man, daſs ein restlos befriedigender Einklang wohl vorbereitet, aber noch nicht erzielt ist. Daſs beide Gelehrte dahin streben, ihre Forschungsresultate nach Möglichkeit in Übereinstimmung zu bringen, hat Bosch Gimpera mehrfach unterstrichen (cf. *Rev. Int. des Etudes Basques*, XVI [1925], S. 119—121).

Leider fehlt dem wichtigen Aufsatz von Meyer-Lübke die geplante Übersichtskarte, die für den Vergleich mit den Skizzen (III, S. 480 und 495) besonders willkommen gewesen wäre. Dort (*Sobre los Iberos y su lengua* III, 475—499) sucht Manuel Gómez-Moreno einen Gesamtüberblick über die Ibererfrage, ihre Stammesgrenzen, ihre Personennamen nach den Inschriften und ungedeutete Texte nach eigener Lesung zu geben. Seine betonte Eigenwilligkeit unter Verzicht auf eingehende Begründung stimmt skeptisch gegen seine Eigenleistungen, die Spezialisten abwägen müssen. Dasselbe gilt für J. J. Nunes, *O elemento germânico no onomástico português* (II, 577—603). Seine Feststellung, germanische Namen waren seit Römerzeiten *estes os que maior influência exerceram e mais riqueza vocabular comunicaram ao idioma português*, wird die notwendige gründliche Kritik nicht bestechen. Jungfers Behauptungen scheinen allzu bereitwillig übernommen zu sein. Eine sprachliche Untergruppierung der germanischen Namen (westgotisch oder fränkisch) wird nicht versucht. Dem literarischen Einfluſs auf die Personennamengebung wird groſse Bedeutung beigemessen, dem germanischen Element im christlichen Kalender und seinen starken Ausstrahlungen kaum Beachtung geschenkt. — Samuel Gili Gaya, *Manifestaciones del romance en documentos oscenses anteriores al siglo* XIII (II, 99—119) läſst auf den ersten Blick nicht erkennen, daſs er hier eine wichtige systematische Ausbeutung alter lateinischer Urkunden für deren vulgärsprachliche Laute und Formen vorlegt. Besondere Beachtung verdient der Nachweis des südfranzösischen Einflusses.

Unter dem bescheiden unbestimmten Titel „*Pronunciación Guipuzcoana, contribución al estudio de la fonética vasca* (III, 593—653) verbirgt Tomás Navarro Tomás in Wirklichkeit eine hochmoderne, sorgfältige phonetische Studie dieses ersten der baskischen Dialekte. Einige Texte, darunter das Vaterunser und die baskische Nationalhymne, werden in orthographischer und phonetischer Umschrift und spanischer Übersetzung beigegeben.

Bereits allgemeine Anerkennung fand die nach Inhalt und Form meisterhafte Darstellung von F. Krüger, *Mezcla de dialectos* (II, 121—166), die eine wertvolle Ergänzung zu seinen bisherigen westspanischen Dialektuntersuchungen bildet. Sie ist das glückliche Endergebnis seiner konvergierend angelegten Forschungen im Gelände: In weltabgeschiedenen Orten, hart an der spanisch-nordportugiesischen Grenze erhalten sich Mischdialekte, deren einzelne Züge bald nach Sanabria und dem Leonesischen des 12. und 13. Jahrhunderts, bald nach Portugal oder Galizien weisen. Altes und Neues, Ost und West, Nord und Süd mischen sich hier in unglaublich intensiver Durchdringung oder setzen sich relativ klar voneinander ab, wie phonetisch, morphologisch und lexikologisch eingehend nachgezeichnet wird. — Die Frage nach Ursprung und Ausdehnung des Phonems „*tr*" im Ebrogebiet und Amerika ist Gegenstand einer gründlichen Behandlung durch Amado Alonso (*El grupo „tr" en España y América*, II, 167—191). Ethnisch nichtspanische Einflüsse, wie sie R. Lenz annahm, werden abgelehnt, da die bestimmenden Ursachen auf dem ausgedehnten Verbreitungsgebiet die gleichen sind. — In die entgegengesetzte Richtung, in drei judenspanische Kolonien des Balkans, führt M. L. Wagner und bringt Kunde von ihren auseinanderstrebenden Dialekten. (*Los dialectos judeo-españoles de Karaferia, Kastoria y Brusa*, II, 193—203.) Die Sprache in Karaferia ist der in Saloniki ähnlich, Kastoria weist nach Bosnien, Brusa nach Konstantinopel und Adrianopel. — *Algunas notas de lenguaje popular madrileño* steuert F. Ruiz Morcuende bei (II, 205—212). Die gelungene Aufhellung der Entstehung von Ausdrücken wie *mono sabio, tren botijo, ¡miau!, perro chico y perro grande, tupinamba y tupi* usw. läſst den Wunsch nach einer bedeutend erweiterten Sammlung erwachen. Auch ein Blick in *Concordancias vizcaínas* (= frases [de los vizcaínos] que pecan contra las reglas de concordancia gramatical, II, 93—98) von Julio de Urquijo lohnt. — In reichem Maſse hat sich Karl Pietsch (†) Beispiele für seinen Komentar zu den spanischen Gralfragmenten gesucht. Aus seinen Notizen „*Zur spanischen Grammatik*" (I, 33—47) sei besonders seine Fülle für das „Et" des Nachsatzes, die Namen der Wochentage und seine Erörterung der Verstärkung eines Verbalbegriffes durch ein Gerundium (*Yd yendo*) hervorgehoben. Den letzten Typus (cf. *morir moriredes*) hätte Spitzer (S. 61) anläſslich seiner Erörterung von „Al volver que volvió" anführen können (in *Beiträge zur Spanischen Syntax*, I, 49—62). Manchen Leser seiner psychologisch stets tiefschürfenden Betrachtungen syntaktisch-stilistischer Erscheinungen wird sofort das Verlangen nach Kontrolle durch (allerdings arbeitsreiche) historisch-genetische Darstellungsweise beschleichen. Durch die Anführung einer klassisch-lateinischen Parallele anläſslich der „grammatischen Rückdatierung im Spanischen" durch Imperfekt und Perfekt wird es nicht völlig

befriedigt. Wenn Spitzer anmerkungsweise Lerchs Auffassung vom Imperfekt der lebhaften Vorstellung mit Wendungen wie „konativer Charakter der Ausdrucksweise" (S. 50, 1) im Bescheidenheitsimperfektum verbessern will, wird es durch die Übersetzung „von ungefähr" nicht klar. — Zu S. 57, 2 kann folgender häufiger Vorgang gestellt werden: Dem Kunden eines spanischen Kaufladens pflegt der Verkäufer sich zu nähern: *Buenos días, señor ¿Qué deseaba Vd.* (oder *el señor*) ? — *¿Qué es lo que Vd. ha deseado cuando* (*se*) *decidió* (*a*) *venir aquí* ? — Den oben geäußerten Wunsch nach historischer Vertiefung der spanischen Syntax wird jeder begreiflich finden, der sich ihrer argen Vernachlässigung bewußt ist. Daher ist der Ansatz willkommen, den José Vallejo zur Klärung des konzessiven Gedankens und der ihm entsprechenden Konjunktionen im Altspanischen ausführt — als Vorarbeit für den eigentlich geplanten Nachweis der stilistischen Überlegtheit des Infanten D. Juan Manuel (*Sobre un aspecto estilístico de D. Juan Manuel* II, 63—85). Das volkstümliche archaische *maguer*, das alte doppelsinnig gewordene *pero que* vermeidet er nach Möglichkeit, das seit Beginn der Crónica general in höfischen Kreisen gebräuchliche *comoquier*(*a*) *que* verwendet er in ausgesprochener Vorliebe mit dem Indikativ gegenüber dem älteren Konjunktiv. Soweit kann der Nachweis als erbracht gelten, im übrigen ist die Arbeit eine Rahmenskizze für künftige Materialsammlung und interpretierende Nachprüfung.

Erasmo Buceta enthüllt mit viel Gelehrsamkeit in *La tendencia a identificar el español con el latín* (I, 85—108) eine gelehrte sprachliche Diplomatenspielerei mit machtpolitischen Hintergründen. — Eine sehr nützliche, aber unpersönliche Gabe ist *A Bibliography of American Spanish* von C. Carrol Marden (†) (I, 589—605). — Luis Maldonado gibt seiner Skizze der salmantinischen Lokaldichtung den irreführenden Namen *El dialecto charruno* (I, 155—160).

Weit zahlreicher als die sprachwissenschaftlichen Beiträge finden sich literarhistorische in der Menéndez Pidal-Festschrift. Die Entlastung, welche hierbei eine Bezugnahme auf die *Romania* gewährt, ist leider aus dem oben angegebenen Grunde gering. Sie sei Nothelferin für die Arbeiten von M. Pelaez, J. Givanel Mas, C. de Lollis, J. Anglade, M. de Montoliu, E. C. Hills, A. G. Solalinde, E. Staaff, E. López-Aydillo, A. Jeanroy, an dessen *„coblas" provençales relatives à la „croisade" aragonaise de 1285* sich noch Textkritiker versuchen können (III, 77—88), A. Paz y Melia, V. Crescini, Morales de Setién. Gegenüber dem neutralen Referat (*Ro*. S. 250f.) über die These von J. Saroïhandy, *La légende de Roncevaux* (II, 259—284) sei sie als gänzlich unbewiesen offen abgelehnt. „Notre hypothèse va être que *la Geste de Roland* a précisément été composée dans l'entourage de Pierre d'Andouque [un bénédictin français devenu évêque de Pampelune] pour doter l'hospice de Roncevaux de légendes qu'il ne possédait pas (S. 273), . . . *La Geste de Roland* que nous lui attribuons a dû passer, presque tout entière dans la Chronique de Turpin. C'est elle que Turold a dû avoir sous les yeux . . . (S. 274, Anmerkung 1) . . . nous préférons croire . . . qu'elle [la Chronique de Turpin] est antérieure au texte d'Oxford et que c'est elle qui nous a ordinairement conservé la rédaction primitive de la légende de Roland."

Soweit kommt man, wenn man [in antiklerikaler, laizistischer Einstellung ?] in ‚Priesterbetrug' den Anstoſs zur Entstehung einer blühenden volkstümlichen epischen Dichtung erblicken will und mit schwachen Indizien lustig weiterkonstruiert (cf. S. 276ff.). Das Positive dieses Versuches sei nicht verkannt, die Geschichte von Pamplona-Roncevaux ist um die Aufdeckung einiger historischer Tatsachen bereichert. — Unter dem Titel *„Roland à Saragosse", poème épique provençal* (III, 407—418) veröffentlicht M. Roques nach vorausgeschickter Gesamtanalyse den Anfang eines provenzalischen Epos, dessen Kopie vom Jahre 1398 wiedergefunden wurde (*Ro.* 48, 311 u. 53, 252). Der kurze Teildruck (261 vorwiegend assonnierende 10-Silbner) schildert Rolands Aufbruch zu einer Abenteuerfahrt. Inhaltlich basiert das Epos im wesentlichen auf erhaltener Heldenepik. Unter höfischem Einfluſs ist an die Stelle der leichtentflammten Sarazenenprinzessin eine verheiratete Königin, Marsilies Frau, getreten. — Keine Beziehung auf Spanien nimmt Walter Starkie, der Pirandellos Werke und Stellung gegenüber dem 19. Jahrhundert umreiſst (*Luigi Pirandello and the contemporay drama in Italia*, III, 157—163).

H. Thomas sollte seine vielfach ironische Abrechnung mit anderen „Quellensuchern" eindeutiger De la influencia de España en Shakespeare statt kurz *Shakespeare y España* überschreiben (I, 225—253). Sein kritisches Ergebnis lautet: „Mucho ruido para nada", pues . . . la influencia directa de España en Shakespeare es pequeña (S. 225) . . . en varios casos podemos poner a Shakespeare en relación directa o indirecta con la literatura española. *Los dos hidalgos de Verona* deben algo a la *Diana*, de Montemôr; el *Cuento de invierno*, al *Amadís de Grecia*. *La tempestad* está por lo menos relacionada con las *Noches de invierno*, de Eslava, aunque Shakespeare no conociera nada del libro español. Su aparente alusión al *Espejo de príncipes y caballeros* puede justificar la sospecha de que Shakespeare leyó y quizá se valió de tal libro, y podemos por lo menos hacer conjeturas sobre si llegó a caer bajo la influencia de Cervantes y *La Celestina*. Algunos podrán aceptar unas cuantas sugestiones más, de las que dejamos discutidas (S. 252).

Das Gegenstück zu dieser kühl abwägenden Haltung liefert A. Morel-Fatio (†), *L'hispanisme dans Victor Hugo* (I, 161—213), der in einer weitschweifigen Untersuchung (mit zahlreichen Druckfehlern!) einen bienenfleiſsig gesammelten Zettelkasten vor dem geduldigen Leser ausschüttet. Die spanischen Kenntnisse, mit denen V. Hugo prunkt, verdankt er zum guten Teil dem soliden Wissen seines Bruders Abel.

Mittelalterlichen Handschriften gelten die Beiträge von C. E. Kany, *Proverbios de Salamón* (I, 269—285) und M. Artigas, *Unos „Gozos de la Virgen", del siglo XIV* (I, 371—375), die ältest bekannten 12 „Freuden" in cuaderna vía, deren Veröffentlichung fast jeden Versuch einer organischen Einordnung in die vorhandene reiche Literatur vermissen läſst, wofür *ZfrPh.* 3 (1879), S. 202ff. einen Ausgangspunkt hätte bilden können und ein Hinweis auf die *Gozos de Santa María* des Arcipreste de Hita nicht überflüssig gewesen wäre. Den von P. Mazzei (*Rev. Hisp.* 57 [1923], S. 25ff.) abgedruckten Text konnte Kany leider nicht mehr heranziehen. Seine Darstellungsweise muſs noch selbständiger werden. Die Meinungen und Aussagen anderer

Personen werden ausführlich wiedergegeben, die Verfasserfrage durch eigene Studien oder Kritik nicht gefördert, die Quelle in einer Anmerkung (!) (S. 276) gestreift. Inhaltlich paſst die Dichtung gut in die von mir geschilderte asketische Stimmung des 14./15. Jahrhunderts in Spanien (Barlaam und Josaphat, S. 180ff.) — Ezio Levi druckt und interpretiert umsichtig interessante lateinische Urkunden, welche die bisher dunkle Zeit (1422—1444) im Leben des Juan de Valladolid hinreichend aufhellen (*Un juglar español en Sicilia*, III, 419—439). — Kleine Inédita (zwei abweichende Strophen, eine Epistola prohemial, eine Carta en latin y romance la cual dizen ser de Castillejo) nach Handschriften der Biblioteca Nacional und das Zitat einer unbekannten Ausgabe vereinigt J. Domínguez Bordona, *Cuatro notas sobre Cristóbal de Castillejo* (III, 545—549, cf. *Rev. Hisp.* 71 [1927], 559). — *Dos Palabras más sobre las poesías de Fr. Luis de León* von Ad. Coster (I, 287—297) enthalten kommentierende und editionstechnische Bemerkungen, u. a. über die zwei Redaktionen der Ode *Quán descansada vida* (S. 292). — L. Pfandl (*Über einige spanische Handschriften der Münchener Staatsbibliothek*, II, 531—553) gibt zunächst eine genaue Beschreibung des in München aufbewahrten Originals des wertvollen Cancionero de la Sablonara, der 1916/18 nach einer in Madrid befindlichen Kopie von Jesús Aroca herausgegeben wurde. Diese wurde einst — vermutlich für A. Barbieri — mit einer solchen Nachlässigkeit oder Unwissenheit angefertigt, daſs der erwähnte Druck stellenweise eine grausame Verballhornung darstellt. Wenn Mitjanas Urteil *RFE* VI (1919), S. 240 auch auf den Text zu beziehen ist, trägt Aroca lediglich für das Übersehen des Münchener Originals (während des Krieges?) die Verantwortung. Pfandls Collation ist für jeden Konjekturbeflissenen eine ernste Mahnung zu äuſserster Vorsicht für den Fall, daſs wie hier das Original nachträglich herbeigebracht wird. Zum Inhalt ist Rev. Hisp. 74 (1928), 500f. zu notieren. — Danach beschäftigt sich Pfandl mit einem handschriftlichen Dramenkatalog: „*Cod. hisp.* 29[b] der Münchener Bibliothek ist bestimmt der Index-Band einer Sammlung spanischer Comedias der Wiener Hofbibliothek um 1670, und wahrscheinlich der Titelkatalog der Abteilung Comedias der berühmten Sammlung Gábrega" (S. 559). — Schlieſslich fand er im *Cod. hisp.* 31, ein paar Verse von Juan Fernández de Heredia, die in den Pfandl erreichbaren Ausgaben nicht zu lesen sind.

Habent sua fata libelli, muſs der Leser der Bibliotheksgeschichte eines Exemplars denken, das 1859 verschwand und heute in der reichen Bibliothek der Hispanic Society of America sichergestellt ist. Homero Serís (III, 57—76) gibt in „*La reaparición del 'Tirant lo Blanch' de Barcelona de 1497*" dessen erste, minutiöse bibliographische Beschreibung, freudig bewegt über das glückliche Ende der bezeichnenden Odyssee eines wertvollen Druckes, von dem unterdes nur drei Fragmente bekannt waren. — Unter dem Titel „*Beiträge zur Geschichte und Bibliographie des Spanischen Dramas*" (I, 571—575) bringt A. Hämel einige Anmerkungen zur Inhaltsangabe der verschollenen Parte 41 de Comedias de diferentes autores, Zaragoza 1646, die seine glücklichen Augen in einem Exemplar der Berliner Staatsbibliothek wiederentdeckten.

Die Frage nach dem Verfasser der tragicomedia de Lisandro y Roselia wird auch nach der posthumen unvollendeten Darlegung von Francisco A. de Icaza, *Los dos Sancho de Muñón* (III, 309—317) nicht als gelöst gelten. Verfasser ist nach Icaza (S. 312) anscheinend der in Valladolid und Méjico (1560!) nachgewiesene Sancho Sánchez de Muñón, nicht sein Homonymus, der Salmantiner Theologe Sancho de Muñón, dem man die Tragikomödie schon aus chronologischen Gründen nicht recht zutraut. Der Tod hinderte Icaza, den anscheinend nicht leichten Nachweis zu führen, daſs Sancho Sánchez de Muñón aus Salamanca stammt und älter ist als Sancho de Muñón. Möglicherweise ist keiner der beiden der geistige Vater jener bekannten und gerühmten Celestina-Neudichtung. — Mit einer ähnlichen Frage im gleichen Jahrhundert beschäftigt sich J. P. W. Crawford, *Francisco de la Torre y sus poesías* (II, 431—446), indem er die von A. Fernández-Guerra y Orbe aufgestellte Hypothese über die romantischen Lebensschicksale jenes Autors bezweifelt, ohne zu eigener Rekonstruktion zu gelangen. Dafür versucht er dann die Bestimmung der italienischen oder neulateinischen Vorbilder zahlreicher Sonette und Eklogen. — In erster Linie der Lebensschilderung von Pedro Laínez, der Beschreibung und Würdigung seines in einer Pariser Handschrift teilweise erhaltenen Werkes (Ms. esp. 314 Bibl. Nat.) gilt die Abhandlung des bekannten Cervantisten Rudolph Schevill, *Laínez, Figueroa and Cervantes* (I, 425—441). Auch wenn Laínez und Figueroa nicht als Damon und Tirsi von Cervantes in La Galatea verewigt wären, verdient Laínez nach Schevills Nachweis seinen Platz in jeder ausführlichen spanischen Literaturgeschichte. — *Un cuento popular marroquí y „El celoso extremeño“* von Ángel González Palencia (I, 417—423) ist willkommen als Parallele und ein bibliographischer Beleg mehr für das alte Thema. Einen näheren Quellenwert für Cervantes' Novela darin vermuten zu wollen, ist sehr gewagt.

El teatro escolar en el renacimiento español y un fragmento inédito del toledano Juan Pérez (III, 143—155) von A. Bonilla y San Martín (†) enthält eine kompendiöse Darstellung des spanischen Schultheaters, das endlich gröſsere Beachtung findet und inzwischen von Justo García Soriano stofflich eingehender gesichtet wurde. In dem Fragment steht der Prolog zur Komödie Chrysonia, die quellenmäſsig auf Apuleius zurückführt. — Einer entsagungsvollen, arbeitsreichen Aufgabe unterzog sich S. Griswold Morley, als er *Strophes in the Spanish Drama before Lope de Vega* (I, 505—531) einer eingehenden Bestandsaufnahme unterwarf, um zu verhältnismäſsig wenigen, aber überzeugenden Einsichten zu gelangen. Die Entwicklung der spanischen metrischen Kunst wird in drei Stufen betrachtet: Die Beweglichkeit des ausgehenden Mittelalters erfährt unter gelehrtem Einfluſs starke Beschränkung, bis die Fesseln mit steigender Kühnheit wieder abgestreift werden (vgl. den aufschluſsreichen Appendix, S. 530—531).

W. S. Hendrix, *Sancho Panza and the comic types of the sixteenth Century* (II, 485—494), dringt nicht tief in das Wesen der komischen Typen der Bühne und der dialogisierten Erzählungen, stellt aber brauchbare Angaben zusammen. Hendrix wird zudem ungewollt durch José F. Montesinos, *Algunas observaciones sobre la figura del donaire en el teatro de Lope de Vega*

(I, 469—504), ganz in den Schatten gedrängt. Montesinos ist der Spezialist des Centro de Estudios Históricos für die Lope de Vega-Forschung, ohne sich einseitig darauf beschränkt zu haben. Auch für das 16. und 19./20. Jahrhundert hat er hervorragendes Wissen und Können aufgewiesen, so daſs er mit vollem Recht unter den spanischen Lektoren spanischer Nationalität an deutschen Universitäten das höchste literaturwissenschaftliche Ansehen genieſst. Die bereits von Castro (*ROc.* 13, S. 112f.) gewürdigte Abhandlung ist „programa de un estudio" „parte de un libro que preparo, en el que me propongo examinar los elementos cómicos de nuestra comedia en sus caracteres, orígenes y diferentes conexiones . . . lo nuevo en estas notas es la manera de enjuiciar al gracioso en los momentos en que no aparece como figura cómica, considerándolo como cristalización de una ideología que completa la centrada por el galán". Und so teilt Montesinos in der Tat eine Reihe guter Beobachtungen mit, sämtlich durch eine Fülle von Belegen konsolidiert. Sie beleuchten „la nobleza de carácter, el amor, el sentido de la aventura, y el sentido de la realidad" und enthalten zahlreiche, kurz formulierte, meist treffende Werturteile als Ergebnisse einer intensiven Wesensschau. Und dies nicht nur in der konzentrierten Zusammenfassung (S. 503f.), sondern passim, eingelegt in die oft viel Raum raubenden Zitate, die den pícaro der Bühne in manchem neuen Licht erscheinen lassen. — Auf eine einzugestehende Unterlassungssünde der Lope de Vega-Forschung weist sein Biograph, Hugo Albert Rennert (†), in dem Aufsatz *Sobre Lope de Vega* (I, 455—467): „Es de extrañar que los críticos de Lope no se hayan aprovechado en mayor grado de las dedicatorias de sus comedias que por su íntima y sincera efusión merecen sin duda un examen" (S. 455), das vor allem unser Wissen um die zeitgenössischen Schauspieler erweitert, aber auch in Lopes Fühlen und Denken laut Ankündigung Einblick gestattet. — *Aspectos de la vida del hogar en el siglo XVII según las novelas de Dª Mariana de Carabajal y Saavedra* beschreibt gewissenhaft und ausführlich unter steter Kontrolle an der vorhandenen Literatur ohne wesentlich neue Ergebnisse Caroline B. Bourland (II, 331—368).

Wie nicht anders zu erwarten, wird gleich ein ganzer Zyklus verschiedenartiger Arbeiten Calderón gewidmet. *Some recovered lines from Calderón* nennt George Tyler Northup seine Restitutionen, welche er durch Collation der Ausgaben mit einer Osuna-Handschrift gewann (II, 495—500). — Kenntnisreich, aber für den ästhetischen Wert des Gongorismus erschreckend verständnislos erweist sich M. A. Buchanan, *„Culteranismo" in Calderón's „La vida es sueño"* (I, 545—555). — Nach den Ausstattungsstücken *Apolo y Climene* und *El hijo del sol, Faéton* zu urteilen, hat Calderón wohl nur aus Ovids Metamorphosen seine geringen Kenntnisse der betreffenden antiken Fabeln bezogen. In unbekümmerter, dichterischer Freizügigkeit schaltet und waltet er anachronistisch mit wenigen entlehnten positiven Tatsachen ganz nach seinen dramatischen oder bühnentechnischen Bedürfnissen — kraft seines Rechtes auf den Primat seiner Phantasie und Schöpferkraft. Und Pierre Paris (†) ist vielleicht der erste klassische Philologe, der ihm nach Festnagelung seiner Verstöſse in *La Mythologie de Calderón* (I, 557 bis 570) alles groſsmütig verzeiht, wie es auch Calderóns weniger gebildete

zeitgenössische Hofleute taten. — Die beste, abgerundete, gedankentiefste Calderónstudie der Festschrift schenkt L.-P. Thomas mit *Les jeux de scène et l'architecture des idées dans le théâtre allégorique de Calderón* (II, 501—530). Mit konstruktivem Geist denkt er die architektonischen Formen Calderóns nach, denen zuweilen nur mit Anstrengung zu folgen ist. „Calderón a donc tiré parti de toutes les constructions significatives; il a rejeté toutes celles qui ne présentaient qu'une valeur formelle, évitant par là même les répétitions superflues; enfin, il a suivi un plan méthodique et logique jusque dans ses apparentes anomalies, parvenant ainsi, grâce à la luminosité de sa pensée, à donner un relief exceptionnel à ses analyses psychologiques et à la confrontation des sentiments" (S. 527). „Il ne s'est pas contenté de distribuer la matière lyrique en un merveilleux équilibre, il a créé, grâce à une technique particulière du dialogue et du vers, grâce aux déplacements symboliques des personnages, une esthétique de la scène encadrant les idées dans une savante architecture, assurant ainsi à l'expression des pensées et aux mouvements de la vie intérieure un exceptionnel relief" (S. 530).

Zu den typischen spanisch-romanischen Wesenszügen gehört die Vorliebe für die *burla* in allen Schattierungen wie auf allen Gebieten des Lebens, im täglichen, erotischen und literarischen, gleichsam als naturnotwendige Reaktionsmöglichkeit südländischer Leidenschaft. Sie zeugt von einer geistigen Beweglichkeit, die vor keinem Scherz und Spott zurückschreckt. Dank seiner unheimlichen Belesenheit verbreitet sich A. Farinelli mit einigen gelungenen skizzenhaften Strichen und charakteristischen bibliographischen Angaben in seinen *Variazioni in „Quintillas" sui titoli dei drammi calderoniani* über jene in diesem Falle harmlose spanische Neigung (I, 533—543). Als Beweis bringt er noch unbekannte *Quintillas burlescas en que se contienen las comedias de las diez partes de D. Pedro Calderón.*

Nach diesem Calderónkult fällt das 18. Jahrhundert um so mehr ab. Pedro Salinas veröffentlicht nach der Originalhandschrift *Los* [12] *primeros romances de Meléndez Valdés* (II, 447—455), die bisher bis auf eine ungedruckt waren und nur historischen Wert beanspruchen. Emilio Alarcos, *El abate Marchena en Salamanca* (II, 457—465), haftet zumeist an den äußeren Tatsachen und dokumentarischen Belegen seines dortigen Studienaufenthaltes. — C. Pitollet (II, 565—576) leuchtet in die spanische politische Buchzensur, deren Verfahren in Frankreich u. a. gestreift wird von Henri Mérimée (†), *Le vrai et le faux Figaro* (II, 285—298), die im übrigen beide mit Beaumarchais nichts zu tun haben und heute noch die Einsicht diplomatischer Kulturreferenten vertiefen können.

E. Allison Peers schließt *Some observations on „El desengaño en un sueño"* (I, 583—587): There can hardly be any doubt that Rivas wrote *„El desengaño en un sueño"* with Shakespeare [der Sturm, Macbeth, Hamlet] on his table, or, more likely still, in his memory". — *La fortune d'„Atala" en Espagne* (1801—1833) von Jean Sarrailh (I, 255—268) enthält eine gute Studie der Übersetzungen, kritischen Beurteilungen, kleinlichen Zensurbeanstandungen und bezeichnenden Nachahmungen des vielgelesenen Buches, das den Sieg der Romantik in Spanien vorbereitet. — In die Reihe der Essays über das argentinische Nationalepos „Martin Fierro" fügt sich

vorteilhaft als Einführung für den europäischen Leser Federico de Onís, „*El Martin Fierro y la poesía tradicional*" (II, 403—416). — Ähnlich romantisch-sentimentale Stimmung verbreitet Francisco Rodríguez Marín, der verdiente spanische Folklorist und berühmte Cervantist, mit seiner kommentierten Sammlung „*El amor primero según la musa popular*" (II, 555—563). Varianten gibt er an, leider aber nicht die Herkunft. Außerdem ist der Begriff „musa popular" öfters sehr gedehnt worden, so daß Träger bekannter Namen Aufnahme fanden.

Allzu skeptische Großstadtmenschen, denen die Gedächtniskraft, Überlieferungs- und Sangesfreude des schreib- und leseunkundigen Volkes ein Mythos dünkt, seien auf das Faktum jahrhundertelangen Fortlebens alter Liedformen und -inhalte in Kalifornien und Mexiko nachdrücklichst hingewiesen. Aurelio M. Espinosa, *Los romances tradicionales en California* in spanischer Sprache (I, 299—313), hilft zugleich mit einer umfassenden Bibliographie des Romancero in Amerika und steuert sechs vollständige Romanzen, z.T. in 4—5 Versionen, und einige Fragmente (cf. *Ro.* S. 246) bei, wie sie aus der mündlichen Überlieferung alteingesessener spanischer Kalifornier aufgezeichnet wurden. Pedro Henríquez Ureña y Bertram D. Wolfe sammelten 16 *Romances tradicionales en Méjico* (II, 375—390) mit Varianten und Bibliographie. — Der deutschen Romantik und gelehrter Vermittlung verdanken dagegen die nordischen Länder ihre Kenntnis spanischer Romanzenpoesie. *Traductores y traducciones de romances españoles en Dinamarca e Islandia* stellt Hans Aage Paludan mit Umsicht, Fleiß und Belesenheit zusammen (I, 315—339). Ein Vergleich der mitgeteilten Melodien mit E. M. Torner, *Ensayo de clasificación de las melodías de romance* (II, 391—402), zeigt den nationalen Abstand zwischen Nord und Süd. Ob Julián Ribera, *De música y métrica gallegas* (III, 7—35) seit dem 13. Jahrhundert, eine günstigere Aufnahme als seine übrigen musik-historischen Versuche findet, müssen die Fachvertreter entscheiden.

Die einst von der Inquisition verfolgten Erasmisten des 16. Jahrhunderts sind soeben im spanischen Kulturkampf der Gegenwart als die geistigen Väter der führenden spanischen Intelektuellen proklamiert worden (Fernando de los Rios, cf. A. Castro, „Die Triebkräfte der spanischen Kultur" in „Corona" II (1931), 55—73, besonders S. 66ff.). Seit etwa zehn Jahren bewegen zwei ihrer Hauptvertreter, die Gebrüder Valdés, erneut die Federn der Philologen. Alonso [nicht Juan!] de Valdés, *auteur du „Diálogo de Mercurio y Carón"* ist u. a. das anerkannte Ergebnis einer Untersuchung von M. Bataillon (I, 403—415, cf. Montesinos *RFE* XVI [1929], 225ff.): . . . „le dialogue valdésien est sorti de la lecture du *Charon* d'Erasme . . . un ‚livre blanc' officieux où doivent éclater la volonté de paix de l'Empereur [Karl V.] et la responsabilité de ses ennemis" (S. 411). Eine Erstausgabe zwischen 1528 und 1531 in Spanien, Italien oder Deutschland wird postuliert. — Spezialist für Erasmistenforschung aber ist D. Américo Castro. Seine ursprünglich geplante Festgabe „El pensamiento de Cervantes" wuchs zum stattlichen selbständigen Band aus und wurde deshalb im Rahmen der Festschrift durch eine Lebens- und Quellenstudie, Inhalts- und Geistesanalyse ‚*Juan de Mal Lara y su «Filosofía vulgar»*' (III, 563—592) ersetzt,

wobei besonderer Wert auf die Herausarbeitung der versteckt-aufklärerischen, vorsichtig-kritisierenden Geisteshaltung gelegt wird, welche für die Erasmisten bis 1930 als typisch gelten kann, — ein unerschöpftes Kapitel der spanischen Geistesgeschichte.

Wie schon eingangs erwähnt, sind Castro und Navarro Tomás, Lieblingsschüler von Menéndez Pidal, die Hauptredaktoren der anonym zeichnenden comisión organizadora, die auf ihre Gesamtleistung stolz sein kann. Denn sie war unsägliche Mühe und Arbeit und schlieſslich ein voller Erfolg an Organisation und Zusammenarbeit, alles in amerikanischem Ausmaſs. Die Mélanges Menéndez Pidal haben sofort ihren bevorzugten Platz in der reichen Festschriftenliteratur eingenommen — dank der Qualitätsarbeiten von Castro, Gauchat, Krüger, Meyer-Lübke, Carolina Michaëlis de Vasconcelos, Millardet, Montesinos, Navarro Tomás, Solalinde, Tállgren, L. P. Thomas, von Wartburg, Wechssler und vielen anderen klangvollen Namen der Romanistik. GERHARD MOLDENHAUER.

II. Spanisch.

Wilhelm Giese, Waffen nach der spanischen Literatur des 12. und 13. Jhs. Hamburg 1925. XI, 133 S. Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur, Bd. 6.

Giese hat in den Kreis der von ihm benutzten Quellen neben den epischen auch die rechtsgeschichtlichen und die historiographischen mit einbezogen, bei den letzteren aber die lateinischen auſser Betracht gelassen, da deren Sprachgebrauch sehr oft durch Reminiszenzen aus der Klassikerlektüre modifiziert und in diesem besonderen Falle getrübt ist. Diese Art der Sammlung und Abgrenzung des zu untersuchenden Materials verdient vorbehaltlose Zustimmung. Auch hinsichtlich der Vollständigkeit lassen die herangezogenen Texte wenig zu wünschen übrig; es hätte höchstens noch die Literatur der alten *Fueros* in etwas gröſserem Umfang beigeholt werden können. Praktisch und aufschluſsreich zugleich ist sodann die Aufzählung einer Reihe von Denkmälern des altspanischen Schrifttums, in denen Belege für die Untersuchung zu vermuten, in Wirklichkeit aber nicht vorhanden waren. In der Liste der benutzten Ergänzungsliteratur vermisse ich den einen oder anderen ergiebigen Posten, so etwa die Studie von E. de Leguina, *La Espada*, in der *Revista de España*, Bd. 55 (1877) S. 358, oder das groſse Sammelwerk von G. Fr. Laking, *A Record of European Armour and Arms, London 1922*, 5 Bde., 4°, mit vielen Abbildungen.

In zwei Hauptabschnitten behandelt Giese zuerst die Angriffswaffen und dann die Verteidigungswaffen. Die ersteren zerfallen in die Gruppen: Speer, Wurfwaffen, Schwert, Beil- und Keulenarten, Schieſswaffen und Kriegsmaschinen. Die zweiten umfassen die Begriffe: Schild, Mannesrüstung und Pferderüstung. Jede einzelne Waffenart wird, soweit möglich, unter den Gesichtspunkten der Gesamtbenennung, der Zusammensetzung aus einzelnen Teilen und der Handhabung, immer auf Grund der sorgfältig nachgewiesenen Textstellen, ausführlich erläutert und, soweit es sich machen

liefs, auch durch einfach gehaltene Abbildungen veranschaulicht. Naturgemäfs konnte das Ergebnis nicht überall das gleiche sein, sowohl was die Reichhaltigkeit der Belegstellen als auch die Vielfältigkeit der aus ihnen gewinnbaren Schlüsse betrifft. Insbesondere bei den Defensiv-Waffen erwies sich der Umstand als sehr hemmend, dafs hier die agierenden Verben nahezu gar keine Rolle spielen, und zwar aus dem sehr einleuchtenden Grunde, weil eben diese Art von Waffen nicht eigentlich bewegt, tätig, gehandhabt, sondern nur passiv, schützend und abwehrend zur Verwendung gelangen. Immerhin kann man sagen: die Fülle der gewonnenen Einsichten ist bei den zwei wichtigsten aller mittelalterlichen Angriffswaffen (Speer und Schwert) von einer geradezu staunenswerten Reichhaltigkeit, bei den übrigen Arten von einer je nach den Umständen mehr oder minder eingeschränkten, immer jedoch dankenswerten Weite und Tiefe. Das Gesamtergebnis dieser mit grofser Liebe, Mühe und Sachkenntnis angestellten Untersuchung aber scheint mir ein zweifaches zu sein. Fürs erste ganz im allgemeinen beurteilt: wir besitzen jetzt greifbare Erkenntnisse und Kriterien hinsichtlich der Eigenart spanischer Waffenentwicklung im 12. und 13. Jh., besonders auch in deren zeitlichem Verhältnis zu anderen Ländern und nicht zuletzt mit Bezug auf die Einwirkung der ebenso langen wie engen Berührung der Spanier mit den Arabern. Fürs zweite auf dem Gebiete der Wortkunde im besonderen: hier ist Gieses Studie eine Art Speziallexikon der Waffenterminologie im spanischen Bezirk des romanischen Schrifttums, ein unentbehrliches Nachschlagewerk für Lektüre und Kommentierung spanischer Texte der verschiedensten Art, nicht nur mittelalterlicher, sondern auch beispielsweise der Romanzen. Ein dreifach gegliedertes, ausführliches Sachregister bietet die willkommene Handhabe dazu.

Gleichwohl hätte ich mir das Buch nach einer besonderen Seite hin noch etwas erweitert und vertieft gewünscht. Damit ist freilich nicht gesagt, dafs die von mir angedeutete Lücke auch wirklich ausfüllbar ist, in dem Umfange wenigstens, wie ich es mir als möglich vorstelle und erhoffe. Was ich schmerzlich vermisse, ist der Mangel jeglichen Eingehens auf die Besonderheit der altspanischen Waffen in religionsgeschichtlicher Hinsicht. Alle Arten der Magie, Aneignungszauber, Abwehrzauber, Schwurzauber und dergleichen, stehen vielfach mit den Waffen in enger Beziehung. Die Waffe, vor allem die einmal bewährte, gilt als Trägerin geheimer Macht, sie dient zur Herstellung des magischen Kreises, sie bildet ein oft verwendetes mit magischen Kräften geladenes Schwurpfand, sie kann durch einen Fluchzauber entkräftet werden und ihren Träger wehrlos machen.

A ningun prestar mis armas,
No me las hagan cobardes . . .

so heifst es noch in einer der Gaiferos-Romanzen, die der vorherrschenden Ansicht nach aus dem 15. Jh. stammen. Die Werke von J. G. Frazer, *The Golden Bough*, London 1911—20, 12 Bde., und von P. D. Chantepie de la Saussaye, *Lehrbuch der Religionsgeschichte*, Tübingen 1924—25, 2 Bde., bieten eine Fülle von Beispielen und Anregungen auf diesem aufserordentlich fesselnden und geheimnisvollen Gebiete europäischer Frühgeschichte. Ich

selbst habe in meiner kleinen Sammlung *Spanische Romanzen*, Halle, Max Niemeyer 1933, S. 67—69, einen offenkundigen Beleg archaischer Schwurmagie aufdecken können. Sollten gerade die Denkmäler der altspanischen Literatur des 12. und 13. Jhs. in dieser Hinsicht eine Sonderstellung einnehmen und alle Spuren primitiven Denkens und magischer Sitte mit Absicht verwischt und verschwiegen haben?

LUDWIG PFANDL.

Ronald M. Macandrew, Naturalism in Spanish Poetry from the Origins to 1900. Aberdeen, Milne and Hutchison, 1931. 8⁰. 255 S.

Der Vf. hat hier zum erstenmal versucht eine Geschichte des Naturgefühls (das ist der Sinn von „Naturalism") in der spanischen Literatur zu geben. Naturgefühl ist für ihn die Haltung, die ein Volk einnimmt gegenüber dem „ever-present Universe, which is also the raw material of the Physical Sciences, the impressions that its ever-changing appearances have made upon him, the thoughts he has expressed about its origin, purpose and end, and the symbolic key which it has placed in his hands to unlock the riddle of life, both individual and national" (S. VII). Freilich wird im Verlaufe der Arbeit diese Abgrenzung nicht scharf genug durchgeführt.

Den gröſseren Teil der Arbeit umfaſst die lyrische Poesie seit Meléndez Valdés bis zum Ende des 19. Jhs., während die vorausliegenden drei Jahrhunderte kürzer behandelt werden. Zu keiner Zeit der spanischen Poesie hat das Naturgefühl gänzlich gefehlt, auch vor der Renaissance ist es deutlich nachzuweisen. Die Arbeit bietet eine reiche Fülle an Material, zeigt groſse Belesenheit und klares Urteil, aber sie leidet doch unter der zu weiten Fassung des Themas, was sich vor allem beim zweiten Teil fühlbar macht. Die Überfülle des Stoffes läſst sich nicht in einen so engen Rahmen pressen. Der erste Teil ist unzweifelhaft am besten gelungen, obgleich man auch hier wünschen würde, daſs manche Abschnitte eine Vertiefung erführen. So würde das Naturgefühl bei den Mystikern eine eingehendere Untersuchung verdienen. Auch Lope de Vega und Góngora werden nur nebenbei erwähnt. Es steht zu hoffen, daſs uns der Vf. auch die Fortsetzung, die die Dichter des 20. Jhs. behandelt, bald bescheren möge. ADALBERT HÄMEL.

Berceo, Veintitrés Milagros. Nuevo manuscrito de la Real Academia Española. Edición de C. Carroll Marden (Revista de filología española, Anejo X). Madrid 1929. 104 S.

C. Caroll Marden hatte im Anejo IX der Revista de filología esp. 1928 die Cuatro Poemas von Berceo nach der im Besitz der R. Academia Esp. befindlichen Hs. gedruckt. In diesem neuen Heft folgt der Abdruck eines weiteren Stückes der alten Hs., das der Herausgeber in Santo Domingo de la Calzada im April 1928 aufgefunden, erworben und der R. Academia Esp. zum Geschenk gemacht hat. Es enthält 23 Milagros, einsetzend bei Copla 74. D. h. vom Milagro „La Casulla de San Ildefonso" steht darin nur die letzte Strophe. Als Apéndice, nach „La deuda pagada", beschlieſst „La iglesia robada" die Publikation. — Der Abdruck erfolgt mit der Absicht kritischer Regulierung des Textes, unter Verweis vieler Hs.-Schreibungen

unter den Text. In drei kurzen Abschnitten der Vorrede werden die nötigsten Feststellungen über die Hs. A″ (so nennt sie der Hg., während er den früher veröffentlichten Teil der alten Hs. als A′ bezeichnet), über die Sprache von A″ in Beziehung zu der von J und über den Text der Hs. A″ gegeben. Kaum nötig zu betonen, dafs die sorgfältige Ausgabe zum Dauerbesitz der Berceo-Philologie gehören wird. WERNER MULERTT.

Cartas inéditas de Juan de Valdés al Cardenal Gonzaga. Introducción y notas por José F. Montesinos. Madrid 1931. Revista de Filología Española. Anejo XIV. CXIX, 127 S.

Mit der Veröffentlichung von 41 bisher ungedruckten Briefen des „heterodoxo español" Juan de Valdés aus dem Archivio Gonzaga in Mantua hat sich der unermüdliche Montesinos ein neues Verdienst erworben. Die Briefe sind datiert vom 18. September 1535 bis zum 12. Januar 1537 und gerichtet an den Kardinal Ercole Gonzaga, der, zuerst ein echter Renaissancekardinal, sich dem weltlichen Leben und der Politik mit der ganzen Glut seines Charakters hingab, dann aber später sich der Gegenreformation in die Arme warf und die letzte Sitzung des Konzils von Trient leitete. In der umfangreichen Einleitung zeigt Montesinos vor allem, welches Bild uns die Briefe von der Persönlichkeit Valdés' zeichnen. Da ist es vor allem das ausgeprägte nationale Empfinden des Spaniers der Renaissance, das uns immer wieder auffällt und das vor nichts halt macht, auch nicht vor dem Kaiser, das sich vor allem auch darin äufsert, dafs er ein Konzil wünscht, in dem Spanien die Reformation der Kirche in die Hand nimmt. Die musterhafte Publikation zeigt erneut das hohe wissenschaftliche Streben und die glänzende Methode von F. Montesinos. ADALBERT HÄMEL.

Sammlung romanischer Übungstexte. XVIII. Bd.: Antología de poesías líricas españolas. Escogidas y explicadas por Hellmuth Petriconi en colaboración con Wilhelm Michels. Halle, Max Niemeyer, 1932. VI u. 109 S. 2,80 RM.

Zu den bisherigen zwei spanischen Texten der beliebten Sammlung (Gonzalo de Berceo, Los milagros de nuestra Señora I. und Cervantes, Drei Zwischenspiele) kommt das vorliegende Bändchen, das an Umfang die früheren übertrifft, dafür aber Mittelalter, Neuzeit und neueste Zeit umfafst, also für zwei Übungstexte zählt. Die gute, immerhin reiche und übersichtlich geordnete Auswahl ist so getroffen, dafs die Hauptlinien der literarischen Entwicklung und die Grundsätze einer allgemeinen literarischen Kritik sich herausarbeiten lassen. Die den einzelnen Abschnitten vorangestellten wertvollen Einführungen, die wie die reichhaltigen Fufsnoten, welche auch Wortdeutungen bringen, spanisch abgefafst sind, werden diese Aufgabe wesentlich erleichtern. Ohne Zweifel wird das Büchlein schnell seinen Weg machen. HERMANN BREUER.

La Casa del Placer honesto de Alonso Jerónimo de Salas Barbadillo. Together with an Introduction in which his Life and Works are studied by

Edwin B. Place. The University of Colorado Studies Vol. XV, Number 4. Boulder, Colorado 1927. S. 263—466.

Die Ausgabe des Romans La Casa del Placer honesto des fruchtbaren Schriftstellers Salas Barbadillo ist nicht nur an sich willkommen, sondern vor allem auch deshalb, weil sie zum erstenmal eine zusammenfassende Darstellung des Lebens und Wirkens des Schriftstellers gibt. Neues Material hat Place zwar nicht beigebracht, aber er hat das bisher Bekannte geschickt und ansprechend dargestellt und damit den Grund gelegt zu allen weiteren Arbeiten über den Dichter.

ADALBERT HÄMEL.

Henry B. Richardson, An etymological vocabulary to the Libro de Buen Amor of Juan Ruiz, Arcipreste de Hita. New Haven, Yale University Press, 1930. IX, 251 S.

Beinahe gleichzeitig sind zwei Glossare zum Libro de Buen Amor erschienen: J. M. Aguado, Glossario sobre Juan Ruiz, Madrid 1929 und Richardson in Amerika, der unter der Leitung von H. R. Lang gearbeitet hat. Solange wir kein altspanisches Wörterbuch haben, müssen wir für jedes Spezialwörterbuch dankbar sein. Und Richardsons fleißige Zusammenstellung ist jedenfalls trotz der vielfach zu knappen Ausdrucksweise sowohl Aguado wie ganz besonders dem Berceo-Glossar von Lanchetas weit überlegen. Das reiche Material zeigt, welche ungewöhnliche Ausdrucksweise dem Erzpriester zur Verfügung stand, es ist ein selten umfangreicher Wortschatz, der eine eigene Untersuchung sehr lohnen würde, genau so wie der Stil dieses eigenartigen mittelalterlichen Schriftstellers.

ADALBERT HÄMEL.

Ricardo Ruppert y Ujaravi, Spanisches Lesebuch mit Einführung in die Kultur Spaniens für Anfänger und Fortgeschrittene. 2. Aufl. München, Lindauer (Schöpping). Teil I. 1927. VIII, 143 S. sowie 22 S. Anmerkungen. Teil II. 1929. XVI, 135 S.

Rupperts Lesebuch zerfällt in der zweiten Auflage in zwei Teile. Der erste Teil enthält eine Reihe kurzer Lesestücke, dazu hundert Anécdotas, fábulas und cuentecillos, die sich sehr gut für den Anfangsunterricht eignen. Der zweite Teil ist der wertvollere. Hier wird nach kulturkundlichen Gesichtspunkten eine sehr hübsche Einführung in den Charakter des spanischen Volkes gegeben. Auf die Schriftsteller selbst, aus denen die Proben entnommen sind, kommt es in diesem Zusammenhang weniger an als auf das, was sie uns über das spanische Volk zu sagen haben. So finden wir hier neben Pérez Galdós und anderen bekannten Autoren auch sonst unbekannte zweiten und dritten Ranges. Aber alle Proben sind gut gewählt und erfüllen trefflich ihren Zweck.

ADALBERT HÄMEL.

Edmund Schramm, Corneilles „Héraclius" und Calderóns „En esta vida todo es verdad y todo es mentira". Ein Beitrag zur Geschichte der literarischen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jh. Extrait de la Revue Hispanique, tome LXXI. New York, Paris 1927. S. 226—308.

Ein kleines Problem, das aber seit ungefähr so langer Zeit wie die von Brunetière gelöste Gil Blas-Streitfrage immer neu behandelt worden ist, nämlich das des Verhältnisses zwischen Corneilles Héraclius und einer Calderón'schen Comedia, wird hier klar und flüssig dargestellt. Die verschiedenen bis 1927 erfolgten Äufserungen der internationalen Forschungsarbeit werden abgewogen. Eine Konfrontierung des Inhalts der beiden Stücke nimmt den Hauptteil von Schramms Studie ein. Zum Schlufs wird zusammengefafst, was nach diesem Vergleich und kritischen wissenschaftlichen Feststellungen heute als wahrscheinlich gelten kann: Calderóns Werk ist zu spät entstanden, um Corneilles Quelle sein zu können. Fraglich bleibt, wie Calderón seinerseits (wofür Motiv- und Textparallelen zu sprechen scheinen) Kenntnis von dem „Héraclius" erlangt haben könnte. Mira de Mescuas La Rueda de la Fortuna als gemeinsame Quelle für Corneille und Calderón anzusetzen, wie Fitzmaurice-Kelly wollte, kommt nicht in Frage. WERNER MULERTT.

Gertrud Wacker, Spanisches Lesebuch zur Einführung in die Kultur Spaniens. Leipzig, Teubner, 1927. XVI, 131 S. Wörterverzeichnis 57 S.

Ein sehr hübsches Lesebuch mit guten Abbildungen hat G. Wacker zusammengestellt. In sorgsam ausgewählten Texten führt sie die charakteristischen Eigenschaften des spanischen Volkes in Vergangenheit und Gegenwart vor, fügt dazu einige Abschnitte aus Blasco Ibáñez zur Kenntnis spanischer Sitten und Gebräuche und schliefst mit einer Schilderung der wichtigsten Landschaften Spaniens ab. Als erstes spanisches kulturkundliches Lesebuch war es ohne Zweifel ein guter Wurf: die Anordnung, die Anmerkungen, das Wörterbuch, alles zeigt die gewiegte Kennerin spanischer Kultur und Sitte. Auch in der bisherigen Praxis hat sich das Buch gut bewährt. ADALBERT HÄMEL.

Don Luis de Góngora y Árgote. Introduction, Traduction et Notes par Lucien-Paul Thomas. Paris, La Renaissance du livre. s. a. 167 S.

Die Sammlung „Les cent chefs-d'œuvre étrangers" bringt zu den bisherigen wertvollen Bändchen ein neues über Góngora. L.-P. Thomas, der hervorragende Kenner des Gongorismus, selbst hat es unternommen, uns Góngora durch Übersetzungen nahezubringen. Man braucht nicht zu sagen, welches Mafs von Kenntnis der Sprache und des Stils Góngoras nötig ist, um ihn, noch dazu in Versen (mit Reim oder Assonanz), übersetzen zu können. Mehr denn je ist hier die Übersetzung auch ein Kommentar. Die meisten der in dem Bändchen enthaltenen Gedichte sind damit zum erstenmal ins Französische übersetzt worden. Die gehaltvolle Einleitung ist das Muster einer Einführung in den Problemkreis, der sich eine kurze Bibliographie anschliefst. Übersetzt sind Romances, Letrillas, Sonnete und Oden, ausgewählte Abschnitte aus den Soledades sowie der ganze Poliphemo. ADALBERT HÄMEL.

John Van Horne, El Bernardo of Bernardo de Balbuena. A Study of the Poem with Particular Attention to its Relations to the Epics of

Boiardo and Ariosto and to its Significance in the Spanish Renaissance. University of Illinois Studies in Language and Literature. Vol. XII. February, 1927. 182 S.

John Van Horne, La Grandeza Mexicana de Bernardo de Balbuena. Editada según las primitivas ediciones de 1604, con una introducción y con notas sobre las obras y los autores citados por Balbuena. University of Illinois Studies in Language and Literature. Vol. XV. August, 1930. 176 S.

Bernardo de Balbuena ist durch drei Werke in der Literaturgeschichte vertreten: La Grandeza Mexicana, die Pastorale Siglo de Oro und den Bernardo. Der Vf. vertieft sich nun zunächst in das Epos von Bernardo del Carpio, das er eingehend analysiert und dessen Abhängigkeit von Ariost er zwingend beweist. In der zweiten Arbeit veröffentlicht er die Grandeza Mexicana und kann hier vor allem die eingehende Belesenheit Balbuenas aufzeigen. Balbuena ist gewiſs kein bedeutender Dichter, im Gegenteil seine Pedanterie ist immer wieder spürbar. Aber als Dokumente kolonialer Literatur zur Zeit des siglo de oro werden die beiden Werke stets Beachtung verdienen, besonders nachdem sie uns der Herausgeber in so gründlicher, sachkundiger Weise nahegebracht hat. ADALBERT HÄMEL.

Jutta Wille, Calderóns Spiel der Erlösung. Eine spanische Bilderbibel des 17. Jhs. Chr. Kaiser Verlag, München 1932. 259 S. (auch Züricher Dissertation).

Wer sich künftig mit den autos sacramentales oder mit Calderón befassen will, wird an dieser gründlichen Studie nicht vorübergehen können. Es ist an sich keine leichte Aufgabe, sich an ein Thema zu wagen, das eine genaue Kenntnis sämtlicher autos von Calderón verlangt und das versucht, sie auf eine gemeinsame Linie zu bringen. Die Anregung zu vorliegender Arbeit, die der Schule unseres vorzüglichen Schweizer Hispanisten Arnald Steiger zu verdanken ist, geht auf die Ausführungen L. Pfandls über die autos sacramentales zurück, vor allem auf dessen Hinweis auf die Summa des hl. Thomas. Die Einteilung der Summa wird deshalb auch von der Vf. für ihre Untersuchung in folgender Weise übernommen: Sie behandelt: 1. Die Voraussetzung der Erlösung, die Bibel. 2. Die Erlösung von Gott her, die Christologie und die Sakramentenlehre. 3. Die Mitwirkung des Menschen an seiner Erlösung, das „liberum arbitrium". 4. Den Inhalt der Erlösung, die letzten Dinge. Dazu kommen noch eine Reihe von Kapiteln, die als Anhang gedacht sind: über Maria, die Kirche, über Calderóns religionsgeschichtliche Einstellung und schlieſslich über den Tanz in seinen verschiedenen Formen (religiöser Tanz, Volkstanz, Barocktanz, Totentanz). Voraus geht eine Einführung in die Geschichte des auto sacramental, die vor allem über Calderón als dessen ideellem Vollender und formalem Schöpfer handelt. Daran schlieſst sich eine Besprechung der Lehre von der Erlösung im allgemeinen im Zusammenhang mit dem römischen Katechismus und der Summa des hl. Thomas.

Man liest die Untersuchung mit groſsem Interesse, mit steigender Anerkennung für den Fleiſs, die Kenntnisse und das reife Urteil der Vf. Die

Grundgedanken des Spiels der Erlösung werden folgerichtig und überzeugend herausgearbeitet. Dabei fällt immer auch wieder ein Licht auf die ganze geistige Bewegung der Zeit, auf die Kunst des Barock, auf die engaño-Stimmung wie auf die Persönlichkeit des Dichters, seinen Optimismus und Pessimismus und auf so vieles andere. Schade, dafs der reiche Inhalt des Buches nicht durch ein Inhaltsverzeichnis besser ausgeschöpft werden kann, vor allem wäre ein Verzeichnis der besprochenen autos (es sind nach meiner Zählung 37) erwünscht gewesen. Was an der Studie besonders auffällt, ist der vornehme Ton, das deutliche Bestreben, dem gedanklichen Inhalt einer vergangenen Kunst gerecht zu werden. Es ist kein Aburteilen einer fremden Weltanschauung, kein liebloses Kritisieren anderer Meinungen in dem Buche zu finden, sondern es ist ein mit viel Liebe und Verständnis versuchtes Sicheinfühlen in eine andere Gedankenwelt. Vor allem ist sehr gut herausgearbeitet, wie die autos einer Zeit der Blüte und des Niedergangs zugleich angehören, wie sie keine Fortsetzung der mittelalterlichen Bühne bedeuten, sondern als „selbständige Kunstform mit neuer Kulturgrundlage" anzusehen sind. Man fühlt immer wieder, dafs die Vf. sich Beschränkung auferlegt und manches nur andeutet, um nicht zu ausführlich zu werden und um vor allem die Hauptgesichtspunkte klar herausstellen zu können. Vieles bleibt daher noch der Einzelforschung überlassen, die aus dem Buche reiche Anregungen schöpfen kann. So wäre z. B. über die autos und die Bibel (vor allem die Psalmen), über den Marienkult und besonders über Liturgie und autos noch gar manches zu sagen. Dann könnten auch einige Fehler und Mifsverständnisse der Arbeit (z. B. S. 34, 142, 143, 145, 231, vor allem aber S. 39, wo der 50. Psalm fälschlich mit der Messe und dem Confiteor in Verbindung gebracht wird) leicht berichtigt werden. Viel wichtiger aber als diese theologischen Nebensächlichkeiten ist die Tatsache, dafs die Arbeit als Ganzes ein wertvoller Führer ist für eine weitere Vertiefung in die Probleme und selbst ein wichtiger Beitrag bleibt für die Kenntnis der Gedankenwelt, der Kunst und des Stils Calderóns in seinen autos sacramentales. ADALBERT HÄMEL.

Lope de Vega. Ausgewählte Komödien zum erstenmal aus dem Original ins Deutsche übersetzt von Wolfgang Wurzbach. Bd. I—VI. Wien, Kunstverlag Anton Schroll & Co., 1917—1925. XI, 143; 115; 175; 186; 213; 274 S.

Sechs Dramen Lope de Vegas hat Wurzbach ins Deutsche übersetzt: Castelvines y Monteses, El Alcalde de Zalamea, Las Paces de los reyes y Judía de Toledo, El Duque de Viseo, La Imperial de Otón und La buena guardia. Wurzbach hält sich nicht an das Versmafs des Originals, sondern übersetzt in fünffüfsigen Jamben. Das ist nur zu billigen, denn der reiche Wechsel der Versmafse in den Lopeschen Dramen macht es unmöglich, dem Original hier in der Übersetzung zu folgen, will man nicht die deutsche Sprache vergewaltigen. Die Einleitungen zu den einzelnen Dramen, die besonderer Beachtung empfohlen seien, wachsen sich teilweise zu ganzen Monographien aus und bringen eine Fülle von Material zur Stoffgeschichte. Es ist bedauerlich, dafs Wurzbach seine Übersetzertätigkeit nicht fortgesetzt

hat, denn die vorliegenden sechs Bände sind und bleiben ein wertvoller Beitrag zur Lopeforschung und bilden eine Bereicherung auch unserer eigenen deutschen Literatur. ADALBERT HÄMEL.

III. Katalanisch.

Anuari de l'Oficina Romànica de Lingüística i Literatura. Bd. II (1929), 378 S.; Bd. III (1930), 413 S.; Bd. IV (1931), 368 S. Jahresband 27 pesetes. Barcelona, Biblioteca Balmes, Duran i Bas 11.

Die neue katalanische Zeitschrift, auf deren Programm ich schon in VKR. I, 99—101 nach der Veröffentlichung des ersten Bandes hingewiesen habe, darf man auf das beste willkommen heiſsen. Die ersten vier Bände, die jetzt vorliegen, bringen, vorwiegend aus der Feder katalanischer Forscher, eine wertvolle Bereicherung der katalanischen Philologie. Besondere Beachtung verdient die Bibliographie der linguistischen und literarischen Neuerscheinungen, die uns auſserordentlich wertvolle Dienste leistet. Ein Abschnitt recensions vereinigt jeweils Besprechungen romanistischer Veröffentlichungen, gewöhnlich vom Standpunkt der katalanischen Philologie aus. Auch die drucktechnische Ausführung verdient Anerkennung.

Wir ordnen den Inhalt der drei letzten Bände (über volum I vgl. VKR. I, 99—101) nach Sachgruppen. Im Vordergrund stehen Beiträge zur Linguistik.

Lautlehre. P. Barnils, *Reflejos fonológicos de la volición en la palabra* (II, 265—267): Unterschiede zwischen mediae und tenues.

Formenlehre. Fr. de B. Moll, *La flexió verbal en els dialectes catalans* (II, 73—184; III, 73—168; IV, 9—104). Übersichtliche Darstellung des gesamten Formenmaterials des katalanischen Verbums auf Grund der Sammelarbeit, die Mossen A. Ma. Alcover in 149 Ortschaften des katalanischen Sprachgebiets (einschlieſslich Roussillon und Alguer) durchgeführt hat. Formenschatz von 72 Verben: 'treball importantíssim per preparar l'estudi de la morfologia històrica del català, y treball únich, probablement, no sols en la nostra llengua sinó en totes les que coneixem'.

A. Par, *La desinencia -o del indicatiu present* (III, 169—176). Kurzer, aber gehaltvoller Beitrag, zugleich zur katalanischen Kulturgeschichte: der Vf. zeigt auf Grund des Studiums von Dokumenten und Briefen, daſs -o (canto, altkat. prec, coman) ein Kastellanismus ist, der vom 15. Jh. ab, und zwar von Barcelona aus, eindringt. Das sprachgeographische Bild der Gegenwart (vgl. ALC 389) bestätigt die historischen Ausführungen: die Balearen und Valencia sind von der Neuerung nicht berührt worden.

Wortschatz. V. Bosch, *Vocabulari de Fonz* (II, 255—264): Vokabular des katalanisch-aragonesischen Grenzortes.

Fr. de B. Moll, *Suplement català al diccionari romànich etimològich* (I, 179—240; II, 7—72; III, 9—72; IV, 105—170). Wertvolle, unentbehrliche Beiträge und Verbesserungen zu REW., die in der dritten Auflage

schon weitgehend berücksichtigt werden konnten. Die Artikel sind auch separat erhältlich.

Syntax und Stilistik. J. Calveras, *La forma que del relatiu català* (II, 185—254; III, 177—244). Außerordentlich reich dokumentierte Studie über den Gebrauch des Relativpronomens und des Relativadverbs mit Ausblicken auf zahlreiche andere syntaktische Erscheinungen, vorwiegend in deskriptiver Form, aber unter Berücksichtigung des älteren Sprachgebrauchs. Die Arbeiten von Gessner (ZRPh. XVIII), Lerch, Pietsch und Spitzer hätten manche wertvolle Anregung geboten, auch der Vergleich mit dem Provenzalischen (Ronjat), das zu wenig berücksichtigt ist. Ein paar Zusätze mögen von den reichen Anregungen zeugen, die man bei der Lektüre der Darstellung empfängt.

§ 24. Über *això de* im Sinne eines 'vagen Verlegenheitsausdrucks' vor einem Substantiv (*això del casament, això de la Marta* 'das Gerede um die Martha'), Infinitiv oder einem mit *que* eingeleiteten Subjekts- oder Objektsatz vgl. schon Spitzer, Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik, S. 12.

§ 25 wird ein bemerkenswerter Gebrauch von *allò* berührt: *planta les seves coses en allò més viu del terrer* und *és d'allò més bonic.* Beide Fälle sind voneinander zu trennen. Im zweiten Fall ist *d'allò* ein Steigerungsadverb, dessen Entstehung die folgenden Beispiele erklären können. Der Ausgangspunkt ist in folgender Verbindung zu suchen: *ja se trobà dins ca-seua amb una gran platada d'arròs engrogat, una greixonera* [Napf] *amb uns escalduns d'allò d'allò, i una pella plena de tayades de llom* (Jordi des Recó, Rondayes mallorquines VIII, 6), d. h. er sah plötzlich vor sich einen Napf mit Gänseklein, wie man es sich nicht schöner denken kann (span. ... *de primera* [*clase*]); wörtlich: von dem [was man gar nicht aussprechen kann]; *aquesta mel ès d'allò d'allò* 'ist vom allerfeinsten, unsagbar gut'. Diese Erklärung wird durch die folgenden Parallelfälle gestützt: *es dos germans se donaren un abràs d'aquells d'aquells* (Rond. mall. I, 254), ... *i va poder pegar una panxada d'aquelles d'aquelles* (ib. I, 66; VIII, 6) und deutlicher [er sah vor sich eine Reihe schöner Speisen] *i llavò un bon got de vi d'aquell més valent* [ib. VIII, 6] 'von jenem, von jenem besten'. Dann losgelöst aus dem ursprünglichen syntaktischen Zusammenhang als selbständige Steigerungspartikel: *Es que ella m'estima més que vosaltres. Ay, ay! — Be, digas: d'alló, d'alló* 'natürlich, richtig: unbeschreiblich' (Guimerà, Terra baixa I, sc. 2) oder wie in den von C. erwähnten Fällen *és d'allò més savi* 'er ist außerordentlich geschickt', *l'empresa és d'allò més significativa i interessant.* Weitere Beispiele im Dicc. Alcover s. v. *allò.* Man kann diesen Hinweis auf das Unaussprechbare mit dem nur angedeuteten Folgesatz vergleichen: *Hay por allí unos cuantos señorones comiendo y bebiendo a cuenta vuestra, que ya, ya!* (astur. Komödie). *¿Ya salió el demonio? — Sí, y ha dejado un rastro que ya ya* (arag. Erzählung). *¿Y tu no dices nada? — Que tienes una espetera que ya ya* (Pio Baroja); kat. *es un aucellet que ja ja!* (Vgl. VKR. I, 215 und Beinhauer, Spanische Umgangssprache, S. 228.) Schließlich auch frz. *il fait une de ces chaleurs!, j'ai une de ces faims!* (Sandfeld, Syntaxe du français contemporain I, 248) und die zahlreichen verwandten Erscheinungen.

§ 27. Zu dem in der katalanischen Umgangssprache sehr ausgedehnten Gebrauch des 'Relativsatzes als prädikative Bestimmung' (Tobler, VB. III[1], 72 *je l'ai vu hier qui se promenait avec son père*) mag an das Südfranzösische erinnert werden (Ronjat, Syntaxe des parlers provençaux modernes, S. 174ff.). Freilich gehören die von C. genannten Fälle *Has vist l'ou com balla?* und *El cossí* [Laugenbehälter] *és a la cuina que hi fan bugada* 'wo' in andere Zusammenhänge.

Andererseits verdiente unter den 'usos particulars' die in der katalanischen Alltagssprache so stark verbreitete 'Aussage bestehend aus Nomen und Relativsatz' (vgl. zuletzt Spitzer, ZRPh. L, 546—547) besondere Beachtung. Entsprechend *Et Risler qui n'arrivait pas* ungemein häufig im Märchenstil *I es moro de defora que cridava* (Rond. mall. VIII, 4); *I En Juan que feia un escándol de crits, ais i remeulos* (Rond. mall. II, 8); *I En Bernadet bones esperonades an es cavall, i es cavall qui rebotía* (ib. III, 81); *I el Rei i la Reina i tota sa familia qui estaven ben contentets* (A. Ferrer Ginart, Rondaies de Menorca, Ciutadella 1914, S. 155); oder im Drama *Tant ell com ella que s'enrabiarán; y forsa!* (Guimerà, Maria Rosa, 130); *Y'l mocador, digas? — No ho sé . . . Algú que'ns l'hauria pres* (ib. 27); *Jo que li dich: Qué tens Andréu?* (ib. 24). Vgl. weitere katalanische Beispiele Montoliu, BDC. II, 18ff., dazu die Deutung von Spitzer, LblGRPh. 1915, S. 24; 1926.

§ 28. Über die belebende Verwendung des Imperativs (und Futurs der Aufforderung) in der Form *pues la víspera quedaron abiertas las barberías y afeita que afeita hasta muy dadas las doce* (Valera, Juanita la larga, S. 54) vgl. man Spitzer, RDR. VI, 135; Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik, S. 180ff., 222; Rohlfs, ARo. VI, 127; Krüger, RFE. IX, 189—192; Beinhauer, Spanische Umgangssprache, S. 201. Die Erscheinung ist auch in der portugiesischen Volkssprache verbreitet: *E, como ela continuasse calada, fia que fia, êle increpou-a* (Ribeiro, Terras do demo, S. 103). *Leva que leva, chegou ao têso* (ib. 77). *um sol . . . que põe o ar dança que dança diante dos olhos* (ib. 142). *Abalou o padre por aquelles caminhos, o cavallo n'uma burra . . . pica—que—pica, pica—que—pica, por alli fóra, debaixo d'um nevão de rachar* (Trindade Coelho, Os meus amores, S. 261). In dem *que*, dessen Herkunft noch nicht geklärt zu sein scheint, kann man das verstärkende *que* sehen, das auch sonst bei Aufforderungen (oder Verboten) gern im zweiten, die Aufforderung noch einmal kategorisch unterstreichenden Glied zu finden ist: *¡venga! ¡que venga!* 'er komme! kommen soll er!' *Cúbrase Ud. — Quia; no, señor. — ¡Que se cubra Ud! — Se estima* (vgl. Braue, Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache, S. 49). Ebenso in der Widerrede: *¡O no! — O sí, te digo. — ¡Que no, y vete que no! — ¡Que sí, y vete que sí!* (weitere Beispiele bei Braue a. a. O. 83).

Darauf deutet auch die verstärkte Form des Verbs, die gern im zweiten Glied auftritt, entweder in Form einer adverbiellen Begleitung *¿Y cómo le saco? Pues, señor, discurre y más discurre otra vez . . .* (Pereda XI, 433) oder in Form des belebenden Pronomens: *Una noche que él estaba pasea que te pasea. Estaba espera que te espera . . . Y el pobriño sin apartar de usted el pensamiento, cavila que te cavilarás, con aquellos ojos tan tristes*

(Beinhauer a. a. O. 201, 202). *Y sube que te sube, dimos al fin en entrellano* . . . (Pereda XV, 191). *Y no gustándole, se pasaba la tarde baila que te baila con una misma moza* (ib. VI, 409). *Disfrutaban el placer de pasarse la tarde baila que te bailarás* . . . (Lugín, Casa de la Troya, S. 188. Futur im Sinn der Aufforderung). *Y la mesa, puesta hacia una hora; y la sopa, hierve que te hierve* (Muñoz Pabón, El buen paño, S. 138). Dabei läfst sich nicht immer entscheiden, ob man das intensivierende Reflexivum (*subir—subirse*) oder den Dativ der Gemütsbeteiligung vor sich hat: *cuando Paula . . . le llamó un día desde la solana, donde estaba encogida como un ovillo y bebe que te bebe agua dulce* (Pereda VI, 88).

§ 29 kann man auf den jedenfalls auf den Balearen häufigen Gebrauch des Relativsatzes im Sinne des Possesivums hinweisen: *i ¿quants d'anys corre s'al·lot majoret que teniu* 'wie alt ist Euer Sohn?' (Rond. mall. VII, 118). *Se pensava morir-se de sa pena que tenía* (ib. III, 84). *I hau de creure que amb sa fam que duia* . . . 'bei seinem Hunger' (Rond. de Menorca 21). . . . [wir werden uns ein wenig unterhalten] *i m'espassará sa rabiada que he presa* (Rond. mall. III, 89). *Bono, ara vos hem de fer ses proves des tranc que teniu* 'eure Schlauheit erproben' (ib. VII, 25). In allen Fällen *s'*, *sa* Form des Artikels. *Aquesta fia teua es una polissona: no la poré veure mai amb uis que tenga* 'mit [diesen] meinen Augen' (ib. VII, 38) und *I t'assegur que no'm veuràs pus amb uis que tengues* (ib. VII, 92). Durch das Verweilen bei dem Besitztum wird dieses stärker in den Vordergrund gerückt.

§ 30. Zu der Struktur der Ausrufsätze vgl. jetzt auch Braue a. a. O. S. 27—29.

§ 33. Hervorhebung des Subjektes eines indirekten Fragesatzes: *Si's vespre sa vedella no ve* [kommt] *ben redona y no'm dus set fuades de fil, sabrás jo qui som* (Rond. mall. I, 73, 'dann sollst du erfahren, wer ich bin)'. Die Erscheinung der Hervorhebung greift weiter und ist für den lebhaften Märchenstil in hohem Mafse charakteristisch: *Ja hu veurem En Gelat a on se jeurá* 'wo sich G. hinlegen wird' (Rond. mall. II, 204). In Fällen wie *Ella ja hu crec que hu va sebre* 'sie — ich weifs schon — erfuhr es' (ib. I, 240), *Aquell homo, poreu fer comptes, si degué comensar a estar-hi mal a pler* 'ihr könnt Euch denken' (ib. I, 229),[1] und auch *En Juanet es segur que'l vos voldrá comprar, i sortirá* (ib. I, 140), *Pero el pobret se coneixia que no tenía conhort* (ib. II, 189) könnte man an Einschiebsel *ja hu crec que* . . ., *poreu fer comptes si* . . ., *es segur que* . . . denken, die tatsächlich zu Formeln erstarrt oft vorkommen. Vgl. Meyer-Lübke, RGr. III, § 762 *Ud. puede que no sea viejo* und Ronjat a. a. O. § 163 . . . *fuguè plus poussible que* . . . Darüber hinaus findet sich aber das Subjekt des untergeordneten Satzes auch sonst vorangestellt an der Spitze . . . *que*-Satz: *En Salom he vist que se'n manava dos* (ib. I, 152); *I era una llástima aquella allota tan garrida i ben taiada de tot es còs, qu'hagués de tenir sa cara d'ase* (ib. VII, 22) 'es war ein Jammer, dieses Mädchen, dafs es . . . ein Eselsgesicht hatte'; bei gleichem Subjekt im temporalen Nebensatz *El Rei, aixi que veu es set caps, diu* . . .

[1] Zur Verwendung des *si* — statt *que* — vgl. Spitzer, RDR. VI, 96—97.

(ib. I, 249), *En Toni, quant los sent, se'n pensa una de leona* (ib. I, 220), *i es senyó quant el veu amb es cuninet, se va pensar que ...* (Rond. de Menorca 86); im modal-temporalen Nebensatz *En Juanet, com sent allò, queda de pedra* (Rond. mall. I, 141), *S'estornella, com davallava s'escala de ca'l Rey, unta de sabó ets escalons* (ib. I, 235) und in einem Satz mit doppelter Unterordnung *Figurauvos son pare y sa mare, com veren tantes dobles de vint, si hi degueren estar contents* (ib. I, 138) 'stellt Euch vor, ihren Vater und ihre Mutter, als sie sahen ..., ob sie wohl zufrieden waren!'

§ 54 bringt einige Beispiele für den Ausdruck eines Merkmals in Form eines anschaulich wirkenden Folgesatzes. Ein niedliches Beispiel finden wir in Rond. mall. VII, 26: *Venc de part d'ella a dur-li una escudelleta de brouet de gallina, un brouet, senyoret, qu'ets angelets e-hi canten i que parla de bo que es* 'ich bringe einen Napf mit Hühnerbrühe, einer Hühnerbrühe, meine Herr[en], daſs die Engel davon singen ...'. Man vergleiche zu der Erscheinung meine Ausführungen in VKR. I, 214—215; Beinhauer, Spanische Umgangssprache, S. 184—186. Zu kat. *Tots los presents engolien, que era una bendicció* passen sehr gut *gozaba ella que era una bendición de Dios* (Pereda XV, 212) und — gleichfalls in einem Märchen — *y poco rato después todos roncaban que era un contento.* Auch im Minho sind Bildungen dieser Art geradezu formelhaft geworden: *fedia que tresandava; cheirava que rescendia; sabia que regalava; corria que desaparecia; ria que chorava* (Rev. lus. XIX, 219). Vergleiche schlieſslich Beispiele aus der französischen Umgangssprache bei Lerch, Historische französische Syntax II, 383—384.

§ 66. Zu den freien Verwendungen des Relativadverbs *que* kann die Verbindung mit *un ... altre* hinzugefügt werden: *tenc dues fies* [Töchter] *que una guarda ses euveies i s'altra es porcs* (Rond. mall. II, 311) 'von denen die eine ... und die andere', ganz entsprechend span. ... *sino que el amo y yo semos como dos hermanos que el uno fuéa* [*fuera*] *rico y el otro pobre* (Rincón, Alcaldesa de Hontanares, S. 89). Wohl auch in den folgenden Fällen: *i també hi va haver dedins una fadrineta com un sol, que, si guapa era estada s'altre, més e-hu era aquesta, però d'un bon troç* (Rond. mall. III, 84) 'von denen die eine hübsch war, die andere aber noch mehr, und zwar um ein ordentliches Stück'. *Dins una cambra tota plena de cosideretes, totes ben xaravelles i lleventes, que si una cosia depressa, s'altra hi cosia més* (ib. II, 304), 'von denen die eine schnell, die andere aber noch schneller nähte'.

§ 105. *lo que's diu* als Steigerungspartikel: was man so sagt (stelle es dir richtig vor!) > ordentlich. Vgl. *Una hostalera los enllestí dinar ab quatre grapades i pegaren tots* || *lo que's diu* || *una panxada de voltor* (Rond. mall. I, 8).

§ 109, 110 wird die Erscheinung besprochen, auf die schon Spitzer, RDR. VI, 125, hingewiesen hat: *Lo que volia ella,* [ ] *casar-se, fos ab qui fos.* Was sie wollte? [war] sich verheiraten. Spitzer meint, hier könnte ein Doppelpunkt (also Pause) oder ein Fragezeichen stehen. Tatsächlich sind Pause und Intonation das outil grammatical, dem unsere Kopula entspricht.

A. Par, *Acotacions lingüistiques y d'estil a clàssichs menors catalans* (IV, 171—188): Sieben weisen Meister; Jacob Xalabin und Übersetzungen

aus dem Kastilischen und Italienischen (Dantes Comedia). Gerade für diese gibt der Kenner des altkatalanischen Schrifttums wertvolle Aufschlüsse. Die Hypothese, daſs in dem weitgehenden Gebrauch des *si* in Jacob Xalabin rumänischer Einfluſs vorliegen könnte (S. 178), ist abwegig, da keine Stelle in dem Text den spezifisch rumänischen Gebrauch von *şi* (Verknüpfung einer Wortgruppe) zeigt.

Textausgaben. H. Menhardt, *Pharmacologie catalane* (III, 245—267): Abdruck eines Manuskriptes aus der bischöflichen Bibliothek von Klagenfurth aus dem Ende des 14. Jahrhunderts; Heilmittel für Menschen und Tiere, insbesondere für Pferde; zu der von Gröber, Grundriſs II², 113 Absatz 2 erwähnten Gruppe gehörig.

J. Serra i Vilaró, *Persecució dels bandolers de Catalunya l'any 1616. Text i notes històriques* (IV, 189—240) mit *Notes lingüístiques* von J. Calveres (IV, 241—265). Die sprachliche Würdigung des kastilischen Textes ist noch nicht abgeschlossen.

Literarische Studien. H. Hatzfeld, *La expresión de lo santo en el lenguaje del romanticismo español* (II, 271—336); *La expresión de lo santo en el lenguaje poético de los románticos portugueses y catalanes* (III, 271—330; VI, 269—296). Studien zu dem Thema „Das Heilige in der romanischen Wortkunst", wie es der Vf. selbst in GRM. XX, 460 formuliert hat.

Rezensionen (II, 339—351; III, 333—350; IV, 299—320) und eine umfassende Bibliografia de llengua i literatura catalana (II, 353—375; III, 351—412; IV, 321—363) beschlieſsen die inhaltsreichen Bände.

Fr. Krüger.

IV. Portugiesisch.

The Oxford Book of Portuguese Verse. XIIth Century — XXth Century. Chosen by Aubrey F. G. Bell. At the Clarendon Press. Oxford 1925. XXX + 320 p. 16°.

208 componimenti appartenenti a tutti i secoli della produzione lirica di Portogallo, dalle origini ai giorni nostri, cronologicamente ordinati. La raccolta, dovuta a uno dei più attivi studiosi della letteratura portoghese, è preceduta da un'introduzione di certa ampiezza e accompagnata da note bio-bibliografiche, oltre che da indici. La sua parte che più da vicino tocca i lettori della nostra rivista è naturalmente quella costituita da testi provenienti dagli antichi *cancioneiros*; ad essa si potrebbe dedicare una minuta disanima, alla quale tuttavia mi sembra sia ormai il caso qui di soprassedere, dato il notevole ritardo del presente rendiconto. Si tratta infatti quasi esclusivamente di *cantigas d'amigo*, genere di cui è stata data nel frattempo un'edizione complessiva (J. J. Nunes, *Cantigas d'amigo*, Coimbra 1926—1928), esaminata in importanti recensioni, anche per quel che riguarda i testi, dallo stesso Bell (*The Modern language Review*, XXI, 1926, pp. 457—458; *Revue hispanique*, LXXVII, 1929, pp. 270—283; *Revista de filologia*

española, XVII, 1930, pp. 305—306), da R. Lapa (*A lingua portuguesa*, I, 1929—1930, pp. 12—21, 56—66, 75—85, 105—112) e da chi stende queste righe (*Archivum romanicum*, XIV, 1930, pp. 275—322).[1] E anche altre pubblicazioni uscite dopo il 1925 interessano questa o quella delle antiche *cantigas* stampate nell'antologia del Bell; cito, tra esse: H. R. Lang, *Old Portuguese Sea Lyrics*, in *Revue hispanique*, LXXVII, pp. 187—200; J. J. Nunes, *Cantigas de Martim Codax*, in *Revista Lusitana*, XXIX, 1931, pp. 5—32; S. Pellegrini, *Auswahl altportugiesischer Lieder*, Halle a. S. 1928. Mi limito dunque ad osservare che la scelta è stata in genere condotta con buon gusto; io v'avrei visto con piacere una più larga rappresentanza delle *cantigas de amor*, che sono in realtà talvolta assai meno insipide di quanto si suol ripetere; e v'avrei visto con piacere, accanto alle poesie devote di Alfonso X, anche qualcuna delle composizioni profane dello stesso re, che vanno annoverate fra le più vive e più artistiche del periodo medioevale. La punteggiatura soffre qua e là di sviste. SILVIO PELLEGRINI.

Poetas portugueses del siglo XIX: Antonio Nobre. Conferencia pronunciada por Don Alvaro De Las Casas el dia 3 de Febrero de 1927. [Centro de Intercambio Intelectual Germano-Español]. Madrid 1927. 8°. 36 p.

Antonio Nobre (1867—1900), autore in principal luogo di un libro di versi intitolato *So*, che destò profonda impressione in Portogallo, può dirsi un tardo romantico. Della sua breve vita e della sua poesia la conferenza qui indicata traccia uno svelto profilo riboccante di ammirazione. Non manca un'abbondante bibliografia (pp. 11—12, 33—34).

SILVIO PELLEGRINI.

Afrânio Peixoto, Ensaios camonianos. Coimbra, Imprensa da Universidade, 1932. 8°. 426 S.

Der brasilische Gelehrte und Romanschriftsteller A. Peixoto steht unter den brasilischen Camõesforschern an erster Stelle. Während der letzten zehn Jahre hat er sich eifrigst mit dem groſsen Portugiesen beschäftigt in einer Reihe von Vorträgen in Rio und Lissabon, hat mit P. A. Pinto zusammen den *Dicionário dos Lusíadas* (Rio 1924) veröffentlicht, das erste Spezialwörterbuch, das einem Autor portugiesischer Sprache gewidmet worden ist, und schlieſslich die Gründung eines besonderen Lehrstuhls für Camõesforschung an der Universität Coimbra angeregt. Die Camõesvorträge Peixotos und eine Reihe weiterer Studien über das Werk des portugiesischen Nationaldichters liegen in dem vorliegenden Bande zu einem Ganzen vereinigt vor. Die gründlichen und gut dokumentierten Ausführungen beschäftigen sich gleichermaſsen mit dem Epiker wie mit dem Lyriker, mit den Quellen der *Lusíadas*, wobei er nicht nur die stoffliche Beeinflussung durch die Historiker und den Einfluſs Vergils hervorhebt, sondern auch die Bedeutung der Lyrik des Dichters für die stilistische

[1] Trovo indicate, ma si sono state finora inaccessibili, anche recensioni di F. Martínez Moras (*O Instituto*, LXXIV, 1927, pp. 156—158) e di E. Williams (*ibidem*, LXXVI, 1928, pp. 397—398).

Ausgestaltung einzelner Stellen des Epos zum ersten Male unterstreicht und durch exakte Belege erhärtet. Auch neue Aspekte sucht P. dem Werk des Camões abzugewinnen, so wenn er den „Humoristen Camões" behandelt. Hier vermögen wir P. allerdings nicht zu folgen, denn in den vielen angezogenen Stellen handelt es sich doch mehr um Ironie als um wahren Humor, stets bleibt ein herber Nachgeschmack, das letzthin Befreiende des Humors fehlt eben doch.

Von besonderem Interesse ist es, wenn P., der Mediziner ist, die Medizin in C.s Werken zur Darstellung bringt. Hier gelingt es ihm unter Zuhilfenahme der Anatomie zwei unklare Textstellen zu klären. Es handelt sich um die Bedeutung von *roxos lírios* (Lus. II, 37) und von *brancas flores* (Lus. III, 132). Die Erklärung der *roxos lírios* S. 264 wird jedem anatomisch oder anthropologisch Geschulten einleuchten. *Brancas flores* als 'Brüste' anzusehen ist die einzige sinnvolle Lösung, die in Einklang mit der sprachlichen Konstruktion der ganzen Stanze zu bringen ist. — M. Said Ali hat (*Revista de Philologia e de Historia*, Rio, II, 5ff. eine andere Lösung vorgeschlagen, die *brancas flores* = 'blasse Wangen' setzt, wobei der Ausdruck von *sostinha* abhängig sein soll (so übrigens früher schon J. M. Rodrigues, der jetzt P. beipflichtet). Das wirft aber die sprachliche Konstruktion des Ganzen über den Haufen und ist somit unmöglich. Es liegt übrigens auch keine Ursache vor, anzunehmen, wie Said Ali dies tut, das dem *brancas flores* vorausgehende *as* stünde für *nas*; die beiden Ausdrücke *as espadas* und *as brancas flores* sind gleichermaßen von *banhando* abhängig. — Zu *obras* (Lus. III, 132) P. S. 272 vgl. Said Ali S. 8, der auf *opre* in der Bedeutung 'pluralidade das cousas que constituem a formosura e encantos da cabeça da mulher' bei Petrarca hinweist, wobei allerdings „da cabeça" zu unterdrücken wäre.

Die Ausführungen P.s über die Sprache des Camões stellen einen wertvollen Beitrag zur Wortbedeutungslehre für das Portugiesische des 16. Jhs. dar und deuten auch die Einwirkung des Wortschatzes C.s auf das heutige Portugiesisch an. Der Vortrag „O Morgado de Mateus" unterrichtet über die von Sousa Botelho besorgten Ausgaben der *Lusíadas* und ist gleichzeitig ein Beitrag zur Kulturgeschichte Frankreichs nach der Revolution (Mme. Sousa ist die bekannte franz. Romanschriftstellerin, die eine hervorragende Rolle in der obersten Gesellschaft Frankreichs spielte). Ein weiterer Aufsatz handelt von dem Exemplar der *Lusíadas*, das Kaiser D. Pedro II. von Brasilien besessen hat — und von dem er sich auch beim Verlassen des Landes nach seiner Abdankung als einziges nicht trennte — wahrscheinlich ein Handexemplar des Dichters selbst von der Erstausgabe (heute im Instituto Histórico e Geográfico Brasileiro). Lehrreich ist auch der letzte Beitrag, der „Camões und Brasilien" überschrieben ist. Er unterrichtet über die brasilischen Nachahmer der *Lusíadas*, die Wertschätzung C.s durch brasilische Dichter und die Camõesforschung in Brasilien. — Die wertvollen Studien Peixotos bedeuten eine entschiedene Bereicherung unseres Wissens um das von ihm mit so viel Hingabe studierte Werk des Camões.

Wilhelm Giese.

M. **Rodrigues Lapa**, Das origens da poesia lírica em Portugal na idade Media. Edição do autor. Depositario: Seara Nova. Lisboa 1930 [così sulla copertina; il primo foglio interno ha, certo per errore, 1929]. 8°. 355 p.

Gli studiosi dei problemi inerenti all'origine della cosidetta prima poesia lirica portoghese (che più propriamente si direbbe prima poesia lirica volgare della penisola iberica) sanno come in Portogallo da circa trent'anni si ripetano meccanicamente, in proposito, le opinioni sostenute in specie dal Lang e dalla Michaëlis, e come soltanto qualche romanista d'altra nazione abbia procurato di vivificare con nuovi argomenti o di discutere quelle opinioni. Il lavoro del Lapa ha il pregio non piccolo di superare tale irrigidimento, di riprendere da capo l'indagine al lume delle ricerche eseguite e delle teorie formulate negli ultimi tempi intorno alla poesia dei trovatori, e insomma di ricondurre tale indagine al livello e nella cornice dei più recenti risultati della scienza europea. Questo orientamento, sorretto da larga informazione e acume, non può non trovare plauso, se anche in singole questioni sia dato criticare, così come (in altre invece consentendo) ha fatto Hans Spanke in una recensione a pp. 194—203 degli *Studi medioevali*, vol. 4, fasc. 1, 1931.

Anche un altro eminente dotto, lo Scheludko, si è occupato del libro che forma oggetto delle presenti righe; e ha mosso all'autore appunti di carattere metodologico (ved. *Literaturblatt für germanische und romanische Philologie*, LII, 1931, col. 219—223). Il recensito ha replicato allo Scheludko (*ib.* LIII, 1932, col. 77—80); ma la replica è piuttosto una polemica esteriore, non porta alcun dato nuovo, e dà a vedere incomprensione della sostanza delle obiezioni avanzate dal recensore; per quel che mi riguarda, con dispiacere vi vedo di nuovo comparire quelle fantasie intorno alle pretese „Auslassungen von Lollis, Bertoni und Pellegrini", che, dopo quanto ho scritto in *Archivum romanicum*, XIV, 1930, p. 284, n. 2, p. 302, n. 4, non avrebbero dovuto assolutamente trovare più posto.

Il mio punto di vista di fronte al libro del Lapa, punto di vista che ho già esposto nell'*Archiv für das Studium der neueren Sprachen*, CLX, 1931, p. 288—290,[1] non è molto lontano, a quanto mi sembra, da quello dello Scheludko.

Le ricerche del nostro autore sono modernamente impostate; le soluzioni ch'esse presentano rimangono però in fondo press'a poco quelle correnti precedentemente. Come prima di lui, il Lapa distingue negli antichi canzonieri due categorie di lirica, che sarebbero per natura e origine fondamentalmente diverse: *cantigas de amor* e *cantigas de amigo*; la prima specie lo interessa soltanto in seconda linea, giacché per lo studio delle origini non rappresenterebbe l'autentica lirica portoghese; l'altra sarebbe invece „popolare" (un aggettivo per cui io faccio le più ampie riserve e il cui significato non è ben fisso nell'uso che il Lapa ne fa), imitazione e proseguimento di una „poesia di popolo" preletteraria, anzi addirittura „die wesens-

---

1 Anche la *Revista de Philologia e de Historia*, Rio de Janeiro, I, 1931, pp. 117—119, ha pubblicato, secondo mi risulta, una recensione del libro del Lapa; ma detta rivista m'è per ora inaccessibile.

treueste Repräsentantin" della „urromanischen Lyrik" (*Literaturbl.*, LIII, col. 80). La verità è però che questa pretesa poesia „popolare" preletteraria, dalla quale deriverebbe la poesia dei trovatori portoghesi, non è in guisa alcuna provata. Che tutti gli argomenti addotti per provarla siano confutabili e non presentino alcuna solidità ho già esurientemente dimostrato in *Archivum romanicum*, XIV, 1930, pp. 291—297, e nella mia sopra indicata recensione; non starò quindi a ripetermi. Qui soltanto aggiungo che anche le ragioni avanzate dal Lapa in *A lingua portuguesa*, I, 1929—1930, pp. 16—17, sono ben lungi dal dimostrare all'evidenza che certe forme della tradizione manoscritta dei canzonieri, quali *velida*, *louçana*, *irmana* e simili, non possono esser riguardate che come arcaismi; la possibilità d'altre spiegazioni per dette forme è tutt'altro che esclusa. Del resto è ovvio che su tali casi non si può ragionare ponendoli tutti senz'altro nello stesso mazzo, come se non vi fosse alcuna differenza tra una canzone, poniamo, di re Dionigi, e una anteriore di mezzo secolo; essi vanno invece ordinati e studiati tenendo conto dell'età e della provenienza geografica, della vita e dell'opera di ciascun autore. La lingua dei trovatori ispano-portoghesi è anch'essa una lingua letteraria, al pari di quella dei trovatori provenzali, di quella dei trovatori della scuola siciliana, di quella dei trovatori dell'Italia centrale,[1] e come tale formata non solo dall'uso ma anche da impulsi estetici di varia specie. Bisognerà vedere un po' più a fondo (cosa che finora non è stata fatta) com'essa si sia venuta costituendo e formando, prima di sentenziare di arcaismi o meno. *Treide*, per es., potrà essere un „arcaismo"; ma non ci si può sottrarre senz'altro al sospetto che sia piuttosto una voce (dotta?) di stampo provenzale o francese. Insomma, l'affermazione dell'esistenza nella penisola iberica di una poesia „popolare" volgare, presistente da secoli a quella trovadorica e fonte di questa, rappresenta per ora soltanto una ipotetica teoria; una seducente (e comoda) teoria, che potrà cogliere forse nel vero, ma per ora non è dimostrata, non riposa su base sicura e non ha alcuna solida giustificazione. Essa è, del resto, una teoria non necessaria, perché allo stato attuale delle conoscenze tutto, se oggettivamente considerato, porta a credere che le *cantigas de amigo* siano un prodotto del sec. XIII o della fine del XII.

Pertanto il problema delle origini della lirica ispano-portoghese è problema che resta aperto pur dopo il lavoro del Lapa. Fino ad ora si è creduto di risolverso con una teoria aprioristica, alla quale si è cercato di adattare fatti che sono però suscettibili d'essere interpretati anche diversamente: una teoria, dunque, per ripeterlo di nuovo, che per ora non è leggittimata. Ancora non è stato fatto ciò che avrebbe dovuto precedere la formulazione di qualsiasi teoria ed è adesso innanzi tutto indispensabile; la storia storica ed effettiva (vale a dire condotta sui materiali che realmente sono in nostro possesso e che sono i soli che possiamo studiare, e non su ipotesi e affermazioni più o meno gratuite) della poesia che ci occupa. Occorre cioè, prima di ogni altra cosa, secondo già altrove mi sono espresso,

[1] Ved. per le due ultime le conclusioni di G. A. Cesareo, *Le origini della poesia lirica e la poesia siciliana sotto gli Svevi*, Palermo, 1924, pp. 303, 309, 311, 312—313, 315.

procurare di stabilire quanto più sicuramente si possa la cronologia dei trovatori di Portogallo e di Spagna, fissare i rapporti di questi fra di loro e con autori forestieri, raccogliere i punti di contatto, le concordanze di pensiero e d'espressione delle loro opere fra di loro e con quelle di autori d'oltre Pirenei, individuare i vari temi e motivi, ricercarne il primo apprire in mezzo ai nostri trovatori e seguirne la fortuna, e insomma tracciare un quadro, per così dire, dinamico, non statico, di circa un secolo e mezzo di tradizione trovadorica nella penisola iberica. Chi scrive le presenti righe si ripromette di contribuire presto a codeste ricerche occupandosi di tre diversi punti non privi di importanza; la ,,pastorella'', la *cantiga d'amigo* attribuita a Sancho I, la cobbola iberica del discorso plurilingue di Raimbaut de Vaqueiras. Il Lapa stesso vi ha contribuito studiando in un suo opuscoletto i precedenti letterari di una canzone di re Dionigi: *Uma cantiga de D. Denis* (*C. V. 208*, *C. B. N. 605*), Paris, 1930. Intanto si deve affermare ancora una volta che soltanto operando in questo senso si lavorerà vantaggiosamente alla soluzione del problema che ci sta a cuore. E' una necessità metodologica, all'infuori della quale non c'è che nebbia; nebbia erudita, ma nebbia.

Silvio Pellegrini.

August Rüegg, Luis de Camões und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos. Verlag von Helbing u. Lichtenhahn. Basel 1925 8°. VIII + 230 p.

Sebbene vi si parli di quasi tutto un po' (di Omero e di Virgilio e di Orazio, di Temistocle e di Aristide, dell'Ariosto e dello Shakespeare e del Cervantes, della religiosità del Rinascimento e della mitologia antica, del vero essere dei Gesuiti e delle ragioni della ricchezza degli Ebrei, della moderna civiltà tecnica e di Unamuno, ecc. ecc.) questo libro contiene notevolmente meno di quanto il suo titolo prometta. Ci si aspetterebbe di trovarvi, infatti, in una guisa o in un'altra, un ritratto o un profilo della figura di Camões e dei tempi della maggior gloria portoghese; vi si trova invece soltanto una serie di farraginose e loquaci evoluzioni intorno ai rapporti dei *Lusiadas* con l'antichità classica. Non mi pare che metta conto esaminare e discutere punto per punto le opinioni del Rüegg. Mi limito ad osservare che i problemi intorno a cui questi s'è aggirato, e il modo stesso com'egli se li è posti, dovevano *a priori* rendergli difficile dir cose di effettivo valore e interesse per la critica moderna.

Così, per es, a parte il fatto che gli argomenti addotti dal nostro A. per provare la superiorità della dizione antica sulla medioevale e la moderna (pp. 96—103) sono d'una puerilità e infodatezza quasi incredibili, non si vede a che serva, per la valutazione del caso particolare Camões, mettersi a indagare ancora una volta la questione generale, e del resto oziosa, se umanesimo, studio dei classici e imitazione del loro stile abbian costituito un potenziamento dello spirito umano ovvero abbian soffocato lo spontaneo sviluppo delle varie letterature nazionali. E' evidente che non sarebbe pensabile nel '500 un poema epico non modellato sui precedenti greci e latini. Pertanto, ricerche di concreta utilità in questo campo possono esser solo quelle rivolte a studiare come stiano nell'obbligata cornice le qualità

poetiche del vate portoghese e la materia da lui trattata. Le quali, s'io non m'inganno, ci stanno a gran disagio; non solo e non tanto per la ragione generale (e più o meno applicabile a tutti quanti dopo Omero vollero fare poemi epici sulle traccie d'Omero) che l'epopea omerica ha espresso una forma di spirito e di vita che non è ricreabile con un semplice atto di volontà e di fantasia, ma anche e più perché difficilmente si potrebbe immaginare anima di poeta e argomento che quanto l'anima di Camões e l'argomento dei *Lusiadi* meritino d'esser dichiarati inadatti alla tradizione dell'epica classica. I *Lusiadas* hanno la struttura, le movenze, gli artifizi tipici dei modelli del genere epico; ma di spirito epico sono sostanzialmente privi, e quanto v'ha in essi di meglio è in tono idillico o elegiaco o moraleggiante. Il poeta ha tale natura, che il dramma gli sfugge di mano e gli si illeggiadrisce nella bucolica o illanguidisce sospiroso e leziosetto nel madrigale; vorrebbe incidere a dure scalpellate taglienti, e accenna invece a scarsi tratti abbozzati; vorrebbe adoprar cupi colori spettrali, e il pennello gli scivola nel rosato e azzurrognolo; vorrebbe levar clangori di guerresche tube, e finisce col pizzicar chitarra e mandolino. Massimamente istruttivo a questo riguardo è il lungo episodio di Adamastor, che è stato da taluni vantato quale concezione grandiosa, e come tale realmente s'inizia, ma tosto s'affloscia in un catalogo di predizioni non scevro di tocchi idillico-sensuali, e in un resoconto poco interessante di disavventure erotiche più ridicole che lacrimevoli. Di qui il senso di freddezza che accompagna l'azione principale del poema portoghese, e l'impressione, da questo lasciata nel lettore, come di voce che voglia cantare ma non abbia saputo porsi nel tono musicale a lei conveniente. E poi: tanto solenne paludamento, tanta gravità di frasario, tanto impiego di meraviglioso e di soprannaturale, questi concili sull'Olimpio e risse e interventi di numi intorno a dei cercatori di noce moscata e di cannella e intorno a poche bombe sparate su dei disgraziati selvaggi, riescono soltanto all'effetto di immiserire ai nostri occhi, lungi dall'ingrandirla, l'impresa di Vasco da Gama. La quale certo fu tutt'altro che una gita di piacere, ma nulla ha d'eroico nel senso omerico e virgiliano. Il suo contenuto epico e drammatico sta nella lotta dell'uomo contro il potere immane degli elementi e contro l'immenso ignoto; lotta che nel poema camoniano è bensì enunciata, ma non è divenuta poesia.

Del pari, ozioso e quasi ridicolo è, in rispetto all'ampio uso dell'apparato mitologico fatto nel poema, agitar la questione se in fondo all'anima Camões fosse veramente cristiano o non piuttosto un pagano. Ed è fuor di luogo portar giustificazioni d'ordine estetico a quell'apparato, che si lascia criticare e condannare proprio per motivi estetici. Se anche il lettore moderno, cui non par si possa attribuire, pur se religioso, la sensibilità formalistica della controriforma, se anche il lettore moderno, dico, resta urtato (e non può non restare urtato) dall'intervento dell'Olimpo pagano nell'azione dei *Lusiadi*, è da credere che alla radice delle censure di carattere religioso mosso a tale intervento sia stata in ogni tempo, sebbene non cosciente, una più intima e più generalmente vera censura: non contro l'uso, ma contro il cattivo uso dell'apparato mitologico. Difatti non l'uso, ché altrimenti ci si dovrebbe scandalizzare di almeno una buona metà della

letteratura mondiale dall'umanesimo in poi, ma il cattivo uso di quell'apparato ci dispiace e ci irrita nei *Lusiadi*. Gli dei di Camões non sono figure retoriche o simboli o personificazioni di forze oscure o perverse; ma vere e proprie divinità; divinità però in cui nessuno crede: non il lettore, non il poeta, non i personaggi del poeta; esse stesse non credono in sé, tanto è vero che al principio del secondo canto si può assistere al grottesco di Bacco trasformato in sacerdote cristiano e intento ad elevare un altare al ,,verdadeiro" Dio; onde sono divinità assurde ed illogiche non soltanto razionalmente ma anche poeticamente.

Del resto, la posizione ammirativa del Rüegg di fronte al suo autore sta al di là dei limiti che si possono concedere al serio convincimento, e non può che esser frutto d'infantilità critica o di montatura a freddo. Pel Rüegg tutto nei *Lusiadi* è buono e pregevole; Camões è per lui uno dei più grandi epici di tutte le età. Ma il vero è che se c'è un titolo a cui Camões non ha diritto, questo è precisamente quello di gran poeta epico. Tra le opere di scrittori di gran fama i *Lusiadi* stan tra quelle peggio riuscite, più fredde e meno interessanti per noi. La nota frase di Antonio Feliciano de Castilho, ,,nenhum bom poeta dos nossos dias, ainda que inferior a Camões, se resignaria a assignar como sua uma unica estancia inteira de todos os dez cantos", è certo esagerata, non però molto lungi dal giusto. Anche negli episodi più letti del poema è difficile trovare un'ottava intera che ci procuri quell'ineffabile diletto, quel senso di stupore e di venerazione che l'arte sovrana ispira; difficile è trovare nei quasi novemila versi del poema un solo frammento di almeno qualche diecina di righe, di cui si possa dire che è una creatura artistica perfetta che da sé sola giustifica e redime tutta l'interminabile composizione. Sotto l'apparente abbondanza e magnificenza del poema affiora ad ogni tratto una desolante secchezza e povertà di espressione e di fantasia, rivelata all'evidenza da quelle innumerevoli ripetizioni di una medesima parola che si susseguono monotanamente d'ottava in ottava, e spesso di verso in verso entro la stessa ottava.

Silvio Pellegrini.

Lírica de Camões. Edição crítica pelo Dr. José Maria Rodrigues e Afonso Lopes Vieira. Coimbra, Imprensa da Universidade, 1932. LXXIV, 385 S. (= Biblioteca de escritores portugueses. Série C.)

Die beiden Herausgeber — ein führender Camõesforscher, dem wir die edição nacional der *Lusíadas* (Lisboa, Imprensa Nacional, 1921) verdanken, und ein groſser Dichter, der sich um die port. Literaturgeschichte schon manches Verdienst erworben hat — haben uns eine kritische Ausgabe der camoanischen Lyrik beschert. Die Grundsätze, nach denen eine solche Ausgabe zu gestalten ist, hat C. Michaelis de Vasconcelos vorgezeichnet (Gröbers Grundriſs II, 2, 328): 1. Bereinigung des Textes durch Entfernung alles Unechten, Camões fälschlich Zugeschriebenen und 2. Gruppierung des Zusammengehörigen.

Die Elimination der unechten Stücke ist hier eine besonders schwierige Aufgabe, da die Erstausgabe der camoanischen Lyrik erst 15 Jahre nach

seinem Tod fällt und dadurch, daſs die verschiedenen Herausgeber sich immer wieder bemüht haben, dem Dichter Werke anderer zuzuschreiben, um dadurch seinen Ruhm zu erhöhen. Unsere Herausgeber haben die Erstausgabe (*Rimas*, 1595) und die darauffolgende (*Rimas*, 1598), beide in Lissabon von Fernão Rodrigues Lôbo Soropita ediert, zur Grundlage genommen. Im übrigen wurden alle C. zugeschriebenen Stücke geprüft und 248 als unecht ausgeschieden. Dabei sind die Herausgeber mit groſser Sorgfalt und Vorsicht vorgegangen und haben die einzelnen Gedichte nach Stil, psychologischer Bedeutung und innerem Gehalt untersucht. Daſs trotzdem nun das eine oder andere Gedicht C.s fehlen mag, oder auch ihm eine Dichtung zugeschrieben bleibt, die nicht von ihm stammt, ist selbstverständlich, denn in vielen Fällen gibt es kein objektives Kriterium für die Auslese, das künstlerische Empfinden und Einfühlungsvermögen allein ist dann ausschlaggebend für die Zuteilung. Worauf aber könnten wir uns in diesem Falle besser verlassen als auf das ästhetische Empfinden eines Dichters wie Lopes Vieira, der durch seine port. Rekonstruktion des Amadis (*O romance de Amadis*, Lisboa o. J.) und der Diana des Montemor (*A Diana* [Lisboa 1924]) sowie auch durch seine Übersetzung des Cid in port. Prosa (*O poema do Cid*, Lisboa [1929]) hinlänglich seine Fähigkeit der Einfühlung in fremde Dichtwerke bewiesen hat? Die im Text vorgenommenen Korrekturen sind S. LVIII—LX verzeichnet, S. LXI—LXII werden weitere Veränderungen vorgeschlagen, die vielleicht durchgeführt werden könnten. Auch hier zeigt sich das vorsichtige Abwägen.

Was nun die Gruppierung des Zusammengehörigen anbetrifft (und damit eine Anordnung der Gedichte nach der Entstehungszeit), so haben die Herausgeber hierauf verzichtet und die einzelnen Stücke der Tradition folgend nach formalen Gesichtspunkten gegliedert in: Redondilhas, Sonetos, Éclogas, Odes, Sextinas, Oitavas, Elegias, Canções. Daſs die Herausgeber diese Gliederung, die sie selbst als „absurda classificação de secções estilísticas" bezeichnen, beibehalten haben, anstatt nach psychologischen und autobiographischen Gesichtspunkten zu ordnen, hängt damit zusammen, daſs sie unter dem Decknamen Natércia nicht eine Hofdame namens Caterina de Ataíde sehen, sondern die Prinzessin D. Maria. Diese Hypothese wird ausführlich begründet (S. Xff.), überzeugt jedoch nicht restlos, da sich die Anspielung C.s auf die von ihm geliebte und verehrte Dame zwar auf die Infantin deuten lassen, wir aber keinen Beweis dafür haben, daſs sie tatsächlich die „bem-amada e inspiradora" C.s war. Das sehen auch die Herausgeber, glauben aber das Fehlen jeglichen Hinweises auf dieses Verhältnis mit dem Verschwinden des port. Hofes zur Zeit der Vereinigung Portugals mit Spanien unter Philipp II. erklären zu können (S. XLII, Anm. 1). Natércia = D. Maria ist eine Möglichkeit, die manche Wahrscheinlichkeit für sich hat, aber keine beweisbare Gleichung. Wie sich die Herausgeber eine entwicklungsgeschichtliche Anordnung der camoanischen Lyrik unter Berücksichtigung der Hypothese Natércia = D. Maria denken, haben sie S. XLI—L (Guia de leitura das poesias relativas aos amores de Camões) ausgeführt — natürlich unter Beschränkung auf

die Dichtungen, die autobiographisches Interesse haben —, sie wollten aber nicht durch eine entsprechende Anordnung der einzelnen Stücke dem Benutzer der Ausgabe ihre Hypothese aufzwingen. WILHELM GIESE.

V. Rumänisch.

Codrul Cosminului. Buletinul „Institutului de Istorie şi Limbă" (Universitatea din Cernăuţi). Director Ion I. Nistor, secretar Vasile Grecu. Anul IV—VII, Cernăuţi 1929—1932.

Band IV—V, erster Teil, XV + 654 S. 8⁰. Enthält ausschlieſslich historische, philosophische, kulturgeschichtliche und literarhistorische Abhandlungen, die uns hier nicht interessieren können. Unter den Besprechungen, die meist zu denselben Gebieten wie die Studien selbst gehören, verdient die von Ion I. Nistor über A. Philippide, *Originea Romînilor* II (S. 585—592) erwähnt zu werden. Dagegen ist der zweite Teil dieses Doppelbandes gänzlich der Sprachwissenschaft gewidmet. — Leca Morariu, *Morfologia verbului predicativ romîn* (S. 1—96): Fortsetzung einer ausführlichen Untersuchung, deren Anfang in demselben „Buletin", Bd. I, S. 1—96 und Bd. II—III, S. 285—346 erschienen ist. In einem gewissen Sinne darf man dieses Studium als ein vollständiges betrachten. Vor allem ist der groſse Reichtum von Belegen hervorzuheben: es werden alle Hauptdialekte des Rumänischen, gelegentlich auch deren verschiedene Zweige, das Altrumänische und die heutige Schriftsprache ausgenutzt. Was die Ergebnisse anbelangt, ist Morarius Abhandlung weniger befriedigend: einerseits kann man nicht alle seine Erklärungen annehmen, andererseits aber läſst er ziemlich oft den Leser selbst aus dem reichhaltigen Material die betreffenden Schlüsse ziehen. Ebenso hätte ich an der Form der Darlegung etwas zu beanstanden, wegen ihres polemischen Tons und mancher unpräzisen, der familiären, volkstümlichen oder poetischen Sprache entlehnten Ausdrücke, die in einer streng wissenschaftlichen Arbeit nicht am Platze sind. Gelegentlich begegnet man auch unkorrekten Konstruktionen, die im allgemeinen für 'Bukowinismen' zu halten und als solche nicht nur Morariu eigen sind. S. 3: darf man behaupten, daſs die Futurbedeutung in *va să luăm* oder *am să spuĭŭ* vom Konjunktiv kommt? Hier steht dieser Modus, wie so oft im Rumänischen, an Stelle des Infinitivs, der mit dem Hilfsverbum *am* oder *voĭŭ* zusammen das Futurum bildet. S. 95: um das volkstümliche (in der Walachei stark verbreitete) *duce-vă-ţĭ* und *duceţi-vă-ţĭ* (statt *duceţi-vă*) zu verstehen, ist nicht mit Hedwig Olsen, *Étude sur la syntaxe des pronoms personnels et réfléchis en roumain*, Kopenhagen 1928, S. 83 an einen albanesischen Einfluſs zu denken. Es handelt sich um eine analogische Erscheinung, deren Alter nicht zu hoch sein kann: da die 2. Person Pluralis überall beim Verbum auf *-ţĭ* endet, macht *duce-ţi-vă* den Eindruck einer seltsamen, unregelmäſsigen Form und wird daher in *duce-vă-ţĭ* oder *duceţi-vă-ţĭ* verwandelt. Wahrscheinlich haben die Akzentverhältnisse auch ein biſschen dazu beigetragen: *duceţi-vă*, worin der Sprechende ein Wort sieht, soll den Ton auf der vierletzten Silbe tragen, was m Rumänischen, wenigstens bei Verben, unmöglich ist; so erklärt sich

einerseits die Betonung *ducéți-vă*, die auch im Munde von gebildeten Leuten erscheint, andererseits die analogische Form *duceți-vă-ți* (oder *dúce-vă-ți*). — Vlad Bănățeanu, *L'emploi de la préposition am dans la langue des Mabinogion* (S. 99—184). — E. Herzog și Vasile Gherasim, *Glosarul dialectului mărginean* (S. 187—260): Fortsetzung eines sehr wichtigen Glossars, dessen Anfang im I. und II.—III. Band (S. 355—404, bzw. 371—428) desselben Jahrbuches veröffentlicht wurde. Es handelt sich um die im Dorf Marginea, unweit der Stadt Rădăuți (in der Bukowina) gesprochene Mundart. Dieses reichhaltige Glossar kann zum Studium nicht nur des Wortschatzes, sondern auch der Lautlehre und der Grammatik des betreffenden Dialektes benutzt werden: die Vf. geben sehr genau die Aussprache der Wörter wieder und führen, je nach dem Fall, grammatikalische Formen und zahlreiche phraseologische Beispiele. — Victor Morariu, *Formarea vorbelor* [sic!] *în Psaltirea Scheiană* (S. 263—278): Besprechung einer Anzahl von Zusammensetzungen und Ableitungen, die im altrumänischen (aus dem 16. Jh.) Text Psaltirea Şcheiană vorkommen und sehr oft (vor allem die ersteren) auf slawische Vorbilder zurückgehen. — Leca Morariu, *Voi lăudatu* (S. 281—306): Vf. sieht in dieser Form der 2. Pers. Pluralis vom Präteritum, die im Altrumänischen sehr verbreitet war und heute bloſs mundartlich (fast ausschlieſslich im Arumänischen) zu begegnen ist, eine rumänische Bildung (also keine lateinische), und zwar die Verkürzung eines älteren, unbelegten *voĭ ațĭ lăudatu*, das, wie man leicht merken kann, mit der heute noch gebrauchten 2. Pers. Pluralis vom Perfektum identisch ist. Ich verstehe aber nicht, wieso eine Form des Perfektums sich in das System des Präteritums einmischen könnte: solange beide Tempora bestehen, und das ist der Fall fürs Altrumänische überall gewesen, müssen sie sich streng voneinander unterscheiden. Die Entstehung des romanischen (zusammengesetzten!) Perfektums erklärt sich eben dadurch, daſs man das Bedürfnis nach einer neuen, ausschlieſslich zum Bezeichnen des eigentlichen Perfektums dienenden Form fühlte. — Vermischte Beiträge von Verschiedenen (S. 309—320): es wäre etwas über die Aufsätze von Leca Morariu zu sagen. Formen wie *face-vă-ți* u. ä. können nicht, wie es Vf. will, so aufgefaſst werden: „din amalgamul imperativ + element enclitic a putut urma chiar topirea organică a elementului enclitic în corpul imperativului". Ebenso vermag ich Morarius Bemerkungen über den Gebrauch der pronominalen Konstruktionen nicht immer zu billigen: sie erinnern oft an die logische Grammatik der früheren Zeiten und zeugen manchmal von ungenügender Kenntnis unserer Sprache, was bei einem Rumänen aus der Bukowina (dasselbe gilt von denen aus Siebenbürgen usw.) nicht zu wundern ist. — Vasile Grecu, *Cronică* (S. 321—324): kurzer Nachruf an Iosif Popovici und an Eugen Herzog. — *Indice* (S. 325—335) und *Cărți și reviste* (S. 337—339).

Band VI. Mehr als die Hälfte dieses dicken Bandes beschäftigt sich mit historischen Fragen; daher dürfen sie unerwähnt bleiben. — Leca Morariu, *De-ale* [sic!] *Cirebirilor* (S. 343—462): istrorumänische Texte, mit der dakorumänischen Übertragung und interessanten linguistischen Erklärungen. S. 346, Anm.: altrum. *Velicico* lautet heute *Velișcu* (von mir

in der Südmoldau gehört). S. 421, Anm. 53: *întreabă că . . .* ist analogisch nach *spune că . . ., zice că . . .* entstanden. S. 431, Anm. 139: *a crăpà* 'bersten' = 'sterben' wird überall im Dakorumänischen als Affektausdruck gebraucht. S. 433, Anm. 157: *în loc de mine* und *în locul mieŭ* sind nicht identisch. — *Comunicări* (*Articole mărunte*) von Verschiedenen (S. 465—511): es interessiert uns hier Leca Morariu, *Pe marginea cărților* II (S. 486—511), mit Bemerkungen u. a. über gewisse von G. Weigand und S. Pușcariu veröffentlichte istrorumänische Texte. — *Dări de seamă* von Verschiedenen (S. 512—549). — *Informațiuni* (S. 550). — *Cronică* (S. 551—552): Nachruf an Raimund Friedrich Kaindl von Ion I. Nistor. — *Cărți și reviste* (S. 553—565). — *Indice general* (S. 566—585).

Band VII. E. Herzog și V. Gherasim, *Glosarul dialectului mărginean* (S. 3—47): Fortsetzung (bis einschlieſslich *m*) des hier oben erwähnten Glossars. Da nach dem Tode von E. Herzog auch dessen Mitarbeiter und Schwiegersohn V. Gherasim gestorben ist, muſs man einen Sprachforscher finden, und deren gibt es genug in Czernowitz, der die Drucklegung dieses bedeutenden Werkes zum Ende führt. — Chr. Geagea, *Elementul grec în dialectul aromîn* (S. 207—432): fleiſsige Sammlung der griechischen Bestandteile im Arumänischen. Vf., der, als geborener Balkanrumäne, ein guter Kenner seiner Mundart und des Griechischen ist, zeigt ausführlich den Einfluſs des letzteren auf das Arumänische in der Lautlehre, in der Form- und Wortbildungslehre und im Wortschatz. Unter den allgemeinen Feststellungen verdienen folgende hervorgehoben zu werden. Die alt- und mittelgriechischen Elemente sind im Arumänischen nicht zahlreicher und wichtiger als im Dakorumänischen. Was den neugriechischen Einfluſs betrifft, kann man zwei Gebiete unterscheiden: im Norden ist er viel schwächer als im Süden; auſserdem hat er sich dort meist durch literarische Vermittlung, hier aber direkt verbreitet. S. 247: der Gebrauch des wiederholten Adjektivs an Stelle vom Superlativ begegnet uns ebenfalls im Dakorumänischen und anderswo in der Romania (im Italienischen z. B.); infolgedessen darf er nicht unbedingt auf griechischen Einfluſs zurückgeführt werden. Diese Bemerkung gilt im allgemeinen auch für die S. 248 besprochene Erscheinung: *eŭ singur* = *eŭ însumĭ*. S. 256ff.: viele Bedeutungswandlungen, die Gagea dem Griechischen zuschreibt, können sich 'stilistisch', d. h. individuell und folglich unabhängig erklären, was um so wahrscheinlicher ist, als sie auch in anderen Sprachen vorkommen. Endlich wäre es noch zu bemerken, daſs Vf. beim Studium der lexikalischen Entlehnungen auch die Sachen in Betracht hätte ziehen sollen: eine Gruppierung der griechischen Lehnwörter auf Grund ihrer Bedeutung wäre sehr lehrreich gewesen, da sie uns anschaulich gemacht hätte, auf welchem Tätigkeitsgebiet dieser fremde Einfluſs stärker gewirkt hat. — Leca Morariu, *De-ale* [sic!] *Cirebirilor* (S. 451—464): istrorumänische Texte, mit sprachlichen Erklärungen. — *Comunicări* (*Articole mărunte*) von Verschiedenen (S. 467—488), worunter *Pe marginea cărților* von Leca Morariu (S. 478—488) für uns von Interesse ist. — *Dări de seamă* (S. 489—532): es verdient die Besprechung Leca Morarius über Em. Panaitescu, *Prin satele Romînilor din Istria* (S. 522—526) besonders erwähnt zu werden. — Vasile

Grecu, *Informaţiuni* (S. 533—550). — *Cronică* (S. 551—567): ein langer Nachruf von Vasile Grecu an August Heisenberg und einer von Leca Morariu an Gustav Weigand. — *Cărţi şi reviste* (S. 568—581). — *Indice general* (S. 582—588). IORGU IORDAN.

Revista filologică. Organ al Cercului de studii filologice depelîngă Facultatea de Filozofie şi Litere din Cernăuţi. Director: Al. Procopovici, Cernăuţi 1927 f.

Obgleich die Czernowitzer Philosophische Fakultät schon das Periodikum *Codrul Cosminului* besitzt, das, außer historischen, auch philologische Studien ans Licht bringt, fühlte der Inhaber des Lehrstuhls für rumänische Sprache und Literatur, Alexandru Procopovici, das Bedürfnis, eine rein philologische Zeitschrift herauszugeben. Leider konnte dieselbe nicht sehr lange leben: aus Mangel an Geldmitteln geriet diese Veröffentlichung, die schön und hoffnungsvoll begann, nach zwei Jahren ins Stocken.

Band I (1927), Nr. 1—2. Dieses Doppelheft Februar-Juni 1927 ist Sextil Puşcariu, dem früheren Lehrer für rumänische Philologie an der Czernowitzer Universität, zu seinem 50. Geburtstag dargebracht worden und bietet Beiträge von aus- und inländischen Gelehrten. Nach einer Widmung des Cercul de studii filologice an den Gefeierten und dem alle von demselben bis Juni 1927 veröffentlichten Arbeiten (272 Nummern im ganzen) enthaltenden Register, dessen Vf. der Bibliograph N. Georgescu-Tistu ist, folgen die Aufsätze und Abhandlungen der Mitarbeiter. W. Meyer-Lübke, *Die betonten labialen Vokale im Rumänischen* (S. 29—32): zeigt den Unterschied zwischen dem Schicksal von betontem *o*, *u* und dem von betontem *e*, *i* im Rumänischen, mit Hinblick, wenn es nötig ist, auf die entsprechenden romanischen Verhältnisse. Sehr richtig u. a. die Feststellung, daſs Anlaut-*ó* < *uo* mit der Diphtongierung desselben Vokals in anderen romanischen Sprachen nichts zu tun hat. Diese Erscheinung begegnet uns auch in rumänischen Lehnwörtern, wie Ref. für die südmoldauische Mundart in *Arhiva* XXX (1923), S. 23f. gezeigt hat. — J. Leite de Vasconcellos, *Alguns topónimos portugueses* (S. 33—34): Erklärung einiger portugiesischen ON. — P. Skok, *Contribution à l'étude des rapports albano-roumains* (S. 35—40): Besprechung von arum. *goştu* 'Birne' und *ţalpă* 'Augenbutter', die Vf. auf albanesische Etyma zurückführt. — Leo Spitzer, *„Bestimmter Artikel im Anruf und Ausruf" und Verwandtes* (S. 41—50): 'stilistische' Deutung der bekannten französischen Anrede *où allez-vous, la belle?* (vgl. S. Puşcariu, *Dacoromania* V, S. 745ff., wo auf eine ähnliche Konstruktion des Rumänischen hingewiesen wird). — Matthias Friedwagner, *Rumänische Volkslieder aus Bessarabien* (S. 51—65): 14 Lieder, die Vf. von russischen Gefangenen rumänischer Zunge während des Krieges aufgenommen hat, von der deutschen Übersetzung und einer philologisch-linguistischen Einleitung begleitet. Dieser Beitrag ist als ein 'Pendant' zu desselben Vf. *Rumänischen Volksliedern aus der Bukowina*, Halle a. S. 1905 (S. A. aus *Bausteine zur romanischen Philologie. Festgabe für A. Mussafia zum 15. Februar 1905*) zu betrachten. — Constantin Lacea,

Codicele Puşcaşul (S. 67—84): Untersuchung eines Kodex aus der zweiten Hälfte des 18. Jhs., der einen Ahnherrn von S. Puşcariu zum Vf. hat. S. 77: sind *cîĭnile* (für *cîĭnele*) u. ä. wirklich Dissimilationen? Wie erklären sich dann dial. *mînili, oasîli* usw., wo -*e* ebenfalls und zwar sehr früh zu *i* (>*î*) geworden ist? Es handelt sich vielmehr um den auch in anderen Sprachen wohlbekannten Wandel von unbetontem *e* zu *i*. Das Wort *unghie* ist auch in der Südmoldau dreisilbig. S. 78: *Marii* (drei Silben!) für *Marieĭ* u. dgl. beweisen, daſs diese heutzutage fast allgemeine Erscheinung, die sogar in die Schriftsprache von weniger gebildeten Leuten eindringt, ziemlich alt ist, woher ihre groſse Verbreitung. S. 79: *niminea* statt *nimenea* usw. sind keine Assimilationen, sondern erklären sich wie die hier oben angeführten *mînili* u. ä. Wie konnte sich *e* von *ea* in *mĭeluşeà* > *mĭeluşà* an *ş* assimilieren? S. 81: *a juca cărţile* 'Karten spielen' wird noch heute in der Moldau gesagt (viel öfter *a juca în cărţĭ* oder *a juca cărţĭ*). — Giandomenico Serra, *Per la storia del cognome italiano. III: Nomi personali femminili piemontesi da nomi di paesi e città famose nel medioevo* (S. 85—98): Fortsetzung der in der *Dacoromania* III, S. 523ff. und IV, S. 517ff. veröffentlichten Untersuchungen desselben Verfassers über die italienischen Personennamen, die sich durch eine überreiche Dokumentierung und erschöpfende Behandlung des Gegenstandes auszeichnen. In der letzten Zeit hat sich Serra der italienischen Toponomastik zugewendet, wie sein schönes Buch *Contributo toponomastico alla teoria della continuità nel medioevo delle comunità rurali romane e preromane dell'Italia superiore*, Cluj 1931 beweist. — E. Herzog, *Romînescul afin, afină* (S. 99—104): versucht rum. *afin*(*ă*) 'Heidelbeer(e) (-strauch)' aus griech. δάφνη zu erklären, wie es schon Hasdeu getan hat. Die groſse Schwierigkeit, nämlich der Schwund von *d*-, wird durch die lakonische und wenig klare Behauptung „fenomen de deglutinaţie, comparabil cu acela care cauzează dispariţia unui *l* iniţal, conceput ca articol . . .: un *baca dafini* d. p. s'ar putea pricepe ca *baca de-afini* şi astfel uşor s'a putut ajunge la *afin* fără *d*" gar nicht beseitigt. In was für einer Sprache hat man *baca dafini* und *baca de-afini* gehabt? Im Rumänischen jedenfalls nicht, da das Wort *bacă* bei uns ein sehr neuer Ausdruck ist. — N. Drăganu, *Cuvinte şi obiceiuri* (S. 105—116): interessante Studie, auf Grund der Methode 'Wörter und Sachen', über den siebenbürgischen, *bricelat* u. ä. genannten Brauch, der den als erster mit dem Pflug aufs Feld gezogenen jungen Mann zu einer Art Richter seiner Kameraden macht, und über dessen Benennungen. Das S. 110 Gesagte könnte uns die ziemlich seltsame Bildung von rum. *a batjocurì* erklären. — Iorgu Iordan, *Un fenomen fonetic romînesc dialectal: ă neaccentuat > a* (S. 117—154): in sehr vielen Gegenden des dakorumänischen Sprachgebietes wird unbet. *ă* zu *a*; die betreffenden Fälle gehören zu zwei Gruppen, deren Vertreter die Typen *barbat* (für *bărbat*), resp. *batrîn* (für *bătrîn*) sein könnten. Während wir es bei der ersten Kategorie mit einer Assimilation (*ă—á* > *a—á*) zu tun haben, handelt es sich bei der zweiten um einen fremden Einfluſs, wie einerseits die geographische Verteilung des phonetischen Wandels, andererseits aber die Behandlung von unbet. *ă* in den rumänischen Lehnwörtern der Nachbarsprachen. — Th. Capidan, *Romînismul balcanic* (S. 155—165): nimmt gegen

O. Densusianu Stellung, indem Vf., auf Grund seiner eigenen Studien über die Meglenorumänen und der von Puşcariu über die Istrorumänen, die von fast allen heutigen rumänischen Sprachforschern behauptete These verteidigt, daſs die Istro-, Megleno- und Arumänen dem Balkanrumänentum angehören und sich dadurch von den Dakorumänen scharf unterscheiden. — Carlo Tagliavini, *Un frammento di terminologia italo-rumena ed un dizionarietto geografico dello Stolnic Cost. Cantacuzino* (S. 167—184): in der Bibliothek des berühmten italienischen Grafen Luigi Ferdinando Marsigli zu Bologna hat T. u. a. mehrere kleine Handschriften entdeckt, die sich aufs Rumänische beziehen und vermutlich den walachischen Bojaren Constantin Cantacuzino, einen Freund von Marsigli, zum Vf. haben. T. gibt diese Schriften heraus, die 1. ein kleines ital.-rum. Wörterbuch (die rumänischen Wörter mit kyrillischen und lateinischen Buchstaben), 2. ein Verzeichnis von siebenbürgischen Ortsnamen und 3. eines von siebenbürgischen, walachischen und moldauischen geographischen Namen (nur rumänisch mit beiden Alphabeten) enthalten. Manche darunter verdienen deswegen eine Erwähnung, weil ihre Form dem Etymon sehr nahe ist oder deren Entdeckung erleichtert, wie z. B. *Dolujĭiŭ* und *Gorujĭiŭ* (heute *Dolj*, bzw. *Gorj*, d. h. *Unter-*, resp. *Oberžiŭ*), *Provița* (in lateinischer Transkription *Praouiza*, d. i. *Prahovița*: eine Bestätigung der von mir *Rumänische Toponomastik*, Bonn-Leipzig 1924—26, S. 127 vorgeschlagenen Erklärung) u. a. S. 183: *Orneij* falsch für *Orhĕĭŭ*, *Xixi* ist *Jijia*, wie die kyrillische Transkription zeigt, *Ialalul* steht wahrscheinlich für *Elanul*, Nebenfluſs, wie *Jijia* selbst, des *Prut* (nicht der Donau), *Balcul* soll *Bîcul* (in Bessarabien) sein usw. — Grigore Nandriş, *Hăĭs! — Cea!* (S. 185—88): gibt diesen Wörtern, die zum Anspornen der Ochsen u. ä. dienen, dieselbe Erklärung wie A. Philippide in dieser *Zeitschrift* XXXI (1907), S. 297, 302. — N. Cartojan, *Contribuțiuni privitoare la originile liricii romîneşti în principate* (S. 189—206): wichtige Feststellungen, auf Grund von Handschriften der Rumänischen Akademie, die beweisen, daſs eine poetische Tätigkeit schon am Ende des 18. Jhs., bevor die ersten rumänischen Dichter zu singen anfingen, gegeben hat. Man sieht darin orientalische, aber, und das ist von groſser Bedeutung, auch volkstümliche Einflüsse. — Leca Morariu, *De-ale* [sic!] *morfologiei istroromîne* (S. 207—208): kleine Ergänzungen zu S. Puşcariu, *Studii istroromîne* II, Bucureşti 1926. — I. Şiadbei, *Prepunerea lui de, di în poezia populară romînă şi italiană de nord* (S. 209—218): in der rumänischen Volksdichtung begegnet uns die Prosthese eines *d* bei verschiedenen Wörtern, die mit einem Vokal anfangen; dieselbe Erscheinung gehört der norditalienischen Volksdichtung, aber bloſs vor *un*(*o*) und *una*. In beiden Sprachen handelt es sich um eine präpositionelle Konstruktion (mit *de*, bzw. *di*), die, nachdem sie in gewissen Fällen mehr oder weniger 'regelmäſsig' auftrat, sich auch auf andere erstreckte. S. 217: in *p'a mea dalbă de mireasă, p'a mea dulce de nevastă* u. dgl. spielt *de* nicht einfach die Rolle eines Füllwortes, um die Silbenzahl zu ergänzen, sondern hat dieselbe syntaktische Funktion wie in *nenorocita de ea, prostul de Ion* u. ä. Zu den italienischen Verhältnissen vgl. C. Tagliavini, *Studi rumeni* III, S. 132f. — Victor Morariu, *Sintaxa prepozițiunii în „Psaltirea Scheiană* (S. 219—231):

zahlreiche Beispiele von syntaktischen Konstruktionen aus dem altrumänischen Text Psaltirea Şcheiană, worunter manche dem Einfluſs des slavischen Modells, manche andere dem 'Sprachgeist' des Rumänischen zu verdanken sind. Warum sagt Vf. „aplicarea conjuncţiunilor" u. ä. statt „întrebuinţarea . . ."? Deutsch 'An- oder Verwendung', das er offenbar ins Rumänische übersetzt, bedeutet zwar beides, aber in der grammatikalischen Terminologie kann es nur 'întrebuinţare' heiſsen. — Al. Procopovici, *Din istoria pronumelui în limba romînească. 1. Formele conjuncte ale pronumelui personal la dativul şi acuzativul plural; 2. ille ca articol antepus* (S. 233—266): eingehende Untersuchung der sogenannten Kurzformen des rumänischen Personalpronomens beim Dativus und Akkusativus Pluralis (*ne, vă, le* usw.). Es ist ziemlich schwer, dem Vf. zu folgen, weil seine Erklärungen gewöhnlich nicht nur sehr spitzfindig, sondern auch ein wenig kompliziert sind. Trotz der Einwände, die man gegen gewisse Hypothesen aufstellen könnte, verdient dieses Studium ernste Beachtung. S. 246: daſs *eĭ* als *iĭ* auch unter dem Ton erscheint, ist nicht zu wundern, da es im Satz meist unbetont bleibt; dasselbe gilt auch von *ciĭ* < *ceĭ*. Bei *ĭeşit* sollen wir an den analogischen Einfluſs von *ĭes, ĭeşĭ* u. ä. denken, wenn auch die Nebenform *işit* tatsächlich (in der Walachei) besteht. S. 265: *Ibăneştĭ* und *Ibăneasa* haben mit *băneasă* gar nichts zu tun; sie gehen auf einen Personennamen *Iban* zurück, den ich zwar nicht belegen kann, aber mit voller Sicherheit voraussetzen darf (auf Grund von zahlreichen identisch gebildeten rumänischen Ortsnamen). — *Addenda* (S. 267—268).

Nr. 3. Sextil Puşcariu, *Cicălĭ* und *chitĭ* (S. 269—275): das erste wird von lat. *cicada*, vulg. **cicala* abgeleitet, dessen *-l-*, nachdem es rumänisch zu *-r-* wurde, durch Dissimilation an folgendes *r* des Infinitivs **cicărire*, seine ursprüngliche Gestalt wieder erhielt; das andere, mit seinen zahlreichen und meist verschiedenen Bedeutungen, die Vf. genau abgrenzt, wird teils auf slav. *kititi* 'schmücken', teils auf serb. *hititi* 'werfen' zurückgeführt. S. 269: *a bîzîi* beruht nicht auf *bîză*, sondern auf *bîz!*, ebensowie die dort angeführten *a cîrîi* < *cîr!, a sîcîi* < *sîc!* — I. Şiadbei, *Fragmentul leviticului romînesc dela Blegrad* (S. 276—283): behandelt Fragen über die Umstände, unter denen dieser altrumänische Text verfaſst wurde. — Adele Getzler, *Note asupra limbii lui Chrestien de Troyes* (S. 284—309): nach einer bis ins einzelne gehenden Untersuchung der Reime bei Chrestien kommt Vf. zum Ergebnis, daſs es sich in den meisten Fällen nicht um eine Vermengung zwischen *ę* und *ẹ* handelt, wie es Foerster annahm. Dieselbe Methode wird in bezug auf die Reime mit *ai* und *uel* angewendet. — Al. Procopovici, *Din istoria pronumelui în limba romînească. 3. ipse şi pronumele romînesc al identităţii* (S. 310—324): was hier oben über die gleich betitelte Abhandlung gesagt wurde, gilt im allgemeinen auch von dieser. S. 310: rum. *singur* 'allein' brauchte nicht unbedingt den Einfluſs von slav. *sam*, um die Bedeutung 'selbst' zu erhalten; beide Begriffe sind eng verbunden, wie u. a. ital. dial. (mugl.) *istéss* 'solo' beweist: *un agár istéss* 'un solco solo', *chi mágna istéss crépa istéss* 'chi mangia solo crepa solo' (C. Salvioni, *Miscellanea Hortis*, S. 755f.). S. 317: sind *însumĭ, însuţĭ* usw. wirklich volkstümlich? Ich selbst habe sie nie im Munde des (ungebildeten!) Bauern gehört. — Grigore

Nandriş, *Răzeş (despre cuvînt şi instituţie)* (S. 325—328): wenig überzeugende Erklärung von rum. *răzeş* aus poln. *rycerz*. — *Necrologuri*: *Vasile Pîrvan* (von T. Sauciuc-Săveanu), *Vilhelm Thomsen* (von Gr. Nandriş), *Hugo Schuchardt* (von Eugen Herzog) (S. 329—351). — *Rapoarte*: *Al doilea congres al filologilor romîni, Cluj 23, 24, 25 Aprilie 1926* (după notele Dlui Tache Papahagi, secretarul congresului), *Al treilea congres al filologilor romîni, Cernăuţi 20, 21, 22 Maiu 1927* (după notele Dlui Gr. Nandriş, secretarul congresului). *Anexă*: *Organizarea bibliografiei filologice* (N. Georgescu-Tistu), *Raport anual asupra activităţii Cercului de studii filologice depelîngă Facultatea de Litere dela Universitatea din Cernăuţi* (S. 352—381). — *Bibliografie* (S. 382—389). — *Indice* (S. 390—399). — *Errata şi addenda* (S. 399).

Band II (1928). Nr. 1—2. Al. Procopovici, *Din morfologia şi sintaxa verbului romînesc. Aoristul în raport cu celelalte timpuri şi moduri* (S. 1—48): bekanntlich bieten gewisse Formen des rumänischen Präteritums groſse Schwierigkeiten, was ihre Entstehung betrifft. Vf. unternimmt eine neue Behandlung des Problems, indem er das Altrumänische und alle Mundarten (mit Ausnahme der von Istrien, wo diese Verbalform völlig verschwunden ist) genau untersucht, und erklärt die 'Unregelmäſsigkeiten' durch Einflüsse von anderen Tempora und Modi (eine groſse Rolle hat das Plusquamperfektum gespielt). Wie fast alle Studien von Procopovici, enthält auch dieses viele Hypothesen, Konstruktionen u. ä., die man nicht annehmen kann, aber es ist anderseits anzuerkennen, daſs die ganze Frage dadurch der Lösung sehr nahe gekommen ist. S. 18: *tremiseşĭ* und *tremiseĭ* sind keine 'rumänischen' Betonungen. S. 19f.: darf man behaupten, daſs die verschiedenen Formen eines Tempus oder Modus sich nicht gegenseitig beeinflussen? Es ist richtig, daſs niemand an die Paradigmen der Grammatik denkt, indem er spricht, aber diese Paradigmen haben eine ebenso sichere Existenz in unserem Kopf, wo sie sehr eng miteinander verbunden sind; daher braucht man den Ausdruck 'System', wenn es sich um morphologische Tatsachen handelt. — G. Giuglea, *Elemente străvechi în limba romînă* (S. 49—65): *curcubéŭ* < lat. *arcu* + *conbibu(lus)* (sehr unwahrscheinlich), *a dezmîntà* 'abraten' < lat. **dis-monitare* (einleuchtend), *spas*, *răspás* u. ä. < lat. *expansus*, *expassus*, *şut*, *cĭut* < lat. *exutus* (*ş* für *s* durch Assimilation an *ţ* der Pluralform *suţĭ* ist ungenügend erklärt), *teáfăr* < τράφερος (schwierig), *undreà* usw. < ἔνδρυα (lat. Diminutivum **endrella*), *urgie* < ὀργίλος (lat. Ableitung **orgilia*). S. 56: *spaţ* ist in der Südmoldau üblich. S. 56: ein arum. **spasă* kann in der Mehrzahl nicht *spease* lauten, weil das Arumänische den Diphthong *ea* nach Labialen bewahrt; die Parallele *faţă — fe(a)ţe* gilt bloſs fürs Dakorumänische. S. 61: bei *şut* > *cĭut* ist, auſser Einfluſs von *cĭung*, *cĭunt* u. dgl., auch die Tatsache zu beachten, daſs die moldauische Mundart mehrere Fälle von *ş* > *č* bietet, wie z. B. *cepeledg* für urspr. *şep-*, *cĭácĭr-mácĭr* < deutsch *Schacher-Macher* (wahrscheinlich durch jüdische Vermittlung) u. a. — Sextil Puşcariu, *Împilà* und *împĭelecà* (S. 66—72): zahlreiche Beweise, daſs das erste dieser Verba, das ursprünglich zur Terminologie der Pferdezucht gehört haben soll, volkstümlich ist, und Erklärung des zweiten durch Kontamination aus *împĭedeca* + *împila*. (Dieses

letztere leitet jetzt N. Drăganu, *Dacoromania* VI, S. 286ff. sehr überzeugend aus *chilă* 'Getreide-, Kornmaſs' ab.) Die Nebenform mit *l* von *a împiedeca* ist mir aus der südmoldauischen Mundart ebenfalls bekannt. Wenn ich mich recht erinnere, sagt man dort *a (se) încheleca* nicht nur vom Pferde, sondern auch von anderen Tieren und von Menschen; ebenso ist *chélică* (Subst.) im Munde der Kinder beim Ringen (*trîntă fără chelică!*) sehr verbreitet. — N. Drăganu, *Cuvinte și obiceiuri* (S. 73—78): mehrere Wörter (*căpeléș, cergalăŭ, corintéŭ, mătcălăŭ*) und die damit bezeichneten Bräuche werden einleuchtend auf ungarische Etyma zurückgeführt; auſserdem erklärt Vf. bukow. *lucínă* 'Waldwiese' aus einem slav. *lučina*. — E. Herzog, *Franc. maintenant, prov. mantenen* (S. 79—96): die älteste Bedeutung dieser Ausdrücke soll 'die Hand erstreckend (als begleitende Geste eines Befehls, der auf der Stelle erfüllt werden muſs)' gewesen sein. — Giandomenico Serra, *Herba danica = herba dacica?* (S. 97—98): *herba danica*, eine der Benennungen für *Valeriana officinalis*, könnte eigentlich *herba dacica* sein. — Leo Spitzer, *Rum. cîte 'je'* (*distributiv*) (S. 99—101): anstatt griech.-lat. *kata*, das weder -*î*-, noch -*e* erklärt, denkt Vf. an *cîte*, Plural von *cît* < lat. *quantum*. — Th. Capidan, *Elemente albaneze în dialectul aromîn* (102—107): alb. *mɛrkoš* hat denselben Ursprung wie dakorum. *mî'rcav*, denn beide beruhen auf slav. *mrŭk*- (vgl. maked.-bulg. *mărkuš*); arum. *șắmbără* < alb. *šemɛrɛ*; arum. *bruéscu* < alb. *mbroj*; arum. *măricúe* < alb. *małɛkoj.*; arum. *pușéscu* < alb. *pušoń, pušoj*; arum. *lángută* < alb. *lágɛtɛ*. — Teofil Sauciuc-Săveanu, *Numele comunei urbane Mangalia* (S. 108—118): um diesen Ortsnamen der Dobrudscha, der sehr wahrscheinlich türkischen Ursprungs ist, zu deuten, denkt Vf. an *Megara* oder *Magalia* des alten Karthago, das „durch den Buchstaben *n* am Ende der ersten Silbe ergänzt, der Name der heutigen Gemeinde . . . ist"! — *Studii critice, recensii, dări de seamă* (S. 119—214): unter denselben sind besonders die über A. Abas, *Recherches de phonétique expérimentale sur l'accentuation syllabique et phraséologique. II. Le son dans la phrase néerlandaise*, über Academia Romînă, *Dicționarul limbii romîne* I, 2, Lief. 2, über Th. Capidan, *Meglenoromînii* I—II und über S. Pușcariu, *Studii istroromîne* II, alle von Al. Procopovici, zu erwähnen. — Gr. N.[andriș], *Necrolog: Iosif Popovici* (S. 215). — *Bibliografie* (S. 216—221). — *Errata și addenda* (S. 223).

Nr. 3. Cercul de studii filologice depelîngă Facultatea de Filozofie și Litere din Cernăuți, *Lui E. Herzog* (S. 225—226). — W. Meyer-Lübke, *Eugen Herzog* (S. 227—231). — Al. Procopovici, *Opera lui Eugen Herzog. Repertoriu bibliografic* (S. 232—245). — Norbert Jokl, *Rumänisches im Albanischen* (S. 246—267): alb. *shpartallój* < rum. *partál*, alb. *me trasë* (*nji lundër*) < rum. *tras*, alb. *pedim* < rum. *pĭédin*, alb. *fiçór* < rum. *fecĭór*, alb. *altërój* < rum. *albitór*. Sehr wichtig für die ältere Geschichte der Rumänen ist die Feststellung, daſs alle diese Lehnwörter ins Albanesische durch die Vermittlung der sogenannten Drinwlachen eingedrungen sind, die sprachlich mit den Dakorumänen zusammengehen. — Adolf Zauner, *Die altfranzösischen Infinitive querre und corre* (S. 268—271): um diese Formen zu erklären, nimmt Vf. Ausstoſsung des Mittelvokals schon für das Vorfranzösische an. — S. Pușcariu, *Răzgîĭà* (S. 271): führt

dieses Verbum auf bulg. *razgaljam* zurück. — Iorgu Iordan, *Etimologii* (S. 272—279): *cĭofli(n)gár* < deutsch *Schuhflicker* (Begründung des Bedeutungswandels), *încoderát* = *încondurát* < *condúr*, *de-a ştedmătu* < serb. *štimati*, *a se rî'de* < *a rîde* + *a se strîmba*. — Th. Capidan, *Arom. mire, dacorom. mirişte, dacorom. púrurea* (S. 280—283): die beiden ersten Wörter werden von slav. *mirŭ*, das dritte von alb. *përherë* abgeleitet. — Leo Spitzer, *1. Rum. a desfătá* 'ergötzen, belustigen', *a se desfătá* 'sich laben, schwelgen'; *2. arum. ancuńáre*; *3. próor, prăurà* (S. 284—288): 1. aus lat. *fetus*, 2. aus lat. *in-cuneare*, wie schon Capidan, aber mit Erklärung der Bedeutung 'in acht nehmen, beachten', 3. aus *per* + *rourà* (gegen *provolare* von Procopovici, der S. 289f. darauf erwidert). — N. Drăganu, *A. Etimologii*; *B. Chestiuni sintactice* (S. 291—317): A. 1. *a întunecà* < lat. **intonicare* 'zu donnern anfangen', 2. *a întoncà* 'einfallen' < *toáncă* 'Wasserstrudel, Stromschnelle', 3. *mişiţă, mişină* u. ä. < slav. *myšica* 'Maus; Arm'; B. 1. *totuluĭ tot* = *totul luĭ tot* oder (*cu*) *totulu-ĭ tot*, 2. über Genitiv- und Dativformen mit vorgesetztem *ali* und *al* im Dakorumänischen, 3. *cîte* 'je' (Vf. verteidigt das Etymon *kata*, worüber hier oben S. 371). — Al. Procopovici, *Din istoria pronumelui în limba romînească. 4. Articolul antepus şi articolul demonstrativ, pronumele determinativ ăl, ăst şi variantele lor, cuculi = cuculuĭ* (S. 318—345): Fortsetzung der bereits in diesem Bericht erwähnten Studien (vgl. S. 369); was dort gesagt wurde, gilt im groſsen und ganzen auch hier. S. 318: *Oltuli, cuculi* für *Oltuluĭ, cuculuĭ* haben ihre Entsprechungen in der Südmoldau, wo *a(l) draculi* statt *a(l) draculuĭ* fast allgemein ist, so daſs man darüber nicht zweifeln darf. — Gr. Nandriş, *Despre genetivul-acuzativ slav* (S. 346—353). — Constantin Lacea, *Aşezarea definitivă a lui Coresi la Braşov* (S. 354—358): aus dem Vorwort eines altrumänischen Buches, von dem man bisher nicht wuſste, wo, wann und wer es gedruckt hat, weil die uns überlieferten Exemplare mangelhaft waren, geht es hervor, daſs das betreffende Buch von Coresi zu Tîrgovişte zwischen 8. Juli 1557 und 1. Juli 1558 gedruckt wurde. Auf Grund dieser Tatsachen will Vf. feststellen, zu welcher Zeit sich Coresi endgültig in Kronstadt niederlieſs, wo er, wie man weiſs, eine fruchtbare Tätigkeit als Buchdrucker entwickelt hat. — Norbert Jokl, *Alb. mërkoš. Eine Entgegnung* (S. 359—361): verteidigt die Etymologie von alb. *mërkoš* (zu indogerm. **merĭ*) gegen Th. Capidan (vgl. oben). — Al. Pr[ocopovici] und Th. C[apidan], *Addenda* (S. 362—366). — *Bibliografie* (S. 367—373). — *Indice* (S. 374—386).

Iorgu Iordan.

Carlo Tagliavini, L'influsso ungherese sull'antica lexicografia rumena in Revue des études hongroises VI (1928), S. 16—45.

Idem, Despre „Lexicon Marsilianum" in Memoriile Secţiunii literare ale Academiei Romîne, Seria III, Tom. IV, S. 343—355.

Idem, Il „Lexicon Marsilianum". Dizionario latino-rumeno-ungherese del sec. XVII, in der Sammlung „Études et Recherches" (Bd. V) der Rumänischen Akademie. Bucureşti 1930. 283 S. und 3 Tafeln.

Unter den ausländischen Gelehrten, die sich mit dem Rumänischen beschäftigen, ist der italienische Professor Carlo Tagliavini ohne Zweifel

einer der besten Kenner desselben. Vor zehn Jahren veröffentlichte er eine rumänische Grammatik, worüber die Fachleute günstig geurteilt haben, und seither ist seine Tätigkeit auf diesem Gebiete der Romanistik immer rege gewesen. Was besonders hervorgehoben werden muſs, ist die Tatsache, daſs Tagliavini unserer Muttersprache auch praktisch mächtig ist: als ich ihn bei der zweiten internationalen Romanistentagung in der Schweiz kennen lernte, staunte ich über die Leichtigkeit und Sicherheit, mit denen er das Rumänische handhabte.

Die oben genannten Arbeiten gehören sehr eng zusammen. Da die ersten zwei, die Vf. vor der dritten drucken lieſs, im Vergleich zu dieser nichts Neues bringen, will ich mich hier bloſs über das „Lexicon Marsilianum" äuſsern. In der Bibliothek des berühmten italienischen Generals und Gelehrten, des Grafen Luigi Ferdinando Marsigli, zu Bologna, fand Tagliavini ein lateinisch-rumänisch-ungarisches Wörterbuch, aus 2396 Artikeln bestehend. Obgleich die rumänische Lexikographie schon andere Werke aus ungefähr derselben Zeit besitzt, verdient das „Lexicon Marsilianum", wie es Tagliavini treffend getauft hat, um so mehr die Aufmerksamkeit der Sprachforscher, als es sehr wahrscheinlich das älteste und sicherlich das interessanteste unter allen ist: das Glossar von Tudor Corbea, wenn auch sehr reichhaltig, darf lediglich als eine Bearbeitung des lateinisch-ungarischen Wörterbuches von Molnár betrachtet werden, und der sogenannte Anonymus Caransebesiensis, obwohl originell, weil er kein fremdes Modell gehabt hat, gibt nur die lateinische Übersetzung einer Anzahl von etwa 5000 rumänischen Wörtern, während der Vf. des „Lex. Mars." das rumänische Wortmaterial auch ins Ungarische übersetzt hat.

Alle diese Werke stammen beinahe aus derselben Epoche: als terminus ad quem wird für die ersten zwei das Jahr 1713 (wahrscheinlicher 1703), bzw. 1742, für das dritte aber spätestens 1701, da Marsigli zu dieser Zeit nicht mehr in unserem Lande weilte. Auch die Gegend, wo diese Wörterbücher verfaſst wurden, ist ungefähr die gleiche, und zwar jenseits der Karpathen: das von Corbea in Braşov (Kronstadt), die anderen im Osten des Banats. Was das „Lex. Mars." insbesondere betrifft, sind die von Tagliavini angebrachten Beweise sehr überzeugend: einerseits verbrachte Marsigli längere Zeit (vor 1701) in jener Gegend, wo er als Ingenieur und österreichischer Beamter die banatisch-siebenbürgische Grenze festzusetzen hatte und sich das Manuskript erwarb, andererseits aber zeigt die Sprache dieses Wörterbuches zahlreiche Merkmale, die entscheidend auf dasselbe Gebiet hinweisen.

Der Vf. des „Lex. Mars." ist unbekannt geblieben. Tagliavini denkt mit Recht an einen Deutschen, wie es gewisse Sprachfehler im rumänischen und ungarischen Teil, die Vermengung der stimmhaften und stimmlosen Verschluſslaute und nicht zuletzt der Umstand, daſs die vierte Rubrik des Manuskriptes, welche die deutsche Übersetzung der rumänischen Wörter enthalten sollte, leer geblieben ist, sehr wahrscheinlich machen. Alles ist mit lateinischen Buchstaben geschrieben, ebenso wie im Anonymus Caransebesiensis (und zum Unterschied vom Glossar des Tudor Corbea, der das kyrillische Alphabet angewendet hat). Die Orthographie zeugt

von einem starken ungarischen Einfluſs, was wiederum mit den Feststellungen im Anon. Carans. übereinstimmt. Denselben Einfluſs entdecken wir aber auch im rumänischen Teil: Tagliavini zählt die ungarischen Elemente desselben auf 6,5 %, ein Prozent, das demjenigen im Anon. Carans. im groſsen und ganzen gleich ist. Daher sieht er in den beiden Wörterbüchern Erzeugnisse der sogenannten kalvinistischen Strömung, die sich schon um 1570 fühlbar machte und mehrere Werke religiösen Inhaltes, u. a. die berühmte *Palia dela Orăştie* 1582, ans Licht brachte.

Auſser den rein philologischen Fragen, unter denen ich bloſs die wichtigsten erwähnt habe, studiert Tagliavini das „Lex. Mars." auch vom linguistischen Standpunkte aus. Diese Untersuchung ist sehr eingehend und, man darf sagen, erschöpfend: nicht nur der rumänische, sondern auch der lateinische und ungarische Teil wird behandelt; neben dem Wortschatz werden ebenso die Laute und die Formen des Rumänischen mit groſser Gelehrsamkeit analysiert. Besondere Aufmerksamkeit schenkt Tagliavini den ungarischen Lehnwörtern, die er in mehrere Gruppen einteilt, je nachdem sie dem gemeinsamen Wortschatz des Rumänischen oder ausschlieſslich dem der transkarpathischen Mundarten angehören. Freilich ist diese Klassifikation, wie überhaupt jede Klassifikation auf dem Gebiete der Sprachforschung, ein wenig künstlich, und Tagliavini selbst muſs ziemlich oft feststellen, daſs Wörter, die er theoretisch als siebenbürgisch betrachtet, sich auch in Altrumänien finden. Es wäre natürlich einfacher und besser gewesen, die ungarischen Bestandteile in einem einzigen Kapitel zu studieren und dann eine Statistik zu machen, womit man den starken ungarischen Einfluſs bewiesen hätte. Dem philologisch-linguistischen Studium, das mehr als zwei Drittel des Bandes umfängt, folgt der Text des Wörterbuches (mit einer unabhängigen Liste der Zahlwörter von 1 bis 100) und das alphabetische Register aller im Laufe der Arbeit behandelten Wörter.

Ich schlieſse diese Besprechung mit ein paar Einzelbemerkungen. S. 55, Nr. 3: Beispiele wie *Domneseu*, *bon*, *poternik* u. ä., mit *o* für regelmäſsiges *u*, könnten, wenigstens der gröſsere Teil darunter, nicht richtiger als Latinismen gedeutet werden? — S. 67, Z. 14: *Gjordattyo* statt *Iordache* braucht man nicht auf sächsischen Einfluſs zurückzuführen, weil *Iordache* aus älterem *Gheorgache* entstanden ist. — S. 96: die Variante *chezeş*, mit der mundartlichen Aussprache *chezăş*, ist noch heute in der Moldau sehr verbreitet. — S. 103: *bolînd* (= *bolund*) wird auch in der Nordmoldau gebraucht. — S. 104: *cizmă* ist auch schriftrumänisch. — S. 105: *darab* gehört zu den üblichsten Wörtern in der Südmoldau (z. B. *darab de mămăligă*, *de pîne* u. ä.). — S. 111: nach dem *Dicționarul Academiei* I, 2, S. 102, Sp. 1 ist *chepeneag* gemeinrumänisch (in der Walachei veraltet). — S. 112—113: da *konyha* ('Küche', nicht 'Kühe'!), in der Form *cuhnie*, auch dem moldauischen Dialekt bekannt ist, scheint die ruthenische Herkunft dieses Wortes, wenigstens für den Norden Siebenbürgens und die Moldau, viel angebrachter zu sein als die ungarische. — S. 114: *lambă* (statt literarisch *lampă*) sagt man ebenfalls in der Südmoldau. Das Wort *maĭŭ* 'Leber' ist nicht „selten", sondern sehr verbreitet (das einzig übliche, denn das Synonym *ficat* fehlt, in der ganzen Moldau). — S. 118: *paloş* erscheint auch bei neueren Schrift-

stellern, wenn sie historische Erzählungen verfassen; vgl. den Titel des bekannten Romans von Radu Rosetti, *Cu paloşul.* — S. 121: *tău* 'Teich' wird in der Nordmoldau noch heute volkstümlich gebraucht. — S. 122—123: süldmoldauisch sagt man *tioc* für den '(Wetzstein-) Kumpf'. — S. 133: *polată* 'kleiner Anbau am Bauernhause' ist in der Walachei gang und gäbe. — S. 138: *jămălţuit* wird auch in der Südmoldau gesagt. — S. 142: *prod* 'vadum' hat mit *prund* 'Kiesel' nichts zu tun; es steht für *brod* (also wieder ein Fall von Vermengung zwischen stimmhaften und stimmlosen Verschlußlauten), das *Dicţ. Acad.* I, 1, S. 655, Sp. 1 aus Siebenbürgen und der Moldau belegt und nach Cihac auf altbulg. *brodŭ* idem zurückführt. — S. 143: zum Bedeutungswandel von *femeie* ('Familie' → 'Frau') vgl. *gloată* '(Menschen-)Menge', das im Banat auch 'Frau' heißt (*Dicţ. Acad.* II, S. 275, Sp. 2). — S. 144: *pat* '(er-)leide' ist noch heute oft üblich. — S. 145: *boariŭ* wird überall in der Moldau gebraucht. — S. 146: *guurucza* beruht auf *gaură*, nicht auf *gură* (Druckfehler!). *Imoasa*, Femininum zu *imos*, ist Ortsname (Bezirk Mehedinţi, in der Kleinwalachei). — S. 148: *slaină* zu *slănină* erinnert ein wenig an dial. *fănină* zu *făină.* — S. 149—150: *gînscă* statt *gîscă* erscheint vereinzelt auch in der Toponomastik; vgl. *Poiana Gînştei*, Ort beim Dorf Borca (Bezirk Neamţu, in der Nordmoldau). — S. 150: *hudubă* 'bubo' leitet jetzt G. Pascu, *Revista critică* VII (1933), S. 24 aus serb. *hudòba* 'malice, malignité; diable' ab. — S. 151: ich sehe nicht, wie *peciat* (für *pecete*) „una falsa ricostruzione sul plurale" sein kann; *salcă* (statt *salce*) aus Plur. *sălci* ist keine Parallele dazu. — Druckfehler gibt es viele, darunter einige sehr störend. Sie erklären sich durch den Umstand, daß das Buch in einer fremden Sprache geschrieben ist und der Vf. während des Druckes weit von Rumänien weilte. IORGU IORDAN.

Studi rumeni, pubblicati a cura della sezione rumena dell'Istituto per l'Europa Orientale. Direttore: Prof. Carlo Tagliavini della R. Università di Bologna, Band I ff., Roma 1927 ff.

Nach dem Weltkrieg ist das Interesse der Italiener für Osteuropa aus allerlei Gründen sehr rege geworden. Um sich über die politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der betreffenden Länder zu informieren, schuf man in Rom ein Istituto per l'Europa Orientale, mit mehreren Abteilungen, unter denen sich auch eine rumänische findet. Zahlreiche Studien, entweder in unabhängigen Bänden oder in den vom Institut selbst veröffentlichten Zeitschriften, sind in den letzten Jahren erschienen und haben das Bedürfnis der Fachleute, ebenso wie des gebildeten Publikums zu befriedigen gesucht. Rumänien und dessen Sprache nehmen in dieser lebhaften Tätigkeit natürlich einen großen Platz ein: seit jeher haben sich italienische Philologen fürs Rumänische interessiert, und seit 1918 leben in Italien eine Anzahl Rumänen, die sogenannten Istrorumänen. So erklärt sich die Entstehung einer Zeitschrift, deren Zweck ausschließlich das Studium des Rumänischen ist. Als Herausgeber derselben wurde Carlo Tagliavini, ein sehr guter Kenner unserer Muttersprache, ausgewählt, der im Proemio zum I. Bd. ausführlich zeigt, wie er seine Aufgabe versteht. Vor allem will er seiner Zeitschrift einen mehr linguistischen Charakter

einprägen, was ihm aber, wie man aus der folgenden Inhaltsangabe der ersten vier Bände sehen wird, nicht gerade gelungen ist. Zugleich verspricht er eine möglichst reiche Bibliographie der in Rumänien und rumänisch erschienenen Bücher, Abhandlungen, Aufsätze u. dgl. zu geben, und das hat er gehalten.

Band I (Juni 1927). Carlo Tagliavini, *Proemio* (S. 1—13). — Vaslie Pîrvan, *La concezione storica del mondo* (S. 14—19): die italienische Übersetzung eines Fragments aus dem Buche *Idei şi forme istorice*, Bucureşti 1920, des verstorbenen rumänischen Historikers und Archäologen. — Matteo Bartoli, *La spiccata individualità della lingua rumena* (S. 20—34): mit Hilfe seiner wohlbekannten 'neolinguistischen' Prinzipien sucht B. zu beweisen, das Rumänische sei lateinischer und zugleich weniger lateinisch als alle anderen romanischen Sprachen. (Obgleich die Arumänen auch Makedorumänen heifsen, darf man nicht vergessen, dafs die Zahl der in Makedonien selbst lebenden ziemlich gering ist.) — Ramiro Ortiz, *Medioevo rumeno* (S. 35—64): in dieser interessanten Abhandlung, deren Fortsetzung im Bd. II und III folgt, führt O. eine Menge von Tatsachen aus der rumänischen Geschichte (bis Anfang des 19. Jhs.) an, womit er den Gedanken stützen will, dafs die Rumänen auch ein 'Mittelalter' im Sinne des Abendlandes gehabt haben. Im allgemeinen hat er recht, nur scheint es mir, er übertreibt die Bedeutung der Übereinstimmungen zwischen abendländischen und rumänischen Verhältnissen, die ziemlich oft falsch gedeutet werden. Empfiehlt es sich, um ein einziges Beispiel zu geben, die rumänischen *lăutarĭ* mit den Troubadours zu identifizieren? Der Abstand von den einen zu den anderen ist ebenso grofs wie der zwischen . . . Rumänien und Provence. Der betreffende Teil der Ortizschen Abhandlung ist auch in *Omagiu lui I. Bianu*, Bucureşti 1927, S. 263ff. und im seit kurzem erschienenen Buch unseres Vf. *Varia Romanica*, Firenze 1932, S. 365ff. veröffentlicht worden. (S. 58: Delavranceas Drama heifst *Viforul*; Ştefăniţă-Vodă ist blofs dessen Hauptheld. — S. 59: altrum. *comis* 'Stallmeister [des Landfürsten]' geht auf mittelgr. *κόμης*, nicht auf lat. *comes* zurück.) — Alexandru Marcu, *V. Alecsandri e l'Italia* (S. 65—111; Fortsetzung folgt): studiert sehr eingehend die Beziehungen des rumänischen Dichters Alecsandri zu Italien vom politischen, literarischen und menschlichen Gesichtspunkte aus. Die Abhandlung ist auch rumänisch (in den Denkschriften der Akademie, Bucureşti 1927) fast ungeändert erschienen. — C. Tagliavini, *Postilla Eminesciana* (S. 112—114): der bekannte Vers von Eminescu *cu murmurele lor blînde, un izvor de horum-harum* könnte seinen Ursprung in Goethes *Hör' auf die Worte harum-horum* haben. — Carlo Tagliavini, *Rassegna delle pubblicazioni periodiche* (S. 115—151): kritischer Bericht über den Inhalt zahlreicher philologischer, historischer und literarischer, meist rumänischer (aber auch ausländischer) Zeitschriften. Es hat keinen Zweck, diesen ausführlichen Bericht zu besprechen. Höchstens würde ich, wenn es mir nötig scheint, gewisse Dinge daraus hervorheben. Was aber unbedingt anerkannt werden mufs, ist nicht nur die seltene Gewissenhaftigkeit, sondern auch die aufserordentlich grofse und genaue Dokumentierung Tagliavinis auf dem Gebiete der rumänischen Philologie (im weiten Sinne des Wortes).

— C. Tagliavini und B. E. Vidos, *Recensioni* (S. 152—164): wichtiger darunter ist die Anzeige über M. Roques, *Palia dela Orăştie*, Paris 1925.

Band II (Dezember 1927). R. Ortiz, *Medioevo rumeno* (S. 165—198). — A. Marcu, *V. Alecsandri e l'Italia* (S. 199—233; Fortsetzung folgt). — C. Tagliavini, *Postille rumene* (S. 234—237): über *pe* vor dem Akkusativ (T. nimmt Puşcarius Erklärung an, dieser Sprachusus bezweckte anfänglich, die Verwechslung des Nominativs und des Akkusativs zu beseitigen, und macht die interessante Feststellung, daſs in Coresis Evanghelia cu învăţătură, vom Jahre 1581, *pe* sehr selten oder gar nicht vor *mine, tine, sine* erscheint, d. h. vor Formen, die sich vom Nominativ streng unterscheiden), dann über *gruĭŭ* (in vorhellenischen Sprachen Kleinasiens gibt es ein damit sehr eng verwandtes Wort, das vom Balkanlatein aufgenommen werden konnte) und über *stup* 'Bienenstock (dakorum.), Biene (arum.)'. — C. Tagliavini und B. E. Vidos, *Recensioni* (S. 238—245). — Radu Vulpe, *Vasile Pîrvan †* (S. 245—252).

Band III (1928). N. Drăganu, *Răpcĭune* (*Răpcĭunĭ*, *Răpcĭun*) (S. 1—6): dieser volkstümliche Name des Monats September wird auf ein lat. **rapacio, -onem* 'tempo della raccolta delle rape' zurückgeführt. Vf. versucht zu beweisen, daſs die Rüben eine groſse Bedeutung bei den Römern als Nahrungsmittel hatten, aber alle angeführten Stellen aus verschiedenen Schriftstellern beziehen sich auf andere Gegenden als auf den Balkan und Dazien. Warum sollen die Ortsnamen *Răpcĭune* und *Răpcĭuniţa* „nome di un proprietario o di una proprietaria di tempi trascorsi" sein, während *Răpcĭunĭ* „ci può ricordare la pianta" (S. 6)? Sind solche Unterscheidungen berechtigt? — Leca Morariu, *Noterelle istro-rumene* (S. 7—14): Ergänzungen und Verbesserungsvorschläge zu S. Puşcariu, *Studii istroromîne* II, Bucureşti 1926. — A. Marcu, *V. Alecsandri e l'Italia* (S. 15—86). — C. Tagliavini, *Postille rumene* II (S. 86—92): T. leitet rum. *pat* 'Bett' von lat. *patu(u)m* „idem est quod *patulum* id est locus patens et apertus" (bei Du Cange) ab, was semantisch (durch die Parallele *aşternut* 'lit, litière, couche' zu *a aşterne* 'étendre, étaler par terre') um so schwächer begründet wird, als die Bedeutung 'lit' für *aşternut* unrichtig ist (kein Beleg im *Dicţ. Acad.* I, 1, S. 329 darf so verstanden werden); der oft besprochene ON. *Tîmpa* sollte nach T. 'vorindoeuropäisch' und aus Kleinasien nach dem Balkan gekommen sein. — C. Tagliavini, *Rassegna delle pubblicazioni periodiche* (S. 93—144). Zur Etymologie von *creţ* (S. 101—102) ist zu bemerken, daſs A. Philippide, *Un specialist romîn la Lipsca*, Iaşi 1909, S. 70 eine der von S. Puşcariu, *Dacoromania* III, S. 843f. ähnliche und m. E. vorzuziehende Erklärung („*krékion*, *κρικίον*, mit lateinischer Betonung") vorgeschlagen hat. S. 132 soll überall statt *haĭş*, das kein rumänisches Wort ist, *hăĭs* stehen. S. 140f.: der Mitarbeiter von *Şezătoarea* heiſst Feresăuariu, nicht Fereşăuariu. — C. Tagliavini, B. E. Vidos und M. Valkhoff, *Recensioni* (S. 145—202), unter denen von gröſserer Bedeutung sind die über Kr. Sandfeld, *Balkanfilologien*, Kopenhagen 1926 (S. 151: die Stellung des Possessivums nach dem Substantiv bei Verwandtschaftsnamen, wie im rum. *frate-mieŭ* u. ä., ist auch in Süditalien sehr verbreitet), A. Rosetti, *Recherches sur la phonétique du roumain au XVIe siècle*, Paris

1926, Iorgu Iordan, *Rumänische Toponomastik*, Bonn-Leipzig 1924—26, N. Drăganu, *Toponimie şi istorie*, Cluj 1928, N. Cartojan, „*Fiore di virtù" în literatura romînească*, Bucureşti 1928 und Al. Marcu, *Romanticii italieni şi Romînii*, Bucureşti 1924.

Band IV (1929—1930). W. Meyer-Lübke, *Frasin* (S. 1—2): lat. *fraxinus* ist 'lautgesetzlich' zu rum. (dial.) *frapsin* geworden, das dann in sehr vielen Gegenden sein *p* durch Dissimilation an *f* der ersten Silbe verloren hat; in *pĭeptene*, z. B., hat sich *p* erhalten, weil Anlaut *p* vor einem Vokal steht (also nur Labial + Kons. — Labial + Kons. kann dissimilieren). — Aldo Albertoni, *Diritto bizantino, diritti balcanici, diritto italiano* (S. 3—40). — C. Tagliavini, *Alcuni manoscritti rumeni sconosciuti di missionari cattolici italiani in Moldavia* (*sec. XVIII*) (S. 41—104): in der „Biblioteca Comunale dell'Archiginnasio" von Bologna finden sich mehrere bisher unbekannt gebliebene Manuskripte von katholischen Missionären in der Moldau, die alle dem berühmten Polyglotten Kardinal Giuseppe Mezzofanti angehört haben. T. studiert und veröffentlicht das wichtigste darunter, und zwar ein kleines italienisch-rumänisches Gesprächsbuch, dessen Vf. Pater Anton Maria Mauro ist. S. 60: Formen wie *minone, spone, respons* u. ä. (mit *o statt u*) dürften als Italienismen betrachtet werden. S. 65: zu Beispielen wie *dela ĭadul, la raĭul* usw. (für *dela ĭad, la raĭŭ*) ist die Tatsache zu vergleichen, daſs heutzutage ein M. Sadoveanu *dela marea*, ein N. Iorga *pe regele* u. ä. schreibt: da es (für das Volk) ein einziges Meer und (in unserem Lande) einen einzigen König gibt, werden die Bezeichnungen dieser Begriffe wie Eigennamen behandelt und infolgedessen nach allen Präpositionen mit bestimmtem Artikel gebraucht. S. 66: *s'a chema* (= *se va chema*) ist überall in der Moldau (die Bukowina und Bessarabien mit einbegriffen), wahrscheinlich auch in der nördlichen Hälfte Siebenbürgens verbreitet. S. 68: *adicăte* wird noch heute ziemlich oft in der Moldau gehört. S. 84: *canalie* ist in der Tat, wie *Dicț. Acad.* richtig sagt, ein Neologismus, und zwar ein sehr neuer, daher sehr selten gebraucht. S. 85: *ales* statt *maĭ ales* ist kein „lapsus calami", da es uns in der Volkssprache noch heute unter denselben Umständen wie im Manuskript von Mauro begegnet (zahlreiche Beispiele aus dem Altrumänischen und den Volksliedern kann man im *Dicț. Acad.* I, 1, S. 113, Sp. 1 finden). S. 98, Anm. 2: *nu vi plac* ist ein Versehen für *nu vă plac*. S. 104, Anm. 2: *nimeste* ist kein „lapsus calami per *nimereste*", sondern steht für *năimeşte*, 2. Pers. Sing. des Imperativs von *a năimi* 'dingen, heuern, mieten' (Tiktin, *Rumänisch-deutsches Wörterbuch*, S. 1031, Sp. 2), was auch semantisch tadellos paſst. — Dr. Luigi Treml, *Di un probabile calco linguistico della Palia di Orăştie* (S. 105—107): um die konkrete Bedeutung von rum. *bunătate* 'Güter' < lat. *bonitatem* zu erklären, denkt T. an den Einfluſs des ungarischen Wortes *jószág* 'Güte; Güter'. — C. Tagliavini, *Rassegna delle pubblicazioni periodiche* (S. 108—159): S. 125 ist der Name N. Edioglu in Nedioglu zu verbessern; S. 129 soll Damé, *Incercare de terminologie* . . ., nicht *Şăineanu, Incercare* . . . stehen; S. 132 hat T. vollkommen recht, wenn er über Giugleas Etymologien so scharf urteilt (vgl. auch S. 140); S. 135 Călătoru, nicht Galatoru; S. 136 Vătăşianu, nicht Vatasianu; S. 145 Macurek, nicht Malurec. — C. Tagliavini, L. Göbl, L. Treml,

A. Albertoni und N. Georgescu-Tistu, *Recensioni* (S. 160—215), worunter diejenigen über S. Puşcariu, *Studii istroromîne* III, Bucureşti 1929, Leca Morariu, *Lu fraţi noştri,* Suceava 1928, Ilie Bărbulescu, *Curentele literare la Romîni,* Bucureşti 1928 und N. Cartojan, *Cărţile populare în literatura romînească,* Bucureşti 1929, alle von Tagliavini, besonders zu erwähnen sind.

Zum Schlufs erlaube ich es mir, den verdienstvollen Herausgeber der *Studi rumeni* auf die ungewöhnlich grofse Menge von Druckfehlern aufmerksam zu machen, die nicht nur bei rumänischen Namen und Wörtern, was leicht zu verstehen ist, sondern auch bei den anderen, ja bei den italienischen selbst, vorkommen. IORGU IORDAN.

Zeitschriftenschau.

Archiv für das Studium der neueren Sprachen. 161. Band (1932).

Abhandlungen.

W. Giese, Grundzüge der Entwicklung der älteren katalanischen Literatur. [Sehr willkommene, gehaltvolle Übersicht.]

Reto R. Bezzola, Neues über Dante. Zum 12. Bd. des Deutschen Dantejahrbuchs.

O. Schultz-Gora, Das Adynaton in der altfr. und provenz. Dichtung nebst Dazugehörigem. [Verdienstliche Sammlung und Deutung].

Kleinere Mitteilungen.

Ders., Zu Joufrois V. 3580—81. [Textbesserung. Mir scheint aber, dafs bei *Franche* als Objekt der Sinn bedeutend gewinnt.]

Ders., Zu Archiv 159, 98 und 157, 249. [Es handelt sich um *heire* 'Miene'.]

G. Rohlfs, Zu Archiv 160, 100. [Zwei Richtigstellungen.]

E. Richter, Altfranz. *mal — mel.* [Zusammentreffen von *meus — mieus* (*malus*) mit *mieux* (*melius*) brächte *mieus* zum Schwinden.]

L. Spitzer, Romanisch **impeltare* 'pfropfen'. [Gute Selbstverteidigung.]

G. Rohlfs, Noch einmal span. *paniquesa* 'Wiesel'. [Nachweis, dafs *paniquesa* = 'Brot und Käse', gask. *pallẹt* = 'Brot und Milch' und dafs franz. *belette,* ital. *béllula* etc. lat. *bellus* 'schön' zum Ausgangspunkt haben.]

E. Tappolet, Vom Romanistenkongrefs in Rom.

Sitzungsberichte
der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1931.

Zu nennen der nach seinen Gedankengängen mitgeteilte Vortrag Sanftleben, Eine neue Auffassung der Genera des Verbums.

Beurteilungen.

G. Rohlfs: F. Brunot, Histoire de la langue française dès origines à 1900. Tome VI.

W. Suchier: 1. R. Bossuat, Drouart la Vache, traducteur d'André le Chapelain (1290). Paris 1926. — 2. Li livres d'amours de Drouart la Vache. Texte établi . . . par R. Bossuat. Paris 1926. [Wichtige Besprechung.]

L. Pfandl: S. Gräfenberg, Praktisches Lehrbuch der spanischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Neubearbeitet und herausg. von Th. Heinermann. 14. verb. Auflage. Leipzig 1930. [Gerühmt.]

H. Meier: E. Pfohl, Neues Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache für den Schul- und Handgebrauch. 2 Teile. Leipzig 1931. [Kommt sehr schlecht weg.]

H. Rheinfelder: W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. neubearbeitete Auflage. 1.—4. Lieferung. [Zahlreiche Besserungen.]

O. Schultz-Gora: Das Moralium Dogma Philosophorum des Guillaume de Conches lateinisch, altfranzösisch und mittelniederfränkisch, hg. von John Holmberg. Uppsala 1929. [Besserungen.]

Ad. Hämel: Estudios eruditos in memoriam de A. Bonilla y San Martín. Tomo II y ultimo. Madrid 1930.

A. Franz: E. Auerbach, Dante als Dichter der irdischen Welt. Berlin und Leipzig 1929. [Scharfe Kritik.]

Kurze Anzeigen.

S. 133ff. A. Ludwig: A. Jolles, Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. Halle 1930. — A. Brandl: W. Havers, Handbuch der erklärenden Syntax. Ein Versuch zur Erforschung der Bedingungen und Triebkräfte in Syntax und Stilistik. Heidelberg 1931. [„Das Grofse an dieser Arbeit ist, dafs der Vf. von den Problemen ausgeht, die der redende Mensch zu bewältigen hatte, nicht blofs von dem fertigen Produkt der Rede. Für zahlreiche Einzelfragen ist sie eine Fundgrube."] — S. 152ff. G. Rohlfs: E. Kieckers, Historische lateinische Grammatik. 2. Teil: Formenlehre. München 1931. — S. Sklarz und R. Brummer, Grundzüge einer Bibliographie für das Studium der französischen Philologie. 2. Aufl. Breslau 1931. — A. Hilka, Französische Philologie. Studienplan und Lektürekanon. Bibliographisches Handbüchlein für das Studium der französischen Sprach- und Literaturgeschichte für Studierende, Schulmänner und zum Selbstunterricht. Göttingen 1931. — A. Holzheuer, Neue Beiträge zur Geschichte der Entstehung, Funktion, syntaktischen Verwendung und Benennung des sog. Teilungsartikels (article partitif) im Französischen. Diss. Göttingen 1930. [Gelobt.] — R. Levy, Old french *goz* and C(h)restiiens *li Gois*. S.-A. aus PMLA of America 46, 312ff. — G. Rohlfs, Le patois de Lescun (Basses-Pyrénées). S.-A. aus Miscelánea filológica ded. a D. Antonio Ma. Alcover. Palma de M. 1931. — L. Spitzer, Romanische Stil- und Literaturstudien. Marburg a. L. 1931. — Tobler-Lommatzsch, Altfranz. Wörterbuch. 14. Lief. — G. Bähr, El arco iris y la via láctea en Guipúzcoa. S.-A. aus Revista internacional de los estudios vascos, tomo 22, no. 3. — W. Giese, Sobre el molino suletino. S.-A. aus gleicher Revista, tomo 21. — Eug. Anitchkof, Joachim de Flore et les milieux courtois. Roma 1931. — Atlante linguistico italiano. Rela-

zioni e rendiconti. Con cartine e illustrazioni. Udine 1931. — W. Geſsler, Der deglutinatorische Genuswechsel im Italienischen. S.-A. aus Arch. Roman., vol. XV. — A. Levi, Della versificazione. Genova 1931. [„Wertvolle Studie".] — Ugo Pellis, Dischi dialettali d'una zona marginale. Udine 1931. [Aufnahmen einer friaulischen Mundart aus dem Munde von Kriegsgefangenen, deren Unzuverlässigkeit gezeigt wird.] — G. Rohlfs, Dizionario dialettale delle tre Calabrie. Prima puntata. Halle 1932. — R. von Planta, Über die Sprachgeschichte von Chur. S.-A. aus dem Bündnerischen Monatsblatt 1931. [„Tiefschürfende Studie".] — S. 313ff. G. Rohlfs: Zeitschrift für roman. Philologie. Register zu Band 31—50 von Fr. Zimmermann. Halle 1932. — Fr. Altheim, Die Anfänge des Vulgärlateins. S.-A. aus Glotta, Bd. 20. — V. Bertoldi, Problèmes de substrat. Extrait du Bulletin de la Société de Linguistique, vol. 32. — W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch. 3. neubearb. Aufl., Lief. 7. — M. de Paiva Boléo, Orientaçôes da filologia românica na Alemanha e o Seminario Românico de Hamburgo. S.-A. aus der Zeitschrift Biblos. Coimbra 1931. — H. Breuer, Untersuchungen zum lateinisch-altfranz. Adamsspiel, Teil I. S.-A. aus Zeitschrift für roman. Philologie, Bd. 51. — Ch. Bruneau, Manuel de phonétique pratique. 2e éd. revue et complétée. Paris 1931. [Praktisch, elementar, wertvoll.] — G. Fahrholz, Wohnen und Wirtschaft im Bergland der oberen Ariège. Sach- und Wortkundliches aus den Pyrenäen. Mit 40 Abbildungen, 7 Tafeln und einer Übersichtskarte. Hamburger Studien zu Volkstum und Kultur der Romanen, 3. Heft. Hamburg 1931. [Gelobt. Gute Besserungen.] — P. Panter, Ein Pyrenäenbuch. Berlin 1930. — S. Szogs, Aspremont. Entwicklungsgeschichte und Stellung innerhalb der Karlsgeste. Romanist. Arbeiten. Bd. 18. Halle 1931. [*Rise* ist *Rhegium* in Kalabrien.] — K. Voretzsch, Einführung in das Studium der altfr. Sprache. 6. Aufl. Halle 1932. [Das Buch hat wertvolle Verbesserung und Bereicherung erfahren.] — C. Battisti, Aspirazione etrusca e gorgia toscana. S.-A. aus Studi Etruschi vol..IV. [Wichtige Auseinandersetzung.]

162. Band.

Zur Feier des 75. Geburtstages der Herrigschen Gesellschaft wird das erste Doppelheft, das dieser Gesellschaft gewidmet ist, eröffnet mit

M. Fuchs und M. Born, Zum 75jährigen Jubiläum der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. [Beachtenswert besonders durch Angaben über eine Anzahl namhafter Romanisten.]

Der Bericht über die Feier selbst steht an der Spitze des 2. Doppelheftes:

M. Born, Feier usw.

Abhandlungen.

M. Förster, Abt Raoul d'Escures und der spätae. 'Sermo in Festis S. Mariae.'

U. Leo, Dialektgeographie und romanische Sprachwissenschaft. [Groſs angelegter Überblick.]

Kleinere Mitteilungen.

G. Rohlfs, Gotische *-ingen*-Namen in den französischen Pyrenäen? [Sehr beachtlich.]

K. Heisig, 'Zur Karlsreise'. [Eindringen italienischer Überlieferungen.]

K. Glaser, Bezeichnungsweisen eines hohen Grades in französ. Mundarten (*intensifs*). [Es handelt sich um Verbindungen wie *fini*(*ment*) *bon*, *franc bon*, *pourri riche*, *vrai fou*. usf. Auch auf engl. *very* wäre hinzuweisen.]

W. Meyer-Lübke, Altfranz. *juësdi*. [Lies *Joesdi de Rovoisons*.]

K. Heisig, Zu *Tervagant* [**Termagnum* + *vagantem* > *Tervagant*. Eine Dreiheit *Jupiter*, *Mars*, *Mercurius* hat auch Wace (Jenkins, Roland zu 1390). — Lies *Siglorel* (st. *Singl-*). — Man könnte aber auch von **terrivăgus* > **terrivagans* 'über Land schweifend' ausgehen, das gekreuzt mit *trivius* 'an Dreiwegen verehrt', das nach Georges verschiedenen Gottheiten beigelegt wurde, zu *Trivigante* (nach Jenkins, Zu Roland 611 in Ariost OF XII, 59) geworden wäre].

Beurteilungen.

H. Meier: P. Hartig und W. Schellberg, Handbuch der Spanienkunde. [Ausführliche, eingehende Kritik.]

P. Hazard: Cervantes par A. Castro.

A. Franz: Allan H. Gilbert, Dante's Conception of Justice.

U. Leo: L. Spitzer, Romanische Stil- und Literaturstudien. I. II. [Kritische Zergliederung von und Einführung in Spitzers Arbeitsverfahren.]

Th. Heinermann: M. Regula, Französische Sprachlehre auf biogenetischer Grundlage.

Ders.: H. Hatzfeld, 'Don Quijote' als Wortkunstwerk. Die einzelnen Stilmittel und ihr Sinn.

Kurze Anzeigen.

G. Rohlfs: V. Bertoldi, Casi di sincope nel gallico e nel gallo-ligure (S.-A.). — W. Giese, Zur Morphologie der Märchen der Romanen (S.-A.). — K. Jaberg, Sprachtradition und Sprachwandel (Rektoratsrede). — O. Meisinger, Vergleichende Wortkunde. — W. Meyer-Lübke, Romanisches etym. Wörterbuch, Lief. 8. — D. Aebi, Der Marienkäfer, seine französischen Namen und seine Bedeutung im Volksglauben und Kinderspruch. — P. Barbier, Un nouveau nom des basques (S.-A.). — Ph. A. Becker, Vom christlichen Hymnus zum Minnesang (S.-A.). — O. Bloch, Dictionnaire étymologique de la langue française. — Le Haut Livre du Graal: Perlesvaus. Ed. by W. A. Nitze and T. A. Jenkins. Vol. I. — J. Ronjat, Grammaire istorique des Parlers Provençaux modernes. Tome I. — G. Tilander, Glanures lexicographiques. — W. Giese, Die volkstümliche Kultur des Niolo (Korsika) (S.-A.). — H. Kaeser, Die Kastanienkultur und ihre Terminologie in Oberitalien und in der Südschweiz. — W. Bierhenke, Ländliche Gewerbe der Sierra de Gata. — J. Corominas, Notes etimologiques (S.-A.).

A. Brandl: K. Jaberg, Sprachtradition und Sprachwandel (Rektoratsrede). — Medium Aevum I. — K. Jaberg und J. Jud, Der Sprachatlas als Forschungsinstrument.

G. Rohlfs: H. Gmelin, Das Prinzip der Imitatio in den romanischen Literaturen der Renaissance I (S.-A.). — W. Meyer-Lübke, Roman. etym. Wörterbuch, Lief. 9. — A. Duraffour, Phénomènes généraux d'évolution phonétique dans les dialectes franco-provençaux d'après le parler de Vaux-en-Bugey (Ain). — L. Götz, Martial d'Auvergne: Les Arrêts d'Amour (Neuausgabe). — W. Giese, Volkskundliches aus den Hochalpen des Dauphiné. — H. Kahane, Bezeichnungen der Kinnbacke im Galloromanischen. — St. Lyer, Participe présent actif avec le sens passif (S.-A.). [Ich weise in diesem Zusammenhang vorläufig hin auf *baten* 'unter Schlägen' Jaufre 5045 usf. (s. Anmerkung und Glossar), Roland 1522 *Sainz pareïs vos est abandonant* (Ger.), it. *anime purganti* 'Seelen im Fegfeuer', *Chiesa purgante* (neben *militante*). Vgl. auch Meyer-Lübke, Roman. Gramm. III, § 15; Appel, Raïmbaut S. 47; Spitzer, Stilstudien I, 17.] — S. Palay, Dictionnaire du Béarnais et du gascon modernes (Bassin de l'Adour). Tome I[er]: A—E. — A. Tabachowitz, Etude sur la langue de la version française des serments de Strasbourg. — Tobler-Lommatzsch, Altfranz. Wörterbuch, Lief. 15. [Deutung von *cuiche.*] — J. Corominas, Vocabulario aranés (oberstes Garonnetal). — Fr. Krüger, Worfeln und Verwandtes in den Pyrenäen (S.-A.). — G. Sachs, Die germanischen Ortsnamen in Spanien and Portugal. — R. J. Slabý und R. Grofsmann, Wörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Teil I: Spanisch-Deutsch. [Sehr gerühmt.]

163. Band.

Abhandlungen.

M. L. Wagner, Bedeutungsmonstrositäten. [Es handelt sich um Fälle wie altsard. *fini* 'Dorf' st. 'Lebensende', die sich von Wörterbuch zu Wörterbuch weiterschleppen.]

Kleinere Mitteilungen.

G. Rohlfs, Franz. *mère-goutte.* [Nicht *mĕrus*, sondern *mater.* Auch in wall. *mierseu* 'ganz allein' könnte *mater* das Ursprüngliche sein. Vgl. noch *mierdiceû* und *to fin mierseû* bei Forir, Dict. Liégeois-Français.]

W. Meyer-Lübke, Die Entwicklung von *-t'n-* im Französischen. [Eher *-sn-* zu *-rn-* als *-tn-* zu *-rn-*; *-umen* st. *-udine* wird mit guten Gründen bekämpft.]

E. Hirsch, Waldensische Ansprache anläfslich einer Audienz beim König von Württemberg.

G. Rohlfs, Zu franz. *cane* (*canard*) und *grenouille.* [Es wird *ane* bzw. *ren-* + Schallwort befürwortet.]

Beurteilungen.

W. Suchier: Le Couronnement de Renard. Poème du 13[e] siècle p. p. A. Foulet. Princeton-Paris 1929.

E. Seifert: H. Petriconi, Antología de poesías líricas españolas. Halle, Niemeyer, 1932.

K. Glaser: Recherches sur l'ancien théâtre français. Trois farces du recueil de Londres. Le Cousturier et Esopet. — Le Cuvier. — Maistre

Mimin Estudiant. Textes publiés avec notices et commentaires par E. Philipot. Rennes, Plihon, 1931.

K. Lewent: C. Appel, Die Lieder Bertrans v. Born (Übungstexte 19/20). Halle, Niemeyer, 1932.

H. Hatzfeld: M. García Silvestre, Història Sumaria de la Literatura Catalana. Barcelona 1932.

Fr. Schürr: N. Nicolet, Der Dialekt des Antronatales. Halle, Niemeyer, 1929.

M. J. Wolff: C. Mic, La Commedia dell'arte. Paris 1927 u. E. Petraccone, La Commedia dell'arte. Napoli 1927.

Kurze Anzeigen.

A. Brandl: F. Gennrich, Grundriſs einer Formenlehre des mittelalterlichen Liedes als Grundlage einer musikalischen Formenlehre des Liedes. Halle, Niemeyer, 1932 (S. 130). — L. Jutz: L. Risch, Beiträge zur romanischen Ortsnamenkunde des Oberelsaſs. Jena, Gronau 1932 (S. 130). — G. Rohlfs: W. Meyer-Lübke, Rom. Etym. Wörterbuch. Lief. 10 (S. 152). — Ders.: A. Viscardi, Saggio sulla letteratura religiosa del medio evo romanzo. Padova 1932. — Ders.: Dictionnaire étymologique de la langue française par O. Bloch. Tome II (L—Z). — Ders.: F. Brunot et Ch. Bruneau, Précis de grammaire historique de la langue française. Paris 1933. [Warm empfohlen.] — Ders.: Jacques Bretel, Le Tournoi de Chauvency. Edition complète par M. Delbouille. Paris 1932. — Ders.: J. Ronjat, Grammaire istorique des parlers provençaux modernes. Tome II., première partie. Fonétique: II. Montpellier 1932 (S. 156). — Ders.: K. Voretzsch, Altfranzösisches Lesebuch. 2. Aufl. Halle, Niemeyer, 1932. — Ders.: G. Serra, Contributo toponomastico alla teoria della continuità nel medioevo delle comunità rurali romane e preromane dell'Italia superiore (S. 159). — Ders.: M. L. Wagner, Zu einigen arabischen Wörtern des Sizilianischen und Süditalienischen. S.-A. aus Zs. 52, 641. — Ders.: A. Dauzat, *Andare-aller* d'après les atlas linguistiques. S.-A. (S. 312). — Ders.: W. Meyer-Lübke, Rom. Etym. Wörterbuch. Lief. 11. — Ders.: Wörterbuch zu Kristian von Troyes' sämtlichen Werken. 2. Aufl. Halle, Niemeyer, 1933. — Ders.: Fr. Cramer, Der hl. Johannes im Spiegel der französischen Pflanzen- und Tierbezeichnungen. Gieſsen, Roman. Seminar, 1932. — Ders.: Glossaire des patois de la Suisse Romande, fasc. IX. — Ders.: Der Percevalroman (*Li contes del Graal*) v. Chr. v. Troyes, hg. v. A. Hilka. — Ders.: L. Risch, Beiträge zur romanischen Ortsnamenkunde des Oberelsaſs (s. oben). — Ders.: Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache v. F. Moesch u. G. Diercks. Leipzig 1932. — Ders.: Vocabulario del dialecto murciano. Con un estudio preliminar y un apéndice de documentos regionales por Justo García Soriano. Madrid 1932. — Ders.: G. Bottiglioni, Atlante linguistico-etnografico italiano della Corsica. Pisa 1932. — Ders.: G. Pedrotti e V. Bertoldi, Nomi dialettali delle piante indigene del Trentino e della Ladinia dolomitica, presi in esame dal punto di vista della botanica, della linguistica e del folklore. Trento 1930.

Hermann Breuer.

Studien zu Prudencio de Sandoval.

Der Spanier Fray Prudencio de Sandoval († 1620), ursprünglich nur ein schlichter Mönch, ein emsiger Archivar, Handschriftenschatzgräber und Ordenschronist, dann durch Verwandtschaft und dynastisch-politische Zufälle plötzlich aus dem beschaulichen Frieden benediktinischen Klosterlebens zu Ämtern und Würden emporgehoben, Hofgänger, Hofhistoriograph und Bischof zweier Diözesen geworden, kurz vor dem lang erträumten höchsten Ziele aber als unbeteiligtes Opfer höfischer Intrigen wiederum ins Dunkel zeitgenössischer Bedeutungslosigkeit zurückgestofsen, ist ein Prosaschriftsteller zweiten Ranges des Goldenen Zeitalters der spanischen Literaturgeschichte. Seine zahlreichen Werke zur weltlichen und kirchlichen Geschichte Spaniens sind, mit Ausnahme der grofsen Biographie des Kaisers Karl V., schwer zugänglich und wenig bekannt. Sein Lebensgang ist voll von ungelösten Fragen und wurde bisher nur in den gröbsten Umrissen und mit zahlreichen Lücken dargestellt. Das erste von den beiden Zielen der vorliegenden Abhandlungsreihe ist darum die Erarbeitung einer möglichst gründlichen und umfassenden Biographie dieses Autors, die zugleich eine Würdigung seiner verschiedenen Werke und eine Darlegung seiner geistigen Entwicklung in sich schliefst. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die gegenwärtigen Studien ein Beitrag zur spanischen Literaturgeschichte.

Unter Sandovals Werken ragt an erster Stelle seine „Geschichte des Kaisers Karl V." hervor. Trotzdem sie aus gewichtigen Gründen bis heute für die Forschung ein gern und ausgiebig benütztes Instrument blieb, ist ihr die neuere Geschichtskritik, weil sie von teilweise unrichtigen Voraussetzungen ausging, nicht immer und in allem gerecht geworden. Bisher wurde das opus magnum des Sandoval stets nur aufserhalb des Umkreises und der Zusammenhänge seines Lebens und Schaffens betrachtet. Nunmehr soll die Entstehung des Werkes erstmals aus dem ganz ungewöhnlichen Lebensgang des Verfassers abgeleitet und klargelegt werden; verschiedene, bis jetzt falsch gesehene Besonderheiten und angebliche Mängel sollen aus der Eigenart der geistigen und Forscherpersönlichkeit dieses Autors verständlich gemacht werden. Damit ist zugleich auch das zweite der beiden Ziele dieser Darstellung hinreichend umschrieben: durch die bisher noch nicht vorhanden gewesene Biographie Sandovals soll eine verbreiterte Basis für eine gründliche Neubewertung seiner

Kaisergeschichte geschaffen werden. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die vorliegenden Studien ein Beitrag zur spanischen und zugleich zur allgemeinen Historiographie.

Daſs es bei einem derartigen Unternehmen an neueren Vorarbeiten fast gänzlich gebrach, ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daſs, allgemein betrachtet, Sandoval ein spanischer Prosaschriftsteller gelehrter (nicht dichterischer) Richtung des 16. und 17. Jhs. ist, und daſs, im besonderen genommen, die Geschichte der spanischen Historiographie noch in weiter Wunschferne liegt. Eine einzige und daher um so freudiger zu begrüſsende Ausnahme bildet lediglich die verdienstvolle Publikation von D. Vicente Castañeda,[1] der in die Wirrnis der biographischen Daten über Sandoval einige Ordnung zu bringen versucht und vor allem den Wortlaut seines bisher unbekannten Testamentes zugänglich macht.[2] Unbegreiflich ist es andererseits, daſs hier auch die ordensgeschichtliche Forschung gänzlich versagt und daſs, um nur ein Beispiel zu geben, die neueste Ausgabe des grundlegenden Werkes von Max Heimbucher bei der Aufzählung der Schriftsteller des Benediktinerordens (I, 275 ff.) unseren Spanier nicht einmal dem Namen nach kennt. Ich führe nun zunächst, im Interesse der gröſseren Übersichtlichkeit und zur Wahrung eines strafferen Zusammenhangs, die Themen der einzelnen Kapitel meiner Darstellung an:

Inhaltsangabe.

---

[1] *Notas biográficas acerca de Prudencio de Sandoval, Madrid 1929.* Hier sei gleich im voraus bemerkt, daſs die Titel aller übrigen zu zitierenden Werke am Schlusse der vorliegenden Abhandlungsreihe alphabetisch verzeichnet sein werden.

[2] Der Bayerischen Staatsbibliothek in München und dem „Centro de intercambio intelectual germano-español" in Madrid, insbesondere dessen verdienstvollem Vorstand, Herrn Dr. Alfons Adams, bin ich für die Bereitstellung des zum Teil seltenen und schwer zugänglichen Materials zu groſsem Danke verpflichtet.

1. Herkunft und Erziehung. Die vornehme Verwandtschaft.

Sandovals Abstammung ist bis heute in rätselhaftes Dunkel gehüllt. Schuld daran ist er vor allem selber; denn zwei unterschiedliche Gruppen von autobiographischen Aussagen stehen sich, eine die andere Lügen strafend, in seltsamer Verworrenheit gegenüber. Zeitgenössische und spätere Quellen geben den wahrscheinlichen Grund dafür an: Sandoval war die unerhoffte und wenig geschätzte Frucht einer aufserehelichen Verbindung.

Hören wir zunächst seine eigenen Angaben. Ins Stammbuch des Benediktinerklosters von Nájera macht er als etwa 17jähriger Novize den Eintrag: „Ich bin aus Valladolid gebürtig; mein Vater hiefs Don Fernando de Tovar, meine Mutter Doña María de Sandoval."[1] In seinem Testament versichert er als nahezu 70jähriger Greis rundheraus: „Ich stamme von ehrenwerten Eltern und aus einem legitimen Ehebund. Meine Eltern kannte ich nicht, denn sie starben, bevor ich herangewachsen war. Erzogen wurde ich von Verwandten."[2] Das ist die erste Gruppe von Aussagen, und in ihr scheint alles in schönster Ordnung. Nun aber kommt, Verwirrung stiftend, die zweite. Als er in den genealogischen Anhängen seines Erstlingswerkes[3] an die Geschichte der Familie Tovar gelangt, gibt er die Liste der Kinder des Don Fernando de Tovar in folgender Reihe: Sancho, der des Vaters Erbe und Nachfolger wurde, Enrique, der kinderlos starb, Juan, der ein Dominikaner wurde, Cristóbal, der zu den Trinitariern ging, Maria, die in Calabazanos ins Kloster eintrat, Elvira, die ihren Vetter Don Hernando de Prado heiratete, und Ruy Díaz, der ein Mönch wurde. Der Letztgenannte ist er selber, aber er sagt ganz unbestimmt „Mönch" statt „Benediktiner", aus Besorgnis, den Leser auf die richtige Spur zu lenken. Er vermeidet auch sorgsam jede Andeutung darüber, mit wem der Vater dieser sieben Kinder verheiratet war, weil er sonst wohl oder übel die kleine Schar in ihre legitime und illegitime Hälfte scheiden oder zum mindesten darauf hinweisen müfste, dafs nicht alle sieben von der Ehefrau stammten. In einem anderen Buche, den *Fundaciones*,[4] und

[1] *Soy natural de Valladolid, mi padre se llamaba Don Fernando de Tovar, mi madre Doña María de Sandoval.* Als erster von allen, die sich mit dem Lebenslauf Sandovals beschäftigten, ist Argáiz auf diesen Eintrag gestofsen. Das ihn enthaltende *libro del asiento* (Klosterstammbuch) kam später ins Archivo histórico nacional in Madrid. Hier geriet Pérez Pastor neuerdings hinter die Notiz und veröffentlichte ein Stück davon in seiner *Bibliografia madrileña* II, 18. Zuletzt hat V. Castañeda (S. 468—469) die ganze Stelle mitsamt den dazugehörigen Nachträgen fremder Hand vollständig zugänglich gemacht.

[2] *Nací de padres honrados y de legítimo matrimonio. Pero no los conocí, porque murieron antes de que yo tuviese edad. Cridronme unos tíos míos.* Castañeda S. 470.

[3] *Crónica del Emperador Don Alonso* VII, S. 491 (Nr. 1 unserer im Anhang gegebenen Bibliographie).

[4] *Primera Parte de las Fundaciones de los Monesterios* (Nr. 2 unserer Bibliographie).

zwar bei Santo Toribio de Liébana, läſst er den Fernando de Tovar, der doch sein Vater war, nur zwei Söhne haben: Pedro und Alonso. Sie hätten, so fügt er bei, ihrem König in den Kolonien ruhmvolle Kriegsdienste geleistet und lebten gegenwärtig (1600) in Compostela. Als er sodann in den oben erwähnten genealogischen Anhängen von der Geschichte der Familie Sandoval zu reden hat, da schlieſst er sowohl sich selbst als auch seine Mutter, die doch angeblich eine Sandoval war, von jeder Erwähnung aus, läſst aber auch nirgends Raum für den Verdacht, daſs etwas totgeschwiegen sei, und gehabt sich, als hätte es in dieser Geschlechterreihe nie eine Doña María de Tovar, geborene Sandoval, und einen von ihr abstammenden Ruy Díaz (dann Prudencio) de Sandoval gegeben. Vierzehn Jahre später endlich, da er in seiner Bischofschronik von Pamplona[1] einen kurzen Abschnitt über sich selber schreiben muſs, verschweigt er Ort und Jahr seiner Geburt, Name und Stand seiner Eltern und sogar seinen ursprünglichen Taufnamen. Es ist teils belustigend, teils rührend zu sehen, wie er, um die offenkundige Lückenhaftigkeit seiner kleinen Selbstbiographie zu verdecken, ein Langes und Breites davon erzählt, daſs er an einem Freitag vormittag zur Welt kam, als eben die Glocken der Pfarrkirche zum freitäglichen Passionsamte riefen, und daſs merkwürdigerweise auch sonst der Freitag in seinem Leben ein bedeutungsvoller Tag gewesen sei.[2]

Einer zweimaligen, kurzen und präzisen Aussage über Geburtsort und Eltern stehen also nicht weniger als vier Angaben gegenüber, die deutlich bestrebt sind, alle biographischen Einzelheiten ins Unbestimmte zu verwischen, die sich in verschiedenen Punkten untereinander widersprechen und die das anderwärts Gesagte zum Teil sogar Lügen strafen. Die erste Gruppe von Aussagen stammt zur einen Hälfte von einem 17 jährigen Knaben, dessen kindliches Verantwortungsbewuſstsein keinerlei Bürgschaft und Gewähr bietet, zur anderen aber von einem fast 70 jährigen Greis, der an der Schwelle des Todes steht und seinen letzten Willen kundtut. Die zweite Gruppe rührt her von einem reifen Manne in Amt und Ehren, der, wo er sich vorsichtiger Zurückhaltung befleiſst, es jedenfalls nicht ohne triftige Gründe tut. Auf welcher Seite liegt nun die Wahrheit? — Treffen wir unsere Entscheidung nicht, bevor wir über den Mann die Urteile und Meinungen jener hörten, die zwischen ihm und uns gelebt und sich zu der Frage geäuſsert haben.

Der Historiker und Bibliophile Don José Pellicer de Ossau y Tovar, der 1672 auf Wunsch seines Vetters Don Fernando de Tovar y

---

[1] *Catálogo de los obispos de Pamplona*, fol. 137 (Nr. 6 unserer Bibliographie).

[2] *Es muy notable, que los sucesos más dichosos que el obispo ha tenido, los ha siempre recibido en viernes, porque entre las nueve y diez de la mañana nació en viernes, quando repicavan las campanas en su paroquia para la misa mayor. Recibió el hábito de San Benito en viernes, de una sola abadía, que su orden le dió, tomó la posesión en viernes, del obispado de Tuy también en viernes.*

Enríquez eine ausführliche Genealogie des Geschlechtes Tovar von etwa 1300 bis auf seine eigene Zeit zusammenstellt und in dem genannten Jahr 1672 drucken läſst,[1] berichtet über jenen Fernando de Tovar, den Sandoval als seinen Vater angibt, daſs er eine Doña Isabel de Orense zur Gattin gehabt und 1562 gestorben sei, daſs ferner diese Doña Isabel ihn um mehrere Jahre überlebt habe und dann an seiner Seite in der Pfarrkirche San Vicente des Städtchens Boca de Huérgano begraben worden sei. Pellicer meldet nichts von einer Ehe dieses Fernando de Tovar mit einer Maria de Sandoval, noch auch davon, daſs aus einer solchen Ehe ein Sohn Ruy Díaz (später Prudencio) de Sandoval entsprossen wäre. Wenn er aber von einer derartigen Vaterschaft weiſs und sie aus Familienrücksichten verschweigt, so beweist das nur, daſs sie illegitimer Art gewesen ist. Genauere Zusammenhänge ermittelt 1792 der Benediktinermönch Fray Benito Montejo. Er findet in der berühmten Sammlung Luis de Salazar y Castro[2] eine Handschrift, die sich betitelt: *Adiciones al Memorial que escribió Don José Pellicer en el año de 1672 de la casa de Don Fernando de Tovar.* In ihr meldet der anonyme Verfasser, daſs ein gewisser Don Fernando de Tovar, Hauptmann der Leibwache der Königin Johanna, von einer Frau in Tordesillas mehrere uneheliche Kinder hatte, darunter den Ruy Díaz de Tovar, der sich später Sandoval nannte und Bischof von Tuy und von Pamplona wurde.[3] In Tordesillas, und zwar in seinem alten, festungsartigen Schlosse, verbrachte die schizophrene Königin, die Mutter Karls V., nicht weniger als 46 Jahre ihres tragischen Lebens in Schutzhaft. Hier starb sie auch am 12. April 1555. Seit 1518 war dem Don Bernardo de Sandoval y Rojas, zweitem Marqués de Denia, Conde de Lerma, die verantwortliche Aufsicht über den Haushalt und die Person der unglücklichen Herrscherin anvertraut; er war ihr Obersthofmeister. Seit 1536 übte das Amt des in diesem Jahr gestorbenen Don Bernardo dessen ältester Sohn, Don Luis de Sandoval, dritter Marqués de Denia, Conde de Lerma, der es bis zum Tode der Königin innehatte. Der genannte Hauptmann der Leibwache aber war der Sohn einer Schwester des Don Bernardo, die sich Elvira nannte und mit Don Sancho de Tovar, Señor de Boca de Huérgano, vermählt war.[4] Die

[1] *Memorial de la calidad y servicios etc.*

[2] Diese Sammlung war ursprünglich im Besitz des Klosters Montserrat und ist jetzt in Verwahrung der Academia de la Historia in Madrid. Von ihr handeln unter anderen M. A. López, S. 46, und P. Rassow, S. 2. Montejo gibt für seine Handschrift folgende alte Standortsbezeichnung an: *Hállase en el cajón señalado con la letra F, Nr. 5.*

[3] *En una muger de Tordesillas, quando estaba allí sirviendo a la Reyna Doña Juana, tuvo algunos hijos, y de ellos fué Ruy Díaz de Tovar, que dice Sandoval que fué Religioso. Este Ruy Díaz de Tovar dicen que fué el mismo Fray Prudencio, que fué obispo de Tuy y de Pamplona, y mudó el nombre quando segunda vez tomó el hábito. Algunas memorias genealógicas, que hay en mi poder de la Casa de Tovar, dicen lo mismo.* Montejo S. 10.

[4] Diese Zusammenhänge ergeben sich aus López de Haro I, 163. Man vergleiche auch die der vorliegenden Studie als Anhang beigegebene Stammtafel.

Frau in Tordesillas aber, mit der dieser Hauptmann seine illegitimen Kinder erzeugte, hieſs — so behauptet Montejo in zeitgenössischen Aufzeichnungen gelesen zu haben — Doña Juana de Sandoval y Rojas.[1] Nun läſst sich in keiner der einschlägigen Genealogien[2] eine Doña María oder Doña Juana de Sandoval nachweisen, die um 1550 gebärfähigen Alters und ledigen Standes gewesen wäre, von der also Don Fernando de Tovar uneheliche Kinder hätte haben können. Er wäre zudem mit einem solchen Fräulein näher verwandt gewesen als es die damaligen Strafgesetze kirchlicher und bürgerlicher Art auch für Bindungen extra matrimonium erlaubt hätten. Genauer gesagt: Als Sohn einer Sandoval konnte Fernando de Tovar nicht wiederum eine Sandoval zur Geliebten und illegitimen Kindsmutter haben. Deutlich genug nennt sie überdies der vorhin zitierte Anonymus *una muger*, nicht etwa *una señora*, was er sicher getan hätte, wenn sie adeligen Standes gewesen wäre. Alles das aber führt zwangsweise zu der Annahme, daſs die Kebsin des Don Fernando eine Frau aus dem Volke war, deren Name nicht weiter erhalten blieb.

Kombinieren wir nun die Aussagen Sandovals mit den Nachrichten dieser seiner Biographen, so kommen wir zu folgenden Ergebnissen:

1. Was Sandoval über sich selbst in seinen verschiedenen Büchern bekanntzugeben für gut findet — wir nannten es die zweite Gruppe von Aussagen —, das erhärtet und bestätigt nur die Vermutungen und Rückschlüsse jener, die später über ihn schrieben. Wäre er das Kind einer legitimen Ehe gewesen, so hätte gerade er, der sich mit Vorliebe in genealogischen Erörterungen und Nachweisen erging, nie und nimmer zu solchen Kunstgriffen der Vernebelung seine Zuflucht genommen. Bestärkend tritt hierzu noch die von ihm an anderer Stelle zugegebene Tatsache, daſs er seine Eltern nie gekannt habe und von Verwandten aufgezogen worden sei.

2. Die Versicherung des Novizen im Klosterstammbuch von Nájera — womit wir uns der ersten Gruppe der Aussagen zuwenden — ist kein Gegenbeweis. Denn es kann nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, was vom Standpunkt unparteiischer Geschichtsschreibung aus, sine ira et studio gewertet, mehr Glauben verdient, die kecke und vielleicht unüberlegte schriftliche Angabe eines 17 jährigen Burschen, oder die vorsichtige und darum sehr beredte Zurückhaltung eines reifen Mannes, der den Titel eines *Cronista de S. M.* trägt und die Würde eines Bischofs innehat. Der Eintrag ins klösterliche Stammbuch ist offenbar wider besseres Wissen gemacht und somit gefälscht. Jugendliche Unbesonnenheit, Angst vor dem Abgewiesenwerden, Furcht vor drohender Bemäkelung und ähnliche Gründe können den Knaben zu diesem Tun veranlaſst haben; seine Pflegeeltern oder

---

[1] *Por razones del decoro se calló en las memorias del tiempo el nombre de la madre; pero en otras se lee, que lo fué Doña Juana de Sandoval y Rojas.* Montejo S. 12.

[2] In Betracht kommen vor allem Sandoval selbst, dann Pellicer und López de Haro.

Kostgeber oder wer sonst sich um ihn zu kümmern beauftragt war, mögen mit berechnendem Zureden mehr oder minder dabei beteiligt gewesen sein. Wir aber müssen uns zu besserem Verständnis dieses ganzen Vorgangs zweierlei vor Augen halten. Zuerst ein inneres Motiv: die eminente Bedeutung der legitimen und ehrenhaften Geburt und Abstammung im habsburgischen Spanien; sodann eine äuſsere Erwägung: das mangelhafte Urkundenwesen der damaligen Zeit, das weder Standesämter noch Geburts- oder Taufscheine kannte und deshalb in hohem Grade den Schwindel erleichterte und die Kontrolle erschwerte.

3. Nun bleibt noch die testamentarische Versicherung zu klären: „Ich stamme von ehrenhaften Eltern und aus einem legitimen Ehebund.“ An der ersten Hälfte dieses Satzes zu zweifeln, wird niemandem einfallen; die zweite aber ist bereits hinreichend widerlegt durch Sandovals eigene Aussagen der Gruppe II in Verbindung mit den Darlegungen seiner Biographen. Sie nun auch noch verständlich und ihr Vorhandensein in dieser Form begreiflich und entschuldbar zu machen, dürfte nicht schwer fallen. Sandoval hat im Leben zwei Testamente gemacht, jedes davon nur in gefährlicher Krankheit und Aug in Aug mit dem Tode. Beim erstenmal erholte er sich wieder, beim zweitenmal starb er, drei Tage nachdem er die Unterschrift geleistet hatte.[1] Da ist also doch wohl die Annahme erlaubt, daſs ein auf den Tod kranker Mann seiner Erinnerungen und Verantwortungen nicht mehr ganz so mächtig war, wie es die Bedeutung der Angelegenheit hätte wünschen lassen. Man braucht nur den Wortlaut des zweiten und endgültigen Testamentes mit Muſse durchzulesen, um gewahr zu werden, daſs hier Wichtiges und Nebensächliches, Klares und Verworrenes bald in undeutlicher Knappheit, bald in seniler Geschwätzigkeit aufeinandergehäuft ist, und um zu erkennen, daſs dieser Sterbende unmöglich mehr im ganzen und ungetrübten Besitz seiner geistigen Kräfte ausgesagt hat. Wenn er daher in den letzten paar Stunden noch von dem Gedanken gequält wird, es möchte ein Makel an seinem Namen und Andenken haften bleiben, wenn sich ihm das lebenslängliche Wunschbild einer legitimen Abstammung hier noch einmal vor das trüber werdende geistige Auge schiebt und er vielleicht selber glaubt, was er in gesunden Tagen immer nur gewünscht hat, so müſste man ja von allen guten Geistern verlassen sein, wenn man ihm in Erwägung aller Umstände nicht ein liebevolles Verstehen zubilligen möchte. Und wer schlieſslich alle diese Gründe nicht gelten lassen will, der muſs sich endgültig mit der Beantwortung der folgenden Frage als überzeugt bekennen: Konnte man einem spanischen Bischof der habsburgischen Ära —

[1] Wie es beim erstenmal herging, das hat er selber ebenso kurz wie eindringlich geschildert: *Estando enfermo en la ciudad de Estella, año 1618, me obligaron a que hiciese testamento y declarase mi última voluntad; el qual testamento hice tan apriesa y cercado de tantos, y fatigándome los dolores del mal, que puedo decir que no tuve libertad ni lugar ni tan libre y tan claro el entendimiento y voluntad y que no acerté en todo.* Castañeda S. 483.

jedes Wort hat hier einen besonderen Sinn — zumuten, im letzten Augenblick, umgeben von einer Schar von Amtspersonen, Untergebenen und Pflegern (*cercado de tantos*, hieſs es beim ersten Testament) das ein Leben lang ängstlich gehütete Geheimnis seiner Herkunft öffentlich preiszugeben? —

Wenn es uns demnach auch nie gelingen wird, die Persönlichkeit der mit Sorgfalt totgeschwiegenen Mutter unseres Prudencio de Sandoval und damit die tatsächlichen Verhältnisse seiner Abkunft klar und eindeutig festzulegen, so wollen wir dafür wenigstens seine nähere Verwandtschaft so genau wie möglich kennenzulernen versuchen. Gerade er selber gibt uns dazu einige schätzenswerte Behelfe.

In den Genealogien berühmter Adelsgeschlechter, die er seinem Erstlingswerk beifügte, nimmt das Haus Sandoval einen Ehrenplatz ein. Es steht nicht nur an der Spitze der insgesamt 15 Geschlechter, die behandelt werden, sondern es wird ihm auch die bei weitem umfangreichste, am besten dokumentierte und liebevollste Darstellung zuteil. Die Abfolge der Familien wird so vollständig wie möglich nachgewiesen, die Verdienste und Heldentaten einzelner ihrer Glieder werden mit stolzem Lob hervorgehoben, Briefe der Herrscher an sie werden im Wortlaut angeführt, auch wenn ihr Inhalt durchaus nicht wichtig ist, Ernennungsurkunden und ähnliche Dokumente finden sich mit genauem Ort und Datum, ja sogar mit dem Namen des Sekretärs, der sie gegenzeichnete, registriert, wertvolle Erinnerungen, die für die enge Verbundenheit des Geschlechtes mit dem Königshause Zeugnis ablegen, bleiben pietätvoll festgehalten, von einzelnen besonders nennenswerten Gliedern liest man kleine Lebensläufe, von den Töchtern wird genau vermerkt, wen sie heirateten oder in welches Kloster sie eintraten. Mit einem Wort, es wäre aus dieser Genealogie der Sandoval beinahe eine Familiengeschichte geworden, und es ist klar, daſs ihrem Verfasser damals schon (1599) die Hausarchive derer von Sandoval und Lerma in weitem Umfange zur Verfügung gestanden sein müssen. In der Tat hatte ja auch Fray Prudencio, der einfache Benediktinermönch, allen Grund, auf sein Geschlecht stolz zu sein. Es bis auf den ersten Reconquistakönig Don Pelayo, also ins 8. Jh. zurückzuführen, fällt ihm nicht schwer, wenn auch für jene graue Frühzeit bisweilen eine hochgemute Legende die Stelle von gesiegelten Dokumenten oder von gesicherter Tradition vertreten muſs. Für uns aber genügt es, wenn wir uns etwa vom 16. Jh. an mit den näheren Zusammenhängen vertraut machen.

Wie von jeher, so auch in den Tagen der Katholischen Könige, hatten die Träger des Namens Sandoval, die ursprünglich den Adelstitel Condes de Castro führten — seit 1484 war das Familienoberhaupt zum Marqués de Denia ernannt, der jeweils erstgeborene Sohn aber zum Conde de Lerma —, mit zu den treuesten Dienern des königlichen Hauses gehört und waren in eheliche Verbindungen mit den besten Familien des Landes eingetreten. Der erste Marqués de Denia, Don Diego Gómez de Sandoval († 1502), hatte sich bei der Abwehr des

portugiesischen Eindringlings und Kronprätendenten Alfonso und ebenso bei der Eroberung von Granada rühmlich ausgezeichnet und war der Gemahl einer Tochter des Don Iñigo López de Mendoza, Conde de Tendilla, geworden, der zum Königspaar selber in verwandtschaftlichen Beziehungen stand. Während seine beiden ältesten Söhne Don Francisco und Don Iñigo die Knabenjahre nicht überlebten und auch eine der Töchter, Doña Magdalena, als junges Mädchen starb, sind zwei weitere von seinen Kindern gerade für unsere Darstellung von groſser Wichtigkeit. Eine der Töchter, Elvira mit Namen, hatte in die Familie der Tovar geheiratet und war so die Mutter des Don Fernando de Tovar und die Groſsmutter unseres Prudencio de Sandoval geworden, der sich dann ihren Mädchennamen (Sandoval) beilegte. Einer der Söhne des Don Diego aber, nämlich sein Erbe und Nachfolger Don Bernardo de Sandoval, zweiter Marqués de Denia († 1536), hatte es bis zum Obersthofmeister des Königs Ferdinand gebracht, als solcher die Ehre genossen, den Leichnam des Herrschers von Madrigalejos nach Granada überführen zu dürfen — *gran servidor suyo en vida y en muerte* nennt ihn Fray Prudencio —, war dann in den Staatsrat des jungen Königs Karl, des späteren Kaisers, eingereiht und seit 1518 zum Obersthofmeister und Schloſsgouverneur der in Tordesillas internierten geisteskranken Königin Johanna ernannt worden. Seine Gemahlin war eine Tochter des Don Enrique Enríquez gewesen, der seinerseits ein Bruder des Almirante de Castilla und ein Onkel des Königs Ferdinand war. Dieser Don Bernardo de Sandoval nun hatte nicht weniger als 14 Kinder hinterlassen, darunter zwei auſsereheliche. Von ihm wird später noch des näheren zu berichten sein. Ihm folgte sein Sohn und Stammhalter Don Luis de Sandoval, dritter Marqués de Denia († 1570), im Amte eines Obersthofmeisters der Königin Johanna. Er hatte eine Tochter des Don Francisco de Zúñiga, Grafen von Miranda und Obersthofmeisters der Kaiserin zur Gemahlin und besaſs von ihr drei Söhne und eine Tochter. Sein ältester Sohn, Don Francisco de Sandoval, vierter Marqués de Denia († 1574), genoſs das Vertrauen des Königs Philipp II. in so hohem Grade, daſs er von ihm unter die kleine Zahl der Pfleger und Hüter des gefangenen Prinzen Don Carlos aufgenommen wurde. In seinen Armen starb der unglückliche Prinz am frühen Morgen des 24. Juli 1568, und ihm schenkte er noch in der Todesstunde ein über seinem Bette hängendes Gemälde, die Kreuzabnahme Christi darstellend, zum Andenken. Der Marqués war mit einer Tochter des Don Francisco de Borja, Herzogs von Gandía, vermählt und hinterlieſs zwei Söhne und ebensoviele Töchter. Sein Erbe und Nachfolger Don Francisco Gómez de Sandoval, fünfter Marqués de Denia, war der spätere Herzog von Lerma. Mit ihm werden wir uns noch eingehend zu beschäftigen haben.

Vorher freilich müssen wir noch einmal zu jenem Don Bernardo de Sandoval, zweitem Marqués de Denia, zurückkehren, der mit einer Nachkommenschaft von 14 Kindern am meisten für die Ver-

breitung seines Geschlechtes getan hatte. Seine Familie bildet jene Generationsgruppe, deren Angehörige mit unserem Prudencio de Sandoval gleichzeitig lebten, die also recht eigentlich seine vornehme Verwandtschaft darstellten und denen er auch seinen plötzlichen Aufstieg zu hohen kirchlichen Würden verdankte.

Da hören wir zunächst, wenn wir vom Erben und Stammhalter Don Luis absehen, weil über ihn schon berichtet ist, mancherlei Wissenswertes über die weiteren vier Söhne. Don Enrique steigt bis zum Komthur des Ordens von Santiago empor, Don Diego findet eine ehrenvolle und reichliche Sinekure als Ritter des Ordens von Alcántara, Don Hernando wird gar Großkomthur des Ordens von Calatrava und gehört eine Zeitlang zu den Haushofmeistern des Prinzen Don Carlos. Einer seiner Söhne, Don Bernardo, erklimmt die Stufenleiter kirchlicher Würden bis zur höchsten in Spanien erreichbaren Spitze, denn er wird nacheinander Kanonikus von Sevilla, Bischof von Pamplona und von Jaén, Erzbischof von Toledo, Primas der Landeskirche und Kardinal. Auch ein illegitimer Sohn des alten Marqués ist vorhanden, ein Don Cristóbal, der sich wie sein eben genannter Neffe der Kirche weiht und seine Tage als Erzbischof von Sevilla beschließt. Er ist unserem Fray Prudencio besonders gewogen und erhält darum von ihm eine kleine Sonderbiographie.[1] Außer den fünf Söhnen hat der tapfere alte Marqués auch noch neun Töchter. Sie gehen, wie das die Sitte gebieterisch verlangt, teils vornehme Ehen ein, teils werden sie Klosterfrauen. Doña Francisca vermählt sich mit dem Santiago-Ordensritter Don Juan de Saavedra in Sevilla, Doña Catalina wird die Gattin des reichen Provinzadeligen Don Manuel de Benavides, der die Städte Jabalquinto und Estibiel besitzt. Doña Ana soll dem Marqués de Comares die Hand zum Bund fürs Leben reichen, aber die Sache zerschlägt sich, und so tut sie das Ordenskleid an und läßt sich dann unter die Damen der Königin Johanna in Tordesillas einreihen. Doña Isabel geht ins Kloster nach Calabazanos bei Palencia. Eine andere Doña Isabel, diese aus unehelicher Verbindung entsprossen, tritt bei den Nonnen von Bethlehem in Valladolid ein und bringt es da bis zur Äbtissin. Doña María ehelicht den kaiserlichen Oberstjagdmeister und Generalkapitän von Katalonien, Don Juan Fernández Manrique, Marqués de Aguilar. Doña Magdalena wird die Hausfrau des Grafen von Castro, Don Alvar Gómez Manrique de Mendoza, Generalkapitäns von Galizien und Vizekönigs von Navarra.[2] Doña Francisca hinwiederum zieht sich als Nonne in das adelige Kloster von Las Huelgas in Burgos zurück. Doña Juana endlich, die letzte dieser neun Musen, stirbt unvermählt in den Mädchenjahren.

Das war das Geschlecht derer von Sandoval während des 16. Jhs. Eine glanzvolle Reihe von edlen Männern und Frauen, von patriarcha-

[1] Sie steht auf S. 240—243 der schon erwähnten *Crónica de Alonso VII*.

[2] Hier habe ich den Bericht des Sandoval durch ein paar Einzelheiten aus Salazar y Castro I, 550 und II, 552 ergänzt.

lischem Kinderreichtum, von weitverzweigten Verbindungen, von ehrenvollen Ämtern und Gnaden. Es mag unserem Fray Prudencio nicht leicht gefallen sein, gerade sich selber darin mit Stillschweigen zu übergehen, seinen eigenen Sitz und Platz in dieser auserlesenen Versammlung leerzulassen. Aber er konnte beim besten Willen von seiner Person nichts erwähnen, was nicht zugleich beschwerliche Erinnerungen wachgerufen hätte. Der zeitliche Abstand war ja auch noch viel zu gering. Jene uns unbekannte, von einem adeligen Wüstling mit mehreren Kindern sitzen gelassene Frau mochte samt ihrem Verführer längst tot sein, als diese Genealogie im Druck erschien (1600); indes es lebten doch noch eine Menge Leute, die um jene peinlichen Tatsachen mehr oder minder genau Bescheid wuſsten. Fray Prudencio im besonderen aber war durchaus nicht geneigt, die Gunst des mächtigen Lerma, die er durch dieses sein Erstlingswerk zu gewinnen gedachte, durch eine unvorsichtige Notiz, die allerlei Klatsch und müſsiges Gerede verursachen mochte, im gleichen Augenblicke wieder zu verscherzen. Er wollte es auch sonst allen rechtmachen, niemanden kränken und insbesondere nicht mehr sagen, als was jedem Einzelnen zu Ehre und Förderung gereichen konnte.[1] Er wählt also behutsam den sichereren Weg, schlieſst seine beiden Erzeuger und sich selbst in der Genealogie des Hauses Sandoval aus, vermeidet aber zugleich die leiseste Andeutung darüber, daſs irgendwo eine Lücke oder ein wunder Punkt bestehe, und läſst, weil er zugleich Unerfreuliches melden müſste, auch das Erfreuliche diskret und entsagungsvoll beiseite. So verwischt er nicht nur jede Spur der Eltern, er schont auch ihr Andenken. So wahrt er nicht nur das öffentliche Dekorum, sondern salviert zugleich sein Gewissen und seinen Nutzen in Einem. Trotzdem und gleichzeitig aber entwirft er, bei kluger Vermeidung aller unerwünschten Hinweise, ein genealogisches und geschichtliches Bild des Hauses Lerma, auf das er, in Anbetracht seiner schon aus dem Namen Sandoval ersichtlichen Zugehörigkeit zu ihm, mit Fug und Recht stolz sein kann. Darin scheint mir auch der eigentliche Sinn und Zweck dieser mit soviel Hingebung und Sorgfalt ans Licht gestellten Genealogie zu bestehen. Wie sehr insbesondere seine Ordensmitbrüder diese Absicht zu würdigen und die aus ihr sich ergebenden Folgerungen mit Genugtuung hervorzuheben wuſsten, davon werden wir später noch zu reden haben.

Die Frage, in welcher Stadt das auf den Namen Ruy Díaz getaufte Söhnchen des Don Fernando de Tovar geboren wurde, ist indem von uns schon angeführten Eintrag im Stammbuch des Klosters Nájera beantwortet: „Soy natural de Valladolid", heiſst es dort kurz und bündig. Die zusätzliche Beweisführung, die später Flórez versuchte,[2]

---

[1] *Ni ofenderé a nadie, ni le daré más de lo que yo entendiere que con verdad se puede decir. Reciban mi buen deseo, que es honrar y servir a todos.* Vorrede zu den Genealogien, S. 185 der *Crónica de Alonso VII.*

[2] Als der etwa 60jährige Sandoval, der schon Bischof von Tuy war, 1611 zum Oberhirten der Diözese Zamora befördert werden sollte, nahm

ist freilich nicht überzeugend, aber es besteht vorerst keine Möglichkeit, die so bestimmt vorgetragene Äuſserung Sandovals auf ihre Wahrheit zu prüfen. Sein Geburtsort mag also bis auf weiteres als bekannt gelten; unsicher hingegen blieb bis jetzt noch immer sein Geburtsjahr. Montejo riet auf 1553 oder 1554, andere geben 1556 an, Cirot versichert rundheraus: *Sandoval, né en 1553, mourut en 1620*, ohne einen Zweifel an dem vorgeblichen Geburtsjahr zu äuſsern,[1] und auch González Palencia setzt ohne nähere Begründung geradewegs 1553 an.[2] Nun wissen wir, daſs mit dem Tode der Königin Johanna (12. April 1555) deren Hofhaltung vollständig aufgelöst wurde, daſs aber Fernando de Tovar seine illegitimen Kinder erzeugte, solange er im Dienste der Königin stand.[3] Das Geburtsjahr des Knaben Ruy Díaz muſs demnach in jedem Falle vor April 1555 liegen. Es läſst sich aber, um das gleich vorwegzunehmen, durch Kombinierung verschiedener Daten, die uns erst im folgenden näher beschäftigen werden, noch genauer errechnen und mit ziemlicher Sicherheit auf 1551 festlegen.

Aus Sandovals Testament geht hervor, daſs ihm seine Eltern kein nennenswertes Erbe hinterlieſsen, daſs ihn Verwandte aufzogen und daſs insbesondere sein Vetter, der Bischof von Bádajoz und Córdoba und spätere Erzbischof von Sevilla, Don Cristóbal de Rojas y Sandoval, ihn in Alcalá studieren lieſs. Er selber wäre am liebsten Soldat geworden (*siendo mi inclinación servir al rey en la guerra*), aber Militär und Hofdienst bieten im habsburgischen Spanien nur für die legitimen Sprossen eine Laufbahn und eine Aussicht auf Erfolg. Der arme Bastard, dessen Vorhandensein möglichst unauffällig bleiben soll, ist viel besser in einem Kloster aufgehoben. Dort verschwindet er vom Schauplatz der Öffentlichkeit, darf etwas lernen und kann später zu mancherlei Würden und Ehrenstellen emporsteigen; die vornehmen Verwandten brauchen sich dann seiner nicht mehr zu schämen und werden es sicher an jeglicher Förderung nicht fehlen lassen. So wird man ohne Zweifel auf den Knaben eingeredet haben, und sein späterer Lebensweg gibt denen, die es taten, in allem recht. Auch das Beispiel der drei (wahrscheinlich ebenfalls unehelichen) Geschwister wirkt bestimmend mit. Fernando ist bei den Dominikanern, Cristóbal bei den Trinitariern untergeschlüpft, während Maria in

---

er die Ernennung mit Dank an, *por ser en su tierra natural*, d. h. weil er damit in seine Heimatprovinz versetzt wurde (*Catálogo de los obispos*, fol. 137). Flórez sieht darin eine Bestätigung seiner Annahme, es sei der Geburtsort Sandovals kein anderer als Valladolid, denn darauf ziele seine Äuſserung offenbar hin. Nun liegt aber sowohl Tordesillas, der Wohnort beider Eltern und damit der wahrscheinliche Geburtsort des Kindes, als auch Valladolid unfern Zamora im Distrikt der sogenannten Tierra de Campos, so daſs ebensogut das eine wie das andere gemeint sein könnte und die Beweisführung des Flórez durchaus nicht schlüssig ist.

[1] *Mariana historien*, S. 263, Anm. 3.

[2] *Historia*, S. 425.

[3] *Quando estaba allí sirviendo a la reyna Doña Juana*, sagt deutlich der von Montejo (S. 10) herangezogene Verfasser der *Adiciones*.

Calabazanos den Schleier genommen hat. So wird also Ruy Díaz, 14jährig, zu den Benediktinern von San Andrés in Espinareda geschickt; sie sollen einen Novizen und später einen tüchtigen und braven Ordensmann aus ihm machen. Dieses Espinareda ist ein einsames Nest im Distrikt El Vierzo, einem fruchtbaren Tale an der Grenze von Galicia, mit überwiegend ländlicher Bevölkerung. Die Annahme liegt nahe, daſs der kleine Sandoval schon von Anfang an ebendort oder in der Nähe bei Leuten niederen Standes als Kostkind untergebracht war. Er hält es aber bei den ehrwürdigen Vätern von San Andrés nicht lange aus, denn ein liederlicher oder boshafter Laienbruder weiſs ihn so nachteilig zu beschwätzen, daſs er nach einigen Wochen auf und davon läuft (*dejélo como rapaz liviano*). Jetzt bringt man ihn zu erneutem Studium nach Salamanca, wo er nicht ganz drei Jahre bleibt. Dann kommt die Entscheidung über die Berufswahl, und es bleibt ihm kein anderer Ausweg, als wiederum an die Klosterpforte zu klopfen und um erneute Aufnahme zu bitten.[1] Dieses Mal geschieht es, wahrscheinlich mit einer Empfehlung des bischöflichen Vetters, bei den Benediktinern von Santa María la Real in Nájera, unfern Logroño, im Norden der Provinz Altkastilien. Hier wird er am 28. April 1569 eingekleidet (*recibí el hábito*, sagt er selbst) und bleibt fortan nach dem Tagesheiligen St. Prudentius[2] benannt.

Wo er seine theologischen Studien vollendete und wann er zum Priester geweiht wurde, ist nicht mehr zu ermitteln. Hingegen läſst sich, wie gesagt, mit Hilfe der soeben aufgezählten biographischen Daten, die alle in Sandovals eigenen Aussagen ihre Stütze haben, ziemlich genau sein Geburtsjahr errechnen. Mit 14 Jahren kommt er nach Espinareda. Da er hier nach kurzer Zeit wieder davonläuft, so schlieſsen sich die drei Jahre Studium in Salamanca unmittelbar an, und er ist beim Weggang von dieser hohen Schule 17 Jahre alt. In Nájera wird er 1569 eingekleidet. Bringt man nun das Noviziatjahr mit in Anschlag, so sind von 1569 genau 18 Jahre abzuziehen, um auf Sandovals Geburtsjahr zu kommen, als das sich 1551 ergibt. Noch eine weitere Schluſsfolgerung ist möglich. Der Knabe war beim Tode seines Vaters (1562, das Jahr hat uns Pellicer überliefert) elf Jahre alt. Ein Kind, das mit diesem Alter seine Eltern

---

1 Die hierauf bezügliche Stelle in Sandovals Testament muſs richtig verstanden werden: „*en Salamanca . . . el padre y la madre, que me habían llamado, volvieron por mí, dándome el hábito de mi padre San Benito en Santa María la Real de Nájera, de suerte que puedo decir que mi verdadero padre es este patriarca, y su casa y congregación de Castilla mi madre.*“ Nicht seine leiblichen Eltern also holten ihn wieder (*volvieron por mí*), denn der Vater war ja bereits seit sechs Jahren tot, sondern seine geistigen Eltern, die ihn schon früher gerufen hatten (*que me habían llamado*), nämlich der hl. Benedikt als Vater und die kastilische Ordensprovinz als Mutter.

2 Es gibt verschiedene Heilige dieses Namens. Hier handelt es sich um den Bischof Prudentius von Tarazona, der, wie man annimmt, im 6. Jh. lebte. Von ihm berichten die *Acta Sanctorum*, April, Bd. 3, S. 587, und *España Sagrada*, Bd. 49, S. 318, 326.

noch nicht kennt, muſs sie kaum je gesehen haben. Dieser Vater lebte und starb aber in Kastilien, nicht etwa in Mexico oder in Flandern; er hat demnach mit Absicht den Kleinen dauernd von sich und seiner Familie ferngehalten. Dieser Umstand allein schon beweist nahezu unwiderleglich die Illegitimität der Abstammung.

2. Früheste gelehrte Tätigkeit. Absichten und Aussichten.

In Santa María la Real de Nájera, seinem Profeſskloster, erweist sich Sandoval als brauchbares Glied des Konvents. Zunächst wird er als Prediger verwendet, muſs aber im Auftrag seines Abtes auch mancherlei schwierige diplomatische Reisen unternehmen. So schickt man ihn beispielsweise nach Peñíscola und nach Avignon, wo der Gegenpapst Benedikt XIII. residiert hat und wo er wichtige Rechtsurkunden, die sich auf das Kloster in Nájera beziehen, einholen soll. Er gilt, wie man sieht, damals schon als Sachverständiger in allem was sich auf Akten, Diplome, Dekrete, Verträge, Bestallungsbriefe und ähnliche Dokumente bezieht. Wechselnde Aufenthalte in verschiedenen, zumeist sehr abgelegenen Konventen seines Ordens bringen ihm eingehende Vertrautheit mit den dort vorhandenen, von niemand gekannten, kaum berührten Archivschätzen und wecken die in ihm schlummernde Vorliebe und Begabung für archivalische Studien.[1] Fortan ist auch in Nájera seine bevorzugte Arbeitsstätte das reiche Archiv des Hauses, dessen Bestände er durch zahlreiche Abschriften, die er auf Reisen durch die Klöster seines Ordens in Altkastilien, Asturien und Galizien zu machen Gelegenheit findet, vermehrt. Klostergeschichte und Adelsgenealogie sind die zwei Gebiete, die ihn, teils weil er ein überreiches Quellenmaterial dazu vor sich hat, teils weil er sich als heimlicher Adelssproſs den vornehmen Geschlechtern der Vergangenheit zugehörig und verbunden fühlt, vor allem zu Erforschung und Bearbeitung locken. Hier verbringt nun Sandoval einige 25 arbeitsreiche Jahre in der Stille monastischen Lebens und archivalischen Forschens. Aber sie waren, wenn man ihn selber hört, keineswegs die glücklichsten. Im Testament erklärt er, daſs für das Kloster in Nájera keinerlei Anspruch bestehe, ihn zu beerben, denn er habe ihm nie einen roten Heller an Kosten verursacht, er sei vielmehr mit groſser Strenge (*con rigor*) behandelt worden, und man habe ihm sogar seine Bücher und Aufzeichnungen weggenommen. Wenn ihn gleichwohl seine Oberen mit verschiedenen wichtigen Missionen betrauten, wenn er nach Umlauf einer gewissen Zeit sogar Prior seines Konvents wurde, und wenn er trotz aller Einwände und Beschwernisse schlieſslich dem Kloster seine ganze Bibliothek ver-

[1] Sehr anschaulich hat das bereits der alte Nicolás Antonio (Bibl. hisp. nova II, 255) ausgedrückt: *Historicae autem rei studio allectus, quo invitabat eum veterum instrumentorum thesaurus, quem divitem inprimis et copiosum tabularia monasteriorum istius familiae antiquissimorum continent, in eam curam se totum fere impendit, ut rerum et hominum oblivione jam quasi sepultorum memoriam pro virili sua e tenebris suscitaret.*

machte, so darf man vielleicht daraus doch den Schluſs ziehen, daſs die ihm angetane Behandlung nicht allzu schlimm war und daſs Sandoval ein widerspruchsvoller und nicht leicht zu behandelnder Mensch gewesen sein mag.[1]

Als erste gröſsere Aufgabe stellt er sich eine Gründungsgeschichte der von den spanischen Königen gestifteten und dotierten Klöster der Regel des hl. Benedikt. Er beginnt mit einer *Historia de la fundación del monasterio de Santa María la Real de Nájera*, das ja sein Profeſskloster und seine zweite Heimat ist. Der gestrenge Gerhardus Ernestus de Franckenau,[2] der, wie es scheint, eine Abschrift davon zu Gesicht bekommen hat, erblickt das Wertvollste an dem Versuch in seinem reichen Gehalt an genealogischen Notizen über alte Adelsgeschlechter (gewiſs ein für Sandovals Arbeitsweise und Geschichtsauffassung sehr bezeichnendes Lob), und die durch Castañeda vor kurzem erfolgte erstmalige Veröffentlichung der Handschrift vermag dieses Urteil nur zu bestätigen. Daſs die Entstehung und Vollendung des Werkchens in die Zeit vor 1595 fällt, erweist seine Verwertung durch Atanasio de Lobera, der in seiner in diesem Jahre abgeschlossenen und 1596 erschienenen Geschichte der Stadt León[3] bereits darauf anspielt.

Die Gründungsgeschichte der spanischen Benediktinerklöster erweitert sich im Lauf der Jahre gut um das Zehnfache ihres anfänglichen Materials, und Lobera kennt 1595 nicht nur das Schriftchen über Nájera, sondern auch schon ein druckfertiges Manuskript mit dem Titel: *Fundaciones de los monesterios del glorioso Padre San Benito, que los Reyes de España fundaron y dotaron.* Es dauert aber noch eine gute Weile, bis sich seine Veröffentlichung ermöglichen läſst. Als nächstes gröſseres Werk entsteht in dieser Zeit stillen Schaffens die Chronik des Kaisers und Königs Alfonso VII., aber auch sie bleibt bis auf weiteres als Handschrift liegen. Nebenher sammelt Fray Prudencio ein kleines Archiv von genealogischen

---

[1] Castañeda findet an ihm *una gran debilidad de carácter, que tuvo que hacerle incurrir en flagrantes contradicciones en muchos de sus actos* (S. 484).

[2] *Bibliotheca hispanica*, S. 370: *Multam illud lucem foeneratur stirpium nobilium antiquorum notitiae.*

[3] *Historia*, fol. 208. Auch Yepes, *Crónica*, Bd. 6, fol. 156, hat eine Abschrift zur Verfügung gehabt und für ein ausgedehntes Kapitel benützt. Andere Kopien gelangten durch eifrige Sammlerhände bis in den hohen Norden Europas. So fand beispielsweise eine solche ihren Weg in die Bibliothek des Herzogs von Olivares, von da in jene des dänischen Gesandten am spanischen Hofe Cornelius Lerche († 1681), von da in jene des dänischen Barons Jens Rosenkrantz († 1695), von da in jene des isländischen Gelehrten Jens Magnussen († 1730) und von da endlich in jene der Universität Kopenhagen. Vergleiche E. Gigas in *Revue hispanique*, Bd. 20, S. 429 u. 431, Nr. 33. Auch die kgl. Bibliothek in Kopenhagen besitzt eine solche Abschrift, wie Högberg in *Revue hispanique*, Bd. 46, S. 383, Nr. 4 nachgewiesen hat. Castañeda fand neuerdings das Autograph des Werkchens in spanischem Privatbesitz, erwarb es für die Bibliothek des Consejo de Ordenes in Madrid und veröffentlichte zugleich den Text im Anhang seiner biographischen Studie über Sandoval.

Notizen über die bedeutendsten Adelsfamilien des Landes, wobei, wie sich gut versteht, das Geschlecht der Sandoval zum Gegenstand seiner besonders eifrigen und gründlichen Forschung wird. So häufen sich ihm die Manuskripte in den Schubladen, aber es fehlt, wie gesagt, vorerst jede Gelegenheit, auch nur eines davon zu veröffentlichen. Die Ordensoberen, so scheint es, können oder wollen das nötige Geld für die Druckkosten nicht bereitstellen. Von seiten der vornehmen Verwandtschaft aber ist zunächst keine wesentliche Förderung zu erhoffen. Der Vetter Don Francisco, der sich der ehrenvollen Gunst des Königs Philipp II. in einem Grade erfreuen durfte, daſs er unter die wenigen Pfleger und Hüter des Prinzen Don Carlos aufgenommen wurde, ist bereits seit 1574 tot. Auch der Bischof Don Cristóbal, der sich um den Knaben Ruy Díaz gekümmert hatte und dann später mit dem jungen Pater Prudentius in freundschaftlichem Briefwechsel gestanden war, hat schon 1580 das Zeitliche gesegnet. Das gegenwärtige Haupt der Familie Sandoval aber, Don Francisco, fünfter Marqués de Denia und Conde de Lerma, ist ein armer Schlucker und weiſs sich vor Verschuldung nicht zu helfen. Man hat ihm zwar längst geraten, den Konkurs zu erklären und sich so ein wenig zu arrangieren; er will jedoch davon nichts wissen und lieber in Dürftigkeit weiterleben, als den Ruf seines Geschlechtes zu gefährden und die Gläubiger um ihre Rechte zu betrügen. *Um welcher heroischer That willen, auch daſs er sonsten galantissimo cavallero und gran cortesano ist, auch in Ansehung seiner Armuth, hat ihn der König zu des Printzen Philipp Cammerdienst befördert.*[1] Freilich wird S. M. durch eifrige und vorsichtige Höflinge nach einiger Zeit davon verständigt, daſs dieser Kammerherr das Vertrauen und die Zuneigung des Prinzen in einem durchaus nicht wünschenswerten Grade zu besitzen scheine.[2] Philipp II. aber, der die geistige und seelische Veranlagung seines Erben längst erkannt hat,[3] und der um jeden Preis verhindern will, daſs der schwache Jüngling das willenlose Spielzeug eines Günstlings werde, macht nicht viel Umstände und befördert den unbequemen Denia auf eine Art vornehmen Verbannungsposten; er ernennt ihn zum Vizekönig der Provinz Valencia. Das Amt ist ehrenvoll und gut bezahlt, aber ohne jeden Einfluſs bei Hofe. Unser Fray Prudencio hat also von dieser Seite her zunächst wenig Förderung zu erwarten. Erst mit dem Augenblick endlich, wo der greise Philipp II. im Escorial die Augen für immer schlieſst (13. September 1598), mit dem Tage, an dem bei Hof und Regierung ein Wechsel der Personen von oben

---

[1] So meldet der kaiserliche Gesandte Khevenhiller in einem Bericht an Rudolf II. (*Annales*, Bd. 6, Sp. 3040.)

[2] Der Prinz hat beispielsweise eine besondere Freude am Kartenspiel. Verliert er, was häufig der Fall ist, so hilft ihm Denia bereitwillig aus, auch wenn er selber dabei schwere Schulden machen muſs. Vgl. Turba, S. 15.

[3] Zu Khevenhiller hat er hierüber einmal im Vertrauen geäuſsert: „*Mein Sohn der Printz, wie andere Kinder um das 7. Jahr die Zähn mutieren, hat sie um das 14. Jahr mutiert, daher zu besorgen, er werde spat seines Willens werden.*" (A. a. O.)

bis unten eintritt, wie man ihn in diesem Umfang noch nie erlebt hat, da ist auch für ihn die Stunde gekommen, die ihn aus dem Dämmer eines ruhmlosen Klosterlebens an das helle Licht der Öffentlichkeit führen, Titel und Würden auf ihn häufen, und seinem Ehrgeiz immer neue Befriedigung gewähren wird.

3. Hof und Gesellschaft in Madrid. Der König und der Günstling.

Auf Philipp II. ist sein Sohn und Erbe, der gutmütige, bigotte, arbeitsscheue, sein Leben lang mit rinnenden Wunden an den Knieen und mit einem nässenden Gesichtsausschlag behaftete Vielfraſs Philipp III. gefolgt. Ihn hat nicht so sehr die Erziehung als vielmehr die hereditäre Veranlagung, das Mischblut aus Inzuchtehen schizoider Generationen, zu dem gemacht, was er sein muſs. Sein ernster, strenger und pflichtgetreuer Vater hätte es gut genug mit ihm gemeint. Er hat die erprobten alten Grundsätze und Methoden der Prinzenerziehung, in denen er selbst, von der sicheren Hand des alten Kaisers und seiner Vertrauensmänner geleitet, herangewachsen war, auch auf seinen Sohn anzuwenden sich bemüht, hat ihn mit den besten aller verfügbaren Erzieher umgeben, hat ihn frühzeitig durch persönliche Unterweisung in die Pflichten seines späteren Amtes einzuführen versucht, hat ihm endlich, wie seinerzeit dem unseligen Don Carlos, den Vorsitz im Staatsrat übertragen und sich von ihm jede Woche mündlich Bericht und Rechenschaft über seine Tätigkeit erstatten lassen. Aber wie er dann an des Prinzen 19. Geburtstag ein Gutachten der Erzieher über ihn einfordert, da bekommt er durch den Mund des Don García de Loaysa folgendes zu hören: Der Thronfolger sei ein Muster aller guten Eigenschaften, vor allem fromm, sittenrein und gütig, aber leider viel zu ruhig und schüchtern. Er müsse mehr Leute um sich sehen, Audienzen geben, mit den Anwesenden plaudern und scherzen, sie durch Fragen gesprächig machen und für ihre Anliegen mehr Interesse zeigen, denn bis jetzt hätte sich noch jeder, der zu ihm gekommen, in gedrückter, enttäuschter oder verärgerter Stimmung entfernt. Er müsse überdies früher aufstehen und sich mehr dem Freiluftsport widmen, dann säſse er auch des Abends nicht so lang bei sanfter Musik und reichlichem Mahl. Und was das Heiraten betreffe, so sei es längst an der Zeit, ihm eine tüchtige Gattin zu geben, die seine vorzüglichen Eigenschaften durch guten Einfluſs um so rascher zur Entwicklung brächte.[1]

Nichts gab es in der Tat, wessen der junge Philipp so sehr bedürftig gewesen wäre, als eine sichere, starke Führerhand. Rührend

[1] González de Avila, *Teatro de las Grandezas*, S. 43. Daſs der Prinz im Essen nicht Maſs zu halten wuſste, berichtet auch der Venezianer Tomaso Contarini als kuriose Besonderheit nach Hause: *e di corpo debole e grazile, ha la complessione delicata, e saria più conformata e robusta, se usasse con maggior mediocrità il cibo.* Gachard, *Relations*, S. 226. Ähnlich schreibt Khevenhiller an den Kaiser: *Der Herr ist jung, unmäſsig und ain starckher össer.* Philippson II, 3, Anm. 1.

ist der Brief, mit dem er noch am Sterbetag des Vaters dem Papst Clemens VIII. von dem harten Schlag, der ihn getroffen, Mitteilung macht und bei dem Vater der Christenheit Trost und Rat und Hilfe in seinem kindlichen Schmerze sucht.[1] Und als er nun endgültig sieht, daſs es vor dem Regieren und Königsein kein Entrinnen mehr für ihn gibt, da schreckt dieser rosige, dickliche, immer schüchtern lächelnde, stets zu Nachgiebigkeit und billigem Vergleich geneigte, behaglich-schwerblütige kleine Mann, der trotz des Ausschlags im Gesicht das Entzücken seiner Base, der Erzherzogin Maria hervorruft,[2] erst recht vor jeder Selbständigkeit und Verantwortlichkeit ängstlich zurück. Er hat, wie eine anschauliche Anekdote erzählt,[3] es nicht über sich gebracht, unter den Töchtern des Erzherzogs Karl, deren Bildnisse ihm vorgelegt wurden, jene auszuwählen, die ihm als zukünftige Gattin am besten gefiele, sondern hat seinen Vater gebeten, es für ihn zu tun; er werde das viel besser können, und des Vaters Wille sei ja in allem auch sein eigener. Er hat daher erst recht, als er unumschränkter Herrscher aller spanischen Reiche geworden ist, das Bedürfnis nach einem Mentor und Helfer, der für ihn denkt, wählt, entscheidet, und der die Verantwortung mit ihm teilt. Er weiſs auch bereits, auf welchen Stab er sich stützen, an welche Freundesbrust er sich lehnen wird. Nicht die ihm von Philipp II. noch auf dem Sterbebett empfohlenen Berater, Don Cristóbal de Moura und Don Juan Idiáquez, sind es, auf die seine Wahl fällt, sondern Don Francisco de Sandoval, Marqués de Denia, Conde de Lerma, den er schon als Thronfolger zu seinem Vertrauten gemacht hat. Ihn hat zwar der strenge und vorsichtige Vater seinerzeit nach Valencia abgeschoben, aber dafür ist ein heimlicher Briefverkehr zwischen dem Prinzen und dem Marqués um so lebhafter hin und her gegangen.[4]

Eine der ersten Regierungshandlungen Philipps III. ist es also, daſs er den Moura als Vizekönig von Portugal nach Lissabon schickt, den Idiáquez als Präsidenten des Rates der militärischen Orden auf einen ebenso ehrenvollen wie einfluſslosen Posten isoliert, hin-

[1] González de Avila, S. 49.

[2] *Hab den kinig gesehen und die infanta. Kan dier nit schreiben wie woll er mir gefellt, ist schen aber klein; du piest ein ries daneben und du hast mer pardt* (= Bart) *auch als er.* Brief der Erzherzogin Maria an ihren Sohn Ferdinand vom 9. April 1599, bei F. Hurter IV, 462.

[3] R. Watson I, 3.

[4] Der Oberpostmeister Don Juan de Taxis hat die Korrespondenz (*die vertrauten Brieffel so damals zwischen beiden abgeloffen*) hinterrücks befördert und ist dafür später reichlich belohnt worden. Khevenhiller, Bd. 5, Sp. 2036. Nicht nur von seinem ersten Sohn, dem schwachsinnigen Krüppel Don Carlos, sondern auch von seinem zweiten, dem im Vergleich zu jenem noch halbwegs normalen, ist demnach Philipp II. schmählich hintergangen worden. Was bei jenem noch verhindert werden konnte, hatte hier Zeit und Gelegenheit, sich zu tragischem Verhängnis für Land und Volk auszuwachsen. Über Philipp II. als Opfer gemeiner Verräter vergleiche im übrigen L. Pfandl, *Johanna die Wahnsinnige*, S. 126.

gegen den Lerma, der kurz vorher aus Valencia geholt und zu seinem Oberststallmeister ernannt worden ist, in den Staatsrat beruft und damit in die engere Regierung miteinbezieht. Gleichzeitig macht er ihn zum Groſskomthur des Ritterordens von Santiago, zu seinem obersten Mundschenken (primer sumiller de corps) und zum Schloſskommandanten von Burgos. Mit der einen dieser drei Würden stellt er ihn an die Spitze des gesamten Hochadels der spanischen Lande, mit der anderen zieht er ihn im Palast in seine nächste und beständige Umgebung, mit der dritten endlich verleiht er ihm auch einen gehobenen militärischen Rang. Daſs mit allen diesen Ämtern, vom Staatsrat bis zum Schloſskommandanten, auch die entsprechenden Einkünfte verbunden sind, versteht sich von selbst; ebenso daſs Lerma, der nach Khevenhillers Versicherung *vor wenig Jahren das libe Brod nicht gehabt*, auf dem besten Wege ist, der reichste und mächtigste Mann Spaniens zu werden. Kaum ist denn auch ein volles Jahr nach seiner Thronbesteigung verflossen, da zeichnet der König den Günstling in einer nach bisheriger Sitte ganz unerhörten Weise aus: er erhebt ihn in den Herzogstand mit dem Titel eines Duque de Lerma und schafft das Marquesat von Cea für den Erstgeborenen der Familie.[1] Bald darauf ernennt er ihn zum Generalkapitän der spanischen Kavallerie, dann zum Intendanten der königlichen Paläste, Lustschlösser und Parke und verleiht ihm als besonderen Gunstbeweis das Monopol der Thunfischerei an den Küsten der Provinz Valencia. Als Lerma seine älteste Tochter Doña Juana mit dem Don Manuel Domínguez de Guzmán, Grafen von Niebla und Erben des Herzogs von Medina Sidonia, vermählt, da wird diese Hochzeit zu einem in den Annalen der spanischen Adelsheiraten bisher unerhörten Ereignis. Der Erzbischof von Toledo vollzieht die Einsegnung, der König und seine Schwester, die Infantin Doña Isabel, fungieren als Trauzeugen, das junge Paar speist an der königlichen Tafel, und am späten Nachmittag geleitet der ewig huldvoll lächelnde Herrscher die Neuvermählte, neben ihr durch die Straſsen von Madrid reitend, in ihr Heim. Unser Fray Prudencio selbst hat diesen denkwürdigen Hochzeitstag (*este notable casamiento*) in seiner Genealogie der Lerma verewigt.[2]

Ein goldener Regen von Ämtern, Titeln, Einkünften und Gnadenbeweisen träufelt unablässig hernieder auf diesen vom Glück verwöhnten, von seinen Standesgenossen beneideten, vom Volke gefürchteten, von seinen Verwandten angebeteten, von seinem Herrscher verhätschelten Günstling. Ein förmlicher Rausch im Geben und

[1] Sehr genau ist hier nach Daten und näheren Umständen López de Haro, Nobiliario I, 165: *En 11 de noviembre de 1599, estando en el bosque y casa del Pardo, le dió y creó título de Duque de Lerma y Marqués de Cea, con clausula y facultad para poder pasar el título de Marqués de Cea en el hijo primogénito de su casa, llamándose desde este día el primogénito desta casa Marqués de Cea, dexando el título de Condes de Lerma, que avían usado los primogénitos de los Marqueses de Denia.*

[2] *Crónica de Alonso* VII, S. 240.

Spenden ist über diesen König gekommen, der sich nicht zu fassen weiſs vor Anerkennung und Dankbarkeit dafür, daſs er der Mühe des Regierens enthoben ist. Und der Herzog von Lerma weiſs, was er seinem Gönner schuldig ist. Er dient ihm in zwei besonderen Absichten und Richtungen. Fürs erste entlastet er ihn von jeglicher Mühsal und Verantwortung seines hohen Amtes, fürs zweite sorgt er dafür, daſs trotzdem im Tageslauf und Tagewerk Seiner genüſslichen Majestät keine fühlbare Lücke oder Leere entstehe. Um im Herzen des Souveräns die angenehme Selbsttäuschung ehrlich erfüllter Pflicht wachzuhalten, verlegt Lerma das Schwergewicht der Regierung in den geheimen Kronrat, den er allein beherrscht.[1] Um aber gleichzeitig freie Hand für alle Verfügungen zu haben, narrt er dem gekrönten Schwächling eine Erklärung ab, die nicht mehr und nicht weniger besagt, als daſs des Herzogs Unterschrift künftig soviel gelte als wie die des Königs. Damit endlich nicht lästige Mahner sich dazwischendrängen und dem Blinden die Binde von den Augen nehmen, werden sie sorgsam ferngehalten oder mundtot gemacht. Die Königin Margarethe, die Österreicherin, darf mit ihrem Gatten weder über Politik noch über Ernennungen und Beförderungen reden; ihre Briefe werden abgefangen und kopiert; an allem was sie tut und sagt, wird böswillig herumgedeutelt, ja sogar ihr königlicher Herr und Gemahl wird von Lerma darüber ausgehorcht, was sie im Ehebett mit ihm spreche.[2] Die Kaiserinwitwe Maria, die eine Schwester des verstorbenen Philipp II. ist und die im Kloster der Descalzas Reales zu Madrid ihren Lebensabend verbringt, kann die unwürdigen Zustände nicht mit ansehen und redet ihrem königlichen Neffen, der mit kindlicher Liebe an ihr hängt und sie gern besucht, ernstlich ins Gewissen. Unter anderem macht sie ihm Vorhalte wegen des übermäſsigen Aufwandes, der getrieben wird und wegen der *vielfältigen Schmiralien*, die von den Ministern angenommen

---

[1] *Lermas Gewalt über den Staat beruht hauptsächlich auf der Consulta des Königs, jenem geheimsten Rat, in welchem alle Beschlüsse der Behörden geprüft und entweder angenommen oder ermäſsigt oder verworfen wurden, von welchem die Initiative zur Austeilung aller Granden* (richtig: *Gnaden*) *ausging. Hier arbeitete Lerma mit dem Könige; eben hier wo früher der Sitz der königlichen, war nun der Sitz der ministeriellen Unumschränktheit; die Beschlüsse sämtlich schrieben sich wesentlich von Lerma her.* Ranke, *Osmanen*, S. 164.

[2] Erschütternd in seiner schlichten Eindringlichkeit ist der Bericht des kaiserlichen Gesandten Khevenhiller: *Die Königin ist zum höchsten disjustiert, ja so sehr daſs sie mir oft sagt, sie wolle lieber zu Gratz im Stift Closterfrau, als also Königin in Spania seyn. Ihr seyn alle Hände gebunden, was man ihr zuwider thun kann, das thu man. Wann sie was heimlich redt, so hab man sie im Argwohn, es sey wider die Hertzoge Lerma und die ihrigen angesehen. Ihren Gemahel examinierten sie, was sie mit ihme im Bett redt, und haben ihr verboten, bey dem König um keine Sachen zu intercedieren, noch im Bett oder allein mit ihm Negtioa zu tractieren. Was sie nach Deutschland schreibt, will man wissen, und fangen gar etliche Schreiben der Doña Maria Sidonia Riederin, Gräfin von Barajas, auf, die der Duque der Königin halber verfolgt. Annales*, Bd. 6, Sp. 3038.

werden.[1] Das zu dulden, ist Lerma keineswegs gesonnen. Da er der Kaiserin anders nicht beikommen kann, so isoliert er sie, indem er den Hof und den Sitz der Regierung im Januar 1601 nach Valladolid verlegt. Philipp III. sagt gefügig auch dazu Ja und Amen. Empörend ist die Demütigung, die der greisen Fürstin damit zugefügt wird, unbegreiflich die täppische Fügsamkeit, mit der sich der König dem Ansinnen des Günstlings unterwirft. Ungeheuer sind die durch den Umzug verursachten Kosten, nicht wieder gut zu machen ist der wirtschaftliche Schaden, den die bisherige Hauptstadt erleidet.[2] Aber das alles fällt nicht ins Gewicht gegenüber dem eifersüchtigen und starrsinnigen Machtwillen eines Lerma.

Damit nun, wie gesagt, der gute König seiner eigenen Marionettenhaftigkeit nicht gewahr werde, damit er nicht etwa vor Müſsiggang und Langerweile dennoch auf das Regieren sich verlege, ist Lerma sorglich darauf bedacht, ihn mit Vergnügungen jeder Art zu unterhalten und abzulenken. Reisen, Feste, Theater, Jagden, pompöse Kirchenfeierlichkeiten lösen in endlosem Trubel einander ab. Die Grandes, unter Philipp II. der Hauptstadt und dem Königshause ängstlich ferngehalten, werden von Lerma mit Absicht in möglichst groſser Zahl an den Hof gezogen. Er veranlaſst sie, samt ihren Familien in den Stadtpalästen zu residieren und verleitet sie durch sein Vorbild zu verschwenderischem Aufwand. Der Herzog von Osuna beispielsweise macht nicht anders als mit 20 Karrossen, von Edelleuten zu Pferde in Scharen begleitet, seine Besuche.[3] Das ohnehin schon ziemlich aufgeblähte, seit Karl V. nach burgundischer Sitte eingerichtete Hofzeremoniell bereichert Lerma mit unerhörtem Luxus, der sich an Symbolen und Insignien, an Wappen und Baldachinen, an Sesseln auf dem Teppich und neben dem Teppich, an Titulaturen und Befugnissen, an Formalitäten und Geschnörkel, an Flitterstaat und Gepränge nicht genug tun kann. So zieht er den König in einen Wirbel von Pracht, Wohlleben und schwelgerischer Kurzweil hinein, der den willenlosen und sybaritischen Schwächling vollends blind und taub gegen jedes Verantwortungsgefühl macht.[4]

---

[1] Ebendort, Sp. 3038.

[2] Nach León Pinelo (S. 54) waren die Folgen dieses Umzugs für Madrid so katastrophal, daſs viele Hausbesitzer die Mietwohnungen in ihren Anwesen nicht nur umsonst abgaben, sondern den Mietern auch noch Entschädigungen dafür bezahlten, daſs sie die Wohnungen durch Reparaturen und saubere Instandhaltung vor dem Verfall bewahrten.

[3] Bassompierre, *Journal de ma vie*, S. 536; zitiert von Ranke, S. 168.

[4] Der Kämmerling Novoa, der das alles aus nächster Nähe mit ansieht, vermag es nur mittels rhetorischer Fragen in Worte zu kleiden: *¿Quándo se vieron aquellas Magestades tan bien servidas, quándo tan festejadas con tantos festines, en Lerma, Ventosilla y en otras partes de recreación; qué no fabricó para el gusto y divertimiento de los Reyes, qué cosa pudo imaginar el arte, la invención, el ingenio, ora fuese en cosas de precio, o para la ostentación en los actos públicos, o para el ocio ordinario, que no la buscase para el Rey o para el Príncipe y los Infantes?* Novoa II, 95.

Der Herzog von Lerma weiſs aber auch, was er sich selber, seiner Stellung, seiner Familie und Verwandtschaft schuldig ist. Zunächst entfernt er seine Gegner aus allen einfluſsreichen Stellen am Hofe. Seine Gegner aber sind nicht nur jene, die sich wider ihn aufzulehnen wagen, und das sind begreiflicherweise die wenigsten, sondern auch alle, die ihm aus dem oder jenem Grunde miſsliebig sind. Insonderheit braucht einer nur die Gunst und das Vertrauen des abgeschiedenen Königs besessen zu haben, um bei Lerma als lästig und unbrauchbar zu gelten. Der Conde de Fuentes wird als Vizekönig nach Mailand verschickt, der Conde de Benavente in der gleichen Eigenschaft nach Valencia, wo Lerma selbst gesessen hat, und dann, weil er immer noch zu nahe ist, nach Neapel. Don Rodrigo Vázquez wird seines Amtes als Präsident des Staatsrates mit Schimpf und Schande enthoben, dem alten Erzbischof von Toledo, Don García de Loaysa, der einer von den Intimen Philipps II. gewesen ist, bedeutet man, es sei hohe Zeit, daſs er in seiner Diözese nach dem Rechten sehe und dort fürderhin auch residiere; er stirbt kurz darauf vor Kummer über die ihm angetane Behandlung. Die Herzogin von Gandía wird als Obersthofmeisterin der Königin fristlos entlassen mit dem Bedeuten, die Gattin Lermas wünsche dieses Amt für sich selbst.[1] Der Herzog von Sessa erhält Geschenke und Gnadenbeweise soviel er will und mag, nur damit er in Italien bleibt und seine Absicht, an den Hof zu kommen, nicht verwirklicht. Khevenhiller, der es wissen muſs, faſst dieses ganze Treiben anschaulich in den Satz zusammen: *Die alten Ministri werden weggekauft, diejenigen aber, die sich weder durch Verheiſsung noch Gaben abwendig machen lassen und wider das Gubernament schreyen, klagen und das Verderben propheceyen, werden verschickt, verfolgt und spöttlich tractieret.*[2]

In zweiter Linie ist Lerma darauf bedacht, seine Kinder und Enkel in standesgemäſsen Ehen zu versorgen und gleichzeitig die mächtigsten Familien des spanischen Hochadels in den Kreis seiner näheren Verwandtschaft einzubeziehen.[3] Mit dem fürstlichen Hause Medina Celi ist er ohnehin schon eng verbunden, denn seine Gattin ist eine Tochter des Herzogs dieses Namens. Nun vermählt er seinen zweiten Sohn, Don Diego, mit einer Tochter des Herzogs von Infantado, seine eigene älteste Tochter, Doña Juana, mit dem Sohn und Erben des Herzogs von Medina Sidonia, und seine Enkelin, obschon sie noch ein Kind ist, mit dem jungen Herzog von Medina de Rioseco. Für seine zweite Tochter, Doña Catalina, gewinnt er als Gatten den Grafen von Lemos, Don Pedro Fernández de Castro, und seinem ältesten Sohn, Don Cristóbal, gibt er die Tochter des Grafen von Santagadea zur Frau, der aus dem uralten Geschlechte der Padilla stammt und Adelantado mayor de Castilla ist. Hätte

[1] Cabrera, S. 54.
[2] *Annales*, Bd. 6, Sp. 3036.
[3] Die folgenden genealogischen Feststellungen geschehen nach Sandoval, *Crónica de Alonso VII*, und nach López de Haro, *Nobiliario*.

er noch mehr Kinder, so würde er dieses Netz von hochadeliger Versippung noch enger spinnen, noch weiter dehnen, und es gäbe kein Herzoghaus mehr in Spanien, zu dem er nicht Schwieger, Schwäher, Ahn, Oheim oder Vetter wäre.

Ein wesentlicher Zug dieser Familienpolitik Lermas ist es naturgemäſs, daſs er sich nicht nur den eigenen Beutel spickt,[1] sondern auch die Seinen, seien es nun Angehörige oder Freunde, zu einträglichen Ämtern und hohen Würden befördert. Den ältesten Sohn läſst er von dem gefügigen König in den Herzogstand erheben: der Gefürstete heiſst nun nicht mehr Marqués de Cea, sondern Duque de Uceda, und wenn er den Alten einmal beerbt, wird er Herzog von Lerma und von Uceda sein. Dem Zweitgeborenen verschafft er die Würde des Groſskomthurs des Ritterordens von Calatrava, späterhin auch noch den Titel eines Grafen von Saldaña. Einen seiner Schwiegersöhne, nämlich den Erben des Herzogs von Medina Sidonia, ernennt er zum Generalkapitän der Küsten von Andalusien, einen anderen Eidam, den Grafen von Lemos, befördert er nacheinander zum Präsidenten des Rates für die Angelegenheiten Italiens, zum Vizekönig und Generalkapitän von Neapel und zum Komthur des Ritterordens von Alcántara.[2] Lermas weitschichtiger Vetter Don Bernardo de Rojas y Sandoval, dessen Vater ein Bruder von des Herzogs Groſsvater gewesen ist, wird als Nachfolger des schmählich vom Hofe verdrängten und aus Gram gestorbenen Don García de Loaysa auf den erzbischöflichen Stuhl von Toledo erhoben und erhält den Kardinalshut. Don Juan de Taxis, der mit dem weitmaschigen Gewissen, bekommt zum Dank für seine schon erwähnten Geheimdienste das Recht zugesiegelt, sein Oberpostmeisteramt, mit dem ein jährliches Einkommen von 25000 Dukaten verbunden ist, auf seinen

---

[1] Über Lermas Besitzverhältnisse informieren uns mit hinreichender Deutlichkeit zwei Äuſserungen von Zeitgenossen. Der Engländer Sir John Digby berichtet (nach Watson II, 331) im Januar 1610 nach London, das jährliche Einkommen Lermas betrage rund 600000 Dukaten. Der Österreicher Johann Khevenhiller drückt das gleiche mit Humor und Metapher aus, wenn er (*Annales* VI, 3041) sagt: *Hat diese wenig Jahr für ihne und die Seinigen das Gras wohl geschnitten, und soviel, daſs ich mirs nicht traue zu schreiben, denn es mehr einem Gedicht als der Wahrheit gleich siehet.*

[2] Hier ist ein Hinweis auf wichtige literarische Zusammenhänge am Platz. Dieser Graf von Lemos, der uns beim Sturze des königlichen Günstlings erneut begegnen wird, war einer der wenigen Schöngeister unter den hochadeligen Dummköpfen seiner Zeit und ein vielumworbener Mäzen. Ihm widmete Cervantes die *Novelas exemplares*, die *Ocho Comedias*, den zweiten Teil des *Don Quixote* und sein letztes Werk, den Roman von *Persiles y Sigismunda*, dessen ergreifende Vorrede er wenige Tage vor seinem Tode niederschrieb; ihm widmete ferner Quevedo Villegas den berühmten *Sueño de las calaveras* und den *Alguacil alguacilado*, alles ohne Ausnahme wahre Perlen des schöngeistigen Schrifttums der spanischen Blütezeit. Der Graf, der selber gern Verse machte und Komödien dichtete, erwies sich auch als Förderer von Espinel und Góngora; der groſse Lope de Vega war sein Freund und vorübergehend sein Privatsekretär; vgl. hierüber insbesondere die anschauliche Darstellung bei K. Voſsler, S. 27—35.

Sohn zu vererben. Der Erzieher von Lermas Söhnen endlich, eine ihm willenlos ergebene Kreatur, wird zuerst Kanonikus von Toledo, dann Bischof von Valladolid und schlieſslich Generalinquisitor von Spanien.[1]

Der Herzog von Lerma, so sagten wir, wuſste genau, was er seinem König und was er sich selbst schuldig war. Wir aber wissen im Hinblick auf die soeben dargelegten Verhältnisse ebenso genau, welcher Herkunft die Einflüsse sind, die dem Leben unseres Fray Prudencio de Sandoval um die Jahrhundertkehre von 1600 eine entscheidende Wendung geben. Aus einer Umwelt trügerischen Glanzes und leichtfertigen Bankerottierens, aus einem Milieu der Eitelkeiten, der Selbstsucht, der „Schmiralien", aus einem Sumpf machtgieriger Familienpolitik und vaterländischer Gewissenlosigkeit erwächst für Fray Prudencio de Sandoval der Aufstieg zur Höhe, entsteht dem edlen, ehrlichen, ritterlichen Kaiser Karl ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode die erste groſse, spanische Biographie und Regierungsgeschichte. Vielleicht hat der bis jetzt unbekannte Benediktiner, der in stiller Zelle bändereiche Manuskripte von gelehrten Arbeiten aufeinanderhäuft, längst schon begründeten Anlaſs zu der Erwartung, es werde mit der Thronbesteigung Philipps III. auch eine neue Ära für das Haus Lerma heraufziehen. Sicher ist, daſs er in voller Bereitschaft steht für den Fall, daſs die heimliche Hoffnung zu schöner Erfüllung gedeihe.

4. Sandovals Anstieg. Generalprokurator O. S. B. und Landeschronist.

Am 11. November 1599 wird Lerma in den Herzogstand erhoben, vom 19., 27. und 30. des gleichen Monats aber sind bereits die Lizenzen und Approbationen des ersten Werkes datiert, das Fray Prudencio im Juni des darauffolgenden Jahres mit einer schwungvollen Widmung an den neuen Machthaber herausbringt. Es muſs also, weil doch die amtlichen Zensoren eine geraume Zeit zur Prüfung des Manuskriptes brauchten, unbedingt schon in den ersten Monaten der Regierung Philipps III., also Ende 1598, zum Drucke hergerichtet worden sein. Der Titel lautet: *Crónica del inclito Emperador de España Don Alonso* VII.

Die Stoffbehandlung kommt zwar über Stil und Absicht der alten Chroniken nicht hinaus, aber sie gibt einen anschaulichen Begriff von dem langsamen Fortschreiten der Reconquista, an der sich neben dem Herrscher auch die Adeligen vielfach selbständig und auf eigene Gefahr beteiligten; sie enthält überdies wertvolle brauchgeschichtliche Darstellungen.[2] Der Gegenstand ist etwas abgelegen und ohne rechte Beziehung zu dem Mann des Tages, dem die Wid-

[1] Cabrera, S. 168.

[2] Fol. 69 steht die Schilderung der Zeremonien einer spanischen Kaiserkrönung, während die Inhaltstafel unter Kap. 45 einen ausführlichen Nachtrag über die Bräuche des altkastilischen Ritterschlags bringt.

mung gilt; denn Alonso VII. ist schon seit 1157, also gute 400 Jahre tot, und kein Mensch wüſste zu sagen, was jene graue Vorzeit der Wiedereroberung des Landes an gemeinsamen oder verbindenden Zügen mit der unmittelbaren Gegenwart von 1600 oder gar mit dem plötzlichen Emporkommen des Hauses Lerma aufzuweisen hätte. Aber Fray Prudencio weiſs sich zu helfen. Er hat nicht nur die Geschichte des siebenten Alonso, sondern auch noch andere handschriftliche Arbeiten seit Jahren in der Schublade bereit liegen, und es müſste mit sonderbaren Dingen zugehen, wenn man nicht dem uralten Stoff durch geschickte Kombination eine zeitgemäſse und beziehungsreiche Wendung geben könnte. Er fügt also dieser Chronik des ehrwürdigen Helden und Maurenbekämpfers eine Reihe von Genealogien der berühmtesten spanischen Adelsgeschlechter an, deren Zusammenhang mit der Chronik einerseits und mit der Familie Sandoval-Lerma andrerseits er durch folgende Erwägungen herstellt: „Unter Alsono VII. haben so viele und so tapfere spanische Adelige dem König und dem Vaterlande gedient, daſs es ein Unrecht wäre, ihrer nicht einzeln zu gedenken, zumal ihre Geschlechter in glorreicher Entwicklung sich bis auf die Gegenwart fortgepflanzt haben. Nicht nur die tapferen Helden der Vergangenheit aber verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden, auch ihre Nachkommen haben ein gutes Recht darauf, daſs der Ruhm ihrer Ahnen helles Licht auf die Gegenwart werfe.“ Die Chronik Alonsos VII. ist also gleichsam nur die historisch gegebene Umwelt, aus der ein ruhmvolles Bild spanischer Adelsgeschichte emporwächst; das Haus Sandoval-Lerma aber steht allen übrigen Geschlechtern an Bedeutung weit voran, und es nimmt darum in der Reihenfolge der dargestellten Familien räumlich den gröſsten Umfang und zeitlich den ersten Platz ein. Das ist die von Fray Prudencio gewollte Deutung und Absicht seines Erstlingswerkes, und dieses ist damit, nach seiner Auffassung wenigstens, zu einer echten und rechten Jubiläums- und Festschrift für das gegenwärtige Oberhaupt des glorreichen Geschlechtes, den neuen Herzog von Lerma, geworden. Ihm zu Ehren wird überdies dem Bande noch eine eigene Widmungsepistel vorangestellt, die den jahrhundertelangen treuen Dienst seiner Vorfahren am Königshause mit Schwung und Wärme hervorhebt. Die persönliche Verpflichtung Sandovals gegenüber dem Herzog wird diskret angedeutet: *Mis obligaciones también son particulares, por donde a Vuestra Señoria más que a otro alguno debo servir.* Die darin vermerkte Dankespflicht aber kann sich offenbar nur darauf beziehen, daſs der Herzog im Hinblick auf seine Verwandtschaft mit dem Autor die angebotene Widmung des Buches in Gnaden genehmigte und die Druckkosten bezahlte.

Noch während das Werk unter der Presse ist, widerfährt Sandoval eine neue Gunst und Ehre: er wird zum Hofchronisten Seiner Majestät ernannt, d. h. er erhält Titel, Rang und Gehalt des offiziellen Geschichtschreibers der Krone von Kastilien. Alsbald beginnt er in dieser Eigenschaft auch zu amtieren. Sein Vorgänger in der zwar

nicht sehr hochbezahlten, aber um so ehrenvolleren Stellung, Esteban de Garibay, ist im Laufe des Jahres 1599 gestorben.[1] Nun besteht der langgeübte Brauch, daſs der jeweils neuernannte Hofchronist vom König beauftragt und bevollmächtigt wird, den literarischen Nachlaſs des verstorbenen Amtsvorgängers durchzusehen und, was er davon für brauchbar und wichtig hält, an sich zu nehmen. Auf diese Weise soll verhindert werden, daſs bedeutsame Dokumente oder angefangene Arbeiten in unrechte Hände kommen oder verloren gehen. Also begibt sich Sandoval am 9. und 13. November 1599 zu der Witwe Garibay, die eine geborene Doña Luisa de Montoya ist, aus Toledo stammt und des Verewigten zweite Gattin war.[2] In seiner Begleitung befinden sich der königliche Geheimschreiber Pedro Zapata del Marmol, ferner ein Sohn des Verstorbenen aus erster Ehe namens Don Luis Garibay, sowie die beiden Testamentsvollstrecker Miguel Ondarza Zabala und Francisco de Guevara. Die Witwe stellt bereitwillig alles zur Verfügung, was an historiographischen Papieren noch vorhanden ist. Nur von einem gröſseren Werke genealogischen Inhalts will und kann sie sich nicht trennen; es sind elf Bände von ihres Seligen eigener Hand geschrieben, prachtvoll mit Registern, Indices und ähnlichen Behelfen versehen, ganz und gar für den Druck hergerichtet und betitelt: *Discursos e ilustración del origen y dignidades de España.* Zwanzig Jahre und mehr hat er daran gearbeitet und noch in der Vorrede des letzten von ihm veröffentlichten Buches[3] mit Stolz darauf hingewiesen. Nein, das kann sie unmöglich hergeben. Wir wissen es nicht, aber wir vermögen es uns gut vorzustellen, wie diese Witwe unter Bitten und Tränen um das geistige Vermächtnis ihres toten Gatten einen tapferen und rührenden, wenn auch vergeblichen Kampf zu führen unternimmt. Ein merkwürdiges Verhängnis will es, daſs der neuernannte königliche Historiograph gerade für Sammlungen und Texte genealogischer Art eine ganz besondere Vorliebe hat; wir haben ihn von dieser Seite bereits hinreichend kennen gelernt. Er ist also keineswegs geneigt, sich einen derartigen Fund und Fang entschlüpfen zu lassen. Die Witwe aber ringt mit Zähigkeit um ihr Letztes und besteht auf ihrer Weigerung. Da beantragt Sandoval in einem ausführlichen, vom Geheimschreiber sachgemäſs entworfenen und von den Zeugen unterfertigten Schriftstück bei der Regierung eine Verfügung auf sofortige und bedingungslose Auslieferung des Werkes. Zwar haben es die Amtsstuben nicht so eilig wie er selbst, und es vergehen Monate, bis der gewünschte Bescheid kommt; aber er bleibt nicht aus, und am 24. August 1600

[1] Die beiden Handbücher von Fueter (S. 230) und von González Palencia (S. 425) behaupten irrtümlich, Sandoval sei der Nachfolger des Ambrosio de Morales († 1591) gewesen. In Wirklichkeit war dessen Nachfolger (seit 16. April 1592) der genannte Garibay, den wiederum Sandoval ablöste.

[2] Garibay, *Memorias*, S. 610.

[3] *Ilustraciones genealógicas de los Católicos Reyes de las Españas, Madrid 1596.* Vergleiche Pérez Pastor I, 262, Sp. 2.

zieht der benediktinische Hofhistoriograph mit dem eroberten Schatz aus dem Hause der siegreich überwundenen Witwe Garibay triumphierend ab.[1]

Der Vorgang ist in mehrfacher Hinsicht beachtenswert. Einmal, weil er die im habsburgischen Spanien herrschenden Begriffe vom geistigen Eigentum scharf beleuchtet. Fürs zweite, weil er sehr aufschlußreich ist für die Art und Weise, wie der berühmte Geschichtschreiber Karls V. seine Quellen sammelte.

Auf ihn häufen sich mittlerweile die Ämter und die Gnaden. Seine Mitbrüder wählen ihn, nicht schlecht beraten, zum Generalprokurator des Benediktinerordens am königlichen Hofe, und das ist ein Amt, das nicht nur Intelligenz, Geschäftskunde, Urbanität und Arbeitskraft voraussetzt, sondern auch Wohlgelittensein von oben her. Um ihm für seine laufenden und zukünftigen Druckkosten einen spürbaren Zuschuß zu gewähren und ihn auch sonst in der Lebenshaltung etwas unabhängiger zu machen, verleiht ihm der König auf Antrag Lermas in dem gut dotierten Priorat von San Juan el Real de Naranco in der Provinz Liébana eine einträgliche Dauerpfründe. Er stellt ihm weiterhin eine Art Blankovollmacht für die Benützung aller kirchlichen und städtischen Archive Spaniens aus, damit ihm der Vollzug seiner amtlichen Aufgabe, nämlich die Fortführung der von Ocampo und Morales begonnenen Landesgeschichte — Garibay hatte die vorgezeichnete Linie nicht eingehalten und war eigenmächtige Wege gegangen — soviel wie möglich erleichtert werde.[2] Er nimmt ihn ferner 1602 als archäologischen Führer und Berater auf eine Reise mit, die er in Begleitung seiner Gemahlin Margarethe nach der Stadt León macht. Hier darf Sandoval den Majestäten die geschichtlichen Sehenswürdigkeiten, vor allem die Inschriften der Königsgräber im Convento de San Isidro erklären und mit historischen Exkursen erläutern.[3] Genealogie und mittelalterliche Klostergeschichte sind seine Lieblingsfächer, und so kann er bei diesem Anlaß mit Erfolg aus dem vollen Born eines sicheren

---

[1] *De todo lo qual tenemos a la vista documento auténtico*, sagt Montejo S. 20.

[2] Diese Vollmacht richtet sich in Form eines Erlasses an alle Bischöfe, Domkapitel, Kollegiatstifte und Pfarrämter, an alle Äbte, Prioren und Superioren von Klöstern, Kollegien und Spitälern, an die Verwaltungsbehörden aller Städte, sowie an alle sonstigen Vorstände nichtprivater Urkundensammlungen. Ihnen wird der Befehl erteilt, dem Fray Prudencio de Sandoval, der diese Vollmacht vorzeigen wird, nicht nur die vorhandenen Bestände ungehindert zugänglich zu machen, sondern ihm auch bei deren Sichtung und Abschrift jede gewünschte Beihilfe zu leisten. Das mit dem 22. September 1600 datierte Schriftstück ist bei Pérez Pastor III, 470 im Wortlaut veröffentlicht.

[3] Montejo behauptet, Sandoval habe hierüber eine eigene Broschüre veröffentlicht und Yepes habe sie in seiner *Crónica de la orden de San Benito* abgedruckt. Die Broschüre hat noch niemand gesehen und auch ihr Abdruck ist bei Yepes nirgends aufzufinden. Castañeda (S. 481) übernimmt einfach die Notiz aus Montejo, ohne sie nachzuprüfen.

Wissens schöpfen, das die laienhafte und jeder gründlichen Bildung entbehrende Hofgesellschaft desto mehr zu Anerkennung und Bewunderung zwingt, je ahnungsloser sie diesen Dingen gegenübersteht. Sandoval ist auch, man beachte das wohl, bereits ein richtiger Hofgänger geworden. Mit Geschick und Grazie bewegt er sich in der nächsten Umgebung der allerhöchsten Herrschaften, der unverkennbare Blutsverwandte des durchlauchtigen Herrn Herzogs, der geborene Aristokrat und zukünftige Kirchenfürst, von einem begeisterten Ordensmitbruder in den Versen besungen:

Si petitis dotes animi, si corporis atque,
Omnibus ecce viget, pluraque nullus habet.[1]

Zu historischen Arbeiten und Forschungen bleibt ihm freilich in diesen Jahren seines höfischen Aufstiegs, die noch dazu mit Amtspflichten aus seiner Ordensvertretung hinreichend beschwert sind, wenig Zeit. Aber er braucht darum nicht das gefürchtete Odium eines beamteten und besoldeten Geschichtschreibers, der keine Geschichte schreibt, eines Chronisten ohne Chronik, wie die Spötter sagen, auf sich zu laden. Seine Schubladen stecken voll von druckfertigen Manuskripten, die in den langen Jahren stillen Hoffens und Harrens entstanden sind. So läſst er denn auch seinem Erstlingswerk, der *Crónica del Emperador Alonso VII*, schon nach Jahresfrist und wiederum bei dem Verleger Luis Sánchez in Madrid die *Primera Parte de las Fundaciones de los Monesterios de San Benito* folgen, die wir in den emsigen Arbeitsjahren in Nájera werden und wachsen sahen. Diese Gründungsgeschichte spanischer Benediktinerklöster von den Anfängen (540) bis zur maurischen Invasion (711), die durch ihre Widmung an König Philipp III. sich schon nach auſsen hin als Werk einer persona in aula regia gratissima ausweist, hat ein doppeltes Gesicht. Einerseits behandelt sie die Entstehung von elf uralten, durch die spanischen Könige errichteten und dotierten Konventen des Ordens, dessen durch Sage und Legende stark verdunkeltes Eindringen in Spanien und seine engen Beziehungen zum jeweiligen Herrscherhaus (was wiederum zur Folge hat, daſs die Ordensgeschichte sich streckenweise und mit ziemlicher Willkür in eine Landesgeschichte weitet und verliert), andrerseits bildet sie eine Art Acta Sanctorum der aus jenen Klöstern entsprossenen heiligmäſsigen Ordensmitglieder. In der Gruppierung des Stoffes nicht gerade sehr klar, in seiner Verarbeitung nicht immer kritisch genug, in der drucktechnischen Darbietung ziemlich vernachlässigt,[2] aber nach echt sando-

[1] Fray Andrés de Salazar in den Präliminarien zu Sandovals *Fundaciones*.

[2] Der Setzer ist mit der Seitenzählung dermaſsen willkürlich und sinnlos umgesprungen, daſs die Zitierung einzelner Stellen fast ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wo es ihm eben gutdünkt, beginnt er die Numerierung der Blätter mit 1 wieder von neuem, faſst aber trotzdem verschiedene Kapitel unter ein und derselben Foliierung zusammen und läſst zwischendurch einmal einen ganzen Bogen ungezählt. Es ist bezeichnend für den

valischer Art mit Auszügen aus Urkunden und Dokumenten, die inzwischen längst verloren sind, bis zum Rande gefüllt, ist dieses Werk eine Fundgrube antiquarischen Wissens und bleibt vor allem für die Geschichte des Benediktinerordens in Spanien ein Quellenbuch ersten Ranges. Mit welchem Behagen sich die Ordensmitbrüder Sandovals in den Strahlen der höfischen Gnadensonne wärmen, die auf ihren Pater Prudentius herniederströmen, das wird zur Genüge ersichtlich aus den schwungvoll-schwülstigen Huldigungsgedichten, die sie zu den Präliminarien des Bandes beizusteuern sich beeilen. In einem davon kommen die Verse vor:

Nullus in orbe fuit propius qui nomen haberet;
Pandit enim, quis sit, nomen ubique suum.
Nomen ubique suum, cum sit Prudentius illud
Quid nisi prudenter dicere cuncta sonat?
Est simul ingenuus, nam Sandovalibus haeret
Sanguine, qui pollent nobilitate nimis.

Ein anderes beginnt also:

Unico Olympiacas Prudentii agone coronas
Accipe Sandoval, illustri sanguine natus,
Partas ingenio vincis virtuteque vincis.

5. Der Auftrag zur Geschichte Karls V. Entstehung des Werkes.

Im Januar 1601 läſst (es wurde schon gesagt) der Herzog von Lerma die Regierung und Hofhaltung von Madrid nach Valladolid überführen, um dadurch den freundschaftlichen, aber ihm miſsliebigen Verkehr zwischen dem König und seiner Tante, der Kaiserinwitwe Maria, zu unterbinden und die letztere soviel wie möglich zu isolieren. Als beamteter Historiograph und als Sachwalter seines Ordens muſs nunmehr Sandoval seinen Wohnsitz ebenfalls nach Valladolid verlegen. Hier wird er bis auf weiteres auch seine Werke erscheinen lassen.

Von ihnen hat er zunächst eines dem Herzog von Lerma, ein anderes dem Herrscher selbst gewidmet. Nun hält er es für nützlich und ratsam, auch die Königin mit einer ihr gewidmeten Schrift zu ehren und zu umwerben. Doña Margareta de Austria ist sehr fromm; das ist bei ihr ein Erbe der Mutter und der österreichischen Heimat. Auſserdem leidet sie so schwer unter der Herrschsucht Lermas, daſs sie, wie uns Khevenhiller erzählt hat, lieber eine Klosterfrau in Graz, als Königin in Spanien sein möchte, und daſs sie darob gern durch

damaligen Mangel an Buchkultur, daſs Sandoval diese Nachlässigkeiten bei der Korrekturlesung nicht verbesserte und daſs er einen so wenig sorgfältig behandelten Druck dem König zueignen durfte. Philipp III. wird sich freilich kaum zu mehr als einem ersten flüchtigen Blick auf das Titelblatt des ihm überreichten Exemplars aufgerafft haben.

vertiefte Frömmigkeit einigen Trost in ihrem Leide sucht. Täglich, so berichten die venezianischen Relationen, wohnt sie zwei Messen an, und jeden Sonntag empfängt sie die Kommunion. Erbauungsbücher und Heiligenleben liest sie besonders gern, für dickleibige Geschichtswerke hingegen interessiert sie sich weniger. Sandoval braucht darum nicht lang zu suchen, um etwas ausfindig zu machen, das ihrer Gesinnung und ihrem Lesegeschmack entspräche und für eine Widmungsschrift geeignet wäre. Im Archiv des Klosters von San Millán hat er seinerzeit den lateinischen Text einer Lebensregel für gottgeweihte Jungfrauen gefunden, die tausend und mehr Jahre vorher von dem hl. Leander, damals Bischof von Sevilla, für seine Schwester, die hl. Florentina, zusammengestellt worden war. Diesen Text überträgt er ins Spanische, läſst ihn mit dem gegenüberstehenden lateinischen Original in Form einer handlichen Broschüre drucken und mit den Bildern der vier heiligen Geschwister Leander, Isidor, Fulgentius und Florentina schmücken, während er das Ganze mit einer Biographie dieser verehrungswürdigen Personen und mit einer schwungvollen Widmungsepistel an die Königin einleitet. Die Lebensläufe der genannten vier Heiligen sind nicht ohne nähere Beziehung zum spanischen Herrscherhaus, denn in ihrem Umkreis ereignet sich der Glaubenstod des westgotischen Königsohnes Hermenegild. Die Regel selbst ist nach dem Urteile von Pius Bonifacius Gams[1] „so ausgezeichnet an Form und Inhalt, daſs sie dem Besten kühn an die Seite treten kann, was überhaupt die kirchliche Literatur der Abendländer aufzuweisen hat". Das Werkchen wird nur in tausend Exemplaren hergestellt[2]) und ist darum heute von ungewöhnlicher Seltenheit. Da im übrigen der lateinische Text der frommen Regel auch anderwärts zugänglich ist,[3] so reicht die literarische Bedeutung dieser spanischen Gelegenheitsausgabe über die Grenzen einer Sandoval-Biographie nicht hinaus.

Bald nach seiner Ernennung zum amtlichen Historiographen der Krone von Kastilien hat Sandoval, mit dankbarem Eifer seinen

---

[1] Kirchengeschichte, Bd. 2, Teil 2, S. 44.

[2] Sandoval bezahlt dem Drucker Guillermo Bichón 820 reales dafür. Die Urkunde hierüber ist bei Pérez Pastor II, 18, Sp. 2, Absatz d nachgewiesen.

[3] Ein Neudruck des spanischen Originals mit nur lateinischem Text der Regel und mit lateinischer Übersetzung der vier Heiligenleben ist das sechste Stück in Christoph Browers *Sidera* (1606). In der Vorrede heiſst es hier, Sandoval habe das Werkchen *dem Andenken* der Königin Margarethe gewidmet (*immortalis memoriae Hispaniarum Reginae Margarethae Austriacae inscripsit*); das ist ein Versehen von Brower, denn die Königin starb erst 1611, während das Original 1604 erschien. Den Irrtum des Nicolás Antonio, der aus Mangel an Autopsie die Übersetzung der vier Heiligenleben durch Brower für eine selbständige Schrift hielt, hat bereits Flórez im *España Sagrada*, Bd. 23, S. 54, richtiggestellt. Der lateinische Text der Regel steht auſserdem auch noch bei Migne, *Patrologia latina*, Bd. 72, Sp. 872—94. Im übrigen vergleiche man O. Bardenhewer, Bd. 5, S. 391—94 und die dort angeführte Sonderliteratur.

neuen Pflichten und Aufgaben obliegend, dem König die Absicht unterbreitet, zunächst einmal die von Ocampo und Morales bis etwa zum Jahre 1037 heraufgeführte kastilische Landesgeschichte fortzusetzen.[1] Nun ist er, soweit die Zeit es ihm erlaubt, rastlos damit beschäftigt, seinen eigenen in langen Jahren gesammelten Schatz an Abschriften und Exzerpten aus Urkunden zu sichten und daneben hier und dort in klösterlichen, städtischen und Kathedralarchiven nach neuen Dokumenten Umschau zu halten. Denn Urkunden sind ja nach seiner Auffassung nicht nur das Gerippe, sondern auch Fleisch und Blut jeder Geschichtschreibung, die Darstellung aber ist gleichsam nur die Haut, die diesen kunstvollen Mechanismus vergangenen Lebens umschließt, äußerlich formt und zusammenhält. Da kommt plötzlich der Herzog von Lerma auf den Einfall, den Sandoval zu einer Geschichte Karls V. anzuregen. Es sei doch eine Schande, so meint er, daß dem großen Kaiser ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode noch kein spanischer Chronist und Biograph erstanden sei und daß man, um über den glorreichsten aller spanischen Herrscher sich zu informieren, zu lateinischen und italienischen Autoren seine Zuflucht nehmen müsse. Damit hat Lerma nicht unrecht. Zwar haben sich lange vor Sandoval verschiedene spanische Geschichtschreiber um eine Schilderung von Leben und Taten des Kaisers bemüht. Pedro Mexia, Alonso de Santa Cruz, Francisco López de Gómara, Juan Ginés de Sepúlveda haben mehr oder minder gründliche, ausführliche, fleißige Teil- oder Gesamtdarstellungen der Ära Karls V. verfaßt.[2] Aber ihre Manuskripte sind, die Opfer widriger Umstände, samt und sonders unveröffentlicht liegen geblieben, zum Teil verschwunden, zum Teil verschleppt worden, jedenfalls aber völliger Vergessenheit anheimgefallen. Natürlich hat der gute Herzog von Lerma keine Ahnung von diesen Zufällen und Tatsachen; er weiß lediglich, daß es eine im Druck zugängliche Geschichte Karls V. in spanischer Sprache nicht gibt. Um so eifriger wird dann Sandoval nach verborgenen Vorarbeiten Umschau halten, um so gründlicher wird er sie auswerten. Lerma hat freilich das geringere Interesse an der Person des verewigten Kaisers, das weitaus größere aber daran, daß dem König mit einer geschichtlichen Verherrlichung seiner Dynastie eine große Schmeichelei erwiesen wird und daß er selber, der Herzog, als Anreger und Förderer eines derartigen Werkes einen erheblichen Mäzenatenruhm einheimsen darf. Was Philipp III. selbst betrifft, so bemüht er sich in diesen Dingen um kein Urteil und um keine Wünsche. Obschon er alle Augenblicke einen auf seine amtlichen Historiographen bezüglichen Erlaß unterzeichnet, sei es eine Ernennung, oder eine Vollmacht, oder eine Geld-

---

[1] *Me ha hecho relación que escribe las historias de los Señores Reyes de Castilla y León, mis predeccsores, que el maestro Florián de Ocampo y Ambrosio de Morales dejaron comenzadas*, so heißt es in der schon früher erwähnten Archivbenützungsvollmacht.

[2] Hierüber siehe *Histor. Jahrbuch*, Bd. 51, S. 485ff.

bewilligung, so hat er gleichwohl keinerlei Vorstellung von Aufgaben und Pflichtenkreis dieser auf Staatskosten besoldeten Chronisten, ja er weiſs nicht einmal, wieviel derartige Geschichtsbeamte er sich hält, wie sie heiſsen und wie die seines Vaters und Groſsvaters geheiſsen haben.[1] Er hat also ganz gewiſs an Sandovals groſser Kaiserbiographie nicht den geringsten Anteil, nicht den Schatten eines geistigen Urheberrechtes, wenn auch kein Zweifel daran besteht, daſs er, von Lerma darum gebeten, den Plan billigte und genehmigte. Ganz folgerichtig enthält daher auch die Widmung des fertigen Werkes an den König kein Wort und keine Andeutung davon, daſs der die Entstehung angeregt, gewünscht oder befohlen hätte. Wäre es hingegen wirklich der Fall gewesen, so hätte gerade Sandoval des Rühmens und Dankens kein Ende finden können.

Um so zäher verfolgt Lerma selbst den einmal gefaſsten Gedanken, um so dringlicher ist er hinter dem königlichen Hofchronisten und liebwerten Vetter her, der, wie sich gut versteht, wenig Einwände und keinen Widerspruch wagt, sich vielmehr kopfüber in die neue Arbeit stürzt. Und so geschieht denn das Unglaubliche: im Zeitraum von knapp 2½ Jahren schreibt Sandoval den ersten Band seiner *Historia del Emperador Carlos V*, einen Folianten, der im Druck nahe an 1000 Seiten umfaſst, und nach weiteren zwei Jahren läſst er ihm den zweiten Band folgen, der wiederum etwas über 900 Seiten stark ist.

Lermas Auftrag kann er frühestens gegen Ende 1600 bekommen haben, denn noch am 22. September dieses Jahres ist in der (uns schon bekannten) Archivbenützungs-Vollmacht von nichts anderem die Rede, als daſs er die von Ocampo und Morales begonnene Landesgeschichte fortzuführen die Absicht habe. Bereits am 22. April 1603 aber wird dem fertigen Manuskript der neuen „Historia del Emperador Carlos V" die kirchliche Approbation erteilt. Es ist darum gar nicht anders denkbar, als daſs Sandoval einen ganzen Stab von Ordensmitbrüdern um sich hat, die von früh bis spät Urkundentexte kopieren, nach Diktat schreiben oder Konzepte des Meisters ins Reine

[1] Ein für die Geschichte der spanischen Historiographie denkwürdiges Dokument gibt uns hierüber vielsagende Aufschlüsse. Im April 1603 läſst der König bei der hierfür zuständigen Regierungsstelle, dem Consejo de Cámara, anfragen, wer denn eigentlich alles den Titel Cronista de S. M. habe oder unter seinem Vorgänger gehabt habe und worin die Aufgabe dieser Leute bestehe. Der Consejo braucht zwei Monate, bis er sich über den Gegenstand informiert, und gibt dann einen knappen und nicht allzu gründlichen Bescheid. Der König ist damit wohlzufrieden und verfügt, um ja mit der Sache nicht weiter belästigt zu werden, daſs der Consejo die Tätigkeit dieser Cronistas durch eine Art Superintendenten überwache und, wenn nötig, hierüber wieder Bericht einreiche. Siehe Pérez Pastor III, 414. Den Vorwurf der Interesselosigkeit gegenüber der vaterländischen Geschichtschreibung dehnt der Zeitgenosse Philipps III., Diego de Colmenares, auch auf die übrigen spanischen Könige aus: *De nada cuidan menos los señores reyes de España que de sus historias. España Sagrada*, Bd. 23, S. 55. Auch ein Brief des Fray Diego Sarmiento de Acuña vom 2. Februar 1606 an den Herzog von Lerma gehört in diesen Rahmen herein.

übertragen. Auch in dieser Form ist das Maſs der geleisteten Arbeit, schon rein äuſserlich betrachtet, verblüffend. Nicht minder staunt man über die Leistung der Druckerpresse. Der Buchhändler Martín de Córdova in Valladolid hat die Herstellung des Werkes übernommen, aber sie muſs in der altbewährten und berühmten Druckerstadt Burgos vor sich gehen, in der schon im achten Dezennium des 15. Jhs. der Baseler Friedrich Biel die Kunst Gutenbergs eingeführt hat; die Pressen der Residenzstadt wären der Anforderung nicht gewachsen. Sebastián de Cañas bemüht sich um den Auftrag, und er vermag ihm in der kurzen Frist von Juni 1603 (so ist die Lizenz datiert) bis Anfang 1604, wo die ersten Exemplare von Band I verschickt werden, wohl nur dadurch gerecht zu werden, daſs er die sämtlichen übrigen Druckereien in Burgos kommissionsweise heranzieht.[1] Das gleiche wiederholt sich in noch viel stärkerem Grade bei der Herstellung von Band II, an dem Sandoval vom Frühjahr 1603 bis Ende 1605 arbeitet. Es wird also darauflos gedruckt, daſs die Pressen ächzen; ein geschäftliches Fiasko ist ja nicht zu befürchten, denn der Staat kommt für die Kosten auf.

Wenn man sich alle diese Tatsachen und Zusammenhänge der Entstehung der gigantischen „Historia del Emperador Carlos V" vor Augen hält, so wird mit einem Schlage vieles klar und verständlich, entschuldbar und natürlich, was sonst dem Verfasser als Mangel an Eignung oder gutem Willen angerechnet wurde oder werden müſste. Vor allem ist es einleuchtend, daſs in dieser Zeitspanne und bei solchen Arbeitsverhältnissen eine andere als die rein annalistische Darstellung ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre. Es versteht sich weiterhin von selbst, daſs die einzelnen Partien von ungleicher Ausdehnung und Vertiefung sein muſsten, daſs Wiederholungen, Lücken und Versehen aller Art unvermeidlich wurden, daſs die Benützung von Vorarbeiten und älteren Werken bisweilen zum reinen Plagiat entarten konnte, daſs endlich der Autor im Drang der Not zu Mitteln griff, die mit der Gewissenhaftigkeit wahrer Forschung nie und nimmer und in keinem Jahrhundert vereinbar waren, und damit meine ich, um das hier wenigstens anzudeuten, die nachträgliche und eigenhändige Abfassung fehlender Urkunden.

Sandovals historische Methode in dieser *Geschichte Karls V.* ist also zum einen wesentlichen Teil schon aus den äuſseren Umständen

[1] Ähnliche Beispiele kommen gelegentlich vor, auch ohne daſs es sich um Aufträge handelt, hinter denen sozusagen die Staatsautorität steht. Als Garibay 1570 in Antwerpen sein „*Compendio historial*" mit besonderer Beschleunigung drucken läſst, da ist, wie er in seinen *Memorias* (S. 304) erzählt, nicht einmal die Offizin des berühmten Plantin den Anforderungen gewachsen. *Man arbeitete zunächst mit einer Presse und dann mit zwei und dann mit drei und zuletzt mit vier, wie es zur rascheren Erledigung der Sache abgemacht worden war, und zuweilen waren fünf und mehr in Betrieb, so daſs niemals auf ein Werk in spanischer Sprache ein solcher Fleiſs verwendet wurde; gab es doch Tage, an denen mehr als 10000 Bogen Papier bedruckt wurden.* Ähnlich müssen wir uns den Vorgang bei Sandoval denken.

der Entstehung des Werkes zu begreifen. In der Erkenntnis der anderen Hälfte werden wir einen beträchtlichen Schritt vorwärts tun, sobald wir die Eigenart unseres Mannes als Verfasser seiner übrigen Schriften in ihrer Gesamtheit werden überblickt und gewertet haben. Schon jetzt aber dürfte hinreichend klar geworden sein, daſs eine kritische Würdigung der groſsen Kaisergeschichte im Ungewissen tappt, solange sie nicht den festen Boden einer Sandoval-Biographie unter den Füſsen hat.

6. Sandoval wird Bischof von Tuy und dann von Pamplona. Eigenart beider Diözesen.

Die Veröffentlichung der zwei Foliobände dieser *Historia del Emperador Carlos V* ist, welches immer ihre Mängel sein mögen, eine gewaltige Leistung. Als solche wird sie auch von den Zeitgenossen, vor allem von den dabei am nächsten beteiligten Kreisen betrachtet und anerkannt. Sie wird darum ihrem Verfasser zu einer neuen Quelle von Ämtern und Gnaden. Der kastilische Zweig der Ordensfamilie des hl. Benedikt beeilt sich schon nach dem Erscheinen des ersten Bandes, seiner Genugtuung über die offenkundigen Verdienste des geistlichen Mitbruders entsprechenden Ausdruck zu geben, und wählt ihn auf dem Generalkapitel von 1604 zum Abt des Klosters San Isidro bei Dueñas im Bistum Palencia.[1] Damit ist zugleich auch der Weg bereitet für eine noch viel gewichtigere Ehre und Belohnung, die man freilich insgeheim längst kommen sah und erhoffte: die Erhebung des Pater Prudentius und nunmehrigen Abtes auf einen Bischofstuhl. Lerma insbesondere ist nicht der Mann, der einen ihm geleisteten Dienst oder einen ihm erfüllten Wunsch nicht wahrhaft fürstlich belohnen würde. Der immer lächelnde, stets vergnügte und ewig satte König aber läſst sich ohne Widerspruch zu der Ansicht bekehren, daſs die Abfassung eines zweibändigen Geschichtswerkes von fast zweitausend Seiten der beste Befähigungsnachweis für das hohe Amt eines Oberhirten sei. Als daher Ende 1607 das Bistum Tuy in Sedisvakanz gerät, da ernennt Philipp III. als Nachfolger des nach León berufenen Don Francisco Terrones del Caño den Abt von San Isidro de Dueñas, Fray Prudencio de Sandoval. Die päpstliche Genehmigung trägt das Datum des 10. März 1608, die Weihe findet am 18. Mai des gleichen Jahres in der St. Martinskirche zu Madrid statt, und am 25. Juli hält der neue Bischof feierlichen Einzug in seine Residenzstadt.

---

[1] Sandovals Vorgänger ist Fray Juan Cortés, sein Nachfolger Fray Francisco de Canseco. Die Abtwahl findet alle drei Jahre statt. Nach Yepes IV, 203 bestehen Sandovals Verdienste um die Abtei während seines Trienniums vorwiegend in Neubauten und in Geschenken: *Acetó la Abadia el año de 1604 y fué gran bienhechor suyo, reparando un gran desmán que hubo en la casa, por averse abrasado lo mejor della. Item dió muchas piezas de plata y ornamentos de seda y brocado, así siendo Abad como después que fué promovido a mayor dignidad.*

Es liegt dieses Tuy an einem der äuſsersten Enden der iberischen Halbinsel, unweit des Meeres, an der Südspitze der Provinz Galicia, hart am rechten Ufer des Grenzflusses Minho, der es von Portugal trennt. Reich zwar an landschaftlichen Reizen, inmitten paradiesischer Gärten,[1] mit Überfluſs an Wein, Jagdwild und Fischen,[2] aber fern von Hof und Hauptstadt, fern allen groſsen Verkehrswegen, in bergiger Abgeschiedenheit. Reich zwar, wie alle spanischen Städte, an geschichtlichen Erinnerungen aus den Jahrhunderten der Maurenkämpfe, mit mächtigen Wällen und Türmen bewehrt, fünftorig, mit einer düstern, festungsartigen Kathedrale geziert, in den Kriegen zwischen Spanien und Portugal ein vielumstrittener Stützpunkt, aber seit der Vereinigung beider Länder (1580) ein totes, vergessenes Provinzstädtchen. Die Einwohnerschaft umfaſst etwa 1000 Familien, die sich auf zwei Pfarreien verteilen. Auſserdem gibt es noch einen Dominikanerkonvent, zwei Nonnenklöster und ein gut dotieres Hospital. Das Domkapitel besteht aus 8 Dignitären, 27 Kanonikern und 4 Rationären; das Einkommen des Oberhirten, der ein Suffragan des Erzbischofs von Santiago de Compostela ist, beträgt die stattliche Summe von 10000 Dukaten im Jahr.[3] Die Kathedrale birgt unter anderem den Leichnam des seligen Fray Pedro González Telmo, der ein Schutzpatron aller Fischer und Seefahrer und auch Herr über das Sanct-Elmsfeuer ist, weshalb er die besondere Verehrung aller Wasserleute genieſst.[4]

Fast einen Monat lang ist Sandoval auf mühseliger Reise begriffen gewesen, bis er die riesige Entfernung zwischen Madrid und Tuy bewältigt hat. Dieses kleine Bistum, so wird man ihm wohl gesagt haben und in der Folgezeit hat es sich wenigstens zum Teil noch bewahrheitet, soll zunächst ein Anfangs- und Durchgangsposten sein, eine angenehme Möglichkeit, sich in den neuen Pflichtenkreis einzuleben, im übrigen aber nur eine erste Etappe auf dem Anstieg, an dessen Gipfel und Ende das Traumbild aller spanischen Prälaten winkt: der Erzsitz von Toledo mit den berühmten 400 Tausend Dukaten an Jahreseinkünften, mit der Anwartschaft auf den Kardinalshut und auf die Würde eines Ratspräsidenten am Hofe. In Tuy also tut Sandoval, durch Amtspflichten nicht übermäſsig beschwert, alsbald das, was er Zeit seines Lebens am liebsten getan hat: er vergräbt sich in das Archiv der Kathedrale und wühlt in alten Pergamenten und Papieren, ordnet und prüft, katalogisiert und excerpiert. Bald hat er nach zwei Richtungen hin einen fertigen Gesamteindruck. Die Bestände dieses Archivs sind seit Jahrhunderten kaum angerührt

[1] *En un valle compuesto de mil frescuras y fuentes.* González de Avila, *Teatro eclesiástico*, Bd. 3, S. 440.

[2] *Sano y templado clima, amenísimo en huertas y abundante de vino, mejores pescados del reyno, ganados, aves, cazas.* Méndez Silva, fol. 178.

[3] Méndez Silva, a. a. O.

[4] Villalba y Estaña I, 440, aber hier *Diego* statt *Pedro*; der richtige Name ergibt sich aus Sandoval, *Antiguedad*, fol. 150. Die regionale Verschiebung der Schutzherrschaft über das Elmsfeuer vom hl. Erasmus auf den Lokalpatron Pedro González ist vor allem volkskundlich von Interesse.

worden, aber sie dienen, trotzdem sie reich an Zahl und ehrwürdig an Alter sind, nur lokalgeschichtlichen Interessen. Er wird also zunächst eine Art Bistumsgeschichte verfassen. Zeit hat er viel, sein Fleiſs ist erprobt, mit den Unterlagen weiſs er gut umzugehen, und so dauert es kaum zwei Jahre, bis ein neuer Band aus seiner Feder im Druck erscheint. Er führt den Titel: *Antiguedad de la ciudad y iglesia catedral de Tuy* und kommt aus der Offizin des Fructuoso Lourenço de Basto im benachbarten portugiesischen Braga; denn die gute Stadt Tuy hat nicht einmal eine Buchdruckerei. Dafür ist sie von dem Griechen Diomedes und seinen Gefährten gegründet worden, die nach der Eroberung Trojas, von Abenteuerlust herumgetrieben, bis an die fernen Küsten Iberiens gelangten. So will es zum mindesten die gesamte ältere Landesgeschichtschreibung, und auch Sandoval wagt nicht, von dieser Tradition abzugehen. Über die früheste Christianisierung der Stadt und ihre ersten Bischöfe gibt ihm das Kathedralarchiv keine genügenden Auskünfte; aber er kommt darob nicht in Verlegenheit, denn er vermag Fehlendes nicht selten aus seiner privaten Dokumentensammlung zu ergänzen. So hat, wie es ein glücklicher Zufall fügt, der Jesuitenpater Bartolomé Andrés de Olivenza, Lektor der Theologie in Alcalá, als Provinzial seiner Gesellschaft in einer nicht näher bezeichneten Bücherei in Aragón und in einem Klosterarchiv der Insel Sardinien wichtige und uralte Aufzeichnungen über das Eindringen des Evangeliums in Galicia gefunden und an sich genommen. Später gibt er diese Schriftstücke seinem Ordensmitbruder Jerónimo Román de la Higuera, der sie wiederum dem ihm befreundeten Sandoval zur Abschrift überläſst, wenn nicht gar schenkt (*me los ha comunicado*). Aus diesen Quellen nun vermag unser Autor die zwei ersten Bischöfe von Tuy mühelos festzustellen: Epitatius und Evasius, die beide in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Christus den Märtyrertod starben. Wir aber machen anläſslich dieses Beispiels eine mehrfache Feststellung. Fürs erste sahen wir Sandoval als Quellensammler an der Arbeit; zum zweiten erlebten wir eine Probe von der Art, wie jene geistlichen Herren die Bibliotheken brandschatzten und die Handschriften verschleppten; und an dritter Stelle müssen wir hier Sandoval ausnahmsweise gegen einen Vorwurf des Plagiats in Schutz nehmen.[1]

Das Werkchen über die kirchlichen Altertümer von Tuy gibt uns auſserdem noch einen wesentlichen Fingerzeig. Sandoval ist ein eifriger Verfechter der Annahme, daſs Jacobus der Ältere in Spanien gewesen sei und das Evangelium gepredigt habe; das versteht sich von selbst, denn es ist ja in Spanien jahrhundertelang beinahe ein Glaubensartikel. Er gelangt aber auch, seine ältere gegenteilige

---

[1] Muñoz y Romero behauptet S. 270 von Sandovals Buch über Tuy: *La Parte antigua está tomada casi toda de mss. del Padre Román de la Higuera, lo que no favorece mucho al libro.* Nicht Arbeiten von Higuera, sondern durch ihn vermittelte Dokumente hat Sandoval, wie wir eben sahen, verwertet.

Meinung hierüber korrigierend, zu der festen Überzeugung von der historischen Richtigkeit des berühmten *Voto de Santiago del Rey Don Ramiro*, denn er stößst im Laufe seiner Forschungen über Tuy auf Dokumente, die es ausdrücklich bestätigen.[1] Der Gedanke, daſs ebendiese Dokumente nur zweckbewuſste Fälschungen sein könnten, kommt ihm gar nicht in den Sinn; so beharrlich ist sein Glaube an jedes beschriebene Papier archivalischen Charakters, so unerschütterlich sein Respekt vor den schriftlichen Zeugen und Zeugnissen der Vergangenheit.

Am Hofe hat man mittlerweile den Bischof von Tuy nicht vergessen und gibt ihm, sowie es sich schickt, erwünschte Gelegenheit, vorübergehend in den Kreis seiner Ordensmitbrüder und an die Stätten früheren Wirkens zurückzukehren. Ende 1610 wird er im Auftrag des Königs nach Valladolid berufen, wo er dem Provinzialkapitel der Benediktiner präsidieren und im Namen der Regierung die Bulle des Papstes Paul V. bekannt geben muſs, die verfügt, es sei das bisherige Privileg des Klosters San Benito el Real, den jeweiligen General zu stellen, fortan aufgehoben. Auf dem Rückweg nach Tuy visitiert Sandoval seine Diözese. Als er in Bayona weilt, erreicht ihn die Ernennung zum Bischof von Badajoz. Er ist darüber, aus Gründen, die wir nicht kennen, wenig erfreut und bittet, die Berufung mit Dank ablehnen zu dürfen. Bevor aber sein Schreiben noch in Madrid sein kann, wird ihm erneut eine gesiegelte Urkunde überreicht, die ihn auf den Bischofsitz von Zamora beruft. Es ist augenscheinlich, daſs Lerma jede sich bietende Gelegenheit ergreift, seinen Vetter um eine Stufe höherzurücken. Gegen Zamora hat Sandoval nichts einzuwenden, denn fürs erste ist es der Mittelpunkt einer bedeutenden Diözese, und fürs zweite liegt es in seiner engeren Heimat. Kaum aber hat er seine Zustimmung nach Madrid gemeldet, da erhält er einen mit dem 28. August 1611 datierten neuen Erlaſs, der alle bisherigen Verfügungen aufhebt und ihn zum Bischof von Pamplona ernennt. Jetzt verliert Sandoval die Lust an den sich häufenden und, kaum daſs sie erfolgt sind, widerrufenen Beförderungen. Entweder ist da ein heimliches Intrigenspiel gegen seine Person im Gang, denn Pamplona ist einer der schwierigsten und darum am wenigsten gesuchten Sitze der gesamten spanischen Episkopalie, oder aber es beginnt im Staatsrat eine bedenkliche Verwirrung der Geschäfte einzureiſsen. Wie dem auch sei, es ist ihm nicht wohl bei der Sache. Er setzt sich hin, lehnt Pamplona wiederum dankend ab und bittet, daſs man, wenn es nicht bei Zamora sein Bewenden habe, ihn in Tuy belassen möge. Geraume Zeit bleibt er ohne Nachricht, denn in Madrid werden durch die tödliche Erkrankung der Königin und ihr Hinscheiden (3. Oktober 1611) alle Amtshandlungen verzögert. Dann aber wird ihm plötzlich mitgeteilt, es sei der ausdrückliche Wunsch seines Herrschers, daſs er den Sitz von Pamplona ein-

[1] *Antiguedad*, fol. 122.

nehme. Jetzt weiſs Sandoval, daſs der herzogliche Vetter und allmächtige Minister seinen entscheidenden Willen kundgegeben hat. Am 5. Juni 1612 hält er feierlichen Einzug in der Kathedrale von Pamplona.

Die Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Navarra, das mit je einer Hälfte zu beiden Seiten der Pyrenäen liegt, ist der Mittelpunkt eines in tausendjährigen Kämpfen rastlos umstrittenen Gebietes. Die Navarresen, Mischlinge aus Basken und Goten und das Spanische nur als Nebensprache redend, sind die geborenen Jäger, Schmuggler und Soldaten, kraftvoll und kühn, aber auch heftig und unbeugsam und darum schwer zu behandeln.[1] Sie hängen zäh an uralten Bräuchen und Trachten, und man erkennt beispielsweise am Kopfputz der Frauen genau, ob sie ledig, verheiratet, verwitwet, heiratslustig oder heiratsfeindlich seien.[2] Karl der Groſse unternimmt im Jahr 778, von Ibn-al-Arabi gegen den Emir von Córdoba zu Hilfe gerufen, jenen Feldzug nach Spanien, der zur Gründung der spanischen Mark führt. Bei diesem Anlaſs wird Pamplona von den Franken erobert. Biblische Erinnerungen und Begebenheiten werden später auf die vaterländische Geschichte übertragen, und es geht die Kunde durch die alten Heldenlieder, daſs die Mauern von Pamplona im Schall der Trompeten des anrückenden Heeres, genau wie es dereinst Jericho widerfuhr, zusammenstürzten. Doch bleibt die Stadt nicht in fränkischem Besitz, denn nach seinem Abzug erleidet Karls Heer im Felsental von Roncesvalles die vielbesungene Niederlage, bei der Roland der Held und die zwölf Pairs zugrunde gehen. Die epische Dichtung des mittelalterlichen Frankreich trägt den Namen Pamplona durch die Länder und Zeiten.

Im 10. Jh. macht sich Navarra unabhängig und wächst zu einem mächtigen Reiche an, das unter Sancho III. († 1035) auch Aragón und Kastilien umspannt, unter seinen Nachfolgern aber durch Erbteilungen und innere Zwistigkeiten heillos zerstückelt wird. *No sé qué reyno o provincia ha avido en España ni fuera della*, sagt einer seiner alten Geschichtschreiber,[3] *adonde los vandos y guerras domésticas ayan sido tan sangrientas, ni tenido su principio en tiempos tan antiguos, ni durado tantos años.* In der Folgezeit fällt das stark verkleinerte Navarra durch Heirat bald an dieses, bald an jenes südfranzösische Grafengeschlecht, bis schlieſslich 1512 Ferdinand der Katholische den südlich der Pyrenäen gelegenen Teil für das geeinte Aragón-Kastilien erobert. Das nördliche, auf der französischen Seite

---

[1] Unter ihnen sind noch heute ungeschlachte Riesen mit körperlichen Kräften und Geschicklichkeiten, die alles Vorstellbare übertreffen, keine Seltenheit. Ich freue mich, bei dieser Gelegenheit auf das ebenso schöne wie volkskundlich wichtige Büchlein meines lieben Freundes D. José de Arriaga, betitelt „Ansonekona, Bilbao 1931, Imprenta de Luciano Celorrio", verweisen zu können.

[2] Lhermite, *Le Passetemps* (I, 196) zum Jahr 1592.

[3] Góngora, fol. 30.

gelegene Navarra vermögen die Grafen von Albret zu halten, bis Heinrich IV. es mit Frankreich vereinigt. Der hispanisierte Teil aber hört fürderhin nicht mehr auf, ein Zankapfel zwischen den beiden Reichen zu sein, und Pamplona hat als Hauptstadt darunter beträchtlich zu leiden. Im Mai 1521 dringt ein französisches Heer über die Pyrenäen, um in letzter Stunde den Feldherren des in Deutschland weilenden Kaisers ihren Sieg über die aufständischen Comuneros streitig zu machen. Die überraschten kaiserlichen Truppen räumen Navarra. Nur in Pamplona bleibt eine kleine Besatzung zurück; sie ist zu heldenmütiger Verteidigung bis auf den letzten Atemzug entschlossen. Der Franzose beginnt die Beschieſsung, und eines der ersten Opfer seiner Kugeln ist der 30 jährige baskische Offizier Ignatius von Loyola. Tag und Ort werden zu einem schicksalhaften Wendepunkt in seinem Leben, den Namen Pamplona aber trägt der Ruhm Loyolas durch die Jahrhunderte.

Noch Philipp II. läſst, den Verträgen mit Frankreich und der Gesinnung seiner Herrscher miſstrauend, die Stadt von Grund aus neu befestigen und durch den Bau einer starken Zitadelle mit Graben, Zugbrücke, Kasematten, eigener Wasserversorgung und Getreidemühle zu einem strategischen Stützpunkt ersten Ranges ausgestalten.[1] Die zum gröſsten Teil aus Kastiliern bestehende Garnison mit ihren Offizieren und dem zahlreichen Verwaltungspersonal ist freilich bei der baskischen Bevölkerung nicht gerne gesehen und wird von ihr fast wie eine feindliche Besetzung empfunden. Lermas Politik gegenüber Navarra und dessen Hauptstadt hat daher die Tendenz des Wohlwollens und der Besänftigung. Um Stadt und Provinz in kultureller Hinsicht zu heben und ihr einen Beweis seiner väterlichen Fürsorge zu geben, veranlaſst er Philipp III., in Pamplona eine Universität zu gründen (1608). Hier will er darum auch einen ihm völlig gefügigen Kirchenfürsten haben, der gleichwohl Proben höfischer Gewandtheit abgelegt hat und überdies schon durch Namen und Abstammung als Autorität zu wirken imstande ist. Seine Wahl kann darum nur auf Sandoval fallen.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1] Als er 1592 die Stadt in Begleitung seines Sohnes und Erben zum Zwecke der Thronfolgerhuldigung besucht, ist die Anlage noch nicht ganz fertig. Während seines Aufenthaltes werden die nach Norden gelegenen Stadttore verschlossen gehalten, *pour s'asseurer du mauvais voysinage de la France.* Lhermite I, 193.

LUDWIG PFANDL.

Zum Balkanlatein IV.[1]

9. (10[2]). Für *ct* lassen sich neue sehr wichtige Beispiele beibringen.

Zunächst für *ct* > *pt* in Dubrovnik und Kotor. Es ist *aptazi* (slavisch), *aptagi* (romanisch) „Schuldschein“ < *ἐκταγή* „delegatio, perquisite, fee“ (Sophocles, *Greek lexicon* 443, Rad 222, S. 114—117). Dazu a. 1215 *aptagias* (Ak. pl.) „Abgaben“ aus Kotor (Sm. II, 135). Neben vegl. *guapto* < *octo* ist es das einzig sichere altdalm. Beispiel für diesen Lautübergang.

Sonst läſst sich die *kt*-Wiedergabe in zahlreichen skr. Lehnwörtern dieser Gegenden nachweisen. So in *pr̀šukat*, gen. *-kta* „Schinken“ < *perexsuctu REW.*^{3} 6407, *amikat*, gen. *-kta* (17. Jh.) neben *amit* < *amictus*; *afikat*, daher v. imp. *afiktavat* „Miete, vermieten“ *ad fīctu REW.*^{3} 3280, in Prčanj (Rešetar *o. c.* 224) mit derselben Metathese *kt* > *tk àfitak*, gen. *-tka* wie *tratka* (Muo) neben *trakta* (Lastovo, Cavtat) „Zugnetz“. Das letzte Wort erscheint noch in *atus*- Ableitung *traktata* „die Länge des Netzes“ (Zore, *Arkiv* II, 359).

---

[1] Vgl. *Ztschr.* XLVI, 385—410; XLVIII, 398—403; L, 484—532; LIV, 175—215. Zur letzten Reihe noch einige Ergänzungen und Berichtigungen der Druckfehler: S. 180, Z. 11 v. unten: über den Schwund vom zwischenvokalischen *v* im Macedoslav. vgl. Małecki, *Lud słowiański*, III, 114—119. S. 184, Z. 5 v. unten: *á* > *e* vor *i* erscheint noch in *kȇmpa* „Käfig“ (allgemein in Boka von Kotor) < *cavea*; *brȇnke*, *brȇnge* „Kiemen“ < *branchia* 1271a, *Mržȇp* Quelle bei Stoliv, belegt im 15. Jh. *Marçapium*. S. 199 S. 18 v. oben: lies *compŭtum* statt *-ĭ-*. S. 202 Z. 18 v. oben: die angebene Etymologie von *ombreta* ist unsicher; vielleicht eher *labra REW.* 4813 als Metapher. S. 204 Z. 8 v. unten: Nogaria befindet sich in der Landschaft Grbaļ. S. 205. Hierher noch *jȇmbrega* f. „mezzo sardo“ Prčanj (Rešetar 240), *jȇmbreg* m. (Dobrota), *ȇmbrega* (Krtole) < *labrax REW.* 4811, vgl. kat. *llambrega* Schuchardt in *ZfrPh.* XXXI, 643, 646. S. 206 § 8: Hierher noch *klȁčina* „Kalkofen“ allgemein dalm. < **calcina* 1501. S. 208 Z. 1 v. unten: Ähnliche Umstellung zeigt noch *cotylus* > *cytolus REW.* 2290. Z. 2 v. unten α) *cį* > *c* noch in *kanica* (Boka) „viereckiges Geflecht von den an dünne Stäbe angefüllten Feigen“ neben *konič ZfrPh.* XLVI, 390 Nr. 11 < *cannīcia REW.* 1604. S. 209 Z. 14 v. oben: *kapetân pustīca* hört man auch in Boka v. Kotor. β) *cį* > *č* noch in *kračun* „Holzriegel“, vgl. *carassaun* „catenaccio“ < *χαράκιον* „Pfahl“ in *Južnoslovenski Filolog* XII, 145. Z. 1 v. unten: Vgl. Maver, *Archivum rom.* VI, 251 Nr. 15 das über *pinjac* Gesagte. Hierher noch *pinčica*, *-ić* in Lumbarda, *ARj.* IX, 854. S. 210 Z. 1 v. unten: *arkȗo* neben *rkuo* sagt man auch in *Krtole*. ε) Statt *kalumuča* lies *kalamuča*. S. 211 Z. 8 v. unten: Hierzu noch *brȇnge* „Kiemen“ (Bijela, Paštrovići in Boka). S. 215 Z. 4 v. unten: *ripa* in der angegebenen Bedeutung ist auch im Mittellatein Dalmatiens belegt, vgl. Jireček I, 92. Z. 17 v. oben: *Gȗrdić* wird in Škaļari akzentuiert. Z. 22: *slȃć* (Krtole).

[2] Ergänzungen, Berichtigungen und neues Material zu *ZfrPh.* L, 499f.

flẽkta, über welche ich schon S. 500 gesprochen habe, verlangt eine neue Besprechung. Es ist kein Postverbale zu *flectere*, sondern part. perf. anstatt *flexus* (vgl. Wartburg, *FEW*. 618). Die Entstehung dieses Partizipiums ist dem griech. πλεκτή „geflochtener Strick" Rohlfs 1729, *REW*.[3] 6591a zuzuschreiben. *flĕcta* liegt noch in *plăhta* (allgemein slaw., *ARj*. IX, 946) vor. Diese Gleichung verlangt aber Rechtfertigung. Lat. *ĕ* wurde hier wie in *persica* > *praskva* behandelt. In Vergleich zu *trakta*, *pȑšukat* usw. fällt der Spirant *k* > *h* in *plahta* auf. Begrifflich gehört es in dieselbe Sphäre wie *krpatur* < *coopertorium*, *poplun* < πάπλωμα, *krevet* < ngr. κρεβάτι. Auch slav. Lehnübersetzungen gibt es in dieser Sphäre, so skr. *pȍsteļa*, welches genau rum. *aşternut* wiedergibt. Aus dem Balkanslav. ging *plahta* zu den Nordslaven über, natürlich durch Pannonien, solange es durch die Ungarn noch nicht besetzt war.

Die *kt*-Wiedergabe ist noch in *prȉkla* „frittella" (Dubrovnik, Parčić 776) < *frīctula* *REW*.[3] 3504 zu suchen. Denkbar wäre es auch, daſs *prȉkla* aus **pritla* wie *nariklica* < *n(a)erītula* *REW*.[3] 5827 im slav. Munde entstanden ist.

Neben *trakta* > *trȁtka* (Tivat), *trata* findet man in Dalamatien noch eine ungemein wichtige Form. Es ist *trajȉta* „Zugnetz für Sardellenfang" in Vela Luka (Korčula). Hier haben wir dieselbe Wiedergabe von *ct* > *jt* wie in alb. *drejt* < *directus*. Es erklärt sich daher alb. *traikë* „Netz" Meyer, *Alb. W.* 433 ganz natürlich aus **traitë* durch die Einmischung des süddalm.-slav. *trakta* > *tratka* (Muo).

Für das Romanische der Insel Korčula, welches in die Sphäre des slav. Stammes Neretljani (venez.-lat. Narrantani) gehörte, muſs man, wie für die Quelle des Albanesischen, die Palatalisierung des Velars ansetzen.

Steht dies fest, so muſs man für die dalm.-slav. Entsprechungen von *cataracta* < καταράκτη neue Erklärung geben. Für *ct* haben wir *č* in *koturača* (Brač) „bodola di una stanza per la quale si passa nella cantina". Diese Bedeutung erscheint auch in Süditalien, Rohlfs 944, *GrR*. 144. *kotorača* bedeutet in Boka „am Ende der Wasserschleuse durchbohrte Steinplatte, welche mit einer Feige zugestopft wird". Anstatt *č* erscheint in Dubrovnik *đ*: *kotòrađa* (Zore 11) „canale sotteraneo per il quale scorre l'acqua". Diese Änderung wurde offenbar durch Anlehnung an slav. *vodòvađa* (auch ON.: *Vodòvađe* pl., Konavli, Rešetar *o. c.* 308) „Wasserleitung" (Dubrovnik, Umgebung). Für ganz Süddalmatien, von Brač südwärts, ist also *ct* > *č* anzusetzen. Nördlich von Jelsa kommt dagegen für *ct* in diesem Worte nur *t* vor: *kotordta* „apertura sul soffitto" (Jelsa), *kotorata* (Poļica bei Split) „kleine Öffnung in der Mauer nicht hoch vom Boden", *kotorata* (oder *kotač*) „kleine Lache am Wege (Cetina)", *kunturata* (Vrbnik, Insel Krk) „apertura per laquale si scende in cantina", *kontùrata* (Perušić, Sinac, Lešće in Lika) „der mit Falltür bedeckte Zugang in den Keller vermittels einer Leiter", *kotoràta* (Pazin, Istrien) „Fall-

tür". Ganz unerwartet erscheint daher *č* für *ct* im Istro-romanischen (Rovigno) *catarača*. Maver, *Slavia* II, 34—36 hat vollkommen recht, wenn er süddalm. slav. *kotorača* nicht aus dem Istro-Rom. erklärt. Wenn er aber annimmt, daſs „lo stesso rovignese *katarača* dovrà la sua sillaba all' influenza di *cataratta* croatizzata", so trägt er offenbar keine Rechnung der Form *kotoràta* in Pazin. Der Übergang *a* > *o* in unbetonten Silben zeigt deutlich, daſs es sich um kein neues venez. Lehnwort handelt. *cataraća* (Rovigno) muſs daher als ein Archaismus im Istrorom. betrachtet werden. Wenn wir hier jetzt *ct* > *t* finden, so handelt es sich um dieselbe Erscheinung wie in skr. *trata* < *tracta*, *kotorata* < *cataracta*, d. h. um jüngere von Venedig aus gekommene Erscheinung. Es liegt gar kein Grund vor, mit Maver rovign. *katarača* als nicht genuin zu betrachten, denn an einen Einfluſs des Süddalm. Slav. kann man auch nicht denken. Ferner ist hervorzuheben, daſs die Bedeutung „canale sotteraneo", welches *kotòrača*, *-ća* in Süddalmatien hat, in italienischen Dialekten nicht vorkommt, wohl aber die andere „buco, apertura". Somit muſs man annehmen, daſs der Irradiationspunkt für das Altdalmatische bezüglich dieses Wortes nicht in Italien zu suchen ist, wenigstens nicht was die Bedeutung „canale sotteraneo" anbelangt.

Es frägt sich nun, wie sich die Wiedergabe *č* in *kotorača* zu *jit* in *trajı̏ta* < *tracta* verhält? Bevor wir an die Lösung des Problems herantreten, wird es gut sein, die ähnliche Wiedergabe slav. *js* < lat. *x* zu belegen. Gerade in der Nähe von Korčula, wo wir *trajı̏ta* finden, haben wir ein Inselchen, welches (*Suk*)*majsan* < *Sanctus Maximus* heiſst, während in Poljica wir dafür *Sukmasin* mit *x* > *s* antreffen. Für das Altdalm. muſs man daher gleich wie für die Quelle des lat. Elements des Alb. für *x*, *ct* die Palatalisierung des ersten Elementes annehmen. *jt* > *-č* läſst sich aber sonst nirgends belegen. An die analoge slav. Erscheinung *jt* > *ć* in *naći* < *najti* „finden", *poći* < *pojti* kann man nicht denken, erstens weil nirgends *kotòraća* belegt ist, sondern nur *-ča* und diese zwei palatalen Konsonanten werden streng unterschieden, und zweitens, weil *-ča* in Brač vorkommt, wo nur *najt*, *pojt* gesprochen wird. Es scheint mir daher ratsam, in *č* nicht an eine lautliche Vertretung zu denken, sondern, wie in *kotòrača* (Ragusa), an Anlehnung an zahlreiche slav. Ableitungen mittels des Suffixes *-ača*. Man wird daher Vidossich *ZfrPh.* XXVII, 751 recht geben, wenn er dasselbe für rovign. *katarača* tut: „sara foggiato su *spuddča* „sputacchio", benche l'Ive dlv. 15 l'abbia pur nel significato di *καταρράκτη*; *fondači* „fondiglia", *patarača* „lordura", dal tema *patt* (*palt*) „pattume". Wie in Süddalm. *ct* > *jt* durch *č* in Anlehnung an den slav. *-ača*-Ausgang ersetzt wurde, so hier *ct* > *jt* oder *tt* durch *č* von *-acula* > *ača*.

ct > *t* als jüngere Erscheinung in skr. Lehnwörtern der dalmatinischen Küste erscheint noch in *trùta*, *trùtica* (Rab) < *tructa*; *dàtula* (Perast), *dàtala*, *dàtal* (15. Jh.), *datil* < dactylus *REW.*[3] 2457, Rohlfs 492, *làtuga* (Orebići, Pelješac) < *lactuca* (neues Lehnwort),

tratûr (Božava) „imbuto“ < trajectorium, *paršût* (Božava), *pršut* (das übrige Dalmatien).

Wir erfahren somit, daſs folgende vier Reihen der Entwicklung von lat. *ct* am Balkan aufzustellen sind: 1. *kt*, 2. *pt*, 3. *ht*, 4. *ft*. Alle vier lassen sich in skr. Lehnwörtern nachweisen. Sie sind alle für die Beurteilung der späteren Entwicklung des Balkanlateins von hervorragender Wichtigkeit. Das Alb., welches dem Griechischen am nächsten lag, zeigt *ft* auch in sekundären Fällen, wie *ftua*, best. *ftoni* < *cytoniu* lehrt. Hier ist es unmöglich, an parallele ngr. Erscheinung nicht zu denken. Sowohl κτ als auch πτ ergeben im Ngr. Süditaliens (in Otranto und Bova) φτ: *oftó* < ὀκτώ vgl. Rohlfs, *GrR.* 77. Die Öffnung des ersten Verschluſslautes in der Gruppe κτ, πτ ist im Ngr. allgemein: χτένι < κτένιον, φτερό < πτερόν. Rum. altdam. *pt*<*ct* läſst sich aus dem ngr. Einflusse leicht begreifen. *ft* > *pt* entspricht ja genau der lat. Aussprache *p* für griech. φ. Desgleichen ist dann altdalm., alb. χτ > skr. *ht* > *jt* verständlich.

In der Wiedergabe vom lat. *ct* haben sich daher am Balkan verschiedene Strömungen des Ngr. bemerkbar gemacht. Wie in so vielen anderen Fällen, sehen wir auch hier, daſs zwischen Latein und Griechisch auch in bezug auf lautliche Entwicklung keine Kluft bestand, sondern, daſs die Neuerungen der einen Sprache in die andere oft hinübergegriffen haben. Balkan, solange er byzantinisch war, war ein besonders günstiger Boden für derartige Übergriffe. Skr. *t* für *ct* erweist sich dann als eine späte echt venezianische (appenino-romanische) Neuerung in den Wörtern von Typus *kotorata* < *cataractēs* *REW.*[3] 1761.

10. (17[1]). Ngr. δοξαριά ist nicht „Gewölbe“, sondern „coup d'archet“ von δοξάριον „archet“.

Über *doksat* schreibt auch Murko, Zur Geschichte des volkstümlichen Hauses bei den Südslaven in Mitteilungen der anthropol. Gesellschaft Wien, vol. 35, 36, II, 326.

δοξᾶτο(τὸ) besteht im Ngr. in Adrianopel, Drama, Zagori, Serrä, Chios, Mazedonien und Chalkidike, vgl. BZ. III, 284, unter sehr verschiedenen Formen. *Doksato* heiſst auch ein Ort zwischen Drama und Kavala. Über δ < τ in diesem Worte vgl. Hatzidakis, Ἐπιστημονικὴ ἐπετηρίς X, 74. Skr. *doksat* hängt also mit den ngr. Formen eng zusammen. Die Entlehnung aus dem Altdalm. ist daher nicht wahrscheinlich, sondern eher aus dem Byzantinischen bzw. aus dem Neugriechischen.

Für *t* < griech. δ (S. 522) vgl. noch skr. *kàceta, kàcita* „Helm“ neben *kacida, -ga* (Berneker 465, *ARj.* IV, 710f.). Diese Art der Aussprache wurde auch auf lateinische Wörter in Süditalien und Süddalmatien übertragen, daher *rânketiv* < *rancidus* (Dubrovnik). Die letzte Form braucht daher nicht, wie S. 523 gesagt wird, aus dem

[1] Ergänzung zu *ZfrPh.* L, 521f.

Südital. entlehnt zu sein, sondern es liegt sowohl in Dubrovnik als auch in Süditalien eine Nachahmung der griechischen Aussprache vor.

11. Für den Reflex, welchen die Konsonantengruppe *x* in skr. Lehnwörtern aus dem Altdalm. ergab, gilt als der wichtigste Beleg *lìksija*[1] < *lixīva REW.*[3] 5089 in Dubrovnik, Zore 12, *ARj.* VI, 90, woneben ebenda noch *chs* erscheint: *lìhsija ARj.* VI, 57. Vgl. Bartoli II § 399. *ks* > *hs* sehen wir noch im PN. gelehrten Ursprungs: *Lèhsāndar* (16. Jh.), **Leksa* (davon *Leksić*) neben *Lèhsāndar*, auch in Dubrovnik, *ARj.* V, 959, VI, 1. *hs* wird dann in *s* vereinfacht: *Lèsândro ARj.* VI, 14. Bei *liksija* > *lihsija* kommt diese Vereinfachung nicht vor, wohl aber in anderen Fällen.

Die Form *lukšija* (Lika, Žumberak) *ARj.* VI, 215 kann ich nicht als den Beleg für *x* > *kš* anerkennen, da hier *kš* für *š* nachträglich entstanden sein kann. Belegt ist nämlich *lišïja* (Krk, Rab, Cres) *ARj.* VI, 224 und *lišija* (Božava, davon v. imperf. *lišijât* „liscivare"). Bei Kreuzung dieser Formen mit dem sinnverwandten skr. *lûg* „Lauge" ergab sich ganz natürlich *lukšija*.

Nun findet sich ein Beleg auch für *x* > *js*. Es ist der Name des Inselchens *Mäjsan* zwischen Korčula und Orebić, verzeichnet auf der öster.-ung. Generalstabskarte Zone 34, Kol. XVI (scg. Maisan). Neben *Majsan* hörte ich auch die Vereinfachung *js* > *s*: *Mâsan*. Jireček, *Das christliche Element*, 21, schreibt auch *Majsan* und *Masan*. N. Ostojić, *Compendio storico dell'isola di Curzola*, p. 10 (1878) nennt das Inselchen „scoglio di *S. Massimo* vulgo *Massan*". Belegt ist es a. 998 *Sti Maximi ecclesia* in Joh. Chronicon venetum (Rački, *Documenta*, 427f.). Die Wiedergabe *x* > *s* ist natürlich sehr gewöhnlich, vgl. *Sukmasin* (Poljica) < a. 1080 vinea, terra a presbitero *Sancto Maximo*, ON., vgl. *Zbornik za narodni život* IX, 314. *Majsan* wiedergibt ganz genau *Maximus* mit *i* > ь > *a* wie in *missa* > *maša*. Es ist der einzige Beleg für *x* > *i̯s* im Dalmatischen, da Bartoli II bloſs *ct* > *i̯t* kennt (vgl. II § 398, welche Entwicklung auch in *trajita*, Vela Luka, Insel Korčula < *tracta* vorliegt, vgl. oben S. 425).

12. Das wichtigste Wort, welches uns einen Einblick in die Entwicklung der Lautgruppe *gn* im Balkanlatein des adriatischen Typus gewährt, ist das Toponomastikum *stagnum REW.*[3] 8217a. So heiſst die Niederung, welche die Halbinsel *Pelešac* (ikavisch *Pelisac*, gen. *Pelica*), ital. *Sabbioncello*, mit dem Festlande verbindet. Slavisch heiſst diese Verbindung *Prevlaka*, d. h. „Isthmus". Da sind zwei Orte, *Veliki* und *Mali* („*Groſs- Klein*) *Stön* (gen. *Stòna*), getrennt durch den Engpaſs *Međùgorje* („Zwischengebirge"). Diese slavische Form ist seit a. 1358—1377 belegt. Nach *Ston* wurde auch die ganze Halbinsel *Rat stonski* (a. 1325), auf lateinisch *Puncta Stagni*, benannt. Die heutige italienische Form *Stagno* läſst sich auch erst mit dem

[1] Vgl. darüber jetzt meine Studie *Notes d'étymologie romane* in *Mélanges Salverda de Grave* S. 284ff.

14. Jh. belegen. Die ganze Landschaft gehörte in den Bereich der Republik von Dubrovnik. Deshalb sind die Formen, die wir in den Urkunden dieser Stadt lesen, für das Altromanische dieser Stadt von hervorragender Wichtigkeit. Die älteste aus a. 1238 wiedergibt *gn* ganz nach rumänischer Weise: *ad Stamnum* (zweimal), so auch a. 1336 und 1332 (*Punta Stamni*). Dieselbe Form kehrt auch im Statut von Dubrovnik wieder. Die slavische Form *Ston* läſst sich aber mit dieser nicht vereinigen, denn *Stamnu* müſste dasselbe wie *domnu* > slav. *dûm* in Dubrovnik ergeben. Das Mittellatein dieser Stadt bringt aber noch zwei andere Formen, und zwar *mn* > *mm*: a. 1239 *in Stammo*, desgleichen auch a. 1257, 1288. Auch mit dieser Form ist die slav. nicht vereinbar, denn *-m* > *-n* ist mehr für den slav. Dialekt von Split als für denjenigen von Dubrovnik[1] charakteristisch (*ļuden* < *ļudem* ,,den Leuten"). Diese deckt sich nur mit (porta) *Stannu* (a. 1245). Syntaktisch ist diese Ausdrucksweise: *porta Stannu* (ohne *de*) vollkommen in Ordnung, *Lakmartîn*, ON. auf der Insel Krk, zeigt, daſs im Altdalmatischen die bloſse Juxtaposition in derlei Verbindungen vollkommen genügte. *Stannu* muſs man daher als die in Dubrovnik gebräuchliche romanische Form betrachten. Dies bestätigt auch *-o* > *-u*, welches sich in zahlreichen Beispielen belegen läſst (vgl. Jireček, *Romanen* I, 81 *d*: *saludu*, *lu*, *dintru*, *ualunu* < *valent*, *cumu*, *façandu*, *sutu* < *subtus*, *Apruzu* < *Bruttium*, *otu* < *octo*, scopulus vocatus *Ficu* a. 1333 bei Trogir).

Das zweite Beispiel für *gn* > *n* in Dubrovnik wäre *Anisula*, Deminutiv von *Agnes*, vgl. *REW*.[3] 285. Es ist der Name einer alten Frau in Držić' Komödie *Kande* (vgl. Rešetar, *Stari Pisci* VII, 166ff.). Ein Mädchen heiſst in demselben Stücke *Anisulina*.

Ravennas (7. Jh.) hat noch die Glosse *Pardua id est Stamnes*, d. h. er erklärt den älteren illyrischen ON. durch den jüngeren romanischen. *Stamnes*[2] scheint die mittels *-es* < *-ense* gewonnene Ableitung von *Stamnu* < *Stagnu* darzustellen. Über *Pardua* oppidum hat man auſser in Tab. Peuting. keine andere Nachricht aus dem Altertum. Die Ubizierung ist demnach vollkommen unsicher. Man kann daher nicht wissen, ob *Stamnes* tatsächlich dem heutigen *Ston* entspricht. Dies ist aber nicht ausgeschlossen. Man kann daher mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, daſs die Entwicklung *gn* > *mn* vorslavisch ist.

Das onomastische Adjektiv *magnus* kommt in lat. Gestalt in dalm. ON. und PN. vor. Leider kann man durch unwiderlegbare Belege aus Urkunden die volkstümliche Aussprache davon nicht strikt nachweisen, wie es für *stagnum* möglich war. Man hat a. 1069 (Rački, *Documenta*, 73) in der Urkunde des Königs Krešimir: nostra propria insula in nostro dalmatici mari sita que vocatur *Mauni*, so belegt noch 1190, 1195, 1205, heute *Maun* in der Nähe der Insel

---

[1] Vgl. Budmani, *Rad* 65, S. 158, § 23.
[2] Krahe, *o. c.* 37 hat auch diesen ON. unter altillyr. eingereiht.

Påg < lat. *pagus*, vgl. *ARj.* VI, 536, Jireček, *Romanen* I, 63. *Mauni* ist Genitiv. Somit *insula Mauni* entspricht der romanischen Konstruktion *la ville de Rome*. Anstatt *insula Mauni*, wie a. 1304, 1222, 1248, 1315 (Sm. III, 39, 218, IV 336, 399) lesen wir auch *insula Maonis* so a. 1203 (caput insule Maonis), a. 1350 (Sm. III, 31, XI, 617). Es könnten daher auch diejenigen recht haben, die *Maun* mit *Moa* bei Ravennas identifizieren (so Brunelli, *Storia di Zara* I, 115 etc.). Sonst ist die Benennung *Insula Magna* im Archipel von Zadar gebräuchlich, so a. 1347 etc. (Sm. XI, 365, 366, 367), slavisch *Veli otok*. Für *Maun* läſst sich so etwas nichts nachweisen, deshalb muſs *maun* < *magnus* fraglich bleiben.[1]

Dasselbe muſs leider auch für den PN. *Màhini*, gen. *Màhinā*, oder *Màini*, Plural, PN. und Landschaftsname in Paštrovići in der Nähe von Budva, gesagt werden. *Main* für *magnus* steht in Dalmatien nicht fest.

Es gibt aber noch ein sichereres Beispiel als diese zwei, welches hierher gehört. Das sind die im Slavischen von Dubrovnik erhaltenen Reflexe von *κύκνος* > lat. *cygnus* Lucr. Mela > ital. *cigno*, siz. *cinnu REW.*[2] 2435. Bezüglich *cy-* zeigen alle Reflexe *u*. Weil *κ* ein griechischer Laut ist, haben die Reflexe teils *k* beibehalten, teils, wie im Typus *gubernare*, ersetzen sie es mit *g*: a) *kûf*[2] bei den Dubrovniker Schriftstellern des 16.—18. Jh. „Schwan". Heute kann es auch „pelecanus onocrotalus" bedeuten, *ARj.* V. Davon dem. *kufić* „cignotto". b) Mikalja und Stulić haben *guf*, *ARj.* III, 495. *b* anstatt *f* ist für *gub* nicht sicher belegt, *ARj.* III, 484. *f* für *gn* ist recht auffallend. Es erklärt sich aber vollkommen, wenn man die oben besprochene Wiedergabe *gn* > *mn* in *Stamnum* vor Augen hat. Danach hätte *cygnu* im Romanischen Dubrovniks **kumnu* oder **gumnu* ergeben. Da im Slavischen Dubrovniks[3] *mn* > *vn* (vgl. *columna* > *kelovna*, *dumna* neben *duvna* „Nonne" < *domina*) ergibt, kam eine Form **kuvnu* oder **guvnu* gleichwie *kumnu* oder *gumnu* mit slav. *gumno* > *guvno* „Tenne" in homonymische Kollision. Sie muſste daher reformiert werden, und zwar durch den Abfall von *-nu*, welche Endung auch vom slav. Sprachgefühl als Adjektivsuffix *-n* gedeutet werden konnte. *-v* am Ende verlor die Sonorität, wie oft in slavischen Dialekten, und als Normalform wurde *kûf*, *guf* geschaffen. Vgl. *Slavia* X, 462, Anm. 4.

Wenn es auch mit dem Nachweis von *magnus* im Dalm.-roman. eigentlich nichts ist, so ist es doch möglich, das Bestehen von *signum*

---

[1] Die kleine Insel *Maun* liegt westlich von der 60 km langen Insel Pag, umgeben von den Seeklippen Skarda, Veli und Mali Brušnjak, Pohliba, Planik und Planičić (vgl. öst.-ung. Generalstabskarte Zone 28 Kol. XII). Die Benennung *Magna* wäre daher nur im Vergleich zu den Seeklippen der Umgebung verständlich. Dies ist natürlich noch kein Beweis.

[2] Die richtige Etymologie von *kuf* hat Vaillant, *Revue des études slaves* IX, 271 gegeben.

[3] Nach Budmani, *Rad* 65, S. 158, § 22 wird in der heutigen Sprache *mn* statt *vn* bevorzugt.

in einer sehr wichtigen Ableitung festzustellen. Dies ist um so mehr wichtig, als wir im alb. *shenjë* f., *shêi* m. „Zeichen" (Godin, G. Meyer, *AlbW.* S. 401), cal.-alb. *šęng* usw. und im Ngr. *σίγνα* „Fleck, Narbe" (G. Meyer, *NgrSt.* III, S. 59) haben. Es ist *sigḷâr* s. m., pl. *sigḷári* in Prvić-Luka bei Šibenik. Das slav. Fischerwort bedeutet jene „Fäſschen, die am Zugnetze (*träta*) befestigt werden, um an der Seeoberfläche kenntlich zu machen, wo es im Meere liegt". Es ist offenbar lat. *signale* *REW.*[3] 7904a; nur ist *-ale* aus leicht begreiflichen Gründen durch *-ariu* ersetzt, vgl. afr. *seigniere* „dicker, fester Stoff aus Goldbrokat". Dieses Suffix paſst nämlich besser einem aktiv vorgestellten, tätigen Gegenstande als jenes. Wegen des Wechsels *gń* > *gḷ* vgl. *sigań*, gen. *sigńa* (Benkovac) neben *sigaḷ*, gen. *sigḷa* von *situlu* > *sitlu*, ngr. *σίτλα* > *σίκλα*, kret. *σίγλα* Rohlfs Nr. 1947. Demnach war in Dalm. auch die hochlat. Aussprache von *gn* wie im Ngr. vorhanden.

Es ist für die Geschichte des Balkanlateins von Wichtigkeit zu erfahren, daſs in neugr. *στάγγος* „Zinne", *στάγγινος* „zinnern", *σταγγόνω* „verzinne" G. Meyer, *Ngr. St.* III, 59 aus lat. *stagnum* (diese Form ist besser belegt als *stannum*, vgl. Ernout-Meillet, *Dictionnaire* 929) die Metathese in der Konsonantengruppe lat. *gn* > *ng* vorliegt. Vgl. dieselbe Umstellung in Unteritalien in *signum* *REW.*[3] 7908.

Diese Metathese kommt in *σίγνα* f. „Fleck, Narbe" < *signum*, G. Meyer, *NgrSt.* III, 59 nicht vor. Daraus *σίχνα, ibidem.*

Die Metathese liegt nun zweifellos auch in alb. *penk* < *pĭgnus* *REW.*[3] 6490 vor.

13. (8[1]). Für die Beeinflussung der lateinischen Wörter durch die griechische Phonetik lassen sich aus dem lateinischen Balkan-Material neue Belege beibringen.

So für *l* > *r* hauptsächlich vor labialen Konsonanten. Ein sehr altes Beispiel wäre *Φουλφίνιον* neben *Φουϱφίνιον* bei Ptol. II, 16, daher das Ethnicum davon *Fertinates*, verschrieben vielleicht für **Ferfinates*, heute *Omišaḷ* < *Ad musculum*, ital. *Castelmuschio* auf der Insel Krk.

Man muſs gewiſs bei solchen Annahmen auch kritisch sein. Wenn wir im Slav. dieser Insel *mugar* neben *mrgar* *ZfrPh.* XLI, 151 (20), *Arch. glott.* XXXV, § 110 < *mulgāre* „Melkfaſs" haben, so beruht *r* für *ul* offenbar auf der Fernassimilation und nicht auf dem griechischen Einfluſs.

Daſs es im Balkanlatein zu einer Kreuzung zwischen den lat. und griech. ähnlich klingenden und gleichbedeutenden Wörtern gekommen ist, beweist deutlich rum. *plumînă* < *pulmone* *REW.*[3] 6833, wo sich die *l*-Metathese nur aus griech. *πλεύμων* erklären kann. So entspricht arom. *plimune* genau ngr. *πλεμόνι* gleich wie alb. *plemón* (G. Meyer, *AlbW.* 343).

---

[1] Ergänzungen und neues Material zu *ZfrPh.* L, 494f.

Wegen der Kreuzung von lat. *fasciola* und griech. *φάκελος*, wodurch in *fasciola* *s* geschwunden ist, woraus sich byz. *φακιόλιον*, alb. *fkjolë*, skr. *poculica* erklären, s. *Byzantion* VI, 372f. und wegen *πλεκτή* Rohlfs 1729 + lat. *flectere* > *flèkta* (Dubrovnik), slav. *plahta* s. oben S. 425.

Genug slav.-dalm. Beispiele hat man für die ngr. Sonorisierung der Konsonanten nach den Nasalen. Diese Erscheinung ist bekanntlich im Albanesischen ebenso allgemein wie im Ngr. Im Alt-dalmatischen und in den daraus entlehnten skr. Wörtern der Adria-Küste tritt sie nur sporadisch zum Vorschein.

Für *nt* > *nd* hat man einige Beispiele: *plânda* (Prčanj, Bocche v. Kotor) „Nelkenstock" (*ARj*. X, 1, Rešetar, *o. c.* 268) < *planta* *REW*.[3] 6575. *Brênda* für *brenta* *REW*.[3] 1285 ist nicht ganz sicher, da es im Norden des skr. Gebietes vorkommt; sicherer ist dagegen *tânđati* v. impf. „in Versuchung führen" (Prčanj, Rešetar, *o. c.* 300), wogegen in Dubrovnik *tântati* < *temptare* *REW*. 8633. Als umgekehrte Sprechweise ist *nd* > *nt* zu deuten in *bàntiti*, *bantovati* (Perast, Ragusa, Zore 4) „verjagen" < ital. *bandire*; *intûn*, gen. *-ūnd* (Prčanj), *intuša* (Vuk), *vintuša* (Dubrovnik), *vintůša* (Muo) „Truthenne" < *India*.

mp > *mb* ist in einem sehr wichtigen Beispiele vertreten. Es sind die ON. *Kombur* (Boka v. Kotor, belegt seit dem 18. Jh.), *Kùmbur* in Sutorina (daselbst), *ARj*. V, 239, 777 und *Kambur*, Riff bei Vis (Lissa). Diese drei ON. gehören zu *Kâmpor*, ital. *Campora* (Rab). Es sind Plurale von *campus*. Das letzte Wort läſst sich für das Roman.-dalm. noch in der hybriden Ableitung *Campisani* a. 1080 (Rački, *Documenta* 135) nachweisen. So hieſsen zu dieser Zeit die Bewohner von *Poljica* (slav. Dem. von *polje* „Feld"). Das Suffix *-isani* ist gleich wie ital. *-igiano* eine Kreuzung von *-ensis* (vgl. *καμπίσιος* bei Sophocles, Greek lexicon) + *-anus*.

Ein Beispiel für *mp* > *mb* dürfte auch in *tâmborje* (Tivat) „parvis, eingeschlossener kleiner Raum vor den katholischen Kirchen mit Sitzplätzen, wo Zusammenkünfte, Gerichtstage abgehalten werden" vorliegen. Das Wort zeigt mannigfaltige Umgestaltungen: *stâmborje* (Stoliv) „idem", *tâmbor* (nach türkisch *tabur* Lokotsch 1974) = *tamborje* = *tàobor* (= Broz-Iveković II, 557) „Besprechung", *tàmbuć* „Raum zwischen zwei Türen z. B. in der Kirche", *tanbuć* „Steuermannskajüte im Hinterteil des Schiffes (auch venez., vielleicht aus dem Altdalm. entlehnt). Es hängt wahrscheinlich mit *templariu*, vgl. *REW*. 8630, zusammen.[1] Über das Primitivum *templo* s. unten S. 435.

Auch für Istrien läſst sich die Sonorisierung in einem Falle nachweisen. *Piquentum* > **Pinquentum* > **Pinguentum* ergab ital. *Pinguente* und skr. *Blzet* (13. Jh.) > heute *Buzet*. *l* beruht auf der bekannten Dissimilation *n—n* > *l—n*.

---

[1] Man kann auch an den Zusammenhang mit langob. **steinberga* *REW*. 8239 denken.

Auf die gleiche Art ist *nč* > *nđ* zu erklären in *brunđela* neben *brunčela* < *fronticella* *REW.*[3] 3533, *ZfrPh.* XXXVIII, 545, *bòlāndža* neben *bolanča* < *bilancia* *REW.*[3] 1103.

Für *nc* > *ng* gibt es einige Beispiele: 1. *vènga* „Art Weide" (Zore, *Rad* 115, 183) < *vinca* von *vincus*[1] *REW.* 9342; 2. *lenga* „Meerestiefe, wo sich Fische befinden" (Zore, *Arkiv* II, 337) < *lanca* *REW.*[3] 4877 „Flußbeet", Jud, *Romania* XLVII, 501 f.; 3. *ingvast* (Dubrovnik), *jingva(o)star* *ARj.* III, 640, *jingâstar* (Božava) „Tinte" < *encaustum* *REW.*[3] 2869; 4. *Mengača*, altdalmatinischer PN. in den Städten von Bar bis Zadar (Jireček, *Romanen* II, 47, *ARj.* VI, 601), hypokoristische Ableitung von *Mancus, Mencus* < *Dominicus*; 5. *parangâl, palingâr* (Vrbnik), *palangâr* < πολυάγκιστρον Rohlfs 1759, wo die Endung *-istron* durch das bei Netzarten sehr gebräuchliche Suffix *-ariu* ersetzt wurde. Wenn in den westromanischen Sprachen griech. *phalanga* > skr. *poluga*, rum. *părîngă* als *palanca, planca* (s. oben) erscheint, so ist das dieselbe umgekehrte Sprechweise, wie oben *bantiti* und *vintuša* in Ragusa.[2]

Die angeführten ganz sicher deutbaren Fälle sind für die Beurteilung der albanesischen Sonorisierung sehr wichtig. Sie beweisen nämlich, daß es sich um die letzten Auswirkungen einer von den Griechen übernommenen Balkan-Lautgewohnheit handelt. In Albanien und in Unteritalien ist diese Gewohnheit allgemein geworden, im Altdalm. konnte sie sich dagegen nur sporadisch behaupten. Vgl. noch unten § 14.

Was die Sonorisierung nach *r* anbelangt, so ist es auf Grund des vorhandenen Materials schwer zu einer klaren Ansicht zu gelangen. *rt* > *rd* ist in *lacerta* am Balkan allgemein, kann aber gerade für dieses Wort in Unteritalien, wo sie bodenständig ist (vgl. *Nardò* < *Neretum*), nicht nachgewiesen werden. Altdalm. *lacarda* > skr. *lokarda* „scomber, triglia" kehrt wieder auch im Ngr. λακέρδα „thon salé" vor. In Perast bedeutet *lòkard* im figurativen Sinne auch „Ohrfeige", wovon vb. *(iz)lokardati*. *rd* erscheint auch im Venez. *lantsardo*, daher skr. *làncārda* in einigen Gegenden Dalmatiens. Die vegliotische Form *lačar* scheint dagegen vielmehr auf *lacertu* zurückzugehen. Das sieht man daher, weil neben *lačar* auch die sonderbare Form *ciarč* besteht. Die letztere beruht offenbar auf dem Plural *lacertī* > *(la)čarč*, wo *la*, gleich wie in *Cicla* für *Lucicla* (Jireček, *Romanen* II, 30), als Artikel gefühlt, abgeworfen wurde. Diese Auffassung wird durch čakavisch *argîtla* „lucertola" (Božava) bestätigt. *argîtla* ist nämlich *lacertula*, worüber oben S. 215 gesprochen wurde. Der Bedeutungsübergang „Eidechse > Makrele" bzw. „Eidechse > Tunfisch" beruht wohl auf den Lichterscheinungen, die dem Fische und der Ei-

---

[1] In der vegliotischen Toponomastik in einigen Beispielen vertreten, vgl. *Arch. glott. ital.* XXIV, 49 § 78. Auf *vincus* geht auch skr. *bekovina* „viburnum" zurück. *-ovina* ist slav. Endung.

[2] Vgl. noch *brênge* (Bijela, Paštrovići) neben *brênke* „Kiemen" < *branchia* *REW.* 1271a.

dechse gemeinsam sind, gleichwie beispielsweise *lantîrnica* in Božava „lucerna, pesce simile alla triglia" bedeutet, desgleichen vegl. *lunćerna* (Bartoli II, 202).

Sonst treffen wir die Sonorisierung nach *r* noch in *βοῦρκα* > *vurga* in Süditalien (Rohlfs 368), *múrgendo* (Rohlfs 2627) neben skr. *mrkijenta* und in *barca* > ven. *bargots, bragots REW.*[3] 952 an. Vgl. damit auch *gȕc* in Dalmatien. Als umgekehrte Sprechweise erscheint danach *ἀμόργη* > *amurca* (Rohlfs 114).

Bei dieser Sonorisierung ist dagegen Unteritalien als Ausgangspunkt zu betrachten, nicht Griechenland wie bei *m, n* + *K*.

Von anderen an das Neugriechische gemahnenden Erscheinungen ist zunächst lat. *cl* > altdalm. *gl* zu besprechen.

situlus lautet heute in Dubrovnik *sȉglo* (Budmani 161) neben *sȉdlo*, gleichwie im Vegliotischen *pedlo* „klein" < *pīcculu* neben *pelo*. In anderen skr. Dialekten Dalmatiens findet man *sȉga(l)*, gen. *sîgla* (Božava), *sȉgaļ, sigļa* (Parčić) und *sȉgań*, gen. *sîgńa* (Benkovac) *segaļ, segal* (Stašić aus Vrbnik, Mažuranić, *Prinosi* 1304), mit *s* > *c*: *cigal*, gen. *-gla, ciglin, ciglarica, ARj.* I, 778, 2. Meyer-Lübke erklärte *cl* > *gl* als aus dem Friaulischen stammend, s. *REW.*[3] 7962. Es ist aber nicht möglich anzunehmen, daſs sich der friaul. Einfluſs, der bloſs für das Slow. und die slav. Dialekte von Istrien von gröſserer Bedeutung ist, sich in der Vergangenheit bis nach Dubrovnik erstreckte.

Dazu kommt noch der Umstand, daſs sich *cl* > *gl* in der Fischersprache der Boka v. Kotor findet, wo es noch schwieriger ist an den friaul. Einfluſs zu denken. Hier haben wir *cl* > *gl* in *ridâglo* „Wurfnetz" < *retiaculum*, *mägla* „Netzmasche" < *macula* und *dinīgla* (s. unten S. 436), in drei Beispielen, welche der Fischersprache der alten dalm. Romanen entstammen müssen.

Man muſs daher auch *siglo* und *sigal* nicht dem Friaul., sondern dem dalm. Romanisch zuschreiben. Wenn in Dubrovnik neben *siglo* auch *sidlo* vorkommt, so ist dies nicht als **sȉtlu* > *sȉdlu* aufzufassen, sondern als eine Aussprache, die nach dem slav. Typus *dlijeto* > *glijeto* „Meiſsel" entstanden ist. Wenn diese letzte Auffassung zutrifft, so ist vegl. *pedlo* > *pelo* „klein" mit ital. *piccolo* etymologisch gleichzustellen.

cl > *gl* erscheint noch im Fischnamen *jaglun*[1] neben *i(n)glun* < **aculone*, *ZfrPh.* XLVI, 523 und sehr oft in mittellateinischen Vertretungen des konstantinischen *Βεκλα Vegla*, woraus heute *Veglia*, gleichwie in *Mugla* > venez. *Muggia*, slov. *Mile*.

Wie ist aber die Sonorisierung der Gruppe *cl* > *gl* im Altdalm. zu erklären? Einen Fingerzeig zur Lösung dieses Problems gibt uns die analoge Erscheinung im ngr. Lehnworte aus dem Lat. Neben *σίκλα* haben wir hier *σίγλος*, s. G. Meyer, *NgrSt.* III, 59. Im by-

[1] *acula REW.* 123 hat sich im Čakavischen mit slav. *igla* „Nadel" gekreuzt und *jagla, jahla ARj.* IV, 408, 418f. ergeben.

zantinischen Dalmatien muſs es offenbar zur Nachahmung dieser Aussprache gekommen sein. Griech. *gl* bleibt hier unverändert, vgl. *τρῖγλα* > skr. *trȉgla*. Daſs es dem so ist, ersehen wir aus noch einem anderen Umstande. Für *cl* haben wir in Dubrovnik auch *hl*, d. h. anstatt des Verschluſslautes den Spiranten. Diese Aussprache finden wir im lat. dem. PN. *Anuhla*[1] neben *Anucla, Anucula* < *Anna*. Dies stimmt mit ngr. *σίχλος, σιχλί* < *situlu*, G. Meyer, *ibidem*.

Das Nebeneinander von *sidlo* und *siglo* (Dubrovnik) neben *sigal* gen. *sigla* im übrigen slav. Dalmatien gibt auch zur Betrachtung einer anderen byzantinisch-romanischen Gemeinsamkeit Anlaſs.

Bezüglich der Behandlung der lat. Auslautvokale *-ŭ, -o, -e, -ī* in slav. Lehnwörtern aus dem Lat. kann man als allgemeine Regel aufstellen, daſs sie ausnahmslos in die betreffenden Halbvokale *-ъ, -ь* übergehen, die dann das allgemeine Schicksal der slav. Halbvokale im Auslaute teilen, d. h. sie schwinden. Nur lat. *-a* hält sich in derselben Form wie das slav.

Die typischsten Beispiele dafür sind: *-a*: *missa* > slav. *mьša*, skr. *maša*; *-u*: *pagānu* > *poganъ*; ON.: *ad Musculum* > *Omišalj* (Krk); *-e* > *aciale* > *ocělь* „Stahl"; *-ī*: *Sermī* > *Srěmъ*.

Nun finden wir in Dalmatien eine Anzahl Beispiele auch für lat. *-ŭ* > slav. *o*. Diese Beispiele sind: 1. ON.: (*ad*) *decimum* (lapidem) > *Dicmo*; *Ducculum* > *Diklo*; 2. Appellativa: *retiaculum* > *rićäglo* (Muo, Boka v. Kotor), *sidlo* oder *siglo* (Dubrovnik) < *situlu*, **racanu* von *racana REW.*[3] 6983 > *rakno*, *vīnum* > *vino* (allgemein slavisch), *krklo* (Dubrovnik) „Saum am Kleide" < *circulu* neben *kȃrkuo*, gen. *kȃrkula* (Prčanj, Rešetar 240); *buklo* (Dubrovnik) „latrina" < *voculu*, deminutive Ableitung von *vacuus* > *vocus REW* 9115, *tèmplo* (Dubrovnik) „Kirche" < *templum*, *ráklo* (Dubrovnik, Zore 18 < *racănu*, *mūlö* (Prčanj, Muo, Boka, Rešetar *o. c.* 254) neben *mȕo*, gen. *múla* (Dubrovnik) „Hafendamm".

Dieses *-o* befolgt in einem Falle auch die allgemeine Regel der slav. ersten Palatalisation: *oleum* > *uļe* (allgemein skr.). Dieser Umstand liefert den Beweis dafür, daſs es sich auch in lat. *-ŭ* > slav. *-o* um eine sehr alte Erscheinung handelt und nicht etwa um eine gelehrte, wie beispielsweise in *libro* (Dubrovnik) neben *libar* (Marulić, 15. Jh.) „Buch".

Auch diese Ausnahme von der allgemeinen Regel erheischt Erklärung. Das Nächstliegende ist die Behandlung des griechischen Auslaut-*o* heranzuziehen, da wir wissen, daſs die Griechen das lat. Auslaut-*u* ihrem *-o* gleichsetzen. Die Betrachtung der griech. Lehnwörter im Skr. und Bulg. lehrt nun, daſs griech. *-o* auch im Südslav. bleiben kann: so *sȉdro* „Anker" (Dalmatien) < *σίδηρος*, *žálo*, *igalo* < *αἰγιαλός ZfrPh.* L, 506., skr. bulg. (*h*)*oro* „Reigen" < *χορός*, bulg. *peripato* „Spaziergang" < *περίπατος*, *kōļivo* < *κόλυβον* „*σῖτος ἑψητός*, gekochter Weizen der bei dem Totenmale und am Patrontage

[1] *A. Rj.* I, 93.

vom Priester gesegnet und von den Gästen verkostet wird" *ARj.* V, 230. *Situlus* > *siclus*, beeinflufst durch griech. *σίγλος*, ergab somit regelrecht in Dubrovnik *sidlo* bzw. *siglo* (vegliot. *sedla*, *sieglu*, Bartoli II, 222).

Hierher würden auch die Fälle der Sonorisierung des Anlautskonsonanten lateinischer Wörter gehören. Es ist nämlich bekannt, dafs die Lateiner griechische Tenues der Anfangssilbe als Sonoren hören, vgl. *κυβερνᾶν* > *gubernare*. Wie im West-Roman. so auch im Ost-Roman. geschieht es oft, dafs auch die lat. Wörter der gräzisierenden Sucht anheim fallen, so *cavula* > rum. *gaură*, *cydoniu* > rum. *gutuĭŭ*, *acone* > **cone REW.*^{3} 130 > *gà(v)ūn* „kleiner gerresartiger Meeresfisch" (Dalmatien). Bei den griechischen Wörtern sieht man im Altdalm. selbst ein Schwanken zwischen *k* und *g* im Anlaut, so bei *cycnus REW.*^{3} 2435 > 1. *kuf* neben 2. *guf*, *gub* (Dubrovnik).

Für die Aussprache der griech. intervokalen Sonoren als Tenues (vgl. fr. *boîte* < *pyxida*) haben wir auf unserem Gebiete blofs zwei Beispiele bis jetzt feststellen können. Es ist das schon besprochene rum. *gutuĭŭ* < *cydoniu REW.*^{3} 2436 und *palomnić*, *palovnić* < *pelamida* Rohlfs (Muo, Boke v. Kotor) neben *polanda* (Dubrovnik) 1639. *ć* ist aus *-t* (vgl. siz. *palámitu*) hervorgegangen, vgl. *Velebit* > *Velebić* (Gebirgsname), *gurgite* > *Gurdić* (Kotor). Dieser Übergang geht die skr. Lautgeschichte an.

Über *dinīgla* (S. 496) kann ich mich jetzt genauer fassen. Diese Form gehört der Boka von Kotor an, und zwar der Ortschaft Tivat. In Prčanj und Muo wird dafür *gńīgla*, gen. pl. *gńīgaļa* gesagt (cf. Rešetar *o. c.* 234). In anderen Dörfern von Boka hört man noch andere Formen, so mit verschiedenen Konsonantenumstellungen *gilinga* (Lastva). Daraus ist zu schliefsen, dafs rom. *i* auch in den Halbvokal überging und schwand. *gn* kann auf *dn* zurückgehen, vgl. slov. *gnar* für *dnar* < *denariu*. Aber es kann auch etymologisch sein. Ich glaube jetzt nicht mehr an die Etymologie, die ich damals vorgetragen habe, und zwar deshalb nicht, weil *gera*, *girica* < *gerres* ein sehr kleiner Adriafisch ist, und *dinigla* ist so grofs wie (*l*)*ovrata*, wie derselbe Fisch in anderen Gegenden der skr. Adria heifst. Ich denke jetzt vielmehr an eine metaphorische Benennung nach dem Knie, weil der Kopf dieses Fisches in der Tat bildlich als Knie aufgefafst werden kann. *genucula*, mit *-ĭcula* anstatt *-ūcula* (vgl. *annucula* für *annicula REW.*^{3} 481 > skr. *onukle*, *nuklica*), ergab regelrecht *gńigla*. Die Nebenform *dinigla* stimmt dann mit vegliotisch *denacle*, *denacli* (Bartoli II, 178, 405, 446) im Vokal und Konsonant vollkommen überein. Skr. *i* und vegl. *a* für lat. *ĭ* ist in der Regel und *cl* > skr. *gl* ist, wie oben, gräzisierende Aussprache. Was *d-* für *g* anbelangt, so bieten sich zwei Erklärungsmöglichkeiten. Entweder ist es nach der gräzisierenden Art zu erklären, oder es ist darin dieselbe Dissimilation zu sehen wie in *καλόγερος* > skr. *koludar*, d. h. *g—g* > *d—g*. Da in Dalmatien *g*^{e} bleibt, vgl. vegl. *geluot* < *gelatu*,

skr. *galatina*, so kann ich an die Identität mit ital. *dinocchio* nicht denken. Die letzte Form setzt die Palatalisierung ebenso voraus, wie ital. *digiuno*. *di̯enukli̯u* ergab nämlich durch Dissimilation denselben Schwund wie *di̯idi̯unu*.

pläńa „Hobel" (Božava, Dubrovnik), vb. imp. *plańati* „hobeln" *ARj.* X, 7 neben *blańa* „pialla" (Parčić 31), *blanati* „dolare" *ARj.* I, 424, *blańati* „piallare" (Parčić) geht mit *πλάνη*, *πλάνια* „idem" G. Meyer, *NgrSt.* III, 54 in zweifacher Hinsicht zusammen. Zuerst zeigt die skr. Form gleich wie die griechische statt lat. *n* in *plana*, *planula* > ital. *pialla* *REW.*³ 6567 *ń* = *νι*. Die Form **plania* ist eine Rückbildung aus **planiare* statt *planare* > nordital. *piagnar* (Mussafia, *Beitrag* 188), daher *piagna* (Venedig, Milano, Cremona, Como). Die skr. Nebenform *blańa* neben *plańa* zeigt eine ganz isolierte Sonorisierung. Lat. *pl* bleibt im Skr. Sie kommt nur noch in *Pinquentum* > *Blzet* (Istrien) vor. Eine ganz isolierte Sonorisierung zeigt noch *breska* neben *praskva* < *persicum*. Die Sonorisierung wird klar, wenn man gräzisierte Aussprache annimmt. Vgl. rum. *gutuĭŭ* < *κυδώνιον μᾶλον*, welches sich in der Konsonantenwiedergabe mit *pyxida* > fr. *boîte* vollkommen deckt.

Wie in Dalmatien Latein und Griechisch in demselben Worte einhergehen können, beweist am besten der ON. *Sûtvara* (Ort in Grbaļ, Boka und Inselchen bei *Korčula*) < *Sancta Barbara*, wovon *Sut-* < *sanct(a)* und *Vara* slavische Kurzform aus Barbara nach griechischer Aussprache darstellen.

Einen Einblick in die Verteilung griechischer und lateinischer Ausdrücke gleicher Bedeutung gewährt *kolûdar* m. *kolûdrica* f. < *καλόγερος* Rohlfs 863 neben *domina* > *dúmna*, *duvna*. Die erste Bezeichnung gebrauchen die Katholiken von Norddalmatien und auf den Quarnero-Inseln. Es gehört dem čakavischen Gebiete an. *Duvna*, *dumna* wird in Ragusa und südlich von Split gebraucht. Wegen *g*ᵉ (bei velarer Aussprache) > *d* vgl. *brdešnjak* (Lika) „Hosenband", substantivierter slav. Adj. von *bragěše* < venez. *braghesse*.

Solches Nebeneinander von gleichbedeutenden Ausdrücken griechischen und lat. Ursprungs erklärt sowohl die obenangeführten griech.-lat. Wortkreuzungen als auch die gräzisierende Aussprache lat. Wörter. Wenn dies zutrifft, so muſs natürlich auch zu griech.-lat. Lehnübersetzungen auf diesem Gebiete gekommen sein. Ein solcher Fall liegt in alb. *këršëndelle*, *kšnēla* (Ulcinj) < *Christi natale* „Weihnachten" vor, während die Westromania den ersten Bestandteil als selbstverständlich wegläſst und nur an *natale* festhält. Der albanische Latinismus ist eine genaue Übersetzung von gr. *χριστούγεννα* (6. Jh.) Rohlfs 2463.

Ein ähnlicher Fall liegt ferner in *mrkatuńa* (Dubrovnik), *mrkatuļa* (Peļešac), *margaduńe* (Trpań) „Quitte" vor. Während ganz Romania sowie auch rum. *gutuĭŭ* und recht verschiedene skr. Entsprechungen von *cotoneum* oder *cydonium* griech. *μᾶλον* = lat. *melum* weglassen, liegt in den angeführten Formen *mala qudenea* des diocletianischen

Maximalpreistarifes, *mala cotonea* (Plinius) wörtlich vor. *k* neben *g* für gr. *κυ-* weist auf die griechische Grundlage hin. Vgl. noch *ZfrPh.* XLI, 148, no. 4.

Während ferner ganz Romania an *melum REW.*[3] 5272 festhält, zeigt nur Dalmatien die dorische Form *malum* in Verbindung mit dem lat. Adj. in *molgrań, mograń ARj.* VI, 892, *Mogren* ON. < *malum graneum* „Granatapfel".

b in Proparoxytonis vom Typus *Jácobus* geht nach griech. Art in *m* über: *Jacomus* > sp. *Jaime.* Desgleichen in *caccabos* Rohlfs 851 > südital. *kakkamo.* Vgl. auch in fr. ON. *Fimes* aus *finibus.* In Dalmatien liegt ein solcher Fall in *ἡ Βούτομα* neben *Βούτοβα,* skr. *Budva* beim Kaiser Konstantin vor.

Auf dem Einfluſs der griechischen Aussprache der lat. Wörter weist auch das Albanische in einem Falle hin. Lat. *f* wird hier einige Male durch die alb. interdentale Spirans *th* ersetzt, so in *festa* > alb. *thieštë, filiastru* > *thještrë.* Diese Aussprache ergreift sogar ital. *frappa* > *thrapë.* Griech. *ϑ* wird im Unteritalien in einigen Fällen zu *f*, vgl. Rohlfs.

Wir haben somit ganz sichere Anhaltspunkte zur Annahme erhalten, daſs am Balkan im allgemeinen und im byzantinischen Thema Dalmatien lateinische Wörter oft nach griechischer Art ausgesprochen wurden. In der Tat finden wir einen Sachsen des 9. Jhs. namens Godescalcus, der in seinen noch unveröffentlichten *Tractatus grammaticales*[1] die Einwohner des byzantinischen Themas *Graeci* nennt. Er spricht als Augenzeuge, da er auch den Hof des kroatischen Fürsten Trpimir (Tripemirus, rex Sclavorum) besucht hat. Es ist allerdings möglich, daſs Gottschalk diese Einwohner nicht nur wegen der Sprache, sondern auch wegen der Zugehörigkeit zum byzantinischen Kaiser so benennt.

14. Eines der wichtigsten Probleme der Balkanistik bildet die Frage nach dem Ursprung der Sonorisierung der stimmlosen Konsonanten nach den Nasalen im Albanischen. Diese Sonorisierung ist heute in dieser Sprache allgemein geworden. Sie erfaſst sowohl die slav. Lehnwörter (*opingë* < *opьnъk*) als auch diejenigen Fälle, in welchen durch Ausfall eines Vokals diese Gruppe entstanden ist (*sambata* > *shtundë, shtunë*). Die Frage ist nämlich darin, ob sie von altersher im Albanischen bestand oder ob sie nicht vielleicht auf dieselbe Art zu erklären wäre wie in einigen arumänischen Dialekten, wo sie dem in jüngerer Zeit erfolgten Einflusse der benachbarten griechischen Dialekte zuzuschreiben ist (*fĭndĭnă* im Dialekt von Caraferia gegenüber meglen. *făntǫnă*). Vgl. Sandfeld, *Linguistique balkanique* S. 102f.

Meiner Ansicht nach ist die albanische Sonorisierung nicht alt, sondern jung. Der älteste Beleg stammt aus dem 15. Jh. Es handelt

[1] Vgl. Katić, *Der Sachse Gottschalk am Hofe des Fürsten Trpimir* (skr. in *Bogoslovska smotra* 1932 no. 4, und Separatabdruck daraus).

sich um die Ortschaft *Fundina*, genannt a. 1402, bei Drivost (ital. Drivasto, alb. Drishti). Heute noch befindet sich im Gebiete des montenigrinischen Stammes *Kuči* (pl.) das Dorf *Fundana*, *Fundëna*. Die gleichnamigen ON. bei Ḷeš a. 1459 *Fontanella* und bei Bar a. 1437 *Fontana leprosa* weisen dagegen keine Sonorisierung auf.

Wenn wir in der Urkunde des serb. Kaisers Dušan a. 1457 (vgl. *AfslPh.* XXI, 96 = *Acta Albaniae* I, 834) in der Nähe von Kruja (prope Croas), also neben einem echt albanischen ON. (*krue*, *kroni* „Quelle"), *de hiberno Phentopleto cum eius terris* mit *nt* haben, so ist dies wohl ein Beweis, daſs damals in Kruja die Sonorisierung noch nicht bestand.

Wir können uns in dieser Frage allerdings auf den justinianischen Kastellnamen *Clementiana*, auf dem rechten Ufer von Drim gegenüber der Zollstation Spas befindlich, nicht berufen, weil wir nicht wissen, wie Prokop's *ντ* auszusprechen ist. Heute haben wir in der alb. Fortsetzung von Clementiana die Sonorisierung im albanischen Stammnamen *Këlmęnd*.

Einen sehr gewichtigen Beweis liefert dagegen der albanische Fluſsname *Shkumbini*, im Altertum *Genusus*, im Mittelalter *Vrego*. Es ist eine lateinische Ableitung von *Scampa* an der Via Egnatia, *Σκάμπα*[1] bei Hierocles, *Σκαμπεῖς* bei Ptol. (Einwohnername), belegt auch in der lat. Ableitung *Scampina civitas*, daher FlN. *Scampinus fluvius*. Zur Römerzeit war es vicus oder oppidum gegenüber Dyrrhachium. *mp* > *mb* erscheint erst im 16. Jh.: fiume *Scumbine*, *Scombino* bei Musachi. Wir erfahren dadurch, daſs an der Via Egnatia im frühen Mittelalter noch die Gruppe *mp* unverschoben bestand. Die Verschiebung konnte daher erst später von den in Dyrrhachium angesiedelten Griechen zu den Albanern gekommen sein.

Einen negativen Beweis liefert ferner der heutige slav. Fluſsname *Zeta* im Gebiete von *Doclea* > slav. *Dukḷa*, alb. *Dukë*. *Zeta* geht auf illyr. *Genta* zurück, vgl. *ZfrPh.* L, 508, woraus zu ersehen ist, daſs zur Zeit der Ankunft der Slaven *nt* noch unverschoben war.

15. *-idus* in den Proparoxytonis ergibt in Dalmatien und Süditalien *-itu*. Der sonore Dental verliert die Sonorität. Es sind drei dalmatinische Beispiele die diese Regel belegen:

1. *oksit, ohsit, ošit* < *ἀψίς*, *-ῖδος*, *ZfrPh.* L, 522.

2. *palovnić* (Perast), *-mnić* (Muo), wo *-ć* statt *t* steht, vgl. ON. *Gurgite* > *Gurdić* (Kotor) < *πηλαμίδος*, gen. von *πηλαμίς*, siz. *palámitu* Rohlfs 1690; s. auch oben S. 436.

3. *rânketiv* (Dubrovnik, Budmani), *rânketḷiv* (Zore 18, wahrscheinlich aus Cavtat) „ranzig" < *rancidus* *REW.*[3] 7040, siz. *rančitu*.

Die Regel war im Dalmatischen nicht allgemein, wie *pòlānda* (Dubrovnik) < *πηλαμίδα*, acc. von *πηλαμίς* zeigt.

---

[1] Andere alte Belege s. bei Krahe, *o. c.* 35 und in *Acta Albaniae*, hg. v. Šufflay, Thalloczy und Jireček.

Diese phonetische Erscheinung erinnert an die Wiedergabe des griechischen intervokalen *δ* im Romanischen, besonders an *cydonium* neben *cotonium* und *buxida* > ital. *bussola* neben *buxida*, acc. von *πυξίς* > fr. *boîte*, aneap. *bossita*, siz. *pissidi REW.*[3] 6892, Rohlfs 1825.

Morphologisches.

1. Überbleibsel der lat. Kasus. Die Genitivendung *-ī* mußte nach slavischen Auslautgesetzen, ebenso wie *-e* in *aciale* > *ocělь*, den Halblaut ergeben und danach schwinden. Man hat diesen Fall in *Capite fīcī* > *Kantafig*, ON. in Dubrovnik. Dasselbe Resultat erwartet man natürlich auch für das lokativische *-ī*: *Sǐrmiī* > *Sermī* (*ǐ* > *e* belegt im Adj. *Sermenses* CIL III, 9551 = *Sirmesis* CIL III, 1987) > *Srěmъ*, heute *Srȉjem* (*Srem*, *Srîm*).

Das Fehlen des palatalen slav. *ń* in *Risan* (Boka) und *Karin* (Nord-Dalmatien), welche ON. auf *Risinium* und *Corinium* zurückgehen, erklärt sich dann ohne weiteres aus dem Lokativ *Rísǐnī* und *Corǐnī*. Bezüglich des ersten ON. bestätigt diese Auffassung auch der skr. Akzent: *Rȉsan*, gen. *Rȉsna*, welcher sich nur aus lat. (*Risǐnium*) gen. *Rísǐnī* erklärt, vgl. denselben Fall in *mercŭrius*, gen. *mércurī* > rum. *miercurǐ*, log. *merkuris*, friaul. *mierkus*, prov. *dimercres* sp. *miercoles REW.*[3] 5519. Für *Karin* wird in *ARj.* IV, 865 der skr. Akzent nicht angegeben.

Derselbe Nachweis wie für *Rȉsan* läßt sich für *Dlъmno* (a. 1395), heute *Dúmno* (Herzegovina), seit 18. Jh. auch mit der Dissimilation *mn* > *vn* (vgl. *mnogo* > *vnogo* „viel") *Dúvno*, einmal auch *Dubno* (17. Jh.), führen. Die slav. Form geht offenbar auf lok. *Délmǐnī* von *Delmínium* (*Δελμίνιον*) zurück. *-o* statt *-ъ* erklärt sich aus der Einmischung der slav. Adjektivendung *-ьnъ*. Man ergänzte nämlich zu *Dlъmьnъ* als generelles Wort *město* „locus" s. n. Die Folge davon war *Dumno* s. n. *ń* im Adj. *duvańskī* ist analogisch, nach *livańskī* von *Livno* (ON., Bosnien). Das richtige Adj. *dumanski* erscheint im 18. Jh. Vgl. *ARj.* I, 884, 907. *ń* im Ethnikum *Duvńak* „Einwohner von Duvno" hat mit lat. *nį* in *Delminium* nichts zu tun.

Bezüglich der auf *-a* endigenden ON. am Balkan, welche im Slav. größtenteils den Halbvokal *-ъ* und danach den Schwund zeigen, habe ich schon *ZfrPh.* XLVI, 386 die Meinung geäußert, daß es daher kommt, weil die eigentliche Grundlage nicht den Nom. auf *-a*, sondern den Lokativ auf *-e* = lat. *ae* hatte. In einem Falle läßt sich dies urkundlich nachweisen. Der Name der Stadt und der Insel *Rab* hieß lat. *Arba.*[1] Der Kaiser Konstantin (Mitte des 10. Jhs.) kennt indessen *Ἄρβη*, welche Form sich mit der heutigen ital. *Arbe* deckt. Dieser Auslaut läßt sich nur aus dem lat. Lokativ begreifen. *Rab* entspricht wiederum nicht dem lat. Nom. *Arva* (vgl. für die Erhaltung von *-a Pelua* > *Pliva*, FlN.), sondern genau dem Lokativ *Arvae*.

---

[1] Alte Belege s. bei Krahe, *o. c.* 15.

Der vorgetragenen Erklärung stehen nur zwei Fälle entgegen. Es sind die Namen *Rîm* für Roma und *Plovdiv* (Bulgarien) für thrakisch *Pulpudeva*. Die obige Erklärung setzt nämlich den Verkehr der Slaven mit einer lateinisch sprechenden Bevölkerung auf dem Balkan während der Jh. 5—7 voraus. Nun ist der Name *Rîm* für *Roma* den Slaven gewiſs erst durch die christliche Bekehrung in den Mund gekommen, und nicht durch den Verkehr mit einer lateinischen Bevölkerung. Andererseits setzt *Plovdiv* < *Pulpudeva* nicht den Verkehr mit einer lateinisch sprechenden Bevölkerung voraus, sondern mit der bessischen (thrakischen). Trotzdem zeigen diese zwei ON. gleich *Rab* usw., den Schwund des Auslautvokals. Man muſs daher annehmen, daſs bei diesem Schwunde auch andere Faktoren, Analogie usw., mitwirkten, nicht nur der dem lateinischen Munde abgelauschte Lokativ.

Die Analogie des Grundwortes *gradъ* s. m., die in den Slavistenkreisen fast allgemein angenommen wird, ist gar nicht möglich, da *gradъ*[1] im Sinne der städtischen Siedlung jungen Datums ist, also für das Sprachbewuſstsein der Jh. 5—7 nicht möglich war. Zu dieser Zeit bestand bloſs *mĕsto* „locus" den Slaven zur Verfügung, welches sich in einigen Fällen tatsächlich auch einstellte, vgl. das oben über *Dumno* < *Duvno* Gesagte.

Der slavische Name *Solunъ* für *Θεσσαλονίκη*, welches mit arom. *Sarună* eine verkürzte lat. Form **Salona* voraussetzt, zeigt, daſs der Schwund *-ae* > *ъ* auch für die an der Via Egnatia liegende städtische Siedlung gültig war. Lat. *Salona* < arom. *Sărună*, slav. *Solunъ* liegt eben am Ende dieser Straſse, welche *Roma* < *Rimъ* mit dem nahen Orient verband.[2] An dieser Straſse lag auch *Dyrrhachium* > *Drač* s. m. Nach dem Typus *Solunъ* und *Drač* konnte nun auch *Rim* und *Plovdiv* das maskuline Geschlecht erhalten.

Andererseits zeigt *Mucla* > friaul. *Mugla* > venez. *Muggia* > slov. skr. *Miļe* pl., daſs die Regel vom Schwund des Auslaut *-a* in ON. nicht allgemein gültig war. Hier haben sich offenbar, wie oben bei *Duvno*, die mittels *-jь* gebildeten slav. Adjektive in den ON. eingemischt. Der roman. ON. ist deshalb zu Neutrum geworden. Aus demselben Grunde konnte er pluralisch werden (vgl. für diesen Übergang n. sg. > n. pl. slov. *Trbovļe*, deutsche *Trifail*).

Celje < *Celeia* (Noricum) zeigt wiederum einen ganz anderen Fall. Hier ist aus dem lat. Lokativ *Celéae* (für den Schwund von *i* vgl. *mejare* > vegl. *miur*) der slav. Lokativ *Ceļi* (daraus deutsch *Zilli*) geworden. Die Form ergab nach *poļe* „Feld", — die Stadt liegt eben im Felde —, nom. *Celje*.

2. Die Genitiv-Endung *-aes*. Diese Endung kommt auf den Inschriften sehr oft vor: vgl. *Valeriaes CIL.* III, 2583, *legionis*

---

[1] Man hat *Belъ gradъ* „Weiſsenburg" sehr oft.

[2] Vgl. meinen Artikel *„Roma" et „Venezia" chez les Slaves* in *Mélanges de philologie, d'histoire et de littérature offerts à H. Hauvette*, 1934, S. 15f.

secundes CIL. III, 12 799, *Octaviae Secundaes* III, 14 946, *CIL.* III, 9555. Sie empfand man als vulgär, deshalb korrigierte man sie einmal auf hyperlateinische Weise. Man ersetzte *-s* durch *-ns* und schrieb *memoriens CIL.* III, 2225 statt des belegten *memoriaes*. Sie liegt oft auch dem rum. Gen. f. zugrunde, wie es *luni* > *lunaes* am besten beweist, vgl. *REW.*[3] 5164 log. *lunis*, friaul. *lunis* usw. Danach ist *terraes* > *țări* ganz in Ordnung. Nie findet man im Rum. eine Entsprächung von *terrae*, die nach *lume* nur *țeare* lauten müſste. Die Analogie von plural besteht allerdings, wie es *acestei* [*țări*] *fericite* beweist.

Man erklärte die Genitiv-Endung *-aes* als Nachahmung der griechischen Deklination. Das ist möglich, nicht aber nachweisbar, denn die Übertragung der Endung *-is* > vulgärlat. *-es* von den Feminien der 3. Deklination ist ganz gut möglich. Der oben zitierte Inschriftenbeleg *legionis secundes* beweist es am besten.

3. Die Nachahmung der griechischen Deklination liegt dagegen in dem Typus *-is -ēnis* von *brutis*, gen. *brutēnis* > vegl. *bertain* und in *-a*, *-anis* vor. Einiges Neue läſst sich zum letzten Typus bringen.

Das ist zunächst *stăpîn*, skr. bulg. *stopanin*, worüber das Nähere vgl. unten < thrak. **stapa*, gen. *stapanis*.

Wie hier der Deklinationstypus *-a -anis* den Übergang zu den Ableitungen mittels *-anus* veranlaſste, so hat man, umgekehrt, auf der Insel Krk ein Beispiel, wo die *-anus*-Ableitung den Übergang zum Typus *-a*, gen. *-anis* veranlaſste. Es ist das slav. Lehnwort aus dem Vegliotischen *žèrmi* (plural m.) „Verwandte" aus *germanus* *REW.*[3] 3742. Der Schwund des Suffixes *-anus*, welchen man in der slav. Form beobachtet, läſst sich nur aus dieser Vermischung begreifen.

Aus den bisher bekannten Beispielen geht hervor, daſs nach diesen Deklinationen auch am Balkan bloſs Personennamen abgewandelt wurden, nicht andere Appellativa, wie beispielsweise in Gallien, wo auch Fluſsnamen diesem Typus folgen. Nun haben wir bei Trogir eine Niederung, die *Pàntan* heiſst. Es ist offenbar dasselbe Wort wie ital. *pantano* „Sumpf, Pfuhl, Pfütze". Das Wort ist identisch mit illyr. *balta*, slav. *blato*, nur zeigt es *p* wie *palus*. Die Endung erklärt sich aus dem Deklinationstypus **palta*, *-anis* mit demselben Übergang wie *scriba*, *-anis* > *scrivano*. Der Lautübergang *lt* > *nt* kommt schon vulgärlat. vor, vgl. PN. *Antena* neben *Altena* auf derselben Inschrift *CIL.* III, 6399, friaul. *mont* „viel" *REW.*[3] 5664, ital. *montone* *REW.*[3] 5639, *antana* = *altana* *REW.*[3] 387, alb. *ndëroń* < *altero* (G. Meyer, *Alb. etym. Wörterbuch* 300).

4. *-as* an Stelle von *-ae* im Plural der *ā*-Deklination ist eine Erscheinung, die auf den Inschriften vieler römischer Provinzen belegt werden kann. Auch die Provinz Dalmatien (vgl. meine Pojave S. 63 § 111,3 und Densusianu, *Histoire de la langue roumaine* I, 135) bietet

dafür Beispiele. In den justinianischen Kastellnamen bei Prokop findet sie sich in zahlreichen Beispielen.

Βουλιβάς in Epirus ist unsicher, da man über *B-* nichts bestimmtes weiſs. *-ulivas* könnte nach *Ulivula* (s. oben) zu *olīva* gehören. Die Betonung spricht nicht gegen diese Annahme, vgl. *Βικτωριανά*.

Sicherer gehört hierher *Βικτωρίας* in Dardanien, ein abstrakter ON. im Plural wie *Laus Pompeia, Pax Augusta,* vgl. mit *-ana Βικτωριανά,* auch in Dardanien.

Sicher ist weiter *Τουγουρίας* in derselben Provinz, von dem im Romanischen nicht belegten *tugurium,* welches dieselbe Erscheinung wie *folium > folia, gaudium > gaudia* zeigt.

Auch ist *Δάλματας*, befindlich in der Provinz von Remesiana (heute Bela Palanka), sicher. Es ist mit dem bekannten illyr. VN. *Delmatae* identisch.

Κούας und *Τζερτζενούτζας*, befindlich in derselben Provinz, wären nur dann sicher, wenn sie mit *cova* für *cava REW.*[3] 1796 und mit einer *ŭceu*-Ableitung von *circinus*, wie Phillipide *Originea Romînilor* I, 430 angenommen hat, identisch wären.

Sehr wichtig und sicher ist *Σεπτεκασας*, im Territorium von Aquae, < *septem casas*, vgl. für derlei ON. *Centum Cellae*.

Πόντζας, im Territorium von Aquae, ist dagegen unsicher, da man nicht weiſs, ob *τζ* die romanische Wiedergabe von *tį* wäre. *Pontias*, acc. pl. vom ON Pontius, adjektivisch gebraucht, wäre durchaus möglich. Hinzudenken wäre *terrae, cellae, canabae* und dergleichen.

Σκέμνας in Thrakerlande gehört nur dann hierher, wenn *ε* statt *α* verschrieben steht. Wegen f. pl. *-as* von *-um* vgl. oben *Τουγουρίας*. Das Toponomasticum *scamnum REW.*[3] 7649 ist nicht selten.

Ganz sicher und wertvoll ist *Αὐγούστας* in derselben Provinz, geschrieben auch bei Prokop, *De aed.* IV, 6, 29 *Αυγοῦστες*, erhalten bis heute im FlN. *Ogost* zwischen Cibrica und Iskăr bei Rahovo (Bulgarien), Daraus ist zu schlieſsen, daſs in einigen unter *-īs > es* angeführten ON. auch *-as* vorliegen kann. Damit wird aber kaum ein Beweis für die Theorie Puşcarius[1] geliefert, wonach in *-i*, Plur. f. der *ā*-Stämme, die Übertragung von *-īs > i* der Feminina der 3. Deklination vorliege. In der Tat aber handelt es sich meiner Ansicht nach um die Vermischung von gen. sg. *as, aes > es* und plur. *as = es* der übrigen Deklinationen. Dadurch wurde auch der Zusammenfall von Gen. sg. und Nom.-acc. plur. der Femina herbeigeführt.

Vom bekannten VN. rührt *Βαστέρνας* im Thrakerlande her.

Der Name der bekannten Lagerstadt *Novae* (sc. aquae) bei Svištov gegenüber Nikopolis heiſst bei Prokop *Νόβας*.

5. Dat. pl. *-īs* ist aus einem Diphthonge hervorgegangen, vgl. Sommer, *Handbuch der lat. Laut- und Formenlehre,* 2. u. 3. A., § 201.

---

[1] *Mélanges Thomas* p. 362.

Man muſs daher auf das altlat. und dialektische *-ẹs* gefaſst sein. Dieses ist im portugies. ON. *Chaves* < *Flaviis* belegt. Auch in der pronominalen Deklination ist es erhalten: rum. dat. pl. *le* < *illīs*. Das interessante ist es nun zu erfahren, daſs *-es* für *-īs* in den justinianischen Kastellnamen bei Prokop reichlich vertreten ist.

Βαρβαρίες in Dacia mediterranea scheint hierher zu gehören. Es ist aber nicht sicher, da *ε* auch für *α* verschrieben sein könnte.

Auch bietet nicht mehr Sicherheit *Σάρματες* < *Sarmatīs*, befindlich *ἐν χώρᾳ Σκασσετάνα*, vgl. *Sarmatia* > *Sermoise* in Frankreich, da es denselben Kopistenfehler *ε* statt *α* zeigen könnte. Vgl. *Σαρμαθών* im Territorium von *Haemus mons*.

Von einer Sicherheit kann auch bei *Σαβινίριβες*, befindlich auf demselben Territorium, keine Rede sein, da nur der erste Bestandteil sicher interpretierbar ist, nicht aber der zweite.

Πίστες, befindlich in einer unbekannten Provinz, ist dagegen sicherer, < *pistīs*, von *pĭsta* *REW.*[3] 6536.

Δουλίαρες, auch in unbekanntem Territorium befindlich, könnte *doliáriīs* „bei den Küfern" sein.

Sehr wichtig und sicher ist *Στρόγγες* im Territorium von Remesiana (heute Bela Palanka) < *strongīs*, von einem thrakischen Hirtenworte, welches mit arom. *strungă*, skr. *struga* „Hürde" identisch ist.

Τόμες, befindlich in demselben Territorium, ist dagegen nicht sicher, weil es mit *Tomi* (heute rum. *Constanţă*, türk. *Küstendže*) nicht identisch ist. Das echte *Tomi* lautet auch bei Prokop *Τόμις*.

Πέτρες, im Territorium von Aquae, ist wohl *pĕtrīs* von *petra*, häufigem Toponomasticum.

Αργένταρες, in demselben Territorium, ist offenbar *argentariīs* „bei den Silberarbeitern".

Ζάνες, auf demselben Territorium, ist vielleicht *Dianīs*, vgl. rum. *zînă* für die Möglichkeit des Appellativums. Es ist aber möglich, nach den Ausführungen über gen. dat. *aes* (s. oben) > *es*, diese Form auch als gen. sg. aufzufassen, wozu *templum*, oder *ara* hinzuzudenken wäre. Es befindet sich zwischen *Καπούτβοες* < *caput bovis* und *Ποντες* (= pons Traiani, heute Turnu-Severin).

6. Die Ausgleichung des Nom. sg. mit Gen. sing. bei den Nomina des Typus *pons*, *pontis* > *pontis* für beide Casus läſst sich an der Donau nachweisen in *Πόντες* bei Prokop für *Pons Traïani*, heute Turnu-Severin. Dieselbe Ausgleichung kommt auf dem rhätischen Limes in *Pfünz* < *pontis* vor. Wegen der vulgären Erscheinung *-ĭs* > *-es* im Gen. sg. vgl. *Καπούτβοες*, auch bei Prokop, < *caput bŏvĭs* auch an der Donau.

Ob dasselbe auch beim Toponomastikum *mons montis* vorkam, was natürlich angenommen werden muſs, läſst sich bei Prokop nicht sicher nachweisen. Dieses Wort kommt bei ihm zweimal vor, einmal als Bezeichnung des Territoriums *Αἵμι μόντου* im griech. Gen. sg.,

welcher also ein nom. sg. **montos* voraussetzt, was sich nur aus lat. nom. sg. *montis* erklären läſst, das zweite Mal, als justinianischer Kastellname *Τησιμόντη* (Variante *τῇ ἐσιμόντη*), wo der erste Bestandteil ganz unverständlich ist.

7. Der Ausgang *-es* wird im Vulgärlateinischen oft auch in der Deklination mit *-ens* geschrieben, vgl. *titulu memoriens CIL.* III, 2225 statt gen. *memoriaes CIL.* III, 9555. Im Grunde ist es eine hyperlateinische Schreibung. Daſs durch diese Schreibung auch die volkstümliche Sprache manchmal verführt wurde, beweist der justinianische Kastellname *Ἑρκουλεντε*. Nach Prokops Angabe befand sich das Kastell *παρὰ τὸν Εὔξεινον πόντον καὶ ποταμὸν Ἴστρον κἂν τῇ μεσογείᾳ*, also im Hinterlande unweit vom Schwarzen Meere und der Donau. Der ON. ist leicht verständlich. Es enthält den lat. Ablativ von einem Worte **Erculens*, gen. *-entis*. Das kann nur Hercules, die lat. Form des griechischen *Heracles*, sein. Der Übergang des Deklinationstypus *Herculēs, -is* in *-ens -entis* erklärt sich nur bei Annahme eines gesprochenen *-es* > *-ens*. *Herculens*, dat. *Herculenti*, *Herclenti* ist übrigens inschriftlich reichlich belegt, vgl. auch im Appendix Probi und dazu W. A. Baehrens, *Sprachlicher Kommentar zur vulgärlateinischen Appendix Probi* § 19, S. 96—97.

8. *Zum Präsens-Stamm.* Der slavische Dialekt von Dubrovnik und Boka bildet slav. Zeitwörter von den romanischen so daſs die slav. Infinitiv-Endung *-ati* einfach an die roman. 1. Person des Präsens angefügt wird (Typus *lègati* „lesen“ 16. Jh., *ARj.* V, 957 < *legere*). Wenn wir daher in Dubrovnik und Perast solche Formen wie *proponat, disponat, divertiškat, senčat, skodžat, skađivat* usw. antreffen, so können wir daraus einen Einblick in die Bildung der 1. P. im Altragusäischen bekommen.

Die Zeitwörter *ponere, tenere* und *venire* bildeten diese Person auf *-i̯o*: **ponio, teneo, venio*: *propòńat, dispońat* (Dubrovnik), *konvèńati, rèveńati* (Perast), *mantèńati* (Perast, Dubrovnik) „ernähren“.

Die Zeitwörter *sentire, temptare REW.*[3] 8633 bildeten die 1. Person durch auf *-i̯o*: *sènčati* „spaventarsi, impressionarsi“ (Dubrovnik, Zore 20), *tânćati* (Perast). Parčić 1012 verzeichnet für *tentati* „aggirarsi senza saper dove, instigare, sobbillare“, wie dieses Zeitwort gewöhnlich lautet (z. B. in Božava, Žumberak usw.), auch die Form *tančiti*. Wegen *en* > *an* vgl. *lancûn* < *linteolu*.

Das Zeitwort *cadere* gehörte auch dazu, wie *skađìvati* „scadere“ (Dubrovnik, Zore 20) beweist.

Sehr interessant ist es zu konstatieren, daſs hierher auch *excutere REW.*[3] 2998 gehört. In Dubrovnik (Zore 20) hat man *skodžati*, in Perast *skùžati*. Neben *i̯o* hat man hier auch *t* > *d*, worüber vgl. oben S. 203.

9. Bei dem Zeitwort *divertire*, welches gewöhnlich in Dalmatien *divertȉt se* (so in Božava) lautet, finden wir in Dubrovnik und Boka

nur *divertiškati*, gebildet offenbar von *divertisco* mit dem bekannten Inchoativ-Infix. Da *ę* > *i* ergeben kann, wissen wir bei *divertiškati* nicht, ob das Altragusäische dieses Infix in der Form *-esc* wie das Rumänische oder in der Form *-īsc* wie das Italienische und Französische, kannte.

Nun haben wir in Dubrovnik ein Zeitwort, welches auch diese Frage löst. Es ist *odalèskati* Zore 15, *ARj.* VIII, 554 „Ohrfeigen geben". Zore erklärt es ganz unzutreffend aus einem unbekannten ital. *delascare*, von *lascare REW.*[3] 4918. *od* von *odaleskati* ist offenbar mit dem slav. Präfix *od* identisch, welches gerade in derlei Ausdrücken vorkommt, vgl. *odrapiti* „versetzen", *-aleskare* ist eine inchoative Ableitung von *ala* „Fliegel", vgl. ang. *essalter* „blesser grièvement", von *alette*, v. Wartburg, *FEW.* 56. **alesc-* entspricht wörtlich *alapare* „Ohrfeigen geben" *REW.*[3] 310a, einer Ableitung von **alapa* „Fliegel, Schlag" *REW.*[3] 310, wo eine Kreuzung von *ala* + *colaphus REW.*[3] 2034 vorliegt.

Die Erweiterung des Präsens-Stammes erfolgt auf dreierlei Art. Zunächst durch *-idio* nach dem griechischen Muster. Diese Erweiterung hat das Christentum wegen der Ableitung *baptidio* von *βάπτω* besonders begünstigt. Man hat rum. *-ez*, vegliotisch *-ajo*, istrischromanisch *-io* und rätoromanisch in verschiedenen Formen. Im Albanischen ist sie nur im typischen Worte vertreten: *pagëzoń*. Hier hat der Typus keinen Einfluſs ausüben können.

Was das Skr. anbelangt, so habe ich bisher nur einen einzigen Beleg für *-ez* finden können. Es ist *otvorizati* (Lika, Slavonien), *otvarizati* (Slavonien) „oft öffnen" *ARj.* IX, 460, 469, d. h. slav. *otvòriti* v. perf., *otvárati*, v. imp. hat noch das Infix *-idio* > *-iz* bekommen. Dadurch wird die iterative Bedeutung noch mehr betont.

Griech. *-ίζο* kommt als Erweiterung auch in lat. Lehnwörtern neben *-εύω*, *-άω* vor: *ἀκκουμπίζω*, *ξαγκλίζω* von *ἀγκλία* < *anclare*, *βαγιλίζω* (vgl. in Lika *bailiti*, unten), *βιγλίζω*. Mit dieser Tendenz hängt rum *-ez* offenbar zusammen.

Für Denominalia griechischen und lateinischen Ursprungs dient im Griechischen als verbales Ableitungssuffix bekanntlich *-όνω*: *βουκλόνω*, *βουλλόνω*, *περδικλόνω*, *σελλόνω*, desgleichen auch bei den von griechischen Hauptwörtern abgeleiteten Zeitwörtern: *σταυρόνω*. Dieses Suffix findet sich im Altdalmatischen und Rumänischen nicht, wohl aber im Albanischen, wo *-oj* < *oń* aus *-onįo* (wegen *įo* vgl. oben) in Hülle und Fülle vorkommt, so daſs es überflüssig ist Beispiele anzuführen.[1]

10. Beim Participium perfecti ist bei *ferveo*, *-ēre* einiges zu bemerken. Diese Form bildet man mit *-sus* und *-tus* zugleich. Die erste liegt substantivisch in *fìjersa* (Dubrovnik, 18. Jh., *ARj.* 52, Parčić)

[1] Anders Pedersen in *Kritischer Jahresbericht* IX, I, S. 210f., gewiſs richtig; doch kann das parallele Umsichgreifen eines Suffixes in zwei dicht nebeneinander lebenden Balkansprachen auf keinen Zufall beruhen.

„cicatrice sul volto“ vgl. *REW.*[3] 3265. Das *tus*-Partizipium (vgl. rum. *fiert*) liegt ebenfalls substantiviert in *ofijerta* (Dubrovnik, Zore 15, *ARj.* VIII, 734) „tobsüchtige und ungestüme Frau“ < *efferta* (oder auch *effervida* *REW.*[3] 3265, was nach *ranketiv* < *rancidus*, wo *i* der Pränultima erhalten ist, weniger wahrscheinlich ist).

11. Für die Bildung vom Verbaladjektiv vom rum. Typus *zăcător* läſst sich aus Dubrovnik ein Beispiel beibringen. Es ist *pengàtur* *ARj.* IX, 771, venezianisiert *pengàdur* (bei Benkovac, ibidem) „pittore“. Es ist eine Ableitung vom Präsensstamm *pèngati* gleich wie im Rumänischen.

Wortbildung.

1. *-atorius* als das Verbaladjetiva bildende Suffix ist im Rum. gang und gäbe. Es frägt sich, ob es auch für das Altdalmatische nachzuweisen ist.

Die ON. wie *Durmitor* (Berg in Montenegro), *Pirlitor* (ebenfalls Bergname in Montenegro) und *Palàtor* (Furt an der Drina) sind, wie ihre Phonetik zeigt, keine balkanlateinischen Namen, sondern spätere rumänische Hirtenbenennungen. *Durmitor* bezeichnet den Ort, wo das Vieh und die Hirten übernachten, *Pirlitor*, von *a pîrli* „anbrennen, verbrennen“, eine Rodung entstanden durch den Brand und *Palator* den Ort, wo man Wäsche reinigt (von *a spălà* < **perlavare*, Puşcariu, *EtW.* 1613).

Diese ON. kommen also für das Balkanlateinische nicht in Betracht. Wenn wir in Dubrovnik ein slav. Lehnwort wie *pùpatōr* mit der Bedeutung „Kürbisblüte“ finden, so denkt man unwillkürlich an ein Verbaladjektiv *pupatorius* (sc. flos), eine Ableitung von alb. *pupë* „Quaste, Weintraube“ (G. Meyer, *AlbW.* 358, Puşcariu, *EtW.* 1403, rum. *a pupà*, *pupatură* „Kuſs“, vgl. log. *pubada* „Rocken voll Wolle“). Wie *pengàtur* „Maler“ (Dubrovnik), von *pèngati* „malen“, zeigt, bildete man die Verbaladjektiva auch im Dalm. auf dieselbe Art wie im Rum., d. h. vom Präsens-Stamme und nicht vom Part. perf.

2. *-etum* ist in der Balkan-Toponomastik ziemlich zahlreich vertreten: *Lovret*[1] < *Lauretum* a. 1030 bei Split, *Bruškit* (Rab) < *bruscetum*[2], *Šumet* = *Juncetum* > ital. *Gioncheto* (Dubrovnik), in *Comareto*[3] (a.918, Rački, *Documenta* 18) von *κόμαρος* Rohlfs 1063,

---

[1] Vgl. *Nastavni Vjesnik* XIX, 233f.

[2] Vgl. *Arch. glott. ital.* XXI, 100 no. 6 für vegl. ON.

[3] Vinea in — befindet sich in der Nähe von Zadar. Heutige Entsprechung fehlt. Ich benutze diese Gelegenheit, um meine in *ZfrPh.* XLVI, 704 no. 75 und L, 509 geäuſserte Ansicht über die Herkunft von *komorika* „quercus coccifera L“ zu berichtigen. Auch *komorika* ist eine mittels des slav. bei den Pflanzennamen sehr üblichen Suffixes *-ika* gebildete Ableitung von *κόμαρος* *REW.*[3] 2072. Sm. XIV, 101 a. 1367 belegt einen mit *-anum* davon abgeleiteten ON. in *Comoranno*, auch in der Umgebung von Zadar.

GrR. 111, n. 11. *Roretum*[1], *Ulmetum* zur Römerzeit in Scythia, *Ilicetum* bei Durrës, abgesehen von den vegliotischen, die auf *-ai* oder *-ait* enden. Auch im Balkanlatein war dieses Suffix vertreten, wie es rum. *-et* beweist. Bei Prokop findet sich nur ein solcher ON. Es ist *Τιλλιτω* < *tiliētum*, im Gebiete der Thraker, wenn ich es richtig interpretiere. Auch im Alb. hat sich manches erhalten, wie es *Šperdheti*, *Kallmet* < *calametum*[2] beweisen. Das Suffix bedeutet im Vegl. nicht nur den Ort, wo bestimmte Pflanzen vorkommen. Man hat nämlich zweimal *campanaid* (Bartoli II, 191) im Sinne von *campanile*, wo *-etum* an franz. ON. wie *Fontanetum* > *Fontenoy* erinnert, vgl. *REW.*[3] 1556.

3. *-ensis* verbindet sich im Vegliot. mit *-anus* in *-esun*: *veklesun*. Diese Verbindung läſst sich im Mittellatein Dalmatiens schon für 1080 nachweisen. Rački, *Documenta* 135 lesen wir das Ethnicum *Campisani*. Gemeint sind die Einwohner der unweit von Split liegenden Landschaft *Poḷica* (= *campitelli* > vegl. *Kantijal*). Auch a. 1206 haben wir von *Arbe* adj. *arbisanus* (*Mon. hist. Slav. mer.* I, 24).

4. *-ellus* erscheint im Altdalm. in der Ableitung der Ethnika, wie es *Bokeḷ*, *Bokȉjeḷ* neben *Bokez* deutlich zeigt, vgl. *ZfrPh.* L, 510. Es ist wohl möglich, daſs auf einer solchen Form auch das slav. Ethnikum *Mlečić* „Einwohner von Venedig" neben *Mlečanin* fuſst. Das Suffix *-ić*, welches bei der Bildung von skr. Deminutiven recht üblich ist, dient nie in der Funktion der Ethnika, vgl. Leskien, *Skr. Gram.* § 432—434. Über skr. *Mleci* < lat. *Venetici* vgl. meinen Aufsatz in *Mélanges Hauvette*, S. 13—19.

Lat. *-ellus* in deminutiver Funktion finden wir einmal konglutiniert mit *-ić*: *bukveḷići* „Art kleiner Meerfische" genannt *bukva* < *boca* *REW.*[3] 1182. Eine ähnliche Konglutination wie hier liegt auch in *krsteḷac* (Boka, *ARj.* V, 639) = *krstići* „Art Stickerei" von *krst* „Kreuz" vor.

Die Form *-eḷ*, *-ijeḷ* < *-ellus* kann auch an slavische Stämme antreten: *ruceḷ* „rampino sul manico della falce" (Parčić 877) von *ruka* „Hand", vgl. sp. *manilla* „Armring"; *br̀zeḷ* „Maurerläufer, certhia muraria" *ARj.* I, 695 von *brz* „schnell", *smr̀dijeḷ* (Hercegovina), neben *smrdḷivac* „mustella putorius, la puzzola" von *smrdjeti* „stinken" (Zore, *Rad* 115, 162), *tȉkvēḷ*, gen. *-ēḷa*, auch *tikvijeḷ*, gen. *-ijeḷa* „Art Kürbisse, Art Zuckermelonen" (Rešetar *o. c.* 300) von *tikva* „Kürbis".

In *rùcela* f. „manata di spiche, Hand voll Gras, welches an ‚fronžata' angebunden wird als Schreckmittel der Fische (Sućuraj auf der Insel Hvar)", wird *manuculus* > **manucella* *REW.*[3] 5306 zum Teil übersetzt (*ruka* „manus").

Sehr interessant ist das Wort *poguzȉjeḷ* in Paštrovići (*ARj.* X, 435), wofür gewöhnlich skr. *pohođanin* gesprochen wird. So werden die-

[1] Befindet sich in Valle Pagnana, irgendwo bei Biograd n/m. Heutige Entsprechung fehlt.

[2] Vgl. Jokl, *Ling.-kulturhist. Untersuchungen*, S. 295.

jenigen genannt, die die Neuvermählten zu gleicher Zeit mit den Hochzeitsgästen (*svatovi*) besuchen und ihnen verschiedene Geschenke überbringen. Das Wort selbst wird von dem Sprachbewuſstsein mit skr. *guzica* „Arsch" in Zusammenhang gebracht und pejorativ gedeutet. *Poguzìeļi* werden als *poguzijaši* „Schmarotzer" aufgefaſst, weil sie bei der Vermählung umsonst gut trinken und essen möchten. Etymologisch ist dies gewiſs ungerechtfertigt. Bei den Arumänen versehen diesen Dienst die sogenannten *guyiát* = *αγυγιατ* (Veria) von griech. ἀγωγός „conducteur", ἀγωγιάτης „voiturier" von ἀγωγή „conduit". Das griechische Wort *agōgē* hat in Dalmatien *-ellus* bekommen: *agogellus*, welches durch pejoratuve Deutung die Gestalt *poguzieļ* erhielt.[1]

In den dalmatischen Städten war dieses Suffix während des Mittelalters oft an PN. angefügt, gleichviel ob sie romanisch, griechisch oder slavisch waren. Man hat: a) von romanischen PN.: *Amorellus, Domicellus, Mincellus* (beide von *Dominicus*), *Gauçellus* (von *Gaudius*); *Zanello, Jouellus* (beide von *Johannes*), *Marinellus, Maurellus, Paulellus, Vitellus*; b) von griechischen PN.: *Prodanellus* von *Prodan* < *πρόδρομος*, *Kȑstelj* (Šibenik) von *Krste* < *Christophor*; c) von slavischen PN. *Budinellus* (von *Budislav*), *Drasellus* (von *Draže*). Vgl. Jireček, *Romanen* I, 71. Wie man bei *Jouellus, Budinellus* und *Drasellus* sieht, diente oft als Stamm für die romanische Ableitung die slav. hypokoristische Form.

In ON. kommt noch *campellus* vor: *Kampȅlje* (pl. Krk) s. *Archivio glott. ital.*, XXI, 24 n. 24.

Konglutiniert erscheint es als *-icellus* und *-(i)tellus*: *lactellus* von *lacus* (Krk, *ZfrPh.* L, 504), *campitellus* > *Kantijâl* (Krk), *Galtello* vgl. *Arch. glott. ital.* XXI, 257 n. 27.

Für *-icellus* kann man zunächst *Tȑcela* (ON. bei Split) < *turricella*[2] anführen. *Munčál* (vegliotisch, Bartoli II, 207) ist sicher *monticellu*. Die slav. Form dieses ON. *Mončȅl* (Krk) würde auch die Deutung *montellus* erlauben. Die Form *Mončȅ* (Berg und Dorf auf der Insel Iž im Zadarer Archipelag, vgl. *ARj.* VI, 927), welche auch *Muncijel* heiſst (vgl. *ARj.* VII, 152), entscheidet jedoch in bezug auf *ć* < *cj* zugunsten *monticellu*. Slav. *ć* ist sicher aus der Aussprache *k'* hervorgegangen, wie der Beleg a. 1351 in loco vocato *Monchiela* (Jireček, *Romanen* I, 63) zeigt.

Die heutige slav. Wiedergabe *-eļ*, *-ijeļ* (ijekavisch) von *-ellus* in obigen Beispielen ist insofern merkwürdig, als sie das palatale *ļ* für *ll* zeigt. Dieser Laut erscheint noch in *košuļa*[3] < *casulla* „Hemd".

---

[1] Ähnlich wie in *poguzìeļ*, wird auch in einem anderen griechischen Worte der Wortanfang durch ein slav. Präfix verdeutlicht. Es ist *zàpostat* (Dubrovnik, Zore, *Rad* 138, 69) „Stellvertreter eines Haus- oder Grundbesitzers, der das Eigentum zu verwalten hat" < gr. *ἐπιστάτης* „surveillant". *ἐπί* wird durch zwei slav. Präfixe *za-po-* verdeutlicht.

[2] *Nastavni Vjesnik* XXIII, 348 no. 13.

[3] Da balkan-lat. *s* im Slav. bleibt, muſs man annehmen, daſs *š* in *košuļa* auf dieselbe Weise entstanden ist wie *ļ* anstatt *l* in *Poļudi* pl. < *pa-*

Sonst erscheint dieses Suffix gewöhnlich als *l*, welches nach allgemeiner skr. Regel auch vokalisiert werden kann: *maštio*, gen. *-štela* (Dubrovnik), *maštel*, *mistio*[1] < ital. *mastello* usw. Das altdalm. *l* war für das slav. Ohr nicht palatal, vgl. *lòkārda* < *lacarda*. Man mufs daher in *ļ* die Anlehnung an slav. Bildungen wie *prijatelj* „Freund, *obitelj* „Familie" usw. annehmen.

5. Griech. *-ίσκος* ist ein deminutives Suffix, vgl. *arniška* „Schaf von zwei Jahren", siz. *rinisca*, Rohlfs 218, *GrR*. 13, *Revue de lingustique romane* II, 274 n. 13. Dieses Suffix erscheint selten auch im Westromanischen, vgl. *angisca*, welches gr. *arnisca* latinisiert, in prov. *anhesca*, daher auch afr. *antenois* < *annotiniscus*, vgl. *Romania* L, 195. Im Rumän. bezeichnet *-escu* ebenso wie das skr. deminutive *-ić* die Deszendenz, daher auch Familienzugehörigkeit (vgl. *Filipescu* = skr. *Filipović*). Rum. *-escu* im Plural *-eşti* bezeichnet Familiensiedlungen: *Bucureşti* „Siedlung des *Bucur*" usw. Es entspricht dem slav. Suffixe *-ovci*, *-evci*, *-ci* (plural) in dieser Funktion. Im slav. Mazedonien werden noch heute mittels dieser Suffixe Sippennamen gebildet, so *Velkovci* „die Angehörigen der Familie von *Velko*" usw. Für den thrakischen Ursprung von *-escu*, wie es neulich Graur[2] nachzuweisen versucht hat, lassen sich keine entscheidenden Beweise beibringen. Mit der griechischen Bedeutung kommt man vollkommen aus.

6. Jokl, *Ling.-kulturhist. Untersuchungen*, 23 Anm. hat zutreffend das rumän. deminutive Suffix *-işor* (vgl. Pascu, *Suffixele* 163—169) als ein Konglutinat aus alb. *š* (vgl. alb. *vogl-š*, welches in *levis* > rum. *uşor* wiederkehrt) und vulgärlat. *-eolu* > *-or* erkannt. Diese Konglutination ist allgemein rumänisch (vgl. arom. *gîrnişor*, istro-rum. PN. auf der Insel Krk *Petršorić* „der kleine Peter", ON. *Lašor* von *lac* auf der Insel Krk). Die Konglutination reicht daher ins Urrumänische hinauf, ja sogar könnte sie balkanlateinisch sein. Zugunsten dieser letzten Annahme sprechen deminutive PN. im Mittellatein der dalmatinischen Städte. Von *Candidus* hat man hier *Candussus*, von *Marcus* *Marcussius* (slav. *Markušić* 13. Jh. Dubrovnik, Bosnien, Žumberak), dazu *Martinuss(i)us* (daher slav. *Martinušić*); vgl. Jireček, *Romanen* I, 71.

Mit dem Vokal *ĭ* statt *ŭ* wird hierher slav. *Ivaniš* von *Ivan* < *Johannes* gehören. Wegen *sį* > slav. *š* vgl. *Sanctus Cassianus* > *Sukošan*, *Sukojišan*.

Von den Appellativen könnte hierher *barcusius* „navis major quam barca" im Mittellatein Dubrovniks gehören (*Monumenta hist.*

---

lūde bei Split, vgl. *Časopis za slov. jezik*, VI, 1—7, d. h. lat *ū* ergab in slav. Munde *iu*. Das erste Element dieses Diphthonges palatalisierte den vorhergehenden Konsonanten.

[1] *mistio* ist in Süddalmatien (Boka etc.) gebräuchlich, Diese Form ist für die Etymologie von *mastello* sehr wichtig. Die Grundlage ist *mĭssus* von *mĭssorium* *REW*. 5611 mit dem Suffixe *-tellus* anstatt *-cellus*.

[2] *Romania* LIII, 537—552.

juridica IX, 425), wenn in diesem Beispiele nicht vielmehr das lat. deminutive Suffix *-uceu* vorliegen würde. Vgl. oben S. 210. Altdalm. *barcusius* > venez. *bargotso, bragotso*, gen. *gusu REW.* 952 erscheint heute in Dalmatien als *gûc*, vgl. meine Studie über die skr. Marineausdrücke, S. 149 (mit der Abbildung). Diese Form entscheidet die Frage zugunsten von *-uceu*.

Im rum. *-işor* hätten wir daher ein thrako-illyro-lateinisches Konglutinat etwa *-īsio + eolus* vor uns.

Von den *ū*-Stämmen lautet die Konglutination natürlich *-uşor*: *acuşor*. Vgl. noch dazu *-ūceu + eolu* in *drăgucior* von *drăguț*.

7. *-eolus*[1] als deminutives Suffix konnte auch Nomina agentis bilden. Ein altdalmatisches Beispiel wird durch den slavischen Dialekt von Dubrovnik geliefert. Diejenigen, die die Vorbereitungen für die Festlichkeiten zu Ehren des Beschützers der Republik, hl. *Blasius* > *Sv. Vláho*, treffen, heiſsen *festańúli*, nom. sg. *festànuo*, gen. *-ńúla* (vgl. Zore 23). *st* anstatt *št* spricht für Entlehnung aus älterer Zeit. Es ist eine mittels *-eolus* von *festan-* (vgl. die provenzalische Ableitung *festanal, festenal* „jährlich wiederkehrendes Fest" *REW.*[3] 3267) gewonnene Ableitung.

Auch kommt es in ON. vor, wie z. B. in ganz Frankreich. Für diese Funktion liefern einige Beispiele auch die justinianischen Kastellnamen bei Prokop. Die Sitte ist also alt und beweist, daſs *-eolus* am Balkan auch ohne die Verkettung mit illyr.-thrak. *-īsio-* nachweisbar ist.

Ἀλίουλα in Epirus nova ist unsicher, weil Prokop dieses Suffix sonst mit *o* schreibt. Eine deminutive Ableitung von *allium REW.*[3] 366 wäre möglich. Prokop kennt sonst *o* > *ου* in unbetonter Stellung in *Οὐλιβουλα* < *olīvula*, von *olīva REW.*[3] 6056.

Ganz sicher ist dagegen *Βινδιμίολα* im Territorium von Aquae an der Donau (heute Timočka krajina), deminutive Ableitung vom PN. *Vindemius* (Bischof a. 579—590 in Siscia).

Βǫαίολα, zweimal in demselben Territorium, ist dagegen ganz unsicher, da das Primitivum nicht bekannt ist.

Sehr interessant ist *Τιμακίολον* auf demselben Territorium, offenbar vom FlN. *Timacus* > *Timok*. Vgl. für die diminutiven Benennungen der Nebenflüsse *Olteț* neben *Olt* < *Aluta*. Der Kastellname rührt vom FlN. her.

8. Die Kreuzung eines illyrischen und lateinischen Suffixes läſst sich noch für das Altertum nachweisen. Kļake bei Drniš hieſs zu römischer Zeit *Municipium Magnum*. Das Adj. davon ist *magnoticus*, gebildet offenbar vom Ethnikum **Magnotae* mittels *-icus*. Ein solches Adj. liegt noch in *salviaticus* vor von Municipium Salvium, wie zur Römerzeit *Glavice* bei Glamoč (Bosnien) hieſs. Ein auf dieselbe

---

[1] Vgl. Meyer-Lübke, *Rom. Gram.* II § 431. Nach *Rhein. Mus.* 72, 153 besteht im Lat. nur *-olus, -ulus*.

Art gebildetes Adj. kommt noch im 6. Jh. vor: es ist *municipium Sarsiaticum*, dessen Lage nicht feststeht. *Salviaticus* und *Sarsiaticus* — die zwei Formen könnten bei Annahme von $l^{cons.}$ > *r* wie in *Arbanum* für *Albanum*, vorüber s. oben S. 431, dasselbe besagen — sind von Ehnikum *Salviatae* abgeleitet, wofür als echt illyrische Beispiele *Delmatae* von *Delminium* > *Duvno* und (vgl. oben) *Flanates* von *Flanona* > *Plomin* ital. *Fianona* vorliegen. Auſserdem findet man neben *-otae* und *-atae* auch *-itae* in illyrischen Ethnicis, so in *Naeditae* „Einwohner von *Naedinum* > heute *Nadin* bei Zadar". Das municipium *Aequum* heiſst mit Adj. *Equitinum* oder *Municipium Equitas*. Offenbar liegt in *equitinum* die Konglutination illyr.*-īt* + lat. *-inus* vor, wofür man noch zwei Beispiele in *jadestinus* von Jadera und *Onastinus* von *Onaeum* hat. Wegen *-st* in illyr. Ethnicis vgl. *Pirustae*. *Equitinus* ist dann ganz unlateinisch durch *equitas* ersetzt (vgl. *pagus Jovista* von *Jovia* in Pannonien). Von *Flanates* hat man *flanaticus*, entsprechend dem Typus *Delmatae* — *dalmaticus*.

9. Die Kreuzung eines griechischen und lateinischen Suffixes hat man in zwei Fällen. I. *-ιτης* + *-anus*. Diese Konglutination ist alt. Man hat von *Lissos-lissitanus*, *Aulona-aulonitanus*, *Narona* > *Norin*, *Norilj* adj. *naronitanus*, von *Salonae* > *Solin* adj. *salonitanus*, von *Muccurum* > *Makar* adj. *muccuritanus*, von *Ragusium* einige Male *ragusitanus*, von *Arbae* > *Rab* adj. *arbitanus*. In Süditalien ist diese Bildung noch heute erhalten, wie es *Riyitano* „Einwohner von Reggio" Rohlfs 1170 und siz. *burgitanu* *REW.*[3] 1407 beweisen.

10. Die zweite griechisch-lateinische Konglutionation geschieht zwischen *-ēnus* (vgl. *Damascēnus*, *Saracēnus*, *Lampsacenós*, s. Dietrich, *Balkan-Archiv* IV, 151) und lat. *-ensis* entstanden. Von *Aquae* an der Donau lautete das Ethnikum *Aquēni*, das Adj. davon ist *aquēnisius* bei Prokop, *De aed.* IV, 4 (ed. Haury III, 1, S. 123) *ἐγχώρᾳ Ἀκυενισίῳ*, vgl. *ZONF* IV, 283. Da *χώρᾳ* und *Ἀκυενισίῳ* im Geschlecht nicht übereinstimmt, handelt es sich wohl um den lat. Landschaftsnamen *Aquenisium*.

11. *-one* zeigt in einem Beispiele denselben Übergang wie ital. *menzogna* < *mentione* *REW.*[3] 5509. Man hat im Statut von Dubrovnik, Kotor und Budva *parçogna* als Glosse zu lat. *divisio* (Jireček, *Romanen* I, 91, Bartoli II, 273) < lat. *partitione* *REW.*[3] 6260. In den altdalm. sowie in allen anderen romanischen Formen liegt dieselbe Haplologie wie in *matutinu* > *mattinu*, *Restutus* für *Restitutus* auf den Inschriften vor. Der Einfluſs von *portio* ist auch möglich.

Es ist nicht leicht *-ogna* in *parçogna* zu erklären. Bei ital. *menzogna* < *mentionia* handelt es sich um Angleichung an griech. *blasphemia*, die auch den Konsonant in fr. *mensonge* (vgl. *blastenge*, prov. *lauzemi*) ergriffen hat. Was war die Ursache der Suffixänderung in parçogna?

12. *-ŭceu* > rum. *uţ* war auch im Altdalmatischen reich vertreten. In den dalm. Städten finden wir es in PN.: *Marcoço*, *Marcotius*, *Marchozio* in Dulcigno, von Marcus, zeigt *ŭceu* > *-oceu* gleich wie *de Acrŭmine* > ital. Lacroma und skr. *kalamoč* neben *kalamuča* (s. oben S. 209). Hierher gehört vielleicht dalm. PN. *Mr̀koča*, italianisiert *Marcocchia*.

Die Form *-oč* erscheint auch in slavischen Ableitungen: *rokȍč* „Stück Holz befestigt am Ruder, in der Hand gehalten, um besser rudern zu können“ (Rab). Es ist, gleich wie *rùcela*, von *ruka* „Hand“ abgeleitet, vgl. *manuciu* > log. *manunta* „Handgriff am Pfluge“. Es ist möglich, daſs in Rab dalm. **manuçu* in *rokoč* halb übersetzt wurde. *-oč* erscheint noch in *glavoč* „gobius“[1] > skr. *gub ARj*. III, 484, worüber s. oben S. 209 und *štrkoč* (Rab) „tafano“, wovon das Primitivum *štrk* auch im Ča-Dialekte vorkommt. Gewöhnlicher ist skr. *-uč*. Vgl. die Beispiele oben S. 209. Dazu noch aus den ON.: in *Pinuzo* ad Paludem a. 1260 (Starine XXVII, 34) bei Split von *pinus*. Die heutige Entsprechung fehlt.

Syntax.

1. Der Dativus adnominalis (vgl. Ettmayer, *ZfrPh*. XXXIX, 2), welcher gegen Ende des 5. Jhs. dem Genitiv eine starke Konkurrenz macht, ist auch auf den römischen Inschriften der Provinz Dalmatien stark vertreten, vgl. *Pojave* 134, S. 80, *Starinar* III, 140 (Typus: *Arca Stephano presbytero et Martanae ingali eius CIL*. III, 9552, wo *Martanae* statt *Marthani* nach dem Deklinationstypus *-a*, *-anis* stehen kann).

Diese Konstruktion hat die Gleichheit des Genitivs und Dativs herbeigeführt, was besonders in der rum.-alb. Deklination zum Ausdruck gekommen ist. Im Mittellatein Dalmatiens ist sie bis ins 12. Jh. nachweisbar: vgl. a. 1080 *Bolano filio Dobrovito* (statt *-i* vom slav. PN. *Dobrovit*), a. 1099 *paginam testimonio nostro* (statt *-i*), a. 1144 *ante presenciam Johanni comiti*, *Petrus Gricine iudici ac aliorum nobilium* (Sm. II, 56) usw. Für die Beispiele aus Gallien vgl. Pirson, *La langue des inscriptions latines de la Gaule*, 2. éd., S. 189 und für das Merowinger Latein D'Arbois de Jubainville, *La déclinaison latine en Gaule* 40—42.

Für das Balkanlatein kann sie aus den prokopianischen Kastellnamenlisten reichlich belegt werden: *Ῥιγινο κάστελλον* = *Regīnī castellum* (in der Nähe von *Γέρμεννα*, heute Dubnica bei Küstendil,

---

[1] *Gōbius REW*. 3816 ergab im Skr. der Adriaküste gleich wie im Ital. recht merkwürdige Entsprechungen. Nur *gȕj* in Prčanj und Stoliv (Boka) scheint *bį* zu enthalten, vgl. *zua* < *jovia*, davon mit *-uceu* > *oč* *gujȍč* in Dobrota (Boka). Daraus vielleicht ital. *ghiozzo*, wenn *ghi* nicht auf *gl-* zurückgeht, vgl. unten S. 464. Als Slavisierungsversuche von *gujoč* sind *glámoč* (Račišće), *glavȍč* (Budva, Krk) und *golȍk* (Risan, Stoliv) zu betrachten. Auch *gȍf* als junge Entlehnung aus dem Ital. wird in Budva gesprochen.

Bulgarien), neben *Μουτζιανι κάστελλον* = *Mutiani castellum* auch im Territorium von Pautalia (h. Küstendil, wegen des PN. Mucianus vgl. Tac. III, 46); *Λούτζολο*, im Territorium von Remesiana (h. Bela Palanka) befindlich, von PN. *Luciolus*, dem. von Lucius, hinzuzudeuten ist wohl *castellum*; in demselben Territorium ist auch *Λουποφαντάνα* = *Lupī fontana* (wegen der Assimilation *o—a* > *a—a* vgl. *Patavisesis* von *Potaissa* und rum. *fântână*). Aus dem thrakischen Territorium gehört hierher vielleicht *Γεμελλο μοῦντες* = *gemelli montis* (sc. castellum), d. h. Berg mit zwei Gipfeln. Wir hätten hier daher einen Fall wo, wie in den Urkunden und auf den Inschriften, der Genitiv und Dativ zu gleicher Zeit und in gleicher Funktion verwendet werden.

2. Der wichtigste Unterschied zwischen der Balkanlatinität des Adria-Typus und derjenigen des Festland-Typus bildet die Vorsetzung bzw. die Nachsetzung des Artikels. Den postpositiven Artikel kennt die Adrialatinität nicht, nur den präpositiven wie die ganze West-Romania.

Es sind jedoch auch hier einige interessante dem Adria-Latein gehörende Erscheinungen zu verzeichnen. Nach dem griechischen Muster erhalten hier die ON. seit Alters her den Artikel. Das südlichste Beispiel ist *Lavalona* im Mittellatein Dalmatiens, heute alb. *Vlorë*, ital. *Valona* mit Weglassung des als Artikel gefühlten Anlauts *La-*. Der ON. ist griechisch *αὐλών, -ῶνος* „vallée, fossé, canal, aqueduc", welches auch in den ngr. ON. öfter auftritt. *Aulona* ist acc. sg., wie gewöhnlich in den ngr. ON., vgl. *Levsina, Charitena* usw. Vgl. den prokopianischen ON. *Αὐλών* in Mazedonien.

Das zweite nördliche Beispiel ist ital. *Lissa* für das antike *Issa*, welches beim Kaiser Konstantin als *Ἰῆς* erscheint, in einer Form, die offenbar die slavische Aussprache **Jis* zur Grundlage hat. Heute lautet *Jis* mit *v*-Vorsatz *Vïs*. Diesen Vorsatz kann man auf zweierlei Weise auffassen. Entweder ist es das slav. Vorwort *vъ* „in", oder der slav. prothetische Vorsatz wie in *vìntuša* „Indian". Jedenfalls hat *v* mit ital. *l* in *Lissa* nichts zu tun.

Bei Dubrovnik hat man den Inselnamen slav. *Lòkrum* neben *Lòkruman*, gen. *Lòkrûmna* (16. Jh.) *ARj.* VI, 140 < lat. *acrūmine* *REW.*[3] 115, v. Wartburg, *FEW.* 18, a. 1200 *de Acrumina*, a. 1366 *Lacrumna*, vgl. *Slavia* X, 482. *ū* > *o* erscheint 1112, 1235 *Lacromono*, vgl. oben S. 453 *-ūceu* > *-oč*. Darauf fußt ital. *Lacroma* mit *mn* > *m* wie in *domnu* > *dum*.

Das vierte toponomastische Beispiel befindet sich im Norden des adriatischen Meeres. Es ist der Name der Halbinsel *Lòpār*, gen. *-ára* (in Norden von Rab), welcher in den Urkunden als *Eparum* a. 1332 erscheint. Vgl. *Arch. glottol. ital.* XXV, 135 § 123.

Es ist interessant, in diesem Zusammenhange auch die slav. Behandlung des romanischen Artikels zu betrachten. Das Skr. kennt, wie es allgemein bekannt ist, keinen Artikel. Bei der Aufnahme

der romanischen Wörter beobachtet diese Sprache dieselbe Haltung wie in den oben angeführten ON. Einmal wird das romanische Wort samt dem Artikel aufgenommen. Am meisten kommt der Fall vor, daſs das romanische Wort keine Spur des Artikels zeigt. Das heiſst, in der Symbiose mit den dalm. Romanen, haben die Skr. erkannt, daſs der Artikel zu keinem Bestandteil des Wortkörpers gehört. Es kommt aber auch der dritte Fall vor, nämlich daſs der altdalmatinische Artikel *lu*, *la* schlecht getrennt wurde. Der Vokal *-u*, *-a* wurde von den Slaven als zum Wortstamme gehörig betrachtet. Zum ersten Falle gehören die Beispiele *lovrăta*, *-âta* (kroat. Küstenland, Cres), neben *ovrat* m., *ovrata* f. im übrigen Dalmatien, *lašûn* „Krampe" im Archipelag von Šibenik < *ascione* *REW.*^{3} 696, siz. *ašuni*, *lùmbrela* (Božava, Cres, kroat. Küstenland, Perast), neben *marêla* (Žumberak), *ambrêla* (ibidem) „Regenschirm" < *umbrella* *REW.*^{3} 9049; *lojstro* „Seewind, welcher den Gärten schädlich ist" (Dubrovnik, Zore 12), *loštrăc*, *loštrîn*, *delöštar*, *pološtar* (Božava) < *auster* *REW.*^{3} 807, *làntina* (Zore 12 Dubrovnik, Božava, Cres) < *antenna* *REW.*^{3} 498, *lăđ* (Perast), *lădž* (Dubrovnik) „aggio", *lôrko* „nächtliches Gespenst" < *orco* *REW.*^{3} 6088, *lûter* (Dubrovnik, Zore 13) < *utero*, *lumblija* neben *ublija* „oublie" *ARj.* VI, 217 < *oblata* *REW.*^{3} 6012, *lancâna* „alzaia" (Božava) < *helciaria* *REW.*^{3} 4099, *linbĭk* (Božava) < ar. *anbiq* *REW.*^{3} 442.

Beispiele für die artikellosen Formen anzuführen, wäre überflüssig, wohl aber ist es notwendig, diejenigen Fälle anzuführen, wo das romanische etymologische *l* als Artikel aufgefaſst abgeworfen wird: *altîrna*, *intirna*, *intjernica* < *lanterna* *REW.*^{3} 4896, *javor*, *jâgorika* (Cres) neben *lovor* < *laurus* *REW.*^{3} 4943, *oligań*, *olig*, *ulĭgna* (Božava), *ùligań* (Perast) < *lollīgĭne*; *âriš* (Cres), *ariž* (Perast) neben *lăriž* (Božava) < *larice* *REW.*^{3} 4916, *ùmbuo*, gen. *-la* „dünnes Braten" (Dubrovnik) < *lumbulus* *REW.*^{3} 5159 (vgl. friaul. *ombul*), *argîtla* „lucertola" (Božava) < *larcertula* *REW.*^{3} 4821, *uminal* (Parčić) neben *lumenar* (Božava) „abbaino". Man kann natürlich nicht in einem jeden Falle wissen, wer *l* abgeworfen hat, die Slaven oder die Romanen selbst.

Auch in denjenigen Fällen, wo der Vokal des Artikels an den Stamm vorgesetzt wurde (Typus ital. *alloro* < *la loro* < *laurus* f.), kann man die Frage nach dem Ursprung dieser Vorsetzung nicht immer lösen: *òmirina* neben *mirina* (Dubrovnik, Rešetar *o. c.* 260) „eine verfallene Mauer" < *mūrus* *REW.*^{3} 5764. *-ina* kann slav. augmentatives Suffix sein. *o-* erscheint noch im ON. *Omirje* (*Ar. glott. ital.* XXV, § 109), *ohšubra* „Pantoffel" (Dubrovnik, Držić) < *sūber* *REW.*^{3} 8357, *omorika* neben *molika* (rum. *molidf*) und *murika* < *μυρίκη*, *ofistan* neben *fistan*, *fuštan* *ARj.* III, 58 < *fustagno*. *oferō*, gen. *ála* (Dubrovnik) neben *ferō*, gen. *-ala*, *ferâl*, gen. *-ālă* (Rab) < *φανός* + *φάρος* + *-ale* *REW.*^{3} 6463, *oplima* neben *plima* „alba marea" < *plēmē* *REW.*^{3} 6594, Rohlfs 1737. *òkvīr*, *-a* „Rahmen" *ARj.* VIII, 887 < *quadru* *REW.*^{3} 6921. Hierher gehört auch *arciprês*

(Cres) Bartoli II, 171, *ančipres ARj.* I, 84 < *cypressus* f., wo *a-* derselben Natur ist wie in ital. *alloro.*

3. Daſs *cum* das Bindewort *et* ersetzen kann, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Der Fall kommt auch im Türkischen vor. Wenn wir daher rum. *cu* im Sinne von *şi* haben, so können wir nicht wissen, ob diese Erscheinung alt oder jung ist. *cum* = *et* findet man auch auf den Inschriften: *arca Messori* („dativus adnominalis") *cum coniuge sua Sevenuda CIL.* III, 9603. Auf der Inschrift *CIL.* III, 6399 liest man zugleich *cum* und *et* in gleicher Funktion: *in que arca cum suis* (sc. *ossibus eius*, konstruiert nach *olla cum aqua, scrinium cum litteris*) *et Altenam Romanam* „Grab enthaltend Gebeine von Leuntius und von Altena Romana". *cum* mit acc. kommt auf den Inschriften unzählige Male vor. Mehr interessiert uns eine mittellateinische Inschrift aus Trogir (zweite Hälfte des 11. Jhs.), welche offenbar auf der romanisch-dalmatischen Sprache fuſst: *Diaconus Dabro et cum frater meo Fusco et cum frater meo Domço*, wo sich für *et cum* ein Seitenstück in rum. *doĭ şi cu doĭ fac patru* findet.

4. Die Wiederholung des direkten und indirekten Objektes durch das entsprechende Personalpronomen ist eine Balkanerscheinung, welche das albanische, Rumänische und Bulgarische gleich charakterisiert (vgl. Sandfeld, *Linguistique balkanique* 192—193). Wie alt diese Erscheinung sein mag, das kann man natürlich aus der Geschichte dieser Sprachen nicht wissen. Um so mehr verdient hervorgehoben zu werden, daſs ein unzweideutiges Beispiel auch auf einer dalmatinischen christlichen Inschrift dieselbe Präzisierung des vorhergehenden direkten Objektes durch das Personalpronomen zeigt. Die Inschrift ist noch dazu datierbar. Sie ist aus a. 382 und stammt aus Salonae: *Fl(avius) Theodotus, curator rei publicae, Peregrinum filium in lege sancta christiana collocabi eum, CIL.* III, 9508. Daſs die Inschrift die vulgäre Sprechweise wiedergibt, bezeugen *b* > *v* und die 3. Pers. sg. ohne *-t*, lauter Erscheinungen, die der vulgären Sprache eignen. Was aber auffällt, ist der richtige Gebrauch der Casus. Die Wiederholung durch das Pronomen setzt nämlich das Fehlen der Casus oder wenigstens ein Nachlassen der Unterscheidungsmöglichkeit der Casus voraus.

5. *Zur Wortstellung.* Der Genitiv, welcher die Zugehörigkeit ausdrückt, der sogenannte genitivus adnominalis, befindet sich gewöhnlich vor dem Nomen, auf welches er sich bezieht, und zwar noch im 6. Jh., zur Zeit der Errichtung der justinianischen Kastelle. Prokop erwähnt eine Menge hierher gehöriger Beispiele, die wir nach den Territorien, denen die betreffenden Kastelle zur Verteidigung dienen, ordnen: im Territorium von Germana *῾Ριγινο κάστελλον* (vgl. oben S. 453), im unbekannten Territorium *Σαβινί ϱιβες* < *Sabinī rīpīs* (?), *Μουτζιανι καστελλον* < *Mucianī castellum*; im Territorium von Remesiana (heute Bela Palanka), *Τουλκό βουϱγο* < *Torcī burgus*, wenn der erste Bestandteil mit dem vielleicht thrakischen

PN. *Τόρκος* (oft in Salonichi, vgl. Tomaschek II, 38) identisch ist. *l—r* < *r—r* wäre dann die bekannte Dissimilation.

Hierher gehören auch die Verbindungen mit dem zweiten aus dem Thrakischen stammenden Teile wie *Μουτζί παρα* < *Mucī* (vom PN. *Mucius*) + thrak. *para* „locus, Dorf" im Gebiete von *Aquae* an der Donau (heute Timočka Krajina). Auf dieselbe Art wäre vielleicht auch *Βηρί παρα* im Gebiete der Thraker < *Vērī* (von *Verus* oder *Verius*, vgl. *Βεριανά* in Dardanien) zu erklären.

Sehr wichtig und klar ist ferner *Γεσιλα φοσσᾶτον* im Gebiete von Haemus mons (bei Prokop z. T. im lat. Genitiv *Αἵμι μόντου*), welches im ersten Bestandteile den gotischen PN. *Gesila* im Casus generalis und im zweiten das unten zu besprechende *fossatum* enthält.

Eine Ausnahme von dieser Regel macht der Kastellname *Μοντερεγῖνε* < *monte Reginae* (*regina* bezieht sich wahrscheinlich auf Pulchra Theodora, welche auch als Kastellname vorkommt) im Gebiete der Thraker. Vgl. aber auch *Castra regina*, heute Regensburg, in Rhätien.

Μαυρο βαλλε in demselben Gebiete ist vielleicht als *Μαυρο βαλλε* < *Maurī valle* zu interpretieren.

Μουρι δεβα im Hinterlande (bei Prokop *ἐν τῇ μεσογείᾳ*) ist vielleicht auch eine Verbindung aus dem röm. PN. Murius und dem thrak. *dava* > *deva* „Stadt".

Ganz klar und wertvoll ist auch *Παυλί μανδρα* in demselben Territorium < *Paulī mandra*. *Mandra REW.*[3] 5290 ist arum. *mandră*, griech. *μάνδρα* „Pferch, Hürde, Stall" (vgl. Capidan, *Românii nomazi* 98, 122, 170). Es ist somit der alteste Balkan-ON., welcher sich auf Hirtensiedlungen bezieht.

In dem Gebiete der Stadt Serdica befindet sich *Μαρκί πετρα* < *Marcī petra*.

Was die Verbindung eines lat. PN. im lat. Genitiv und Dativ und eines thrakischen die Örtlichkeit bedeutenden Appellativums anbelangt, so ist auf dieselbe Verbindung mit dem griechischen oder lateinischen PN. im griechischen Genitiv hinzuweisen. In Dardanien haben wir *Πρισκούπερα*, wo der erste Bestandteil offenbar den auch bei den Byzantinern bekannten lat. PN. *Priscus* enthält und der zweite thrak. *para* > *pera*. Solche hybride Verbindungen erinnern lebhaft an gallo-lateinisches ON. *Drusomagus* und *Caesaromagus*.

6. Das das Nomen charakterisierende Adjektiv befindet sich dagegen an zweiter Stelle, dem Nomen nachgesetzt. Prokop erwähnt zwar in seinen Listen auch zwei sicher interpretierbare justinianische Kastellnamen, wo das Adjektiv vorgesetzt ist, aber in diesen bezieht sich das charakterisierende Adjektiv nicht auf die Örtlichkeit, sondern auf die Person. Es sind, erstens *Πούλχρα Θεοδώρα*, Kastell *εν τῇ μεσογείᾳ*, dessen Name sich offenbar auf die bekannte byzantinische Kaiserin bezieht, und, zweitens, in demselben Gebiete *Νοβε ιουστινιανά*, wo der erste Bestandteil mit *nova*, gebraucht im lat. Lokativ,

zu interpretieren wäre, falls *ε* statt *α* nicht vielmehr verschrieben ist.

Wenn der Kastellname von einem anderen Appellativum hergenommen ist, so kann die obige Regel als ausnahmslos gelten, denn *Καβοτούμβα* im Gebiete von Haemus mons enthält in seinem zweiten Bestandteile wohl das klare toponomastische Wort *tumba*, aber es ist gar nicht sicher, ob *καβο-* adj.: *cavus* oder einen PN. im dativus adnominalis enthält.

In dem Kastellnamen, wo das Adjektiv ganz allein ist, wie *Μεδίανα, Κάνδιδα* (sc. terra, Mazedonien), kann man natürlich nicht wissen wie die Stellung gemeint ist. Dasselbe gilt auch für die Kastellnamen, welche mittels *-anus* von einem Personennamen abgeleitet sind (Typen *Πλακιδιανά, Γεντιανόν* usw.).

Ungemein wichtig ist deshalb *Καστελ λο βρέταρα*, offenbar durch Kopisten entstellt, für *castellu vetere* oder *veteru* mit adj.: *veterus -a* statt *vetus* (vgl. *Civitas vetera* für *Cavtat* — Epidaurus in Dalmatien). Es befindet sich im Territorium der Stadt Serdica.

Das ganz klare *Καστελλόνοβο* < *castellu novu* befindet sich im Territotium von Aquae an der Donau (heute Timočka Krajina).

Ganz klar ist ferner *Βικά νοβο* < *vicu novu* in demselben Gebiete, nur zeigt es einen Kopistenfehler *α* statt *ο*.

Ebenso klar ist auch *Καστελλόνοβο* < *castellu novu* im Hinterlande (*εν τῇ μεσογείᾳ*).

Ganz unklar ist *Καπόμαλβα* in Dardanien. Wenn *α* statt *ο* verschrieben steht, so kann man an **capum album* denken. Man findet aber kein Beispiel bei Prokop, wo er klass. lat. *-um* durch *-om* wiedergeben würde. Er gräzisiert immer *-um* durch *-ον* (vg. *Κάστελλον* oder *Κάστελλος*).

Lexikalisches.

I. Zu den thrako-illyrischen Elementen des Balkanlateins.

Neben *bălaur* und seiner Balkansippe gab es im Balkanlatein wohl noch andere Balkanwörter, die vorslawisch oder, besser gesagt, vorlateinisch sind, die also dem Illyrischen oder dem Thrako-Illyrischen mit Notwendigkeit zuzuweisen sind. Die ursprüngliche Balkanquelle näher bestimmen ist natürlich nicht mehr möglich. Als Balkanwörter werden hier diejenigen angesehen, die wenigstens in zwei wichtigen alten Balkansprachen, darunter auch das Slavische mitgerechnet, vorhanden sind.

Hierher gehören zunächst zwei Wörter für die Begriffe der Bodenbeschaffenheit.

1. G. Meyer, *Alb. Wörterbuch* 70, verzeichnet gegisch *djerrë* „brach", Godin 80 adj. *djerr, -i* „brach, Brachacker".

Dieses Wort erscheint auch im Mittellatein Dalmatiens, wo es mit slav. *neriz, nerez* „unbebautes Land" glossiert wird: a. 1307

derrum sive nerezium (Sm. VIII, 137), a. 1359 pecia *derri* (Sm. XII, 552), a. 1364 *derrum* Martini Placipogacich, unum *derrum* gognaiorum[1] duorum vel circa positum ad Lucoranum (Sm. XIII, 397), a. 1368 in uno derro seu terra circa 12 gognaiorum posito in territorio None (Sm. XIV, 115), a. 1372 unum derrum ubi fuit vinea (ibidem 405). Die Übereinstimmung der Bedeutung des alb. Wortes mit diesem dem Mittellatein angehörenden ist vollkommen.

Daneben kommt in den Urkunden auch die Nebenform *darrus* vor.

Das Wort besteht noch jetzt im Slavischen der Insel Rab, wo skr. *dȅr* „ledina, unbebaute Wiese" bedeutet: *zemlje su mu va derȉne* „seine Grundstücke liegen brach", auch vb. *zaderȉt* „brach werden".

Was die Etymologie anbelangt, könnte man zwar an die Entstehung aus dem Slav. denken, d. h. an das Postverbale von *derati* „schinden". So dachte ich in der Tat seiner Zeit. Nun aber hat Zore, *Rad* 108, 230 in Konavli bei Dubrovnik *đer* und *đȅričina* „steinige unfruchtbare Erde" verzeichnet. *ARj.* III, 4 belegt *đer* auch für Paštrovići aus den Erzählungen Ļubiša's „gelbe kalkhaltige Erde", dazu *gjer* „specie di terra gialla, sabbionosa" bei Parčić 160. Ich hörte *đer* „idem" noch in Prčanj und Budva, davon slav. Augm. *đerȉna*. Vgl. noch den Flurnamen *Derača* (Bogdašić, Boka).

Auch wird mir die Form *đàra* für die Umgebung von Dubrovnik in derselben Bedeutung bestätigt.

đer beruht auf dem jekavischen Diphthonge. Dadurch wird die Möglichkeit der Erklärung aus dem Slavischen zunichte und man muſs annehmen, daſs das Adria-Slavische das Wort *der* = *đer* aus dem Dalmatischen bezogen hat, da eine Entlehnung aus dem albanischen für die nördlichen Gegenden um Zadar und Rab ganz unglaublich wäre.

Wir haben demnach vor uns ein Wort, welches für das Vorlateinische durch das Albanesische und Altdalmatische erwiesen wird.

Der verdoppelte Konsonant *rr* wird durch die mittellateinische Schreibung *derrus*, durch den skr. Akzent ˵ und durch das heutige Albanisch gesichert.

Nun wissen wir, daſs alb. *rr* auf *rn* zurückgeht. Alb. *djerrë* setzt daher **dĕrna* voraus, was man weiter mit irl. *derna* „paume de la main", bret. *darn* „fragment", mfr. *derne* „tranche de gros poisson", nfr. *darne* „morceau", nprov. *darna* „fendre, blesser, meurtrir" usw. weiter vergleichen kann, vgl. Wartburg, *FEW.* II, 15, Dottin, *La langue gauloise*, 250, *REW.*[3] 2477, Stokes 147. Weitere idg. Anknüpfungen verzeichnet Berneker, *Slav. etym. Wörterbuch* 185, s. v. *derati*.

Wenn dies stimmt, so gewinnt man hiermit einen Anhaltspunkt für die Chronologie der Lautentwicklung *rn* > *rr* im Albanischen.

---

[1] *gognai* = slav. *gońaj* ist ein Flächenmaſs, s. Jireček, *Romanen* I, 90, Mažuranić, *Prinosi* 326ff.

Sie wäre noch vorrömisch, hat aber auch die lateinischen und slav. Elemente des Albanischen erfaſst, vgl. *furrë* < *furnus*, *gornica* > *gorricë*. Dadurch wäre auch ein neuer Beweis für die Altertümlichkeit dieser phonetischen Erscheinung im Albanischen neben dem schon in *Arch. romanicum* XIV über *saburra* Gesagten erbracht.

2. Zu den illyrischen Elementen rechne ich auch das Wort *carsus*. Zunächst wegen der Bedeutung. M. Wagner hat in seinen Studien über das vorrömische Element des Sardischen richtig den Gesichtspunkt hervorgehoben, daſs die sard. Ausdrücke, welche sich auf die Bodenbeschaffenheit beziehen, sehr oft vorrömischen Ursprungs sind. In diese semantische Kategorie gehört auch *carsus*; ein Wort, welches dem dalmatinischen Mittellatein gehört. Weder von Bartoli II, 267 noch von Jireček, *Romanen* I, 89 wurde dieses Wort in ihr Verzeichnis der das dalmatinische Mittellatein charakterisierenden Ausdrücke aufgenommen.

A. 1279 (Sm. VI, 295) lesen wir es in einer Zadarer Urkunde: *carsum*. Was das Wort bedeutet, erfahren wir aus einer anderen Zadarer Urkunde a. 1359, wo als Grenze eines Grundstücks „carsus seu pascua ville Prapat" erwähnt werden. In derselben Urkunde wird als Grenze des kultivierten Grundstückes noch „carsus et nemus ville Prapat" angegeben (Sm. XII, 552). So hieſs auch eine Gegend bei Zadar: subtus *Carso* versus Bubiani (Sm. XIV, 191).

Das Wort war auch im Vegliotischen vorhanden, wie wir es sicher aus dem Flurnamen *Valdikuârsi* (slav. pl.) erfahren.[1] So heiſst eine nur als Weideplatz für Kleinvieh taugliche Lokalität, eine Stunde von Veli Vrh entfernt, in der slavischen Sprache von Aleksandrovo (Punat, Krk).

Auch im Slav. dieser Gegenden ist das Wort vorhanden, und zwar mit der sogenannten Liquidametathese: *krâsa* s. f. „terra lapidosa" (Pazin, Istrien, *ARj*. V, 465), slovenisch *kras* „dürrer Boden", čakavisch *kras* s. m. „Karst". Auch als ON. kommt es auf der Insel Krk unzählige Male in beiden Geschlechtern vor: *Kras*, *Krasa*, demin. *Krasce*, *Krašna Draga* (= *Valdikuarsi*). Auch auſserhalb der Insel Krk: *Krasno* (adjektivischer ON., a. 1493, Dorf in Lika, Gegend in der Hercegovina), *Krasica* (deminutivischer ON., Kroatien). Die ganze gebirgige Gegend von Süd-Krain und Nord-Istrien heiſst slav. *Krâs*, ital. *Carso*, deutsch *Karst*, wegen des Karstphänomens in der geographischen Literatur berühmt. Lateinisch heiſst diese Gegend *Carusadius*[2] und man fragt sich, ob *Carsus* mit dieser Form in irgendwelcher Beziehung nicht zusammenhänge. Diese Identifizierung wurde von Oštir gutgeheiſsen. Über sie kann ich aber nicht urteilen.

Geographisch fällt diese Area von *carsus* mit derjenigen von *derrus* zusammen. Etymologisch hat illyr. *carsus* Anknüpfungen an

[1] Vgl. jetzt *Arch. glottol. ital.* XXV, 125 § 105.
[2] Sowohl die Überlieferung des Namens als auch die Ubizierung desselben ist höchst unsicher, vgl. *PW* s. v.

deutsch *harsch*, slav. *kors-ta* > *krasta* (Berneker 575), lat. *carro*, vielleicht auch mit gallisch *garriga* „Steppe, Heide, Wald von Kermeseichen" *REW.*[3] 3690.

Mit *carsus* könnte der justinianische Kastellname *Καρσώ* identisch sein, vgl. *Carso* im Itin. Ant. 224, 4, welches sich im Donau-Hinterlande (bei Prothop *ἐν τῇ μεσογείᾳ*) befindet. Es ist *Carsium* an der Donau bei Hirşova: *Κᾶρσος* bei Hierocles, *Carsis* (Tab. Peut.), *Carsion* Rav., *Καρσοῦμ* bei Ptol., in Not. or. 39, 22 milites Scythici *Carso*, beim Kaiser Konstantin, de them. 47, 15 *Κάρπος* (verschrieben statt *Κάρσος*). Die Identität ist aber wegen der Lage an der Donau wenig wahrscheinlich.

3. Von den Bezeichnungen der Tiere kann ich vorderhand nur eine anführen. Hierher gehört das Wort für das Maultier, welches im Alb., Rumän. und Südslav. vorhanden ist. Das Maultier ist ein mittelmeerländisches Tier. Deshalb wurde *mūlus* von den Deutschen aus dem Latein entlehnt. Das Balkanlatein muſs ein anderes Wort besessen haben. Keine Balkansprache besitzt *mūlus*, denn wenn wir heute im Skr. *mûla ARj.* VII, 146, dazu mit slav. Ableitung *múlac* gen. *múlca* für das männliche Tier, antreffen, so ist es schon vom lautlichen Standpunkte als ein Lehnwort aus dem Venez. zu betrachten, da balkanlat. *ū* > *y* > *i* ergibt (vgl. *mir* < *murus*, *Telūrio* > *Trilj*, *Tragūrium* > *Trogir* usw.).

Zu meinen Ausführungen in *ZfslPh.* VIII, 409 und in Barić' *Arhiv* IV, 125 über das Problem von slav. *mъ(ъ)s-kъ* m., *-ka* f., alb. *mušk*, rum. *muşcoĭŭ* sei noch folgendes hinzugefügt. Miklosich, *Etym. Wörterbuch der slav. Sprachen* 210 hat als Grundform für slav. Sprachen *mĭzgu* angesetzt. Diese Form ist aber gewiſs sekundär. Balkanlateinisches *sc* ergibt im Slav. nur *sk*. in immer welcher Stellung: vgl. *Scordra* > *Skъdъr* > *Skadar*, *Oescus* < *Iskăr* (Bulgarien), *bъskup* < *episcopus* usw. Von *mŭscus* (gebildet von demselben Grundwort wie *mus-lus* > *mulus*, vgl. lat. *muscella*) hat man daher regelrecht *mъskъ* > *masak* gen. *maska ARj.* VI, 494. Weil im Südslav. seit alter Zeit die stimmhaften Laute im Auslaute den Stimmton verlieren, wurde *-k* von *masak* m. dem Konsonanten *g* gleichgesetzt, d. h. im Gen. sg. *mazga* und so bildete man zu m. *masak* auch ein fem. *mazga*, obwohl daneben auch *maska* besteht. Diese neue Femininform hatte die Bildung des neuen Maskulinums *mazak*, *mazag ARj.* VI, 539 zur Folge.

Aber auch für *sc* > *zg* findet man Beispiele, die allerdings äuſserst spärlich sind, so für *moschus* > *mozgavac*, *muzgavac* (Brač, Poljica), *muzga* (Dubrovnik) „folpetto", *muzgać* „eledone moschata". Nachdem dieses Beispiel für *sc* > *zg* ganz isoliert dasteht, wird man sich offenbar für die obige Erklärung von *zg* in *mazga* entschlieſsen müssen.

Es steht also vom lautlichen Standpunkte gar nichts im Wege, die Gleichung südslav. *mъskъ* = alb. *mušk* > rum. *muşc-oĭŭ* anzusetzen. Wenn dies feststeht, kann es sich nur um ein Wort des

Balkanlateins handeln. Man mufs daher sagen, dafs das Illyro-Thrakische dasselbe Grundwort für das Maultier besafs wie die anderen Mittelmeervölker, d. h. *mus-* (wahrscheinlich onomatopoetischen Ursprungs). Während die Griechen und Römer dieses Grundwort in *lo*-Ableitung kennen, ist für das Thrak. die *co*-Ableitung anzusetzen.

4. Auch eine Bezeichnung der Hauswirtschaft kann man für das Balkanlatein beanspruchen. Es ist das Wort bulg. skr. *stòpanin*, m. *stòpanica*, welches in östlichen und südlichen Gegenden des südslavischen Gebietes anstatt der slav. Bildungen wie *domaćin*, *domaća*, *-ica*, *domadar*, *gazda gazdarica* „Hausherr, Wirt, Herr", gesprochen wird. In Montenegro erscheint dafür auch *skûba* unbekannten Ursprungs. Daher bulg. *stopanstvo* „Wirtschaft", welches Abstraktum im Skr. nicht mehr vorkommt. Das Wort bezeichnet ursprünglich den Vorgesetzten der Hirtenwirtschaft. Daher bezeichnet alb. *stopán*, welches dem Bulgarischen oder Serbokroatischen entnommen ist, „Oberhirt", also dasselbe, was skr. *bač*, alb. *bats* bedeutete. Das Wort gehörte ursprünglich offenbar der Hirtensprache an, also weder der Dorf- noch der Stadtwirtschaft, sondern der Sphäre der *brînză*-Sprache, wo illyro-thrakischer Ursprung von vornherein naheliegt.

Die bisherigen Erklärungsversuche dieses Wortes litten alle daran, dafs sie die Entlehnungsmöglichkeit aus einer der heutigen Balkansprachen in erster Reihe in Erwägung zogen. Dies ist aber ausgeschlossen, und zwar darum, weil es unmöglich ist, skr. bulg. *stòpanin* aus rum. *stăpân* abzuleiten, denn weder rum. *ă* ergibt slav. *o* noch rum. *â* ergibt slav. *a*, vgl. *â* > *u* in *romanus* > *român* > skr. *Rumun(j)* und *a* oder *r* > *ă*: *bălaur* > skr. *balaura*, *căpuşă* > skr. *krpuša*. *a* > *o* charakterisiert alte Lehnwörter aus dem Germanischen, Balkan-Latein und Altdalmatischen. Wenn wir daher rum. *stăpân* neben skr. bulg. *stòpanin* haben, so müssen wir unbedingt an dieselben Vokalverhältnisse denken, die wir beispielsweise in rum. *păgân* neben skr. bulg. *pòganin* antreffen, d. h. sowohl *păgân-poganin* sind unabhängig voneinander als auch *stăpân* — *stòpanin*. Wie *păgân* — *poganinъ* derselben Quelle aus dem Balkanlatein stammen (*paganus* *REW.*[2] 6141), ebenso *stăpân* — *stopanin*. Das ist die einfachste Ansicht.

Wenn man an dieser Ansicht festhält, so wird man die Etymologien des Typus *hospitanus*[1], die unter Annahme unbewiesener Metathesen kaum der rumänischen Form und gar nicht der südslavischen genügen würden, rund abweisen müssen.

Das vorhandene thrakische Material erlaubt uns, zu einer einfachen semasiologisch, phonetisch und morphologisch gleich gut annehmbaren Etymologie zu gelangen.

Die idg. Wurzel *st(h)ā-* bestand ganz gewifs auch im Thrakischen wie in einer jeden idg. Sprache. Man hat davon Überreste in den

[1] Barić, *Albanorumänische Studien* I, 93f.

ON. wie *gestistyrum*, welches als „locus possessorum" übersetzt wird und *Dorystorum* > *Dorystolum* > bulg. *Drъstъr*. Man hat also *stə* + *-ro* „locus". Andererseits ist auch das Suffix *-pa* als Ethnika bildendes Suffix belegt in *Almopes* „die Einwohner von *Almus* > bulg. *Lom* neben den VN. *Derii* — *Deriopes*.

Eine Ableitung wie *stā* + *-pa* in der Bedeutung „Chef einer Hirtenwirtschaft, eines **stā-na* > *stînă*, wenn man diese Benennung nicht als ein Lehnwort aus dem slavischen *stanъ* anerkennen will", liegt also wohl in dem Bereich der linguistischen Möglichkeit.

Daſs andererseits das Balkanlatein die gräzisierende Deklination *-a, -anis* kannte, steht fest, vgl. rum. *tată-tătâni* und den ON. *Alicani* — *burgus* vom got. PN *Alica* bei Prokop.

**stăpa* hat diesem Typus folgen können: **stāpānem*. Dieser Akkusativ wurde nachher, wie **sacrista, -anis REW*. 7494a *scriba-anis* in *sacristanus, scribanus, REW*. 7744, in **stapanus* latinisiert. Diese Grundform ergibt ohne Schwierigkeit die rumänische und südslavische.

5. Alb. ON. *Šperdheti* von *šperdha* „Art Eiche" (Jokl, *Untersuchungen* 186) und rum. *bunget* „Dichte des Waldes" beweisen, daſs lateinische Suffixe (hier *-etum*) an thrako-illyrische Bestandteile des Albanischen und Rumänischen angefügt werden können. Es fragt sich, ob es solche Elemente im Südslav. und Altroman.-Dalmatinischen gab? Einen solchen Fall erblicke ich in skr., bulg. *vàtrālj* „Schürhaken, Feuerschaufel". Das Wort ist offenbar von *vatra* „Feuer", welches in allen Balkansprachen, ausgenommen das Griechische, verbreitet ist, abgeleitet. Nun haben wir im Statut von Kotor eine andere offenbar lateinische Ableitung von demselben Worte. Es ist *vadrile* (Jireček, *Romanen* I, 93), einmal auch *vidrile* geschrieben, welches meiner Ansicht nach „Feuerherd" bedeutete. Hier haben wir offenbar einmal das lat. Suffix *-ale* (vgl. für die Bedeutung des Suffixes **pugnale REW*.[3] 6812) und das andere Mal *-ile* (vgl. **focīlis, REW*.[3] 3399). Was den Übergang *tr* > *dr* im Romanischen der Boka von Kotor anbelangt, vgl. den ON *Dumidrana* < *Demetriana* oben S. 202.

6. (13[1]). Neues Material zur *bălaur* < **bolaurus*-Frage. Zu S. 513: *glävūr* „Art Schlange" (Rešetar, *o. c.* 34) aus Dubrovnik.

Bei *lacerta* > skr. *lòkārda* „scombro" wird ein Reptilienname des Festlandes auf einen Seefisch übertragen. Derselbe Vorgang liegt auch beim Reptiliennamen *mańur* (S. 514) vor. So (bei Lorini 28, Kolombatović, Pesci 21) heiſst in Dalmatien auch ein Fisch „saurus griseus". Kolombatović kennt noch *maur* als Bezeichnung von „coelopeltis lacertina".

Man wird daher skr. *šnjûr, širun* und *šarûn* (Božava) „trachurus trachurus" (Fam. Carangidae) nicht auf **serranus REW*. 7866, wie

[1] Ergänzungen zu *ZfrPh*. L, 512f.

ich S. 527 fälschlich angesetzt habe, zurückführen, sondern auf die *-one*-Ableitung von *saurus* *REW.*[3] 7627, Rohlfs 1920. Die lautliche Seite ist nicht vollständig klar. Zwar kommt die Abwechslung *au* — *u* auch in Terra d'Otranto vor, vgl. auch katal. *surell* *REW.*[3] 8357. *u* kann slav. *ъ* ergeben. Somit sind die Formen *šńûr* und *šarûn* klar, nicht aber *širūn* in Dubrovnik. Vgl. jedoch *podiolu* > *pižuo*, gen. *-ula* in Süddalmatien „steinerne Sitzplätze um das Haus" wegen der Möglichkeit der Dissimilation *o—o* > *i—o*.

Der Übergang *b* > *m* (zu Anm. 2, S. 514) erscheint noch in *glamoč* neben *glavoč*, *ūceu*-Ableitung zu *gobius*, die wahrscheinlich auch für ital. *ghiozzo* anzusetzen ist. Die skr.-Formen decken sich mit *bį* > *j* und mit ital. *ghi-* < *gl. ghiozzo* und *glavoč* erklären sich dann aus **globuceu*, **globu* aus **gobulus*. Das Skr. kennt noch *guj* (Rešetar 237) und *gub* „gobius" *ARj.* III, 485 ohne *i*-Verbindung. Vgl. noch oben S. 453 Anm.

Das Suffix *-ur* (vgl. S. 515) erscheint im Slav. noch in *zmajur* „ophisaurus apus" (Kastel bei Split, Hirtz 181). Es ist eine Ableitung mit dem slav. Suffixe *-ur* von slav. *zmaj* „Drache". Dasselbe Suffix liegt noch in *zmijur* neben *zmijun*, slov. *kačúr* neben *kačôn* „Schlangenmädchen" vor. Es ist sehr leicht möglich, daſs aus *zmajur* die Form *majur* dadurch abstrahiert wurde, daſs *z-*, verwechselt mit ital *s-* < lat. *ex*, einfach weggelassen wurde. Weil *zmajur* Schlangen friſst, wurde *majur* mit ital. *magnare* < *mangiare* in Zusammenhang gebracht.

7. (20[1]). Zu rum. *părău* = *pĕrrua* „Bach" sind noch bulg. *poroj* „1. Gebirgsbach, Gieſsbach, 2. Wolkenbruch, Platzregen", besonders in Mazedonien, wo es einen längeren Einschnitt im weichen Terrain, entstanden durch Wolkenbrüche und Platzregen, bezeichnet (z. B. bei Skočivir), *Peroj* (Dorf in Istrien, dessen Einwohner im 17. Jh. eingewanderte Montenegriner sind, *ARj.* IX, 794) und **Paroj* (Hercegovina, enthalten im Adj. *Parojske njive*, Flurname) zu stellen.

Seiner Zeit[2] habe ich hierher auch *Paraun* (ON., Bosnien, *ARj.* IX, 643) gestellt, doch muſs ich jetzt Bedenken dazu äuſsern, da der Ort nach meinen neueren Erkundigungen im Plural erscheint: *Parauni*. Wir können daher sehr leicht einen Bevölkerungsnamen als ON. vor uns haben, etwa eine andere Form für *firauni*[3] „Zigeuner".

Die Form *Peroj* in Istrien ist einfach ein Lehnwort aus dem bestimmten alb. *pĕrrói*. Sie ist deshalb wertvoll, weil sie zeigt, daſs für den alb. Halbvokal *ĕ* im skr. und bulg. nicht *a* oder *o* zu erwarten wären. *Paroj* und *poroj* müssen daher ältere Lehnwörter sein. Im Mazed.-Slav. haben wir auch andere dem Alb. entlehnte Bezeichnungen für Bodenbeschaffenheit, so *karpa* (Morihovo) „Felsen" (oft auch als Flurname) < alb. *karpĕ* „idem".

---

[1] Ergänzungen zu *ZfrPh.* L, 528.
[2] Barić, *Arhiv za arb. starinu.*
[3] So allgemein in Bosnien genannt.

Es stellt sich jetzt noch einmal die Frage auf, wie sich alb. *pĕrrúe,*[1] rum. *pắrâu*, bulg. *porój*, skr. **Paroj* nebeneinander verhalten. Ob es sich um eine Entlehnung handelt, die ihren Irradiationspunkt in einer Stufe des heutigen Albanesischen hat, oder um eine gemeinsame thrako-illyrische Grundlage? Ich neige zur letzten Ansicht, weil rum. *pă*, bulg. *po-*, alb. *pĕ-*, skr. *pa-* ein balkanlateinisches *pa-* voraussetzen. Man hätte also eine thrako-illyr. Zusammensetzung **par-rēnu* anzusetzen, welche alb. *pĕrroni* (bestimmt), *pĕrrue* = *-ua* regelrecht ergab. Wegen *par* > alb. *pĕr* vgl. gallisch *are*. Idg. *ē* > alb. *o* ist gewiſs schon vorrömisch. Lat. *frēnum* > alb. *frê*, *-ni* nimmt an der Entwicklung *ē* > *o* nicht mehr teil. Sie war demnach vor dem Eindringen der lat. Wörter ins Alb. abgeschlossen. Da schon die Balkanromanen **par-ronu* hörten, muſs mit Jokl für *-râu* von rum. *pârâu* eine spätere alb. Entwicklungsstufe als Quelle angesetzt werden. Auch kann der Einfluſs von rum. *râu* < *rivu* auf *-ronu* nicht angenommen werden, weil rum. *pârâu* nach *râu* nicht dekliniert, sondern im Pl. *păroaĭe*, *-rae*, *-rao* *-răe*, *-râe* zeigt, d. h. Formen, die, soweit sie nicht analogisch nach Sg. gebildet sind, auf **-roniae* > *-roaĭe* > *rae* zurückgehen. Der rum. Pl. deckt sich somit mit dem alb. Pl. *pĕrronj-tĕ* (Christophoridi) vollkommen.

Die Endung *-roni* > bulg. *-rój* erklärt sich dagegen nur durch Einmischung von **sъrojь* > rum. *şiroĭŭ* „Gieſsbach" (vgl. *Slavia* III, 494, no 14) neben *şivoĭŭ*, *şuvoĭŭ*, *şioĭŭ* (Tiktin 1737) „Flut, Strom". Die drei letzten Formen sind etymologisch dasselbe mit *povoĭŭ* „Strom, Flut", d. h. sie sind slav. Zusammensetzungen *sъvodьńь*, *povodьńь* (vgl. skr. *povodań* „Überschwemmung"), vgl. Miklosich, *Etym. Wörterbuch* 393 s. v. *voda*. *ş* anstatt *s* ist onomatopoetischen Ursprungs gleich wie in *şipot* „Guſs, Strom, Ausfluſsröhre" < skr. *söpot* (ON., bezeichnet gewöhnlich Quellen, daher *Sopoćani*) zu *sopiti* „keuchen".

II. Zum lateinischen Element: Militärlatein.

Dem Donau-Limes naheliegend, muſs das Balkanlatein viele Ausdrücke aus dem Militärleben besessen haben. Eine solche Annahme liegt ja auf der Hand. Man muſs daher die Frage aufwerfen, was die Balkansprachen davon erhalten haben. Man weiſs noch dazu, daſs das Lateinische lange Zeit in der byzantinischen Armee Kommandosprache war.

1. Einen Beweis für diese Annahme erblicke ich zunächst darin, daſs *turris* als wichtiger militärischer Ausdruck am Balkan nicht erhalten ist in der Form, die die Westromania kennt, sondern in einer von *tŭrnare* *REW.*[3] 8794 und *burgus* beeinfluſsten Umbildung,

[1] Jokl, *JF* IL, 282—286 prüft aufs Neue das Verhältnis von *pârâu* und *perrua* und kommt zum Schluſs, daſs das rum. Wort, entgegen meiner früheren Ansicht, ein Lehnwort aus dem Alb. sei, da rum *-âu* auf den alb. nasalierten Diphthong *-ō̜u̜* (Stufe 3) zurückgehe. Dagegen läſst sich allerdings nichts einwenden.

turnus, vgl. *Arch. romanicum* XIV, 6, Anm. 2". Diese Beeinflussung ist nur dann verständlich, wenn man den beweglichen Angriffs- oder Beobachtungsturm des römischen Militärs vor Augen hat. Man konstatiert die Beeinflussung von *turris* durch *turnare* bloſs an zwei gleich wichtigen römischen Verteidigungslinien, an dem Donau- und am Rhein-Limes, daher rum. *turn* „Befestigungsturm", ahd. *turn*, afr. auch *torn* (selten) neben *tor*, skr. (kajkavisch und slovenisch, also in den Dialekten, die sich in Pannonien gebildet haben), *tûren*, gen. *tûrna* „Kirchenturm" > ung. *torony*, daher rückentlehnt skr. *tóranj*, gen. *tórnja* und *töronj* (Serbien).

Es ist sehr bezeichnend, daſs in Dalmatien beide Formen einmal vorhanden waren. Daſs *turris* „Teil des Wohnungsgebäudes" bestand, erfahren wir zuerst aus dem dalmatinischen Mittellatein. Es wird *turro*, wie *paludo* geschrieben. a. 1040 *parte de turro*, a. 1069 inferiorem pavimentum cum canaua turris s. Petri (beides aus Split), a. 1193 domum meam cum turre (aus Zadar, vgl. Jireček, *Romanen* I,93). Ein Beweis dafür ist ferner auch ON. *Tȑcela* < *Turricella* bei Split. Die deminutive Ableitung *Τούρικλα* < *Turricula* kennt Prokop als Namen eines Kastels in Dacia mediterranea. Das Primitivum davon liegt in *Τουρρίβας* < *Turribus* in dem Territorium von Aquae an der Donau. *α* ist wohl ein Kopistenfehler für *ο*.

Turris am Wohnungsgebäude, von welchen die mittellateinischen Belege aus Split und Zadar sprechen, heiſst *tûranj*, gen. *tûrnja* in Cavtat bei Dubrovnik (Zore 22). *Turan* bedeutet auch „Gefängnis" (Mažuranić, *Prinosi* 1475). ON. *Turanj* bei Zadar heiſst ital. *Torrette*.

2. Einen zweiten Beweis erblicke ich in *castellum*, welches sich im Skr. als ON. erhalten hat, *kostel*, so in fast allen slav. Sprachen, als ON. in Kroatien und Istrien, aserb. (a. 1253) *kostelь* „castellum", *ARj.* V, 857.

Besonders bezeichnend ist es, daſs sich ON. *Viminacium* an der Donau bei den Slaven nicht erhalten hat, obwohl sie sonst die Namen der römischen städtischen Siedlungen an der Donau, wenn sie mit den Flüssen gleichlauten (*Cibrica, Lom, Osъm*), von der früheren Bevölkerung übernahmen. *Viminacium* heiſst bei den Slaven einfach *Kostolьc* a. 1380, heute *Kostólac*, gen. *Kostóca*. Das Suffix *-ьc* kann lat. *-aceum* vertreten.[1] Es erscheint nicht mehr in *Kostol* (auch an der Donau, Bezirk Negotin). Sehr auffallend ist hier *o* neben *e* in *kostel*. Slavisch ist die Änderung nicht. Vielleicht ist sie thrakisch, da im Thrakischen *e*—*a* (vgl. *deva* neben *dava*) abwechselt. Ein thrakisiertes lat. **castallu* ergab dann regelrecht slav. *kostol*.

Lat. *castellum* haben die Slaven durch die lat. Militärsprache an der Donau kennen gelernt. Für dieses Latein ist dieses Wort auch durch prokopianische ON.-Listen gesichert. Er kennt folgende Namen der von Justian für Verteidigung der Reichsgrenze errichteten

---

[1] Vgl. *ZfrPh.* XLVI, 397 Nr. 33.

castella: *Κάστελλος* (Epirus vetus), *Καστέλλιον* (Dardanien), *Καστελλο βρέταρα* (offenbar verschrieben für *Castellu veteru*, von *vetus*, auch in Dardenien), *Καστελῶνα* (Dardanien, von *castellione*, vgl. unten), *Ῥιγινοκάστελλον* (Dardanien), *Καστέλλιον* (Dacia mediterranea, zweimal), *Μουτζιανι κάστελλον* (ebenda), *Καστελλόνοβο* (Dacia ripensis, < castellum novum), *Ποταμου κάστελλον* (im eigentlichen Thrakerlande), *Πόλις κάστελλον* (ibidem), *καστελλόνοβο* (ibidem).

Außerdem ist in Dalmatien die deminutive Ableitung davon **castellione* reichlich vertreten: *Košljun* (Krk, Pag, bei Split und Budva).

3. Diese zwei, *tŭrnu* und *castellu*, in die gleiche Begriffssphäre gehörenden Ausdrücke erlauben uns die Donaulinie als eine Quelle des Militärlateins zu betrachten. Hier schöpften die Slaven ihre altesten Lehnwörter aus Latein. Ihr *cěsař* — *cьsař* < *caesareus* ist wie bei den Germanen *Kaisar* eine Entlehnung aus der lat. Militärsprache des Donaulimes, vgl. *ZfrPh.* XLVI, 3947, no. 27. So erklärt sich auch die Tatsache, daß hier *imperator* > rum. *împărat*, alb. *mbret* (wegen des Fehlens von *-r* vgl. *Romania* L, 220, § 10) einen volkstümlichen Charakter hat, in der Westromania dagegen einen gelehrten, vgl. *REW.*[3] 4305. Wir sind eben an der Quelle des volkstümlichen Militärlateins.

4. Aus derselben lat. Militärsprache erklärt sich Alb. *fšat*, rum. *fsat* > *sat* „Dorf" < *fossatum*, welches, wie wir *ZfrPh.* L, 518 gesehen haben, bei Prokop als Benennung der justinianischen Castella belegt ist.

Auch rum. *tindă* „Vorhof, Hausflur", alb. *tëndë* „Reisigdach, Reisighütte" > *tenda* *REW.* 8639 möchte ich derselben Schicht zurechnen.

Von *burgus*, welches selbstverständlich auch zur selben Schicht gehört, war schon *ZfrPh.* L, 529f. die Rede.

Castra hat sich nur im arum. und neugriech. erhalten. Wenn meine Deutung des ON. *Kostur* richtig ist, so ist auch dieser ON., welcher noch in Bosnien und in Serbien vorkommt, auch ein Beweis für die Existenz von *castra* im Balkanlatein. Dazu noch *Kastri*, ON in Albanien, wovon möglicherweise das Ethnicum *Kastrati*.

5. Die Slaven verdanken noch manches andere Sprachgut dem Militärlatein der Donaulinie. Hierher rechne ich, erstens, *dĭsca* (kollektives lat. Plural von *discus*, vgl. prov. *desca* „grande corbeille, panier large et peu profond") > *dъska* „Brett, Tisch", welches Wort man gewöhnlich als aus dem Germanischen entlehnt betrachtet (cf. Berneker 246), ohne den Ausgang *-a* durch diese Annahme erklären zu können. Vgl. noch v. Wartburg, *Zfr.Ph* XLVII, 577 und *Butleti catal.* (1921) S. 51.

Über, zweitens, *ceta* < *quinta* vgl. das *ZfrPh.* XLVI, 397 no. 32 Gesagte. In der Umgebung von *Sciscia* > *Sisak* bedeutet heute

cěta nur „altes hier gefundenes römisches Geldstück“. Dieser Umstand ist wegen der Bedeutung, die Siscia in der römischen Münzprägung spielte, sehr bezeichnend. Hier sind auch reiche Funde des römischen Geldes vorhanden.

6. Mit der Militärsprache kann auch die Kaufmannssprache im Zusammenhange stehen, da die Kaufleute das Militär begleiteten und in den Legionslagern ihre Straſse hatten.

Auch in dieser Begriffssphäre bietet das Südslavische einige lat. Ausdrücke, für die man kaum auſserhalb des Balkans das Irradiationszentrum suchen wird.

Es ist allgemein südsl. *račun*, v. imp. *-ati* „Rechnung, rechnen“ aus lat. *ratione REW.*^{3} 7086 anstatt *compŭtus REW.*^{3} 2109. In dieser Bedeutung ist *ratione* nirgends volkstümlich, nur bei den Südslaven. Im Rum. und Alb. kommt es nicht vor. Diese zwei Umstände müssen doch ihre Ursachen haben.

Als Wortpaar zu *ratione* gehört *statione* „Kaufstelle, -laden“ Dieses Wort kommt in dieser Bedeutung im Aital., Venezianischen und im Obwaldischen vor, vgl. *REW.*^{3} 8234. Im Skr. und Slow. kommt es in zwei Gestalten vor, a) mit *tį* > *č* (vgl. *puteu* > *puč*, *palatia* > *polača*): *stačun*, b) mit *tį* > *c*: *štacun* m., slov. *štacuna* f.

Das Wortpaar *račun* — *stačun* kann man nicht, wie *kupiti* „kaufen“, aus einem germ.-lat. Lehnwort erklären. Das Gemeinsame dieses Wortpaares mit got. *kaupon* < lat. *cauponare* ist nur der Umstand, daſs *ratio* in der Bedeutung „Rechnung“ gleich wie *caupo* im Vulgärlatein auf Grund der romanischen Sprachen nicht nachgewiesen werden kann. Diese Tatsache wird völlig klar nur dann, wenn man annimmt, daſs beide Ausdrücke der speziellen Sprache der militärischen Kaufleute angehörten, und daſs, entsprechend dem Wortpaar *caesar* — *imperator*, *ratio* — *computus*, die Kaufmannsprache mit der Vulgärsprache nicht immer übereinstimmte.

Der rum. Ausdruck *negustor*, *-uţător* < *negotiator* „Kaufmann“ aus *negotium* > *negoţ*, „Handel“, *negoţez* „Handelsgeschäfte treiben“, welches in der Romania isoliert dasteht, bekräftigt insofern diese Annahme, als es beweist, daſs am Balkan offizielle hochlateinische Ausdrücke *negotiator* (dies ist der gewöhnliche Ausdruck für „Kaufmann“ auf den Inschriften) besser erhalten sind als in der Westromania, wo den Ableitungen von *merx* „Ware“ der Vorzug gegeben wurde. Die Ursache mag darin gewesen sein, daſs *negotium*, *negotiator*, *negotiari* im Sinne von „Handel, etc.“ eigentlich griech. Lehnübersetzungen“ sind: *πρᾶγμα*, *πραγματεύτης* etc.

Hierher gehört auch *campāna* im Sinne von „Wage“, welches bloſs im slav. *kǫpona* erhalten ist und einen Anklang in der Bedeutung „Eichmeister“ nur in siz. *campaninu* findet. Sonst kennt auch das Skr. für diesen Begriff das allgemein roman. *bilancia REW.*^{3} 1103 > *bòlănğa* (bei Vuk, *ARj.* I, 425).

7. (15[1]). Zu S. 519. Die ältere Stufe für rum. *sat* ist *fsat* Psalt. Sch., Cod. Vor., vgl. die Ausgabe von Candrea I, 395f. und Tiktin 1370. Der Schwund von *u* in **fusat* > *fsat* kann derselben Natur wie in *bulluca* > *blucă* *ZfrPh.* L, 270, *volere* > *vrea, destul* neben *sătul* (vgl. Sandfeld, *Linguistique balkanique* 71), *uscat* < *exsucatu* sein. *REW.*³ 3461 nimmt die Entlehnung aus dem Alb. an, was wegen rum. *s* statt *ş* nicht möglich ist. Die Herleitung aus *massatum*, der auch Jokl 141, 317 zustimmt, ist wiederum wegen rum. *fsat* nicht möglich. Nachdem rum *fsat* und alb. *fšat* nicht im Entlehnungsverhältnis nebeneinanderstehen, so bleibt nichts anders übrig als byzanto-lat. *fossatum* als Grundlage anzunehmen, vgl. jetzt auch Daicovici *DR.* V, 478.

tenda liegt im alb. *tëndë*, geg. *tandë* „Reisigdach, Reisighütte" (G. M., *Alb. W.* 429) vor.

III. Dialektische italische Elemente.

Eine sehr wichtige Frage ist es, ob im Balkanlatein auch dialektisch-lateinische Elemente bestanden haben und in welchem Ausmaſse. Daſs auf den Inschriften phonetische dialektisch-lat. Erscheinungen vorkommen, beweist *cacafit* statt *cacabit* *CIL.* III, 14599[1] (Tomi).

1. *bersîna* (Cres) f. „brina" deckt sich vollkommen mit vegl. *bersaina, bressaina* (Bartoli II, 175) „idem". Das Gemeinsame der sonderbaren dalmatischen Form mit ital. *brina*, uengad. *braïna*, fr. *bruine*, südfranz. *br(ü)ino* ist nur *b* im Anlaute, eine Erscheinung, die auf die Kreuzung mit *bruma* zurückgeführt wird, *REW.*³ 6796. Woher kommt aber die Konsonantengruppe *rs* im Inlaute? Man erklärt *pruīna* aus *prusu̯īna* (Walde² 619), d. h. als eine *īnu*-Ableitung aus **preus-* (vgl. skr. *pruṣva* „givre", got. *friusa* „Frost, Kälte"). Skr. *bersîna*, vegl. *bersaina* setzt auch *prusu̯īna* > **prusīna* voraus, d. h. eine dialektisch-lateinische Form, in welcher *s* vor *u̯* (über *zu̯-*) nicht schwindet. Vgl. rum. *cenuşa*, wo *vsv* statt *r*, gleich wie im Altlat. geblieben ist.

2. *konöba* (Božava, *ARj.* V, 268) „Keller, der ebenerdige Vorraum, Vorzimmer" (Rešetar *o. c.* 242) fällt zweifach auf; erstens, wegen des Akzentes und zweitens, wegen des erhaltenen *b*. Was das erste anbelangt, müſste lat. *cánăba* *REW.*³ 1566 (vgl. vegl. *kanba*) nur **kȍnova* ergeben, da die lat. Akzentstelle auch im Skr. beibehalten wird. Dieser Akzent ist aber im Skr. nirgends belegt, denn *kònoba* *ARj.* V, 268 ist jüngere Betonung. Nirgends hat man ferner einen Beleg für lat. *vbv* > skr. *b*.

Was die Akzentstelle anbelangt, kann man für das Balkanlatein die gräzisierte Akzentuierung annehmen, etwa nach skr. *kolȉba* < *καλίβη*. Eine solche gräzisierte Akzentuierung liegt auch in *soböta*,

[1] Ergänzungen zu *ZfrPh.* L, 518.

subōta < *sabbáta, sambáta* vor. Man hat in log. *canáva* auch für diese Zurückziehung des Akzentes nach griechischer Art einen Beleg, dazu Ettmayer *ZfrPh.* XXXII, 725.

Was die Hauptschwierigkeit *b* < lat. *b* anbelangt, so beseitigt man diese Schwierigkeit dadurch, daſs man eine dialaktisierende lat. Aussprache nach der Art von dem oben erwähnten *cacafit* statt *cacabit* annimmt.

Daſs dieses dialektische *f* statt *b* in Skr. tatsächlich *b* ergibt, ersehen wir aus *skaràmbēž* (*ć*) < osk. *scarafaius* *REW.*[2] 7658.

Konōba setzt daher ebenso wie log. *canáva* ein nach oskischer Art ausgesprochenes **canafa* (vgl. auch *kalifi* neben *kalivi* Rohlfs 868). Es gehört zu den balkanlateinischen Übereinstimmungen mit Süditalien.

3. *urdenare* statt *ordinare* ist auf den lat. Inschriften der röm. Provinz Dalmatien belegt. Man hat *urdenaverunt* *CIL.* III, 9585 im Sinne von „bestellen". *u[rde]navi* *CIL.* III, 12869 = 9568 ist dagegen unsicher, weil die Inschrift schlecht überliefert ist. Diese Form ist auch in mazedorum. *urdine* und alb. *urdhēr* erhalten. Von einem Zweifel kann daher keine Rede sein. In *urdenare* statt *ordinare* handelt es sich um denselben Fall wie in *ursus* < *or(c)sos, turdus* usw. und wie in *i* statt *ĕ* in *Mircurius*, vgl. Sommer, *Lat. Laut- und Formenlehre* S. 65 und 58. *Mircurius* ist in Dalmatien in ON *Mirculano* a. 1119 (Jireček, *Romanen* I, 61) bei Split belegt. Es ist ungewiſs, ob neugr. *φοῦρμα* < *forma* G. Meyer, *NgrSt.* III, 71 gleich wie *urdenare* zu erklären ist.

IV. Neue Beiträge zum lateinischen Element.

Im Nachstehenden sollen noch einige lexikalische Probleme des Balkanlateins besprochen werden.

1. *bräbolak*, gen. *-ļka* m. „baca ovilis vel caprini stercoris" (Dalmatien) *ARj.* I, 574. Anstatt *ļ* erscheint auch ebenda *ń*. Davon *brabońati* „cacare (di pecore o capre)". In derselben Bedeutung kennt das Neugriechische *βερβελιά* „Mist von Ziegen und Schafen", G. Meyer, *NgrSt.* III, 13 < *vervella* „Schäfchen", vgl. *vervecāle* *REW.* 9265. Es scheint auch die Einmischung des slav. adj. *brâvļī* (Berneker 75) „di montone" vorzuliegen, vgl. skr. *bravak* „sterco del bestiame de' montoni" (Parčić 42).

2. *glânda* (Dubrovnik) „struma, Skroffeln", adj. *glândav* „strumosus" *ARj.* III, 149, seit 17 Jh. < *glande* *REW.*[2] 3778, ist offenbar altdalmatisch, obwohl von Bartoli II, 291 in das Verzeichnis nicht aufgenommen ist. Wegen *-e* > *-a* vgl. *cortice* > *krka, krga* usw.

Statt dieses Wortes hat Bartoli *l. c.* *gļendura*, wie dieselbe Halsdrüsenkrankheit auf der Insel Rab heiſst, in seinem Verzeichnisse als altdalmatisch hingestellt. *ARj.* III, 198 kennt aus dem kroat. Küstenlande *glindura* „tonsilla", welches mit *gļendura* offenbar identisch ist.

Mit dem letzten Worte hat *gliva* „struma“ auf der Insel Rab („*gl̦endura* oder *gl̦iva*“ Kušar 51) nichts zu tun. Slav. *gliva* „fungus“ läſst sich als Metapher für Skrofeln leicht begreifen.

e > *i* in *glindura* ist offenbar auf den Einfluſs von *gliva* zurückzuführen. Weder *gl̦endura* noch *glindura* kann aus dem Altdalmatischen stammen, sondern ist, gleich wie alb. *gjéndërë* (Godin) „Drüse“ ein Überbleibsel aus der Sprache der Westrumänen, die aus Albanien, über dinarische Alpen, Velebit und Kapela nomadisierend, sich zuletzt in Istrien niedergelassen haben, vgl. Puşcariu, *Istro-români*, I, 287.

3. *kȕveo* m., *kȕvela*, *-o* adj. „überreif, fracidus“ (Dubrovnik, Boka), als slav. Ableitungen davon ist *kȕveoka* = *kuvelica* (Dubrovnik, 16. Jh.) „überreife Feige“, vb. *kȕveočiti se* (ebenda, 16. Jh.) „reifen“. Es sind zunächst *-ellu*-Ableitungen von *κοῦφος*, *κούφιος* „leicht, nichtig, leer“, Rohlfs 1134, ’5. *φ* > *v* erklärt sich durch Einmischung von slav. *u*(*h*)*veo*, *u*(*h*)*vela* „appassito, vizzo, floscio“.

4. *misa* „Schüssel“ < *mēnsa* *REW.*[3] 5497 ist ein gemeinslav. Lehnwort, gleich wie *dъska* < *disca*, koll. von *discus*, aus dem Balkanlatein (Berneker II, 61), gr. *μίνσα*. Slov. *miza* „Tisch“, mit *z* statt *s*, wie es in *misa* allgemein slavisch ist, stammt dagegen aus dem Friaulischen. Im Mittellatein Dalmatiens bedeutet *mesa* auch „Gastmahl“, welches beim Kaufe gegeben wird: a. 1080 terra comparavi pro VII galetas vini et mesa pro fine (Rački, *Documenta* S. 131).

5. *pìcil̦*, gen. *picil̦a* (Dubrovnik, Zore 17) „Spizzen, trina, pizzo, nastro“ *ARj.* IX, 832, Parčić, ist offenbar eine Ableitung von *pīts-* *REW.*[3] 6545 + *-ïllu* gleich wie abruz. *ossę pętsil'ę* „Pflock“.

6. *pìkat*, gen. *pìkata* (Dubrovnik „fegato“ *ARj.* IX, 845 setzt als ältere Betonung *pikȁt* voraus, vgl. Bartoli I, p. 263. Somit geht die altragusäische Betonung in die Area von rum. *ficat*, venez. *figáo*, friaul. *fiát*, südsard. *figáu* AIS, auch wegen griech. *υ* > lat. *i*, während ital. *fegato*, neap. *fékatę*, abruz. *fékętę* usw., griech. *υ* > *e* zeigen, vgl. *REW.*[3] 8494 = Rohlfs 2098.

7. *sal̦àtūr*, gen. *-úra* (Dubrovnik, Zore 19) „Türschluſs, Riegel, saliscendi“ ist offenbar dasselbe Wort wie nordital. *sajádor* „felslos“, venez. *sagiaor*, istr. *sajadur*, *siadur* (Mussafia, *Beitrag* 196, *REW.*[3] 7541, S. 622, Bartoli I, 291). Die Bildung ist auffällig, da sie **saliare* statt *salire* voraussetzt. Dieses **saliare* ist in Dubrovnik in *zasàl̦ati* „verschlieſsen“ (*za-* ist slav. Präfix), *osàl̦ati* „öffnen“ (*o-* steht für slav. *otъ* „weg“) belegt.

Saliare ist offenbar ein Kreuzungsprodukt aus *salīre* + **serrare*, beide derselben Bedeutung. *serrare* war auch im Altdalm. vorhanden, wie aus ON. S. Nicolaus de *Saranda* a. 1218, in monte *Serande*, custodia ad *Serandam*, in *Seranda majori*, S. Georgius in monte *Serande*, jetzt *Marjan*, *Mrljan* < *Marinianum*[1] bei Split (vgl. Jireček, *Ro-*

[1] Vgl. *Nastavni Vjesnik* XXIII, 344 no. 7.

manen I, 62) hervorgeht. Wegen **serranda* > parm. *saranda* „Fensterladen" vgl. *REW.*[3] 7867.

Saḷàtūr wird in Dubrovnik auch in *skakavica* „saliscendi" (Zore, Parčić) von *skakati* = *salire* übersetzt.

Es ist nun interessant festzustellen, daſs sich *saḷàtūr* auch mit der Übersetzung *skakati* — präs. *skačem* kreuzt: *skačàtūr* (Zore 20) und daſs nach dem Vorbilde *zasaḷati* — *osaḷati* — *saḷatur* aus *skačàtūr* neue slav. Verben gebildet werden: *oskačati* „öffnen", *zaskačati* „zumachen".

8. Rum. *sapă, săpoĭŭ* „Hacke, Haue" erscheint im Skr. als *càpūn*, gen.-*úna* (Montenegro, *ARj.* I, 755) „zappone". Es ist auch ein Toponomasticum. Bei Lissos > Alessio, slav. Leš bestand der Bischofsitz *Sapa, Sappa*, auch in *āta*-Ableitung *Sappata* (Jireček, *Romanen* I, 58). Das Nebeneinander der Ableitung und des Primitivimums erinnert an alb. *bukë* „Brot" neben rum. *bucată*. *Sappare* kommt auch im Mittellatein Dalmatiens oft vor.

9. *skardînola* (Božava und auch sonst in Dalmatien) „cyprinus scardula" ist insofern interessant, als es ein Primitivum *scárdine* voraussetzt. Dieses kommt in Ital. neben *scardine*, venez. *scardola, scardova* und *scardone* (vgl. Schuchardt, *ZfrPh.* XXX, 729) auch vor. Das Verhältnis dieser Formen ist nicht klar.

10. *škrãpa* „crepaccio, fessura nel macigno, scaglia, pietruzze" (Parčić) „Loch" (Rab), daher adj. *škrapav, -ast, -ḷiv* „crepolato, pieno di crepacci, terra sassosa" (sehr verbreitet im Karstterrain, Dalmatien). Dasselbe Wort erscheint auch mit *i* statt *a*: *škrip* „fessura", mit slav. deminutiven Ableitungssuffix *škripac* „fessura", adj. *škripav* „scrofoloso", *škripi* (pl.) „scrofole" (Parčić).

In den Urkunden von Kotor heiſst der Abhang des Berges um die Stadt *de Crepis* a. 1338, und mit Diphthong *in Criapis* a. 1419, 1436, 1550.[1]

š in *škrapa, škrip* ist daher als *s*- > *ex*- anzusehen, welches sehr oft auch expletiv auftritt.

Das Nebeneinander von *a* und *i* könnte zwar derselben Natur wie in *praska, briska* (ikavisch neben *breska*) < *persica* sein, es ist aber viel wahrscheinlicher, daſs *Criapis* in Kotor einen aus *ę* hervorgegangenen Diphthong voraussetzt.

Die Grundlage ist daher *crępa* oder *crępo*, deverbales Substantiv von *crepare* „bersten" *REW.*[3] 2313. Der Diphthonh *ia* aus vulgärlat. *ę*, den wir in *Criapis* vor uns haben, hat sich auch in einigen anderen slav. Lehnwörtern aus dem romanischen Stadtdialekt von Kotor erhalten. Hierher gehören: 1. *ćârma* „Beet" in Sutomore < *termes* *REW.* 8665 (mit *ć* < *tj*), 2. *gḷara* (Boka) < *gerula* *REW.* 3746, 3. *kurjâl* (Dobrota), *kùrjaj* (Risan) „Art des Meeresfisches branzino"

[1] A. Meyer, *Nastavni Vjesnik* XL, 35. *Južnoslovenski Filolog*, XII, 98 Anm. 1.

< *corvellus*, vgl. siz. *kurbeḍḍu* „Umberfisch" *REW*. 2269, 4. *đara* (Dubrovnik) < *derrus*, vgl. oben S. 458f, 5. *lumbijăo, -ālă* (Prčanj), *lubijăo, -ala* (Dobrota), *ḷublaj* (Bijela, Lepetane), *ḷubḷen* (Muo), *lubjan* (Krtole), *ḷubḷô*, g. *ḷubḷăja* (Stoliv), *ḷùbḷav* (Risan), *ḷumbḷăv* (Dobrota) „branzino" < *lupellus*[1]), 6. *ćăbra* (Dobrota), *ćăvra* (Krtole) „Abart von cephalus" < *cephalus* 1819, Rohlfs 907 und 986 (mit *ć* < *kj*).

11. *vȑńa* (Rab) „Trog" (Kušar 53) ist offenbar *ŭrna* *REW*.[3] 9086. *ur* > *vr* vgl. *urceu* > *vrč*, *hortu*, *hortulu* > *vrt*, *vrtal*. *ń* statt *n* ist wohl sekundär.

12. (14.[2]) Zu S. 518: *brsata* „mucor vini" heiſst noch neben *abluta* > skr. *bluta* *REW*.[3] 32 auch *maràvān*, g. *-ána*, *-ân* (Božava 3) Rab, Potomje, Budva) „vino che ha del marame", *ARj*. VI, 469. Bei Erklärung von ital. *marame* (vgl. *REW*.[3] 5349) wird man auch die skr. Form in Betracht ziehen müssen. Sie skr. Form, in Verbindung mit regg. *maramma* „melma e immondìzia, che trascina con sè un fiume in piena", ermöglicht uns auch für ital. *marame* griech. *μαραγμένος* von *μαραίνω* „verwelken, vertrocknen" anzusetzen, vgl. Rohlfs 1329. In der skr. Form ist *-en* durch *-an* ersetzt worden, vgl. *lancun* neben *lencun* < *linteolu*. Dazu ist noch die Dissimilation *m—m* > *m—v* hinzugekommen.

Den Ersatz des Kollektivsuffixes *-ata* durch griech. *-ία* wie in alb. *bērsí* liegt noch in skr. *obḷa* (*ARj*. VIII, 405), *oblȉja* (Cres, Vrh), *lumblija* (*ARj*. VI, 217 mit dem verwachsenem roman. Aftikel wie in *lovrata* und dem unetymologischen *m* wie in *dumbok*), *iblija*, *ublija* (Mažuranić 422, 613) sowie in franz. *oublie* vor. Wenn Gamillscheg *FEW*. *oublie* aus afr. *oublee* (12. Jh.) < *oblata* unter Anlehnung an *oublier* erklärt, so sieht man nicht das assoziative Verhältnis zwischen diesen zwei Ausdrücken. Skr. manigfaltige Formen lassen sich keineswegs aus *oblata* anders als durch Suffixersatz erklären.

Die Umstellung *re* > *er* in *bêrsa* hat man noch in *ra* > *ar*: gr. *τράπεζα* > skr. *tȑpeza* über *tar-*, skr. *pŕńavor* „Klostergut" > *προνοιάφορα*.

V. Zur Terminologie der Adria-Fischerei.

(1.[3]) Skr. *anćuga*, *inćun* < *aphye* vgl. mit *ančuna* in Foggia.

Zu S. 523. *bulèntīn*, *bulètati* (Zore 5) gehört sicher nicht zum Stamme des skr. *bucati*, *bullicare*, auch nicht zu fr. *bouletan*, sondern

---

[1] Die in Boka von Ort zu Ort wechselnden slav. Formen setzen unbedingt *-ellus* voraus; *lubin* und *luben*, wie der Fisch auſserhalb von Boka von Kotor heiſst, enthalten daher dieselbe Dissimilation *l—l* > *l—n* wie lat. *linteolu* > skr. *lancun*. Ich benutze diese Gelegenheit, um den obigen Ansatz *lupinus* S. 202 zu berichtigen.

[2] Ergänzungen zu *ZfrPh*. L, 517.

[3] Ergänzungen und Berichtigungen zu *ZfrPh*. L, 522f. Dazu noch meine Studie *Naša ribarska i pomorska terminologija na Jadranu*, Split 1933, 8°, S. 184.

es ist eine deminutive Ableitung von part. präs. *volante* von *volare*, wie Schuchardt, *ZfrPh.* XXV, 502 und XXXIX, 734—'7 richtig erkannt hat.

Zu S. 524. Zu verzeichnen ist auch die Bedeutung *grȉma, grȉmica* „Motte" (Korčula, Broz.-Iveković I, 344). Diese Bedeutung hat auch *grȉńa* (Montenegro, Boka: Prȅań, *ARj.* III, 433, Rešetar *o. c.* 236), davon vb. imperf. *grȉńati* oder *-iti* „unablässig belästigen, von Motten zerfressen werden". Man hat daher den Eindruck, daſs *grȉma* und *grińa* etymologisch zusammengehören. In der Umgebung von Dubrovnik bezeichnet *grȉmica* „den Maulkorb, den ein Ochs bekommt, damit er nicht fressen kann" (Rešetar, *l. c.*). Auch diese Bedeutung paſst hierher. Man kann daher an alb. *me grî* „zerkauen", *me grimcúe* „zerhacken" (Godin 407), *gëruań, kruań*, geg. *kruj. kruej* „kratzen, schaben", *grüeń* „scharren, hacken" *grień* „mache urbar", *gërüj* „schabe", G. Meyer, *Alb. Wörterbuch* 130, Jokl, *Sitzungsberichte* 168, 23, wovon schon bei Arnobius lat. *grosa* „Schabeisen des Silberarbeiters" vorkommt, anknüpfen. Da bei *grȉńa* = *grȉma* an Entlehnung aus dem Alb. nicht zu denken ist, empfiehlt es sich, eine vorrömische, illyrische Grundlage **grēnia, *grēma* mit *e* > slav. *i* anzunehmen.

Zu *kalamoča* gehört noch *kalamoč* *ARj.* IV, 765 mit *ū* > *o*, vgl. oben S. 209.

Mit *lampuga* vgl. röm. nizz. *lampuga* bei Schuchardt, *ZfrPh.* XXXI, 645.

Zu *polanda* sind noch sonderbare Formen *palȍmbić* (Muo), *palȍvnić* (Perast), *palomnić* (Paštrovići, *ARj.* IX, 592) zu notieren (Rešetar, *o. c.* 118). Diese in Boka gebräuchlichen Benennungen von *polanda* (Dubrovnik) sind sehr lehrreich. Sie zeigen zunächst anstatt *d* in *polanda* gr. *δ* > *t* wie *buxita*, afr. *boiste* *REW.*[2] 6892, wobei *t* durch *ć* von Skr. wiedergegeben wurde wie in *Velebit* > *-ić* (Gebirgsname), *tapȋć*, -gen. *-ȋćȁ* (Prčanj, Rešetar 118) < *tapētum*, *slać* (Krtole) für *sklát* (Božava) < *quatulus*, ON. *Gurdić* < *gurgite*. *vn* < *mn* = *mb* für griech. *m* erinnert an ital. *gremb*(*i*)*o*, *-biale*, *-biule* < *gremium*, *REW.*[2] 3861, d. h. diese Konsonantengruppen setzen die gedehnte Aussprache von *m* (Typus ital. *femmina*) voraus. *mm* wurde nämlich in *mb*, *mn*, *vn* (vgl. skr. *mnogo* > dial. *vnogo*) dissimiliert. *Palamîda* (Božava); „rete per le palamite" heiſst hier *p*(*o*)*alandâra*.

paràngō etc. ist nicht **palanc-ale*, sondern griech. *πολυάγκιστρον* Rohlfs 1759, wobei *nc* > *ng* nach neugriechischer Art behandelt wurde. Die Endung *-ιστρον* wurde durch das bei Netzbenennungen häufig auftretende Suffix *-ariu* ersetzt. Skr. erscheint noch *palingar* (Vrbnik, Insel Krk), *ARj.* IX, 588.

Zu S. 526. *a*-Einschub in der Konsonantengruppe *lm* erscheint noch skr. *salàmura* < *salmūria* *REW.*[2] 7545. Vgl. auch türkisch *salamun* (Zenker II, 562) „saumon". *Saracenus* < arab. *šarkī* „östlich" ohne *a*-Einschub in der Konsonantengruppe *rk* erscheint in Cortale *sarǵinisko*, salent. *šarǵinisku* (Rohlfs 1911). Vgl. noch den-

selben Einschub in mergus *REW.*[3] 5528: siz *maraguni*, ital. *marangone* > skr. *maràngūn*.

Wegen *ć* in *sklâć* (Perast), *slać* (Krtole) für *sklât* (Božava) vgl. das oben unter *polanda* Gesagte.

Zu S. 527. Über *širun*, *šarûn* (Bozava) „acciuga" vgl. das oben S. 464f. Gesagte.

pilun ist nicht *filianus*, sondern *filiolus*, vgl. *Revue des Etudes slaves* X, 190, 197f., mit derselben Dissimilation *l* — *l* < *l* — *n* wie in *lancûn* < *linteolu* *REW.*[3] 5070. Vgl. auch S. 473 Anm. 1.

torpedine erscheint noch als *tarpîna* (Božava) und als *tr̀ńaža* (Perast) „torpedo marmorata". Die letzte Form ist nicht klar.

VI. Zum griechischen Element.

Eine besondere Kategorie verdienen diejenigen lexikalischen Elemente griechischen (oder lateinischen) Ursprungs, welche in der Westromania in derselben Gestalt nicht vorkommen, oder überhaupt gar nicht existieren, oder welche hier besondere Bedeutungsunterschiede oder Kreuzungen aufweisen.

1. Die Akkusativform *aēra* von ἀήρ (*REW.*[3] 240, Puşcariu 41, v. Wartburg, *FEW.* 45) kommt in Dalmatien nicht vor: *jäjer* (seit 17. Jh. *ARj.* IV, 441, Dubrovnik), auch ohne *j*-Vorsatz *äjer* (seit 16. Jh., *ARj.* I, 43), „Luft", daher adj. *äjeran*, *äjerskī*, deckt sich vollkommen mit rum. *aĭer*, ar. mgl. *aeru*, vgl. friaul. *ayer*. *air* bei Domentian wiedergibt einfach gr. ἀήρ (*ARj.* I, 41). G. Meyer, *Alb. W.* 6 hat auch alb. *ajēr* „Luft, Wind". Godin 247 verzeichnet *eir* m., *erē-a* f. und die Ableitung *eiri-ja*. *eir* erklärt sich aus ἀήρ, *erē* f. geht dagegen auf die Akkusativform *aera* zurück. Die mittels *-ía* gewonnene Ableitung kehrt in Dubrovnik als *ìrija* (Zore 9) „schlechtes Wetter" wieder. Arum. megl. *aeru* zeigt, daſs sich ἀήρ mit *ventus* gekreuzt hat, vgl. *áero* (Bova, Rohlfs 56).

2. Von χάραξ „Spitzpfahl" lautet die deminutive Ableitung χαράκιον > *characium* „Pfahl" *REW.*[3] 1862. In Dalmatien und Bosnien erscheint sie als *krač* in derselben Bedeutung wie *šćule*, *štule* (pl.) < στύλος „Krücke, Holzstelzen". Der Schwund des ersten *a* ist wie in *phalanca* > *planca* (s. oben S. 198) oder analogisch nach slav. *krak* „Bein, Schenkel" zu erklären.

Wichtiger ist es zu erfahren, daſs es in *-one*-Ableitung in vegl. *carassaun* und skr. *kràčūn*, gen. *-úna* (Lika, *ARj.* V, 429) erscheint, und zwar in derselben Bedeutung „eiserner oder hölzerner Riegel, catenaccio, sbarra del portone, grande chiavistello" (vgl. Bartoli II, 193, 139, 121/2). In der skr. Form *kračun* fehlt *a* wie in *krač*. Vgl. afr. *eschareçon* „échalas".

Es stellt sich jetzt noch die wichtige Frage auf, ob die besprochene slavische Entlehnung mit slav. *kračun*, rum. *crăciun*, ung. *karácsony* „Weihnachten" identisch sei (vgl. Berneker 603f.). Da im Skr. *badńak* „Weihnachtsabend" (von *brъděti* „wachen") auch als Be-

nennung des Holzscheits, das man am Weihnachtsabend ins Feuer legt, dient und da slov. *božič* ebenfalls neben „Weihnachten" auch „Weihnachtsklotz" bezeichnet, sehen wir, daſs die slav. Terminologie des Weihnachtsfestes vielfach im Zusammenhange mit der Sitte selbst steht; so könnte die Frage von vornherein bejaht werden, daſs *kračun* „Pfahl" und *kračun* „Weihnachten" ein und dasselbe Wort wären. Es fehlt vorderhand der Nachweis, daſs *χαράκιον* die Bedeutung des Weihnachtsscheits irgendwo gehabt hat. Jedenfalls hat Meyer-Lübke gut getan, *calatio* als Ansatz für *crăčun* in der neuen Ausgabe von *REW*. gestrichen zu haben.

3. *čiopa* (Dubrovnik, *ARj*. I, 38, *čopa* S. 59 ist wahrscheinlich ein Druckfehler oder einfach falsch) „apus cypselus maritimus, balestruccio (rondone, Parčić) erscheint vegl. als *čelka* (Bartoli II, 176, 20) „passere, ital. zéliga". Es handelt sich wohl um Entstellung von griech. *χελιδών, κίχλη, cypselus.*

4. *kalìērga* gen. pl. *kàlìērāgā* oder *kaliegara* (Kotor, Tivat, Lastva), „Stuhl (nicht einheimisches Produkt, sondern gekauft)" verdient neben vielen anderen skr. Entsprechungen von *cathedra*, *ZfrPh*. XXXVI, 646 no. 2 (dazu noch *katrîda* in Božava, Rab, Vela Luka, Korčula) deshalb hervorgehoben zu werden, weil es auch im Ngr. als *καρέγλα* neben *καρέγα* (G. Meyer, Neugr. St. IV, 29, Rohlfs 844) vorkommt. Die in Boka gebrauchte Form deckt sich natürlich mit venez. *charegla REW*.[3] 1768. Diese lautet in Perast *kàrijegla*. Man sieht daraus, daſs skr. *ije* für *e* kein Anzeichen für das hohe Alter der Form ist. In Cres gebraucht man dafür *kadègla* < a. venez. *cadegla*. *gl* ist aus *gr* entstanden: *categras* (Schuchardt, *Voc*. I, 159). *l* in *kalierga* kann auch auf venez. *d* < *th*, wie in *pilot* < *pedotto*, zurückgehen.

5. *Krševān*, gen. *-ána*, der Schutzpatron von Zadar (*ARj*. V, 651), daneben auch *Krševaļ* (ibidem) < *Χρυσόγονος* ist für die altdalm. Lautgeschichte sehr wichtig. Die Zadarer romanische Lokalform lautete a. 1247 *Grisovanno*. Der älteste Beleg für die heutige slav. Form ist aus a. 1289 *Kerzeuani* (gen.). Daneben besteht auch slav. *Krsogon*, wo griech. *γ* durch *g* wiedergegeben wurde, wie in *Mogor* < *Hermagoras* (vgl. auch slowen. *Mohor*). Daneben bestehen in den dalmatinischen Städten noch viele hypokoristische Kurzformen mit slav. und roman. Suffixen, worüber Jireček, *Romanen* II, 30.

In der slav. Form fällt zunächst die Versetzung des Akzentes von *Chrysógonos* auf *-gónos* und der Vokalwechsel *ó* > *á*. Dasselbe sieht man auch in Zadarer Lokalform. Beides ist auf den Einfluſs von *Johannes* zurückzuführen. *v* ist dann hiatustilgend und stellt nicht griech. *g* dar, wie man auf den ersten Blick meinen könnte. *g* vor velaren Vokalen fällt nämlich auch in Altdalm. zum Teil aus, vgl. *Traù* neben slav. *Trògīr* < *Tragūrium*, *Rausa* neben *Ragusa*, *Lausta* neben *Lagosta*, slav. *Lastovo*. **Kresóon* wurde dann in *-óan* dissimiliert. Der stärkere Vokal zog den Akzent nach sich. Danach wurde *Kersovàn* zu *Krševân*.

6. *Lacerta* als Fischname verlangt auch hier noch einmal besprochen zu werden, und zwar deswegen, weil es auch im Ngr. als *λακέρδα* vorkommt. Die ngr. Form erscheint weiter bei den Arumänen als *lîcherda* (Dalametra), bei den Bulgaren und Türken als *lakérda* (Weigand-Dorič „eingesalzener Tunfisch", Zenker II, 789).

Im Altdalm. kann *lacarda* zunächst a. 1080 als PN. (Martinus Lacarda) belegt werden. Mit dieser Form deckt sich die heute allgemein in Dalmatien gebräuchliche slav. Form *lòkārda* „Scomber", nicht aber diejenige, die wir im dalmatinischen Mittellatein antreffen: *pisces lacertos, gripus de lacertis* im Statut von Dubrovnik. Der Form **lacĕrtus* entspricht wiederum vegliot. *lačár*, pl. *lačarč* (Bartoli II, 200, auch ohne *la-*, welches als fem. Artikel gefühlt abgeworfen wurde). Wegen *ę* > *ia* vgl. Bartoli II, § 289, 2.

Die griechische Bedeutung deckt sich nicht mit der dalmatischen. *λακέρδα* bedeutet „Tunfisch".

Hervorzuheben ist es noch, dafs in Dalmatien *lacerta* auch in eigentlicher Bedeutung vorkommt: *argîtla* (Božava) „lucertola" < *lacertula*, worüber s. oben S. 205, 215.

Das schwierigste Problem bildet die Frage nach der Herkunft von *-erda, -arda*. Wegen gr. *λακέρδα* habe ich an das südital. Phonem *rt* > *rd* gedacht, vgl. *Slavia* X, 490, Anm. 4 und Velletri *l'učerda* *REW.*[3] 4821. Bis jetzt ist aber *lacerta* in der Bedeutung „1. scomber, 2. Tunfisch" in Süditalien meines Wissens nicht belegt. Das Suffix *-ardo* anstatt *-erto* erscheint in venez. *lanzardo* (mit eingeschobenem *n* von *lanza* < *lancea*). Diese Form kommt im Venetischen von Cres als *lanzarda* vor, slavisch *plavìca* (nach der blauen Farbe) genannt; in Dubrovnik auch bei den Slaven *làncārda*. Andererseits kommt dasselbe Suffix auch auf Korsika in der Ableitung von **mattea* „Klaue" vor: *mattsardu* „mugil caphalus" *REW.*[3] 5425.

Der dalm. PN. *Lacarda* aus a. 1080 schliefst die Möglichkeit des Einflusses des germanischen Suffixes aus. Ich lasse daher die Frage nach *rt* > *rd* vorderhand unentschieden.

7. *màđupac*, gen. *-pca* (heute in Montenegro, seit 14. Jh. in altserbischen Denkmälern, *ARj.* V, 359) „coquus" zeigt scheinbar das slav. Suffix *-ъc*, an dessen Stelle in Bar *-ъk* erscheint: *mađupak*, gen. *-pka* „Zigeuner". Das Wort ist lateinischen Ursprungs, aber gräzisiert *manceps, -cipis, -cupis*, vgl. *REW.*[3] 5284 > byzantinisch *μαγκιψ*, ngr. *μάγκιπας* „Bäcker" (G. Meyer, *Ngr.St.* III, 40). *y* anstatt *i* ist aus der Vermischung mit *Aegyptius* *REW.*[3] 235 > skr. *jeđupak* aus **jeđupac* (vgl. *ZfrPh.* XXXVIII, 547, no. 12) entstanden. Für diese Vermischung gibt es keine Beispiele im Byzantinischen und Neugriechischen; sie mufs deshalb in Dalmatien erfolgt sein. Daher auch die slav. Suffixe *-ъc* und *-ъk*. *y* > slav. *-ʒu* kommt auch sonst vor.

8. *malakia* *REW.*[3] 5254 „Windstille", von *μαλακός* „weich" (Rohlfs 1309) wird in der Westromania nach dem Typus *Maleventum* > *Beneventum* in *bonacia* übersetzt, nicht aber in Dalmatien:

mlàka(j)ica „calor estivo, tempo umido, molle" *ARj*. VII, 832, Parčić 428. Die Endung *-ica* ist slavisch. **mlakaja* zeigt Diphthongierung von *ī* > *ai* (vgl. Bartoli II, § 301) und *Galumaini c(astrum)* für slav. *Glumini* beim Kaiser Konstantin, *ZONF* IV, 233. Das Suffix *-ajica* abstrachiert von diesem Falle, erscheint dann weiter bei den Windnamen: *trešajica* „Bora" (Trogir), *fuškajica* (Dubrovnik) „trübes Wetter". Das erste *a* ist wegen *phalanca* > *planca* (s. oben S. 198) oder wegen Einmischung von slav. *mlak* „tiepido, soffreddo" erfolgt. Vgl. auch Maver, *Slavia* II, 628 und meine Studie über skr. Marineausdrücke S. 157ff.

9. *malgrîš*, gen. *-íža* (Cres), *magrîž* (mit dem dissimilatorischen Schwunde von *l* wie in *molstir* > *mostir*) *ARj*. VI, 368, „helichrysum angustifolium, orientale, gnafalio (pianta) "Parčić. Es zeigt eine Kreuzung von *malva REW.*[3] 5275 und griech. *ἑλίχρυσος* oder eine Zusammensetzung des Typus *malva hibiscus REW.*[3] 5276. Wegen *χρ^v* > *gri* vgl. oben *Grisovanno* < *χρυσόγονος*.

10. *Πρόδρομος* „der Vorläufer" ist der griechische Beiname von Johannes. Dieser Name erscheint in Dalmatien bei den Slaven und bei den Romanen in der Form *Prodan*[1], auch heute noch als Zuname bei den Slaven und Italienern erhalten (*Prodan* in Zadar, *Prodam* in Fiume), bei den Albanesen vielleicht *Progon*[2] mit unklarem *d* > *g*. Wenn *d* geschwunden ist, so wäre *g* hiatustilgend. Wegen *o* > *a* vgl. oben *Grisovanus*.

11. *pûtara* (Dubrovnik, Zore 18) „baratte" ist gewiſs mit fr. *beurrière* v. Wartburg *FEW*. I, 664 identisch < *būtyraria* mit dem dissimilatorischen Schwund von *r*, vgl. oben *Prodan* und mit dem unklaren *b-* > *p-*.

---

[1] Von Jireček, *Romanen* II, 75 unter slavische PN. wahrscheinlich deswegen aufgenommen, weil es mit dem slav. part. pf. pass. *prodan* „verkauft" zusammenfällt. In den lat. Urkunden wird auch *Pradanus* geschrieben. Der PN. erhält slav. und romanische deminutive Suffixe: *-ulus*, *-ellus*: *Produlus* (Split a. 1327), *Prodanellus* (oft in Zadar und Dubrovnik) = slav. *Prodanče*, daher das slav. Patronymicum *Prodančić*. Auch slav. Koseformen werden von ihm gebildet: *Prode*, *Prodane*. Nur einmal als Frauenname: *Prodana* (a. 1289 in Zadar). Das ist offenbar sekundär, vgl. *Paula* von *Paulus*. Heute erscheint das Patronymicum *Prodanović* auch in Serbien. *Prodan* war nämlich auch ein Wlachenname (vgl. Kadlec, *Valaši*, S. 459).

[2] In den venez. Urkunden wird der Name der albanischen Dinastenfamilie *Progano* geschrieben, *Archiv f. slav. Phil.* XXV, 87. Im Montenegro besteht das Patronymicum *Progonović*, vgl. *Progon Mira, pastor propre* Tuzi. *Progonъ* (seit 12. Jh.) erscheint in der Urkunde von Dečane. Paštrovići haben a. 1261—82 comes *Progonus*. Griechisch heiſst die alb. Fürstenfamilie *ὁ Πρόγονος g* statt *d* ist entweder wie in alb. skr. *ogič*, *ugič* „Leithammel", wenn dieses auf slav. *vodič* „Führer" zurückgeht, oder durch Einmischung von griech. *πρόγονος* zu erklären. Die Belege s. in *Acta Albaniae*.

12. *σπήλαιον* (Rohlfs 2023) ist ins Skr. aus dem Altdalmatischen gekommen. Das bezeugt zunächst *ĭi* < griech. *-le-on*: *spiḷa*, *špiḷa* < **spelia*. Anstatt des palatalen *ḷ* erscheint in Dubrovnik und fast allgemein in Dalmatien *spi̇̃la* (auch in ON.). *-a* anstatt des griechischen Neutrum ist der lat. kollektive Plural.

Mit der skr. Form deckt sich alb. *spilë* oder *shpilë*.

l anstatt *ḷ* setzt eine altdalm. Form **spela* voraus, die sich als Rückbildung aus adj. *speleus* erklärt (gewonnen nach dem Typus *ferreus — ferrum*).

Alb. *shpellë* f. ,,Felsen, Höhle" dürfte aus altdalm. *spela* herstammen. Die altdalm. Form wird im dalmatinischen Mittellatein als *spella*, *spilla* geschrieben (vgl. Jireček, *Romanen* I, 92). Wegen *e i* < *η* vgl. *ZfrPh.* L, 260.

13. *τύκος* ,,marteau têtu (Hépitès), pic ou marteau de tailleur de pierres, hache d'armes" erscheint im Slav. als *tyky*, gen. *tykъve* ,,Kürbis". Der slav. jery-Laut (ы = *y*) ist für gr. *υ* möglich.[1]

Das griechische Wort fand von Marseille aus Eingang in südfranzösische Mundarten, und zwar mit *υ* > *ü* (vgl. südfranz. *burc* < *πύϱγος*): langued. *tüko* ,,Kürbis, Kopf", gask. *tük* ,,Hügel", gask. *tükú* ,,Hügel". An ein slavisches Lehnwort in Südfrankreich ist nicht zu denken. *REW.* 9021 verlangt daher ein gallisches mit dem Slav. verwandtes *tūkkos*.

Andererseits hat Schuchardt *ZfrPh.* XXVIII, 149 mit richtigem Blick einen Zusammenhang des ital. *zucca* mit *tüco* und aksl. *tyky* erkannt.

τύκος mit *υ* > *i̯u* erscheint im Ngr.,[2] auch in Süditalien, vgl. Rohlfs 2242, als *τσούκκα* ,,Kürbis". *ti̯u* < gr. *τυ* erklärt ital. *zucca* ,,idem".

Die anderen Balkanformen erklären auch die südfranzösischen Bedeutungen ,,Hügel, Kopf". *ti̯* ergibt slavisch *č*, vgl. *puteu* > *puč*. *čũka* für ,,Hügel" ist in Serbien, Montenegro und Mazedonien gang und gäbe, als Appellativum und als ON., immer in Bedeutung ,,Hügel", *ARj.* I, 97.

---

[1] Da sich ы in südslavischen Sprachen zu *i* entwickelt, kann griech. *υ* > slav. *i* in *cirky*, *criky* < *κυϱιακή*, vgl. Rohlfs 1191, *cima* < *κῦμη* Rohlfs 1183, *kimen*, *kimino*, *kimlin*, *kimḷen* (*A. Rj.* IV, 953) < *κύμινον* Rohlts 1185, *REW.*[3] 2442, *Pi̇̃le* (Dubrovnik, Krk) < *Πύλαι*, *Ćiril*, *Ciril*, *ambis*(*z*) < *abyssus* *REW.*[3] 56, *krȍmid* (Mazedonien) < *κϱομμύδιον* Rohlfs 1160 auch durch *ъi* hindurchgegangen sein.

[2] Vgl. die Ableitung *τυκάνη* (Stephanus VII, 2569), welche bei Hépitès III, 485 als *τὸ τσουκανι* oder *ἡ τσουκάνη*, *τσοκάνα* im epirotischen Dialekte erscheint; skr. hat man davon: *čokān* m. ,,caulis", ,,kleines Schnapsgefäſs", *čokana* ,,Maiskolben ohne Körner" (*A. Rj.* I, 57f.); bulg. *čukán* ,,Stöſsel, Hammer, Anhöhe, Hügel, Klotz, Weinbergpfahl", *čokán* ,,Knorren, Kinn, Fuſsknöchel, entkörnter Maiskolben, Strunk". Dem bulg. vb. *čuk*(*v*)*am* ,,klopfen, schlagen, stoſsen, zerstoſsen, zerkleinern, anstoſsen" entspricht im Griech. *τυκίζω*. Auch im Rum. ist dieses aus dem griech. stammende Balkanwort stark vertreten: *cĭocán* ,,Hammer", *a cĭocanì* ,,klopfen". Auch die Metathese *č—k* > *k—č* ist reich vertreten.

Entsprechend dem alb. Phonem *ti̯* > *s* (*puteu* > *pus*) erscheint bei den Albanern von Ulcinj *suka* als ON. und Appellativum.

In der Nähe von Bar haben wir a. 1422 einen Flurnamen „li terreni miei posti sotto zucha negra" (Jireček, *Romanen* I, 59).

Da die Kürbisse verschiedene Gestalten annehmen können, so ist ihre Benennung nach *τύκος* wohl metaphorisch aufzufassen. Der Genusübergang erfolgte nach *cucurbita* *REW.*[3] 2365. Der slavische Deklinationstypus *-y*, *-ъve* für *a*-Stämme ist bei den Pflanzennamen gewöhnlich. Vgl. übrigens *ZfslPh.* II, 396.

14. (16.[1]) Über gr. *plaka* vgl. jetzt auch Rohlfs 1720 und *Plaka*, Dorf bei Valona (Albanien) und in Griechenland.

Die ngr. Aussprache die in *îngvast* (Dubrovnik) < *encaustum* vorliegt, erscheint auch in vegl. *inghiastro*, *REW.*[3] 2869, Bartoli II, § 303, wobei die spätere Einmischung von ital. *inchiostro* anzunehmen ist.

Zu S. 520. Skr. *plokata* erscheint noch in Dobrinj (Insel Krk), wo man a. 1771 eine *kuntrada na plokat* hatte. Vgl. damit nkal. (O) *mpəwakate* „Pflaster und Steinplatte" Rohlfs 1220.

Gr. *πλατεῖα* (sc. *ὁδός*) > lat. *platea* > got. *plaþja* erscheint in Dalmatien als *plăca* *ARj.* IX, Mažuranić, Prinosi 929, vegliotisch *plasa* *REW.*[3] 6583, wobei man sieht, daſs dem vegl. *s* < *ti̯* im skr. *c* (spricht ts) entspricht. Demnach ist skr. *placa*, daher *placar*, *-ina* als ein Lehnwort aus dem dalmatinischen Urbanismus anzusehen. *ploča* ist dann ein Lehnwort aus dem Balkanlatein mit derselben Wiedergabe von *ti̯* > *č* wie in *ratione* > *račun*, *puteu* > *puč*. Die späteren Entlehnungen *plăc* oder *pl̀jaca* stammen aus dem Deutschen bzw. aus dem Ital.

VII. Gemeinsame lexikalische Elemente im Balkanlatein und Süditalien.

Hier werden die lexikalischen Übereinstimmungen lateinischer und griechischer Herkunft zwischen dem Altdalm., Skr., Alb. und Rum. und dem süditalienischen Romanisch und Griechisch zunächst als Material für eine spätere Prüfung vereinigt. Diese Frage wurde schon von Bartoli[2] und Puşcariu[3] angeschnitten.

Bevor das ganze Material gesammelt vorliegt, ist es ratsam, von einer Synthese abzusehen. Die Frage ist nicht allein linguistisch, sondern auch kulturhistorisch. Das vorliegende Verzeichnis zeigt eben viele Gemeinsamkeiten, die aus derselben Mittelmeer-Kulturzone herausflieſsen.

aplicare „landen, ankommen" ist im Mittellatein Dalmatiens belegt (Bartoli II, 265), vgl. *REW.*[3] 548. In derselben Bedeutung

---

[1] Ergänzungen zu *ZfrPh.* L, 519f.
[2] *Das Dalmatische* I, 279ff.
[3] *Locul limbei române intre limbile romanice* 16f.

erscheint bei den Griechen Süditaliens *ἀπλικεύω* (Rohlfs, *RGr.* 138), desgleichen im Romanischen Siziliens und Kalabriens.

àndrkva, skr. *ARj.* I, 86 „pastinaca". Über *-va* anstatt *-a* bei skr. Pflanzennamen vgl. *ZfslPh.* II, 396f. Wegen skr. *r̥* < *ra* vgl. *tȑpeza* „Tisch" < *τράπεζα*. — *andráka* (Bova) < *ἀνδράχλη* < *-χνη* Rohlfs 137.

àrgati, gen. *-a*, pl., skr. (Dubrovnik) bedeutet dasselbe wie *àrgan* (ibidem) „échafaudage, Winde, feritoia, balestriera (Montenegro), armatura da fabrica (Parčić)" *ARj.* I, 104, im Mittellatein Dalmatiens *argatium*, Dubrovnik 1284) „Einrichtung des Preſshauses im Weingarten", *argazo* „Einrichtung des Schiffes" (Jireček I, 88. — *érgata* und *organon*, Rohlfs 685 und 1541, *REW.*[3] 2894 und 6097, 2. Davon sind die aus Byzamz gekommenen skr.-bulg. Ausdrücke zu unterscheiden: *àrgatin* „Tagelöhner, *àrgatār* = *argataš*" idem", *argatluk* „Taglohn" (das Suffix *-luk* ist türkisch, Berneker 30).

àrgutla skr. (Dubrovnik usw.) „barra del timone", s. oben S. 192, 214.

bastážiti, v. imperf., skr. „bedienen ein Kind, einen Menschen" (Lika, *ARj.* I, 194), bei den Lexikographen Bella und Stulli *bastašiti* „bajulare", *bastaž* m., *bastažica* „bajulus, bajula" neben *bastah*, *-av* „idem", davon PN *Bastašić*. *ž* geht auf *ζ* = *dį* zurück: ngr. *βαστάζος* „Lastträger", v. *bastaddzo* (Bova) Rohlfs 320, 321, *REW.*[3] 980, v. Wartburg *FEW* 277. Die Formen mit *š* wiedergeben genau lat. *sį*: **bastasius*. Skr. *bastah* ist sekundär. Ein griech. *vastasi*, als Plural gefühlt, ergab nach dem Typus *vlah* — *vlasi* „Rumäne" Sg. *bastah*, *-av*. Vgl. denselben Vorgang bei dem Heiligennamen *Blasios* > *Vlasi*, *Vláho* (Dubrovnik). *b* statt *v* deutet auf die altdalm.-rom. Quelle hin.

bosiļak, gen. *-sioka*, danach nom. *bosiok*, rum. *busuĭok* aus dem Slav. **bosiļьk*, wegen *b* statt *v* durch das lateinische und nicht griechische Medium den Balkanslaven gebracht (vgl. *broatec*) < *basilicum* *REW.*[3] 973, Rohlfs 316, *GrR.* 143, no. 4, Bertoldi, *Ar. glot. ital.* XXI, 140. Auch im Mittellatein Dalmatiens (Jireček, *Romanen* I, 88) belegt.

broátec, *brotác* rum., alb. *bretḗk* (Godin) wegen *b* und *´a-* > *e* schon im Balkanlatein vorhanden. — *βότραχος* Rohlfs, *GrR.* 15, no. 20. Vgl. Densusianu, *Histoire* I, 200.

bulentin (Dubrovnik), *bulètati* v. imper. aus **bulentati*, „Angelschnur" — siz. *bulantinu*, südsard. *bolentinu* „idem" Schuchardt, *ZfrPh.* XXV, 502.

cvȇkla, *cȉkva* (ikavisch) *ARj.* I, 862, 793 „beta rubra" neben *sveklo*, *cȉkla*, *cveka* „idem" — *sékli* (Bova), reg. *secra* < *σεύτλον* Rohlfs, *GrR.* 31, no. 60. Wegen *s* > *c* (sprich ts) vgl. *ZfslPh.* VIII, 404, IX, 138—140. Vgl. jetzt meine Studie *De l'horticulture byzantine en pays yougoslaves* in *Εἰς μνήμην Σ. Λαμπρού*, S 463—469.

Caška ON, vgl. *ZfrPh.* XLVI, 387, no. 2, belegt *Cissa*, *Kessa* < *κισσός* „Efeu" Rohlfs 1008.

fùnkjela (Dubrovnik, Zore 24, *ARj.* III, 78), *pùnčela* (Konavli, s. oben S. 207) „bozzolo (de' bachi)", wegen der Dissimilation *l* — *l* > *n* — *l* gleich wie kalab. *funičeḍḍu* usw. *REW.*[3] 3418.

gòbela ARj. III, 232, *gòbeļa* (Lika) „Radfelge", auch in Mazedonien, slov. *gombę̣la* „der Bogen eines Rückenwirbels, Bogen bei der Wiege" (Pleteršnik) — gr. *kambeḍḍi* (Bova) „gebogenes Holzstück an den das geschlachtete Schwein aufgehenkt wird", Rohlfs 879, deminutive Ableitung von *καμπή*, vgl. *REW.*[3] 1542 parm. *gamböl* „Radfelge". Kein gallisches Wort. Istrisch-romanisch *gavéja* „segmento circolare della ruota" (Ive 138) ist aus dem slav. *gobeļa* entlehnt, gleich wie im venez. Krk's *konábula* aus dem slav. Lehnwort *konäbļa* „pastoja di legno" < **cannabula REW.*[3] 1600 stammt. *k* > *g* und *mp* > *mb* sind bei einem griech. Worte in Ordnung. *m* fiel im Slav. nach *dumbok* neben *dubok* „tief" aus. Bei Štrekelj, *Zur slav. Lehnwörterkunde* 20 unrichtig.

fjèlica „Schnitte Käse oder einer Süſslichkeit, boccone, tozzo (di pane) in dem Ausdrucke „*kupica* („Glas") *i fjèlica*" (Dubrovnik, Zore 23), *hvjȅla* (Mikaļa, Bella, Stulli), *hvȉla* (ikavisch), dem. *-ica, -ičica, ARj.* III, 753, *felija* (15. Jh.), dafür sonst allgemein in Dalmatien *fȅta, -ica* < "*offitta REW.*[3] 6041). — *ὀφέλλιον* Rohlfs 1581, ngr. *φελλί, GrR.* 138, *REW.*[3] 6042.

flèkta „copertura, lenzuolo (da letto)" (Dubrovnik), sonst dafür allgemein slavisch *plähta*, in Dalmatien *lìncuo*, gen. *-úla, lancūn, lincûn*, gehört in die Begriffssphäre von *krpatur* = *korbatuo* (Boka) und skr. *pòplun* < *πάπλωμα, ARj.* III, 60 — *πλεκτή* Rohlfs 1729 unter Einmischung von *flectere* und *flecticare REW.*[3] 6591 a. Vgl. noch *ἄπλωμα* „ausgebreiteter Gegenstand" und Miklosich, *Etym. Wörterbuch* 248.

fùrest adj. (Perast) „fremd" — siz. *furestu* „verlassen, öde" *REW.*[3] 3432 < *forasticus* mit *a* > *e* nach *domesticus*.

golar ARj. III, 249 „untiefe Schüssel, piatto, tondo, bacile (Porčić), *golâr*, gen. *-ārā* (Rab) „Mehlschüssel" — *galari* „recinto in cui si mungono gli animali, Ableitung von *gala* „Milch" Rohlfs 402. Die Bedeutungsabweichung fällt auf.

gràsta (Dubrovnik, Mikaļa, Stulli) „Blumentopf", braciere (dafür in Bosnien türk. *mangal*) — *γάστρα* Rohlfs, *GrR.* 143, no. 5.

cherchel „Ohrring" ragusäisch-romanisch, bei Philip de Diversis (15 Jh.), alb. *kërkjellë* (Godin) „Messer, das mit Ring versehen im Gürtel getragen wird", rum. *cercel*, ngr. *κουρκέλλι* „Türring" — *REW.*[3] 1939. Festschrift für Rešetar, S. 430, Anm. 7.

klìsura ARj. V, 81 „Engpaſs", auch in ON., gebraucht auch von slav. Schriftstellern in Dubrovnik, allgemein skr. — *κλεισοῦρα* in Süditalien Rohlfs 1024; vgl. *Byzantion* VI, 376. Unter justinianischen Kastellnamen kommt *κλεισοῦρα* im Gebiete von Haemus mons vor.

Kostur (ON., Griechisch-Mazedonien bewohnt von Slaven), byz.-griech. ital. *Castoria*, arum. *castru* „Burg", byz. *κάστρον*, erhalten in zahlreichen ON.—ON. in Unteritalien, Rohlfs 932, *REW.*[3]

1750, 1. Über *u* = *o* < *ъ* in *Kostur* s. oben S. 178. *-ur* statt lat. *-ra* kann auch auf der Volksetymologie beruhen, vgl. *kostur* „Skelett".

kònata *ARj.* V, 261 „Weingefäſs oder -maſs ohne nähere Bestimmung", *-ica* (15. Jh.), alb. *kënatë*, ngr. *καννᾶτα* „Becher" — Rohlfs 893. *REW.*[3] 1602a. Skr. *kânta* (allgemein) „Kanne" ist aus älterem *Kante* entlehnt.

groapă rum., alb. *gropë* „Grube, Grab, Höhle", skr., slowen. klein-russ. *rupa* „Loch" Miklosich, *Etym. Wörterbuch* 283 — katanz. *grúpu*, kosenz. *grupa*, Rossano *rupə* neben den Formen mit *tr*: *tripa* (Bova), reg. *trupa*, beide Reihen aus gr. *τρύπα* Rohlfs 2223. Die Wiedergabe des griech. *υ* > *o* erinnert an *martores* *CIL.* III, 14897, aital. *martore*, rum. *preot* < *praebyter*. An eine Einmischung von slav. *grobъ* „Grab" ist wegen der vollkommenen Gleichartigkeit *groapă* = *gropë* nicht zu denken. Das alb.-rum. Wort dürfte deshalb vorslavisch sein.

1. *grȗj* (Dubrovnik) *ARj.* III, 480 „conger communis", *grȗg* (Perast) „idem", bezeichnet auch den Aal, 2. *grug* (Božava, Rab), *gruh* nur einmal belegt (wahrscheinlich aus dem Gebiete wo *-g* > *h*) „idem", 3. *grȗń* (Cres), vegliotisch *graun* (Bartoli II, 186) wiedergibt slav. *grun*, „idem"; *grum* (Kroat. Küstenland) *ARj.* III, 480 „idem" beruht auf umgekehrter Sprechweise *-m* > *-n*. — Diese drei Formen der slavischen Ostadria kehren in Süditalien wieder, und zwar 1. tarent. *grongę* < **congrius*, vgl. span. *congrio*; 2. *gròngus* *REW.*[3] 2144; *grun* ist aus **groncus* < siz. *grunku* neben *rungu* dadurch entstanden, daſs *-cus* von der slavischen Bevölkerung mit dem Deminutiv-Suffixe *-kъ* identifiziert wurde. *ng* > *nc* beruht auf der umgekehrten Sprechweise auf Grund der bekannten neugriech. Spracherscheinung.

gustirna (ikavisch), *gustijerna* (ijekavisch), *gusterna* (čakavisch-ekavisch) ist schon a. 1069 belegt: terra que prope monasterio est, que dicitur ad *gusternam* (Rački, *Documenta* 77, Mažuranić, *Prinosi* 369). Deshalb ist meine *ZfrPh.* L, 510 gegebene Erklärung, wonach slav. *u* aus *ḷ* entstanden wäre, historisch unmöglich, da im 11. Jh. das sonantische *l* im Slav. noch nicht zu *u* vokalisiert wurde. Also muſs skr. *gusterna* = kalabr. *yusterna*, neugr. *giusterna*, istrian. *dzusterna* gleich sein. Es handelt sich daher wohl um die Einmischung eines *υ*-haltigen griechischen Wortes, wie ngr. *γλυστήριον* von *κλύζω*. Lat. *c* + griech. *υ* wurde dann wie in griech. Lehnwörtern vom Typus *gubernare* sonorisiert und im Altdalm. regelrecht durch *g* wie in *ìgalo* „Strand" vertreten, vgl. altlog. *gisterra*. Daſs lat. *cisterna* auf diese Weise gräzisiert wurde, beweist auch die in altslav. Texten vorhandene Form *isterny* (plural, Miklosich, *Lexicon palaeslov.-graeco-lat.* 268), vgl. siz. kalabr. *yisterna*. Der Einfluſs von *Juturna* ist daher ausgeschlossen. Auf der neugr. Aussprache *yisterna*, welche auch im Siz. und Kalabr. vorliegt, kann auch *šterna* (Cres, Krk), *šterńa* (Kroatien) beruhen, d. h. *yi* = *i* wurde mit dem prothetischen *i* in *spiritu* — *ispiritu* vermengt und abgeworfen. Im Griech. wurde dieses *i* mit dem Artikel vermengt und abgeworfen, vgl. G. Meyer,

NgrSt. III, 30. Ungemein wichtig ist es nun, in Dalmatien auch die Form *kustêrna* in einer slav. Urkunde aus dem 12. Jh. (Insel Brač) zu belegen, vgl. *ARj.* V, 828. Diese Form läſst sich nur aus lat. **cysterna* erklären, d. h. aus einer Form, die nur im Vokal gräzisiert wurde. Das nicht palatalisierte *k* von *kustêrna* beweist, daſs es sich um die dalm.-roman. Aussprache handelt. Die echt lat. Form *cisterna* ist auf dem skr. Boden nur durch *čatrńa* < **čьtrna* vertreten. Alt-skr. **čьtrna* liegt als Lehnwort in alb. *çuterr, -i* „Bach" (Godin 46) vor. — Vgl. für Süditalien jetzt Rohlfs 1006. Die fünfte skr. Form *bistijerna* läſst sich geographisch genau abgrenzen. Sie wird nur in Boka, Montenegro und Paštrovići gesprochen.

kača ARj. IV, 711 „trulla", vgl. *ZrPh.* XXXVI, 648, no. 6 — siz. *kattsa* Rohlfs 963, nach *Term.* 286 arabischen Ursprungs.

kagomìla (Božava) „camomilla", wegen der Dissimilation vgl. siz. *kakumiḍḍa, gagumiḍḍa, a(g)umiḍḍa REW.*[3] 1553, vgl. Merlo, *Italia dialettale* VI, 110.

Kantafig ON. vgl. *ZfrPh.* XLVI, 399, no. 98 < *capite fici*, dazu *Val de Kopita* in Krk, *Aglott. ital.* XXIV, 48, no. 77 < *vallem de capita*, vegl. *cup* < *caput*, rum. *cap* — *capete* — logod. *kabu, kabidu, REW.*[3] 1668.

karuba (Tivat) „ein Feldmaſs", *caruba* im Statut für Grbalj „idem" — **ῥοῦβα* „ein Getreidemaſs < arab. *rubʿ* > span. *arroba* „ein Flüssigkeitsmaſs", Rohlfs 1883. *k-* dürfte auf dem Einflusse von slav. *kuplenik, kъbьlъ* beruhen.

kèntrica, kèntra (Dubrovnik) „gangheretto", *raskentrati* „zerschlagen" ibidem — *κέντρον* Rohlfs 975, *GrR.* 144, no. 12, *REW.*[3] 1815. Die Übereinstimmung ist im Genus vollständig.

kìlićati (Perast) „kitzeln" — neap. *čellękarę* kalabr. *tsillicare*. Die Form aus Perast setzt als onomatopoetische Bildung *tillitare* voraus, vgl. *REW.* 8775. *ć* ist wie in *tanćati* < *temptare*, d. h. nach dem slav. Präsens gebildet.

Koločep, Inselname bei Ragusa, ital. *Calamotta*, entstanden aus *κατὰ Elaphopodion* (vgl. *ZONF*, I, 83 und *Slavia* X, 485). — *κατὰ* Rohlfs 933, *GrR.* 144, no. 11.

kòmārda (Zore, *Rad* 110, 216) „Schlachthaus, Fleischbank" (Dubrovnik, *ARj.* V, 236), auch „Kaufladen", auf der Insel Krk und in Istrien „Feldhütte", davon *kòmārdār* „Fleischer" (Dubrovnik) und v. imperf. *kòmārditi* „fare il macello" (ibidem), im Mittellatein Dalmatiens *camarda* (a. 1373 in Dubrovnik, Split, Budva) „Schlachthaus", *comardarius* bei Philippus de Diversis (Jireček, *Romanen* I, 89, Bartoli II, 266, 293). — *καμάρδα* Rohlfs 872.

kòmostre, gen. *-stārā* pl., *-štra* (čakavisch), *-štre* (Lika) *ARj.* V, 249 „catena da fuoco" (Parčić), *kamastre* (Perast, Prčanj, Dobrtsa), alb. *kamastrë* entlehnt aus dem Slav., im Mittellatein Dalmatiens *camastrae* (Jireček, *Romanen* I, 89), *Komôstrin* ON. (Krk) — *κρεμάστρα* 1149, *GrR.* 143, no. 8, 19, no. 29, *REW.*[3] 2310.

kǫpona Miklosich, *Lexicon* usw. 329 „Wage“, *kopon*ъ „Wage“ Postverbal aus v. imperf. *kǫponiti* „wägen“, rum. *cumpănă* „Wage“ neben vb. *a cumpăni* ist als Deverbal aus dem Slav. nicht entlehnt, dagegen ist bulg. *kambána* „Glocke“ gewiſs ngr. *καμπάνα* „idem“, alb. *kĕmbonë* „idem“, zeigt sich als unabhängig davon, vgl. *ZfrPh.* L, 489, byz. *καμπανός, -νόν, καμπανό* „Wage“ (Kreta, vgl. G. Meyer, *NgrSt.* III, 24). — Die Bedeutung „Wage“ ist auf Süditalien beschränkt, *REW.*[3] 1556.

Cotopagna, adlige Familie aus Zadar (vgl. Jireček, *Romanen* III, 21), daher der slav. Flurname *Kotopańšćina* „Besitz dieser Familie“, vgl. in Kotor *Catapanus* PN (Jireček, *l. c.* 15). *o* für *a* in Zadarer Form ist als slav. Entwicklung in der Regel. *-gna* beruht auf *-nus* + slav. hypokor. Suffix *-ja* (vgl. *Beńa*, geschrieben *Begna*, von *Bene* = *Benedictus*), byz. *κατεπάνω* — siz. *katapanu* Rohlfs 948, *REW.*[3] 1634.

kotorađa, kunturata—*καταρράκτης* „Falltür“ Rohlfs 944, *GrR.* 144 no. 10. S. oben S. 425 ff.

k̊rka, -ga, korka — log. kortige *REW.*[3] 2263. S. oben 206.

krpèta (Dubrovnik, Zore 11, *Rad* 110, 219, *ARj.* V, 628), *krpètica* „Art Teppich aus dünnen Fetzen, carpita“, auch PN in Dubrovnik, „Tischteppich“ — *karpita* Rohlfs 917a, *REW.*[3] 1712. Vom slav. Sprachgefühl in Zusammenhang mit *krpa* „Fetzen“ gebracht.

a) *k̊rto*, -gen, *-òla, -ić, -očić ARj.* V, 658, *k̊rtol̦* „Korb für Löffel und Gabel“ (Užice, Serbien); b) *krtil, -ac* — a) *cartallus*, b) *cartellus* Rohlfs 920, *REW.*[3] 1722. Umgekehrt, auf dem Ersatz des Suffixes *-ellus* durch *-allus* beruht *Kostol* ON., *Kostólac* ON. (für römisches Viminacium, vgl. *ZfrPh.* XLVI, 397, no. 33) neben *kostel* (skr., čech., poln) < *castellum*.

Kuč, montenegrinischer Stammname, vgl. *ZfrPh.* XLVIII, 400f., alb. *kuk'* „rot“ — Foggia *kuoččę* „trigla corax“ *REW.*[3] 2007a.

kûš s. m. (Kroat. Küstenland, Lika, Krk, Cres, Istrien) *ARj.* V, 829 „salvia hortensis, officinalis“, genannt auch *kadul̦a* (von slav. *kaditi* „incensare, profumare“) — byz. *μερδουκούς, μερδηκούση* > sard. *mathrikúsa, martigúza* (Wagner, *Revue de ling. rom.* IV, 24) < pers. *mardagúš* > arab. *marđakūš* „maggiorana“, vgl. Bertoldi, *Regionalismi arabi nel romanzo, Rivista degli studi orientali* VIII, 368—'71. Der Anfang *μερδη* usw. wurde mit slav. *mrdati* „lavorar tardi e male, acciabattare, gingillare usw. „identifiziert und als nicht passend zur Bedeutung des Wortes abgeworfen.

kukîr (Božava) „cazzuola per la malta“ — log. *kogardzu*, welches auch **cocariu* für *cochleariu REW.* [3] 2012 voraussetzt. Vgl. aber auch *maškin* (Krtole) für *mašklin* „Krampe“ *ZfrPh.* XXXVI, 651 N. 13 in anderen Gegenden. *Kukir* könnte demnach auch auf dem skr. Boden aus **kuklir* entstanden sein.

a) *kukùvjela* (Zore 11) „ungestaltete Frau“, b) *kukuvježa* (Dubrovnik, Zore, *Rad* 110, 219), *kukviža* (ikavisch) „civetta, allocco (Parčić)“, vgl. onomatopoeisierende Lehnwörter *kukvizuza, kukuvika*

„idem“ — kalabr. *kukkuvedda*, 2. *kukuvaia* (mittelgriechisch) Rohlfs, *GrR.* 145, Nr. 13, 1107, *REW.*[3] 1898.

lâmp (Prčanj, Rešetar, *o. c.* 246) „Flamme“, *nà-lamp* „bei der Flamme“, *lampâ* „es blitzt“ (allgemein in Dalmatien) — *λάμπω* „glänzen, schimmern“ Rohlfs 1218.

lârgo, s. n. adv. (Boka, Perast, Istrien, *ARj.* V, 903) „lontano, fern“, *ȉz lārga* „von fern“ (Perast), *odlargati se* (Perast, *ARj.* VIII, 606), auch ohne *se* „allontanare“, rum. *a alergà* — log. *allargarese*, *lárga* (Bova), kalatr. *alla larga* „lontano“ Rohlfs 1221, *REW.*[3] 352, 4912.

lašûn (Inseln im Archipelag von Šibenik) „Krampe“, genannt auch *mašklin* (vgl. *ZfrPh.* XXXVI, 651, Nr. 13) — siz. *ašun.* *REW.*[3] 696.

1. *Màun*, *-on*, Insel in der Nähe von Pag, a. 1069 insula in nostro dalmatico mari sita que vocatur *Mauni* (d. h. insula Mauni in derselben Konstruktion wie *urbs Romae*); 2. *Màini* (plural), auch mit dem hiatustilgendem skr. *h Màhini*, gen. *Màhinā* (*ARj.* VI, 376, 384). Familien- und Landschaftsname in Paštrovići — *μάγνος* in Süditalien Rohlfs 1297, *GrR.* 134, Ant. 171. *Maun* und *Maini* wären für die Behandlung der Gruppe *gn*, wofür wir bis jetzt aus den ON. bloſs *Ston* < *stagnum* gehabt haben, sehr wichtig, wenn sich die Etymologie beweisen lieſse.

matraja, vegliotisch, „Stiefmutter“ (Bartoli II, 204) — *μητρυιά* Rohlfs 1381, *GrR.* 145, Nr. 16.

majèla (Božava), daraus venez. in Zadar *mangela* mit *u* > *ъ* > *a* — log. *mugeddu*, abr. *mujellę*, *REW.*[3] 5717 und Merlo, *Ital. dial.* VI, 104, 114.

mîći, adj. „klein“ *ARj.* VI, 643, umgebildet nach slav. *mali* in *maći* (Lika, Istrien), nach slav. *maḷahan* „sehr klein“, *mićahan* (Istrien, Pazin), *mičak* m. *-čka* „klein“, *ARj.* VI, 642 (Kosovo Polje), auch *miko* neben *mičko* s. m. „der Kleine“, rum. *mic* < *μικκός* — ngr. *μικιός*, Otranto *miććo*, *minćo*, Rohlfs 1382.

Mo(n)tòvijerna (Zore 14, *ARj.* VII, 927, Jireček, *Romanen* I, 60, *Slavia* X, 479) — *monte vertulo* *REW.* 9249, in Frankreich *Puy de Montbert* (ausgesprochen *poe d^oe Mõbar*).

mûrka (Božava) „morchia“, *mûrga* (Dubrovnik, Zore, Rešetar *o. c.* 254, *ARj.* VII, 159) „Öhlschlacke, feccia dell' olio“; *murgast* adj. *-av* adj. *-ovast* adj. (Parčić) „pieno di morchia, torbido, olivastro), *-ońa*, *-eša* s. m. „Person dieser Farbe“, *mùrguḷa* „Art Olive mit viel Fleisch und wenig Öl (Rešetar, *o. c.* 280, *ARj.* VII, 160), — rum. *murg* „braun“, *ἀμόργη* Rohlfs 114. Sehr bezeichnend ist das Nebeneinander von *rk* und *rg* in Dalmatien.

murnu, arum. „brun, oacheş“ (Dalametra) — gr. *murini*, sard. *murru* „grigio“ *Rohlfs*, *Revue de ling. rom.* II, 272, Nr. 41.

a) *mòrač*, s. m., *morača* s. f., 1. „erba maggiorana > skr. *mažurana* (Dubrovnik), 2. foeniculum“ *ARj.* VI, 928, *Morač*, Berg (Montenegro), *Morača ńiva*, Dorf (Kotor, *ńiva* „Flur“), *Moračice*, Dorf (Montenegro); dem. *moračac* „parvum foeniculum“, augm. *moračina*

„peucedanum officinale", adj. *Moračni Do*, Dorf (bei Metković, Dalmatien), *Moračnik*, Insel im See von Skadar; b) *komòrāč* s. m., *komorača* s. f., *-čica*, *-čina*, *-čika*, mit Metathese *koròmāč* s. m. *-čić*, *-čina*, *-činac*, *-čnica* „idem", *Koromäšna*, Buchtenname (oft in Norddalmatien); seit 15. Jh., in Dalmatien nördlich von Sinj sehr verbreitet; c) *matar*, gen. *tra* „crithamum, saxifraga", nur bei Mikalja *ARj*. VI, 517; d) *mötar*, gen. *-tra* (Trpań), „idem", crithamum mari timum", *mòtrika* (Dubrovnik) „Meerfenchel", *ARj*. VII, 24, 27; e) *mažùrana*, *-âna* (Rab) neben *mačurana* und *magurana* „origanum majorana", auch mit dem Suffixe *-ata*: *mažurata* (Poļica bei Split) *ARj*. VI, 527, auch PN *Mažuran*, *-ić*, alb. *zaránë* (Godin) — *μάραθον* Rohlfs 1328. *č* für griech. *ϑ* ist derselben Natur wie ital. *z* in *zio* für *ϑεῖος*. *t* für griech. *ϑ* (vgl. span. *tio*) ist in den skr. Formen unter *c* und *d* vertreten, nur ist zugleich die Metathese *r* — *t* > *t* — *r* eingetreten. Die unter *b* angeführten skr. Formen erklären sich ohne Schwierigkeit durch Kreuzung von *crĭthmum*, *REW*.[3] 2332 + *marathum* > **cremarathum* bei Annahme des abermaligen dissimilatorischen Schwundes von *r* und der vokalischen Assimilation *e* — *á* > *a* — *á* (vgl. *galatina* in Dubrovnik < *gelatina*). Auch die unter *e* weitverbreitete Form gehört einigermaſsen in diese Sippe. Den Beweis dafür erblicke ich zunächst in der Bedeutung. In Dubrovnik bedeutet *morač* dasselbe wie *mažurana* im Norden. Dann in *č* für *ž* = *g*. Rum. *măgheran* beweist, daſs sich in das Wort *μάγειρος* Rohlfs 1294 > skr. *mađer*, *mađir* *ARj*. VI, 357 eingemischt hat. Das Wort muſs durch die griechische Klosterküche in Europa Eingang gefunden haben. Die Grundform wäre daher *herba mageiriana*, d. h. mittelalterlich gelehrte botanische Umschreibung von griech. *ἀμαράκος*, *μάραθον*. Schwer zu vereinigen ist mit dieser Deutung allerdings die Form *μεζουράνα* des Dioscorides und ich sehe nicht, daſs Bertoldi, der sich mit dem Problem dieser Pflanze in *Regionalismi arabi nel romanzo*, S. 270 f. befaſst hat, sie erklärt hat. Die Einmischung oder Umdeutung von *mageiriana* in *majorana* nach *major* ist sehr annehmbar.

nastur, *nasture*, *-ă*, rum. „Knopf" — **νάστουλον*, besser *-α* „Nestel usw." in Süditalien sowohl bei den Griechen als auch stellenweise bei den Romanen Rohlfs 1443. Diese zwei geographischen Areen schlieſsen die Möglichkeit der Entlehnung aus dem Germ. aus. Nach *REW*.[3] 5870 wäre *nastur* aus dem Ital. *nastro* entlehnt. Das Fehlen dieses Wortes im Skr. spricht nicht zugunsten dieser Auffassung. Griech. *nastula* erklärt sich nach meinen Ausführungen, *ZfrPh*. L, 264, Nr. 5 aus *ansula*, *REW*.[3] 491, 3838. *Xáccia* < germ. *hapja* Rohlfs, *GrR*. 137 beweist nicht, daſs es im Griechischen Süditaliens germanische Lehnwörter seit dem 6. Jh. gibt. *pį* > *ćć* beweist hingegen, daſs es sich um Entlehnung aus einem südital. Dialekte handelt, vgl. *Lecce* < *Lupiae*.

oflìmati, v. imperf. (Dubrovnik, Zore) „ohrfeigen" < **ad-flimare* < *ad-fim-ulare* — *φιμόω* „zusammenschnüren, festmachen", Rohlfs 2319, *GrR*. 152, Nr. 31.

1. *omindula*, 2. *mênduo* (Prčanj), *mi̋jendeo*, gen. *-ela*, *ARj.* VII, 655, *mîndula* (Božava, ikavisch) *ARj.* VII, 716, *mindel* (Lumbarda), 3. *mândula*, *-ļa*, *-ala*, *ARj.* VII, 439, 441 — Rohlfs 117, *REW.*[3] 435, v. Wartburg, *FEW.* I, 91. Griech. *υ* > *e* ist in Süditalien vorhanden. *en*ᶜ > *an* trifft man von Abruzzen nordwärts. *a-* > slav. *o* in der Form unter 1 ist auch in Süditalien erhalten.

paràngāl neben *palàngār*, *palingar* (Vrbnik), *ARj.* IX, 588 — *πολυάγκιστρον* Rohlfs 1759. S. oben.

pli̋ma *ARj.* X, 63, auch *oplima* (gebraucht von Sasso in seiner Übersetzung Foscolo's *I sepolcri*), dazu vb. *pli̋mati* neben oplimati, *ARj.* IX, 71 „alta marea" (Parčič) < *πλήμη* Rohlfs 1737, *REW.* 6594.

Perast (ON., Boka), oft mit dem illyrischen VN. *Pirustae* in Zusammenhang gebracht,[1] was lautlich nicht vollständig stimmt, belegt *Paresto*, *Perasto* (so heute italienisch) — *Pirastu* PN. in Sardinien, vgl. Wagner, *Sardinische Sprache im Verhältnis zur sardischen Kultur*, Vokstum und Kultur der Romanen V, 34.

petrùsīn, gen. *-ína* (Dubrovnik, Perast, Sinj, *ARj.* IX, 829) „Petersilie", *-nika* „heracleum sphondylium", *petarsîmu* (Božava) „prezzemolo" neben den verkürzten skr. Formen *pêršin* (Žumberak), *peršun*, *ARj.* IX, 797 — siz. *petrusinu* usw. Rohlfs 1680, *REW.*[3] 6448.

pi̋cni adj. „sehr klein" (hier *c* = *č*), dazu *Pečinić*, Nebenname des Dichters Marulić (15. Jh., vgl. darüber *Prilozi* XII, Heft 2 und 3, S. 10f.) — alog. *pithinnu*, tarent. *piččinnu*, *REW.*[3] 6550.

pìtār, gen. *-ára* (Dubrovnik, *ARj.* IX, 893, *pitâr* (Božava) „vaso da fiori" — *πιθάριον* Rohlfs 1696, *REW.* 6544a.

pitùļica (Zore, *Rad* 114, 232) „Art Krapfen", rum. *pătură* — kalabr. *pittula*, Rohlfs 1714, *REW.*[3] 6546, '8.

plâj (Rab) „Abhang", vegl. *pluj* — *πλάγιον* Rohlfs 1717, *REW.*[3] 6563 (hier Druckfehler *plag* anstatt *plaj*).

plàtula (Split) „viereckiges Brett, womit man die Mehtruhe bedeckt und worauf man den Teig zerdehnt und bearbeitet" (Zore, *Rad* 138, 63, 127) — neap. *pratellę*, Rohlfs 1728, *REW.*[3] 6586.

ploka usw., s. *ZfrPh.* L, 519f, Nr. 16 — *πλάξ*, Rohlfs 1720.

a) *pòlānda* (Dubrovnik), *-dra* (Split), b) *pàlōvnić*, *-mnić*, *-ômbić*, c) *palamida*. Über das Verhältnis dieser Formen vgl. *ZfrPh.* L, 523 und oben S. 474 *πηλαμίς* Rohlfs 1690.

a) *pòluga* „Hebel, meist aus Holz", *ARj.* X, 622, rum. *părîngă* „Stange", b) *pàlānga* (Perast, Grbaļ, Montenegro) „Hebel aus Eisen, eiserne Türstange, hölzerne Unterlage zum Ausziehen der Schiffe", *ARj.* IX, 583; c) *pàlānka* „palus, oppidum", nur in den östlichen südsl. Gegenden, auch als ON. häufig; d) *plânka*, *ARj.* X, 4, „glattes ausgearbeitetes Brett", *plâńka* (Zumberak) „flaches Holzscheit", slov. *plânka* „Zaunbrett" — *phalanga*, *REW.*[3] 6455, Rohlfs 2291. Die unter *a* angeführten Formen sind balkanromanisch, die unter *b*

---

[1] Vgl. zuletzt A. Meyer in *Bulletin d'archéologie et d'histoire dalmate* L, 97 f.

sind aus dem Altdalm. antlehnt; *c* ist auch türkisch und *d* stammt offenbar aus deutscher Quelle.

postumät se (Cres), v. perf., „anschwellen (Wunde"), *postema* „Anschwellung (Cres)" selten gebraucht — *ἀπόστημα* *REW.*³ 529a, Rohlfs 189.

prôto (Cres) „Bauaufseher, architecte entrepreneur" (Dubrovnik, *Slavia* X, 187) — *próto* (Bora) „primo, principale" Rohlfs 1813.

pùtīr „Kelch, bei orthodoxen Skr. allgemein", *pùtijer* (Montenegro) „Glas", daraus durch Weglassung der als Suffix gefühlten Endung *-ir*, *-ijer*: *pöt* (Šibenik, Dubrovnik) „Glas aus Blech, welches auch zum Kochen verwendet werden kann", vgl. *Časopis pro moderní filologii* XVII, 133—140 — *ποτήριον* Rohlfs 1770.

rákno (Kaštela bei Split, Broz-Iveković II, 298) „sorta di scialle da donna, tappeto" (Parčić)", *ráklo* (Dubrovnik, Zore 18) nur in einer schwerverständlichen Redensart *kako čelo po raklu*; *raknö* (Vrk auf der Insel Krk, Cres) „zu Hause gemachte Bettdecke aus Wolle", in dieser Bedeutung in Vrbnik schon a. 1487 belegt, s. *Monumenta hist. jur. Slav. mar.* VI, 326, vgl. noch Bartoli II, 254, 299, davon noch slavische Dem. auf *-ce* und *-ic*: *rakance* „coperta di lana greggia" venezianisiert in *reganitsa*, Bartoli I, 293, *raknić(č)* „lacerna, chlamys" Mažuranić, *Prinosi* 1219; auch im Mittellatein Dalmatiens reichlich in verschiedenen Formen belegt, s. Bartoli II, 273 und zwar mit dem abgeschwächten *a* > *e*, *i* in der Pänultima und mit *á* > *e*; wegen slav. *-o* < rom. *-a* vgl. *ZfslPh.* II, 395, gebildet offenbar analogisch nach dem slav. Deklinationstypus *sukno*, plur. *sukna* „Tuch"; — *racăna* *REW.*³ 6983, Rohlfs 1939.

Rava, Insel im Zadarer Archipel — abruz. *rava* „Felsmasse" < *γράβα* Rohlfs 461. Es wäre nicht unmöglich, auch *Gravossium* > > slav. *Gruž*, ital. *Gravosa*, ursprünglich Name der Landschaft um *Ragusium* = Dubrovnik (vgl. darüber *Slavia* X, 477), mit griech. *γράβα* = kelt. *grava* zu verbinden. In der Endung *-ūsium* > dalm.-rom.*-osium* (vgl. oben *-oč* < *ūceu*) wäre der illyrische Lokativ pluralis gleich wie in *Brundusium* und *Crepsa* > *Cherso* zu suchen, vgl. *ZONF.* I, 81.

rogàdija (Perast, Boka, Broz-Ivedović II, 351) „Geschenk, welches der Reisende von der Reise nach Hause bringt", *rogàtija* „von der Reise am Meer gebrachtes Geschenk" — *rogat- ĭa*, acamp. *arrobatia*, log. *roadia* „Fronleistung", *REW.*³ 7361.

sag (Perast), aslav. *sagъ*, nslov. skr. *sag* „Teppich" — *sagum*, *REW.* 7515.

a) *sânsa* (Dubrovnik, Zore 19, Rešetar *o. c.*) „Wasserschaufel, womit das Wasser aus der Barke entfernt wird", b) *šĕšula* „idem", fast allgemein in Dalmatien, *čĕšula* (Ilovik) neben *pâļ* „idem" slavischer Herkunft — siz. *sassula*, log. *assula*, nprov. *sasso* > fr. *sasse* (Gamillschegs Etymologie, lat. *ascia*, ist falsch, *FEW.* 787). Die unter *a* angeführte skr. Form rührt aus dem Altdalm. her. *n* ist sekundär eingeschoben. Sie ist also mit nprov. *sasso* vollkommen

identisch und erklärt sich aus der Kreuzung von *sapa REW.*[3] 7591 und *capsa*. Im griech. Deminutiv erscheint diese Kreuzung als *σαψάκι* für *καψάκι* vgl. Schuchardt, *ZfrPh.* XXXIII, 657. Dieses griechische Deminutiv wird im Lat. durch **sapsula* > siz. *sassula*, ital. *sessola* ausgedrückt. Auf *sessola* geht skr. *šešula* zurück. *a* > *e* bleibt unklar. Diese Umgestaltung kann man der Ausweichung der Homonymie mit *sasso* zuschreiben.

risìpjela (Dubrovnik, Zore 19) „Hautkrankheit" — siz. *risipéla*, Rohlfs 696, *REW.*[3] 2911.

săgeată rum. „Pfeil" alb. *shëgjétë* „Pfeil, Weberschiffchen", byz. *σαγίττα* (vgl. G. Meyer, *Ngr.St.* III, 58) — Rohlfs 1897. Die Abweichung von der Entwicklung des Typus *maester CIL* III, 14730 < *magister* (vgl. meine *Pojave* 15, 38) > rum. *maestru*, alb. *mjeshtrë* erklärt sich durch Einmischung des byzantinischen Militärlateins *σαγίττα* > ngr. *sajita*. Daſs dieses byzantinische *γ* als Velar ausgesprochen wurde, beweist skr. *ìgalo* „Strand" vgl. *ZfrPh* L, 506, 524.

Siròbuḷa, ON. bei Split — Velletri *serabullu REW.*[3] 7849.

sitë, *setë*, alb., „Sieb" — *σήτα* Rohlfs, *GrR.* 148, Nr. 23. Über die Schwankung *i* — *e* in der Wiedergabe von *η* vgl. *ZfrPh.* L, 260.

spära (Srijem, Broz-Iveković II, 445; das Vorkommen des Wortes in dieser Gegend ist recht auffallend; Božava) „Tragpolster, cercine, roccia" (Parčić), Bartoli I, 294 — spara „idem" in Süditalien Rohlfs 2017, 2117, *GrR.* 55, Nr. 15.

spîn, rum., alb. *spërk* (neben *spanój*, aus dem Rum. und *qosé* aus dem Türk.) „bartlos" — *σπανός* Rohlfs, *GrR.* 150, Nr. 26.

Splȉt (ikavisch), *Spljȅt* (jekavisch), ON, entstanden aus *Spalato* Tab. Peut., *Aspalato* Not. dign. (a. 385—425), *Spalatrum* An. Rav. (Abschrift aus dem 7. Jh. auf Grund einer geogr. Karte des 5.—6. Jh., *τὸ Ἀσπάλαθον* beim Kaiser Konstantin (Mitte des 10. Jh.), *Asbâlatô* beim Araber Idrisi (a. 1150), *Spaletum* im Mittellatein Dalmatiens, ital. *Spálato* und *-tro* (vgl. über das gegenseitige Verhältnis dieser Formen *Nastavni Vjesnik* XXVI, 17—29). Die slavische Form ist regelrecht aus *Spaletum*, welches die romanische Pänultima-Abschwächung *a* > *e* zeigt, durch die sogenannte Liquida-Metathese entstanden, vgl. *Mélita* > *Mljet* (Inselname). *i* oder *je* statt *a* erklärt sich gleich wie *rapa* > *ŕapa* > *repa*, vgl. *ZrPh.* L, 485, Nr. 2, d. h. das roman. *l* wurde als leicht palatales slav. *l* aperzipiert. Von *Spalatum* besteht auch ein mittels *-eolu* gebildetes Deminutiv *Spalazulo* (a. 1096 noch Flurname) heute *Špalaćúni* dicht neben jenem Teile des Diokletianischen Palastes, welcher slav. *Lučac* = roman. *Arcuzo* heiſst (s. oben 209) — *ἀσπάλαθος* Rohlfs, *GrR.* 14, Nr. 16, 248.

Spondza (Dubrovnik, Zore 21), ON, „das Gebäude des einstigen Zollamtes der Republik, errichtet am Meeresufer" (vgl. *Slavia* X, 490) — siz. *spondza* < **spondea* mit *-ea* statt *-a* nach griech. *ἡ στερεά γῆ* > *astarea* in Dubrovnik (vgl. Jireček, *Romanen* I, 92), *REW.*[3] 8170.

stròlig (Dubrovnik, Zore 21) „Negromant, Wahrsager", *strolìgati* v. imper. „wahrsagen" — regg. *strolika*, Rohlfs 257.

Sûsak, gen. *Sûska*, Inselname, *Sansagus* in der Chronik des Diakon Johannes, heute ital. *Sansego*; *sanseg* (Dubrovnik, Zore 14 für *morač*) „erba maggiorana" (Parčić) — lecc. *sánseka* < σάμψυχον Rohlfs, *GrR.* 60, Nr. 23, 1917, *REW.*[3] 7565. Slav. *Susak* wiedergibt genau **sansycum* mit *u* aus dem Nasalvokal wie in *sut* < *sanctus*. Ob hierher auch der Name *Sùšāk*, gen. *Sušáka* (jugoslavischer Hafen bei *Fiume* = *Rijeka*) gehört, ist wegen Mangel an alten Belegen schwer zu sagen.

Škâr, ON. bei Vrbnik (Krk), so heiſst ein Felsen in der Bucht dieses Städtchens — siz. *scaru*, Rohlfs 702.

škîp gen. *škîpa* (Boka, Split) „Waschtrog, groſse hölzerne Schüssel" (Herzegovina, Montenegro, Nin, Lika), vgl. *AfslPh.* XXXV, 341 — σκύφος Rohlfs, *GrR.* 150, Nr. 25, 1998, *REW.*[3] 7760, *Cgll.* V, 182 condi = poculum vel sciuum unde bibitur id est caucum.

škrîma (Božava) „scriminatura" — siz. abruz. *skrima* „Scheitel", *REW.*[3] 2661.

štîrka skr., slowen. *stirpa*, rum. *sterp*, alb. *sterpë*, ngr. στέριφος „unfruchtbar" — südital. *sterifo*, Rohlfs 2059.

tambàškat (Dubrovnik), v. imperf. „radebrechen eine Sprache, vaneggiare, delirare", *tömašnit* adj. (Zlarin) „unverständlich" (*-nit* ist slav. Adjektivendung), *tamaša* s. f. „irrisio", *tamašan*, adj., „jocosus", adv. *na tamašno* „scherzhaft", *ARj.* VII, 677, Mažuranić, *Prinosi* 1441 — siz. *tampasiannu* (Behrens, *Rez. Metathese* 29), ital. *tambascia*, Rohlfs 2295.

tìgān, gen. *-ána* (Dubrovnik, Broz. Iveković II, 569), *-āń*, gen. *-áńa*, *-àńica*, *-ić*, rum. *tigae* — τήγανον Rohlfs 2162.

tragalj (Zore, *Arkiv* II, 333, '8) „Seefisch" — τράχουρος, Rohlfs 2192. Die skr. Form setzt **tragulus* voraus.

Tȑpań, gen. *-pńa*, ON auf der Halbinsel Pelješac, bekannt nach der sichelförmigen Bucht — *trapáni* (Bova) Rohlfs, *GrR.*, 123, Anm. 1. Wegen *ra* > *r* vgl. skr. *trpeza* „Tisch" < τράπεζα.

truf, skr. in Vrh (Insel Krk, Bartoli II, 231, 254), vegliot. *trufo* „fiasca di terra cotta per tenervi l'olio" — *τρύφη, Rohlfs, *GrR.* 151, Nr. 30, 2225, *ZfrPh.* LII, 429.

tùgla skr. (Bosnien) „Ziegel", alb. *tulë* „idem", *gr. τοῦβλον, *Byzantion* VI, 376 — *REW.* 8968.

VIII. Arabisches Element.

Eine Kategorie für sich muſs auch den arabischen Elementen des Altdalmatischen eingeräumt werden.

Die Araber erscheinen im Adriatischen Meere zuerst a. 840, als sie Budva, Ros und die unteren Teile von Kotor eingenommen haben. In diesem Jahre belagern sie auch Dubrovnik im Süden und a. 841 Osor im Norden, a. 844 schlagen sie die Venezianer bei dem Inselchen *Sûsak* (gen. *Sûska*, *Sansagus* bei Diakon Johannes).

Für unsere Zwecke ist es belanglos, auf die weiteren historischen Einzelheiten der Beziehungen der Araber mit dem Adriatischen

Meere einzugehen. Gegen sie treten gemeinsam die Slaven, Byzantiner und Venetianer auf. Längere Zeit, und zwar a. 840—870, haben sie sich bloſs in Bari halten können.

Der Niederschlag, den ihre Sprache im altdalmatischen Wörterbuche hinterlassen hat, ist schwer zu bestimmen. Im Nachstehenden führe ich einige interessante arabische Wörter an, die sich im Slavischen erhalten haben und für welche man annehmen muſs, daſs sie durch das Altdalmatische gegangen sein müssen.

Es handelt sich zunächst um ihren Nationalnamen *Saracēnus*, *REW.*[3] 7595, griechische mittels *-ēnus* (vgl. *Damascēnus*, *Lampsacēnus*) gewonnene Ableitung von ar. adj. *šarkī* „östlich". In der Westromania ist das griechische Suffix vielfach durch lat. *-īnus* ersetzt worden. Das svarabhaktische *a* in *sacacēnus* statt **sarcēnus* (vgl. salent. *šarginisku* bei Rohlfs 1911) deutet auf den Weg Sizilien—Süditalien als Irradiationszentrum.

Saracēnus ist in Dalmatien sowohl bei den Slaven als auch bei den Romanen als PN. erhalten, gleich wie in Unteritalien, vgl. Jireček, *Romanen* II, 57. In Dalmatien lassen sich beide Formen belegen. A 1070 heiſst ein slavischer Würdenträger *Saracenus setenic.*[1] Derselbe heiſst mit der slavischen Liquidametathese *Sracino sitnico*.

In Ragusa haben wir a. 1278 einen *ser Sarachinus*, wo die Graphie *ch* die velare Aussprache von *c*[e] sichert. Diese Aussprache wird uns noch heutzutage durch *Sarakîn*, Namen eines Hirtenaufenthaltsortes bei *Tignarossa* < **montanea russa* auf der Insel Rab, gewährleistet. Auſserdem haben wir noch einen slavischen Inselnamen *Srakâne* (pl.), belegt, a. *Seracana*, a. 1280 *Saracana* in Quarnero, 14 Seemeilen von Ilovik (s. Pietro de'Nembi, Lussin) entfernt; also unweit von dem obenerwähnten Susak. Italienisch heiſst das Inselchen ganz anders: *Canidole* (pl.) < *cannētulae* (vgl. *Kanîtaļ*, gen. *Kanîtļa* auf Rab). Man beachte die slav. Liquidamethese *Sra-* < **sarc* auch hier wie oben im PN, die velare Aussprache *c*[ē] und die Wiedergabe *ē* > *a*, welche wahrscheinlich auf dem altdalm. Diphthonge *ai* (vgl. Bartoli II, § 295 und 297) fuſst. Die Reduzierung *ai* > *a* erklärt sich vielleicht durch die volksetymolische Einmischung von *cane* „Hund".

dìvōna f. „Zollhaus" (Dubrovnik, *ARj.* II, 426, seit 17 Jh.) fällt insofern auf, als es nicht *u* wie in den anderen westromanischen Formen dieses persischen durch arabische Vermittlung im Abendlande verbreiteten Wortes, sondern *i* zeigt, vgl. *REW.*[3] 2707. Slav. *o* für *a* beweist, daſs es sich um kein aus dem Venez. entlehntes Wort handeln kann.

orsan m. „cantiere, darsena, Aufbewahrungsort für Barken, usw." (*ARj.* IX, 175), fällt im Vergleich zu den jüngeren skr. Entlehnungen *arsana* s. f., *arsenat* m. (Montenegro), ON. *Arsan* (Cres) mit *a* > *o* und dem Ausfall des auslautenden *-a* auf, vgl. *REW.*[3] 2474.

---

[1] *Setenic, sitnico* „centurio" ist slav. Ableitung von *sъto* „hundert".

Die letzte Erscheinung erklärt sich aus der slav. Deklination. *Orsana* wurde als Genitiv gefühlt, wozu ein neuer Nom. *orsan* geschaffen wurde.

mojemun m. „Affe" < ar. *maimūn* Lokotsch 1365 und *REW.*[3] 5242 weist im Vergleich zu dem neueren durch das Türkische gekommenen *majmun* „idem" *a* > *o* wie *orsan* und das svarabhaktische *e* auf, wozu *saracenus, saraca, salamun ZfrPh.* L, 526 zu vergleichen sind. Wegen *a* > *o* mufs es älteres Lehnwort aus dem Altdalm. sein, vgl. *lacarda* > *lòkărda.* Neben *mojemun* besteht noch die mittels *ŭceu*-Suffix gewonnene Ableitung *mojemuča* f. Vgl. *ARj.* VI, 904 und rum. *maimuță.*

šàbaka f. „sciabica" und *šabàkun* „idem", auch in der Bedeutung „Kahn", welcher bei dem mittels *šabaka* geübten Fischfang verwendet wird", *REW.*[3] 7776a. Während die westromanischen Formen *a* > *e, i* in der Pänultima haben, zeigt die dalmatische *a* unverändert.

IX. Germanisches Element.

(21.[1]) Den skr. Zeitungsnachrichten zufolge (vgl. *Politika* vom 28. Nov. 1930, S. 5) sind im Dorfe Breza (Bosnien) wichtige, für das Balkan-Germanische, Ausgrabungen zum Vorschein gekommen, und zwar eine gotische Kirche aus dem 5. Jh. mit lateinischen und gotischen Inschriften, sogar die letzten im Runenalphabet geschrieben. Bisher hat man nichts Näheres und Positiveres erfahren können. Wenn sich diese Zeitungsnachrichten als richtig bewähren sollten, wird die Erforschung des germanischen Elementes auf dem Balkan gewifs in ein neues Licht treten. Bis dahin sammle ich neues Wortmaterial, welches ich hier vorlege.

Zunächst einige Anmerkungen zu dem schon angegebenen. Zu S. 529. Wenn man weifs, dafs lat. *bruta* (Thes. linguae lat. II, 2212) auch mittelgriech. *βρούτα, βρούτιδα* erscheint, so nimmt es nicht Wunder, dafs es auch in Dalmatien, welches im frühen Mittelalter ein byzantinisches Thema bildete, vorkommt. Mehr befremdet die declinatio semigreca des Typus *-ēnis* in vegl. *bertain* „nuora", wie in *Juliae Satrieni CIL.* III, 14275[3] und *Aureliae Marcianini CIL* III, 14740[3] (vgl. meine *Pojave* S. 64, § 5) und nicht die des Typus *-anis*, die von *bruta* nach rum. *tătâni* zu erwarten wäre. Man mufs daher annehmen, dafs die Form *bruta* nicht in Dalmatien die einheimische war, sondern diejenige, welche nach den *i*-Stämmen dekliniert wurde und für welche uns die Inschriften die Belege liefern: dat. *bruti CIL.* III, 4746 (Theurnia in Noricum), ebenso *CIL.* III, 12377 (Kutlovica, Serbien), davon der vulgäre Nominativ *brutes* (mit *ĭs* > *es*, vgl. meine *Pojave* 65, § 113), *CIL.* III, 12666 (Horreum Margi in Serbien).

---

[1] Ergänzung zu *ZfrPh.* L, 529f.

Auch muſs man in Betracht ziehen, daſs die declinatio semigraeca des Typus *-a, -anis* einen pejorativen Charakter trug, weil sie meist bei pejorativen Bildungen auf *-a*: *scriba, scurra, transfuga* (vgl. Nehring, *Glotta* XVII, 119) vorkommt. Sie paſste daher nicht recht einer Verwandtschaftsbezeichnung wie *brutis*.

Zu S. 531. Daſs *burgus* tatsächlich zum Balkanlatein angehörte, dafür haben wir neben den prokopianischen ON. noch zwei Beweise: 1. alb. *burk, -u* ,,unterirdisches Vorratshaus", also dasjenige, was man skr. *zemùnica* von *zemlьnъ* ,,irdisch" nennt < *πύργος* (vgl. Jokl, *Idg. Jahrbuch* XV, 195, Nr. 165 und jetzt *ZONF* X, 183—186), 2. *Burgus* a. 1272, ein Stadtteil von Dubrovnik (vgl. *Slavia* X, 473).

Das neue Sprachmaterial, welches hier vorgelegt wird, gliedert sich in zwei Teile. Im ersten sind diejenigen Wörter aus Dubrovnik aufgenommen, die mit dem westromanisch-germanischen Element nicht übereinstimmen, sei es, daſs sie in Italien, soweit bis jetzt bekannt, nicht vorkommen, sei es, daſs sie sich in phonetischer oder semantischer Hinsicht als selbständig zeigen. Im zweiten Teile werden alle diejenigen Wörter germanischen Ursprungs der dalmatinischen slavischen Sprache gesammelt, die dem Venezianischen entlehnt sind, die eigentlich als italienische Lehnwörter zu betrachten sind.

A.

blänak, gen. *blânka* ,,Bank und Kasten zugleich", *blânka* ,,hölzerner Trog, welcher unter dem Braten auf dem Spieſs das Fett aufnimmt" (Serbien) < *bank-ulu, REW.*^{3} 933.

gèstōd oder *gèstalad*, gen. *gèstaoda* ,,Vorgesetzter einer Dorfbruderschaft" (Umgebung von Dubrovnik). Als neueres Lehnwort erweist sich dagegen *gàštalad*, gen. *gàštālda* ,,Funktionär einer kirchlichen Gemeinschaft" (Split). Dieses germ. Wort war in Dalmatien sehr gebräuchlich, da nach ihm auch slav. *pristavъ* ,,Gerichtsvollstrecker" im dalm. Mittellatein in *pristaldus* umgestaltet wurde (vgl. Mažuranić, *Prinosi* 1149ff.). < vgl. got. *aglait-gastalds* adj. *αισχροκέρδης*, langob. *kastaldo* ,,Gutsverwalter", *REW.*^{3} 4681.

ingvàzdati (Perast, Dubrovnik) ,,cucire grossolamente, wofür man in Kroatien *fircati* sagt, *zbazdât* (Božava 122) ,,imbastire", *bazdûra* (Božava) ,,bordura", *ARj.* III, 840 < lat. *in* + germ. *bastjan, REW.*^{3} 981 mit Einmischung von *bruzdan, REW.*^{3} 1349. *gv* statt *ba* setzt die Diphthongierung von *á* > *ua* voraus. **imbu̯astu* wurde dann wie vegl. *guapto* < *ŏcto* behandelt. Vgl. venez. *imbasdir*. In der skr. Schriftsprache besteht noch *zbaždati* ,,unordentlich zusammentragen". *z-* ist slavisch *sъ-* ,,cum".

mrkvjela ,,pastinaca selvatica" ist nicht ahd. *morhi(e)la* ,,wilde Rübe", ital. morcolo, sondern lat. **moricella*, wovon *moricula* (von mora) ,,Morchel" in Westromania belegt ist, *REW.*^{3} 5681a, *v* in *mrkvjela* beruht auf der Einmischung von skr. *mrkva* ,,Möhre". Die *ZfrPh.* L, 489, Nr. 5 geäuſserte Ansicht ist danach auszubessern.

riguletum bei Philippus de Diversis (Mitte des 15. Jh.), slav. *kličak*, bei Držić *regulet* „Art Kopfbedeckung, Haube der Frauen", vgl. Festschrift für Rešetar, p. 429 ff., wenn es mit germ. *rīga* (enthalten auch im fr. *bariolé* < *bis* + *rīgul-atu*), *REW*.[3] 7311 und nicht mit *regula*, *REW*.[3] 7177 zusammenhängt.

tu(n)djela „cuscino, guanciale" (Bartoli II, 303, II, 275, Jireček, *Romanen* I, 92, Zore 22), im Mittellatein von Dubrovnik *tugulella*, *tugdella* < *pwahlja*, *REW*. 8720, Brüch 88, 91, 167 > **tugula* + *-ella* mit der ungewöhnlichen Dissimilation *l*—*l* > *d*—*l* oder, besser, unter Einmischung von *(ro)tundus* entstanden, daher das fakultative *n*. Wegen Anfügung des diminutiven Suffixes vgl. *tovagliulo* neben *tovaglia*. Die semantische Entwicklung zeigt den Übergang „Decke > Polster" (vgl. Berneker 71 und alb. *kulterë* „Polster" < *culcitra*). Wegen *a* > *u* vgl. oben S. 192 *argutla*. Das erste *u* ist derselbe Einschubvokal wie *o* in *tovaglia*. Dies wäre das einzige germanische Element in der Betterminologie am Balkan, wo wir lateinisches Gut, neben dem griechischen und (seltener) slavischen antreffen: *kolkitra* Dubrovnik), alb. *kultérë* „Polster" (Godin), *kóltra* „Bettdecke" < furl. *coltre* (Pirona), *krpatur* < coopertorium, *kopto*, gen. *koptála* < *capitale* „Polster", rum. *aşternut*, alb. *me štrue*, *štrat*.

bron (Perast) *ARj*. I, 679, 15. Jh., „oscuro, buio, bruno" < *brūns*, *REW*.[3] 1340, hier wegen *ū* > *o* wie im Suffixe *-ūceu* > *-oč*.

brȕbati v. imp. „zwei Maisähren miteinander reibend die Körner loslösen" (Prčanj), dazu v. perf. *izrubati* (ibidem, Rešetar *o. c.* 228), *b-* rührt von dem slav. Prefixe *obъ* her; sonst erscheint dasselbe Wort noch als *rȕbit* (Cres) „pfänden", sloven. *rubiti* „dispoliare", *rȍba* (Perast, und allgemein skr.) < *rauba*, *REW*.[3] 7090.

cânga „eiserne Stange, womit die Tür von der inneren Seite befestigt wird" (Prčanj, Rešetar, *o. c.* 229) < *stanga*, *REW*.[3] 8227. Die Metathese *st* > *ts* fällt auf.

špȍtica (Dubrovnik, Zore 26) „Scherz" < ahd. *spotton*, vgl. *REW*. 8182. Sonst ist *špot* s. m. „Schande" (čakavisch und kajkavisch), *špȍtati* „schelten", vorhanden auch in Mazedonien.

rabàčati (Zore 18) „buffoneggiare", *rabačalo* s. n. „burlone, buffone" (Parčič) < langob. *arapaitôn*, *REW*.[1] 597, ital. *arrabattarsi*. *č* ist aus *tį* des Präsens entstanden.

gverok „guercio, di occhi torti" *ARj*. III, 521 bei Mikaļa, Voltiggi und Stulli, also irgendwo in Dalmatien gesprochen, < *dverh*, *REW*.[3] 2812 + *-ok* von slav. *oko* „Auge".

sclata „parentela, progenies" im Mittellatein Dubrovnik, < ahd. *slahta*, *REW*. 8090.

mȉnca oder *mȉnica* (Zore 14) „Geld", *ARj*. VI, 715, auch dem. *minčica*, Kleingeld der Republik von Dubrovnik, hat vielleicht mit mhd. *münze*, ahd. *muniza* < *moneta* nichts zu tun, sondern es ist eher ital. *mencio* < fr. *mince* „klein", *REW*.[3] 5598. Vgl. aber *fendik*.

fendik (Zore 23) in Dubrovnik und Boka, *fȅnik* (Cres), *ARj*. III, 48 < ahd., mhd. *pfenni(n)c*. Es fällt *nn* > *nd* auf, vgl. alb. *pendë* < *pinna*

und skr. *pandil* oder *pàndilo*, *ARj.* IX, 614 „nicht gestreifte Frauentracht“ (Trpań) < *pannellu*, *REW.*[3] 6200.

frava beim Petrarkisten Menčetić (16. Jh.), *ARj.* III, 70 „geliebte Frau“ < mhd. *frouwe*, anhd. *frave* des Minnesangs.

staglić (Parčić), *staglin* (Zore 20), wofür im kajkavischen *štīglić*, „cardelino, calderino“ < *stieglitz*.

tànac, g. *tánca* (Zo 20) Dubrovnik und kroat. Küstenland „Reigen“ < *Tanz*.

brâjda (Cres, allgemein čakavisch, slowenisch) „an einem Geländer gezogene Reben, Rebenecke“, auch ON. auf der Insel Krk), *brâjga* (Perast) < langob. *braida*, *REW.*[3] 1266.

brīga (allgemein skr.) „Sorge“, vb. *brigati*, v. perf. *brȉnuti* < *brikan*, *REW.*[3] 1299.

grànčati v. imp., *o-* v. perf. „kratzen“ (Dubrovnik, Rešetar *o.c.* 259, *ARj.* III, 359) < *kratten*, *REW.*[3] 4764. *č* rührt aus dem Präs.-Stamm *tį* > *č* her. *n* ist, wie in *lonǧa* < *laubja*, *fronǧata* < *frondiata*, Einschubkonsonant.

slémo „Dummkopf“, davon *slémońa* idem, *-o* und *-ońa* sind slav. hypokoristische Suffixe; daneben *škêmbav*, *žgembav* „krummfüſsig“. *-av* ist das slav. Adj.-Suffix. < *slimb*, *REW.*[3] 8027. Der Unterschied zwischen *sl* und *šk* < *scl* ist besonders bezeichnend. Dadurch werden wohl zwei Wege des germ. Wortes bezeichnet. *sl* bezeichnet das slav. und *šk* > *žg* das romanische Medium.

škîna „Rücken“ (Božava, Cres, Dubrovnik, Perast, Prčanj, Rešetar *o.* c. 297) < *skina*, *REW.*[3] 7994. Die Länge von *i* stimmt mit vegl. *skaina* vollkommen überein.

fûdra (Božava, Perast) „fodera“, vb. *fudràt* (Božava) „foderare“ < langob. *fōdr*, *REW.*[3] 3405a.

bȑžōla (Perast), *bružola* (Božava), *brzjȏlica* (Cres mit dem venez. Diphthong *io*), angelehnt an slav. *pržiti* „rösten“, *pržolica* (Schriftsprache der skr. Städter) < *brasa*, *REW.*[3] 1276, trevis. *briziola*, bellun. *barzola*.

žbica (Cres) „Rute, Speiche am Rade“ (čakavisch); Nägelchen (slowen.) < ahd. *spizzi*, vgl. Miklosich, *Etym. Wörterbuch* 317, s. v. *spica*.

B.

bȁnak (Božava, Perast, Split), *banč̄ić*, dem. < langob. *bank*, *REW.*[3] 933.

bàrio, gen. *-jela* (Perast), *barȉlo* (Božava, allgemein skr.), *barîlce* dem. (Žumberak und anderswo in Kroatien) < langob. *bara*, davon ital. *barile*, *REW.*[3] 1038.

bȁla (Perast und anderswo in Dalmatien) < ahd. *balla*, *REW.*[3] 908.

bânda (Božava, Perast, allgemein in Dalmatien) „Seite, parte“, < *banna*, *REW.*[3] 929.

bȍt (Crmnica, Podgorica in Montenegro, *ARj.* I, 563, Marulić) „Augenblick“, *deboto* „sogleich“ (Split) < *bōtan*, *REW.*[3] 1228c.

bàndijera (Perast), *bandîra* (Božava) „Flagge" < *banna* + *-aria*, *REW.*[3] 929.

bandunăt (Božava) „abbandonare" < *banna*, *REW.*[3] 929.

bakalâr (Božava, allgemein skr.) < *kabeljauw*, *REW.*[3] 4650.

bandafèro (Božava) „palo di ferro con cui si sbanda p. es. la nave quando è a terra" < imper. *bĭnda*, *REW.*[3] 1110 + *ferrum*.

barkûn „semplice finestra" (Božava), *balkon* (allgemein skr.) < langob. *balko*, *REW.*[3] 907.

barûfa (Božava) „baruffa" < langob. *biroufan*, *REW.*[3] 1116.

baštardân s. m., *baštârdast* adj. (Božava) „bastardo". Germanisch im Suffixe.

batèlica, *-ina* (Božava), *batel*, -o, *batio* gen. *-jela*, *ARj.* I, 208, „batello" < ags. an. *bat*, *REW.*[3] 985.

brudèt (Božava), *bròdet*, *ARj.* I, 668, *bruet* (Split) „brodetto", zu demselben Stamme *palimbrôh*, gen. *-ga* (Cres), *palinbrod* (Pazin) „pane in brodo" < *brôd*, *REW.*[3] 1321.

bȉra (Božava, allgemein in Dalmatien) < *Bier* *REW.*[3] 1089.

blavȉten adj. „blau" (Cres) < *blao*, *REW.*[3] 1153, gekreuzt mit slav. *plavetьnъ* derselben Bedeutung.

căf (Cres) „schlauer, listiger und gewandter Mann" „lictor", *ARj.* I, 752 (seit 17. Jh.) < friaul. *caf*, ital. *zaffo* „sbirro", *REW.* 8565.

ćapăt (Božava, allgemein in Dalmatien) „chiappare" < *klappōn*, *REW.*[3] 476a. *ć* wiedergibt die venez. Aussprache für *cl* > *chi*, vgl. *sȉć* < *secchio*.

frȉšak adj. (Božava), *frȉžak* (Žumberak) f. *frȉška* (*ž* im masc. ist analogisch aus *š* nach dem Typus nom. *dȓžâk*, gen. *dŕška* „Griff" entstanden), *frèšak* (Perast), v. imperf. *friškati se* „sich lüften", *ARj.* III, 72f. < *frisk*, *REW.*[3] 3521. Es ist sehr fraglich, ob *i* und *e* auf zwei verschiedene Quellen zurückzuführen sind, wie *ARj.* meint.

fûrbac (Žumberak) „furbo", *fûrbast* adj. (Božava), vb. imperf. *furbârit* (Božava) „fare il furbo", *furben* (Istra) adj., *furbàrija* (čakavisch) „furberia", *ARj.* III, 79 < *furbjan*, *REW.*[3] 3592.

fakîn (Božava, allgemein skr.) < *fak*, *REW.*[3] 3150.

fanèla (Božava) < engl. *flannel*, *REW.*[3] 3354.

gvèra (Perast) „Krieg", *ARj.* III, 521 < **wirro*, *REW.* 9554.

grânfa (Perast, Božava) „rastrello con cui si aggranfia"; granaf, gen. *granfa*, *gramfa*, *ARj.* III, 384f.
< langob. *krampf*, *REW.*[3] 4753.

gvàntijera (Dubrovnik, Perast), *gvantjèra* (Božava) „guantiera", *ARj.* III, 520 < *wanta*, *REW.* 9500.

gàrāntiti (Perast) „garantieren" < fränk. *warjan*, *REW.* (S. 860) 9505.

gràtati (Perast) „kratzen", vorhanden auch im Altdalm. wie *gratàkēž* (Dubrovnik), *rakatač* (Ugljan) < *gratta* (imper.) + caseu" beweisen < *kratten*, *REW.*

gvardjân (Božava, allgemein skr. bei den Katholiken), *ARj.* III, 520 < ward + *-ianus*, *REW.* 9502, dazu *gvârdija* (Dubrovnik, 17. Jh.).

jardîn (Božava), *ġàrdīn*, gen. *-ina*, *ARj.* III, 530, *čardin* (einmal im 17. Jh.), *đardin*, *ARj.* I, 894 „Garten" < gardo, *REW.*[3] 3684.

kötula (Božava, Dubrovnik, Rešetar, *o. c.* 288) „Rock" < *kotta*, *REW.*[3] 4747.

krök (Prčanj, Hvar) „Strick zum Ausziehen der Netze", *ARj.* V, 610 < *krōk*, *REW.* 4780.

lûža (Perast, Kotor, Dubrovnik seit 15. Jh.), *lõža* (allgemein skr.), *lonǵa* (Dubrovnik), *ARj.* VI, 151, 179, 230, „loggia" < *laubja*, *REW.*[3] 4936.

lukêt (Božava), *lökot* (Žumberak), *ARj.* VI, 140, *-ac*, *-ica* < *lok*, *REW.*[3] 5109.

läta (Zore, *Rad* 138, 60) „lange 3—4 cm dicke Rute, auf welche Ziegel kommen" (Imotski), in Dubrovnik *rȉma* < *rīma*, *REW.* 7319 genannt; Božava; hierher noch *àtula* „Gesims", *àftula* (Vuk, Montenegro) „Balken, auf welchen andere Balken gelegt werden < *latta*, *REW.*[3] 4933. Durch die deutsche Vermittlung ist skr. *letva* „Latte" fast allgemein geworden. Der Schwund des Artikels in *atula* und *aftuḷa* ist venezianisch, vgl. trevis. *atola* „Rebstock". Montenegrinisch *aftuḷa* zeigt Kreuzung mit türk. *hatel* „planche qu'on met à intervalle dans un mur", vgl. G. Meyer, *Alb. Wörterbuch* 149. Bezüglich *ft* < *ht* < ital. *tt* vgl. *Rad* 222, 116.

lȉš (Perast, *ARj.* VI, 118) „glatt" < *līsi*, *REW.*[3] 5081.

manigorgo (Imotski), dasselbe wie slav. *kozlac*, *vukodlak*, „Art Vampir", andere Namen für diese Gestalt der Volkserzählungen *vàdina*, *vorbo* „furbo", Zore, *Rad* 138, 61. Es scheint dasselbe Wort wie *manìgōd*, *ARj.* VI, 444, auch PN. *Manìgodić* (Bosnien) zu sein < *manigoldo*, *REW.*[3] 5282.

mûfa (Božava, Rab) „muffa", *ARj.* VII, 130f. < *muff*, *REW.*[3] 5713.

otûn (Božava, Rab, *ARj.* IX, 457) „ottone", *làtūn* (Perast) < *lattone*, *REW.*[3] 4933.

örca s. f., v. imperf. *orcât* (Božava, allgemein in Dalmatien) „orza, orzare" < *lurz*, *REW.*[3] 5178 (?).

rȁšpa (Perast, allgemein skr.), *râšpa* (Božava), v. impf. *rȁšpat* (Žumberak), *râspät* (Božava) < *raspon*, *REW*[3]. 7077.

pjȅž, *ARj.* IX, 933 „garant", *pjȅžati* (Perast) „garantieren". Im Mittellatein von Dubrovnik erscheint noch mit *pl* für *pj*: *plegium* (*Mon. hist. jur.* IX, 230) < *plegjan*, *REW.* 6592.

rašpàkati (Perast) < spahhan, *REW.* 8114 mit dem slav. Präfixe *razъ* „zer".

rafêt (Božava) „graffietto" < *raffon*, *REW.*[3] 7005.

rokê (Božava) „rocchetto" < venez. *rokelo* von *rŭkka*, *REW.*[3] 7433.

rânda (Božava, allgemein in Dalmatien) „randa" < *rand*, *REW.* 7042.

rokêta (Božava) „razzo" < venez. *roketa* zu *rŭkka* s. oben.

skerec (Cres) „scherzo" < langob. *skerzon*, *REW.*[3] 7981.

stàndō, gen. *-ála* (Dubrovnik) „stendale" < *standord*; Gamillscheg, *FEW*. 391, s. v. *étendard*.

stȉka (Božava), *šćȉka* (Žumberak) „stecca" < *stikka*, *REW*. 8256.

škrȉma s. f., v. imperf. *škrȉmati se* (Dubrovnik) „fechten" < *skirmjan*, *REW*. 7998.

škätuḷa (allgemein skr.), *-la* (Božava, Perast, Žumberak), *škàtula*, *-ica*, *ska-* (Broz.-Iveković) „Schachtel" < *kasto*, *REW*. 4682.

škalja (Dubrovnik), *škälje* pl. (Božava) „scaglie di pietra" < *skalja*, *REW*.[3] 7971.

škivät (Božava) v. imperf. „schivare" < *skiuhan*, *REW*. 8002.

šköta (Božava) „scotta" < *schooten*, *REW*. 7707.

šparańät (Božava) v. imperf. „risparmiare", *šparańîn* (ibidem) „economo" < **sparanjan*, *REW*. 8119.

šperûn (Božava, allgemein in Dalmatien, neben slav. *kljun*) < *spora*, *REW*. 8178.

špijät (Božava, allgemein in Dalmatien), *špijûn* (Božava, allgemein skr.) < *spehon*, *REW*. 8137.

tavàjuo, gen. *-úla* (Perast) „tovagliolo", *tàvaḷa* „nappa" (Perast) < *pwahlja*, *REW*. 8720.

tapûn (Božava, Žumberak) „Zapfen, Spund" < *tappa*, *REW*.8565.

tâška (Božava) „tasca" < *taska*, *REW*. 8592.

träpula (Božava) „trappola" < *trappa*, *REW*. 8863.

trȇvo (Božava), *treva* (Trogir) „sorta di vela" < venez. *trevo* zu germ. *trap*, *REW*. 8861 (?).

trumbȉta (Božava), *trubenta* (Kroatien), *trumbetaš* „Trompeter", neueres ital. Lehnwort neben dem älteren direkt aus dem Germ. bezogenen skr. *truba*, *trubač*, *trubiti* < *trumba*, *REW*. 8952.

zmorfjät (Božava) v. imperf. „essere smorfioso" < venez. *smorfiar* zu langob. *morfjan*, *REW*. 5682.

žmäriti (Perast) „smarrire" < *marrjan*, *REW*. 5373.

* * *

Zu S. 210. Ungemein wertvoll ist es für die Kenntnis der gräzisierenden Behandlung von *scį* > skr. *sk* in *Sisak* das Vorkommen des Wortes *jaška* in Blata auf der Insel Mljet und in Župa von Dubrovnik konstatieren zu können. *jaška* bedeutet eine Art von Axt, welche zugleich als Hammer dienen kann. Vgl. die Beschreibung des Gegenstandes in meinem Buche über die Adria-Fischerei, p. 155. Es geht unzweifelhaft auf *ascia* oder *ascea* *REW*. 696 zurück.

Zusatz zu S. 425 und 482. — Das Problem der Entstehung von slav. *plahta* kompliziert sich durch das Vorhandensein von germ. *blaha* „grobes Leinentuch", griech. **πλαγιούνιον* „Bettlaken" Rohlfs 1718, *blaiones* (9. Jh. in Oberitalien) > friaul. *bleon* „Bettlaken" und insbesondere von alb. *plaf* „bunte wollene Decke" G. Meyer, *Etym. alb. Wb*. 343. Das gegenseitige Verhältnis dieser fünf Formen bleibt unklar.

PETER SKOK.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Waldensian Speech in North Carolina.

After reading the survey of Waldensian speech in Württemberg, published by Karl Boger and Friedrich Vogt in *Zeitschrift* L, 437—483, it occurred to me that material which I have gathered among Waldensian colonists in North Carolina might be of immediate interest to the scholarly world. I used the AIS questionnaire of Jaberg and Jud rather than the ALF, in order that I might compare my results with the forms reported under no. 152 by the observer Scheuermaier. The North Carolina Waldensians have been away from their homeland only thirty-nine years which renders their present patois far less interesting than the speech of the German Waldensians who left Savoy in 1689, but I hoped it would be possible to gain an accurate picture of the divergences which can be produced in forty years between two groups who once spoke exactly the same, and also to take account of English influence on the articulation of the colonists. My first desire has been disturbed by two factors: the colonists in North Carolina come from the villages of Macel, Praly, and Perero (for the most part) in the Valley of Saint Martin while the subject who represents the Waldensians (no. 152) on the AIS maps is a native of Pramollo in the Valley of Perosa. Further, there have been a few additional families who have migrated to America since 1892, as late as 1922, whose speech may have had control over that of the earlier settlers. In spite of difficulties I believe some worthwhile information can be gathered from a comparison of the AIS material with the data obtained by us in North Carolina. In the following pages I am presenting only 412 words or phrases which correspond to the contents of the first two volumes of the AIS the only ones published at the time of writing.

Waldensians in America.

Supposedly there were Waldensian settlers in New York and Virginia in the 17th century, but they have long since been submerged in the general Anglo-Saxon population, save for an occasional family name or so which we might postulate as Waldensian.[1] There is no

[1] C. W. Baird, *The Huguenot Emigrations to America*, New York 1885, I, 186, II, 179.

other trace of this first colony. In 1875 a party of five families moved from a recent Waldensian settlement in Uruguay and located at Monett in the southeast corner of Missouri. From Monett several of the people moved on, in 1879, to Wolfe Ridge, Texas, twelve miles from Gainesville. Later there was still further migration from Texas to Provo City, Utah. There are to-day small groups of Waldensians in such large cities as New York and Philadelphia also, but by far the most important of their colonial ventures in the United States has been the settlement in North Carolina, direct from the homeland in the Cottian Alps. This began in 1892; but a few additional families continued to come till 1922. The first colonists founded a town which they named Valdese, in Burke county, North Carolina, fifty-five miles east of Asheville and fifty miles to the northwest of Charlotte.[1] A few individuals have strayed to nearby towns in the State. I met an elderly woman in Durham who, could still talk nothing but the patois. On the outskirts of Durham I visited a farmer whose name is Jean Micol, pronounced Michael by his neighbors, who could still speak the patois though he had become Americanized in every other respect. Since 1900 the settlers in Valdese have abandoned agriculture, which did not pay, and have been operating a hosiery mill, a large bakery, and other business enterprises which have been successful.

Observations at Valdese.

My records of the Waldensian dialect spoken in Valdese were made in the summer of 1930 aided by Mr. Hugo Giduz who checked my transcriptions. Our subjects were Antoine Grill (age 45) who came from Praly in 1892 and who has not been far from the village since and Mme Rostand, of about the same age, who came with the first colonists, from Perero. She has since been back to Savoy for a visit of a month or so. We also had the help of Louis Pons who left Macel in 1907. Mr. Pons is a man of considerable education so we were inclined to use him with the greatest of caution, but his patois checked to a nicety with that of the other two. In fact we were surprised to note so few differences between the speech of Macel, Praly, and Perero, three distinct villages, as recorded from these three. Occasionally Pons and Mme. Rostand would hesitate over such variations as *fœ̣́nnọ, fẹ́nnọ, fọ́nnọ* which suggested to us that original dialect variations between the speech of the various villages had been pooled and were now held in common after forty years of intimate association in the one American village. Only Grill professed to give some peculiarities of his own dialect, that of Praly. It is probable that he no longer uses these in his daily speech. With the exception of his treatment of medial *n*, which he always reduced to

[1] N. Tourn, *I Valdesi in America* . . ., Torino, Unione Tipografico-Editrice, 1906, 111–121; C. J. Ryder, *The „poor men of Lyons" in our southern montains*, New York American missionary association Bible House [1905].

a mere nasalization of the preceding vowel in his Praly dialect, we have noted his variations separately with a divider preceding.

Some general conclusions.

We were particularly concerned with the finer shades of pronunciation and we found several constant variations from the AIS no. 152.

1. Almost always before *r* or *r̥* a *t* had a spirant sound which was more than an aspirate *ŧ* but not a full *θ* as in English *thing*. Mr. Giduz and I noted this sound independently of each other; e. g. *nǫ́θrǫ* rather than *nǫ́ŧrǫ*.

2. Our subjects frequently hesitated between a bilabial spirant *β* and a *b* or *v*; e. g. *la βis, la vis*.

3. Whereas in the dialect of Pramol Scheuermaier observed the equivalent of Latin final *a* as an *a*, *å*, or *ϱ*, we nearly always found it to be an *ϱ* or *ϱ̣*, with the the *ϱ* often corresponding to Pramol *a* and the *ϱ* to Pramol *ϱ* or *å*. There are a few instances of a pure final *a* in the singular number (maps 193, 109, 116).

4. Open *ę* or *ęy* in the Pramol dialect of Scheuermaier are nearly always close *ẹy* at Valdese. This may have been influenced by Southern American pronunciation where an *ę* is apt to be pronounced close, and diphthongized.

5. A final *-ia* as found in no. 152 of the AIS is often *-iye* in Valdese (see maps 401, 220, 234, 266, 213) although we also heard it as *-ie* (maps 244, 316, 317). In addition there is a frequent tendency among these American Waldensians to prolong a vowel into a diphthongue with *y*; this tendency exists in present day Pramol but, I should judge, to a smaller degree. Perhaps there is some English influence in this at Valdese.

6. The phrase rhythm has been somewhat influenced by English. This is noticeable in the treatment of accents.

On only three occasions out of the 412 did the American Waldensians fail to give a patois equivalent (maps 127, 201, 372). Their women no longer wear *capezzoli*; they buy their barrels ready-made and do not have a *bottaio*; and it does not *grandinare* very much in Carolina. Some 13 words which our subjects gave us are not to be found anywhere on the AIS maps: *bidgđ* (67), *pelǽtǫ* (102), *látǫ* (111), *krǫ* (152), *tụrzũa* (160), *árvirđ* (174), *fụrfúla* (226), *baćás, sịbrǫ́t, ćaváñǫ* (238a), *síu* (248), *pụ́s* (250), *basụ̊rǫ* (340). The Württemberg survey of Boger and Vogt furnishes us with equivalents for nos. 160, 174, and of these; see their nos. 1726, 1413, and 1238 respectively. The Valdese speakers gave us seven instances where there is a slight distinction of meaning between two equivalents (maps 44, 63, 169, 174, 187, 194, 287), distinctions which are not found in no. 152 of the AIS. A study of our results will show that the speech in the Valley of St. Martin, as represented by our three colonists, resembles an adjacent non-

Waldensian dialect (no. 150 of the AIS) in some 26 instances where it differs from the speech of Pramol (no. 152).

Phonetic notation.

We have tried to follow the same notation as that used in the AIS. We were not always certain of Mr. Scheuermaier's use of the symbol *α*; when we use it, it has only one sound, that of the *e* in French *de*. For the sound of *u* as in English *but* we have employed *ǫ* in the accented position and *å* in the unaccented. Here again we were not certain of the AIS notation. We did not notice enough palatal quality in the *s* of our American Waldensians to warrant the symbol *ş* which is used regularly in no. 152 of the AIS. Our *θ* is for a weak spirant *θ* to which we have referred above.

Wordlist.

Map nos.		
1		*Valdese*
5	il padre	*lu pa̋y^{i}rẹ*
6	guarda	*bẹyká*
7	come somiglia	*kų̀m a samiłǫ*
8	sua madre	*a sa ma̋y^{i}rẹ*
9	quando mio figlio	*kų̀ro mǫŋ fịł, kànt mǫŋ fịł*
10	sara grande	*ẹ pę́y gránt*
11	lo mandero	*lu mándu pę́y*
12	a Torino	*a türiŋ*
13	tuo fratello	*vǫθrẹ fráy^{i}rẹ*
	i tuoi fratelli	*vǫ́θrẹ fráyrẹ*
14	tua sorella	*vǫθrå sǫ́rẹ*
	le tue sorelle	*vǫ́θra sǫ́rẹ*
15	j gemelli	*li βasų́ŋ, li basų́ŋ*
16	il nostro nonno	*nǫθrẹ dǭn*
17	la nostra nonna	*nǫθrå nǫ́nnǫ, nǫθrå ńǫnnǫ*
18	i nostri nipoti	*nǫθri nịβų́ nabú*
19	il loro zio	*lųr úŋklį, lųr ba̋rbǫ* (a more reverent term)
20	la loro zia	*lųr dándǫ*
	le loro zie	*lųr dándā*
21	il vostro nipote	*vǫθrẹ niβų́*
22	la vostra nipote	*vǫθrå nẹ́sǫ*
23	le vostre nupoti	*vǫθra nẹ́sa*
24	mio cugino	*mųŋ kųzį́ŋ*
	i miei cugini	*mi kųzį́ŋ*
25	mia cugina	*mà kųzį́nǫ*
26	le mie cugine	*mà kųziná*
27	il suo cognato	*suŋ kųñá*
28	i suoi cognati	*sì kųñá*
29	la sua cognata	*sà kųña̋*

Map nos.		
30	le sue cognate	*sā kụñā́*
31	il suocero	*mụm masẹ̇y^{i}r*
32	la suocera	*ma madǫ́nnǫ*
33	il genero	*mụŋ ǵánrẹ*
34	la nuora	*la nǫ́rǫ*
35	il padrino	*pẹyrī̃ŋ*
36	la madrina	*mẹyríno*
37	il figlioccio	*lu fiłǫ́l*
	la figlioccia	*la fiłǫ́lǫ*
38	è ancora	*ẹ ŋ̊kårǫ*
39	piccolo	*pćit* (tit)
40	la vostra piccola bambina	*vǫ́θrå pćitå fiłǫ*
41	è gia battezzata	*ẹ ǵǫ̀ batiđ*
42	a codesto bambino	*a ky^{e}it mẹynđ*
43	j bambini	*li mẹynđ*
44	i ragazzi	*li mẹynđ, li fìłasụ́ŋ* (group of boys)
45	il ragazzo	*ün fiłẹ́t*
	la ragazza	*la fiłẹ́tǫ*
46	il giovanotto	*lu gǫ̀va ǫ́m*
	la ragazza	*la fiłǫ*
47	due omini	*dūy ǫ́m*
48	due donne	*dúa fœ̨́nn ā, dúa fẹ́nnā*
49	una bella signora	*nå bẹlå fœ̨́nnǫ, fẹ́nnǫ*
50	quanti anni hai?	*gáyre ān avẹ́w*
51	guve	*gụ́vẹ*
52	non vedi?	*vyẹ́w pǫ́*
53	che sei	*ka tü sey kụ sẹt*
54	vecchio quanto me	*taŋ vẹ́ł kụm mí*
55	una vecchia	*vụ́łǫ, vẹ́łǫ vœ̨́lǫ*
56	nascere	*ẹṣe nā́, nāys^{e}re*
57	allattare	*dunā́ lu tẹ́t, àlaytā́*
58	un bambino	*ūm mẹynđ*
59	divezzarlo	*dẹyθriđ*
60	la pezza	*la pát^{t}ǫ*
61	la culla	*lu krǫ́s*
62	cullare	*krụsā́*
63	l'amoroso	*lù kaleñdy^{i}re* (fiancé), *l amurú* (a rake)
64	l'amorosa	*là kalendáyrǫ, la mụrụ́zǫ*
65	lui l'ama molto	*àl la stímǫ bieŋ, àl li vǫ́l biēŋ da béŋ*
66	geloso	*ga$\overset{r}{l}$ụ́*
67	baciare	*bidǵā́*
68	il bacio	*lu bídǵ*
69	non vi sposate?	*sa mariá pǫ́, s'ẹpuzáw pǫ́*
70	il corredo	*lu fardẹ̄́l*
71	le nozze	*la nǫ́sa*
72	mio marito	*mụŋ ǫ́m*

Map nos.		
73	la sua moglie	*sa fǿnnǫ, sa fǫ́nnǫ*
74	e gravida	*yẹ grǫ́sǫ, grǎβiǫ* (rude)
75	morire	*müri̋*
76	sono morti	*sum mǫ̋rt*
77	vedova	*la vẹ́vǫ, la vi̋du*
78	il vedovo	*lu vẹ́vụ*
79	portare il lutto	*fày l ẹykű̋r, fayr lu dǿł* (rare)
80	si chiama	*sụ́ŋ nǫ́m ẹ, a sa nǫ́mǫ*
81	Giuseppe	*ǵụ̈zẹ́p*
82	Battista	*batłstǫ*
83	Giacomo	*ǵǎkẹ*
84	Giovanni	*ǵáŋ, ǵannłŋ*
85	Pietro	*pyẹ́rẹ, ˏpyẹri̋ŋ*
86	Stefano	*tẹ̋ve, tǎ̋vẹ*
87	il corpo	*lu kǫ̋rp*
88	il sangue	*lu sáŋk*
89	una vena	*vẹ́ynǫ*
	le vene	*vẹ́ynā*
90	le ossa	*łǫ, łǫ*
	un osso	*ün ǫ*
91	la pelle	*pẹ́l, pǎl / pẹ́l*
92	il pelo	*lu pẹ́y$^{\alpha}$l*
	il peli	*li pẹy$^{\alpha}$l, li pẹ́r*
93	la testa	*la tẹ̋y^{e}tǫ*
94	il cervello	*lu sẹrvẹ̋l*
95	i capelli	*li pẹ́y$^{\alpha}$l*
	il capello	*üm pẹr d la tẹ̋ytǫ*
96	una ciocca (di capelli)	*ūnǫ vụ́łǫ*
97	di capelli	*da pẹ́y$^{\alpha}$l*
98	la treccia	*la θársǫ*
99	la fronte	*lu frǫ̋nt*
100	le tempie	*li pụ́ełs*
101	un occhio	*ün yǿł*
102	sopraciglia	*sùbrṣi̧ła*
	la palpebra	*pelǿtǫ da l ǫeł*
	le ciglia	*parpǎła*
103	le orecchie	*ǫrẹ́ła / orụ́ła*
	l'orecchio	*ǫrẹ́łǫ / ǫrụ́łǫ*
104	la bocca	*gǘlǫ*
105	le labbra	*la láb^{b}rǫ*
106	la lingua	*la lángǫ*
107	i denti	*la dánt*
108	un dente marcio	*ūnǫ gǎtǫ*
109	il dente molare	*la mācụ́yra*
110	la gengiva	*lā ǵanzi̋vā*
111	l'ugola	*la lǎ̈tǫ*

Map nos.		
112	perchè hai?	*parkę́ avę́w*
113	la guancia	*la męysęllǫ*
114	gonfia	*kų́ŋflǫ*
115	il mento	*mų́ntųŋ*
116	la mascella	*là māćúyra*
117	la barba	*la bắrbǫ*
118	il collo	*lu kǫ̃́l*
119	la nuca	*lu küpi̋s*
120	fico d'Adamo	*lu grų́p đa kǫ̃́l*
121	la canna della gola	*la gàrgamę̃́lǫ*
122	la spalla	*l ęypállǫ*
123	ha	*al á*
124	le spalle larghe	*laz ęypálla lárǵā*
125	il petto	*lu stǫ̃́mi / stǫmį*
126	il seno della donna	*la pũppą, lu sę̃́ŋ*
127	il capezzolo	?
128	il ventre	*lu trìpǫ, lu vų̃́ŋtre*
129	il grembo	*la fáwdǫ*
130	l'ombellico	*l ũmbüri̋t*
131	la schiena	*l ęyći̋nǫ*
132	la spina dorsale	*l ęypi̋nǫ dursắlǫ*
133	mi dolgono	*mắ fawn mắł*
134	le reni	*li rę̃́ŋ*
135	l'anca	*l ắnćǫ*
136	il culo	*lu kũul, lu đarę̃́yre*
137	il cuore	*lu kǿ̨r*
138	il polmone	*lì pųlmúŋ*
139	il fegato	*frìkasắ*
140	il fiele	*fę́al / fíal*
141	la milza	*la mũsǫ*
142	i reni	*li rę̃́ŋ*
143	la vescica	*viŋsíǫ / vęsíǫ*
144	il braccio	*lu brą̃́s*
145	le due braccia	*li düy brą̃́s*
146	sono rotte	*i sų̀ŋ rų̃́t*
147	il gomito	*lu kų́dę*
148	la mano destra	*la maŋ đręytǫ*
149	la mano sinistra	*la maŋ sųnę́trǫ*
150	gli pose	*al á bütá*
151	le mani	*lā máŋ*
152	la palma della mano	*lu krǫ́ đ la máŋ*
153	il dito	*lu dę́y / lu đę́y*
	le dita	*li dę́y / li đę́y*
154	il pollice	*lu pǫ̃́li / lu pǫ̃́li*
155	il mignolo	*lù pćit dę́y*
156	la giuntura	*la ǵų́ŋtiå*

Map nos.		
157	l'unghia	*l ụ́ŋglọ*
	le unghie	*laz ụ́ŋgla*
158	gli fa male	*lì fay má*
159	la gamba	*la ćámbọ*
160	torte	*tụrzũa*
161	la coscia	*la kọ́ẹysọ*
162	il ginocchio	*la gịnụ́ł / la gịⁿụ́y*
	le ginocchia	*laz gịnụ́ł / laz gịⁿụ́y*
163	il piede	*lu pẹ́ / lu pẹ́*
	il piedi	*li pẹ́ / li pẹ́*
164	la noce del piede	*la nụyzụ́ttọ, la nụ́yzo da pẹ́*
165	il calcagno	*garẹ́t*
166	respirare	*rͣespirá*
167	il fiato	*lú flá*
168	soffiare il naso	*sụflá lu ná*
169	il moccio	*bímọ* (a steady drool), *mụ́rfẹ́l*
170	sbadigliare	*bałá*
171	sputare	*èykǘpí*
	sputa	*ẹykọ́ẹpọ*
172	lo sputo	*l ẹykọ́ẹp*
173	ruttare	*rutá*
174	vomitare	*gùmaćá, àrvirá* (a sudden forced vomit)
175	il singhiozzo	*lu saŋglüt*
176	starnutire	*ẹ̀ytürüá*
177	sudare	*süá*
178	pisciare	*pisá*
179	cacare	*kayá*
180	bello, belli	*béł*
181	un bell'uomo	*üᵐ bẹ́l ọ́m*
182	begli uomihi	*bẹ́łi ọ̃́m*
183	brutto	*brüt*
184	grosso, grossa	*grọ̃́, grọ́sọ*
	grossi, grosse	*grọ́si, grọ́sā*
185	magro, magri	*máygrẹ*
186	forte	*fọ̃́rt, fọ́rtọ*
187	gobbo	*gọ́ẹp, bụsü̃* (with a hump)
188	cieco	*avọ́ẹglẹ*
189	guardar guercio	*al ẹ̀ bazọ́ẹ̃ł, al è ginọ́ẹ̃ł*
190	sordo	*súart*
191	zoppo	*sọ́p*
192	zoppicare	*sụpićá*
193	la gruccia	*la krọ́ća*
194	tartagliare	*kàkaryá* (to stammer), *bagayá* (to stutter)
	tartaglia	*kakáyyọ, bagárọ*
195	l'orzaiuolo	*àrbeyrọ́al*

Map nos.		
196	il porro	*puręt*
197	occhio di pernice	*ęygasiŋ*
198	le lentiggini	*lantiła*
199	è un mestiere	*ę üm męlię*
200	gli arnesi	*ŧ aθrdsę*
201	il bottaio	?
202	il calderaio	*mániŋ*
203	l'arrotino	*ćàramulęt*
204	cenciaiuolo	*àstrasidyre*
205	stagnare	*èytañind*
206	saldare	*saldd*
207	il calzolaio	*kùrdunie*
208	la lesina	*la lę́ynǫ*
209	e acuta	*ęy agûǫ*
210	la pece	*lu pęys*
211	il carbonaio	*ćàrbuñie*
212	il carbone	*ćarbúŋ*
213	il fabbro	*lu frìysę*
214	l'incudine	*l aŋklûzǫ, l aŋklûmǫ*
215	la lima	*la límǫ*
216	limare	*limd*
217	la catena	*la ćę́ynǫ*
218	la vite	*la vìs, la βìs*
219	il falegname	*lu mìzdabǫ́sk*[1]
220	casco	*ćǿyt avál*
221	dal tetto	*da küβę́yrt*
222	prendi il martello	*pilǫ lu martę́l*
223	i martelli	*li martę́l*
224	le tenaglie	*là tęndylā*
225	la pialla	*rabǫ́t* (small) *pldnǫ* (big)
226	i trucioli	*fụrfụ́la*
227	succhiello	*taravę́lǫ*
228	il succhiello (piccolo)	*lu tàravlǫ́t*
229	la menarola	*vìrobṛkiŋ*
230	il chiodo	*ćǫ́*
	i chiodi	*li ćǫ́*
231	inchiodare	*ćụá*
232	due assi	*dùa pǫ̃t*
233	cavicchio	*ćavíllǫ*
234	fornaio	*panatiyę*
235	il lievito	*kręysụ́nt*
236	la pasta	*la pǭʷtǫ*
237	impastare	*patd*

[1] No. 152 of the AIS has *mürǫ́w*. This means „a mason" among our North Carolina Waldensians.

Map nos.	
238 la madia	*mą́yt*
238a no. 1	*sịbrǫ́t*
4	*caváñǫ*
5	*baćás*
239 il forno	*lu fų́arn*
240 il tirabrace	*lu rábi*
241 il fruciandolo	*ẹykubás*
242 una corda	*kǫ́rdǫ*
243 lo spago	*fisę̈llǫ*
244 il macellaio	*lu mazlíę*
245 ammazzare	*amasá*
246 un maiale	*üm pũark*
247 ammazzatelo	*àmasallú*
248 la sugna	*lu sịu*
249 la cazzuola	*la kasǫ́lǫ*
250 la carrucola	*pų́s, tay̌ǫ́lǫ*
251 il mugnaio	*mulịnịę*
252 mulino	*mulíŋ*
253 macina	*la mǫ́lǫ*
254 macinare	*mùlịná*
255 la farina	*farĩⁿǫ*
256 fior di farina	*flǫ̃́r t farịnǫ*
257 la crusca	*lu brẹ̃́n*
258 orologio	*arlǫ́ǵǵe*
259 il sarto	*sartų̃́r*
260 imbatisce	*ãfĭalǫ*
261 la giacca	*la ǵákǫ*
262 poi	*pǿ̨y, allǫ̃́rǫ*
263 te la prova	*à tla prǫ̃́wvǫ*
264 sarta	*sartǫ́rǫ*
265 scalpello	*ẹyklupẹ́l*
266 il sellario	*salị́yę*
267 la cigna	*kųrẹ̃́yǫ*
268 lo spazzacamino	*spanćå furnẹ́l* (humorous expression)
269 spazzare il camino	*spanćá*
270 il merciaio	*marsị́yę*
271 il merciaiolo ambulante	*nàgųsyánt ambülánt*
272 la bilancia	*l ẹkanddáł*
273 la cassa	*káyssǫ*
274 la scatola	*skátulǫ / bwą́tǫ*
275 l'involto	*pạkẹ́t*
276 rinvoltare	*aŋvàrtuliá*
277 prestare	*prẹytá*
278 danaro	*sǫ́łdi*
279 un soldo	*ün sǫ́łdi*
280 la moneta	*la munẹ̃́o*

Map nos.	
281 il portamonete	*bu̯arsǫ, portofϕ̨ẹ́t*
282 risparmiare	*ẹ̀konomizá* (to save), *ẹ̀ytalβyá* (to spare)
283 i debiti	*li dẹ́bbi*
284 uno, due	*ũŋ dũy*
285 tre, quattro	*trẹ́y, káθrẹ*
286 cinque, sei	*síŋk, sẹ́y*
287 sette, otto	*sẹ́t, ϕ̨ẹ́t*
288 nove, dieci	*nǫ́w, dẹ́*
289 undici	*úŋze*
290 dodici	*dǫ́zẹ*
291 tredici	*θárzẹ*
292 quattordici	*katǫ́rze*
293 quindici	*kíŋzẹ*
294 sedici	*sáze*
295 diciasette	*darssẹ́t*
296 diciotto	*dœzyϕ̨ẹ́t*
297 diciannove	*dœznǫ́w*
298 venti	*vínt*
ventuno	*vintũŋ*
299 ventidue	*vintedũy*
300 trenta	*tru̯ántǫ*
301 quaranta	*karántǫ*
cinquanta	*siŋkántǫ*
302 sessanta	*sẹsántǫ*
settanta	*stántǫ*
303 ottanta	*ütántǫ*
novanta	*nǫrántǫ*
304 cento	*su̯nt*
305 duecento	*dũysu̯nt*
trecento	*trẹysu̯nt*
306 la dozzina	*duzẹ́ynǫ*
307 dal primo	*da prím*
308 fino all'ultimo	*a dríẹ*
309 l'anno, gli anni	*l dŋ, l dŋ*
310 le stagioni	*la sazu̯ŋ*
311 la primavera	*laiprímǫ*
312 l'estate	*lĩtá*
313 l'autunno	*l ǫtϕ̨ẹñ*
314 l'inverno	*l üvãrn*
315 il mese	*lu mẹy*
315 i mesi	*li mẹy*
316 Gennaio	*ǵẹníẹ*
317 Febbraio	*blíẹ*[1]

[1] The AIS has also *favri* for no. 152. Our Waldensians recall no form similar to this.

Map nos.	
318 Marzo	*mā́rs*
319 Aprile	*abrị̄́ye, abrī́al*
320 Maggio	*mā́y*
321 Giugno	*ǵũñ*
322 Luglio	*lų̄́ył*
323 Agosto	*ọ́wt*
324 Settembre	*stọ̈́mbre*
325 Ottobre	*ọtọ̄́bre*
326 Novembre	*nụ̈ vọ̈́mbre*
327 Dicembre	*dazọ̈́mbre*
328 la settimana	*la smā́nọ*
329 lunedi	*lũns*
330 martedi	*mā́rs*
331 mercoledi	*mẹ̄́yrkrẹ*
332 giovedi	*ǵọ́w*
333 venerdi	*váŋre váŋ*
334 sabato	*sándị*
335 domenica	*dyamẹ́ngo*
336 al giorno	*par ǵų̄́arn*
337 la mattina	*lu matíŋ*
338 il mezzogiorno	*mẹy ǵạ́arn*
339 il pomeriggio	*aprẹ̀y dinā́*
340 la sera	*basų́rọ nọ̈́eyt*
341 fin da iersera	*dọ^u^z anọ̈́eyt*
342 una notte	*ünọ nọ̈́eyt*
343 chiara, chiaro	*klā́rọ, klā́r*
344 fino a mezzanotte	*fị̀ŋ a mẹzonọ̈́eyt*
345 stanotte	*k'tọ nœ́yt*
346 oggi	*ŋ̥kọ̈́ey*
347 domani	*damáŋ*
348 dopodomani	*aprẹ̀ydamáŋ*
349 ieri	*ī́ar*
350 ier l'altro	*lu ǵų́arn dránt*
351 bisogna	*ŋ̥́tọ*
352 restare dentro	*itā́ dī̈nt*
353 accanto	*dapẹ́y*
354 al fuoco	*daw fũark*
355 non vada	*án^n^a pá, sų́rtẹ pá*
356 fuori	*fọ́rọ*
357 lontano	*lọ̈́eñ*
358 donde	*dadúnt*
359 vieni	*venẹ́y tü*
360 si leva il sole	*lu sulẹ́y sa lẹ̄́yvọ*
361 la luna	*la lũnọ*
362 la stella	*l ẹytẹ́yalọ*
363 che tempo fa	*ka tọ̈́mp la fáylo*

Map nos.	
364 la nuvola	*nę́yblǫ*
365 nebbia	*nę́yblǫ*
366 piovere	*plǫ́wre*
366 piove?	*plǫw*
367 e piovuto	*l à plų̈gū̃*
368 spiovere	*la fani da plǫ́wre*
369 la pioggia	*plǿǫ, plũǫ*
370 ripararsi dalla pioggia	*asųtá*
371 l'arcobaleno	*l àrk aŋ sięl*
372 grandinare	?
373 grandine	*la gręylǫ, li gręyli*
374 la rugilada	*ruzá*
375 la brina	*la brinǫ*
376 galaverna	*gàlavęrnā*
377 nevica	*là vęŋ nę́yų*
378 la neve	*nę́yų*
379 si scioglie	*fų́u nt*
380 neve ammucchiata dal vento	*la tųrmántǫ*
381 il ghiaccio	*lu glás*
382 gelare	*ǵalá*
383 il gelo	*ǵalá*
384 egli dice	*a dí*
385 che ha freddo	*kal a fręyt*
386 tremare	*tramulá*
tremo	*tramǫ́lu*
387 dal freddo	*t fręyt*
388 ho le mani	*ay lā̃ máŋ*
389 intirizzite	*m̥basiā̃*
390 ho visto	*ay vît*
391 balenare	*ę̀ylüdyá*
392 il baleno	*l ęylǘdį*
393 il fulmine	*lu trunę́yli*
394 è cascato	*ęy ćǿyt*
395 sulla nostra casa	*s nǫ̀θrå męyzų́ŋ*
396 tonare, tuona	*truná, la trų́unǫ*
397 ha tonato	*l à truná*
398 il tuono	*lu trunę́yli*
399 il vento	*l ǫ́wrǫ*
400 terremoto	*taramǫ́t*
401 l'acciaio	*l asîyę*
402 l'argento	*l arǵę̂nt*
403 battere il ferro	*báθre lu fę́yⁱrę*
404 il fil di ferro	*fíul t fę́yⁱrę*
405 la lata	*la tę̂lǫ*
406 l'oro	*l ǫ́r*

Map nos.	
407 è pesante	*ęy pazáŋt*
408 come il piombo	*kụ́um lu plụ́mp*
409 il rame	*l arám*
410 la ruggine	*lu rüył*
411 rugginoso	*rüłáŋt*
412 lo stagno	*l ęytą́ñ*

URBAN T. HOLMES.

---

2. Wassertransport in Lorca (Murcia).

Alles Leben und alle Kultur der südlichen Romania wie auch Nordafrikas ist in besonderem Maſse an das Vorhandensein von Wasser gebunden, ohne das weder Mensch noch Tier existieren können und ohne das keine Landwirtschaft möglich ist. Die Versorgung des Haushaltes mit frischem Trinkwasser ist daher eine der wichtigsten täglichen Betätigungen. Nicht nur in kleinen Ortschaften, sondern selbst in gröſseren Städten spielt der Transport des Wassers von den artesischen Brunnen, die auf Plätzen oder an wichtigen Straſsenkreuzungen angelegt sind, in die einzelnen Häuser eine bedeutende Rolle. Das gilt insbesondere für die Städte Neukastiliens und des alten Königreichs Murcia und für die Städte des Alentejo und Algarves, deren Straſsenbild der Wassertransport ein eigenes Gepräge verleiht. Nirgends aber — soweit ich sehe — wird das Straſsenbild durch den Wassertransport so beherrscht und nirgends ist die Art dieses Transportes so vielseitig wie in der murcianischen Stadt Lorca.

Zum Transport des Wassers von den Brunnen ins Haus dienen hier 55 cm hohe zweihenkelige Krüge (Abb. a) wie sie auch in Murcia und Cartagena Verwendung finden und, mit leicht konischer statt der zylindrischen Form des Halses, auch in Baza wiederkehren. Diese Krüge, die *kántaros* genannt werden, werden in Lorca selbst hergestellt in Töpfereien, die sich nur der Herstellung dieser Wasserkrüge widmen. 'Mund': *bǫ́ka*. 'Henkel': *ása*.

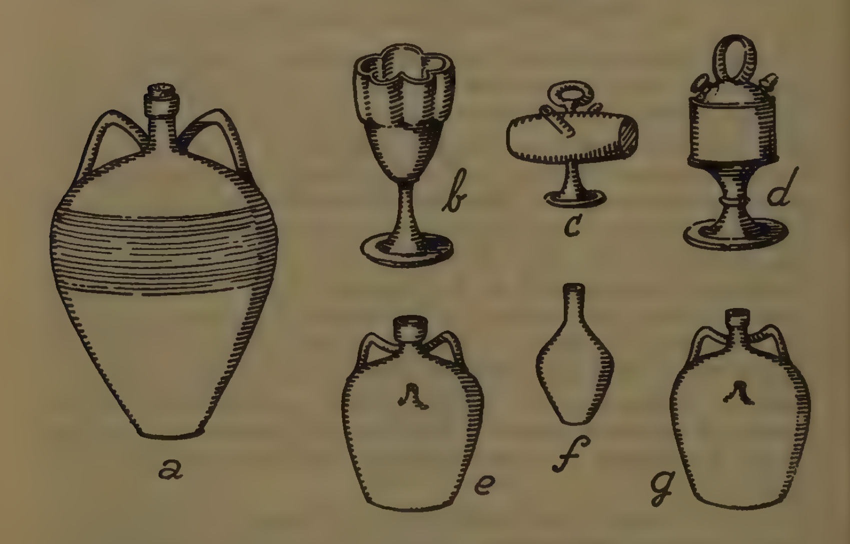
Zum Gebrauch im Hause dienen andere Wassergefäſse aus Ton, kleineren Formats, die *kántaras* heiſsen und auf den Tisch gestellt werden. Natürlich können auch sie gelegentlich zum Wasserholen verwendet werden, doch geschieht dies nur ausnahmsweise. Die *kántaras* treten in verschiedenen Formen auf:

1. In der Form eines kleinen, unten breiten *kántaro*, mit einem Ausguſs versehen, Höhe 30 cm (Abb. g). Dazu eine Variante, die sich durch einen weiteren Mund auszeichnet (Abb. e).

2. In der Form eines oben mit fünf Ausbuchtungen versehenen Kelches, Höhe 30 cm (Abb. b).

3. Gefäſse mit zwei seitlichen Ansatzrohren, einem weiteren als Einfüllöffnung, *bǫ́ka*, und einem engeren, mit eichelförmigem Ende, *pitǫ́r̄o* genannt, aus dem man beim Trinken den Wasserstrahl im Bogen ausströmen läſst. Zwischen den beiden Öffnungen sitzt, senkrecht zu ihrer Verbindungslinie der ringförmige Henkel. Das Gefäſs ist mit einem gegliederten Fuſs ausgestattet. Höhe 30 cm (Abb. d). Ähnliche Gefäſse (mit gegliedertem Fuſs) werden in Guadix hergestellt (*pipǫ́te, por̄ǫ́n*). Ohne gegliederten Fuſs ist das Gefäſs auf der Halbinsel weit verbreitet.

4. Kleine Gefäſse in der Form eines Fäſschens mit Fuſs. Der obere Griff verläuft in Längsrichtung des Fäſschens. An Stelle der



bei 3 vorhandenen kurzen Ansatzrohre sind hier zwei lange schmale Röhrchen angebracht. Höhe 20 cm (Abb. c).

Neben den *kántaras* verwendet man auch tönerne Flaschen, *botẹ́l̄as*, von 22 cm Höhe (Abb. f).

Der Transport der *kántaros* geschieht auf vierfache Weise:

I. Durch Frauen oder Mädchen, die den Krug auf der Hüfte tragen.[1]

[1] Diese Art irdene Krüge zu transportieren ist heute die verbreitetste auf der Pyrenäenhalbinsel. Das Tragen auf dem Kopfe scheint früher jedoch verbreiteter gewesen zu sein als heute. In der Provinz Málaga läſst sich der Übergang vom Tragen auf dem Kopf zum Tragen auf der Hüfte feststellen (Montejaque, Benaocaz). Auf dem Kopf trägt man Krüge noch im Baskenland (F. Krüger in VKR II, 179, Abb. S. 181e), in Cáceres und in den Hurdes (Abb. bei K. Hielscher, *Das unbekannte Spanien*, Berlin [1922] S. 84 u. 259). Für Gérgal (Almería) hat M. Willkomm (*Aus den Hochgebirgen von Granada*, Wien 1882, S. 304) das Tragen auf dem

II. Durch Wasserverkäufer, die sich zum Fortschaffen der mit Korkstopfen (*tapǫ́n*) verschlossenen Krüge verschiedener Transportgeräte bedienen. Diese sind:

a) Die *agwađéras* oder *agwaéras*, die über den Saumsattel des Maultiers gelegt werden. Sie werden aus Spart (*e^{h}párto*) geflochten, und zwar bestehen sie aus zwei jeweils durch eine Scheidewand aus Spart mit oberem wagerechten Holzstäbchen geteilten Doppelkörben, die rechts und links vom Tragtier hängen und auf dem Rücken des Tieres durch kräftige geflochtene Spartbänder, die durch kleine griffartige Bögen gezogen sind, zusammengehalten werden. Die Auſsenwand jedes Doppelkorbes ist aus drei übereinander sitzenden Spartgeflechtstreifen (*plẹ́i̯tas* < PLECTA 'Geflecht' *REW*. 6591a?) zusammengesetzt und die Ränder der Streifen sind, wo sie zusammenstoſsen, mit Hilfe von geflochtenem Spartband (*r̄amál*, zu RAMUS)[1] wulstartig vernäht. Eine solche *agwađéra* vermag vier *kántaros* aufzunehmen. Hergestellt werden die Tragkörbe von den heimischen Spartflechtern, die auſserdem auch einfache groſse Körbe (mit zwei Griffen; *e^{h}pwẹ́rtas* < SPORTA) aus Spart herstellen und ferner aus Spart die Saumsättel[2] der Tragtiere flechten, die die Unterlage der *agwađéras* abgeben. Der Saumsattel heiſst *albárđa* (< arab. البردعة) und wird auch scherzhaft *čalẹ̀ko đe múla* „Maultierweste" genannt.

Diesen *agwađéras* entspricht völlig der in Baza (Ost-Granada) hergestellte *serǫ́n* (kast. *serón*; zu kast. *sera*, span.-arab. شيرة, ptg. *seira* 'Korb' >got. *SAHRIA 'Korb' *REW*. 7518), der aber nicht zum Wassertransport, sondern zum Fortbewegen von Waren, Obst, Gemüse usw. dient. In Granada wird zum Wassertransport über den Saumtiersattel ein groſser ländlicher Korb gelegt, der nach Art der in den Provinzen Málaga und Cádiz häufigen *serones* in der Mitte dem Rücken des Tieres entsprechend flach gestaltet ist und zu beiden Seiten mit den unteren Spitzen tief herunterhängt, aber zum Unterschied von den erwähnten *serones* an jeder Seite mit einer Trennungswand versehen ist, so daſs er im ganzen vier Krüge aufnehmen kann. Im westlichen Andalusien kommen *aguaderas* aus Spartgeflecht, soweit ich sehe, nicht vor, die *aguaderas*, die dort den Maultieren aufgeladen werden, sind Holzgestelle. Dagegen erinnert an das Traggerät von Lorca das im südlichen Pyrenäenvorland gebräuchliche Wassertraggerät, das „aus einem zusammenhängenden Weidenrutengeflecht mit zwei Körben auf jeder Seite und einem diese verbindenden Rücken" besteht.[3] Auf Mallorca sind Doppel-

---

Kopf festgestellt. Aus Portugal ist mir diese Art des Transportes aus Guimarães und Leiria bekannt, siehe für Barcelos und Aveiro die Abb. bei E. Ribeiro, *Agua fresca* [Pôrto o. J.], S. 12 u. 35.

[1] Vgl. kast. *ramal* 'cada uno de los cabos de que se componen las cuerdas, sogas, pleitas y trenzas' (Akad.).

[2] Saumsättel aus Spart sind auch in Marokko üblich (Abb. bei P. Dumas, *Le Maroc*, Grenoble [1931], S. 79 [Marrakeš]).

[3] Siehe F. Krüger in VKR II, 154—156.

körbe aus Palmblattstreifen mit verbindenden Rückenstreifen üblich.[1] Ähnliche Körbe sind mir aus der Mancha bekannt.

b) Häufiger als die *agwaḋéra* findet der Schubkarren (*kaṙǫn*) Verwendung zum geschäftsmäſsigen Wassertransport. Er ist das meist verwendete Transportgerät für Wasserkrüge. Er besteht aus einem System sich senkrecht kreuzender Latten, entsprechend der Anzahl der Krüge, die in den entstehenden quadratischen Öffnungen Halt finden. Die kleinsten Karren können zwei Krüge, einen hinter dem anderen, aufnehmen, die gröſseren haben Raum für zweimal zwei Krüge hintereinander und die gröſsten für dreimal zwei Krüge hintereinander. Die Öffnungen sind kleiner als der gröſste Umfang der Krüge, so daſs diese in dem Lattengestell hängen, derart, daſs sie 30 cm über die Latten oben herausragen. Die äuſseren seitlichen Latten sind vorn und hinten länger als die Tragfläche. Hinten sind die überragenden Enden als Griffe ausgebildet, vorn tragen sie die hölzerne Achse des Rades. Kurz vor den Stellen, wo die äuſseren Seitenlatten von der hintersten Querlatte getroffen werden, sind sie je mit einer senkrechten Holzstütze versehen, die vorn und hinten durch ein dreieckiges Brettchen in ihrer Lage festgehalten wird. Diese Stützen gestatten ein Abstellen des Karren, ohne daſs der Boden der Krüge beschädigt wird. Das hölzerne Rad ist ein Scheibenrad, das aus zwei Stücken besteht. Das Rad wird verstärkt durch je ein rechts und links aufgenageltes viereckiges Brettchen. Die vierkantige Achse dreht sich mit dem Rade. Um ein Verrutschen des Rades zu verhindern wird die Achse beiderseits des Rades durch je einen Holzpflock, seltener einen Eisenpflock durchstoſsen. Häufig ist das Holzrad mit einem Eisenreifen umgeben.[2]

Wassertransportkarren mit Scheibenrad, für zweimal zwei Wasserkrüge hintereinander, sind mir auch aus Cartagena bekannt. Ganz ähnliche Karren sieht man im Alentejo in Évora und Estremós. Sie sind mit Scheibenrad, aber auch schon mit hölzernem oder eisernem Speichenrad ausgestattet und dienen dazu, in einem rahmenförmigen Gestell zwei Wasserkrüge nebeneinander[3] oder hintereinander[4] zu transportieren. In Évora vertritt auch gelegentlich ein Brett mit kreisförmigen Ausschnitten die Stelle des Lattensystems.

---

[1] Abb. bei Erzh. Ludwig Salvator, *Die Balearen*, Würzburg-Leipzig 1897, I, 349. Vgl. für Marokko die zitierte Abb. bei P. Dumas (Vordergrund).

[2] Die Schubkarren, die zum Warentransport dienen, unterscheiden sich von den Wassertransportkarren nur dadurch, daſs an die Stelle des Lattensystems eine Tragfläche aus Brettern tritt. Solche Karren mit Scheibenrad sind auch in Baza in Gebrauch, wo sie mit einer Tragfläche aus Eisenbändern ausgestattet sind (daneben aber auch schon mit eisernen Rädern); ferner im Maestrazgo (*kaṙę̇t*, Morella).

[3] Vgl. die Abb. bei Ribeiro S. 38 (Évora).

[4] Vgl. hierzu nunmehr auch die bei M. Thede, *VKR* VI, Taf. VIII abgebildete Karre (mit hölzernem Scheibenrad) aus der Albufera.

c) Weniger häufig als der Schubkarren tritt der von einem Maultier gezogene zweirädrige Wagen (*kářo*) auf. Das Traggestell, das wie beim Schubkarren konstruiert ist, ist hier für viermal drei Krüge hintereinander eingerichtet. Die äußeren Seitenhölzer, die hier besonders kräftig ausgebildet sind, bilden in ihrem vorn über die Tragfläche hervorragenden Teil die beiden Deichsel für das Zugtier. Der Wagen besitzt zwölfspeichige große Räder, die sich um die Achse drehen. In manchen Fällen sind in die beiden äußeren Seitenhölzer senkrechte Stäbe eingelassen, die oben durch eine wagrechte Latte zusammengehalten werden.[1] Die wagrechten Latten werden im vorderen Viertel des Wagen meist durch eine zu ihnen senkrechte Latte verbunden (selten sitzen auch an dieser Latte senkrechte Stäbe).

Den einfachen Wagen (ohne seitliche Gitter) ähnliche Wasserwagen kennen wir aus Murcia (viermal zwei Krüge hintereinander), Cartagena, Valencia und Sagunto,[2] ferner aus Algarve (sechsmal zwei Krüge hintereinander), wo sie teilweise (Olhão) mit einem Sitz für den Kutscher versehen sind.[3]

WILHELM GIESE.

---

3. Brunnenschöpfräder der Mancha.

O. Jessen hat in den *Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg* XLI, 180ff. auf die Bedeutung der *noria* für die Landwirtschaft der Mancha hingewiesen und (S. 181) eine Karte beigegeben, auf der die Dichte der Verteilung der einzelnen Brunnenschöpfräder in der Umgebung der Stadt Daimiel deutlich zum Ausdruck kommt. Da Jessen jedoch die Konstruktion der *noria* der Mancha nicht näher beschrieben hat und auch das mitgeteilte Photo (Taf. 21, Abb. 2) diese nicht erkennen läßt, andererseits aber die Brunnenschöpfräder der Mancha gegenüber den uns bekannten Schöpfrädern Spaniens und Portugals,[4] Marokkos,[5] sowie auch Süditaliens[6] nicht unbedeutende Abweichungen zeigen, gebe ich im folgenden eine Beschreibung der vorkommenden Typen aus der Umgebung von Daimiel nebst der zugehörigen Terminologie.[7]

---

[1] Vgl. die Abb. des entsprechenden Wasserwagens aus Totana bei W. Soule, *Spanish Farm Houses and minor Public Buildings*, New York 1924, S. 96.

[2] Siehe WS XI, 166.

[3] Siehe die Abb. bei Ribeiro S. 17, vgl. jedoch *WS* XI, 166.

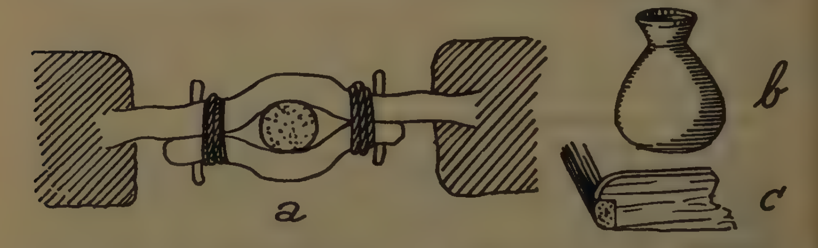
[4] Siehe meine Ausführungen *WS* XI, 65ff.

[5] Siehe außer den von mir *WS* XVI, 90 gegebenen Hinweisen auf Abbildungen die Ausführungen von J. Bourrilly, *Éléments d'ethnographie marocaine*, Paris 1932, S. 152, auch L. Wehrli, *Marokko*, Zürich usw. 1930, S. 89 und 3. Tafel nach S. 112.

[6] Siehe meinen Beitrag *Apulische Brunnenschöpfräder* in *WS* XVI.

[7] *e* und *o* bezeichnen mittlere Vokale, *ẹ* und *ọ* geschlossene Vokale mit verhältnismäßig weitem Zungenabstand, *ǫ* und *ę* offene Vokale mit verhältnismäßig engem Zungenanstand (diese offenen und geschlossenen

Die Hauptteile dieser Wasserhebevorrichtung bilden zwei kräftige, 2,40 m lange Achsen aus unbehauenen Baumstämmen, von denen die eine sich in vertikaler Lage unmittelbar hinter dem sehr tiefen Brunnenschacht befindet, während die andere in horizontaler Lage, den Brunnenschacht überquert. Die Vertikalachse ist unten mit Eisenkappe und Eisenspitze versehen. Diese Spitze dreht sich, wenn die Achse in Umdrehung versetzt wird, in einer Vertiefung des vierkantigen Grundbalkens, der in der Verlängerungslinie der Horizontalachse liegt. Der Grundbalken ragt nach dem Brunnenschacht zu noch ein Stück über die Vertikalachse hinaus und schliefst ungefähr mit dem Rand des Brunnenschachtes ab. An diesem Ende ist er mit einer rillenartigen Vertiefung versehen, die in der Längsrichtung des Balkens verläuft und die zur Aufnahme der einen Eisenspitze der Horizontalachse dient. Am anderen Ende wird der Grundbalken durch schwere Steine beschwert und in seiner Lage festgehalten. Die Horizontalachse ist an beiden Enden mit



Eisenkappe und -stift versehen. Die Spitze des über dem Schacht liegenden Endes greift wie erwähnt in den Grundbalken der Vertikalachse ein, die Spitze des am anderen Achsenende über den Schacht hinausragenden Teiles ruht in der Rille eines Holzklotzes (Lagers), der wiederum durch Steine in seiner Lage festgehalten wird.

Um der senkrechten Achse den notwendigen Halt zu geben, wird sie in halber Höhe durch einen knorrigen, nach dem Brunnenschacht zu etwas ausgebogenen Baumstamm gehalten. An diesem Baumstamm, der an beiden Seiten in mächtige Steinpfeiler eingemauert ist, die ihn in einer zu beiden Achsen senkrechten Lage festhalten, ist, der genannten Ausbuchtung gegenüber, ein nach der entgegengesetzten Richtung ausgebuchtetes Balkenstück befestigt und zwar einerseits durch zwei Holzstäbe, die durch Löcher in den beiden Hölzern, je rechts und links von der Ausbuchtung, gesteckt sind, und andererseits durch Stricke (s. Abb. a). Durch die von den beiden Ausbuchtungen gebildete Öffnung geht die Vertikalachse

---

Vokale stehen den mittleren Lauten näher als die entsprechenden Vokale anderer romanischer Sprachen); *s* = alveolarer stimmloser Reibelaut mit gröſserem Abstand der Zungenspitze von den Alveolen als in Altkastilien (vgl. *RFE* XX, 268), *l'*, *n'* = palatales *l* bzw. *n*; *x* = velarer stimmloser Reibelaut; *w* = bilabiovelarer stimmhafter Reibelaut.

hindurch, die sich an dieser Stelle verjüngt (mit dem Beil behauen). Oberhalb dieser Verjüngung ist in einem Loch in der Achse die 5 m lange Deichsel durch Keile festgekeilt, an der der Esel oder das Maultier angespannt wird, um die ganze Anlage in Betrieb zu setzen.[1] Damit die Vertikalachse nicht durch die Durchbohrung an Haltbarkeit verliert, wird sie durch ringförmige, auch sich kreuzende Eisenbänder verstärkt.

Am unteren Teile der (hier ebenfalls durch einen Eisenreifen verstärkten) senkrechten und an dem über dem Brunnenschacht befindlichen Teil der horizontalen Achse sitzen, in Öffnungen festgekeilt, vier 1,08 m lange vierkantige Hölzer, die jeweils ein Kreuz bilden. An dem Kreuz, das an der horizontalen Achse sitzt, ist auf der der Vertikalachse abgewandten Seite vermittels Eisenschrauben (mit Muttern und eisernen Unterlegscheiben) ein eiserner Radreifen aufgeschroben. Parallel zu diesem Reifen läuft ein zweiter gleicher Reifen, der mit dem ersten durch eine Reihe von eisernen Sprossen verbunden ist. Über diese Sprossen laufen zwei aus dicken Tauen gebildete Schlingen, an denen die Schöpfbecher durch Stricke festgebunden sind. Die Zahl der Schöpfbecher beträgt in der Regel 50, die Kette der Becher reicht tief in den Brunnenschacht hinab. Nach der Art der Schöpfbecher lassen sich drei Varianten unterscheiden: 1. am häufigsten sind Tonkrüge,[2] deren Form aus Abb. b hervorgeht, 2. seltener finden sich grofse zylindrische Holzeimer, 3. neuerdings werden Tonkrüge und Holzeimer durch zylindrische Blechgefäfse ersetzt. Das geschöpfte Wasser läuft in einen hölzernen Trog (Fügung der Seitenwände s. Abb. c), aus dem es durch zwei Holzkanäle auf die Felder geleitet wird. Manchmal gelangt es auch erst in ein gemauertes Sammelbecken.

Die Übertragung der Umdrehung der durch den Esel in Bewegung versetzten Vertikalachse auf die Horizontalachse mit dem Becherwerk geschieht bei einen Teil der Brunnenschöpfräder einfach durch das Ineinandergreifen der Arme beider Balkenkreuze. Bei den meisten Schöpfrädern sind jedoch die Kreuze je mit einem eisernen Radreifen versehen, der 60 Eisenzähne trägt, so dafs an Stelle der Arme der Balkenkreuze die Zähne dieser Räder ineinander greifen. Bei dem Balkenkreuz der Vertikalachse ist das Zahnrad unten aufgeschroben, bei dem der Horizontalachse auf der der Vertikalachse zugekehrten Seite. Der Radius der Zahnräder ist kleiner als der des Radreifens, der die Becher hebt. Die Befestigung der Zahnräder an den Balkenkreuzen geschieht ebenfalls durch Eisenschrauben mit Muttern und Unterlegscheiben. Diese Schöpfwerke (mit Zahn-

---

[1] Vgl. das Photo bei Jessen.

[2] Tonkrüge finden sich noch bei den *norias* aus der Gegend von Cádiz (Abb. *Folklore y Costumbres de España* I, 371, in Almería (Abb. bei F. Christiansen, *Die spanische Riviera und Mallorca*, Berlin [1929], Taf. vor S. 161), auf Mallorca, in der Provence und in Ägypten (s. *WS* XI, 71, Anm. 5).

rädern) entsprechen dem *WS.* XI, 70 mitgeteilten Typ IIIa 3 (Algarve, Murcia, Valencia).

Eigentümlich ist den Brunnenschöpfwerken der Mancha die Kombination von Holz und Eisen, während sonst die entsprechenden Brunnenwerke ganz aus Holz oder (in neuerer Zeit) ganz aus Eisen hergestellt sind. Die Holzkonstruktion und ihre Ausmaſse sprechen für die Altertümlichkeit der Manchabrunnen. Die Zuhilfenahme von Eisenteilen, die der Schmied herstellt und die im Vergleich mit Kron- und Zahnrad der sonst üblichen eisernen Brunnen recht einfach sind, erklärt sich offenbar durch die Armut der Mancha an Holz überhaupt,[1] besonders aber an Holz, das sich gut verarbeiten läſst. Aus dem gleichen Grunde erklärt sich wohl auch die nicht gerade wirtschaftliche Verwendung von nur zwei Holzkreuzen bei einem Teil der Brunnen der Mancha. Diese Holzkreuze (ohne eiserne Zahnräder), die einfacher sind als selbst das primitive Zahnrad der ägyptischen *sâqije*,[2] stellen einen selbständigen Versuch dar, das Prinzip der ineinandergreifenden hölzernen Zahnräder, wie wir sie in Ägypten, auf der Pyrenäenhalbinsel und in Apulien finden, unter der Anwendung von möglichst wenig Holz zu lösen.[3] Die Verwendung der aufgeschraubten eisernen Zahnräder (ohne Speichen) auf die Holzkreuze, durch die die Anlage leistungsfähiger, aber auch kostspieliger wird, ist sicher jüngeren Datums. Beachtenswert ist, daſs auch bei den eisernen Zahnrädern das alte Holzkreuz aus Tradition beibehalten wird, anstatt daſs man die Zahnräder nun auch mit eisernen Speichen versieht.

Das 'Brunnenschöpfrad' (ganze Anlage):

1. *un drte đe sakàr ágwa*;
2. *ađęréso, ađęréþo, aldęréso, aldęréþo.* Kast. *aderezo* 'Gerät'. Zu DIRECTIARE *REW.* 2645.[4]

Die 'Vertikalachse': *ęl peǫn*, „der Knecht". Vgl. extrem. *peǫŋ* 'Spindel des Kronrades' (Ölmühle).[5]

Ein 'Eisenstift' der Achsen: *ęl gixǫn.* < *ACULEA 'Ochsenstachel' *REW.* 126. Vgl. kast. *aguijón.*

Das hölzerne 'Lager' für den Eisenstift: *ęl gan'ǫn*, „Kehle". < CANNA 'Rohr' *REW.* 1597.

---

[1] Vgl. O. Jessen a. a. O. S. 167. — Man ist in der Regel auf das Holz des Ölbaums angewiesen.

[2] Abb. *WS* XI, 71. Vgl. auch die Abb. bei L. Borchardt-H. Ricke, *Ägypten*, Berlin-Wien-Zürich [1929] S. 198, 230, 242, 269.

[3] Auch die von F. Krüger, *WS* X, 103/4 mitgeteilte *nora* von Chaves (Nordportugal) besitzt kein Zahnradsystem (Holzzacken in der senkrechten Achse greifen hier in die Speichen des Schöpfrades).

[4] Kast. *þ* erscheint hier bodenständig als *s*. Unter dem Einfluſs der Schriftsprache bemüht man sich jedoch castellano castizo zu sprechen.

[5] W. Bierhenke, *Ländliche Gewerbe der Sierra de Gata*, Hamburg 1932, S. 37.

Der horizontale Baumstamm, der die Vertikalachse in halber Höhe stützt: *la mesil̆a*, „das Tischchen". Vgl. kast. *mesilla* 'meseta de escalera'.

Die 'Steinpfeiler', auf denen die *mesil̆a* ruht: *los mármoles*.

Das an der *mesil̆a* befestigte ausgebuchtete 'Balkenstück', das um die Achse greift: *la ab̆raþađéra*.

Die 'Holzstäbe', die *mesil̆a* und *ab̆raþađéra* verbinden: *los tǫrnil̆os* (eigentlich 'Schrauben', doch findet sich die Bedeutung 'Zapfen' auch sonst im Span.).

Die 'Löcher' in *mesil̆a* und *ab̆raþađéra*, durch die die Holzstäbe durchgesteckt sind: *wẹ́kos*.

Die Stelle, wo sich die Vertikalachse verjüngt (zwischen *mesil̆a* und *ab̆raþađéra*): *la sintúra*. Man beachte, daſs der Ausdruck *cintura*, der im allgemeinen vom menschlichen Körper gebraucht wird ('Taille'), hier auf einen Gegenstand übertragen ist, der mit einem *peón* verglichen und als solcher bezeichnet wird.

Die an der Vertikalachse an vielen Stellen angebrachten 'Eisenreifen' und 'Eisenbänder' (*pàra ser̄ár*): *los sẹ́l̆os*. Kast. *cello* 'Faſsreif'.

Die die Holzkreuze bildenden 'Balken': *las kruséras*. Zu *krus*, kast. *cruz* 'Kreuz'.

Die 'Eisenreifen nebst den sie verbindenden Eisensprossen' (Schöpfrad): *los agwađǫ́res*. Das Wort bezeichnet sonst nur die Sprossen des Schöpfrades (Ac. s. v. *aguador*).

'Schöpfbecher' aus Ton (*bár̄o*): *alkađúþes*. < arab. ال قدوس (s. *WS*. XI, 69).[1]

'Schöpfbecher' aus Blech (*ǫ́xa đe láta*): *kanxilǫ́nes*.[2]

Der hölzerne 'Trog', der das Wasser aufnimmt: *la artesil̆a*.

'Holzkanal': *kanalẹ́xa*.

Das steinerne 'Sammelbecken': *la alb̆ẹ́rka*. < arab. البركة.

'Eisenreifen mit eisernen Zähnen':

1. *ẹl ẹŋgráne*. Zu *engranar*.
2. *la punteria*. Zu *púnto* 'Zahn'.

Die 'Eisenzähne': *los púntos*.

Eine 'Schraube': *un tǫrnil̆o*.

Eine 'Mutter':

1. *ùna twẹ́rka*. < *TORCA *REW*. 8799.
2. *ùna r̄ǫ́ka*.

Die 'Unterlegscheibe' *ẹl b̆alil̆o*. Zu kast. *valer* 'schützen'.

'Stricke' (jeglicher Art): *kwẹ́rđas*.

'Holzkeile': *kún'as*.

Die 'Deichsel': *la paláŋka*.

Die 'Zugstränge' für den Esel: *los tiros*.

---

[1] Zur Verbreitung des Wortes in gleicher Bedeutung in Nordafrika (Salé, Rabat, Tanger, El Qsar, Kairo) vgl. Bourilly S. 152.

[2] Zur Verbreitung des Wortes vgl. Bierhenke S. 21 und 140.

Das hölzerne 'Kummet': *ęl ǫlkáte.* Zu FURCA 'Gabel' *REW.* 3593. Kast. *horcate.*

Das hinter dem hölzernen Kummet sitzende 'Lederkummet' (*de kwéro*): *la kǫl'éra.*

Der 'Kopfriemen' des Tieres: *la kabeþáđa.*

Die 'Leitschnur', die dem Tier das Geführtwerden vortäuscht: *ęl r̄amál.*

Das 'Sackleinen', das die Vorderseite des Kopfes des Esels bedeckt:[1] *ęl tapađǫ́r.*

WILHELM GIESE.

---

4. Volkstümliche Gewerbe im Maestrazgo.

Der Maestrazgo (kat. Maestrat), der seinen Namen den Grofsmeister des Montesaordens verdankt, umfafste ehemals einen grofsen Teil des Nordens der Provinz Castellón de la Plana, der nördlichsten der drei Provinzen, in die das ehemalige Königreich Valencia zerfällt. Heute bezeichnet man mit Maestrazgo nur das gebirgige Innere des Nordens der Provinz Castellón.[2] Der Hauptort dieses Gebietes ist das malerisch am Hange eines von einer einst wichtigen Feste überragten Berges gelegene Morella (4600 Einwohner) mit seinen steilen Gassen und der bis heute noch völlig erhaltenen Stadtmauer und ihren Toren.[3] Auch in diese verkehrsarme, abgelegene Gegend haben seit einiger Zeit die Errungenschaften neuzeitlicher Technik Eingang gefunden, Webereien und Mühlen mit modernen Maschinen und Antrieb durch Kraftstrom geben hiervon Zeugnis. Daneben haben sich aber auch alte bodenständige Gewerbe gehalten, so dafs oft Altes und Neues unvermittelt nebeneinander steht, — wie so oft in spanischen Landen. Die folgenden Ausführungen beschäftigen sich mit den beiden wichtigsten der volkstümlichen Gewerbe, der Quersackweberei und der Wachsgewinnung, auf Grund von Aufnahmen, die ich im Oktober 1932 in Morella und Umgebung vorgenommen habe.[4]

1. Die Quersackweberei.

Zum Weben von Quersäcken, *ał̣fǫ́r̄ẹs* (< arab. الخرج) aus Wolle, wie sie zum Transport von Vorräten und kleineren Gegenständen auf Eseln und Maultieren dienen, wird ein hölzerner Web-

---

[1] Siehe das Photo bei Jessen.

[2] Zur Landeskunde des Maestrazgo siehe L. Martín Echeverría, *Geografía de España* III (Barcelona-Buenos Aires [1928]), S. 67ff.

[3] Eine Ansicht von Morella nach einem Stich vom Ende des 18. Jhs. findet sich in der Zeitschrift *Catalunya* (Buenos Aires), Maig 1932, S. 22.

[4] Für die phonetische Umschrift gelten: *ę* und *ǫ* offene, *ẹ* und *ọ* geschlossene Vokale (*ę̣* und *ǫ̣* in südspan. Wörtern nähern sich den mittleren Vokalen), *i̯* und *u̯* Halbvokale, *y* mediopalataler stimmhafter Reibelaut, *w* labiovelarer stimmhafter Reibelaut, *n'* mediopalatales *n*, *l'* mediopalatales *l*, *ł* velares *l*, *ɹ* alveolarer stimmhafter Reibelaut, *s* (stimmlos) und *z* (stimmhaft) alveolare Reibelaute wie sonst im Norden der Pyrenäenhalbinsel.

stuhl verwendet, der als *tẹlẹ́ đẹ ałfǫ́ṛžẹs* (*tẹlẹ́* < TELA + -ARIU, kat. *teler*) bezeichnet wird und sich an die uns aus anderen Gebieten der Romania bekannten primitiven Webstühle[1] anschließt. Die einzelnen Balken und Pfosten sind nicht übermäßig kräftig, was bei der Gesamtlänge von 1,5 m auch nicht erforderlich ist. In dieser Beziehung reiht er sich an mir aus Baza und Guadix bekannte Webstühle an, während solche der Mancha, Andalusiens und Murcias (bei 2,7 m Länge) weit kräftiger gebaut sind, ebenso der *Folclore y costumbres de España* I, Taf. nach S. 366 abgebildete katalanische Webstuhl (Gerona).

Jedes der beiden 'Seitenteile des Gerüstes', die aus zwei senkrechten Pfosten und drei diese verbindende Querbalken, einen unten, einen in ein Viertel der Höhe und einem oben bestehen, wird *baŋkáđa* genannt. Kat. *bancada* (Pons).[2]

Jedes der beiden 'Längshölzer', die etwas unterhalb der erwähnten oberen Querbalken in viereckige Ausschnitte der senkrechten Pfosten eingelassen sind und einer vorn und einer hinten die *baŋkáđẹs* verbinden, heißt *tráƀa* (< TRABS).

Der 'Garnbaum', d. h. der hintere Weberbaum, auf dem die Fäden der horizontalen Webkette aufgewickelt sind: *plẹgađǫ́* (< PLICARE + -TORE). Kat. *plegador*, sowohl 'Garnbaum' als auch 'Tuchbaum' (Pons). Dieser Weberbaum ist an beiden Enden mit großen Scheibenrädern (aus Holz) versehen, die ein Abgleiten der Fäden verhindern. Eines dieser Räder ist als Zahnrad ausgebildet. Mit Hilfe eines Sperreisens, das in die Holzzähne eingreift, wird die notwendige Zugspannung der horizontalen Fäden gesichert. Das gezähnte 'Holzrad': *katałína*. Vgl. kast. *rueda catalina* oder *de Santa Catalina* 'Zahnrad am Uhrwerk'; ferner F. Krüger, *VKR*. V, 282.

Die Fäden laufen dann über einen in halber Höhe des Webstuhls angebrachten Längsbalken, dem *kaƀàľ đẹ đáł*. Vgl. kat. *cavall* 'armadura per a sostenir coses diverses' (Pal·las, Salvat). *dał* < AD + ALTUM.

Vorn laufen die Fäden durch den langen Schlitz des nur wenig tiefer angebrachten *ẹntrẹpít*, des Balkens, der sich unmittelbar vor dem Weber befindet. < ANTEPECTUS + INTER. Vgl. andal. *antepẹ́čo* (Grazalema), murc. *antepẹ́čo* (Lorca) in gleicher Bedeutung. Vgl. ferner kat. *antepit*, kast. *antepecho* 'Brüstung' (s. *DCVB*. s. v. *antepit*).

Der 'Tuchbaum', der wie der Garnbaum sehr niedrig angebracht ist, wird *katałína* genannt. Diese Bezeichnung kommt eigentlich dem an ihm sitzenden, mit vier Griffen versehenen Holzrad zu (Abb. 1a) und ist dann auf den ganzen Balken übertragen worden. Die Griffe dienen zum Drehen des Tuchbaums, d. h. zum Spannen

---

[1] Siehe meine Schrift *Volkskundliches aus den Hochalpen des Dauphiné*, Hamburg 1932, S. 122, Anm. 2, sowie die Angaben *VKR* V, 278/9.

[2] Pons = R. Pons, *Vocabulari català de les industries textils i llurs derivades* im *BDC*. IV, 59—164.

der horizontalen Fadenkette. An der Aufsenseite ist dem hier scheibenförmigen Holzrad ein eisernes Zahnrad aufgenagelt.

Das eiserne 'Zahnrad': 1. *r̄ǫđa*; 2. *ęŋgráną* (zu *engranar* 'mit Zähnen besetzen').

Das in das eiserne Zahnrad eingreifende 'Sperreisen': *ai̯šađę̄ra.*[1] < *ASCIATA *REW.* 697 + -ELLA. Vgl. *DCVB.*: *aixadella* 4. 'Fulleta de metall curva, que engrana ab la catalina (roda dentada) del plegador del teler de fusta (Morella)'.

Am Anfange des Webens, wo noch nicht genügend Stoff vorhanden ist, um mit dem Aufwickeln auf dem Tuchbalken zu beginnen, wird der Anfang des fertigen Gewebes in ein langes schmales Holz gespannt, das mit Hilfe zweier Schnüre am *ęntręp̄it* befestigt wird. Dieses Spannholz heifst *pęsǫlę̄r̄a.* Zu *PETTIA (gall.) 'Stück' *REW.* 6450. Vgl. kat. *peçol* 'L'acabament d'un ordit massa curt per a poder ésser teixit, que s'aprofita per nuar-lo, fil per fil, amb el començament d'un altre ordit en un mateix pinte' (Pons).

An den beiden vorderen senkrechten Pfosten ist je ein Schrägholz angebracht. Ein über diese beiden Hölzer gelegtes Brett (*táu̯la*), dient als Sitz für den Weber. Brett und Schräghölzer werden als *asyę́nto,* < kast. *asiento,* zusammengefafst.

Die 'Kettenzüge', von denen vier vorhanden sind, und die jeweils aus einem rechteckigen hölzernen Rahmen bestehen, in dem zwei horizontale Eisenstäbchen angebracht sind, zwischen den die Litzen sitzen: *pínteṣ,* sg. *pínte.* < PECTEN 'Kamm' *REW.* 6328. Vgl. kat. *pinte* 'Nom vulgar del joc de lliços' (Pons).

Die Litzen sind feine Drähte, von denen jeder mit einer Öse zum Durchziehen der horizontalen Fäden versehen ist. Die Gesamtheit der in einem Zug befindlichen Drähte nennt man *l̄is, l̄isǫ.* < LICIUM *REW.* 5020. Kat. *lliç* (Pons).

Zum Schalten der Kettenzüge (um die Fachbildung zu ermöglichen) dienen die 'Pedale': *kálkęs,* sg. *kálka.* < CALX 'Ferse' *REW.* 1534. Kat. *calca* (Pons).

Die Pedale sind vier horizontale Hölzer, die nebeneinander in der Eisenachse einer unter dem *ęntręp̄it* befindlichen und zu diesem parallelen Leiste drehbar befestigt sind. Die 'Leiste': *tál̄ǫs* „Tölpel". An den freien Enden der Pedale ist je eine Schnur befestigt, die die Verbindung mit dem zugehörigen Zug herstellt. Da nun aber, infolge des Nebeneinanderliegens der Pedale, die Schnüre nicht bei allen vier Zügen in der Mitte angreifen können, dies aber andererseits erwünscht ist, um einen sauberen und gleichmäfsigen Gang der Züge zu gewährleisten, hat man sich in der folgenden Weise geholfen. Die erwähnten Schnüre übertragen nämlich den Zug nicht unmittelbar auf die Züge, sondern zunächst auf vier horizontale Hölzer, die im rechten Winkel zu den eigentlichen Pedalen und in gröfserem Ab-

---

[1] Der *ALC.* zeigt K. 44 (L'aixadell) für Morella *ęi̯šađę̄ra,* südl. davon *ai̯šađę̄ra.*

stand vom Fuſsboden angeordnet sind. Diese Hölzer *ȓękálks* genannt (kat. *recalc*, Pons), sind ebenfalls in einer Eisenachse, *pǫ́rta-ȓękálks* (imperativische Bildung), drehbar befestigt, die von zwei kurzen senkrechten Hölzern getragen wird, die zwischen zwei wagrechten Latten des linken Seitenteiles des Gerüstes sitzen. Von den *ȓękálks* gehen dann Schnüre, die sich nach oben zu teilen an die zugehörigen Züge, an die sie gleichmäſsig (symmetrisch) angreifen.

Nach oben sind die Kettenzüge an der Zugvorrichtung befestigt.

Der obere Längsbalken, der die gesamte Zugvorrichtung trägt: *pǫ́rtapíntęs* (imperativische Bildung). Vgl. auch kat. *porta-lliços* (Pons).

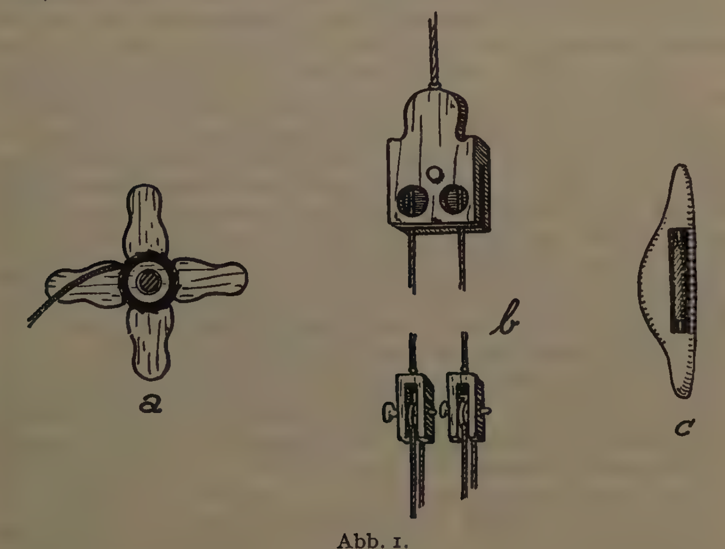


Abb. 1.

An diesem Balken hängen zwei Rollen je in einem schweren hölzernen Gehäuse. Über jede dieser beiden Rollen läuft ein kurzer Strick, der an jedem Ende ein kleineres hölzernes Gehäuse mit Rolle trägt. An den über die vier kleineren Rollen laufenden Schnüren hängen die vier Züge.[1] Als Achse der verschiedenen Rollen dienen groſse Glasnägel, die die Gehäuse durchstoſsen. Die Form der Gehäuse ergibt sich aus Abb. 1 b.

Groſses 'Gehäuse': *kampandŗ* „Glockenturm, Glockenträger". Vgl. Grazalema *kampandŗi̯o*, Ubrique *kampanár*.

Kleines 'Gehäuse': *kampanaȓę́t*.

'Rolle': *kuȓi̯ǫ́la*. Zu CURRERE.

'Glasnagel' (Achse): *bídre*. Kat. *vidre* 'Glas'.

---

[1] Die gleiche Anordnung findet sich beim Webstuhl des Ariège, siehe G. Fahrholz, *Wohnen und Wirtschaft im Bergland der oberen Ariège*, Hamburg 1931, S. 128.

Das hölzerne 'Schiffchen' (Länge 20 cm), das einfach mit der Hand geworfen wird: *l̄ansađǫ́r̄a*. < LANCEARE 'werfen' (*REW*. 4879) + -TOR + -A. Abb. 1c. Die 'Metallachse' im Inneren des Schiffchens: *brǫ́ka* < BROCCA *REW*. 1319. Die eiserne 'Fassung mit Feder', in die die Metallachse an einem Ende eingreift: *mǫl̄*. < MOLLIS *REW*. 5649. Die 'Garnspule', die der Metallachse aufsitzt: *kanǫ́*. Zu CANNA 'Rohr' *REW*. 1597. Vgl. kat. *canó, canonet* 'Bitlla curta i d'un diàmetre uniforme, antigament feta de canya, propia del tissatge a mà' (Pons).

Zum Wickeln der Spule dient das 'Spulrad', *tǫrn*, das mit Hilfe seines Schwungrades den Faden von dem in einem Kistchen liegenden Knäuel auf die Spule wickelt.[1] Das 'Schwungrad', *tǫrn*, besteht aus einer dicken Achse, *ẹ́i̯š* (< AXIS *REW*. 845), an der acht 'Speichen', *ráyos* (< kast. *rayos*), angebracht sind, die den Radreifen mit der Achse verbinden. 'Radreifen': *ár̄o* (< kast. *aro* 'Reifen'). Während alle diese Teile des Schwungrades aus Holz hergestellt sind, ist die an der Radachse sitzende 'Handkurbel', *manilái̯* (zu MANUS), aus Eisen. Vermittelst eines Transmissionsriemens wird die Umdrehung des grofsen Schwungrades auf eine kleine Holzscheibe übertragen, die mit einer Eisennadel fest verbunden ist, die als Träger der zu bewickelnden Spule dient. Um diese 'Eisennadel', *agúl̄a*, in horizontaler Lage beweglich festzuhalten, dienen zwei Ringe, die je an einem senkrecht auf dem Gestell des ganzen Geräts aufsitzendem Holz befestigt sind. 'Ring' *kar̄ilẹ́t*. Zu kat. *carril* 'Geleise'. 'Senkrechter Holzträger': *kampanar̄ẹ́t* (zum Wort s. o.)

Zum Anschlagen (*bátrẹ*) des mit dem Schiffchen eingeschossenen Fadens dient die 'Kammlade', deren sämtliche Hölzer als *táu̯lẹs*[2] zusammengefafst werden.

Der obere 'Tragbalken': *ẹl žǫ́u̯*, das „Joch". < JUGUM.

Die beiden vertikalen 'Latten' der Kammlade: *lẹz ẹspázẹs*, die „Schwerter".

Der obere der beiden horizontalen Balken, an denen die Zähne des Kammes befestigt sind: *batiđǫ́*[3] (Abl. von *batre* auf -TOR). Diesen Teil der Kammlade ergreift der Weber zum Anschlagen.

Der dazugehörige 'untere Balken': *kandl*.[4]

---

[1] Ganz ähnlich wie unser Spulrad, jedoch mit verändertem Träger der Eisennadel, ist das bei Fahrholz Taf. V, 14 abgebildete Spulrad gestaltet. In unserem Falle sind auch die Beine des Gestelles höher. Vgl. die Abb. *Folklore y costumbres de España* I, 362 und 363 (Baskenland).

[2] Vgl. im Ariège *las táu̯las* (Fahrholz S. 128).

[3] Die Bezeichnung *batiđǫ́r* kommt diesem Balken auch in Andalusien zu (Nord-Cádiz: Grazalema, Ubrique); in der Mancha bezeichnet *batiđór* die gesamte Kammlade (Daimiel).

[4] Die Bezeichnung dieses Balkens als *la kandl* findet sich auch in Ubrique. In Baza und in Lorca versteht man unter *la kandl* die gesamte Kammlade. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Sanabria (siehe F. Krüger, *Die Gegenstandskultur Sanabrias*, Hamburg 1925, S. 261. In Trancoso (Portugal) werden die beiden Balken, an denen die Zähne befestigt sind, u. a. als *ąš kąnái̯š* bezeichnet (H. Messerschmidt in *VKR* IV, 273).

Der eigentliche 'Kamm': *la púa*. Vgl. *REW*. 6810. Kat. *pua* (Pons).

2. Die Wachsgewinnung.

Die Wachsgewinnung ist ein Gewerbe, das der Bauer der zerstreut liegenden kleinen Gehöfte betreibt. 'Gehöft': *mas* < MANSUM *REW*. 5322.

Die üblichen Bienenstöcke sind Korkzylinder (mit Naht), die sorgfältig aus der äuſseren Korkschicht geschält sind.[1] Sie sind mit Eigentumsmarken versehen und werden bezeichnet als

1. *súřo* „Kork", < SUBER *REW*. 8357, eine Bezeichnung nach dem Material wie sie auch in kast., andal. *corcho* und port. *cortiço* in der Bedeutung 'Bienenstock' zugrundeliegt.
2. *kolména*, < kast. *colmena*, das allgemeinere Wort im Gegensatz zum spezielleren *súřo*.
3. *um bázo*, < VASUM 'Gefäſs'. *DCVB*.: *baso* 'rusch d'abelles'.

Das mit einem Eisenring umgebene 'Flugloch' im unteren Teile des Bienenstocks, durch das die Bienen, *abéľes*, ein- und ausfliegen: *aspiľéřa*. < SPECULARIA 'Fensteröffnung', vgl. *REW*. 8132a. Der *DCVB*. verzeichnet unter *aspillera* die Bedeutung 'forat que té el rusch o vaso, per on entren y surten les abelles' für Llucena.

Der runde 'Holzdeckel', der den Bienenstock oben abschlieſst: *kúlo* = kast. *culo*. In der Mitte dieses Deckels sitzt ein Eisenring, *anéľ*.

Je 12 derartiger Bienenstöcke werden zu einem 'Bienenstand', *un séti đe bázos* (zu *séti* vgl. *REW*. 7782) vereinigt. Dabei wird eine Kette, *kađéna*, durch die Ringe in den Deckeln gezogen und durch ein Schloſs, *kandáu* < kast. *candado* 'cerradura' Dicc. Ac.), mit Hilfe eines Schlüssels (*kláu*) verschlossen, so daſs es unmöglich ist, einzelne Bienenstöcke zu entfernen.

Der Standort der Bienenstöcke wird während der Zeit, in der die Bienen Honig eintragen, mindestens dreimal gewechselt, und zwar verlegt man den *séti* aus dem Maestrazgo bis in die Gegend von Teruel und wieder zurück, wobei es sich um recht beträchtliche Entfernungen handelt.

Im Herbst entnimmt man den Stöcken die Waben ('Wabe': *la břéska*, s. *REW*. 1309) und läſst nach Entfernung der Wabendeckel den Honig, *la mel*, ausflieſsen, wobei das unreine Wachs, *el břeskám* (< *bréska* + -AMEN), zurückbleibt.

Die Reinigung des Naturwachses, d. h. die Gewinnung des reinen gelben Wachses, *la séřa*, wie es insbesondere für die Herstellung von

---

[1] Rohe Korkzylinder, wie sie aus einem Stück Baumstamm einfach durch Entfernen des Holzes gewonnen werden, sind mir aus Nord-Cádiz bekannt und auch sonst in Südspanien verbreitet. Über Bienenstöcke aus Kork in Portugal s. H. Messerschmidt in *VKR* IV, 247 und E. Guedes de Andrade, *Album de construções apícolas* [Pôrto] o. J., Abb. S. 11, 12, 19, 32, 33, 37, 39, auf Sardinien M. L. Wagner, *Das ländliche Leben Sardiniens im Spiegel seiner Sprache*, Heidelberg 1921, S. 83. An beiden Stellen Hinweise auf das Vorkommen zur Römerzeit.

Kerzen Verwendung findet, geschieht dann in der *fáƀrika dẹ sẹ́ŕa amaríƚa* (*amaríƚa* = kast.), die in einem eigenen kleinen Gebäude des Gehöftes untergebracht ist. In diesem Häuschen, das meist nur einen einzigen Raum enthält — gelegentlich sind noch einige Nebengelasse vorhanden — und in der Regel nur durch die weit geöffnete Tür sein Licht erhält, befinden sich der Ofen zum Kochen des Wachses und die Wachspresse (Abb. 2).

Der aus Ziegeln aufgemauerte Ofen, *ẹl fọrn*, wird durch ein unten angebrachtes Feuerloch, *fọrnál* (< FURNUS + -ALIS), mit Holz, *ľẹ́n'a*, beschickt. In zwei groſsen Öffnungen in der Oberfläche des Ofens hängt je ein tief in das Innere des Ofens versenkter Kessel,

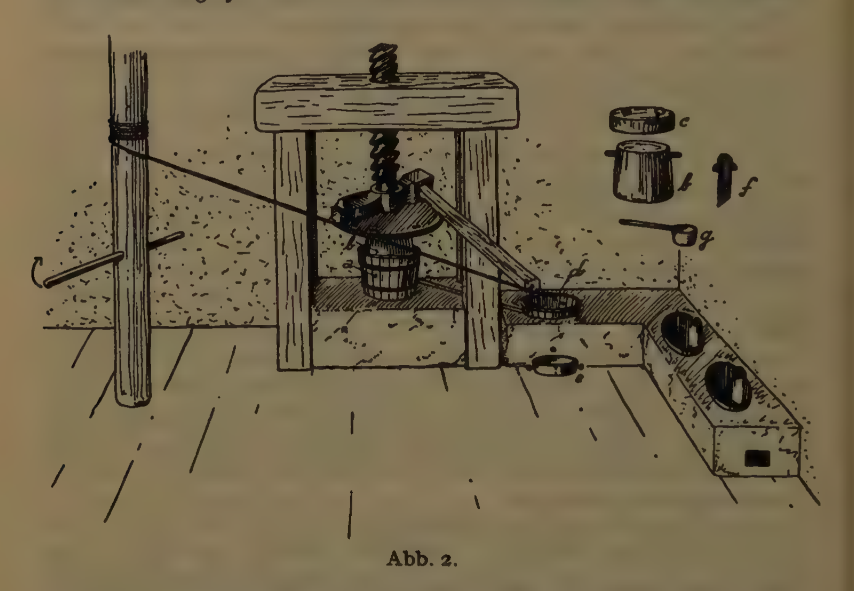


Abb. 2.

kaldẹ́ŕa (< CALDARIA), aus Kupfer (*dẹ aŕám*, < ARAMEN *REW*. 242). Jeder Kessel besitzt zwei Henkel ('Henkel': *ánsa*). In dem einen Kessel wird das Rohwachs (*ẹl ƀrẹskám*) unter Zusatz von heiſsem Wasser (*dį́gwa*) gekocht (*se ƀuľ*; *buľi* < BULLIRE), während in dem anderen das Wasser erhitzt wird. Zum Zudecken der Kessel dienen Holzdeckel von rechteckiger, fast quadratischer Form, die jeweils aus drei parallelen Brettern bestehen, die durch zwei darüberliegende Querleisten zusammengehalten werden. 'Holzdeckel': *tapađọ́ŕa*. Zu got. TAPPA *REW*. 8565.

Das flüssige Wachs (der Trass) wird dann in einem hölzernen Kübel, *ẹl kuƀẹ́ľ* (< CUPA *REW*. 2401 + -ELLU; Abb. 2a) gefüllt, dessen Dauben (*dọ́gẹs*) von Eisenreifen (sg. *sẹ̀rkolẹt dẹ fẹ́ŕọ*) umgeben sind.

Zum Einfüllen dient ein besonderes Maſs (Abb. 2g), das genau 1 kg Wachs faſst und die Form einer Stielpfanne aufweist. Dementsprechend wird es als *kásọ* (< CATTIA *REW*. 2434; vgl. kat.

cassa 'Schöpfnapf', 'Stielpfanne') oder *kasǫ́* (< CATTIA + -ONE; kat. *cassó* 'Pfanne') bezeichnet.

Jedesmal wenn ein *kásǫ* voll flüssiger Masse in den Kübel geleert ist, wird ein aus Spartgras (*ęspárt*) geflochtener Teller, *kǫfí* (< COPHINUS 'Korb' *REW*. 2207),[1] der in der Mitte ein Loch zeigt, auf die eingefüllte Masse gelegt. Auf diese Weise kommen im ganzen 15 Spartteller in den Kübel. Der Kübel ist dann *plę́ dę kǫfíns*.

Nun wird der Kübel auf den unter der Presse befindlichen steinernen Sockel gestellt und die Preſsmasse durch zwei aufgesetzte schwere Holzblöcke von kreisförmiger Grundfläche, *pilǫ́ns* (< PILA 'Säule' + -ONE), belastet. Der untere dieser Blöcke (Abb. 2b), von leicht konischer Mantelfläche, steht dem Kübel an Höhe nur wenig nach und besitzt einen unteren Durchmesser der etwas kleiner ist als der innere Durchmesser des Kübels, so daſs er beim Pressen in den Kübel hineingedrückt wird. An diesem Block sind oben am Mantel zwei eiserne stangenförmige Griffe, *brásǫs* „Arme", zum Heben angebracht. Der obere zylindrische Block ist von weit geringerer Höhe und zeigt an seiner Oberfläche zwei Eisenringe, *anę́ls*, zum Transportieren (Abb. 2c).

Die Wachspresse selbst, *prę́msa* ('pressen': *pręmsá* < PRESSARE), ist eine Schraubenpresse, die unmittelbar von oben auf das Preſsgut drückt.[2] Die Schraubenspindel, die früher aus Holz hergestellt war, ist heute fast überall durch eine Eisenspindel ersetzt. Diese senkrechte Spindel, *karagǫ́l* (< südfrz. *eskar(a)gol* < osk. *SCARAFAIUS *REW*. 7658), greift oben in die Hohlschraube eines wagrechten kräftigen Balkens, *ęl trǫŋk* (< TRUNCUS), ein, den sie nach oben überragt. Dieser Horizontalbalken wird an jeder Seite von einem Holzpfeiler und von einem dahinterstehenden Eisenpfeiler getragen. Die Holzpfeiler werden noch je durch ein Schrägholz gestützt. Alle Pfeiler werden *pilárs* genannt. Die Spindel endigt

[1] Vgl. kat. *cofí* 'Mena de roda d'espart, coberta, amb un forat a la part superior, on posen la pasta de l'oliva per premsar-la' (Pal las). In unserem Falle liegt also eine Übertragung der Bezeichnung des beim Ölpressen verwendeten Preſskorbes auf den Preſsteller vor.

[2] Die Presse entspricht in allen wesentlichen Teilen der von F. Belloni-Filippi in *It. dial.* V, 230/1 (Fig. IV und VI) abgebildeten Ölpresse aus der Gegend von Buti (Pisa). Auch die Ölpresse der Liparischen Inseln ist ganz ähnlich gestaltet (s. die Abb. bei H. Coray in *VKR* III, 219). Eine alte hölzerne Ölpresse aus Katalonien, die nach dem gleichen Prinzip arbeitet, ist *BDC* X, 123 wiedergegeben. Als Weinpresse findet sich dieser Typ in Rumänien (vgl. G. Buschan, *Illustrierte Völkerkunde* II, 2, S. 356). Eine hierher gehörige alte Weinpresse der Touraine ist bei J. M. Rougé, *Le folklore de la Touraine*, Tours 1931, S. 53 abgebildet. Vgl. auch die bei Bailly, Rixio et Malpeyre, *Maison rustique du 19e siècle*, Paris o. J., III, 200 wiedergegebene Weinpresse und die algerische (kabylische) Ölpresse, die E. Laoust, *Mots et choses berbères*, Paris 1920, S. 460 abgebildet hat. Zur weiteren Verbreitung derartiger Pressen vgl. G. Buschan a. a. O. und W. Bierhenke, *Ländliche Gewerbe der Sierra de Gata* ,Hamburg 1932, S. 44, A. 1. — Die Wachspressen der südlichen Lüneburger Heide sind ebenfalls primitive hölzerne Spindelpressen oder aber Hebelpressen (siehe die Abb. bei W. Bomann, *Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen*, Weimar 1929, S. 219).

unten in einer grofsen eisernen Scheibe, die beim Pressen auf die *pilǫ́ṇs* drückt. Oberhalb der Scheibe befindet sich ein um die Spindel frei beweglicher Läufer aus Eisen (Abb. 2). Dieser Läufer ist mit einer Öffnung versehen, die das Durchstecken des Endes eines vierkantigen Balkens, *bář̌a* (*REW.* 863), zum Drehen des Läufers gestattet. Mit Hilfe dieser *bář̌a* liefse sich nun aber, falls der Läufer fest mit der Scheibe verbunden wäre, nur zweimal $^1/_3$ Umdrehung = $^2/_3$ Umdrehung der Scheibe bewerkstelligen (unter Umstecken der *bář̌a* nach ⅓ Umdrehung), da die beiden seitlichen Holzpfeiler eine weitere Drehung nicht gestatten. Eine Verkürzung der *bář̌a*, so dafs sie innerhalb der Pfeiler gedreht werden könnte, kommt bei dem geringen Abstand der Pfeiler nicht in Frage. Zu beachten ist auch, dafs der dann erforderliche Kraftaufwand beim Pressen zu grofs würde, so dafs er von Menschenhand nicht mehr geleistet werden könnte. Um nun trotzdem eine fortgesetzte Drehung beim Pressen zu erreichen, hat man eben den Läufer beweglich gestaltet. Die Scheibe ist in gewissen Abständen mit Löchern, *fǫráts*, versehen. In ein solches Loch greift der durch eine Öffnung im Läufer gesteckte Schlüssel, *kláu̯* (Abb. 2f) ein, der dadurch eine feste Verbindung zwischen dem Läufer und der Spindel herstellt. Wird nun der Läufer vermittelst der *bář̌a* gedreht, so drehen sich Scheibe und Spindel mit. Ist ⅓ Umdrehung bewältigt (der Teil des Läufers, der die Öffnung für die *bář̌a* aufweist, steht dann am weitesten vorn), so steckt man die *bář̌a* um und führt mit ihr nochmals ⅓ Umdrehung aus).[1] Dann löst man *bář̌a* und *kláu̯*, dreht den nun wieder frei beweglichen Läufer in die Anfangslage zurück, befestigt den *kláu̯* in einem anderen Loche und setzt, nachdem die *bář̌a* wieder eingesetzt ist, die Drehung fort.[2] Dieses Verfahren wird solange wiederholt, bis der Inhalt des Kübels ausgeprefst ist.

Man dreht aber nicht unmittelbar an der erwähnten *bář̌a*, sondern vermittelst eines *tǫrn*. Dies ist ein abseits der Presse aufgestellter senkrechter Balken, der oben und unten in einem Balken der Decke bzw. des Fufsbodens drehbar befestigt ist. Auf ihm läfst sich oben ein Strick, *kǫrđa*, aufwickeln durch Drehung an einem mitten durch den *tǫrn* gesteckten Rundhǫlz, *bář̌a*, das, nach beiden Seiten gleichmäfsig hervorragend, von zwei Personen bedient wird.[3] Das freie Ende des Strickes wird an dem am Ende der oben erwähnten *bář̌a* (vierkantiger Balken) befindlichen eisernen Haken, *gánčo* (< ital. *gancio* *REW.* 4673), befestigt, so dafs durch Drehen am *tǫrn* die Pressung durch den nach unten wirkenden Druck der Spindel ausgelöst wird.[4]

---

[1] In Buti (Pisa) ist infolge anderer Anordnung der Öffnung im Läufer dieses Umstecken ausgeschlossen und deshalb ohne Veränderung der Stellung des Schlüssels nur ⅓ Umdrehung möglich.

[2] Vgl. für Buti (Pisa) *It. dial.* V, 230/1.

[3] Vgl. die Abb. des *argue* einer mallorkinischen Wachspresse *DCVB* I, 807. 'En moltes prenses antigues d'oliva, de cera, etc., la llenterna se posa en moviment per medi d'un argue (Val., Mall.).'

[4] Ebenso in der Gegend von Buti, siehe die Abb. *It. dial.* V, 230.

Die ausgepreſste flüssige Masse läuft durch ein leicht geneigtes Eisenrohr, *kanút* (Augm. zu *cana* < CANNA 'Rohr' *REW*. 1597), das in ein unten im Kübel befindliches Loch, *forát*, gesteckt worden ist, in den *kosyét* (Dim. zu *cossi* 'atuell gran de terrissa, fusta o metall' (Pal·las)), ein Klärgefäſs (Abb. 2d). Dieser *kosyét* ist ein Kübel zu dessen Herstellung — wie übrigens auch für den Preſskübel — das Holz (*fústa*) des Wachholderbaums (*ǧinébre* < *JENIPERUS *REW*. 4624) verwendet wird. Das Wachs bleibt in dem Gefäſs zurück (*la séřa se kéđa*; *kéđá* < kast. *quedar*), während das Wasser mit den darin gelösten Honigresten durch eine Öffnung (*forát*) abflieſst (*láigwa s'en đà pel forát*).

Zum Auffangen des nach Ablaufen des Wassers übrigbleibenden Wachses, das durch eine untere Öffnung abgelassen werden kann, dienen kleine Wannen, *kasóles* (< CATTIA *REW*. 2434 + -IOLA) aus gebranntem Ton (*arǧíla*)[1] mit zwei knaufartigen Griffen, den *agařađórs* (zu GARRA *REW*. 3690), zum Tragen (Abb. 2e). In neuester Zeit werden diese tönernen Wannen durch Blechwannen ersetzt.

Man läſst das Wachs einen halben Tag in der Wanne stehen, bis es fest (*sek*) ist. Dann wird die *kasóla* umgestürzt (*bòka per ađál*). Die fertige, durch die Wanne geformte Wachsmasse heiſst *el pa*, das „Brot", nach der ihm eigenen Form. Die gelblichen „Bröte" gehen zu weiterer Verarbeitung (zu Kerzen usw.) in besondere Fabriken, die auſserhalb des Gebietes der ländlichen Wachsbereitung liegen.

WILHELM GIESE.

---

5. Kat. *casa* + possessiver Dativ.

In der Konstruktion afrz. *li deo inimi*; *por amor Deu*; *la fille le rei* u. a., aprov. *ses Deu licencia*; *la terra mos enfans* u. a. erklärt sich der Oblikus des Bestimmungswortes, das meist ein Eigenname oder eine Personenbezeichnung ist, aus einem alten possessiven Dativ und stellt somit einen Rest der lateinischen Deklination dar. Bereits im älteren Französisch findet sich dafür die präpositionale Umschreibung mit *a* (*la fille al rei*) und dann mit *de*. Die Umschreibung mit *de* hat im Neufrz. die anderen Typen bis auf wenige Reste verdrängt (einerseits z. B. *Hotel-Dieu*, *église Saint Jean*, andererseits vgl. *sa fille à lui*.

W. Meyer-Lübke[2] hat die Reste des alten possessiven Dativs, die sich im Katalanischen finden zusammengestellt. Darnach kennt Lull noch die Umschreibung mit *a*[3] und das heutige Kat. verwendet noch *can Pere*[4] für 'casa de en Pere', ferner *so*[5] (*son Veri*, *so's Ferrers*,

---

[1] Der *ALC*. zeigt für Morella *aržila*, südl. davon *arǧila* (K. 149).
[2] *Das Katalanische*, Heidelberg 1925, § 104.
[3] Nach A. Par, *Sintaxi catalana*, Halle 1923, § 282.
[4] Vgl. A. M. Alcover im *BDLC* VII, 97. Die Erscheinung findet sich auch in mehreren Orten Kastiliens: *en cá el marido RIEB* XXIV, 152.
[5] Vgl. A. M. Alcover im *BDLC* VII, 97; IX, 166 und XIII, 57; J. M.a de Oleza, *Zur Bestimmung der Mundart der katalanischen Version der Graalssage*, Barcelona 1928, S. 61 ff.; A. Griera, *BDC* XVIII, 100 u. 156.

so na Moixa auf Mallorca, *son Furner* in Ampurdà) und *(ai)xo* (*xo l'Aputecari* in Roussillon) ohne Präposition von dem folgenden Bestimmungswort.

Hierzu sei bemerkt, dafs sich *so* auch auf Menorca findet (z. B. *Son Amatller, Son Carabusas, Son Puigs, Son Mestre, Son Olivar*), wo aufserdem auch *cala* ('Bucht') ohne Präposition mit dem Bestimmungswort verbunden wird: *Cala'n Porter.*

Neben der Kurzform *ca* findet sich auch heute noch die volle Form *casa*. Wie lebendig die Konstruktion *casa* (*ca*) + Bestimmungswort ohne präpositionale Verbindung in der modernen katalanischen Literatursprache ist, sollen die folgenden Beispiele aus Prosawerken der letzten Jahre zeigen:

a) *casa* + possessiver Dativ:

1. Das Bestimmungswort ist ein Eigenname (mit vorausgehendem Titel oder Bezeichnung des Verwandtschaftsgrades):
   a casa la senyora B. (M. Llor, *Tántal*, Badalona 1929, S. 83, dagegen im gleichen Werk *a casa de la senyora B.* [S. 93], *a casa d'Eulàlia* [S. 83], *a casa de les cosines de M.* [S. 85]);
   a casa l'oncle Llibori (M. Llor, *Laura a la ciutat dels sants*, Badalona 1931, S. 74).
2. Das Bestimmungswort bezeichnet einen Verwandtschaftsgrad:
   dinaven a casa els pares del marit (C. Montoriol Puig, *Teresa o la vida amorosa d'una dona*, Barcelona 1932, S. 37).
3. Das Bestimmungswort bezeichnet einen Beruf:
   a casa l'enterramorts (Llor, Laura, S. 86);
   a casa la dida (C. Montoriol Puig, Teresa, S. 51).

b) *ca* + possessiver Dativ:

1. Das Bestimmungswort ist ein Eigenname (auch mit vorausgehender Angabe des Verwandtschaftsgrades):
   cal Calçot (Llor, Laura, S. 177 u. 239);
   a can D. (J. Lleonart, *El sobrevingut*, Badalona 1932, S. 32);
   devant del pati de can D. (ebd., S. 62);
   a cals Serra (F. Trabal, *Era una dona com les altres*, Badalona 1932, S. 155);
   de ca l'oncle Llibori (Llor, Laura, S. 199).
2. Das Bestimmungswort bezeichnet einen Verwandtschaftsgrad:
   de ca l'oncle (Llor, Laura, S. 226).
3. Das Bestimmungswort bezeichnet einen Beruf:
   en Peret de cal procurador (Llor, Laura, S. 200 u. 240);
   la gent de cal procurador (ebd., S. 243);
   anar a cal dentista (Trabal, Era una dona . . ., S. 151);
   Si ni a câl barber has anat! (M. Llor, *Historia gris*, Barcelona 1925, S. 115).

WILHELM GIESE.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Die ‚Estrella de Sevilla' und Claramonte.

Sturgis E. Leavitt hat in seinem Buch „The Estrella de Sevilla and Claramonte" (1931, Harvard University Press, Cambridge, Mass., U.S.A.) den Nachweis zu erbringen versucht, daſs das bekannte dramatische Meisterwerk von Andrés de Claramonte geschrieben worden ist. Montesinos hat in *RFE* 1932, 308ff. mit gewohntem kritischem Sinn die geringe Tragfähigkeit der Argumente Leavitts betont. Was ich im folgenden noch besonders hervorheben möchte, ist die auch bei anderen solchen Autor-Eruierungen zu beobachtende Tatsache, daſs, um irgendwelche Feststellungen über den Autor machen zu können, Vergewaltigungen am Sinne des Kunstwerks vorgenommen werden, daſs das literarhistorische Interesse das künstlerische aufzehrt und daſs das elementare Verständnis des Werkes, das der Künstler von seinem Publikum verlangen darf, bei dem mit auſserkünstlerischen Kriterien an das Kunstwerk herankommenden Literaturhistoriker nicht fehlen darf.

I. Clarindo.

Weil der Name des Gracioso Clarindo an Claramonte anklingt, ja von diesem als Pseudonym öfters gewählt wurde, meint Leavitt wie schon Menéndez y Pelayo und Cotarelo die ‚Clarindo'-Szenen als ‚Claramonte'-Szenen,[1] d. h. als „Interpolationen" verdächtigen zu können, wogegen schon Foulché-Delbosc betont hat: „1⁰ que le texte de *La Estrella de Sevilla* tel que nous le connaissons maintenant est exempt d'interpolations et de retouches; 2⁰ que le texte est un texte original et non une refonte". Selbstverständlich stehe ich auf dem Standpunkt, daſs Foulché-Delbosc richtig gesehen hat: die Einheitlichkeit eines Werkes zu erfassen ist allerdings sehr viel schwieriger als einzelne Details herauszupicken und in Beziehungen mit anderen, auſserwerklichen Tatsachen zu setzen, weil diese Einheitlichkeit des Kunstwerks zu erkennen eine einheitliche Gespanntheit des Betrachters nach dem Ziele und Zentrum des Werkes fordert. Viele Interpolationstheorien der Literaturgeschichte entstammen einfach der Unfähigkeit, Einheiten zu erkennen, gleichsam dem Fragmentiergeist der Literaturgeschichtler selbst. Bevor man sich fragt, ob die Clarindo-Szenen Interpolationen, Fragmente sind, hätte man

[1] Foulché-Delbosc hat schon gefragt, welchen Sinn diese ‚contraseña', haben sollte. Die ganze Theorie erinnert an jene Cons-Holbrook'sche Theorie der heimlichen Zeichen, die der angebliche Pathelin-Dichter Guillaume Alexis im Pathelin angebracht haben soll — eine Theorie, die Mario Roques virtuos widerlegt hat, die aber noch bei der Annahme eines sich verbergenden klerikalen Dichters im Mittelalter einen gewissen Sinn hat — was aber sollte dieses Enthüllungs- und Verhüllungsverfahren bei dem für das siglo de oro durchaus orthodoxen Weltanschauungsgehalt der ‚Estrella de Sevilla' bedeuten?

eher die Hypothese ihrer Verknüpfung mit dem Ganzen begründen sollen: Interpolationen sind etwas so Aufsergewöhnliches, dafs nur Verbildung des Lesers in künstlerischer Hinsicht eine solche Theorie leicht in Kauf nimmt. Der typische Fehler Leavitts ist es z. B., die Clarindo-Szenen an irgend einer äufseren Realität und Logik zu messen, statt die Figur aus ihren Funktionsbedingtheiten innerhalb des Stückes und innerhalb der zeitgenössischen Dramatik zu verstehen.

Gehen wir die Vorwürfe Leavitts gegen diese Szenen durch: im 1. Akt sei Cl. vollkommen überflüssig; die Liebesgeschichte mit Natilde, „obwohl die konventionelle Burleske zu der ernsten Liebe", sei unwahrscheinlich, weil ein Diener so hoher Herrschaft (Don Sanchos) wie Clarindo nicht eine Sklavin wie Natilde lieben würde; die Tatsache ihres Todes bemerke er gar nicht; die Bemerkung Natildes (I 551):[1] Ay, hermoso lacayo, / que al son de la almoaza eres poeta", sei „absolutely absurd, since Clarindo has nothing at all to do with horses, and neither has Natilde". Das Messen der Gestalt an irgend einer äufseren sozialen Wahrscheinlichkeit ist offenbar fehl am Ort: Clarindo trägt einen Theater- und Phantasienamen, wie schon Fouché-Delbosc (S. 32) mit Hinweis auf das Phantasienmäfsige der Namen auf *-indo, -inda* (die wohl aus der Welt Ariosts und des Ritterepos stammen) hervorhob: der Wortstamm *clarín* ‚Klarinett, Trompete' eignet sich vorzüglich für den Gracioso, nicht nur weil er seiner natürlichen Geschwätzigkeit entsprechend Geheimnisse ‚auszuposaunen' hat (eine ausdrückliche Namensbegründung dieser Art findet sich in Calderons „La Vida es sueño" II, V. 223 ff. für den Gracioso Clarín), sondern weil sein Sprechen, seine Wortbereitschaft und -begeisterung zu seinem Wesen gehört: er ist nicht blofs Sprachrohr der Instinkte des mittelmäfsigen Publikums gegenüber den Helden, sondern auch sprachliche Verarbeitung und Reflexion über deren Schicksal, eine Art negativer und skeptischer Posaune des Ruhms, etwas wie ein karikaturfreudiges Fagott. Montesinos definiert in seiner Arbeit über „la figura del donaire" bei Lope (in Homenaje Menéndez Pidal Bd. I) den Gracioso als den Körper gegenüber dem Geist, das Triviale gegenüber dem Heroischen: daher ist er auch das Triviale und Vulgäre an der Sprache, ihr Un-Einsames und Unideales und das „yo por comer escriuo", die Betonung des Gewinnbringenden an literarischer Tätigkeit, braucht bei den mehreren Clarindos, die ähnlich reden (F.-D. S. 31 f.), nicht auf ein bestimmtes „être réel" (F.-D.) zu weisen oder mindestens nicht nur diesen biographischen Sonderzug eines bestimmten Clarindo abzuspiegeln, sondern ist blofs die Betonung des Körperlich-Materiellen in der literarischen Ausprägung, die durch die Reflexion nun einmal gegeben ist („Literarisierung des Lebens") und die man bei historischer Zurückleitung des Gracioso-Typus auf die Antike aus dem plautinischen gebildeten Haussklaventypus ableiten könnte. Eine solche Figur des

[1] Zitate nach der Ausg. Foulché-Delbosc, Rev. hisp. 48. Benutzt wurde auch der Kommentar von H. Thomas, Oxford 1930.

reflektierten Materialismus oder der materialistischen Reflexion als Folie und Kontrapost zur Figur des in sich geschlossenen, spontan idealistischen Helden hat ihre Funktion nur in der ständigen Begleitung, Gegenspiegelung und Relativierung, sie hat von vornherein, ich meine künstlerisch, etwas von einer Interpolation in das Heldengeschehen: der Gracioso muſs in einem beständigen a parte sprechen, er ist mit dabei im Ensemble der Bühnengestaltung, spricht aber oft nur zum Publikum, mit einer zur Vollständigkeit des Ensembles notwendigen Stimme, nicht immer zu den Bühnenfiguren selbst. Diese Stimme kann von vornherein im Sinne der Handlungsentwicklung als ‚überflüssig'' gelten: wenn am Schluſs des Stücks die ‚brava fe' und ‚brava constancia' der beiden Helden, der Liebenden Don Sancho und Estrella, hervorgehoben wird, und Clarindo in die allgemeine Stimmung der Bewunderung sein spieſserisch entgeisterndes „Mas meparece locura" hineinruft, so ist die Funktion dieses Ausrufs nur die, der heroischen Selbstüberwindung den Pegel der Normalität, über die jene sich erhebt, gegenüberzustellen und jene Relativierung, die allem Heroischen vom Standpunkt einer niederen Rationalität aus am Platze ist, dem Stimmenchor einzuverleiben. Das seelische a parte wird dadurch bühnenmäſsig gekennzeichnet, daſs es von niemand beachtet wird (der König fährt fort: „Toda esta gente me espanta"), aber die Replik des Gracioso ist doch nicht „überflüssig", weil sie die Beziehungen der „locura" zum Heldentum knapp vor Schluſs aufdeckt: es gibt also eine gewisse „locura heróica", die an markanter Stelle des Stückes in ihrer Paradoxie und Ambivalenz vor uns auftaucht. So darf denn der Gracioso von vornherein nicht allzu sehr in ein bestimmtes soziales Kästchen hineingepackt werden: er hat eine feste Rolle, keinen festen Beruf: ob er nun den Striegel (*almoaza*) handhabt oder nicht, ist unwichtig gegenüber der Tatsache, daſs die *almoaza* der sachlich-praktische Gegenpol zum Idealismus seines Herren und der ganze Dialog mit Natilde (einer Figur, die natürlich auch nur in ihrer Bühnenfunktion aufgefaſst werden darf) als abbildend gegengebildete Parallele zu der Herrenliebesszene ist:

Sancho: Ay, amorosa Estrella,
de fuego y luz vestida!
Estrella: Ay, piadoso homicida!
Sancho: Ay, sagrados despojos,
norte en el mar de mis confusos ojos!
Clarindo: Como los dos no damos
de olandas y cambrayes
algunos blandos ayes
siguiendo a nuestros amos?
Sancho: No callas?
Clarindo: Ya callamos.
Ay hermosa muleta
de mi amante desmayo!

Natilde: Ay, hermano lacayo,
que al son de la almoaza eres poeta!
Clarindo: Ay, mi dicha!
Natilde: Ay, dichoso!
Clarindo: No tiene tantos ayes un leproso.

Die Reden des Dienerpaars, durch die Repliken ‚No callas?' — ‚Ya callamos' deutlich abgesetzt von denen des Herrenpaares, müssen das idealistische Grundelement der letzteren wiederholen (*Ay* . . . — *ayes*), aber als karikaturale Nachahmung bis zum Überdruſs übertreiben (‚siguiendo a nuestros amos', ein von Montesinos in seinem Aufsatz hervorgehobenes typisches Motiv[1]), im Sinn der Quantität (‚no tiene *tantos* ayes un leproso') und durch realistische Gegensätze, die den Idealismen entlarven. So erhält das ‚al son de la almoaza eres poeta' seinen Sinn, genau wie ‚muleta de mi amante desmayo': die hohen Worte der aristokratisch-schöngeistigen Sphäre (poeta—amante desmayo) werden mit alltäglich-technischen (almoaza—muleta) ironisch verkoppelt: Hauptsache ist nicht die technisch richtige Anwendung des Terminus — Clarindo bedient sich ‚beruflich' ebensowenig der ‚almoaza' wie der ‚muleta' —, sondern der Gegeneinanderprall der zwei Wortsphären (vgl. die Prallwirkung von *leproso* gegenüber dem Liebesseufzen!) Wenn Leavitt die ‚almoaza' bei Tirso mehr am Platz findet, weil dort der Gracioso wirklich mit Pferden umzugehen hat, so liegt dies nur an der realistischeren Art Tirsos, während für unseren Dichter dies Requisit nur ein „geredetes", ein sprachlich-realistisch-gemeintes ist.

Wiegt hier das Architektonische, die Bühnensymmetrie für den Dichter stärker als die Lebensechtheit, so erst recht in der Gruppierung der beiden Gestalten Clarindo und Natilde als Liebende. Der Dichter braucht ein ‚niederes Liebespaar' und macht sich keine Gedanken über Standesunterschiede innerhalb dieses Paares: Natilde ist ja auch Sklavin, vor allem deshalb, weil ihr materieller Freiheitsbegriff mit dem der wahren, der sittlichen Freiheit, Clarindo vor allem deshalb Narr, weil seine Narrheit mit der heroischen Weisheit der Herren kontrastiert werden soll. Die beiden Kontrastfiguren werden miteinander verbunden wie sie voneinander geschieden werden, je nach den Bedürfnissen ihrer Kontrapostfunktionen; sie sind ausgerichtet nach den Herren und können kein Eigenleben entfalten: Clarindo erscheint im 2. Akt als Freudenbote vor seinem Herrn und hat sich nicht weiter daran zu erinnern, daſs seine ‚Geliebte aus dem 1. Akt' am Königsschloſs als Gehängte baumelt. Das Geschick der beiden ist ein verschiedenes, weil sie ja auch verschieden handeln: Natilde

[1] el gracioso ‚más que la parodia del amo o del ama ... es su miniatura: el amor produce en él efectos contrarios, porque él ve el amor de otra manera. El amor que hiere a ambos personajes obra como un rayo de sol que se refractare en líquidos de distinta densidad . . . los casos más interesantes de paralelismo se refieren, sobre todo, al lenguaje. Se parodia el lirismo. Son las despedidas, las apóstrofes paralelas.'

ist die spanische Kupplerin, die ihre Sünde mit dem Tode büſst, Clarindo ist bloſs Bote und glossierender Begleiter der Vorgänge und überlebt daher Natilde, und ferner muſs man auch denken, daſs die Liebesszene im 1. Akt nur Parodie einer solchen ist. Montesinos zeigt ja (a. a. O.), wie die Liebe der Diener schlagartig-gleichzeitig mit der Liebe der Herren beginnt und mit dem Ende der Herrenbeziehung auch aufhört: das Prinzip „el ejemplo he de imitar“ ist fast aus szenischen Symmetriebedürfnissen zu verstehen (wie sie am schönsten durchgeführt sind in Mozarts Opern).

Wenn Leavitt unsere Szene vollkommen ‚humorlos‘ findet und ‚lack of humor‘ ihm wieder für Claramontes Autorschaft zu sprechen scheint, so muſs man sich erst über das, was er Humor nennt, einigen: bekanntlich ist Humorwirkung am allerstärksten an unsere Teilnahme an gewissen kulturellen Vorbedingungen gebunden. Und weiter wird man diesem Humor nur gerecht, wenn man ihn in seiner Folien-Funktion innerhalb der Dramatik des siglo de oro versteht: ihr kann die szenische Symmetrie wichtiger gewesen sein als Folgerichtigkeit der Charaktere, Heiterkeitserfolge usw.

Leavitt findet es „no token of good dramatic technique“, daſs Clarindo während eines Gesprächs zwischen seinem Herrn Sancho und Busto Tavera auf der Bühne bleibt und erst wieder nach Sanchos Ausbruch gegen den König einen Vierzeiler erhält, der überflüssig sei, weil er nichts zur Handlung beifüge, und die Wirkung von Sancho's Refrainworten ‚no gozes los Imperios de Castilla!‘ abschwäche. Betrachten wir diese Zeilen:

Clarindo: Por esta estrella hermosa
morimos como hueuos estrellados;
mejor fuera en tortilla.
Sancho: No gozes los Imperios de Castilla!

Man darf die conceptismos und das Abgleiten aus dem ‚astrólogo estilo‘ in die materielle, die Eſs-Sphäre in den Clarindo-Zeilen nicht als Wirkungsschwächung empfinden, weil es dem Dichter nicht bloſs auf die einheitliche unheimlich-prophetische Wirkung der Fluchzeilen Sanchos ankam, sondern eben auf die Brechung einer tragischen Spannung durch relativierenden Materialismus. Für den spanischen Dramatiker verpufft nicht die Wirkung des dunklen Fluchs durch das Gewitzel des Dieners: beide Stimmen sind ja von vornherein sittlich gewertet und schlagen sozusagen nicht mit gleicher Schallfülle ans Ohr des Publikums. Omelettewunsch und Königsverwünschung sind aus demselben Grunde nebeneinander, der im mittelalterlichen Mysteriendrama Komik und Tragik zusammengesellte: Gottes Wirken bringt in den verschiedenwertigen Menschen verschiedene Töne hervor — gerade dort, wo Schicksal gewirkt wird, muſs die Menschennatur in ihren verschiedenen Tönen sich verlautbaren. Eine gottgewollte Demokratie läſst die verschiedenwertigen Individuen doch verbunden sein, die Konvergenz der Stimmen im Ohr

des Hörers verbindet sich mit einer sittlich-hierarchischen Wertung, daher der Ausruf Sanchos:

De Sevilla *salgamos*;
vamos a Gibraltar, donde las vidas
en su riesgo perdamos —.

nicht unlogisch ist. Leavitt betrachtet diesen Plan als eine ‚Fehlleitung' („false lead"), da auf ihn nicht mehr zurückgegriffen werde: es wird aber doch gleich bei der ersten Erwähnung Sanchos durch Arias hervorgehoben, daſs er in Gibraltar „muchas veces capitán victorioso" gewesen sei, und später immer wieder wird vom König und in der Schluſsszene von Sancho selbst der Zug nach Gibraltar als „destierro" ins Auge gefaſst; Herr und Diener sind in unserer Szene wie immer durch gemeinsames Schicksal, das sie gemäſs ihrer Naturartung verschieden auffassen müssen, geeint. Die Einspannung so verschieden gearteter Reden wie der des Gracioso und des Offiziers in einen metrischen Rahmen (sextillas; die Refraintechnik ist bei Lope, Claramonte und unserem Dichter nach L.s eigenen Belegen im wesentlichen die gleiche) spiegelt die obenerwähnte überpersönliche Einung der Menschen wieder: sie wirkt umfassend wie die dramatische Musik Wagners in der Oper, die etwa die Antagonisten Beckmesser und Stolzing trotz verschiedener Einzelmotive in ein gemeinsames Musik-Element taucht.

Das Erscheinen Clarindos im 2. Akt mit einem Brief Estrellas für Sancho erweckt in dem realitätspedantischen Leavitt schwerste Bedenken: warum bringt ihn nicht Estrellas Dienerin Teodora? Abgesehen davon, daſs ein Brief von einer Partei zur andern via die Diener der Partei A oder der Partei B befördert werden kann,[1] ist ganz deutlich, wie Clarindo einerseits Sanchos Freude und Hoffnung steigert, anderseits sie relativiert: er ist beteiligter Bote und unbeteiligter Raisonneur zugleich: einerseits ‚Viuas eternidades ... Viuas mas que la piedra ...', anderseits: ‚Viuas, señor, mas años que no un necio!' Sancho sieht ihn teils ganz sich zugewandt (‚Abraçame, Clarindo, que no he visto jamas hombre tan lindo') teils fremd in seiner Stimmung (‚Agora de humor vienes?'). Wieder könnte man sagen, Clarindo ist ein Element der Ambivalenz, das selbst das Scheinhaft-Doppeldeutige seiner Erscheinung klarlegt:

Tengo, señor, buen rostro
con buenas nueuas, pero fuera vn mostro
si malas las tratara ...
ay, mortales desseos,
que hazeys hermosos los que espantan feos,
y feos los hermosos!

[1] Ein Parallelbeispiel aus Alarcon, La crueldad por el honor: in II/2 gibt Nuño Aulaga dem Gracioso, der Diener des Don Pedro Ruiz ist, einen Brief an den General Sancho Aulaga mit. Er ist eben einfach der Allerweltsbote: die spanische Comedia schreckt vor solchen ‚menschlichen Requisiten', vor unverhüllten technischen Notkonstruktionen nicht zurück.

Clarindo ist als Bote nichts ‚an sich‘, sondern eines jener Stimmungs-Chamäleons, das sich nach dem Herrn richtet (das Bild vom Chamäleon steht in Lope's ‚Dorotea‘). Der dramatische Gegensatz zwischen unserer Szene, in der Sancho durch die Hoffnung erweckende Botschaft Estrellas in höchster Seligkeit erscheint, und der nächstfolgenden, in der er die ihm vom König zugedachte Ermordung von Estrellas Bruder erfährt, wurde abgeschwächt durch die Mätzchen des Gracioso: aber es gehört zu dem Doppelsinn, in dem sich dem Autor alles menschliche Schicksal zeigt, daſs er das Übermaſs der Freude von einem ‚necio‘ ironisieren läſst, die Torheit menschlicher Freude dadurch nahelegend — die denn auch schon aus der nächsten Szene erhellt: der geschriebene Mordauftrag des Königs ist das schwarze Pendant zu dem Liebesbrief Estrellas. Übrigens hat der Dichter der Gestalt des Don Sancho das Leitmotiv der Unbeständigkeit der Zeit beigegeben, als eine Relativierung aller Erlebnisse in ihm selbst, so wie Clarindo dieselbe Funktion von auſsen besorgt: Sanchos Ahnungen kreisen schon im höchsten Glück um ‚die Zeit‘:

vgl. die Rede 565: da el tiempo mil´ . . . ueltas cada día
bis 586: como en tanta mudança
podre tener del tiempo confiança
ferner 655: Bien dezia que en el tiempo
no ay instante de firmeza,
y que el llanto y la tristeza
son sombra de pasatiempo
1698: tras una suerte un azar!
toda esta vida es jugar
vna carteta imperfeta,
mal barajada, y sujeta
a desdichas y a pesares;
que es toda en cientos y azares
como juego de carteta.

Estrella greift dies Motiv auf (597): Valgame Dios, si el tiempo me atropella, und im Brief an Sancho in unserer Szene: 1649 Esposo, ya ha llegado el uenturoso plaço desseado, mi hermano va a buscarte . . si del tiempo te acuerdas, buscale luego, y la ocasion no pierdas (vgl. auch 2562 tiempo pierde el que se tarda). Sancho erlebt an sich die Relativität aller Dinge — wie sollte Clarindo darin nicht sein Begleiter sein? Und Clarindo greift dies ‚Zeit‘-Motiv auf, wenn er seinen Wunsch: ‚Viuas eternidades . . . Viuas mas que la piedra . . .‘ ausspricht.

In der Szene am Schluſs des 2. Aktes, wo Clarindo nach ausgerichteter Botschaft Estrella den von Sancho ihm als Botengeschenk gegebenen Ring vorzeigt, findet Leavitt „a display of humor . . . that is quite as unsuccessful as his previous attempt“. Aber man muſs beachten, daſs das Auftreten des gracioso „muy galán“, also in schönstem Festputz angesichts der nahenden Hochzeitsfeierlichkeiten

und vor allem des für ihn wichtigen Hochzeitsessens, hineinfällt in die höchste Seligkeit Estrellas, die sich der Erfüllung ihres Ehewunsches ebenso nahe wähnt wie es früher bei ihrem Bräutigam der Fall zu sein schien: bei ihrem Ankleiden schon fällt in die Freude des Sich-in-den-Spiegel-Schauens das böse Omen des Zerbrechens des Spiegels, das von Estrella als Strafe für ihre vom Geliebten sich absondernde Eitelkeit gefaſst wird, für das Publikum aber den Klang des zerbrechenden Schicksals hat. Und gleich auf den später refrainartig wiederholten Glücksruf Estrellas:

Ay venturoso día!
esta, Teodora, ha sido estrella mía

folgt das drohende: Parece que suena gente, von der Zofe gesprochen. Genau parallel hierzu ist Clarindos Betonen, daſs der ihm von Sancho geschenkte Hyazinth gespalten sei und Melancholie bedeute,[1] und die solche Ausdeutung verdrängende Freude Estrellas, die dieselben Refrainworte findet (Ay venturoso día . . .). Während Estrellas Glücksgefühl so überschäumt, daſs es selbst in die Dinge hineinströmt und deren Bedeutungskern erobern will (‚es bien que las piedras sientan mis contentos y alegrías' ... ¿qué valor hay que resista al placer?'), klopft schon das Unglück an ihre Türe: nach dem letzten Wort muſs Estrella schon die Schicksalsänderung konstatieren: Pero que es esto? und es ertönt die Rede des Alcalden: ‚Los desastres y desdichas se hicieron para los hombres, que es mar de llanto esta vida'. Sie hört vom Tode des Bruders durch die Hand des Geliebten und der Refrain verkehrt sich in die grausame Variante: ‚Ay riguroso día, esta, Teodora, ha sido estrella mía.' Clarindo bereitet also mit seinem relativierenden und zweifelhaften Humor die Erkenntnis der Relativität menschlichen Glückes vor: er ist der Künder des Standpunktes des Dichters, der, oberhalb seiner Figuren stehend, v o r ihnen weiſs, was sie erst schmerzlich erkennen lernen müssen. Clarindo bringt die Vorahnung des Unglückes als etwas Objektives, Überpersönliches an Estrella heran, die, in menschlich törichtem Freudewahn befangen, den Sinn des gespaltenen Steines nicht erkennt: das was wir als abergläubische Vorahnung bezeichnen würden, ist jenem astrologie- und ominafreundlichen Jahrhundert objektive Äuſserung des Absoluten (in Lessings Tragödie „Emilia Galotti", in der das melancholische Wort „Perlen bedeuten Tränen" in der gleichen Situation,[2] knapp vor der dann nicht zustande kommenden Hochzeit, fällt, spürt logischerweise die Braut selbst die Schicksalsahnung). Wir erkennen jetzt, daſs die beiden Auftritte, in denen Clarindo bald dem Bräutigam, bald der Braut das Absolute des

[1] Angesichts der weiten Verbreitung dieses Aberglaubens in und auſserhalb Spaniens ist das Vorkommen desselben Details in Claramonte's ‚El ataúd para el vivo' (Leavitt S. 67) wohl belanglos.

[2] Ich weiſs nicht, ob die Lessing-Philologie auf diese Parallele schon geachtet hat.

Schicksals in ihnen selbst noch unverständlicher Weise anzudeuten hat, miteinander eng verbunden sind, was schon rein äuſserlich, aber auch symbolisch, darin zum Ausdruck kommt, daſs Clarindo in der einen Szene den Hyazinth empfängt, dessen Gespaltenheit in der anderen erkannt wird: die ‚albricias de las glorias mayores‘ haben sich in ein Trauersymbol verwandelt. Der Wunsch ‚Vivas más que la piedra A tu esposo enlazado como hiedra‘ am Schluſs der ersten Szene ist durch die Feststellung der Gespaltenheit des Steins in der späteren seines Sinnes beraubt. Kann noch ein Zweifel daran bestehen, daſs 1. diese beiden Szenen zusammengehören, 2. diese beiden Szenen mit dem Ganzen des Stückes ganz fest verbunden sind? Eindringliche Betrachtung der architektonischen Querlinien zeigt die unzertrennliche Zusammengehörigkeit der Clarindo-Szenen mit dem Ganzen, ja die Notwendigkeit jeder einzelnen Replik. Was Leavitt als ‚lack of humor‘ bezeichnet, ist in Wirklichkeit eine Art Welthumor, d. h. eine in Scherz und Karikatur sich darstellende Weltvernunft, die hinter dem offenkundig Platten eine höhere Weisheit als selbst die der höchstwertigen Helden verbirgt. Clarindo soll nicht bloſs lachen machen, sondern sein Lachen selbst ist ein Bestandteil der Weisheit, die die Welt regiert und daher auch jenes Stückes Welt, das der Bühnendichter, Gott gleich, erschaffen hat. Seine Worte haben noch einen anderen Sinn als den platten und greifbaren, sie ordnen sich ein in eine allgemeine Vielbezüglichkeit aller Reden im Ganzen der Tragödie, die noch im siglo de oro die symbolische Weltauffassung des Mittelalters fortführt. Was bedeuten gegen diese Erkenntnis die paar wörtlichen Anklänge an Claramonte-Stücke (*sacar libreas . . . paxes y lacayos* usw.), die Leavitt für seine Interpolationstheorie beibringt? Es sind eher lexikographisch-kulturgeschichtliche Parallelen denn Nachweise von inhaltlichen Berühgungen.

Leavitt erwähnt noch als weiteren Verdachtsgrund gegen die Ursprünglichkeit einer Clarindo-Stelle die letzte Szene des 2. Aktes: „a speech of a single word by the invidual“. Wie doch der zählende und wägende „matter of fact“-Realismus den Sinn für seelisch Gewichtiges abstumpfen kann! Tatsächlich wirft Clarindo, vom Alcalden aufgefordert (‚Seguilda‘) der verzweifelten Estrella, die den Mord erfahren hat, nur das eine Wort ‚señora . . .‘ entgegen, aber dies Wort der Teilnahme von seiten des Dieners Sanchos ruft die entscheidenden Äuſserungen der Empörung Estrellas hervor, die am Aktschluſs bedeutungsvoll an unser Ohr klingen: ‚Déjame, ingrato, Sangre de aquel fratricida! Y pues acabo con todo, acabo con la vida. Ay riguroso día!‘ — man sieht hier das totale sittliche Abrücken Estrellas von allem was mit Sancho zusammenhängt, was zu ihrem verzeihend-liebenden Verhalten im nächsten Akt erst die tragende Grundlage gibt, und man erkennt auch, daſs der Dichter den Helden Sancho und den gracioso-Diener tatsächlich als eine Einheit gesehen hat, fast als eine Einheit des Blutes. Es ist eine spezifische Meisterschaft unseres

Dichters, dieses Dichters der dramatischen Konzentration, nicht nur in ein Wort die höchsten Gefühle zusammenzupressen (dies hat schon Anita Lenz in dem kurzen Artikel in Ztschr. f. rom. Phil. 43, 9ff., dem Besten und Einzig Belangvollen, was über die Kunst des Estrella-Dichters geschrieben worden ist, anläſslich der Ausrufe Sanchos ‚Amigo Busto Tavera!' im 2. und ‚Señora!' im 3. Akt hervorgehoben), sondern auch durch ein kurzes Wort, eben das ‚Señora!' Clarindos, Gefühlsausbrüche hervorzurufen, hier also den Willen Estrellas zum Verlassensein, vom Geliebten, seinen Leuten — und vom Leben. Das ‚Señora!' Clarindos ist eine sozusagen chorische Teilnahmebezeugung ‚des Lebens', die Estrella in ihrem Schmerz zurückweist. Schlieſslich ist das ‚Mas me parece locura' Clarindos[1] knapp vor Ende des Stückes, das Leavitt selbst nicht umhin kann, als nur dem Gracioso zugehörig zu erklären, auch nur „a single line" — aber diese eine Zeile gibt die Beziehung vom menschlich Scheinhaften zum Theater, d. h. die Rechtfertigung des Theaterspiels überhaupt. Kein Zufall daſs der Gracioso, der mimischste unter den Mitgliedern einer Truppe, hier wie in anderen Stücken der Zeit, den Abschied vom Publikum und die Nachricht über den Autor zu sprechen hat; alles Theater ist ‚locura', aber die Menschen selbst sind ‚locos' oder ‚necios' und so ist das Theater berechtigt, ‚tragedias' zu zeigen, die vielleicht ‚locuras' sind: der Heroismus der Helden ist, am biederen Normalverstand gemessen, Torheit: das Motiv des Lope-Stücks ‚La locura por la honra' klingt an. Mit dem Schluſsurteil der Masse auf der Bühne selbst durch den Mund des Gracioso kehrt das dramatische Spiel zur Normalität des Lebens wieder zurück: der Dichter selbst nimmt dies Urteil: ‚all das war Narrheit — wie das ganze Leben es ist' seinem Publikum vorweg.[2]

Fassen wir das Resultat der Untersuchung der Clarindo-Szenen zusammen: die Betrachtung der Clarindo-Rolle, losgelöst vom Ganzen des Stückes, wie sie Leavitt seiner Interpolationstheorie zuliebe übt, weist vielmehr auf künstlerische Schönheiten der Verknüpfung, die jene Theorie endgiltig erschüttern.

II. Die Wahnsinnsszene.

Nachdem Menéndez y Pelayo diese Szene „tan insulsa, tan fría, tan desatinadamente escrita" genannt und sie als Nachahmung einer Szene in Tirsos „Como han de ser los amigos" bezeichnet hatte, äuſserte sich Foulché-Delbosc: „Menéndez y Pelayo, pensons-nous, se trompe doublement: cette . . . scène n'est ni une interpolation ni une imitation de Tirso", vielmehr sei Tirso hier Nachfolger des ‚Estrella'-

---

[1] Rivière, Le Français S. 112: „Tout ce qui se révèle rigoureusement désintéressé lui [à l'homme du peuple] semble bête. Et pour tout héroïsme, pour tout ce qui dépasse l'ordinaire, il a inventé le mot: fou."

[2] Auch in der Sterbeszene des Quijote ist dem Gracioso Sancho eine letzte humorvolle Rede verstattet, in der die volkstümliche Abneigung gegen den Tod, also die vox populi laut wird.

Dichters: „elle est, il est vrai, entièrement étrangère à l'action et en outre elle choque notre goût moderne, parce que, hors-d'œuvre burlesque, elle est comme écrasée par l'incomparable grandeur de tout ce qui l'entoure. Mais, qu'on le veuille ou non, cette sorte de contraste est un fait à peu près constant dans l'ancien théâtre espagnol.“ Leavitt meint: „the presence of Clarindo and the musicians in the prison is not motivated, the delirium is suddenly introduced, and undue prominence is given to Clarindo . . . the humor falls flat as it has hitherto . . . The feeble humor is, rather, more like the manner of Claramonte.“ Foulché-Delbosc hatte beobachtet, daſs der Wahnsinnsgedanke schon früher auftaucht (1864 ‚Este hombre ha perdido el seso‘, nach dem Mord an Busto Tavera im 2. Akt; 1871 ‚Loco está‘; 2019—22 el sentimiento le priva . . . del juyzio‘), Leavitt meint demgegenüber, gerade vor der Wahnsinnszene sei die Kontinuität unterbrochen, da z. B. in der Verhörszene Sancho sich so verständig zeige, daſs über ihn das Urteil gefällt wird: ‚Raro valor! brauo esfuerço!‘: „The only conclusion possible is that either the remarks about Sancho's losing his mind were not intended as preparation for the delirium scene, or else that this preparation is poorly handled.“ Wie rasch sind doch die literaturhistorischen Kunstrichter mit ihren künstlerischen Aburteilungen zur Hand, bevor sie noch den ganzen künstlerischen Beziehungsreichtum innerhalb eines Werkes erfaſst haben! Es fehlt bei all den Beurteilern eine klare Erkenntnis der Funktion des Wahnsinns im Ganzen der Entwicklung Sanchos. Die erste Andeutung des Wahnsinns erfolgt 1812/4 vor dem Mord, wie Leavitt selbst hervorhebt, indem Sancho sich zur Tat Mut macht:

Perdone amor, que el excesso
del Rey *me ha quitado el sesso*,
y es el resistirme en vano,

und als er Busto tödlich verwundet hat:

Ay que estoy fuera de mi,
y sin sentido te heri!
mas aqui, hermano, te pido
ya que he cobrado el sentido,
que tu me mates a mi,

d. h. also: die Tat selbst konnte von Sancho nur im Zustand der Sinnesverwirrung begangen werden, obwohl sie eine wohlüberlegte, nach ausführlicher logischer Erörterung der Konflikte begangene Tat ist. Im Monolog 1683—1764 hat er das Gerechte (lo justo), das was für die Lösung ‚Busto muera!‘ und was für die Lösung ‚Viva Busto!‘ spricht, dialektisch-dialogisch vor sich selbst herausgeklärt, aber es besteht eben in der Tat selbst ein Widersinn, ein Wahnsinn: der König als oberste Rechtsbehörde befiehlt eine ungerechte Handlung, Don Sancho soll ‚seinem Leben (Estrella) den Tod (durch die Tötung ihres Bruders) geben‘, er soll ‚Brudermörder‘ werden wie

Kain, ‚hermano' nennt er Busto nach der Tat. Der kasuistische Geist des spanischen Tragöden hat die durch konsequente Durchführung des Gesetzmäſsigen notwendige Wahnsinnstat, die legale Unmenschlichkeit, das durch Recht erforderte Unrecht, also diese letztlich auf eine Sinnlosigkeit der Welt hinweisende Antinomie als Zentrum der Dramenhandlung hingestellt: solcher der Rechtsordnung inhärenten Komplikation, solcher Sinnlosigkeit der Welt kann der Mensch nur durch eine besinnungslos (‚fuera de si') begangene Tat begegnen. Die Aussprache des paradoxen Tatbestandes allein mutet ‚Normale' als Wahnsinn an: die Alcalden rufen auf Sanchos Worte . . . ‚a mi vida he muerto', : ‚Ay tan grande desconcierto?' und auf sein ‚Amigo Busto Tavera!' : ‚Este hombre ha perdido el sesso', auf ‚le dare la vida que le he quitada': ‚loco esta'. Man sieht sofort, daſs die ‚locura' Sanchos eine besondere ist: eine verstandbedingte, gleichsam objektiv geforderte Narrheit, so daſs der Mensch, der seinen Verstand aufs höchste angespannt hat, ihn eigentlich verlieren müſste und auf seine Mitmenschen so wirkt, als ob er ihn verloren hätte. In der kasuistischen Paradoxie liegt der ‚Grund zum Wahnsinnigwerden'. Auf diese Weise erklärt sich das ‚Normalbleiben', das Logisch-denken-Können neben der Raserei bei Sancho: er muſs rasen, weil er so logisch denkt. Die Raserei ist der Ausdruck des geistig Unfaſsbaren an der eigenen Tat. Montesinos hat (Ausgabe von Lope's „Corona merecida" S. 169) hingewiesen auf „esta figura del vasallo amargado en su corazón y justificado en su conciencia, que siente que toda esta máquina de conceptos reposa en algo falso que no sabe ni quiere saber qué es. Sólo su propria amargura es el contraste y el criterio de la inmoralidad del sistema." Diese Bitterkeit, die bei dem loyalen Vasallen sich nicht in Rache austoben darf, das typische Ressentimentgefühl nach Schelers Analyse, wird sich nach innen schlagen — in Wahnsinn verwandeln müssen.

Auch für den König, der urteilt wie sonstige ‚Normalmenschen', ist Sancho ‚necio', weil er den Rechtsschutz, den dieser ihm angedeihen lassen will, nicht in Anspruch nimmt und den Anstifter der Tat verschweigt, ein Tor vom materiellen Vorteil aus betrachtet (2010/11):

antes que *de necio* muera,
dè del delito razon.

Leavitt meint, die Gegenwart Clarindos und der Musiker im Gefängnis sei nicht gerechtfertigt: aber schon Fouché-Delbosc hatte die Schönheit gerade der Musikerszene erkannt. Er hätte übrigens die Clarindo-Szene ruhig in sein Urteil einbegreifen können: Sancho verlangt von den Künsten (der Dichtkunst, die durch Clarindo vertreten ist, wie der Musik) nicht etwa bloſs Trost und Unterhaltung im Gefängnis, sondern den Triumph über das Schicksal, den die künstlerische Verarbeitung des Schicksals, die ‚Literarisierung' seines ‚Lebens' bedeutet: daher die Frage an Clarindo, ob dieser Verse über sein Schicksal gemacht

habe. Clarindo antwortet mit einer soziologischen Analyse der ökonomischen Stellung des Dichters, die etwa in Zilsels „Die Entstehung des Geniebegriffs" stehen könnte, seine nüchterne Auffassung:

> . . . los versos son cansados
> quando no tienen provecho.
> . . . yo por comer escriuo,
> si escriuen comidos ellos [los cultos, sein Publikum],

sein nur für Bezahlung schaffendes Berufspoetentum soll gegenübertreten der Virtuosität des sein Leben durch Opferung zu höchster Vollkommenheit ausbildenden Helden, der mit seiner Vollkommenheit dem Dichter sozusagen Modell stehen kann, ja selbst zu einem Künstler der stoischen Lebensbezwingung, zu einem Sänger des Todes im Leben wird:

> Soy cisne, y la muerte espero
> cantando.

Die Musiker haben das Motiv angeschlagen, das die Grundwahrheit des Jahrhunderts bildet, das Thema von ,la vida es sueño', und haben damit im Gegensatz zu Clarindo auch Sanchos Wahrheit getroffen. Sancho wiederholt es als Sänger seiner selbst:

> Pues si la muerte se alarga
> lo que la vida entretengo,
> y està en la muerte la vida,
> con justicia la celebro.

Diese paradoxe Besingung des Todes als wahres Leben ist ebenso ,wahnsinnig', aber auch im höchsten Grade vernünftig wie die früheren Reden über die ,Tötung seines Lebens' und der Wunsch, das ,weggenommene Leben wiederzugeben', ja sie ist die notwendige Ergänzung dazu: sein ,Leben' ist in Busto getötet worden, also muſs er selbst sterbend leben. Ferner ist die Musikerszene notwendig als Pendant zu der Clarindo-Szene, wie bisher noch immer ist Clarindo keine ,Interpolation'. Und auch in der nun folgenden Verhörszene, in der Sancho vollkommen vernünftig und wahrheitsgemäſs antwortet, aber mit der Nicht-In-Anspruchnahme des königlichen Schutzes gegen seinen Vorteil handelt, ist das Motiv des Wahnsinns nicht fallen gelassen, wie Leavitt behauptet: Don Arias sagt vielmehr:

> . . . que a su [des Königs] ruego
> confesseys quien es la causa
> deste *loco desconcierto*,

und nochmals:

> Si en vuestra boca teneys
> el descargo, es *desconcierto*
> negarlo.

Und der eine Alcalde bekundet:

Vos, Sancho Ortiz, aueys hecho
vn caso muy mal pensado,
y anduuistis *loco cuerdo.*

Ebenso der andere:

Matastis a vn Regidor
sin culpa, al Cielo ofendiendo;
Sevilla castigará
tan *locos* atreuimientos.

Diese Reden, die irdische Gerechtigkeit hält, rufen Sanchos wirklichen Wahnsinnsanfall (die 2. Gefängnisszene) hervor: er muſs sich fragen, ob die himmlische Gerechtigkeit dieselben Bahnen wandelt: auf den irdischen Bannstrahl des Richters (2239 hieſs es: la sentencia esta aguardando del fulminado processo,') muſs der himmlische folgen: Blitz und Donner; auf den Tod, den Menschen verhängen, die göttliche Verurteilung zur Hölle. Das Übernatürliche erscheint ja in spanischen Comedias dort, wo menschliche Kraft an ihre Leistungsgrenzen gelangt ist, gern auf der Bühne, als Ahnung oder Gesicht eines Helden (man denke an die Mocedades del Cid, an den Burlador de Sevilla). Man beachte, wie eng an das ‚Sevilla castigará' der Richter das ‚castigar' der Rede Sanchos, und wie an das ‚me confunda el cielo' der ‚confuso estruendo' anschlieſst:

2363: Consiento
que me castiguen los hombres,
y que me confunda el cielo.
Y ya, Clarindo, comiença.
No oyes vn confuso estruendo?

Bei so enger Verschweiſsung der 2. und der 3. Szene im Gefängnis kann keine Rede von Interpolation sein: der wirkliche Wahnsinnsanfall ist nur die Folge jenes ‚vernünftigen Wahnsinns', der bisher Sanchos Schicksal gewesen ist. Auch muſs man denken, daſs das Schweigegebot, das Sancho sich auferlegt hat, über seine menschlichen Kräfte geht und sich in Aussprache- und Phantasiekompensationen ausleben muſs.[1] Und trotz allen Wahngesichten bleibt der aus Logik wahnsinnig gewordene Sancho logisch und vernünftig: so in dem durch Spaltung des Bewuſstseins zustande kommenden

[1] Auch hier kann man in Clarindos Worten der 1. Szene im Gefängnis eine Parodie des Verhaltens seines Herrn sehen: er würde an und für sich, wollte er nicht verdienen, schweigen und nicht dichten (der stoische Philosoph Anaxagoras wird als Muster erwähnt, was Thomas im Kommentar erstaunlich findet: wohl einer umgedeuteten Etymologie des Namens zuliebe (ἄναξ ἀγορᾶς, der Beherrscher des Marktes' aufgefaſst als ‚Beherrscher der Rede' [ἀγορεύειν ‚sprechen']). Sancho aber schweigt, wo sein höchstes Interesse wäre zu reden, und gestaltet vor uns sein wahrhaft stoisches Heldenwesen.

Dialog mit Honor, in dem Sancho die wahre Ehre vertritt, als ‚vn necio y honrado . . . criado vuestro', während Honor ironisch die Norm der vom Welttreiben verschandelten Ehre darlegt und den Diener der wahren Ehre als Toren hinstellt: ‚metelde en un calabozo y condenese por necio' (man beachte das beziehungsvolle Nebeneinander der Synonyma ‚loco' und ‚necio' wie im ganzen Stück). Auch die Darstellung seiner Tat in diesem Wahnsinns-Scheindialog weicht keineswegs von der paradoxen Ausdrucksweise in früheren ‚Normalzustande' ab:

Prometi matar a vn hombre,
y le matè ayrado siendo
my mayor amigo.

Der Dialog mit Honor[1] ist ein genaues Abbild der vorhergehenden Verhörszene: der Tyrann Ehre, der ‚bárbaro legislador' wie Lope sagt, fällt ein Urteil, das ebenso entfernt von aller Menschlichkeit ist wie das der irdischen Richter für Sancho zu werden scheint. Sancho verbleibt auch durchaus in seiner Sphäre in den Wahngesichten selbst: er sieht im Gegensatz zu dem mit sozialem Ressentiment ausgestatteten Clarindo nicht Ständetypen (Schneider, Kutscher, Spieler, Modehelden), sondern — wenigstens vorwiegend — Abstraktionen und Personifikationen (la Soberuia, la Ambicion, el Honor, ferner die Gröſsen der Dichtkunst): die soziale Verbesonderung, der Gegensatz Ideal — Realität bleibt innerhalb der Phantasien von Herr und Knecht säuberlich erhalten, womit dann auch zwei literarische Gattungen in enger Fuge beieinanderstehen, allegorische Dichtung und Ständesatire,[2] jene idealistisch, zeitlos und allmensch-

---

[1] Foulché-Delbosc setzt in 2500/1:

Honor, su [Busto's] hermana perdi
y ya en su hazienda padezco,

trotz der Übereinstimmung von A und S, ‚ausencia' statt ‚hazienda' ein. Man muſs denken, daſs Sancho in eine Art Prozeſs mit Honor verwickelt ist und die Gründe für seine Schuldlosigkeit anführt: der Sinn der Stelle muſs doch sein, daſs er keine Verurteilung zum Gefängnis verdient habe, da er ja ohnehin schon schwer gestraft sei, durch den Verlust der Schwester und des Vermögens Busto's, das er durch die Heirat erworben hätte. So wird denn, in dem logisch-juristischen Hin und Her der Argumente, das an sich prosaische ‚hacienda' wohl gerechtfertigt sein. Leavitt stellt S. 14 die Stelle in ihrer von F.-D. veränderten Gestalt zwecks Erweis von Abhängigkeit zusammen mit einer Tirso-Stelle, wo *solo, sin Armesinda, padezco* in ganz anderem Zusammenhang vorkommt, ohne die Änderung der Stelle durch F.-D. auch nur zu erwähnen.

[2] Die künstlerische Wirkung ist dabei offenbar durch das ‚ridendo dicere verum' bedingt: Clarindos Gedichte scheinen eine Phantasie und treffen wie nebenbei Wahrheit. Auch dies eine Vielschichtigkeit der künstlerischen Wirkung wie bei dem was Montesinos in einem weiter unten zu nennenden Aufsatz, in seiner Ausgabe des ‚Cuerdo loco', mit Worten Lopes aus dem *Arte nuevo*, in engerem Sinne ‚engañar con la verdad' nennt: es stellen sich Bühnengestalten wahnsinnig, meinen damit aber sehr Vernünftiges, dem eingeweihten Publikum und bestimmten Bühnenfiguren

lich, diese realistisch ort- und zeitbedingt. Die Hölle ist für Sancho der Bufsort für Opfer einer ungerechten diesseitigen Weltordnung, für Clarindo eine Art fortgesetzten ungereimten Diesseits. Die kleinen Grenzüberschreitungen, etwa wenn Sancho die Gerichtsschreiber in der Hölle vermifst oder umgekehrt Clarindo la Necesidad sieht, werden weiter unten aufgeklärt werden.

Nun wäre die Rolle Clarindos in dieser Szene zu rechtfertigen. Was hat der Spafsmacher neben den Wahnsinnigen zu suchen? Man könnte vor allem darauf hinweisen, dafs der Gracioso auch sonst, wie schon erwähnt, den mittleren und normalen Zuschauerinstinkten zur Auslösung auf der Bühne verhilft, dafs er Publikum auf der Bühne, also dem griechischen Chor funktionsgleich ist.[1] Von der „Bühnenfunktion des Narren, zwischen dem Publikum und der Vorstellung durch Späfse oder Glossen zu vermitteln", spricht Gundolf in seinem Shakespeare II, 262. Gerade bei der Darstellung des Wahnsinns auf der Bühne ist eine Art Vermittlung zwischen ihr und dem Publikum besonders notwendig: das Uferlose und Unkontrollierbare einer irrationalen Elementarkraft wird so ausgeglichen und abgegrenzt, künstlerisch gebändigt. Eine erfahrene Schauspielerin sagte mir einmal, nichts sei leichter zu spielen als Wahnsinn und Betrunkenheit: offenbar deshalb, weil alles noch so Ungereimte und Unmotivierte gerechtfertigt scheint. Die Einführung eines Normalitätspegels gibt den Abweichungen erst ihre eigene Wertigkeit. Der Gracioso ist aber nun nicht blofs glatte Durchschnittlichkeit und Publikumsreaktion, er ist bewufster Spafsmacher. Gemeinsam sind diesem und dem Wahnsinnigen das Verlassen der Geleise der normalen Vernünftigkeit und so kann denn das willentliche Verlassen dieser Geleise für den Fernstehenden ununterscheidbar werden vom wirklichen Wahnsinn: der Zeit, die la vida es sueño gedacht hat, lag es nahe, Schein und Wirklichkeit auch in diesem Fall ineinanderfliefsen zu lassen. Auch Shakespeare hat den wahnsinnigen Lear inmitten von Berufsnarren gesetzt, das Zusammenspiel des Wahnsinnigen mit beruflichen und verstellten Narren versinnbildlicht den Lauf der Welt, so dafs die seelische Wahrheit, die durch den Wahn-

---

Verständliches. Solches Rechnen mit verschiedenen Planen des Geschehens (wie es sich auch im Theaterspiel auf dem Theater, im weitesten Sinn genommen, offenbart), geht wohl auf die Weltschau des ‚teatro del mundo' zurück. ... Man mufs daran denken, dafs in den Gracioso als Satiriker auch die volkstümliche Figur des ‚arbitrista' einmündet, die von Quevedo, aber auch auf dem Theater, z. B. von Alarcón in der Gestalt des Gracioso Zaratan in ‚La crueldad por el honor', verspottet wird: des Weltverbesserers mit trivialem Alltagsverstand (z. B. die Ausfälle gegen die Prozesse finden sich in einem charlatanischen Regierungsprogramm wieder, das der Gracioso Alarcóns seinem König darlegt).

[1] Daher er so gern aus dem Stück heraustritt, so im Epilog des Stückes, in der Kritik des Sujets (‚más me parece locura') sowie des estilo culto (Züge, die Montesinos in seinem Aufsatz über die ‚figura del donaire' als typisch erwähnt).

sinn, und die Verständlichkeit, die durch absichtliche Vermummung hindurch spricht, schauerlich-beziehungsvoll sich ergänzen. „Im Chorus der Verrückten und Entzückten war der beruflich Entzückte und Verrückte vonnöten", sagt Gundolf (Shakespeare II, S. 264). Man darf auch nicht vergessen, daſs die nicht immer als Vorteil wertbare berufliche Freiheit, das Auſserhalb-der-Gesellschaft-Sein den Narren dem Wahnsinnigen, der die Brücken zu bürgerlicher Normalität abgebrochen hat, benachbart, daſs umgekehrt der Wahnsinnige ungewöhnliche Sinnzusammenhänge blitzhaft erfassen kann, wie der Narr. Unsere Narren- und Wahnsinnsszene hat nun die besondere Note, daſs der Gracioso entsprechend einer auch sonst im span. Theater zu beobachtenden „praktischen Intelligenz" (Montesinos) ein ‚guter Narr' wird, der seine mimischen Künste zu Heilungszwecken spielen läſst, der eine Art psychologischer, fast würde man sagen: psychoanalytischer oder homöopathischer Kur mit Sancho vornimmt: durch Nachgeben, ja Unterstreichen der Einbildungen macht er sie unschädlich, Verrücktheit bekämpft er „cum similibus". Das ‚quiero seguille el humor'[1] Clarindos bringt mit sich, daſs er Sancho den Aufenthalt in der Hölle vorgaukelt (durch Wörtlichnehmen einer platonisierenden Metapher Sanchos: ‚Porque tengo el alma ya encarcelada en el infierno del cuerpo'). Die traditionelle Wunder-Ungläubigkeit des Gracioso — die noch nachwirkt in Repliken wie: Clarindo: ‚Quiero verlo' [ob Sancho tatsächlich zur Salzstatue geworden ist] — Sancho: ‚Tócame' — verkehrt sich hier in ein schauspielerhaftes, bewuſstes Erzeugen von Wundern und Unglaubwürdigem mit Hinweisen auf angeblich Sichtbares (‚No me ves cenizas hecho? . . .'; auf die Frage Sanchos: ‚En qué lo ves [daſs wir in der Hölle sind]?': ‚En que veo, Señora . . .) Und ebenso bewuſst täuscht nun Clarindo in dem Augenblick, da Sancho bei der Erwähnung des Verlustes Estrellas zum Paroxysmus gekommen ist, eine plötzliche Rückreise aus dem Inferno-Jenseits zur Erde, ins Gefängnis in Sevilla, vor (man beachte die Anknüpfung an *calabozo* in der Rede Honor's):

---

[1] Diese Wendung wird im Don Quijote immer dort gebraucht, wo von einem weit überlegenen Eingehen eines Gescheiteren auf die Phantastereien des Helden die Rede ist (so I/3, II/3, II/30) — allerdings noch ohne die ‚Kurier-Absicht'. Auch I/26 geht der Barbier auf die Phantasterei Quijotes zwecks Heilung, I/45 dann als reiner Spaſsmacher ein: „quiso esforzar su desatino y llevar adelante la burla, para que todos riesen". In I/25 will Sancho, als Quijote, Amadís nachahmend, um seiner Dame willen rasend zu werden beabsichtigt, schleunigst eine Äuſserung Dulcineas provozieren „y sacaré á vuestra merced deste purgatorio que parece infierno . . ." und er verballhornt die lat. Worte *quia in inferno nulla est redemptio* (Rodríguez Marín führt als Parallele die später zu besprechende Tirso-Szene an). Auch Quijotes Heilung am Schluſs ist nach dem Rezept des ‚seguir el humor' gearbeitet. — Clemencín hat in seiner Quijote-Ausgabe VIII, S. 266 schon auf die Analogie zwischen der Heilung Don Quijotes und der Homöopathie hingewiesen.

Valgame Dios!
si mas proseguir le dexo,
ha de perder el juyzio,
inuentar quiero vn enredo.

In dieser ‚illusion comique',[1] die zu gutem Zweck eingeschaltet ist, behält der Gracioso etwas vom mediterranen Factotum, Possenreißer, Schauspieler, Gschaftelhuber, Intriganten, Zauberer und Taschenspieler vom Typus Scapin, Sbrigani, Figaro, die ihrer Virtuosität zuliebe ein Theater auf dem Theater inszenieren und ihren Mitmenschen die Grenzen von Phantasie und Wirklichkeit ausreden, aber auch etwas vom erfindungsreichen, alle Künste beherrschenden mittelalterlichen Jongleur (besonders beachtenswert die Nachwirkung des Tierstimmenimitators im Inszenieren eines bellenden Höllen-Cerberus[2] durch Clarindo; das Verstellen der Stimme, als ob er mit einem Partner redete, die volkstümlich-literarische Reminiszenz des Diablo cojuelo, der ja auch bei Guevara das Zentrum von ‚verdades soñadas y novelas de la otra vida traducidas a estas' wird; die Vortäuschung eines Fluges in allen seinen Etappen offenbar nach dem Muster des ariosti-

---

[1] Ich geselle dies ungefähr gleichzeitige Jugendstück Corneilles an die ‚Estrella'-Szene heran, weil ich das damalige Kraftgefühl des Bühnenmagiers, das Bewußtsein für die Illusionskraft des Schauspielerischen hervorheben möchte. Klemperer sagt richtig in seinem „Corneille", die „Illusion" sei ein „lustiges und stolzes Literatenspiel, worin Corneille einem kundigen Publikum alle Bühnengangarten des gebändigten Pegasus als Kunstreiter vorführt" — aber, was Klemperer nicht sagt, dies Kunstreiter-Virtuosentum empfängt seinen Sinn von der Freude am Mimen und Theaterspielen, am Komödiantischen als solchem, die eine typische Barockeigentümlichkeit ist: in dieser Zeit hatte man den Mut, die ‚Illusion', d. h. das Theaterspiel selbst, zum Helden des Theaterstückes zu machen. Unsere Wahnsinnsszenen mit ihrem Spielerisch-Grenzenlosen ordnen sich ein in dieses Barockkomödiantische und Rollenbewußte damaliger Bühnenkunst. (Übrigens weist Jole Ruggieri, *Arch. rom.* 14, 78 die Nachwirkung der Wahnsinnsszene der ‚Estrella' in Corneilles ‚Mélite' nach: auch hier Hölle mit Blitz, ‚murmure confus' usw.)

[2] Hier haben wir wohl letztlich ein scherzhaftes Nachspiel der Höllenfahrt des durch Melodram und Oper (Polizian-Rinuccini!) sinnlich-frech verherrlichten Orpheus: hier ist die Fuge zwischen Höllen- und Wahnsinnsszene, ein kümmerlicher Rest des tragischen Mythos von der Macht des apollinischen Sängers, der den verschmähten Mänaden des Dionysos zum Opfer fällt. Deutlich zu merken ist noch in Lope's arkadisch-melodramatischen Spiel ‚Belardo el furioso' (Ausg. Menéndez y Pelayo S. 691 u. 693, z. B. ‚. . . dice . . . que tu espíritu fué / Del infierno al lago horrendo, / Y que quiere, como Orfeo, / Sacar su bella Euridice') die Anknüpfung der Wahnsinnsszenen an Orpheus. Die Höllenfahrt im Wahnsinn ist das Pendant zur Himmelfahrt des heiligen Wahnsinns: „Er bekundet sich", sagt Voßler in seinem ‚Lope' S. 272, „. . . . durch die ‚elevación' die man bühnenmäßig als ein Aufschweben oder Fliegen des Betroffenen veranschaulichte." Wie dicht Hohes und Niederes in der comedia beieinanderwohnen, ergibt sich aus der Szenenanweisung des ‚Belardo': ‚Elévase á mirar al cielo Belardo, y vase Jacinta sin que la vea' — Belardo empfindet durch seine Liebe eine ‚elevación' — und wird im selben Augenblick genarrt. Der Entrückte wird im Nu zum Verrückten.

schen Astolfo usw.). Vielleicht ist unter den Factotum-Verrichtungen des Gracioso besonders wichtig die des charlatanesken Arztes. Montesinos in dem Exkurs über ‚la locura fingida' (S. 159ff. seiner Ausgabe von ‚El cuerdo loco') spricht u. a. von „la súbita curación de su mal [sc. de los locos]", ‚tan pronto cesa el motivo de su frenesí; Lope debió de recordar algún aforismo de la escuela: desaparecida la causa, debe de desaparecer el efeto, y una palabra, una concesión obran como un ensalmo . . . Estas curaciones maravillosas, debidas a veces a la bien intencionada industria de un criado, contribuyen a dar a tales caracteres y situaciones un aspecto de esquemas, en hartos casos pueril . . . En *El cuerdo loco*, la locura no da a Lope ocasión de ingerir elementos cómicos. Escenas cómicas encontramos cuando existen en la comedia bobos o figuras del donaire: así en *Belardo el furioso*, así en *La sortija del olvido* . . . A cargo de estas figuras están también las súbitas curaciones . . . En alguna comedia más reciente que *El cuerdo loco* . . . da lugar la locura a consideraciones satíricas, debidas también, por lo general, al gracioso, „que sigue el humor" a su amo demente". „En *El príncipe melancólico*, el sistema seguido por el conde para reducir la locura del príncipe es el que podíamos llamar de *reducción al absurdo*. El enfermo dice que tiene dos cabezas y el conde le da dos sombreros con que cubrirlas". In *La locura por la honra* sagt der Gracioso Mirón, als man das verlorene Hirn des Grafen suchen geht: ‚Linterna soy . . . Ese es mi oficio'. Ein solches Wörtlichnehmen der Anregungen des Herrn durch ein ‚seguirle el humor' findet sich z. B. in *La batalla del honor*, wo der wahnsinnige Almirante eine Allegorie des Schlosses der Ehre pedantisch durchführt (Montesinos, l. c.). In *Belardo el furioso* stellt sich der Gracioso, als Nebenbuhler verkleidet, Belardo zum Zweikampf und läſst sich von ihm besiegen (ausdrücklich spricht er aus: ‚Bien se ha *remediado* ansí De este pobre la locura'), ‚Con extremada invención Vencí de aquel pobre amante La loca imaginación'), dann stellt er sich, als ob er die Höllenfahrt seines Herrn mitmache (‚Mas bueno será engañalle') und bestellt vorher die Geliebte, die er dann vor Belardo beschwört und die diesem Heilung bringt. Die Stelle, an der die Fiktion einsetzt und an der sie Erfolg bringt, also abgeschlossen ist, wird genau bezeichnet (‚Mas bueno será engañalle' — ‚Y tú, mi Jacinta, llega Y abraza á tu cuerdo amante'). Eine der Wahnsinnsvorstellungen ist die Vorstellung des Verbranntwerdens (‚Estás hecho ceniza de abrasado', vgl. die parallele Stelle der ‚Estrella'), aus der Metapher entwickelt sich eine Handlung (Belardo spricht zuerst von Jacinta als ‚sombra infernal', bevor er die Höllenfahrt unternimmt), aus der sprachlichen Hyperbel ein hyperbolisches Geschehen (Belardo wird lange vor den Wahnsinnsreden als ‚loco', ‚furioso' bezeichnet). Es ordnet sich also unsere Szene wie die bei Tirso ein in eine dramatische Tradition, wobei der Gracioso wie auch sonst Schulerinnerungen in die Praxis überführt. Hier darf angeführt werden, daſs Thomas in seinem Kommentar zu dem Satze Clarindos (2379) ‚Ceniza soy de sarmientos'

anmerkt, es sei die Asche von Reisig ein beliebtes Kauterisierungsmittel gewesen — was auf die medizinische Bildung Clarindos schließen lassen könnte. Vielleicht hat Clarindo auch etwas von der antiken Auffassung der medizinischen Heilung durch ‚Krisis' gelernt.[1] Auch könnte *Miron* vom ‚Schauen' den Namen haben (daher die Steigerung zu *linterna*, s. o.), Clarindo seinen Namen gerade von *claro* (im Gegensatz zu *loco*, *confuso*, cf. 2366: ‚Y ay, *Clarindo*, comiença. No oyes un *confuso* estruendo?') ableiten, womit alle Claramonte-Pseudonym-Phantasien abgetan wären. Das Auslebenlassen der Phantasien und die Fiktion der schlagartigen Rückversetzung in die Realität hat den gewünschten Erfolg:

Parece
que de un éxtasis recuerdo —

rein im Bereich der Zauberei könnte man annehmen, daß Clarindos Aussprechen des Namens Gottes den bösen Spuk verscheucht habe. Im Höhepunkt des Paroxysmus wie beim Erwachen hat Sancho seine Estrella vor Augen[2] und wenn sie dann in der folgenden Szene

---

[1] Daß das Interesse, das Cervantes an psychopathischen Zuständen zeigt (und auch an der Mischung zwischen Vernunft und Wahnsinn) aus medizinischen Fachschriftstellern gespeist ist, zeigt die Abhandlung von Iriarte in Revue basque 1933 über „‚El Ingenioso Hidalgo' y ‚El Examen de Ingenios'." Bemerkenswert, daß auch Cervantes eine seelische Narrheit wie eine körperliche Krankheit durch ein „artificio" bekämpfbar erachtet (in der Novelle vom „Curioso impertinente" wie am Ende des Don Quijote, bei Iriarte nicht erwähnt).

[2] Dies Detail ist nur eine Variante der Wahnsinnsheilung eines Liebenden durch das Erscheinen und liebevolle Verhalten der Frau, die den Wahnsinn hervorgerufen hat: in Lope's *Belardo el furioso* ist es der Gracioso, der Hirte Siralbo, der die Geliebte heraufzubeschwören vorgibt, und diese, „no como furia, mas como ángel bello" zitiert, wirkt denn auch engelhaft, als „buena furia", wie sie auch sonst als „hechicera", „demonio ó mujer", „antídoto y veneno" erscheint: wie wir noch sehen werden, ist bei Estrella auch die animalisch-vitale Anziehungskraft des Weibes hervorgehoben, aber nur in ihrer Wirkung auf den König: Sancho gegenüber ist sie bloß Engel und moralischführender Stern, hinanziehendes Ewig-Weibliches. So hat der Estrella-Dichter nicht die Freude am Schillern des Weibes zwischen Dämonie und Engelskraft, am Oder (Dämon oder Weib) wie Lope, sondern am Und, am klaren Glanze des Sternes der Schönheit und Güte. Und ferner wird Estrella nicht zitiert von einem willfährigen Charlatan, sondern sie erscheint selbständig, gerufen vom innersten Wesen Sanchos. Die Jacinta Lopes, bekanntlich die erste Skizze der Dorotea, hat, wie sie selbst halbunzuverlässiges Weibchen halb Dämon ist, Freude am Liebeswahnsinn (‚Loco mío, *loco amado*, No por eso os tengo en poco'), weil für Lope Liebe Wahnsinn ist und Lope Freude an der sozusagen sinnlichen Heilkraft ihrer Weibesaugen hat. ‚La que tiene ojos de estrellas' — sie selbst ruft dem Heilung suchenden Belardo zu: ‚Mírame, mírame'.) Estrella ist sittliche Kraft. Für den jungen Lope ist die Liebe eine derart blind wütende Kraft, daß mehrere ‚locos' nebeneinander erscheinen, indem Belardo ‚loco' wird, wenn Nemoroso begünstigt wird, und Nemoroso ‚otro loco', wenn Belardo triumphiert. Vgl. Voßler, ‚Lope de Vega' S. 272 über den Bühnenreißer ‚La hermosa Alfreda', ‚wo drei Männer um einer fabelhaft schönen Frau willen den Verstand verlieren.' Liebe ist da eine an-

im Gefängnis erscheint, um ihn freizumachen, so ist sie nun wirklich der Stern, der den Unglücklichen zur Freiheit führt. Clarindo hat eine Katharsis hervorgerufen, durch die die Seele Sanchos, die in tiefster Demütigung und Zerknirschtheit schmachtete, vorbereitet wird zur Erlösung durch die Geliebte: die antike Medizin nannte eine Heilung durch plötzlichen Fieberausbruch eine Krisis (im Gegensatz zu der durch Mittel hervorgerufenen Lysis). Eine ‚Krisis' ist unsere Szene. Estrella erscheint nach der Musik, nach den Richtern, nach der Wahnsinnsszene als höchste Linderung und Heilung von Sanchos Leiden an der richtigen dramatischen Klimaxstelle: Estrella kann nur kommen als zarte und gütige Göttin, als lucero, der aus der Hölle heraus will (2555), vgl. 2594 Estrella soy que te guia, de tu vida precursora, wenn ihr Geliebter sein Leiden ausgetobt und beruhigt hat. Keine Rede davon, daſs die Wahnsinns- und Höllenszene eine Interpolation wäre: sie ist im Gegenteil zur Lösung von Spannungen bestimmt, die sonst Sanchos Brust zersprengen müſsten! Wie die Szene nach hinten zu verklammert ist, so auch nach vorn: Estrella führt Sancho an der Hand aus dem Gefängnis, wie vorher der diablo cojuelo-Clarindo ihn aus dem Fiktiv-Inferno geführt hat, und Clarindo unterstreicht: No parece encantamiento? — Estrella vollführt durch das Auftreten als unbekannte Frau und das sozusagen hypnotische Wegführen Sanchos ein wirkliches Zauberwerk mit der magischen Kraft, die ihr Name ausdrückt, wo Clarindo nur wohlgemeinten Hokuspokus trieb. Aber auch nach dieser wahrhaften Befreiungstat ist Sancho noch nicht ganz erlöst: in V. 2644 sagt zu ihm Estrella: ‚Vete, *loco*, a morir', bis dann erst der heroische Verzicht des Schlusses die Vernunft Sanchos erweist.

Clarindo ist nicht wegzudenken als der Illusionist, Gaukler und Zauberer, der mit seinen Mätzchen seinem Herrn zur Katharsis, zur heilsamen ‚Krisis' verhilft. Die Fiktionen des Gauklers und die Visionen des Wahnsinnigen begegnen sich; was als lustige Erfindung eines Spaſsmachers erheitern könnte, wird schaurig, wenn es der wirkliche gestörte Verstand aus sich heraustreibt (dieses Schwanken zwischen Heiterkeit und tragischem Empfinden wird übrigens jeder Beobachter von Geistesgestörten durchgemacht haben: an und für sich wären dessen Fehlleistungen komisch, wenn sie nicht durch das Messen am Menschlichen schaurig würden). Der Wahnsinn Sanchos ist bedingt durch den Konflikt eines Absoluten mit dem Relativen (absolutes Recht — faktische Rechtssituation): aber durch den Konflikt von Absolutem mit Relativem entsteht auch bekanntlich Komik. Und so verwundert es uns nicht weiter, daſs gelegentlich

---

steckende Krankheit, die über die Köpfe der Menschen hinweg sie ergreift: von ‚Belardo' heiſst es:

„este es el encantador
Que, estando loco, ha sembrado
La enfermedad en el prado
Que llaman mal de amor."

Sancho selbst Nummern aus dem Programm des Gracioso darzubieten scheint: der Dialog mit der Ehre, in dem Sancho die zwei Stimmen seines Inneren mit zwei verschiedenen Stimmakzenten veräuſserlichend vorträgt, ist nicht allzuweit entfernt von dem fiktiven Dialog Clarindos mit Cerberus, der Cerberus-Imitation usw.: wir haben oben auf die Exkursionen Sanchos in die Ständesatire Clarindos und umgekehrt dieses in den Allegorismus Sanchos hingewiesen: Sancho wird selbst ein tragischer Spaſsmacher, der an der Auflösung seines Ich, am gellenden Lachen der Selbstzerstörung Freude zeigt (Honor sagt zu ihm: ‚Riendo me estoy: palabras complís?'), ein Hamlet, der mit der Sinnlosigkeit des Lebens spielt. Wahnsinn und Gauklerei treffen sich in der Sinnesentleerung der Welt.[1]

Vergleicht man nun mit unserer Szene die ähnliche in Tirso's „Como han de ser los amigos" (III/10 entsprechend ‚Estrella' III/8), so muſs man Foulché-Delbosc's Urteil beistimmen, daſs die Tirso-Szene weit weniger gelungen ist, ja bei der groſsen Zahl textlicher Übereinstimmungen eine Nachahmung der unseren sein könnte. F.-D. gibt die Gründe seines m. A. richtigen Urteils nicht an: vor allem führt bei Tirso der Gracioso Tamayo nur die Anregungen seines Herrn, Don Manrique, der dem Freunde ‚sein Leben', d. i. die Dame seines Herzens opfert, sklavisch im Detail aus:

D. Manrique: Entiérrame.
Tam.: Ya te entierro
(Quiero seguille el humor).

und nun läſst er Orden und Bruderschaften aufmarschieren, spricht Gebetsresponse und Litaneien, mit den traditionellen Verballhornungen des Lateins (die bei Clarindo fehlen!), als bloſsen Spaſs und Unfug, ohne die Heilabsicht Clarindos. Ferner hat der Wahnsinn Don Manriques keine Katharsis-Funktion und ist nicht ein verzerrtes Abbild seines wirklichen Leidens[2] — ähnliches hat schon An. Lenz

[1] Leavitt weist ein paar Parallelen solcher ‚Spiele' mit Persönlichkeitsspaltung bei Tirso und Lope nach, aber schon das letztere Beispiel (aus La fuerza lastimosa, wo Octavio zu seiner Seele spricht) beweist, daſs es sich nicht um eine Anleihe des Estrella-Dichters bei Tirso handeln kann: zu der Jongleurtradition des Sprechens mit verstellter Stimme kommt die petrarkistische Tradition der Zwiesprache mit der eigenen Seele, die aus dem Sonett in den spanischen Dramenmonolog übergegangen ist, vgl. meine an Montesinos anknüpfenden Lope-Belege in „Die Literarisierung des Lebens in Lopes Dorotea" S. 39. Wo die geschichtlich breite Entwicklung eines typischen Zuges der spanischen Comedia so klar zu Tage liegt, wie kann man da noch hoffen, Einzelbeeinflussungen klarzustellen: Tirso, Lope, der Estrella-Dichter, sie schöpfen aus dem gemeinsamen italianisierend-petrarkisierenden und mittelalterlich-juglaresken Stilinventar. Das Material, das Leavitt zum Zwecke von Entlehnungsnachweisen beibringt, wird wie auch sonst zu einem — dankenswertem — Parallelenschatz für Ausdrucksweisen und Motive der spanischen Comedia überhaupt.

[2] Ähnlich innerlich muſs Lope nach Voſsler, ‚Lope de Vega' S. 276 seine „Arbeit der Meisterjahre' ‚La locura por la honra" aufgefaſst haben:

gefühlt —, sondern bloſs eine ausgeführte Illustration des Todesgedankens, sozusagen seine Materialisierung (Begräbniszeremonien), wirklich nur eine ‚Interpolation', eine Einschaltung, die ohne Folge für die Entwicklung bleibt. Manrique geht ab und kommt in der letzten Szene mit einem an den Wahnsinn nur fern anknüpfenden Kompliment für den König auf die Bühne:

Dame los pies, rey invicto,
que con tu presencia espero
cobrar el seso perdido,
refrena mis desvaríos.

Die Heilung kommt der Anlage des Stückes entsprechend nicht aus dem Innern Manriques, sondern erst aus dem Gegenopfer des Freundes, um dessentwillen er das Opfer gebracht hat. Endlich merkt man die bewuſste Gestaltung der Szene bei Tirso nach einem sozusagen an der ‚Estrella' abgelesenen Programm: Manrique nennt sich selbst (III/9) „loco cuerdo" (er hat ja durch absolute Redlichkeit sich selbst Leid zugefügt), also die beiden Elemente der Wahnsinnsszene, die wir in der ‚Estrella' erkannten, sind hier deutlich definiert, nur ist ein Wahnsinniger, der sich selbst definieren kann, ein Unding; und ebenso weist die Frage Manriques: „¿ Qué orden tendria ya mis desconciertos?' auf das Komponierte und die Bewuſstheit der Methode im Wahnsinn, die in der ‚Estrella' einfach als vorhanden zu beobachten war. Die Tirso-Szene ist genau nach dem Muster der ‚Estrella'-Szene angelegt,[1] ohne daſs wir die konstruktiven Besonderheiten aus der Eigenart des Stückes ableiten könnten, wie es in der ‚Estrella' der Fall ist. Gewiſs ist den beiden Szene gemeinsam der tötliche Angstzustand des Helden, die Humorisierung des Schauerlichen durch Diener und das Erschauen imaginärer Gestalten, aber ich muſs ganz kategorisch Leavitt widersprechen, wenn er meint: „the scene in the *Estrella* . . . certainly lacks the logical development and the unity of Tirso's. One is confused, jumbled and aimless, while the other is orderly and methodical". Das ‚Ziel' der

„Der Held, der um der Ehre willen sein geliebtes Weib getötet hat und immer noch nach Rache lechzt, *wiederholt im Wahnsinn phantasierend* die erlittenen und begangenen Greuel, begegnet einer ländlichen Doppelgängerin der Ermordeten, durchkostet die Bitternis getäuschter Liebe und den ganzen Widersinn des Daseins". Man muſs denken, daſs der spanische Ehrbegriff selbst eine ‚cuerda locura', daſs Wahnsinn im Dienst der Ehre gewissermaſen logisch gefordert war: daher auch die gewichtigen Worte Clarindos am Schluſs der ‚Estrella' über die ‚locura' der Helden.

[1] Womit nicht gesagt werden soll, daſs sie unbedingt die Quelle gewesen sein muſs. Die Zusammenstellungen Montesinos aus Lope zeigen ja, daſs es sich um einen ganz verbreiteten Szenentypus handelt (gerade das so bezeichnende ‚seguirle quiero el humor' steht schon in der *Batalla de honor* von 1608 und im Don Quijote); vgl. auch Lope's *Belardo el furioso*. Anita Lenz drückte sich in bezug auf die Prioritätsmöglichkeit der *Estrella* ähnlich vorsichtig aus. Sie erwähnt noch eine Wahnsinnsszene aus Tirso's *Averigüelo Vargas* Akt III.

Szene ist die Heilung Sanchos durch Clarindo. Die Ordnung bei Tirso ist eine äuſserliche, unorganische, daher vielleicht leichter aufzufassende als die durch einen inneren Faden der Entwicklung bedingte und zusammengehaltene, äuſserliche Unordnung in der ‚Estrella'-Szene. Aber der moderne Leser wird vielleicht überhaupt das Vernünftige und Geordnete dieser Wahnsinnsdarstellungen auffällig finden: man vergesse nicht das Formvolle aller romanisch-klassischen Kunstübung, die selbst das Irrationale der Rationalität nahebringen muſs (man vergleiche etwa wohlgeordnete musikalische Darstellungen des Wahnsinns wie Corellis „La follia" oder die „Wahnsinnsarie der „Lucrezia di Lammermoor" von Donizetti). Daher die Ordnung in der Unordnung und die Dämpfung des Wahnsinns durch ein skeptisches Gegenüber, auch die zeitliche Befristung dieses Wahnsinnsanfalls, den man heute bloſs einen Nervenzusammenbruch nennen würde: eine Szene bloſs, die eine ganz bestimmte Funktion im Ganzen der Entwicklung hat, die der Heilung, offenbar entsprechend irgend welchen medizinischen Schulrezepten. Montesinos hebt hervor, daſs alle die Szenen des gespielten und des echten Wahnsinns in ziemlich gleicher Weise durchgeführt sind: der Wahnsinn tut sich kund in einer „desconcertada locuacidad", nicht eigentlich in Wahnsinnsakten, von denen eher durch andere Figuren berichtet wird (so in ‚Belardo el furioso': ‚hace gestos como mona'): es ist wohl das Bewuſstsein für die Erfordernisse der Sprechbühne, das den Wahnsinn oder Nervenzusammenbruch rein in der Sphäre des Gesprächs, als eine Störung der Denkfunktionen, sich abspielen läſst: übrigens ist für die Darstellungsszene unseres Dichters bezeichnend, daſs er gegenüber dem „dar voces" usw., das Montesinos aus Lopeschen Berichten über Wahnsinnige anführt, in unserem Stücke (III/1) von Sancho nur berichtet, daſs er ‚no se quexa de ninguno' und ‚con su pesar se aconseja'. Die ‚Vernünftigkeit im Wahnsinn', die ihm moderne Kommentatoren vorwerfen, ist also eine Vernünftigkeit und Reserve des Dichters. Es ist ja auch bezeichnend, daſs geheuchelte und echte Verrücktheit bei Lope dieselbe Darstellung finden (Konzeptismus beiderseits, vgl. Montesinos, und hier weiter unten) und ebenso der geheuchelte Wahnsinn Clarindos dieselbe wie der echte Sanchos: wie es bezeichnend ist, daſs *El loco cuerdo* von Lope einen Fall von geheucheltem Wahnsinn benennt, während bei Tirso die parodoxe Wortfügung einen ‚echten Wahnsinnigen' bezeichnet. Montesinos meint: „Es dificil señalar hasta qué punto los locos de Lope fingen su locura. En los casos en que no hay motivo para suponerlo, existe cierta voluntariedad, o, cuando menos, conciencia del estado de alienación" — die Betreffenden spüren sich selbst auf der Bühne wahnsinnig werden und benennen sich als solche — es ist wohl hier eine Unfähigkeit vorhanden, das irrationale Geschehen anders als rational zu schildern, vielleicht aber auch ein Bewuſstsein des Barockdichters für die Ununterscheidbarkeit von Wesen und Schein. Vossler in dem Kapitel über das „dramatische

Weltbild" Lopes sagt: „Liebeswahnsinn ist kein Problem, sondern Kunstgriff, Kostüm, Rolle oder literarische Fiktion,[1] zumeist in Erinnerung an den rasenden Roland[2] oder an Lanzelot.[3] Zwischen gespieltem und echtem Wahnsinn schwimmt die Grenze, weil die Erfahrung des echten noch zu wenig erfaſst ist . . . Ihm [Lope] gilt der Wahnsinn . . . als Wohltat und Ausweg aus Leid und Not, als ein seelisches Alibi, wie Ohnmacht, Schlaf und Trunkenheit, oder gar als Kniff, List und Scherz". „Der theatralische und mimetische Zug dieser Wahnsinnsformen bringt es mit sich, daſs zwischen der Verrücktheit, die der Schauspieler dem Publikum vorführt, und dem simulierten Wahnsinn, den innerhalb des Dramas eine Person den anderen weismacht oder gar mit Vorsatz sich selbst suggeriert, kein sichtbarer Unterschied besteht . . . Was er [Lope] an Blindheit, Verkennung und Desorientierung seinen halb oder ganz Verrückten manchmal andichtet . . ., übersteigt alle heutigen Bühnenbegriffe und ist nur verständlich, wenn man sich erinnert, wie nahe im damaligen Denken Wahnsinn und Wunder beieinander wohnten. Wie die Ehre und die Liebe hatte ja auch der Wahnsinn hinter seinem spaſsigen, literarischen und konventionellen Gesicht einen übernatürlichen heiligen Sinn."[4] „Tiefere Töne erklingen in der Darstellung des Wahnsinns . . . dort, wo in nachdenklichen und wehmütigen Stimmungen das ganze Dasein als Traum und Irrung empfunden und das groſse Thema der spanischen Humoristen und Satiriker angeschlagen wird: der Mensch als barockes Zerrbild der göttlichen Idee. Dabei macht es wenig Unterschied, ob diese versunkene und spekulative Form des Wahnsinns durch giftige Kräuter, durch Lektüre, durch seelische Erschütterung oder sonstwie verursacht oder als vorgenommene Maske nur gespielt wird."[5]

---

[1] Dasselbe hat schon Grillparzer in seinen „Studien zum spanischen Theater" 1824 so ausgedrückt: „Ebenso liebt er [Lope] den Wahnsinn. Ohne viel Vorbereitung werden seine Helden närrisch, kommen dafür aber auch gleich wieder zur Vernunft, wenn der Ausgang des Stückes es erfordert."

[2] Wahrscheinlich haben die Szenen, wo der Wahnsinnige sich gestorben und in der Hölle wähnt, aus folgender Wahnsinnsrede des Orlando furioso (XXIII, 128) ihre Inspiration geschöpft:

Non son, non sono io quel che paio in viso:
Quel ch'era Orlando è morto, ed è sotterra . . .
Io son lo spirto suo da lui diviso,
Ch'in questo inferno tormentandosi erra,
Acciò con l'ombra sia, che sola avanza,
Esempio a chi in Amor pone speranza.

[3] Hinzuzufügen ist noch: Amadis, wie aus Quijote I/25 bekannt.

[4] Grillparzer in seinen „Studien zum spanischen Theater" sagt anläſslich des Lope'schen „Los locos por el cielo": ‚Der Titel schreibt sich von einer einzigen Szene her, in der die beiden zum Christentum bekehrten Geliebten sich als wahnsinnig stellen, um den Verfolgungen der Heiden zu entgehen, wenn nicht überhaupt ihre Selbstverleugnung und Leiden um des Glaubens willen als ein Wahnsinn im Sinne der Welt bezeichnet werden soll.' Vgl. die ‚locura' der ‚Estrella'-Helden.

[5] Da der Mensch überhaupt ‚un cuerdo loco' ist, wird logischerweise auch Quijote als solcher dargestellt, als ein sehr vernünftiger

III. Die Anspielungen auf Sevilla.

Leavitt sagt (S. 38): „With regard to the passages in praise of Seville which Señor Cotarelo suggests may also be due to Claramonte, it must be noted that they are so numerous that it would be almost impossible to leave them out and have very much left of the play . . it must be confessed that Claramonte spent a number of years in Seville and had a greater motive for praising the city than did Lope . . . it is easy to understand that a resident of the city might have his reasons for praising Seville and the city fathers."

Cotarelo und Leavitt ist gemeinsam die Ansicht, das Lob Sevillas sei in der ‚Estrella' etwas Kontingentes, ein Nebending, das, nur aus Liebenswürdigkeit für das Sevillaner Publikum hinzugetan, ebenso wegbleiben könnte und daher durch irgendwelche autobiographischen Gegebenheiten zu erklären wäre. Der Vorgang, ein integrierendes Element eines Kunstwerks als ein kontingentes aufzufassen und dies angeblich künstlerisch Nicht-Notwendige aus einer praktischen Lebensnotwendigkeit des Dichters zu deuten, ist ein bedauerlicher Rückfall in Biographismus und Positivismus. Und vor allem sollte es für den historisch Betrachtenden unmöglich sein, bloſs von modernem Kunstgewohnheiten aus auffällige Züge an älteren Kunstwerken zu tadeln: Cotarelo bezeichnet die Wiederkehr des Lobs von Sevilla in unserem Stück als „impertinente"! In Wirklichkeit ist sie in höchstem Maſse „pertinente", hineingehörig in das Stück: das Lob Sevillas ist keine Verbeugung, die auſserhalb des Kunstwerks zu denken wäre (gar eine captatio benevolentiae des Publikums, wie L. S. 91 will: „the author . . . probably felt that he might gain favor by lavishly praising the inhabitants of Seville"), sondern eine notwendige Folge der Tendenz, die öffentliche Meinung der Stadt dem Königs- und Tyrannenwillen gegenüberzustellen und Gesetz und Recht als tief verankert im Volk, daher auch den König beschämend und überwältigend, zu erweisen. Sevilla ist dabei nicht mehr als ein Beispiel eines mächtigen, autonomen, bürgerstolzen Gemeinwesens (daſs Sevilla gewählt wurde, erklärt sich aus der historischen Stellung Sevillas im 16. und 17. Jh., vgl. etwa die Broschüre von A. Viñas „Séville au XVIe siècle"), die für den Dichter natürlich in anachronistischer Weise — die Handlung des Stückes soll im 13. Jh. spielen — allein maſsgebend ist, aber an und für sich stünde nichts im Wege, dieselbe Handlung in Burgos oder sonst einer Stadt Kastiliens oder Aragons aufführen zu lassen. Leavitt selbst erwähnt, daſs Claramonte in *El nuevo rey Gallinato* ebenso die Bewohner Zamoras herausstreiche, daſs ein langer schonungsvoller Be-

---

Mensch, der in einem Punkte nicht normal ist — dies im Einklang mit dem ‚Examen de Ingenios' von Huarte (s. Iriarte, l. c.). Molière hat in der ‚Critique de l'école des femmes' die Worte des Cervantes über seinen Helden zur Verteidigung seines cuerdo loco Arnolphe wiederholt. Über das loco cuerdo-‚Motiv' vgl. Hatzfeld, Don Quijote als Wortkunstwerk S. 13ff.

richt über Valencia in *La católica princesa* desselben Autors stehe (hierzu wäre noch das Lobhymnus auf Lissabon im *Burlador de Sevilla* V. 722ff. zu stellen, wobei aber die in Stücke eingeschobenen rhetorisch aufgeputzten Lobreden auf Städte zu scheiden wären von dem Städtelob als dramatischem Agens und integrierendem Bestandteil des Stücks wie in der *Estrella* in der *Numancia* des Cervantes). Es ist ja auch ein sehr schematisches Sevilla, das wir sehen (ganz geringe Details, wie z.B. das Gefängnis in Triana, las Cuevas, die gallegischen Händler in Cal-de-Francos, die Sevillaner Dichter usw.): Sevilla ist sozusagen für unser Stück wichtiger als loyale Stadt überhaupt denn als Sevilla.[1] Daſs der Dichter besondere Gründe gehabt haben müsse, um Sevilla zu loben, wird man ebensowenig je erweisen können, wie daſs Calderón besondere Gründe gehabt habe, gerade Zalamea als Schauplatz seines ,Alcalden' zu wählen. Ich unterschreibe also nicht ohne weiteres die Schluſsfolgerung Foulché-Delboscs, daſs unser Stück für die Aufführung in Sevilla geschrieben sein muſs: könnte das Publikum in Burgos oder Zaragoza nicht ebensogut das Allgemein-Menschliche des Konfliktes begreifen, wie wir Deutsche die allgemeine Wahrheit der antiken oder französischen oder spanischen Dramen verstehen? Abgesehen davon, daſs, wenn die ,Estrella' wirklich das Stück gewesen wäre, das die Glorie Sevillas weiterzutragen bestimmt wäre, es nicht solange hätte verschollen bleiben können (vgl. An. Lenz *l. c.*). Das Lob Sevillas gilt der idealen Bürgerschaft überhaupt, in der Gesinnungsadel Naturgabe ist: Sevilla, das ist gleichsam die aristokratische Mitgift, die ein demokratisches Gemeinwesen von der Natur bekommen hat, es ist naturgegebene Gemeinschaftskultur überhaupt: Kultur als Naturgabe dargestellt zu haben, ist das Verdienst dieses demokratisch-aristokratischen Dichters. Dem Tyrannen und seinem bösen Ratgeber steht das unsterbliche Trio der Protagonisten und die zwei Alcalden als Vertreter des Volksempfindens gegenüber, letztere mehr den anonymen, allerdings unerschütterlichen und unabhängigen Volkswillen darstellend (vgl. besonders 1861 Llevalde a Triana preso, porque la ciudad se altera, 2964 Mirad, señor, que assi Sevilla se agrauia, 2978, Assi Sevilla se desagravia'; worauf der König: Admirado me ha dexado la nobleza de Sevilla; in der ersten Szene des Stücks wie in den beiden Szenen, da der König ihr Urteil bestimmen will, bieten sie ihr Vermögen und ihr Leben dem König an, um dann das Urteil, dort wo sie für die Stadt Recht sprechen, um so unabhängiger zu fällen). Alle Sevillaner aber überragt der ,Stern von Sevilla', das Mädchen, das Stern heiſst und Stern

[1] Aubrey G. F. Bell in seinem Artikel ,,Spanish Renaissance" (Rev. hisp. 80, 608) betont richtig, daſs der ,lokale' Anstrich spanischer Comedias doch täuschend sei: im Grunde sei stets das Madrid des 17. Jhs. der Schauplatz: ,,Spanish literature usually prefers character with superficial monotony to superficial variety without character . . . it is by means of this local monotony that they achieve their best effects of portrayal of character; through being local they become universal."

ist. Man beachte, wie das im Titel angedeutete Thema, die Leuchtkraft volksmäſsiger und naturgegebener Ehrbarkeit, gleich in den ersten zwei Szenen ausgeführt wird: in der ersten die Loyalitätserklärung der Alcalden und die Äuſserung des Königs über seine erst durch Sevilla vervollständigte Herrschaft über Castilien, die das Stück eröffnet:

Muy agradecido estoy
al cuidado de *Sevilla*,
y conozco que *en Castilla*
ya soberano Rey soy

(mit den sich später wiederholenden, bedeutungsvollen Leitreimen ‚Sevilla' : ‚Castilla' !). Die Gegenüberstellung von König und Sevilla ist durch ein öfter wiederkehrendes sprachliches Detail bezeichnet: den Vokativ *Sevilla* im Mund des Königs (33 Yo, Sevilla, a descansar, 49 Todo, Sevilla, lo creo . . . Id con Dios[1]): als der König zum Schluſs endlich sich zum offenen Geständnis seiner Anstiftung des Mordes an Busto Tavera entschlieſst, stellt er sich der ganzen Stadt (2968):

Sevilla,
matadme a mi, que fuy causa
desta muerte

(wahrscheinlich liegt hinter der unverständlichen Ausdrucksweise von 2051 eine ähnliche Gegenüberstellung von König und Stadt verborgen).

In Szene 2 kommt es zur Erwähnung Estrellas als schönster und edelster der Sevillaner Frauen, deren Name schon von Sevilla gegeben scheint (154 Essa la llaman la Estrella de Sevilla, 161/3 wiederholt und gesteigert), und zum egoistischen Wunsch des Königs (208 vea yo a Estrella en su casa). Und der herrische Entschluſs des Liebenden zu Ende des Stückes wird als Leistung Sevillas aufgefaſst:

Rey: Toda esta gente me espanta.
Don Pedro: Tiene esta gente Sevilla,

wie auch Sancho seine Tat als typisch-sevillanische ausgibt (1845):

Dezilde al Rey mi señor
que tienen *los Sevillanos*
las palabras en las manos,
como lo veys, pues por ellas
atropellan *las Estrellas*,
y no hazen caso de *hermanos*

[1] Vgl. ebenso Lope, El cuerdo loco II V, 1173 *Pueblo*, bien le [den Fürsten] *veys* suspenso.

(man beachte die typisierenden Plurale), ähnlich sagt Sancho 2335:

dezilde [dem König] que es mi intento
que conozca que en Seuilla
tambien ser Reyes sabemos

Sogar im königlichen Zorn wird Estrella mit Sevilla verbunden gesehen (1257):

Se ha de arder
y *con su Estrella* Sevilla.

Für Leavitt ist an der Bemerkung das Ratgebers Arias (115/6): ‚La buena o mala fortuna tambien se atribuye al nombre‘ nur wegen des auch an einer Stelle bei Claramonte vorkommenden Gedankens bemerkenswert: aber dieser Satz enthält trotz seiner spielerischen Absicht die theoretische Rechtfertigung all der unzähligen Namensbeziehungen[1], die modernen Kritiker sagen: Namensspielereien, in unserem Stück, die eine magische Kraft des Namens voraussetzen: Estrella der Stern usw. Gleich in dieser 2. Szene wird von Busto gesagt:

No es casado;
Que en la esfera sevillana
Es sol, si estrella es su hermana,
Que estrella y sol se han juntado.

Und in letzterem Zitat ist auch das astrologische Motiv angeschlagen, das ebenso hartnäckig wie die Namensanspielungen unser Stück durchzieht: ‚la esfera sevillana‘ — Sevilla (im Gegensatz zum ‚orbe español‘, den es erst vervollständigt) ist das Wirkungsfeld des Sternes Estrella. Foulché-Delbosc hat sehr mit Recht ein Register der astrologischen Anspielungen, der Beispiele des ‚astrólogo estilo‘, wie der ‚Estrella‘-Dichter selbst (1305) sagt, seiner Ausgabe beigefügt: man sieht, daſs Estrella und Sol am stärksten vertreten sind. Er hätte — sofern man vom Gutes Leistenden noch Besseres verlangen darf — auch ein Register der Namensanspielungen beifügen sollen, das man sich jetzt aus dem Namensregister (in dem natürlich Estrella und Sevilla die meisten Zahlen aufweisen) zusammenstellen muſs. Sprache und Gestirne scheinen das Schicksal der Menschen zu bestimmen, so gibt es denn ebenso eine Sprache der Astrologie, in der die Magie der Sterne sich ausdrückt, wie eine Astrologie der Sprache, eine magische Wirkung der Sprache selbst. Alle Bühnensituationen sind gleichsam in die Wirklichkeit übersetzte Stern- und Wortkonstellationen. Und trotzdem, trotz dieser scheinbaren Bestimmtheit des Schicksals durch Wort-Magie und Astrologie handeln die Helden autonom, aus ihrem sittlichen Willen heraus, Estrella formuliert richtig: ‚Las llanezas del honor no con astrólogo estilo se han de

[1] Thomas in seinem Kommentar zu dem Vers hat richtig bemerkt, daſs diese Zeilen „foreshadow the coming tragedy. Helen (of Troy) may well have been in his mind.“

decir' (1304) und ebenso sagt Busto von seiner Schwester: ‚que no es estrella del cielo[1] (415). So kommt es, daſs der moderne Leser

[1] Man beachte, daſs bei aller Hyperbolik der Stern-Metapher doch auch ein negatives Element innewohnt: der Stern ist nur Stern, nicht Sonne: 957 Que Estrella al Sol no se humilla?, 803 serás de Sevilla el Sol, si hasta aqui has sido la Estrella

1145 No permite su arrebol
eclipse, ni sombra obscura,
que *es su luz*, brillante y pura,
participada del sol.

1305 (dort wo Estrella vom ‚astrologo estilo' abmahnt):

dexa en sus zonas cinco
al Sol, que, aunque Estrella soy,
yo por el Sol no me rijo,
que son las suyas errantes,
y yo Estrella fixa he sido
en el cielo de mi honor,
de quien los rayos recibo.

Der Stern ist in Konjunktion mit der Sonne (=Busto, zeitweilig auch = dem König), der Stern ist wie die Sonne (1614 Estrella que estalla mas que el Sol hermosa y bella), aber er ist nicht Sonne. An und für sich hätte Estrella auch doña Sol heiſsen können und diese Möglichkeit wird vom König in der 1. Szene Busto nahegelegt. Das Metaphorische dieses Sternenglaubens ist mit diesem Negativen gut unterstrichen, wie jede Hyperbel ein Nein in sich enthält: die Magie geht doch letztlich in unserem Stück vom Menschlichen (dem Ethischen wie dem Ästhetischen) aus, Astrologie und Namenszauber dürfen daher bloſs ‚metaphorisch' sein: es werden sämtliche Kräfte der Natur an die vollkommene Persönlichkeit herangebracht, um von dieser überstrahlt zu werden, die Hyperbel ist der Ausdruck des Strebens menschlicher Kultur, Natur zu werden. — Daher auch die Heranbemühung der Edelsteine in unserem Stück nicht bloſs petrarkistischer Zierrat ist: auch sie haben Kräfte, ‚vertudes', wie die Sterne:

1330 que de noche las Estrellas
son de los cielos jacintos.

Man muſs noch bedenken, daſs die ‚Estrella'-‚Sol'-Metaphern vielleicht im zweiten Grade metaphorisch sind, insofern als sie ja ursprünglich auf Herrscher gemünzt wurden: „Zur theologischen Hyperbel* tritt eine sehr beliebte kosmologische Argumentation. In unzähligen Wiederholungen durchzieht der Vergleich des Fürsten mit der Sonne die Literatur der Epoche. Dabei ist es zumal auf die Einzigkeit dieser entscheidenden Instanz abgesehen ... In einem allegorischen Kupfer [Saavedra Fajardo's], der eine Sonnenfinsternis mit der Inschrift ‚Praesentia nocet' (sc. lunae) darstellt, wird erklärt, daſs Fürsten ihre gegenseitige Nähe meiden müssen"

* Hierzu sei beispielsweise auf folgende Zitate bei El. Feist, Weltbild und Staatsidee bei Jean Bodin (1930) S. 52 hingewiesen, wobei ich die in der ‚Estrella' sich findenden und bei Bodin wiederkehrenden Vorstellungen kursiv drucke: ‚car c'est une *loy divine et naturelle, d'obeir aux edicts et ordonannces* de celui à qui *Dieu a donné la puissance sur nous*', ‚aussi le subiect doit obeissance à son Prince souverain, *envers et contre tous*, reservé la majesté de Dieu ...', ‚car qui mesprise son Prince souverain, il mesprise Dieu, *duquel il est l'image en terre*'. Überall in der Natur ragt eins über das andere hervor, so das Gold unter den Metallen, *die Sonne unter den Gestirnen* . . . „cur non in Republica stabilienda, ut in rebus omnibus, naturam imitemur?"

die astrologischen und Namensanspielungen ruhig weglassen kann, daſs er nur dem psychologischen Geschehen zu folgen braucht — obwohl die richtige Erfassung des Stückes nur möglich ist, wenn man sich vergegenwärtigt, daſs diese Menschen selbständig handeln, obwohl Magie sie allenthalben umfängt: im Grunde also die Calderon'sche Weltschau, daſs die Gestirne das menschliche Geschick ‚inclinan ... no fuerzan‘ (vos venceis, que inclinais, sagt der König 2140, nicht ‚que forzais‘!). In entscheidenden Augenblicken betont jede der führenden Gestalten ihr moralisches Wesen als ein unabänderliches Sosein, jede in der Form der Berufung auf den eigenen Namen und das eigene Geschlecht:

1529: *siendo Roela*, y soldado,
me quieres hazer traydor?
1794 Sancho: Por conosceros, aqui
os hablo, Tauera, assi.
Busto: Si *me conoceis Tauera*,
como hablays dessa manera?
2162 Estrella: Si vn Tauera murio, quedò vn Tauera

oder aber sie betonen die Treue zu sich selbst:[1]

(W. Benjamin, Entstehung des deutschen Trauerspiels, S. 87f.). Auch in unserem Stück ist die Person des Fürsten von theologischer wie kosmologischer Hyperbel umgeben (man achte auch auf die verwirrende Wirkung der königlichen *presencia* auf Busto und Sancho) — *Estrella* ist offenbar in Zuordnung zu *Sol* zu verstehen: ihre Macht gleicht und ist doch nicht gleich der Sonne königlicher Macht.

[1] An und für sich ist die — dem biblischen Gottesausspruch *sum qui sum* nachgebildete Redewendung — *soy quien soy* in der sp. Comedia nicht ungewöhnlich, z. B. Alarcón, La crueldad por el honor:

I/13 ¿ Quién habrá que se me oponga,
Pues el ser quien soy y el ser
Primo de Alfonso me abona?

Lope, El Belardo furioso, III. Akt:

¡ Quién hay que ser quien soy crea
Después que he perdido el ser!,

aber bei keinem Theaterdichter der Zeit finde ich die Redensart so bedeutungsschwer und zentral angewendet wie in der ‚Estrella‘. Sie enthält in ihrem ersten Verb eine emphatische Redeweise: ‚ich bin wirklich (und innerlich) was ich (sowieso und äuſserlich) bin‘, die sehr gut paſst zu der zurückgestauten, nach innen geschwiegenen Seelentiefe der Gestalten unseres Stückes — und zu dem emphatischen Gebrauch der Worte ‚la Estrella de Sevilla‘, über den ich weiter unten spreche. — Castro, El pensamiento de Cervantes S. 331ff. meint, allein des Cervantes Gestalten zeigten „la conciencia de su fatal caracter“, weder Pedro Crespo noch Don Juan, Guzmán de Alfarache, Segismundo etc. reichten an dieses Selbstbeharrungsvermögen Quijotes und Sanchos („Sancho nací, y Sancho pienso morir“ II/4) heran. Hier hat Castro offenbar an die Helden der ‚Estrella‘ vergessen. — Auch bei Cervantes ist das *soy quien soy* häufig (Quij. I/33: „intento y hago una cosa tan fuera de aquello que *el ser quien soy* y tu amistad me obliga“, ebda. „no había yo de ir contra lo que debo *a ser quien soy* y contra las santas leyes de la amistad“).

2340 Sancho: *Yo soy quien soy,*
y *siendo quien soy,* me venço
a mi mismo con callar,
y a alguno que calla afrento;
quien es quien es haga obrando
como quien es, y con esto,
de aquesta suerte los dos
como quien somos haremos

(Anspielung auf den König, der noch nicht ‚zu sich selbst' gekommen ist)

2642 Sancho: Piedra soy.
Estrella: *Estas en* ti?
Sancho: *En mi estoy.*

Und, damit die Identität der Alcalden und Sevillas möglichst deutlich werde, ist sie in diese selbe stilistische Formel gebannt, in der das Verbum des Hauptsatzes ein emphatischeres, höheres, bewuſstes Sein ausdrückt als das mehr das Geborensein bezeichnende gleiche des Nebensatzes:

2920 el cabildo de Sevilla
es quien es.

Dieses menschliche So-nun-einmal-Sein ist immer ein sevillanisches, volksgegebenes: Busto ist dessen sicher, daſs er, unabhängig von königlicher Gunst oder Miſsgunst, immer Beamter von Sevillas Gnaden bleibt:

885 Mas conseruando mi honor,
si a lo que he sido me humilla,
vendrè a quedarme *en Sevilla*
Veynte y quatro, y Regidor.

Überflüssig zu sagen, daſs die bei manchen Kritikern und Herausgebern geläufige Abneigung gegen die von ihnen als Überladung des Textes mit ‚absurden' Spielen (so bei Thomas[1]) empfundene ‚Zeitkrankheit' des Konzeptismus an einem Grundzug barocken Lebens-

[1] Z. B. zu I, 121—30: „The king *absurdly* likens the lady to a night which shocks the day by outshining it from its very darkness and blotting out the sun!" (Hervorhebung von mir) — aber dieser Vergleich gehört doch zu der renaissancemäſsigen Darstellung der Frau als Naturwesen und das Spielerische zeigt nur, daſs der Einklang von Frau und Natur dem barocken Zeitalter nicht mehr ganz erreichbar ist.

I, 154: „Estrella's name is responsible for a *distressing* series of punning allusions throughout the play."

I, 439—45: „if this were not *extravagant* enough . . ."

III, 88, 89: „. . . . as is indicated in the *most absurd* language . . ., merely to drag in another punning allusion to Estrella's name."

III, 117: „It is unnecessary to look for logic in the king's attempt to combine a compliment to the lady with a play on her name."

Übrigens hat schon die auf dramatische Raffung bedachte Redaktion der Version S viele dieser konzeptistischen Äuſserungen gestrichen, aber auch damit viele Maschen des Gedankengeflechts aufgetrennt.

gefühls verständnislos vorbeigeht. Die Anspielungen auf Sevilla sind hineinzusetzen in diese barocke Welt der Bestimmtheit durch Worte und Gestirne: es gibt eine ‚esfera sevillana'; schon der Name Sevilla wirkt Wunder und erst recht die ‚Sphäre' selbst, wir würden heute sagen: die Atmosphäre. Jetzt verstehen wir erst richtig den Titel des Stückes ‚La Estrella de Sevilla': in einer Luft von Sittlichkeit und Tugend, wie es die ideale Sevillas ist, erstrahlt das Prachtgestirn der Estrella, selbst Kraftzentrum und Lichtquelle (2139 muger, Estrella soys y soys Estrella).[1] An. Lenz sagt richtig: „Von allen Charakteren . . . ist kein Charakter in seinen reinen Umrissen so schön gezeichnet, wie der Estrellas". Wie kann man die Kontingenz der Sevilla-Anspielungen behaupten, wo Sevilla der Nährboden Estrellas, der magische Kreise ihres Wirkens ist? Man beachte auch die Römervergleiche, die durch das Stück verteilt sind: Sevilla ist ein zweites Rom (Rom der Pracht und Rom der Tugend) und alle Helden des Stückes sind Römer. Gleich in der ersten Szene heifst es:

El adorno y sus grandezas
De las calles, no sé yo
Si Augusto en Roma las vió
Ni tuvo tantas riquezas.

Die beiden Geschwister sind Römer (815):

Notable valor de hermanos!
los dos suspenso me dexan:
la Gentilidad Romana
Sevilla en los dos celebra.

Und überhaupt (2743):

La gente desta Ciudad
obscurece la Romana.
(2774) No he visto gente
mas gentil ni mas Christiana
que la deste ciudad: callen
bronzes, marmoles y estatuas

---

[1] In dem so modernen Essays Ortegas „Über die Liebe" liest sich manche Stelle wie ein Kommentar zu unserer ‚Estrella' — kein Wunder bei einem Schriftsteller, der die romanische Bevorzugung der *presencia* vor der *esencia* der Erscheinungen festgestellt hat: z. B. S. 27 der deutschen Ausgabe: „. . . . was den Mann zur Frau hinzieht, ist ganz ihr Sein und nicht ihr Handeln. Daher kommt es, dafs das entscheidende Eingreifen der Frau in die Geschichte nicht in der Form von Taten. sondern durch das unbewegte, reine Dasein ihrer Persönlichkeit erfolgt. Das Licht braucht sich nicht anzustrengen, um zu leuchten, und doch singen unter seinem Strahl alle Dinge ihre Farben. So tut auch das Weib ohne Mühe alles, was es tut — *indem es da ist, strahlt*". Eine solche blofs seiende Frauengestalt ist denkbar verschieden von der ‚handelnden' Frau bei Corneille. — Ähnliche Schilderung eines weiblichen Sterns der Tugend und Schönheit in Cervantes' Novelle „La Española inglesa".

(,gentil' ist doppelsinnig: ,edel' und ,heidnisch', letzteres wegen der ,römischen' Taten, die ,römische' Statuen usw. erfordern).

Estrella ist Portia und Lucretia (823):

> Hablar quiero a esta criada,
> que las dadivas son puertas
> para conseguir favores
> de las Porcias y Lucrecias,

im Gegensatz dazu der König ein Tyrann wie Phalaris und Maxentius (2275) und der Widerstand Sanchos gegen den König ein solcher des Brutus gegen Tarquinius (1375). Diese römischen Anspielungen sind nicht bloſs renaissancemäſsige Erweckung des im Romanentum latenten Römertums, sondern sie entzeitlichen den Bühnenvorgang und beweisen die Richtigkeit meiner obigen Auffassung vom Beispiel-charakter der sevillanischen res publica. Wie denn auch Ausdrücke wie *un Cayn sevillano* (1835), *Cid Andaluz* (1219), deren Polarität das Wesen Sanchos umfaſst, nicht nur Cain und den Cid nach Sevilla und Andalusien versetzen, sondern Sevilla und Andalusien vor dem Allgemein-Menschlichen zurücktreten lassen.

Wir verstehen jetzt, warum der Dichter uns die beiden Worte „Estrella" und „Sevilla" am Ende jedes Aktes und oft sogar vor einer Verwandlung der Szene so sehr einhämmert. Vossler hat in „Geist und Kultur in der Sprache" S. 214ff. schön das Emphatische der Schlüsse in der spanischen comedia hervorgehoben: durch dieEmphase, das Ein-Wort-beim-Wort-Nehmen, und Ausschöpfen seines Sinnes würden „die lauten Wörter zur Innigkeit ihrer Bedeutung zurückgeschwiegen": „Dieses stumme Deklamieren des emphatischen Ausdruckes ist eben dadurch möglich, daſs er die Gemüter in eine Gemeinsamkeit von Erlebnissen zusammenfaſst, daſs er, was alle Beteiligten und Anwesenden durchgemacht haben und einhellig empfinden, noch einmal aufruft, resumiert und daran appelliert. Die Schluſsverse der Komödien des Lope de Vega und seiner Nachahmer . . . zitieren den Titel des beendigten Schauspiels, geben also keine Ankündigung mehr, sondern wiederholen sie als ein erfülltes Wort, dessen tieferer Sinn erst durch den Ablauf der Ereignisse konkret, bedeutungsvoll und werthaft geworden ist, jetzt, nachdem die Personen des Spieles ihn handelnd und leidend, und das Publikum, der Senado, ihn schauend erlebt haben." (Das Gemeindebildende dieser Selbstzitate wird durch die Karikatur des Messeschluſses in einem der Vosslerschen Komödienbeispiele: „Y así: ite comedia est" noch besonders hübsch unterstrichen). Nicht nur die Bühnengestalten bilden ein Ensemble, eine res publica — auch das Publikum wird als Gemeinde mit diesen Gestalten zusammengeschlossen. Die fortwährenden Bezüge des Bühnenspiels auf seinen Titel sind akustischer Ersatz des Programms, gesprochene Leitmotive, den gedruckten Inhaltsangaben über Seiten moderner Bücher vergleichbar — sie laden den Zuhörer ein, das Bühnenspiel von auſsen und oben zu

dominieren, in seinem Zentralen zu überschauen. Der ‚Estrella'-Dichter hat seine Theatergemeinde um die Begriffe ‚Estrella' und ‚Sevilla' zusammengeschmiedet: um Estrella, die höchste menschliche Kultur, und um Sevilla, den tragenden Mutterboden der Natur — wir sind zuschauende und miterlebende Gemeinde geworden für die Wechselfälle und die zur Harmonie strebenden unaufgelösten Dissonanzen[1] der sich in den großartig ausgestatteten Wesen durchsetzenden Hochkultur. Das Beziehungsvoll-Anspielende der Selbstzitate, das immer wieder von den verschiedensten Blickpunkten aus zur selben Zentralvision zurückkehrt, ist bezeichnend für die Durchwaltung des Stückes durch einen einheitlichen und bewußsten Künstlerwillen, der allen technischen Zäsuren des Bühnengeschehens einen tieferen Sinn gibt und diesen Sinn oberhalb aller ‚lances de Amor y Honor', wie man in der damaligen Sprache sagen könnte, sozusagen überzeitlich festrammt in unserem Gedächtnis: *la Estrella de Sevilla* — das ist ein Refrain, ein Orgelton, ein ringendes und umfassendes Tonelement, das aus der Ewigkeit der dichterischen Weltanschauung in die Zeitlichkeit des Bühnengeschehens hineinklingt:

. . . dando a *La Estrella*
de Sevilla eterna fama,
Cuyo prodigioso caso
Inmortales bronces guardan.

Sevilla ist nicht das empirische Sevilla, sondern eine exemplarische Idealstätte sittlich freien Menschentums, das sich jene schon fast mit Grauen gemischte Bewunderung erzwingt, die mit den letzten Worten des Königs: ‚Toda esta gente me espanta' bezeichnet ist und die von dieser Erhabenheitsdichtung[2] ausgehen soll.

IV. Die ‚Estrella de Sevilla' ist nicht von Claramonte.

Nachdem Leavitt die z. T. scharfen Urteile anderer über Claramonte's dramatische Tätigkeit wiedergegeben und selber einen ganz

---

[1] Das ‚Unaufgelöste' der Schlußakkorde der beiden ersten Akte:
I.: Rey: Recelo
que me vende el sol del cielo
En la *Estrella de Sevilla,*
II. Estrella: Esta ha sido, Teodora, estrella mía
wird durch den klangfrischen und harmonischen Schlußakkord des III. Aktes ausgeglichen, der schon in der Mitte des II. Aktes vordeutend anklingt:
Si el Rey la quiso eclipsar [‚nur vorübergehend verdunkeln'!],
Fama a España ha de quedar
De la *Estrella de Sevilla.*

[2] Kant (zitiert bei Körner, Preuß. Jb. 225, S. 42): „Erhaben ist das, was durch seinen Widerstand gegen das Interesse der Sinne unmittelbar gefällt." Schiller: „Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsere sinnliche Natur ihre Schranken, unsere vernünftige Natur aber ihre Überlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt." Die Menschen unseres Stückes ‚erschrecken' durch die Dimensionen ihrer inneren Freiheit.

schüchternen Versuch der Rehabilitation Claramonte's gemacht hat (manche Stücke verdienten die schlechten Zensuren, andere seien bemerkenswert wegen der auſsergewöhnlichen Situationen, der Bewegung der Intrige, der Mannigfaltigkeit und Stärke der Charakteristik), kommt er schlieſslich zur Ansicht (S. 96): „Everything considered, it seems entirely likely that the *Estrella de Sevilla* is the work of Claramonte". Diese Meinung kommt so zustande, daſs er eben auch ‚Fehler' in der ‚Estrella' sieht („far from being a perfect piece of work") und daſs er die textlichen Übereinstimmungen wie die äuſseren biographischen Gegebenheiten überschätzt. Es fehlt Leavitt offenbar der Sinn für die Wertigkeit künstlerischen Schaffens: er vergleicht gewöhnlich nur das Was der künstlerischen Darbietung, nicht das allein entscheidende Wie und er sieht Fehler, weil er von irgend welchen normativen Kriterien statt vom Organismus des Kunstwerks ausgeht. Leavitt hätte bloſs einmal Stellen mit gleichem Was, mit inhaltlicher Deckung, beim ‚Estrella'-Dichter und bei Claramonte vergleichen müssen, um der fundamentalen Verschiedenheit des Wie gewahr zu werden.

Ich vergleiche etwa die Stellen in Claramonte's „Desta agua no beberé", wo der König Pedro der Grausame nächtens der Doña Mencía, der Gattin eines seiner abwesenden Krieger, die ihn in ihrem Schlosse aufgenommen hat, naht, und die ‚Estrella'-Szene, in der der Estrella nachstellende König nachts von Busto Tavera in seinem Haus angetroffen wird (eine Szene Estrella — König, in der die Werbung direkt abgewiesen würde, gibt es ja nicht: der Estrella-Dichter hat Wert darauf gelegt, daſs Estrella und der König sich erst zu Schluſs des Stückes, da wo Estrella um die Auslieferung Sanchos zu bitten hat, auf der Bühne treffen: die Werbung des Königs wird durch Arias überbracht und durch ihre schnöde Schulterwendung abgewiesen — alle tragischen Verwicklungen entstehen nur dadurch, daſs Busto den König in seinem Haus antrifft). Gemeinsam ist den beiden Szenen das Lüften des Inkognitos durch einen auf unzüchtigem Tun ertappten König. Aber für Estrella ist die Versuchung etwas, was man von der Schulter schüttelt. Bei Claramonte wappnet sich Doña Mencía mit tugendhaften Gedanken gegen das bevorstehende Wagnis des Königs, was sie in den bekannten, bis ins Einzelne durchgeführten Vergleich mit dem Schloſs der Ehre kleidet, dessen Soldaten

[1] Dies Thema vom Schloſs der Ehre, schon von mittelalterlichen Troubadours und schlieſslich auch im Rosenroman abgewandelt, erscheint bezeichnenderweise auch in dem Stück *La batalla del honor* von Lope in den Phantasien eines Wahnsinnigen: der General, von Honor ernannt, ist Resistencia, der Sergeant Ilustre Nobleza usw. (vgl. Montesinos in seiner Ausgabe von ‚El cuerdo loco' S. 165, anläſslich der V. 1275—1332 dieses Stückes: ‚Los discreteos, los conceptos no son raros en boca de tales locos'). Die Begriffsspielerei — die an Paulus, Ad Ephesios 6, 10—18 letztlich anknüpft — kann als Darstellungsmittel der Sinnesverwirrung dienen, weil sie etwas Übersteigertes und Automatisches an sich hat: eine gewisse ‚Absurdität', die ihr moderne Kommentaren auch dann zuschreiben, wenn der Autor keine solche gemeint hat.

die Gedanken, die Sinne usw. sind:[1] die Parole (nombre) soll der Name ihres Mannes sein. Und nun der Dialog der Doña Mencía und dem nahenden König:

Doña M.: ¡Ay de mí! ¿Quién está aquí?
Rey: Gente de paz.
D. M.: Arma, cierra;
Que aquesta es hora de guerra,
No de paz.
R.: No hay guerra aquí;
De paz vengo.
D. M.: Si venís
De paz, dadme nombre.
R.: El Rey.
D. M.: Aquí no arrima su ley;
Y si el nombre no decís,
Es imposible pasar,
Aunque el rigor os asombre;
Tenéos, si no dais el nombre.
R.: Qué nombre os he de dar?
D. M.: El que me ha dado el honor
que rige esa fortaleza.
R.: ¿Mencía?
D. M.: Si vuestra alteza
De su natural rigor
Quiere usar aquí conmigo,
Considere que he hospedado
Un rey, de quien me he fiado
Y no un tirano enemigo.
¿Quién es el que vive?
R.: Yo;
Este nombre te daré.
D. M.: El nombre entrará en mi fe,
Pero vuestra alteza no.

Man erkennt das Gestaltungsprinzip dieser Szene: das Spiel mit der militärischen Bedeutung von *nombre* ‚Parole' paſst hinein in die Reihe militärischer Ausdrücke (wie: ‚Arma, cierra', ‚¿Quién es el que vive?' usw.): Mencía führt wirklich die Rolle eines Soldaten durch, der vor Einlaſs in die Festung (der Ehre!) die Parole[1] ab-

[1] Vgl. den Dialog zwischen Don Juan und dem steinernen Gast im ‚Burlador de Sevilla'.

‚¿Quién va?' — ‚Yo soy'. — ‚¿Quién sois vos?' —
‚Soy el caballero honrado
Que a cenar has convidado',

ferner Alarcon, La crueldad por el honor II/9:

Nuño: Yo soy tu padre.
Sancho: Difunto
Es mi padre. Toca al arma.

verlangt, der das Spiel annehmende König will als Parole ‚El Rey' und ‚Yo' durchsetzen. Der Dialog spielt sich also ab zwischen dem Soldaten der Ehre Mencía und dem bloſs egoistischen König, ein typisch konzeptistisches, geistreiches Spiel mit Worten und Begriffen, die über ihre eigentlichen Geltungsbereiche hinaus, fast pedantisch durch geführt werden — ein Spiel, hinter dem sich der ernste Gegensatz zwischen den beiden Menschen verbirgt: die Gegner kämpfen miteinander nach einer festgesetzten, eigentlich noch mittelalterlichen Turnierregel, ohne daſs das persönliche Erlebnis eigenwachsene Wortform annähme.

In der ‚Estrella' beginnt der Dialog zwischen Busto und dem vermummten König (II/5) äuſserlich ähnlich:

Busto: Quien es?
Rey: Vn hombre.
Busto: A estas horas, hombre,
Y en mi casa. Diga el nombre.

Als Busto nun vom Leder zu ziehen droht, hält ihn der König an mit den Worten:

Hombre de importancia soy.
dejame,

dann nennt er sich ‚hombre bien nacido' und schlieſslich, als Busto Hand an ihn legt,

Deténte
que soy el Rey.

Busto aber erwidert, er könne nicht glauben, daſs der König seinen, Busto's, Ehrenschaden wollen könne, und es sei ein Verbrechen gegen ‚sacras y humanas leyes', dem König Unwürdiges zur Last zu legen.

Rey: Hombre, digo que el Rey soy.
Busto: Menos crédito te doy;
porque aqui no viene el nombre

Nuño: ¿Al arma? Pues sepa el mundo
Quien soy.
Sancho: Tente, no lo digas,
Tente.
Nuño: Si no te reduzgo,
He de publicar quien soy,

ferner die Parodie des militärischen Patrouillenanrufs durch den Gracioso:

III/11: Molina: ¿Quién va?
Zaratan: Quien se va.
Molina: ¿Quién?
Zaratan: Yo.

Daſs dieser militärische Brauch auch in unserer „Estrella'-Szene anklingt, ergibt sich u. a. auch daraus, daſs Busto in dem späteren Bericht über diese Szene sein ‚¿Quien es?' durch das ganz dem ‚Wer da?', *Qui va là?* usw. entsprechende: ‚¿Quien va?' ersetzt.

de Rey con las obras, pues
es el Rey el que da honor;
tu buscas mi deshonor.
. . . el que le (al honor) da le quita.

Busto, der innerlich schon überzeugt ist, den König vor sich zu haben, schont den König, indem er vorgibt, schon vor dem Namen des Königs als Vasall Respekt zu haben, also auch dann den Eindringling zu schonen, wenn er nur fingiert habe, König zu sein. Der König wird von soviel Gröſse beschämt (confuso y corrido):

porque me he fingido
el Rey, me dexas salir?
pues advierte que yo quiero,
porque dixe que lo era,
salir de aquesta manera:
que, si libertad adquiero
porque aqui Rey me llamé
y en mi respetas el nombre,
porque te admire y te asombre,
en las obras lo seré.
Aliento el nombre me da
de rey, y el te matara.

Und er kämpft mit Busto. Später begründet er dies so:

Metió mano para mi
con equivocas razones,
y aunque mas me resisti,
las naturales acciones
con que como hombre nací,
Del decoro me sacaron
que pide mi Magestad.[1]

Man sieht also hier dasselbe Spiel mit der Namensnennung, nur daſs der Name hier etwas sehr viel Bedeutungsvolleres ist: der Name König

---

[1] Der Dichter hat Sorge dafür getragen, daſs die ‚äquivoke' Szene im Dunkel der Nacht von beiden Spielern, von dem König und von Busto, gesondert dargestellt und gedeutet wird. Die Äquivokation der Szene beruht auf der Antinomie des Herrscherproblems und wird in die Sicht des Herrschers und die des Untertanen auseinandergefaltet. — Die zu der im Text zitierten Königsdarlegung parallele Busto-Version lautet:

1342 aunque le [der König] conoci luego,
hizeme desentendido
en conocelle, que el Cielo
darme sufrimiento quiso.
Embistiome como Rey.
enojado y ofendido;
que un Rey que enbiste enojado
se trae su valor consigo.

Der erzürnte König bekommt als König eine Kraft, die sonstige Sterbliche nicht haben.

und der Mensch König geraten gewissermaſsen in Konflikt, indem dieser etwas tut, was mit jenem unverträglich ist. Das Reimpaar *nombre-hombre* umspannt (ähnlich etwa dem schon erwähnten *Sevilla-Castilla*) eine Polarität innerhalb des Königs. *nombre* ist im Wortspiel gesetzt (1. faktischer Name, 2. Name, der eine Würde darstellt), aber ebenso *hombre* [1. ‚(irgend] ein Mensch', 2. ‚ein Mensch' mit allen Eigentümlichkeiten desselben). Das Problem des Herrschers ist es, daſs er als ein Mensch wie wir alle etwas Übermenschliches repräsentieren soll und sich nichts Allzumenschliches leisten darf — ein Barockthema par excellence, da es die höchste Spannung im Menschen beleuchtet: höchste Macht in Konflikt mit dem Kreatürlichen:[1] er ist *hombre en efeto* mit *naturales acciones*, aber er hat auch *el decoro que pide su majestad*, d. h. *el nombre*, hochzuhalten. Dieser Name führt — entsprechend mittelalterlichem Realismus[2] — eine vom Träger abgelöste Existenz, indem ihm zuliebe dem Träger manches zugute gehalten wird. Der König als höchste gottgewollte Inkarnation des Rechts, als „imagen de Dios" und „semideo" (vgl. Anm. 2), kann nicht Unrecht tun; tut er es, so kann er nicht König sein: die a priori-Forderung zerstört die offenkundige Realität. Die „equivocas razones" Bustos entstammen dem Bewuſstsein der

---

[1] Vgl. noch Corneille:

Pour grands que soient les rois, ils sont ce que nous sommes.

Vgl. W. Benjamin S. 60f. über „die Antithese zwischen Herrschermacht und Herrschvermögen" beim Tyrannen des Barockdramas: „er fällt als Opfer eines Miſsverhältnisses der unbeschränkten hierarchischen Würde, mit welcher Gott ihn investiert, zum Stande seines armen Menschenwesens"; S. 75 der Souverän „ist der Herr der Kreaturen, aber er bleibt Kreatur"; „die Entschluſsunfähigkeit des Tyrannen" (confuso y corrido) ist ein solches Kreatürliches an ihm, daher der Ratgeber im Tyrannendrama sich besonders vordrängt: so auch Don Arias in unserem Stück, der der Ideator alles Bösen ist, das der König ausführt, und auch seiner schlieſslichen Besserung (noch in Racines ‚Phèdre' ist ein solcher tätiger Ratgeber da in der Gestalt der Amme Oenone). — Eine wertvolle Zusammenstellung von Lope-Texten (inkl. der offenbar Lope zugeschriebenen ‚Estrella') zur Auffassung des Königs-Tyrann-Problems steht bei Montesinos in der Ausgabe der ‚Corona merecida' S. 155ff., besonders über den „tirano . . . tiranizado a su vez por la fuerza de una pasión incontrastable." Die Replikenfolge in der ‚Estrella': ‚Quién es?' — ‚Vn hombre' erinnert geradezu an die Definition die in Lope's ‚El saber puede dañar' gegeben wird:

Principe: ¿ Quién es el Rey?
Camilo: *Un hombre semideo*
que tiene de Dios sólo dependencia.

[2] Zur Auffassung vgl. Alarcón l. c. II/9:

Guárdate Dios; que aunque seas
Fingido Rey, en efeto
Para hablarte con respeto,
Basta el que el nombre poseas.

Bei solcher Sprachphilosophie, die an die Macht des Gottesnamens bei Juden und Christen anknüpfen mag, erstaunt uns nicht die Bedeutung, die der Dichter der Namengebung seiner Gestalten beimiſst.

gestörten Ordnung: Busto muſs äquivok sein, weil der König es ist; Busto fingiert, daſs der König König zu sein fingiert habe, weil er nur so als Vasall sich mit der Rechtsverletzung abfinden kann; der Untertan, der im König Recht und Gesetz sieht, kann den König ohne Recht nicht denken, muſs also dem Namen König zugute schreiben, was er vom Menschen König abschreibt. Er darf den Menschen, den er vor sich hat, mit *villano* beschimpfen, weil dieser Mensch König nicht dem Namen König entspricht. Dem allmählichen Hervortauchen des Königs aus dem Incognito mit der Spitze ‚soy el Rey' entspricht Bustos Aufrechterhaltung der königlichen Incognitos über den Wunsch des Königs hinaus. Der König ist ‚solo, embozado y sin gente'[1] gekommen, unköniglich also, und wird von Brusto nicht als König behandelt, aber die Würde des Königs umso höher gepriesen. Dadurch bringt er den König dazu, *en las obras*, nicht nur mit dem Namen, König zu werden. Der König ist ‚afrentado' in seinem Allzumenschlichen, aber die Königswürde selbst ist intakt geblieben. Die Lektion konnte dem anwesenden König erteilt werden, weil er als abwesend fingiert wurde, und der Dichter scheint sich an dieser Gleichzeitigkeit des Zu-jemand- und Von-jemand-Sprechens, der Königsverehrung und der Königsaburteilung, der Vasallentreue und des Vasallenstolzes zu freuen:

Esto, don Busto Tauera
aqui os lo dize, y por Dios,
que como lo dize a vos
a el mismo se lo dixera

(wir müssen Busto glauben, daſs er es tun könnte, da er es ja faktisch tut!)

Dies ist also kein bloſs metaphorisches Spiel, wie bei Claramonte, sondern die Dialektik des Königsbegriffs spiegelt sich sprachlich ab. Die Fähigkeit des Spaniers, durch dialektische Aufspaltung eines Begriffes die Hälften bald zu einem Spiel des Auseinanderweichens, bald der Vereinigung, aufzurufen, hat ihr Analogon in dem beziehungs-

---

[1] Man beachte wie fast jedes Wort dialektisch zerspalten, gedanklich aufgearbeitet wird: dem Begriff des Alleinseins ist die ganze 1. Szene des 2. Aktes gewidmet: Worten des Ratgebers wie ‚solo seras mas seguro . . .,' ‚solo te aventuras?' steht gegenüber die Selbstberuhigung des Königs:

y quando no esté seguro,
conmigo mismo no voy?

D. h. das Alleinsein des Königs spaltet sich auf in ein persönliches und ein herrscherliches Alleinsein: als Herrscher ist der König behütet (vgl. in der obigen Anmerkung das ‚se trae su valor consigo',), aber als schwacher Mensch nicht, wie er als Herrscher keiner ‚afrenta' unterliegen darf, aber als Mensch doch in den folgenden Szenen eine Schlappe davonträgt. Man kann immer wieder die Probe bei unserem Dichter machen: alle Details sind auf das Zentralproblem bezogen. — Ebenso sind alle Hauptfiguren einmal im Stück ‚confuso', verwirrt von der Unbezwingbarkeit eines dialektischen Problems, aber die ‚confusion' des Königs ist als verbrecherisch deutlich hervorgehoben.

vollen Wort-Spiel, das in immer neuen Spielsituationen kaleidoskopiert wird. Man müſste zu jedem Wort unserer Szene ein ganzes Hinterland von Bezügen und Anspielungen hinzukommentieren, um das vom Dichter Mitgemeinte zu erschöpfen: man nehme nur die ersten Worte der Szene: ‚Quien es?' — ‚Vn hombre'. — ‚A estas horas hombre en mi casa', wo aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauch heraus die Motivik der Szene heraussteigt (‚ein Mann' — ‚ein Mensch'), und beachte die weitere Steigerung von *casa* zu *casa sagrada* und *en mi casa estoy y en ella he de mandar:*

(Aparte: Que notable apurar de hombre!)
Hombre, digo que el Rey soy.[1])

An und für sich sind die beiden *hombre* ganz idiomatisch klingende Wendungen: ‚was für eine Prüferei von seiten eines Menschen' — ‚Mensch, ich sage dir doch . . .' Und doch liegt in dieser Berufung auf das Menschtum Bustos auch das Bewuſstsein inbegriffen, daſs er, der König, Mensch ist wie sein Vasall. Und man beachte die Kunst der Steigerungen: vorher sagte der König: ‚necio apurar!', ‚dummes Forschen!', d. h. ihm unbequemes — nun ist es schon *notable* geworden. Dem Forschen Bustos entspricht das Sein des Königs (nicht bloſs sein Genanntwerden): ein *soy el Rey* wird nun zu schon selbstverständlicher klingendem *el Rey soy*. Bedenkt man, daſs diese auf die Existenz zielenden Worte aus dem banalen *quien es*? ‚wer da?' des Anfangs

---

[1] Wie auch in anderen Fällen durchzieht dies Motiv das ganze Stück: auch andere als König Sancho nennen sich gelegentlich, kraft ihres moralisch tadellosen Menschseins, König: Sancho hat nicht umsonst den gleichen Namen wie sein König:

2316 . . . si el es don Sancho,
yo esse mismo nombre tengo . . .
Rey soy en cumplir la mía [palabra] . . .
. . . dezilde que es mi intento
que conozca que en Sevilla
tambien *ser Reyes* sabemos.

D. h. nicht nur im König ist ein Mensch enthalten, sondern auch umgekehrt in jedem Menschen ein König, der genügend Freiheit besitzt, um das Rechte zu tun. Dasselbe Thema klingt auch an in der Replikenfolge der Szene Busto-König:

1098 Rey: aliento el nombre me da
de Rey, y èl te matarà
Busto: Solo mi honor reina en mi.

Der Macht des Königsnamens ist das Königlich-Herrscherische (*reina*!) der Ehre des Untertanen gegenübergestellt. Zum Schluſs sagt der König (2995):

Estrella, esta es mi palabra;
Rey soy, y deuo cumplilla.

Das *cumplir* ist auch sonst mit der Pflicht, die einem ritterlichen Namen innewohnt, verbunden: im ‚Burlador de Sevilla' (Dialog des steinernen Gastes und Don Juans): ‚. . . cúmpleme la palabra como la he cumplido yo'. — ‚Digo que la cumplire'; Que soy Tenorio'. — ‚Yo soy Ulloa'; Alarcon l. c. III/5: Como quien soy prometo.

der Szene sich emporentwickelt haben, so erkennt man die gewaltige, das Wort in seine Urtiefen zurücktauchende Sprachkunst des ‚Estrella'-Dichters.

Doch damit ist noch nicht genug über die Szene gesagt: sie ist nämlich, worauf m. W. noch nicht hingewiesen worden ist, das negative Pendant zu einer anderen Szene, die um die Heldin des Stückes zentriert ist, der Szene, da Estrella sich ihrem Bräutigam als seine Retterin aus dem Gefängnis zu erkennen gibt. Der König nimmt Rache durch Mord, Estrella durch Rettung vom Tod, der König kam ‚solo, embozado y sin gente', um seinen Lüsten zu frönen, Estrella kommt allein (nadie nos siga) und ‚con manto', um mildtätige ‚Rache' zu üben; hat der König auf die Frage ‚wer da' mit ‚Vn hombre' geantwortet, so Estrella auf Sanchos Frage (2573) ‚Vna mujer',[1] dem ‚hombre de importancia,' entspricht die Steigerung

[1] Noch ein drittes Mal klingt das Sein in Verbindung mit der Geschlechtsbezeichnung an, bei der Erwähnung der an Natilde vollstreckten Todesstrafe (1235 ff.):

Don Arias: En el Alcaçar está
vn bulto pendiente al viento.
Rey: Bulto dizes? que sera?
D. Arias: No serà sin fundamento.
Rey: Llega, llega, Arias, a ver
lo que es.
D. Arias: Es muger colgada.
Rey: Muger dices?
D. Arias: Es muger.
Rey: Muger?
D. Arias: Y està ahorcada,
con que no lo viene a ser.
Rey: Mira quien es!
D. Arias: La esclavilla,
con el papel en las manos!

Diese Wiederholung von *muger* ist selbst nicht „sin fundamento": es handelt sich sicher nicht nur um impressionistische Ausmalung des allmählichen Gewahrwerdens des Opfers der Schreckenstat (bulto — mujer colgada — la esclavilla) und der Empfindungen der Beschauer, sondern um die Abhebung des falschen Frauenloses vom echten Estrellas: sowie die golddürstige ‚Sklavin' nicht die echte Freiheitsliebe hat, so ist sie nicht die echte Frau: ihr schandbarer Tod zeigt, daſs sie „no lo viene a ser". Welch feines Beziehungsspiel zwischen den einzelnen Figuren, die in bezug auf abstrakte Prinzipien miteinander verglichen werden! Die Suelta, die von einem dramaturgisch-aktivistischen Purismus beseelt ist, hat diese *muger*-Repliken gestrichen, weil sie ihr zur Handlung nichts beizutragen schienen, hat aber damit das höhere dramatische Prinzip der Integrierung der einzelnen Bühnengestalten zerstört: die Ibsentechnik avant-la-lettre. Und an Ibsens erinnert auch diese Fähigkeit, das belanglose Alltagsdetail mit symbolischer Bedeutung zu verklären. Man muſs die schaurige Ad absurdum-Führung eines nichtigen Freiheitswunsches durch eben diese Todesart (die Sklavin mit dem Freiheitsbrief in der Hand erhängt, ‚nicht mehr Weib') verstehen im Zusammenhang mit 827, mit einem *soy*, das die Existenz aufschlieſst:

D. Arias: Eres criada de casa?
Natilde: *Criada soy*, mas por fuerça.
D. Arias: Como por fuerça?

zu (2586) ,Vna muger principal' und schließlich — entsprechend dem ,Soy el Rey' — (2592) ,yo soy' (das ganz äußerlich an das ,yo' bei Claramonte erinnert). An der Homologie kann nicht gezweifelt werden, nur ist die Lüftung des Incognitos der Estrella nicht egoistisch motiviert wie beim König: dem Wunsch *dexame* (*passar*) dieses entspricht bei Estrella ein *yd, yd con Dios* und das entscheidende *yo soy* wird gerechtfertigt durch ,porque os vays' (2590): nur um des Geliebten Wohl willen lüftet sie den Schleier, wo der König auf lockeren Abenteuers Pfaden pirschend, um sich selbst besorgt war. ,Vna mujer' will nicht wie das ,Vn hombre' des Königs einen Menschen in seine Teile spalten, sondern weist die geschlossene Einheit eines liebenden Weibes, das auch dem Mörder ihres nächsten Anverwandten, verzeihen muß. An. Lenz hat fein bemerkt, daß Estrella nicht die um ihren Ruf (,mi opinión') besorgte Ximena des Guillén de Castro ist: sie ist das Ewig-Weibliche, das hinanzieht. Daher dann auch, wie wieder A. Lenz hervorhob, die Gefühlswandlung, die innerhalb der beiden, auf das ,yo soy' folgenden Ausrufe Sanchos beschlossen ist (2593/4): ,Señora! — Estrella del alma mía!' Und nun nimmt Estrella das Seinsmotiv wieder auf und spricht:

Estrella soy que te guïa,
de tu vida precursora.
. . . como te tengo amor,
te soy favorable estrella.

Sie ist mehr als ein König, sie ist eine menschlich-übermenschliche Kraft, sie braucht sich nicht nächtens unerkannt herumzudrücken, — sie leuchtet frei als ein gütig-heller Stern. Man muß die ganze ruhige Fülle des Seinsverbums bei unserem Dichter nachfühlen: *soy quien soy*, *soy una mujer* und das *soy una estrella* sind einander bedeutungsgleich, die Treue zu sich selbst[1] ist eine unablässig wirkende Kraft. Wie aber alles in unserem Stück zweiseitig und ambivalent gesehen ist, so auch Estrella nicht nur als Seelenführerin und Beatrice, als magisch anziehende Tugend (,son las vertudes Estrellas'), sondern

Natilde: *Que soy*
esclaua.
D. Arias: Esclaua!
Natilde: Y sujeta,
sin la *santa libertad,*
a muerte y prision perpetua.
D. Arias: Pues yo haré que el Rey te libre
y mil ducados de renta
con la libertad te dé,
si en su servicio te empleas.
Natilde: Por *la libertad* y el oro
no aurà maldad que no emprenda.

[1] H. St. Chamberlain bezeichnet es als echt germanische Eigenart, wenn Shakespeare einem Vater seinem scheidenden Sohn als Maxime fürs Leben das Gebot mitgibt: ,Sei dir selbst treu!' Man sieht, daß auch Romanen an dieser Weisheit Anteil haben.

auch in ihrer animalisch verführenden Weiblichkeit, als Helena. In der Rede des Königs bedeutet *ser mujer* etwas ganz anderes.

2139ff. vos la culpa teneys por ser tan bella
si es la muger el animal mas fuerte,
muger, Estrella, *soys, y soys Estrella* . . .
Es ser hermosa, en la muger, tan fuerte,
que, sin dar ocasion, da al mundo muerte.
Vos quedays sin matar, porque en vos mata.
la parte que os dio el cielo, la belleza.

Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan und hinab, das Weib ist an sich Tier und Engel, *ser muger* im Munde der wertbewußten Frau selbst ist aber Bejahung ihres Sternenschicksals. Schönheit und Güte gehen bei den span. Dichtern wie auch bei unserem Schiller Hand in Hand: die gute Frau ist auch schön.[1] Wo hätte Claramonte jemals eine solche, fast an Ibsen erinnernde thematische Arbeit, die im kleinen Detail der Repliken die Grundideen so vielfältig und vielschichtig aufleuchten läßt, walten lassen?

Betrachten wir nun die ‚Wahnsinnsszene' im 3. Akt von ‚Desta agua no beberé' und vergleichen wir sie, die sich in das oben besprochene Schema einordnet, mit der uns wohlbekannten ‚Estrella'-Szene. Don Gutierre, belastet mit dem Undank des Königs und im Glauben, sein Weib dem Tode überantwortet zu haben, irrt vom Schlachtfeld weg in der Einöde von Montiel herum, in der sich auch die in Wirklichkeit gerettete Doña Mencía aufhält: er sieht im Sande den Namen Mencía, den sie selbst geschrieben hat, und glaubt an eine Halluzination (‚Estoy loco? ¿Es ilusion?'). Auf die Frage: ‚¿ Quién pudo escribir *Mencia*?' antwortet das Echo aus dem Munde Doña Mencía's selbst: ‚Mencía'.

D. G.: ¿Mencía?
D. M.: Sí.
D. G.: ¿ Qué es aquesto? Tras tí voy,
Voz que engañándome vas.

[1] Echt renaissancemäßige Herausarbeitung der beiden Perspektiven weiblicher Persönlichkeitswirkung: der Grausamkeit der Schönheit, der aber die andere, die sittliche Perspektive gegenübertritt: so z. B. im Quijote auch bei der Hirtin Marcela. Man kann Estrella auch mit der Isabella in Shakespeare's „Maß für Maß" vergleichen: diese (Gundolf II, 162) „strahlt in jungfräulicher Gestalt, das heißt als ein Sinnbild der Versuchung, diejenigen Kräfte aus, die ihn [den Mann] nach oben heben und diejenigen die ihn nach unten locken. . . Das Verlangen nach Isabella hat von vornherein das doppelte Gesicht des Eros . . . Shakespeare hat es vermocht das mittelalterliche Engelsideal der unbedingten Lauterkeit, das in Gefahr der süßen oder weichen Leere gerät, zu durchdringen mit der ganzen markigen Dichte, Eigenkraft und Geistesstärke, welche die Renaissance auch von der Frau beanspruchte . . . ihre Stärke trägt nicht die Züge der gotischen Nonne oder der barocken Märtyrerin, sondern des freien, klaren, demütig-stolzen, zur notwendigen Tat oder zum notwendigen Opfer mit rückhaltloser Leidenschaft bereiten Renaissance-wesens."

D. M.: No me hallarás.
D. G.: ¿Dónde estás?
D. M.: Acerca; en el agua estoy,
Mírame en ella.

Don Gutierre sucht sie im Wasser, bald sieht er sie darin, bald wieder nicht:

¿es ilusion?
Pues, fantástica vision.
Si eres propia, no lo creo.
¿Mencía eres tú?
D. M.: Yo soy.
D. G.: ¿Donde estás?
D. M.: Donde me ves.
D. G.: ¿Es engaño?
D. M.: Verdades.

Sie entschwindet. Der Lakai García, den es nach Wein dürstet, tritt nun auf, auch er im Bann einer, allerdings selbstgeschaffenen und niederen Illusion: er trinkt Wasser „a ojos cerrados" und bildet sich ein, Wein zu trinken. Dabei trifft er nun mit Gutierre zusammen, der ihn beschuldigt, seine Mencía weggetrunken zu haben. Dem vor Schmerzen in der Brust (infolge des Wassertrunks) schreienden Gracioso antwortet nur das Echo (‚Aho! — ¿ Quién? — Yo'), so gern Gutierer auch Mencía herbeizurufen wünschte. Gutierre fordert Garcia auf, Mencía auszuspucken (sic!), was dieser tut, dann, der ins Wasser gespuckten Mencía nachzuschwimmen. García, froh, dem Verrückten zu entfliehen, schwimmt davon. Gutierre aber wird wieder vernünftig und besinnt sich auf seine Kampfpflicht:

¿Qué es aquesto? ¿Estoy en mí?
Quién desta suerte me ha puesto
Fuera del campo? ¿Qué es aquesto? . . . .
Voy a morir peleando,
Y no de imaginaciones.

Man erkennt sofort, daſs diese Halluzinationsszene nach dem Muster der typischen Wahnsinnsszene komponiert ist, aber 1. daſs diese Szene gar keine innere Wandlung hervorruft: Don Gutierre ergibt sich seinen Halluzinationen in einem Augenblick, da er das Schlachtfeld verläſst — vor und nach der Szene steht derselbe Don Gutierre vor uns, 2. daſs sie das äuſserliche Schema der Wahnsinnsszenen, das ‚romantische bric-á-brac' einer solchen, aufweist, nicht aber die inneren Kämpfe des Helden widerspiegelt. Claramonte interessiert nur das Narrende und Behexende der sinnlichen Halluzination oder besser das Phänomen der Spiegelung eines Wesens im Wasser, das auf geheimnisvolle Weise drin ist und nicht drin ist; daher er die Spiegelung der Mencía im Wasser kombiniert mit der in der Renaissance- und Barockpoesie so beliebten Echopoesie. Das Echo ist ja die Spiege-

lung auf dem akustischen Gebiet[1] (man denke an O. Wilde's Zwerg in ,,The birthday of the infanta'', der vom eigenen Spiegelbild denkt: ,,Was it Echo? . . . Could she work the eye, as she worked the voice? Could she make a mimic world just like the real world?'') ,*Verdad* oder *engaño*', dieses generelle Barockthema (vgl. Calderón in ,Mañana será otro día': ,Lo que se ve mentir puede? Sí') wird in dieser Szene akustisch-visuell gestaltet, ohne Bezug auf die inneren Leiden gerade dieses Helden. Die Sprachzerstückelung', die, wie Benjamin l. c. S. 207f. zeigt, zur Echosprache hinführt und dem Laut einen autonomen Sinn verleiht, ist hier viel primitiver gehandhabt, als etwa in den ganz innerlich-prinzipiellen Hemistychen-Repliken Estrellas und Sanchos in der Kerkerszene, die an die gleiche Technik Guillén de Castro's und des (von diesem abhängigen) Corneille erinnern. Und 3. ist der Gracioso nur ganz zufällig in unserer Szene anwesend, nicht als Seelenarzt: der Zufall, daſs der Herr im Wasser seine Frau, der Diener einen Ersatztrank für Wein sucht, läſst sie beide ,Illusionen' suchen — aber der gracioso macht sich, sobald er kann, aus dem Staube und bekundet damit seine Uninteressiertheit. Die Berührung des Immateriellen mit dem Materiellen, die Absetzung von Phantasie und Wirklichkeit tritt ein durch das preziös durchgeführte geschmacklose ,Arrójala', das Ausspucken des Wassers (bzw. der Mencía) — auch dies wieder eine Illustration des verdad-engaño-Problems. Keine Spur von der ,gekreuzten Tragikomik' in der Wahnsinnsszene der ,Estrella'. 4. Unsere Szene ist nicht die einzige, in der das Irrationale an die Bühnengestalten herantritt: gleich nach ihr erscheint dem König Pedro ein weissagender Schatten, nachdem schon im 1. Akt allerlei Weissagungen an ihn herangekommen sind. Demgegenüber ist die Visionsszene der ,Estrella' die Einzige im Stück, die den Sprung in Jenseitsreiche wagt. Quantitative Häufung des Irrationalen also neben Ausschöpfung aller äuſserlichen Darstellungsmittel desselben!

Wie äuſserlich Claramonte arbeitet, mag man schon am Titel des Stückes sehen: ,,Desta agua no beberé'' hat nichts mit dem eben-

---

[1] Spiegelbild und Echopoesie zusammen treffen wir auch sonst in dieser Zeit an, vgl. *Eco y Narciso* von Calderon und das Fronleichnamsspiel ,Divino Narciso' der Juana Inés de la Cruz, über das Voſsler, Sitzber. d. bayer. Ak. d. Wiss. 1934 S. 25f. berichtet. Narziſs ist dort Menschensohn und Erlöser, der die gefallene Menschennatur, die Sünderin sucht, Luzifer als verschmähte eifersüchtige Nymphe verfolgt ihn: ,,geführt von der himmlischen Gnade, gelangt die Sünderin an die verwachsene Quelle der Reinheit, und von der anderen Seite nähert sich ihm Narziſs. Er entdeckt, aus Zweigen ihm zunickend, das Spiegelbild der Geliebten: es ist zugleich sein eigenes Bild, das Angesicht der menschlichen Natur. Inzwischen ist Echo herangeschlichen und, begleitet von ,Stolz' und ,Eigenliebe', belauscht sie die Liebenden, verliert aus Neid und Eifersucht die Sprache und stammelt und äfft in Echo-Reimen zu den Liebes- und Trostesworten der andern die eigne Verzweiflung und Wut'' (von mir hervorgehoben). Das Motiv geht auf Ovid. Metamorphosen III, 341–510 zurück (Echo narrt Narziſs durch Wiederholung seiner eigenen Worte).

erwähnten Suchen Gutierres der geliebten Frau im Wasser zu tun, auch nichts mit dem Wassertrank, den im 1. Akt dem König die ehrbare Mencía reicht; nein, es ist ein mit ‚Il ne faut jurer de rien' gleichbedeutendes, ganz von aufsen herbeigeholtes Sprichwort, das der vom König gedemütigte don Gutierre auf den nun seinerseits gedemütigten König bezieht:

Todos te han desamparado,
Que han permitido los cielos
Que hayas venido á mis manos.
Todos te han dejado solo;
Nadie diga, Rey ingrato,
Deste agua no beberé;
Que los arroyos mas claros
Tal vez se enturbian y rompen,
Murmurando mis agravios.

Wir sind in diesem Stück weit entfernt von der Allgegenwart der im Titel der ‚Estrella de Sevilla' angedeuteten Kräfte, von der in jeder Szene zwingenden Magie dieser Begriffe, die jeder Aktschlufs in ihrer Freiheit immer wieder herausstellt. Claramonte hat allerlei novellistische und dramatische Effekte und Motive zu einem Stück zusammengebraut, nicht fliefst aus einer Quelle das Bühnengeschehen. Und welche Geschwätzigkeit, welches Ausweichen in ausmalende Reden gegenüber der stählern harten, jedes Wort wägenden, an seine Stelle einlassenden, mit dem Wortmaterial sparsam umgehenden, fast geizenden Wortschmiedetechnik des Estrella-Dichters. Echopoesie um der Echopoesie willen, eine Gedichteinlage des Gracioso mit seltenen Reimen à la Victor Hugo auf *-uz*, *-ux*, *-ud*, *-us* nur um des Reimkunststückes willen, die fortwährende äufserliche Heranrufung der altrömischen Portia Lucretia, Tarquinius usw., die zentrumslose Verschwommenheit und Verbrämtheit mit allerlei Beiwerk, bei äufserlicher Ähnlichkeit der Königs- und der Gutierre-Mencía-Handlung mit der ‚Estrella'-Handlung; das wirkliche Erlahmen des dramatischen Interesses nach dem 1. Akt, dem durch Aneinanderreihung von bühnenerprobten Effektszenen verschiedenster Art aufgeholfen wird — all das ist nicht im Geschmack des Dichters der ‚Estrella'. An. Lenz schreibt richtig, die ‚Estrella' sei „von einer dramatischen Straffheit, wie sie kaum ein zweites Stück der spanischen Bühne aufweist. Die Einheit der Handlung ist auf das Strengste gewahrt, keine Nebenhandlung, keine Abschweifung, kein einziger Zug, der nicht zur Charakterisierung der Handelnden oder zum Fortschritt der Handlung nötig wäre.[1] Ebenso ist die Zahl der auftretenden

---

[1] Man könnte hier auch die Sparsamkeit der äufseren Bühnenrequisiten und ihre ausschliefsliche Verwendung in symbolischem Bezug erwähnen: wenn Busto mit dem Kammerherrnschlüssel, die Richter mit ihren Stäben auftreten, so sind diese Schlüssel, diese Stäbe Embleme, die einen moralischen Sinn haben, die besprochen werden und fast sprechen,

Personen auf ein Mindestmaſs beschränkt . . . Die Straffheit des Aufbaus hat bezeichnenderweise fast die . . . Einheit der Zeit zur Folge [36 Stunden] . . . Selbst der Ortswechsel ist beschränkt . . . Es ist durchaus unwahrscheinlich, daſs der Dichter sich diesem Zwang in bezug auf Raum und Zeit aus irgendwelchen theoretischen Gründen mit Bewuſstsein auferlegt haben sollte; er entspringt vielmehr der wohlverstandenen Beschränkung auf das tragisch unumgänglich Notwendige.“[1]

Sollte man meinen, daſs ich nicht auf Grund der Vergleichung *eines* der bekannteren Stücke von Claramonte mit der ‚Estrella‘ überzeugen könnte, so würde ich antworten, daſs, wer *ein* Stück so mangelhaft baut wie Claramonte, unmöglich ein Stück geschrieben haben kann, dessen anerkannter Vorzug eben die dramaturgische Baukunst ist. Der Techniker Ibsen ist *überall* zu merken; kann man sich ein Corneillestück denken, das nicht konstruiert wäre und das etwa eine Rostand-Handlung besäſse? Das ist in der Tat Claramonte: ein Rostand des 17. Jh.s, wo der ‚Estrella‘-Dichter ein Corneille war. Bei allen künftigen Versuchen der Identifikation des ‚Estrella‘-Dichters mit anderen Meistern der spanischen Bühne wird man auf das, was ich zusammenfassend ‚*Ibsentechnik*‘ nennen möchte, als entscheidendes Kriterium achten müssen — wie etwa der Schriftsachverständige nicht bloſs einzelne Buchstaben, sondern den ganzen Duktus der Handschrift in Betracht zieht. Die *thematische Arbeit* ist wahrhaftig die spezifische Handschrift unseres Dichters. Ich

---

die mitspielen wie Figuren und ihre Beziehungen zum Ganzen ändern können. Sogar wenn der König durch Lichter tragende Diener entdeckt wird, müssen diese ‚luzes‘ als Wahrheitskünder gedeutet werden:

1177 . . . llegaron
con luzes, que la verdad
dixeran que imaginaron,
si la espalda no volviera,
temiendo el ser conocido.

Über die Verhüllung des Königs (embozado) und den ‚manto‘ Estrellas wurde schon oben gesprochen. Die ‚coches‘ des Königs treten in Pendantstellung zum Haus Bustos usw. Ähnliche Dingsymbolik habe ich in meiner Analyse der Cervantes'schen Novelle „El celoso extremeño“ (Rom. Stil- und Literaturstudien II) nachgewiesen. Vielleicht ist diese Beseelung von Dingen noch ein Überrest des mittelalterlichen Pansymbolismus, der Dinge bloſs wegen ihrer *Bedeutung* betrachtete.

[1] Diese Beschränkung spricht auch nicht für die Cotarelo'sche Theorie: wie sollte der locker gaukelnde oder lyrisch ausbrechende Lope das Meisterwerk der dramatischen Straffheit geschrieben haben? — Manches in unserem Stück spricht für ein *Cervantes* auf dramatischem Gebiet ähnelndes Talent: die ‚Ibsentechnik‘, der unblutige, menschliche Schluſs, die Rechtfertigung eines niederen Charakters wie der Natilde aus ihrem Unglück, der Freiheitsbegriff Estrellas, das individuelle Charakterbewuſstsein der Gestalten, die symbolhafte Verwendung von Theaterrequisiten, die dramatische Pausastelle des allgemeinen Schlafes, aus deren Stille das Unglück hervorbricht, das loco cuerdo-Motiv — all das weist auf einen Autor aus der Seelenfamilie des Cervantes. Mehr läſst sich nicht sagen.

unterschreibe Montesinos' Forderung (*RFE.* 1932, S. 310): „los motivos de atribución deberían buscarse sobre todo en aspectos psicológicos y técnicos ... ¿Era Claramonte capaz, aun plagiando mucho, de organizar algo semejante?" (wobei mir Montesinos noch immer zu sehr an Menéndez y Pelayo's Interpolations- und ‚refundición'-Theorie festzuhalten scheint).

V. ‚La Estrella de Sevilla' und kein Ende!
(Widerlegung einiger Ausstellungen an dem Stück.)

Leavitt zählt S. 92 die angeblichen Fehler des Stückes auf, die es „far from being a perfect piece of work" erscheinen lassen. Ich numeriere die Vorwürfe:

1. die Wahnsinnsszene.
2. „... the incident upon which the entire play is based, Sancho's killing of Busto, is extremely unlikely",
3. „... the climax of the play comes to early, and ... the interest lags in the last act",
4. das Lob Sevillas „impertinente",
5. die unvorhergesehene Rückkehr Bustos,
6. der Verrat Estrellas durch Natilde „out of character in spite of all that the author does to make it reasonable",
7. „the ‚business' of the letter",
8. „Clarindo's forgetfulness of Natilde",
9. „the dismal failure of the humor throughout the three acts".

Zur Widerlegung von 1., 4., 8., 9. ist das Nötige schon gesagt worden. Nun zu den übrigen Punkten!

2. Die ‚Wahrscheinlichkeit' des modernen Zuschauers ist nicht die des Publikums des 17. Jhs. Leavitt mißt an Kriterien, die der modernen Seele naheliegen: er meint wohl, die elementare Menschlichkeit würde eine so barbarische Durchführung königlichen Gebots von vornherein ausschließen; weder könnte ein moderner Herrscher solches befehlen noch ein Untertan solches ausführen, ohne schwersten moralischen Tadel zu erdulden. Aber für die spanische Comedia gibt die kasuistische Tugendlogik die Rechtfertigung für die unmenschlichsten Taten: das spanische Theater, weit enfernt von der romantischen Phantastik, die seine Neuentdecker im 19. Jh. vorzufinden meinten, ist ein Theater der logischen Notwendigkeiten und der juristischen Diskussion. Sancho begeht die Tat in vollem Bewußtsein der notwendigen Schuld,[1] die er auf sich nimmt, weil

[1] Angesichts solchen Konflikts kann ich die summarische Leugnung des Tragischen bei den Spaniern, wie sie bei Josef Körner, „Tragik und Tragödie" (Preuß. Jahrb. 225, S. 22) ausgedrückt ist, nicht gutheißen: ...„Aber es ist unnütz, über die kirchentreuen Spanier noch ein Wort zu sagen, nachdem ... erwiesen worden ist, daß es im katholischen Bereich keine Tragik gibt und also auch keine Tragödie geben kann. Denn nur unschuldiges Leiden ist tragisch, nur die Schuld, die nicht am Individuum haftet,

höhere Pflicht ihn anspornt: vorher hat er mit dem König und mit sich selbst den Fall durchdiskutiert. Der grofse Monolog mit der refrainartig hervorgehobenen dreimaligen Alternative ‚Viva Busto' — ‚Busto Muera' und der dreimaligen Verlesung des königlichen Befehlstextes und der dreimaligen Erwähnung Estrellas, zeigt genügend, wie stark die beiden Stimmen von Liebe und Ehre, von Neigung und Pflicht in ihm sprechen. Da der König gottgleich ist, wie so oft in dem Stück hervorgehoben wird, kann es nur die Tat im Sinn der spanischen Maxime ‚Más pesa el rey que la sangre' geben — und er erkauft die geforderte, wenn auch an sich böse Tat durch den den Verzicht auf das geliebte Wesen. Gerade das äufserlich Unwahrscheinliche an der logischen Konsequenz ist das spezifisch ‚siglo de oro'-hafte an dem Stücke.

3. Die obigen Darlegungen über die Gefängnis- und die Befreiungsszene, die Auftritte, in denen sich die Unbestechlichkeit der Richter Sevillas zeigt, widersprechen von vornherein der Behauptung vom Abnehmen des Interesses im letzten Akt: in ihm entfaltet sich erst Estrella, während Busto im 1., Sancho im 2. sich entfalten durfte. Es ist einer der genial vorahnenden Züge unseres Stückes, dafs die drei Hauptthelden, die „tres almas de un corazon", jeder einen

sondern dieses transzendiert. Verdienst und Geschichte, Wille und Erfolg müssen in so paradoxem Verhältnis zueinander stehen, dafs das innerste Rechtsgefühl verletzt wird . . . und Erleber wie Zuschauer daraus Hjalmar Ekdals Urteil . . . ablehnen. Es sieht ja gerade so aus, als wenn es überhaupt keine gerechte Weltordnung gäbe". Kein Zweifel, dafs Sancho notwendigerweise bei aller Willensfreiheit und Überlegung, innerhalb des Geistes seiner Zeit, schuldig und als Edelmensch zum Verbrecher wird. Soll das nicht eine tragische Situation sein? Was Montesinos (s. o.) formulierte: „[el vasallo] siente que toda esta máquina de conceptos reposa en algo falso" (und was zeitweilig zum Wahnsinn führt), ist essentiell tragisch. Und tragisch ist das gegen die Weltordnung vorwurfsvolle Wort Estrellas: ‚Esta ha sido, Teodora, estrella mía', das schon fast wie Theklas Wort: ‚Das ist das Los des Schönen auf der Erde!' klingt. Und schliefslich hat doch Corneille seinen Cid-Konflikt, durch den edle Menschen schuldlos leiden, von einem Spanier. Allerdings dringt der Spanier nicht zu einer Hebbelschen Beschuldigung der Götter als der wahren Schuldigen vor („Consiento que me castiguen los hombres, y que me confunda el cielo', sagt Sancho in der Wahnsinnsszene), daher im allgemeinen das optimistische Ende der spanischen comedias — von dem die ‚Estrella' wieder bemerkenswert abweicht —, aber dafs die Helden diesen Verzicht leisten können, ist wieder dem Optimismus des christlichen Dichters entsprungen, der ihnen die Bewunderung erzwingende Naturgabe zuschreibt, das höchste Sittliche, höchste Kultur in sich darzustellen. Man sieht, dafs die Kategorisierung des späteren Fr. Schlegel wenigstens auf unser Stück nicht zutrifft, da er von den drei Hauptarten der Tragödie, „je nachdem der Held in den Abgrund eines vollkommenen Untergangs rettungslos hinabstürzt, oder wenn das Ganze mit einer gemischten Befriedigung und Versöhnung noch halb schmerzlich schliefst, oder drittens, wo aus allem Tod und Leiden ein neues Leben und die Verklärung des inneren Menschen herbeigeführt wird", als 1. die antike, Calderon und alle christliche Dichtung als 3. definiert (Körner a. a. O. S. 48), — wo doch unser Stück deutlich zu Gruppe 2 gehört!

Akt zugewiesen bekommen (wie dies später die französischen Romantiker lieben), so daſs die Teile des Kunstwerks auch innerlich gerechtfertigt sind: Estrella entwickelt ihre, die anderen beiden edlen Sevillaner überstrahlende Sternentugendkraft im 3. Akt. Vollends, wie sollte der ibsenhafte Schluſs mit seinem Verzicht auf rauschende Freude, laute Beteuerung und einfaches ‚Ende gut alles gut', dieses Verständnis für die Unerträglichkeit gerade des Alltags, wenn ein Schicksal auf ihm lastet, dieses ganz unpathetische, mit der Einsilbigkeit des Leidens gesprochene Lebewohl zweier Menschen, die sich auf ewig alles sind, aber dennoch auf ewig nie das tägliche Leben werden miteinander leben können, weil das Schicksal in Gestalt eines Toten sich zwischen sie stellt, — wie sollte er eine Abschwächung bedeuten? (Höchstens würde ich zugeben, daſs mir einige der Groſsmutswendungen in der letzten Szene nicht ganz verständlich sind, was nur gegen den modernen Leser, nicht gegen den Autor zeugen kann.)

5. Die unerwartete Rückkehr Busto's ist vom Dichter rein materiell dadurch gerechtfertigt, daſs die beiden Kumpane seines ‚Nachtlebens' noch ein Abenteuer verabreden, bei dem sie Busto nicht brauchen können: zweimal betont Busto, wie ‚früh' (*temprano* 963, 971) es für ihn sei. Mit Absicht hat ihn der Dichter nicht als Mucker, sondern als gewissenstreuen, aber lebelustigen Sevillaner geschildert, der bis zum Morgen die Nächte durchtollt und sogar deshalb von der Magd getadelt wird, offenbar im Gegensatz zu dem König, der zwar auch die zweite, nicht aber die erste Eigenschaft besitzt: *concetos, vozeria, dulce filosofia de amor* (898 ff.) sind Bustos Sache, ein *requiebro* mit einer Feliciana beschäftigt seine Sinne. Die Frage Bustos ‚¿Que os parecio Feliciana?' steht in genauer Homologie zu dem Gespräch des Königs mit Don Arias über die Frauen Sevillas im 1. Akt, das mit den Worten ‚¿Que te parece, Señor, de Sevilla?' begann. Da bricht aus der Lebemänner-Heimkehrstimmung[1] das

[1] Bezeichnet durch das lustspielmäſsige Rufen aller Namen der schlafenden Bedienten, wie in Molière's École des Femmes. Die dramatische Wendung erfolgt mit der Nennung der *esclava*, die angeblich auch schlafen soll, wo wir doch das Gegenteil wissen. Die Worte:

es Dios el sueño
Y de los sentidos dueño

wiegen auch die dramatische Intensität für Augenblicke in Schlaf — um für uns ein unsanftes Erwachen vorzubereiten. Es ist ein Augenblick eines dramatischen Pan-Schlafes. (Man muſs bei diesen inhaltsschweren Worten an die Spekulationen der Zeit über den Schlaf in seiner Beziehung zur menschlichen Vernunft denken, vgl. Calderón, Los encantos de la culpa, wo Entendimiento angesichts des schlafenden Menschen, nachdem die Sentidos weggeschickt sind, sagt: ‚Quedó el hombre sin sentido / y durmió, ¿yo que he de hazer? . . . sin los sentidos no puedo actos de razón hazer' und beschlieſst zu den Sinnen zu gehen, da er nicht im schlafenden Menschen wohne.) — Solches Einschläfern des Personals einer Novelle, das die entscheidende Wendung vorbereitet, habe ich am Celoso extremeño des Cervantes in Rom. Stil- und Literaturstudien 2, aufgezeigt. Sie findet sich auch in Kap. XVI des Don Quijote bei dem Venta-Abenteuer („Toda

Unheil umso plötzlicher heraus, und umso deutlicher wird bei Busto die sofortige Besinnung auf das Wesentliche seines Leben, die Ehre — es ist ein Zufall, daſs Busto statt im Morgengrauen schon um 11 Uhr abend heimkehrt, gewiſs, aber eben einer dieser schicksalwirkenden Zufälle, hinter denen die Providenz stehen kann.

6. Die Anlage des Charakters der Natilde als der stets bestechlichen kupplerischen Sklavin (wie sie auch bei Cervantes öfters vorkommt), die ‚um der Freiheit und des Goldes willen‘ jede Schlechtigkeit tut, scheint mir ihren Verrat an Estrella ohne weiteres psychologisch zu rechtfertigen.[1] Natilde ist das weibliche Gegenstück einerseits zu dem vornehmen, aber bösen Ratgeber Arias (in der Schlechtigkeit), anderseits zu Clarindo, dem guten Diener niederer Sphäre, ja sogar, wie wir sahen, zu Estrella in bezug auf ihre Auffassung des Freiheitsbegriffs. Sie stirbt und sühnt ihre Schuld. Dagegen ist Arias eine seinem König parallele, ja sogar sie vorausnehmende Wandlung zum Schluſs gegönnt: durch sein ‚Habla‘, d. h. durch die Aufforderung an den König, sein Unrecht einzugestehen, hat er sich und den König zum Schluſs noch moralisch gerettet. Arias hat Natilde's Justifizierung zu berichten, weil er des Bösen inne werden muſs, daſs er mit ihr angerichtet, weil er die perverse Freude an der über die Standesverschiedenheit hinüberreichenden Komplizität mit der *esclavilla*, deren Glück er schon gemacht sah, so zynisch geäuſsert hatte. Nicht nur von Clarindo, sondern von allen Figuren des Stücks wird die unrühmliche Gestalt der Natilde vergessen: alle Figuren sind ja auf das moralisch Positive hin ausgerichtet, das Negative wird zerstört oder zerstört sich selbst.

7. „The ‚business‘ of the letter!“ Ich nehme an, Leavitt meint nicht den Brief des Königs, der den Namen des zu Tötenden enthält und von Sancho nicht im Beisein des Königs gelesen wird (denn an solchen Briefen ist ja in spanischen Stücken kein Mangel, z. B. Claramonte läſst seinen König Pedro dem Gutierre einen Brief geben, der die Tötung der eigenen Frau befiehlt — es handelt sich um den

---

la venta estaba en silencio ... Esta maravillosa quietud ...“): man könnte sich diese Stille vor dem Sturm von Verdi dramatisch instrumentiert denken. — Man sieht wieder, dem ‚Estrella‘-Dichter ist nicht „lack of humor“ anzukreiden, er weiſs vielmehr Lustspielmäſsiges dramatisch zu nutzen. Die Stimmung zu Ende des 1. und zu Anfang des 2. Aktes hat etwas vom Tragikomischen des Victor Hugo'schen „Le roi s'amuse“, des Amusements des Königs auf Kosten seiner Pflicht: wenn der König ‚divina cosa es reinar‘ im Augenblick spricht, da ihm flüchtiges Liebesglück zu winken scheint, wissen wir Zuschauer, wie diese Form des ‚reinar‘ sich auf die Untertanen auswirken muſs. Tragikomisch auch das Detail, daſs Arias, während der König seinen Freuden nachgeht, den Untertanen verkündet, der König wolle jetzt ‚schreiben‘, d. h. doch wohl Regierungsgeschäfte erledigen!

[1] Diese Rechtfertigung des Bösen aus dem Unglück begegnet auch bei Cervantes, so ist das ‚Entgegenkommen‘ der Maritornes ironisch gerechtfertigt (Quij. I/16): „porque decía ella que desgracias y malos sucesos la habían traído á aquel estado“.

Uriasbrief, die typische militärische oder diplomatische, schriftlich ausgefertigte Geheimorder, die erst knapp vor der Ausführung geöffnet werden darf), sondern jenen anderen, in dem der König sich selbst der Anstiftung des Mordes bezichtigt, um Sancho für den Notfall zu entlasten und den Sancho zerreiſst. Gerade dies ist aber ein höchst bezeichnendes Detail, das die persönliche Ergebenheit des Untertanen und die Garantiepflicht des Herrschers für jenen in helles Licht setzt:

1577 Sin papel, señor, aqui
nos obligamos los dos,
y prometemos ansi,
yo de vengaros a vos,
y vos de librarme a mi.
y si es assi, no hay que hacer
cedulas, que estorbo han sido.

Diese Abneigung gegen die *papeles* und *cedulas* mag man in geistesgeschichtlichen Zusammenhang bringen mit der Renaissance-Verachtung für formalistische und bürokratische Prozeſsordnung, die das Naturrecht anstelle und verfälsche, vgl. hierzu die von Castro, ‚El pensamiento de Cervantes' S. 206 auf Montaigne zurückgeführten Ansichten über eine unformale naturrechtliche Rechtsprechung bei Cervantes (z. B. Äuſserungen wie ‚si con esta brevedad se acabaran todos los pleitos, secas y peladas estuvieran las solícitas plumas de los escribanos' — damit hängt wieder zusammen, daſs Don Sancho in der Wahnsinnszene unseres Stückes die ‚escribanos'[1] in die Hölle versetzt), ferner Rabelais', dem Pantagruel als Richter im Prozeſs von Baisecul und Humevesne in den Mund gelegten Worte über die „fatrasseries de papiers et copies" im Gerichtsverfahren („N'est ce le mieux ouïr par leur vive voix leur débat, que lire ces babouineries icy, qui ne sont que tromperies, cautelles diaboliques de Cépolla, et subversions de droit?"). Es ist ja bezeichnend, daſs das böse Tun des Königs juristische Vorkehrungsmaſsregeln schafft — ‚amor es todo cautelas', sagt der König. Der unbürokratischen Treue Sanchos steht die bürokratisch vermummte Treulosigkeit des Königs gegenüber, der schon im Augenblick des Vertragsabschlusses lügt, als er 1603 behauptet:

Los dos, Sancho, solamente
este secreto sabemos,

wo doch Arias Mitwisser ist, und der dann, nach dem Mord Sanchos, die Tatsache, daſs sein Brief zerrissen ist, ausnutzt, um über seine Beteiligung zu schweigen, und dadurch Sancho dem Zorn der öffent-

---

[1] Vgl. die Stelle in den *Sueños* von Quevedo, wo ein Artillerist in die Hölle kommt und in die Abteilung der Gerichtsschreiber versetzt wird, „pues son los que hacen tiros en el mundo".

lichen Meinung Sevillas aussetzt: der böse Arias geht soweit, in der Verhörszene des 3. Aktes im Auftrag des Königs von dem gefangenen Sancho ‚papel, resguardo, o concierto, escrito o firmado‘ als Entlastung zu verlangen, wo er wohl weiſs, daſs dies ‚papel‘ zerrissen ist. Anderseits wird gerade durch die Nichtexistenz des den König belastenden Schriftstückes und durch das die Erfüllung seiner Pflicht bedeutende Schweigen Sanchos der König moralisch zum Reden gezwungen (2340ff.; 2654f.:

Rey: Callando quiere vencerme.
D. Arias: Y aun te tiene por vencido).

Das ‚Habla‘ des Don Arias und das daraufhin erfolgende Geständnis des Königs, aus eigenem Willen also, ohne physischen Zwang durch ein Belastungsdokument, ist der sichtbare Ausdruck des Sieges der Tugend durch das Exemplarische, das in ihr selbst ruht. Wieder hat der Dichter einem dinglichen Requisit symbolischen Wert zu verleihen gewuſst: die Zerreiſsung des Dokuments bedeutet die Befreiung des Königs von allem materiellen Zwang zum Guten und die Freimachung des Weges für eine innere Entwicklung, zur unformalistischen und unbürokratischen Gesinnungstreue eines sich selbst beherrschen lernenden Herrschers. Man beachte auch wie die beiden Urkunden, die der König in diesem Stück ausstellt, beide einer ‚Befreiung‘ dienen zu der es nicht kommt: weder die Freilassungsurkunde für Natilde noch die Entlastungsurkunde für Busto erreichen ihr Ziel, die Freilassung der Sklavin war durch den bösen Anlaſs von vornherein verdammt, die Zerreiſsung der heuchlerischen Entlastungsurkunde bringt dagegen den König zur inneren Freiheit. Auch hier gewollte Pendant-Wirkung.

Alle die Anklagen gegen Details des Stückes brechen also in sich zusammen, sie haben sich als nützlich nur in dem Sinn erwiesen, daſs sie erst Feinheiten der thematischen Arbeit des Dichters aufwiesen. Der vorliegende Aufsatz wollte zeigen, daſs dieser Dichter sein Werk in streng bewuſster, klassisch-rationaler, in Spanien besonders bemerkenswerter Formenstrenge mit einem Geflecht von mehrdeutigen Bezügen durchwoben, alle Figuren, Situationen, Reden unter das zentrale Gebot eines einheitlichen, zwingenden Tugend-Ehr-Ideals gestellt hat, weit entfernt von allem mit spanischer Etikette versehenen ‚romantisme échevelé‘, — Schöpfer eines Kunstwerkes, in dem eine einheitliche Weltanschauung, eine ästhetisch-ethische Edelmenschenkultur als Gabe der Natur dargestellt, alles Einzelne und sogar das Technische und Sprachliche[1] umfängt, durch-

---

[1] Wäre noch irgend ein Beweis für die hämmernde Logik im Sprachlichen unseres Werkes nötig, so könnten Beispiele wie die folgenden dienen:

193 Esta Estrella favorable
a pesar del *Sol* [= Busto] verás;
a su *hermano* **honrar** podrás,

geistigt und adelt, kurz eines einzigartigen Phänomens, eines — um in der Sprache des Dichters zu sprechen — *luzero*, der geheimnisvoll-klar durch die Zeiten leuchten wird.

LEO SPITZER.

---

2. *Zur* Nachwirkung des Gedankens vom philosophischen Gehalt der Fabeleien und des Rinde-Mark-Bildes.

(Nachtrag zu dem Aufsatz über die „Auffassung der Kunst des Arcipreste de Hita", *hier* 54, 237 ff.)

Den antikisch-mittelalterlich-christlichen Gedanken und seine formale Worteinkleidung finde ich noch in folgender Darlegung über den Don Quijote, die von dem holländischen Journalisten Just van Effen stammt (in der moralischen Wochenschrift „Le Misantrope" [sic] 1711/2 veröffentlicht, ich zitiere nach Max-Hellmut Neumann's Abdruck *Rev. hisp.* 78, 153 f.):

„Oserois-je dire que la lecture de Don Quichote me paroît une des meilleures pour égayer l'esprit de la Jeunesse, et en même temps pour lui former le jugement? — Ce livre a l'aprobation générale de tous les habiles Gens, et certainement il y en a peu qui la méritent davantage. Il peut être lû avec plaisir à toutes sortes d'âges et de presque toutes sortes de personnes. Ceux qui se plaisent à la bagatelle, s'y peuvent amuser plus agréablement que dans les Contes de Fées. Les beaux esprits y trouvent tout ce qui est capable de flatter leur gout, un style aisé, des pensées fines et brillantes, et une agréable variété de matières enchaînées les unes aux autres par les liaisons

---

que los mas fuertes **honores**
baten tiros de f a v o r e s.
F a v o r e c e, que el DAR,
deshacer y conquistar
puede impossibles mayores.
Si tu le DAS y el recibe,
se obliga, y si está obligado,
pagará lo que le has DADO,
que al que DAN en bronce escriue.

Die durch verschiedenen Druck von mir hervorgehobenen Begriffsverkettungen schaffen ein lückenloses, ‚bronzenes' logisches Band, das hier im Munde des Intriganten das Zwingende der Protektion darstellt. Aber der edle Sancho spricht nicht anders:

1478 Pues como m u e r t e **en secreto**
a vn *culpado* se le da?
Poner su m u e r t e en efeto
publicamente podrá
nuestra justicia, sin dalle
m u e r t e **en secreto** que ansi
vos os *culpais* en *culpalle*,
pues days a entender que aqui
sin *culpa* mandays m a t a l l e.

Wie früher das negative *favores*, so ist hier *culpa* der Zentralbegriff ethischer Natur, der perseverierend abgewandelt wird.

les plus heureuses et les plus naturelles. Disons plus; cet Auteur étale aux Philosophes qui savent percer l'écorce de l'extravagance, qui enveloppe cet Ouvrage, une Morale admirable, les réflexions les plus sensées sur les mœurs des Hommes; en un mot, un Trésor de censures judicieuses et d'excellens raisonnements. Il arrive même qu'à mesure qu'on avance en âge et en connoissance, ce Livre se présente à la même personne sous toutes ces différentes faces, et dans tous ces différens degrez de bonté. S'il déplaît à quelques gens, ce n'est qu'à ceux qui ont l'esprit trop sérieux pour goûter ce tissu d'avantures bisarres, et qui n'ont pas assez de pénétration pour entrer dans les vûës de l'Auteur, et pour démêler l'utilité de ses excellentes leçons. — J'avouë que la plûpart des jeunes Gens ne sont pas en état de goûter tout le mérite de cet Ouvrage; mais du moins est-il fort aisé de leur faire sentir la fine raillerie qu'il répand sur l'extravagance des Romans, et sur les dangereux effets qi'ils font sur l'esprit de leurs Lecteurs. . . . Qu'y a-t-il donc le [sic ?] plus utile que de mettre entre les mains des jeunes Gens un Auteur, qui puisse les dégoûter de ces ouvrages si capables de leur dérégler l'esprit et le coeur."

Neumann hat dies Zeugnis ausgegraben, weil der Autor „grofses Verständnis für die Schönheiten des 'D. Q.' " offenbart, „obschon er allzusehr den didaktischen Wert des Buches betont", dies Urteil sei „nicht nur das interessanteste des ganzen [18.] Jahrhunderts", sondern stelle „erziehungsgeschichtlich ein Glied" dar „in einer vom Comte d'Ayen bis zu Anatole France sich ziehenden Kette von Empfehlungen des 'D. Q.' als Jugendlektüre." Das letztere Verdienst dieses Urteils sei unbestritten, aber offenkundig hat Neumann die Traditionsgebundenheit dieser Stelle und damit ihre Unoriginalität, ihre Rückständigkeit in der ästhetischen Theorie der Rechtfertigung des Kunstschönen durch Moralforderung, des *dulce* durch das *utile* übersehen: nur schüchtern ist die Verkennung des Kunstwerks durch den Moralisator in Neumanns Sätzchen angedeutet: „obschon er allzusehr den didaktischen Wert des Buches betont". Im Gegenteil: das Urteil man müsse *percer l'écorce de l'extravagence*, ist durchaus mittelalterlich wie das Marots über *l'escorce du texte* und *la mouelle neupmatique* im Rosenroman und das Rabelais' über die *substantifique moelle*, die in seinen „silènes"-ähnlichen Schriften verborgen sei. Und auch die Berufung des Holländers auf die verschiedenen Gattungen von Publikum[1], die jedes ihre Befriedigung in dem Kunstwerk finden könnten (*les beaux esprits . . . aux Philosophes* . . . usw.), entspricht der Einteilung der mittelalterlichen Autoren (J. Ruiz z. B.) des Publikums in solche Leser, die den tieferen Sinn des Werkes, und solche, die nur die gefällige Erzählung geniefsen könnten; das Wort „philosophes" erinnert noch in seiner Bindung an moralische Exegese an die „philosophe" der Marie de France, die „gloser la lettre e de lur sens le surplus metre" dürfen. Und auch die daraus sich ergebende

1 Ähnliches noch in einer romantischen Abwandlung des *loco amor*, Sainte-Beuve's „Volupté" (Vorrede).

Vielgesichtigkeit des Werkes („ce Livre se présente à la même personne sous toutes ces différentes faces“) ist in der von J. Ruiz betonten Perfektibilität des Werks durch die Leser vorausgenommen. So weist sich denn die moderne „Empfehlung als Jugendlektüre“ aus als eine Fortsetzung der mittelalterlichen Annahme verschiedenartiger Genuſsmöglichkeiten des Kunstwerks: der Anspruch der einzelnen Generationen auf eigene Literatur ist aus der Zulassung der verschiedenen ‚Sinne‘ des Kunstwerks (wie aller Schöpfung) hervorgewachsen.

LEO SPITZER.

---

3. Altprovenzalisches (Nr. 14—16).

(Vgl. Ztschr. XLI, 538ff.)

14. G. Faidit, *Pel joi del temps q'es floritz* (BGr. 167, 45).
15. Zu G. Faidits Gedichten BGr. 167, 53 u. 59, sowie zu Elias de Barjols' Gr. 132, 3.
16. Uc de Pena, BGr. 456, 2 und 2a.
    a) Zu Gr. 456, 2, Appels Inedita S. 313.
    b) Das Lied *Uns novels jois*, Hs. a^1 Nr. 88, Pillet-Carstens, Bibliogr. der Troub., 456, 2a.

Nr. 14. **Gaucelm Faidit**, *Pel joi del temps q'es floritz* (BGr. 167, 45). Benutzte Hss.: *A* 72 (201), *E* 15 (MG. 121), *M* 80 (MG. 489), *N* 121 (MG. 490), *a* 134 (Rlr. 44, S. 339). — Orthographie nach *A*.

Text.

I. Pel joi del temps q'es floritz
S' alegra e s'esbaudeia
Lo rossignols e dompneia
Ab sa par pelz plaissaditz,
Don sui tritz;
Que chans e voutas e critz
Aug e no·n sai cum m'esteia;
Que d'enveia
M'es ab pauc lo cors partitz.

II. Si tot s'es reverdezitz
Lo mons, res c'auja ni veia
Non crei c' alegrar mi deia;
Tant sui pensius e marritz,
Esbahitz;

I. 1 Per *Na*. — 3 rosignol *N*. — 4 pelz] per *a*, per els *M*; plaissatz *a*. — 6 Que quans *E*. — 7 no s. *Aa*; c.] on *EN*. — 8 *fehlt M*.

II. 10 se reuerdeitç *N*, ses reuerditz *a*. — 11 Lo m.] Lo temps *AN*, Mos cans *E*; ren *EMN*. — 12 N. cuig *A*. — 14 Et e. *a*, Quesbaitz *E*, Quis baitç *N*, *fehlt M*.

Que jois no·m vol esser guitz
Vas celliei a cui sopleia
E s' autreia
Mos cors, no n'estai aizitz.

III. Per lieis servir fui noiritz
Si c'a totz jorns per usatge
I tenc los huoills e·l coratge;
C'az als non fui escaritz
Ni cobitz,
Si que·l ser mos esperitz
E·i vai en luoc de messatge
Son estatge
Vezer, qan sui adormitz.

IV. Bona dompn', al prim qe·m vitz,
Vos fi certan homenatge,
Don retenguetz mon cor gatge;
C'ab un esgart, que·m feritz,
Lo·m sazitz
Si q'anc puois no·us fon voltitz
Ni en autrui seignoratge
Mon viatge
Non camjei; tant m'abellitz!

V. Vostr'om juratz e plevitz
Soi en faitz et en parvenssa
Et en vos ai m'entendensa
E per vos sui enriquitz
Et aizitz
E mos chantars n'es grazitz;
Mas car no·m mou de Proenssa,
Ai temenssa
Qu'en sia vas vos faillitz.

---

15 Car *E*, Ni *A*; v.] pot *AEN*. — 16 V. celui a cui *a*, V. asella cui (que *N*) *EN*, Car ves c. cui *A*, En lei uas le cui *M*. — 17 *fehlt M*; Ni *EN*. — 18 Mon c. *N*, M. chanz *a*; non nestai *N*, qe nestai *M*, qi no es *a*; azitz *E*, auçitç *N*.

III ist IV *in EMN*, V *in a*. — 19 P. uos *EN*; sui *M*. — 20 Si que t. *EN*. — 21 E t. *M*, Lai tien *a*. — 22 Açals *N*, Que dals *M*, Caillors *a*; nō f. *a*, non sui *M*, non es *E*. — 24 Tant *EN*, Per *A*. — 25 I v. *AEM*, Lai v. *a*; en lou *N*. — 26 En son e. *M*, Uostr e. *E*. — 27 endormitz *Aa*.

IV ist III *in EMNa*. — 28 Bella domna p. *E*; quen v. *E*, qe v. *M*, qeus v. *N*. — 29 fis *E*, fiz *a*, fes *M*; certain *E*. — 30 *fehlt M*; c. gaie *EN*, coratge *A*. — 31 Ab *Ma*; qem fezis *a*, lom f. *A*, lo f. *EN*. — 32 Em saisitz *M*, El s. *AEN*. — 33 nos *EM*, noil *A*; f. quesitz *AENa*. — 34 autre *N*, lautrui *a*. — 35 v.] estatge *A*, corage *M*. — 36 Nom *N*, Nous *M*; camiet *M*.

V *ist* IV *in a*, VI *in E*. — 37 oms *M*. — 40 Que *A*; enrequitz *E*, entrequitç *N*. — 41 *fehlt a*; auzitz *E*, auçitç *N*, autitz *A*. — 42 mes *M*, loing *EN*; E nes m. ch. *a*. — 43 Mar *a*, E *AM*; non *EN*, no *a*; moc *N*, muet *E*. — 45 Queu *E*, Qe *AMN*.

VI. Bon'Aventur', e delitz
Fora, si m'agues tenensa
L'ira ni la malvolensa
D' Ignaure, don sui eissitz.
Fols, trop ditz!
Non fatz; que·l tortz m'es fenitz
E n'ai faich la penedensa
Ses faillenssa
E sui del pechat garitz.

VII. Ignaure, puois vos no·m vitz,
Ai estat en gran temenssa.
Er m'agenssa
Per n'Agot, don sui aizitz.

VI *ist* V *in* *E*. — 46 aventura d. *AE*. — 47 temenssa *A*. — 48 ni] e *Ma*; mala uolença *N*. — 49 De guingnaur *E*, Que de guingnaur *N*, Que mauetz *A*, Qai agut *Ma*; de son issitz *E*, don sui gueritz *A*, son isitç *N*. — 50 Fos t. d. *a*, Qel f. d. *M*. — 51 t. es f. *a*, t. mes delitz *EN*; El t. qieu fis mes f. *M*. — 52 Et ai *ENa*; faicha p. *A*; Qe fag nai la p. *M*. — 53 S. temensa *EN*. — 54 dels peccatç *N*; gueritz *EN*; E ai los peccatz delitz *M*.

VII *fehlt* *N*. — 55 Ignaura *a*, Isgnaure *E*, Isnaure *A*, Linhaure *M*; pos no vos *a*, que uos non *M*. — 57 E *M*, Mas er *a*. — 58 nagout *Ma*; de soi *a*.

Anmerkungen.

Die 5 benutzten Hss. zerfallen in die Gruppen *AMa* und *EN*. Im v. 19 haben *EN* fälschlich *vos* statt des besonders durch die vv. 24—26 gesicherten *lieis* und in den vv. 51 u. 53 weisen sie die in den vv. 46 bzw. 44 bereits vorhandenen Reimwörter *delitz* und *temensa* auf. *AMa* sind vereint schlechter im v. 49, wo sie den Namen *Ignaure* entbehren und auf das v. 54 als *garitz* wiederkehrende Reimwort *gueritz* ausgehen. *A* bietet allein die richtige Strophenfolge, da der Dichter erst von Str. IV an die Dame selbst anredet. *M* hat mit *voltitz* im v. 33 und mit *aizitz* im v. 41 die angemesseneren Lesarten. Im ganzen verdient die Gruppe *AMa* den Vorzug.

Die Kanzone besteht aus 6 neunzeiligen *coblas* und einem vierzeiligen Geleit. Ihr Schema ist 7a 7b◡ 7b◡ 7a 3a 7a 7b◡ 3b◡ 7a; a ist durchweg *-itz*, b◡ ist in I u. II *-eia*, in III u. IV *-atge*, in V u. VI *-ensa*. Bei Maus steht das Lied unter Nr. 435.[1] Dreimal im Reime findet sich *aizitz*, v. 18 u. 58 (Gel.) in der Bedeutung „nahe" und v. 41 „ermuntert"; zweimal vorhanden ist das Reimwort *vitz* „ihr saht" v. 28 und „ihr besuchtet" v. 55 (Gel.), sowie *temensa* „Furcht" v. 44 und „Sorge" v. 56 (Gel.).

4. Zu *plaissaditz* in der Bedeutung „Hecke" s. Appel, Chr., Glossar und Levy, Sw. 6, 347b.

---

[1] Die daneben erwähnte *cobla* Gr. 461, 211 gehört nicht dahin; vgl. dazu meine „Zwei provenz. Sirventese . . ." S. 25.

7. *no·n sai*; bei dieser Schreibung würde *·n* = *en* „deshalb" bedeuten; vgl. Appel, Chr., S. 244. — *estar* (subjektlos) „ergehen", Sw. 3, 308, 8; hier „zu Mute sein".

9. *partir* (vom Herzen gesagt) „brechen", Sw. 6, 103, 6.

10. *sé reverdezir*, wie nfrz. *reverdir* fig. „wieder jung werden, sich verjüngen".

12. *dever*, zur Umschreibung des Futurs, s. Appel, Chr., Gloss.

15. *voler faire* „tun wollen" und „tun", Appel, Chr., Gloss.

18. *no n'estai aizitz* („nahe") ist ein Hauptsatz, ein Beispiel für die von Schultz-Gora, El.-Bch. § 200 erwähnte „Parataxe".

19—23 zitiert Levy, Sw. 3, 151 unter *escarir* „bestimmen".

21. *i*, auf Personen bezogen, s. Sw. 4, 222.

22. *az als* „zu anderem" bedeutet hier, ebenso wie das *aillors* der Hs. *a*, „für eine andere"; auf eine Person bezieht sich *alhor* auch z. B. bei Gir. de Bornelh, Ausg., Nr. 13, v. 22.

24. *servir az alcu* „jd. dienen"; Appel, Chr., Gloss.

27. *adormir* „erschlaffen, lähmen"; vgl. it. *addormire* „addormentare, snervare" (Petròcchi).

29. *certan* „sincère"; vgl. afrz. *certain* bei Godefroy.

30. Zu *retener* mit doppeltem Acc. vgl. lat. *alqm. obsidem retinere* (Georges).

31. *ferir un esgart a alcu* wie *f. un colp. a alcu*, Appel, Chr., Gloss.

33. *voltit* „unbeständig, wechselnd"; s. Sw. 8, 839a. Die Stelle wird da nach *M* und dann nach *A* angeführt; das Zitat bricht aber beidemal mit *seignoratge*, also mitten im Satze, ab. — Die Variante *quezitz*, ein neuer Beleg für die Form *quezir*, Sw. 6, 615b, würde hier bedeuten „begehrt"; vgl. *querre* Sw. 6, 616, 5.

34. *en autrui seignoratge* „zur Herrschaft einer anderen" = „zu einer anderen Herrin".

38. *parvensa* „Erscheinung, Benehmen", Sw. 6, 108, 1; *en faitz et en parvensa* „unter allen Umständen".

41. *aizit* „mis à l'aise", Pet. Dict. In dem *autit* der Hs. *A* sieht Stichel, S. 18 das Partiz. eines Verbums *autir*, das dann eine Nebenform von *aptir* sei und „geschickt machen" bedeuten könne.

42. *mos chantars n'es grazitz*: *ne* (*en*) verstehe ich = *de vos*; vgl. Sw. 2, 410 *en* mit Bezug auf die 2. Person und Appel, Chr., Gloss. *de* zur Bezeichnung des Ausgangspunktes eines Tuns.

45. *faillitz* „der sich vergangen hat, sündig", Appel, Chr., Gloss. — Vielleicht ist hinter v. 45 ein Komma zu setzen.

46. *Bon'Aventura* ist doch wohl Versteckname für die hier besungene Dame; dann wäre das Lied bei Bergert, Die Damen der Trobadors, S. 112 nachzutragen. Vgl. auch meine Anm. im „Archiv" 142, 133 zu v. 37.

47. *fora* und *agues* haben hier den Sinn des Konditionalis der Vergangenheit; vgl. Schultz-Gora, El.-Bch. § 186. — *aver tenensa* „von Dauer sein", Sw. 8, 145, 5.

49. Zu dem hier in den Hss. verkannten oder entstellten, im v. 55 aber vorhandenen *senhal* Ignaure (Linhaure) vgl. G. v. Bornelh (Berlin 1894), S. 45f. und meine „Dichtgn. der Trob." S. 181, 52. Wilhelm IV. von Orange, mit dem da Ignaure identifiziert wurde, stand dem im v. 58 genannten Herrn Agoult nahe. — *don sui eissitz* („befreit"); vgl. *esser eissitz de consiriers*, Appel, Chr., Gloss. unter *eissir*.

51. *fenir* „vergeben", Sw. 3, 446, 4.

53. *faillensa* = *falhimen* „Täuschung", Appel, Chr., Gloss.; *ses f.* „aufrichtig".

55. *puois* „seitdem".

56. *temensa* „Sorge"; vgl. *se temer de* „fürchten für, besorgt sein um", Sw. 8, 112, 8.

57. *agensar* = *gensar* „schöner, besser werden", Sw. 4, 109, 1.

58. Über G. Faidits Gönner Agout s. Diez, L. u. W.,[2] S. 305 und R. Meyer, G. Faidit, S. 46f. — Die Gedichte Gaucelms, in denen Agout vorkommt, sind folgende: BGr. 167, 1, 2, 10, 20a (*D'un' amor*), 21, 29, 31, 37, 45, 46 und 54.

15. Zu **G. Faidits** Gedichten BGr. 167, 53 u. 59, sowie zu **Elias de Barjols'** Gr. 132, 3.

G. Faidit, *Sitot ai tardat mon chan* (Gr. 167, 53) ist gedruckt Rayn. Choix 3, 290 und MW. 2, 90. Aus den Hss. *A* f. 71 (Studj 3, Nr. 197), *P* f. 15 (Arch. 49, 84), *a* f. 146 (Rlr. 44, 433) seien hier Varianten mitgeteilt, die für die Textgestaltung von Wichtigkeit sind. Besonders dürfte nunmehr das Geleit ein anderes Aussehen erhalten. v. 5 Que·l belha·m dreissa·l (dreisel *P*) viatge („leitet meine Fahrt") *APa*. — 22. a l'encomensansa *a*; e. ist im Lex. rom. II, 449 nur einmal belegt. — 25. E qui·s vol de lieys jauzir *APa*. — 26. Sia· il de bella semblansa *APa*. — 30. En tant cum (cant *P*) hom pot chausir *AP*. — 32. Que ja mudes (Qu'ieu tan vires *a*) m'esperansa *APa*. — 38. Quand pens de lieis e cossire *A*. — 41—43. E pens que Dieus volc assire Mais qu' en una sola re Las beutatz (La beutat *P*) qu'ill a ab (en *P*) se *AP* (Sinn: Gott hatte die jetzt ihr allein eigenen mannigfachen Schönheiten ursprünglich für mehrere Frauen bestimmt). — 45. Ab que m'alegr'e·m reve („wiederherstellt") *AP*. — 55. Linhaure *P*, Ignaure *A*, Inhaure *a* (wohl Versteckname für Wilhelm IV. von Orange; s. vorher, Altprovenzalisches 14, zu v. 49). — 56. Vas mon senhor] V. saint ongier *A*, V. saing tengier *a*. Gemeint ist Santongier, ein Name, den Chabaneau, Onomastique S. 263 anführt. Es ist dies ein *senhal* für eine Dame, deren Liebe Gaucelm gemäſs der Lesart von *Aa*: vuelh s'amor (statt v. s'onor) im Schluſsverse ersehnt.

Santongier findet sich auch in der *tornada* von Gaucelm Faidits Gedicht BGr. 167, 59 *Tant ai sofert longamen* (Rayn. Choix 3, 288 und MW. 2, 84) in Verbindung mit dem im Onomastique nicht verzeichneten Versteckname Sobregatge. Da muſs es nämlich

heiſsen: *Mon Santongier man e mon Sobregatge Qu'ar* (statt *Mon Sant. m'ane mon sobregatge* oder im Lex. rom. 3, 441, 9 *Mon Sant. man, e mon sobregatge* ,,surgage" *Quar* bzw. *Qu'ar*) *ai conquist* (comprat *A*, Nr. 213) *gran sen ab gran follatge.*

Ferner begegnet der Name Santongier bei Elias de Barjols II, 47 (ed. Stroński), wo das Geleit beginnt: *Mon Ses-Enjan vey totz iorns mais valer En Sanhtongier, per qu'am la senhoria.* Daraus schlieſst der Hrsg. S. XVI der Einl., der Dichter richte das betr. Gedicht *à une dame de Saintonge qu'il appelle Ses-Enjan.* Liest man indes *E·n Sanhtongier* statt *en S.*, so ergibt sich, daſs Elias sich da an zwei Damen wendet. Das paſst denn auch zu dem Schluſsverse *Els an bon cor de bon pretz mantener*, wo die männliche Form *els* sich auf die den Damen von dem Dichter gegebenen männlichen Verstecknamen bezieht, für die man nur *en Bel-Vezer* bei BVent. (ed. Appel Nr. 29, 60) und *Bels Senher* bei Giraut de Bornelh zum Vergleiche heranzuziehen braucht.

Bei Bergert, Die von den Trobadors genannten Damen, wären die Namen Mon Sanhtongier und Mon Sobregatge nachzutragen.

16. **Uc de Pena**, Gr. 456, 2 und Pillet-Carstens 2a.[1]

a) Zu Gr. 456, 2 (Appels Inedita, S. 313).

Zu den von Appel für das Gedicht des Uc de Pena *Si anc me fe Amors que·m desplagues* in den ,,Inedita" von 1890 benutzten Hss. *C* u. *R* ist nachträglich (1911) noch die Hs. Càmpori[2] hinzugekommen, aus der sich für die Ergänzung des Textes manches Neue ergibt. Nach *CR* besteht das Gedicht aus 5 Strophen und einer zweizeiligen *tornada*, nach a^1 aus 6 Strophen und einem vierzeiligen Geleit, während das zweizeilige in a^1 fehlt. Die Str. III bei Appel ist VI in a^1, IV ist III, V ist IV. In der Lancelot-Strophe lautet v. 4. in a^1: Non sap aver de si meteis valensa; *v.* ,,Gewalt, Macht" wie *valor*, Sw. 8, 579, 3. — Der v. 6 Tro que merces los acordet, em patz hat nur in a^1 die richtige Reimendung *-atz* (statt *-artz*). Sein Sinn wäre: bis Gnade sie versöhnte, so daſs es zum Frieden kam. Zu *en patz* vgl. Appel bei Levy, Sw. 6, 143, 5. Wo *en patz* noch einmal im Reime vorkommt, hat es eine andere Bedeutung; s. *sofrir en patz* ,,ruhig dulden, geduldig ertragen", Sw. 6, 145, 15. Die hinzukommende Strophe, in a^1 die fünfte, lautet:

Mains fals i a qi se fegnon cortes,
Per qe dompna no·ls deu creir' al semblan,
Enanz los deu de si anar loignan
Ab brau solatz et ab gaia parvenza;

1 Var.: Maint f. ja qi. — 3 Emanz lo.

[1] Gr. 456, 1 ist in meinen ,,Trobadorgedichten" S. 66 als Nr. 30 ediert.
[2] a^1 342, Nr. 87 und Studj rom. 2, 77.

Qe dompna faill en dreit pretz, so sapchatz,
Qan leu promet zo don drutz es pagatz,
Lai on no·s taing, e n'a blasme dese,
Aissi com prez, cant *en* bon'a merce.

Var.: 8 en bon'a] ua (*urspr.* una) bona.

Anm.: 2. *·ls* ist wohl dat. eth.; *creire a* „Vertrauen haben zu" und *semblan* „trügerischer Schein", s. Appel, Chr., Gloss. — 8. Zu *en bona* „unter angemessenen Verhältnissen" vgl. afz. *en bone* „duement, convenablement" (Godefroy).

Das in *a*[1] stehende vierzeilige Geleit lautet:

Lai on es senz e proez' e beutatz,
Bona chansos, prec qe t'enanz viaz,
A mon segnor Isnart, qar il mante
Totz faitz onratz, per q'el grazira te.

Anm.: 1. *beutat* wird hier „Freundlichkeit, Wohlwollen" bedeuten; vgl. das afz. Subst. *bel* „bonne volonté" (Godefroy). — 3. Mit Isnart ist wohl der Trobador Isnart d'Antravenas gemeint (s. BGr. Nr. 254), der im Jahre 1220 Gouverneur von Arles war. Er wird von Elias de Barjols in dem 2. Geleit des Ged. X der Ausgabe von Stroński (Gr. 132, 11) zusammen mit Blacatz erwähnt. Von ihm heifst es da: *N'Isnart, donan e meten Creissetz de terr'e d'onransa.* Das Gedicht des Elias stammt nach Stroński (S. 92 oben) aus dem Jahre 1220. Um diese Zeit dürfte dann auch das Lied des Uc de Pena entstanden sein. In Chabaneaus Onomastique fehlt diese Stelle bei dem Namen Isnart. — 4. Man vermifst hier das Refrainwort *merce.*

b) Das Lied des **Uc de Pena,** *Uns novels jois* (Pillet, Bibliogr. 456, 2a). Hs. *a*[1] 343, Nr. 88 (*Studj* VIII, 453).

Text.

I. Uns novels jois m'adutz
Conort, don sui jauzens;
Qar novels jauzimens
M'es douzamen vengutz
Per tal q'es flors e fru*t*z
Sobre totas beutatz,
E qar s'es esmeratz
Mos fiz cors vas s'amor,
Dei enantir lauzan
Sos pretz e sa valor,
Q' es caps de cortezia.

I. 5 frugz.

II. Ab joi sui retengutz;
Qe m'es douz'e plazens,
E sui traitz de turmens,
On trop era tengutz.
Pero ges no·n sui drutz;
Mas tan sui aut pojatz
Qe·m sembla grans foudatz,
Mas, qan mi pens l'onor
E·l joi, q'ieu n'ai baizan,
Mon cor en gran *doussor*
Estai la noig e·l dia.

III. E car non es saubutz
Mos jois ni mos talens
Per las malvaizas gens,
Sui del tot ereubutz;
Q'els an de tal lor cutz
On non es mos pessatz,
Et sui de tal privatz
Dont nul lauzenjador
Non podon tener dan.
Pero per servidor
M'aura tant cant vius sia.

IV. Ai, Deus, com es cregutz
Lo focs ,q'es tant ardens!
Qe la noig en durmens
Li sui de*nan*vengutz,
E·l sieus bels cors es, nutz,
Blancs e dreitz e dolgatz,
Et eu agenolli*atz*
De*nan* leis ades plor
E clam „Merces!" ploran
Qe oblit sa ricor
E·m prend'e sa bailia.

V. Chanzos, ab mil salutz
Vai al seu cors *correns*;
Car la estai jovens
E pretz es *man*tengutz,
E di·lh q'il trai' a lutz
Lo coven, que·m fo datz.
Car om enamoratz

II. 18 gran. — 21 d. *fehlt*.
III. 27 cuitz. — 33. mautra.
IV. 37 sui] *urspr*. fui; deuan v. — 38 sieu bel. — 40 a genollios. — 41 deuan. — 43 sas ricors.
V. 46 c. plazenz. — 48 es retengutz — 49 *urspr*. quel tri.

No·n pot sufrir dolor
Q'enanz i vauc doptan
E n'ai gaug e paor;
Tan tem sa segnoria.

Anmerkungen.

Das Gedicht, eine Kanzone, besteht aus 5 elfzeiligen *coblas unisonans*. Das Schema (bei Maus hinter Nr. 478 einzuschieben) ist 6a b b a a c c d e d f◡. a ist *-utz*, b *-ens*, c-*atz*, d-*or*, e *-an*, f◡ *-ia*.

v. 1—6 zitiert Levy, Sw. 3, 609a als Beleg für die durch den Reim gesicherte Form *frut*.

5. Zu *flors e frutz* s. Stössel, Bilder und Vergleiche, § 28.

6. *sobre* „in bezug auf, hinsichtlich", Sw. 7, 696, 9.

8. *vas s'amor* „hinsichtlich der Liebe zu ihr"; *vas* „in Beziehung auf", Appel, Chr., Gloss.; zu *s'amor* vgl. Schultz-Gora, El.-Bch., § 179.

10f. *Sos pretz e sa valor, Q'es caps de cortezia* etwa statt *los pr. e la v. de leis qu'es caps de c.* Oder ist *que* = „denn"? — Man könnte auch *so pretz* schreiben im Hinblick auf das handschriftliche *sas ricors* statt *sa ricor* (im Reime), v. 43.

12. *retener* „als Liebhaber annehmen, freundlich aufnehmen", Sw. 7, 288, 2.

14. *traire de turmens* „von Qualen befreien".

16. *drut* „Buhle", der Liebhaber im 4., dem höchsten Stadium; vgl. „Dichtgn. der Trob." S. 25, Nr. 4, v. 97—100.

18. *foudat* bedeutet hier „Vermessenheit". Der Dichter hat es bereits bis zum *entenden*, dem Liebhaber im 3. Stadium (s. v. 20), gebracht, und es erscheint ihm als Vermessenheit, dies erstrebt zu haben.

19. *mas* ist hier kausale Konjunktion.

21. Die Lücke läſst sich leicht durch *doussor* füllen; s. v. 4 *douzamen* und vgl. P. Vidal (Appel, Chr., St. 69, 44) *us fis jois . . . Que·m te jauzent en gran doussor.*

25. Unter den *malvaizas genz* sind die *lanzenjador*, die „Späher", (s. v. 30) zu verstehen.

26. *ereubut* „beglückt"; vgl. Sw. 3, 118, 3 unter *erebre*.

27. „denn sie denken dabei an eine Dame."

30. *dont* „betreffs deren".

32. *pero* „deshalb".

36. *en durmens*; das sog. adverbiale *s* wird auch zusammengesetzten adverbialen Ausdrücken angefügt, wofür Appel, Chr. S. XIIa und „Lautlehre" S. 74, § 55b Beispiele anführt.

37. *li sui denanvengutz*. In der Hs. steht *deuan uengutz*. „Vor" ist *denan* oder *dauan*; *vengutz* ist bereits Reimwort in v. 4. Das Verb *denanvenir* („vor jd. hintreten") scheint noch nicht belegt zu sein. Man vgl. dazu im Sw. II die Zusammensetzungen *davancorredor*

„Vorläufer", *denansabensa* „Vorwissen" und *denanvezensa* „Vorsorge", sowie afz. *devantjouer* „préluder" (Godefroy).

38. *nutz* „wenn unbekleidet". So sah der Dichter die Geliebte im Traume.

39. *dolgat*, die Nebenform von *delgat*, belegt Levy mehrfach im Sw. II, 62a. Das Wort bedeutet hier wie BVent. (ed. Appel), 30, 51 „zart, schlank".

40. *agenolliatz* „knieend" findet sich in Appels Chr., St. 119, 87.

43. *que* „auf daſs".

46. *al seu cors* „zu ihr"; vgl. *mos cors* „moi" im Pet. Dict. — *Plazenz*, das nicht hierher paſst und auch schon v. 13 im Reime steht, wurde durch *correnz* „eilends" ersetzt.

47. *la*. „dort" — bei ihr; *la* (*lai*), auf eine Person bezogen, s. Appel, Chr., Gloss.

48. Für *retengutz*, das v. 12 im Reime schon vorkommt, habe ich das auch sonst angemessenere *mantengutz* eingesetzt. *Mantener pretz* begegnet häufig, so bei G. de Bornelh, Nr. 38, 87 der Ausgabe, bei El. de Barjols (ed. Stroński), II, 49 und bei Ponz de Capdoill (ed. Napolski) 24, 31 (vgl. dazu die Var. S. 136).

49. *traire a lutz* „ausführen, (e. Versprechen) halten"; Sw. 4, 445, 5, wo die vv. 45—50 zitiert werden.

50. *lo coven*, wohl das Versprechen, ihn noch zu ihrem *drut* zu machen; vgl. v. 34/35.

52. *sofrir* „geduldig leiden, ruhig hinnehmen", Sw. 7, 751, 10.

53. „so daſs ich dabei eher in Ungewiſsheit lebe".

54. *e* (vor *paor*) „und andrerseits"; vgl. Schultz-Gora, Prov. Stud. I, 22 zu v. 192.

ADOLF KOLSEN.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

I. Allgemeines.

Ladislao Mittner, La concezione del divenire nella lingua tedesca. Introduzione di Luigi Sorrento (= Pubblicazioni della Università Cattolica del Sacro Cuore. Serie quarta: Scienze filologiche. Volume XI). Milano: Società editrice 'Vita e Pensiero' 1931. 8°. 118 S.

Eine methodologisch sehr beachtenswerte Schrift! Ihr geht S. 7—31 eine Einführung voraus, in der Sorrento seine Gedanken über Syntax und Psychologie und im besonderen über die syntaktische Erforschung des Italienischen entwickelt.

Die Schrift des Verf. ist als eine Vorarbeit zu einem gröſseren Werk über das Sentimento del divenire nella lingua tedesca gedacht, auf das sie von zwei Seiten aus lossteuert! In dem ersten Teil S. 35—65 werden die Grundsätze und Probleme einer allgemeinen Semasiologie erörtert. Hier finden sich viele methodisch wertvolle Gedanken, nur vielleicht etwas zu abstrakt auseinandergesetzt; vieles ist schon von andern ausgesprochen, aber nicht von allen Forschern beherzigt worden, anderes, auch Wichtiges, ist neu. Bei den Analogiebildungen soll stets auch erörtert werden, warum sich A nach B gerichtet hat und nicht umgekehrt B nach A. Ich glaube nur, daſs die Sprachwissenschaft noch nicht so weit ist. Ich habe daher in meinem Buch 'Lautgesetz und Analogie' einen hierauf bezüglichen Abschnitt wieder gestrichen. Als roter Faden zieht sich durch die Darlegungen des Verf. die berechtigte Forderung, bei allen Sprachänderungen mechanische Erklärungen durch psychologisch vertiefte Betrachtungen zu ersetzen. Mit Nachdruck wird aber unter anderem betont, daſs im Gegensatz zu einer morphologischen Verbindung wie ital. *amerò* die Teile einer syntaktischen Verbindung wie engl. *I shall love* von den Sprechenden stets in ihrer Bedeutung mehr oder weniger bewuſst herausgefühlt werden; als Beweis dafür wird die Tatsache erwähnt, daſs ein Engländer zu Beginn italienischer Studien für *amerò* leicht *io devo amare* einsetzt. Die Schluſsfolgerung ist unrichtig. Wenn die Sprechenden die Bedeutungen der Teile einer syntaktischen Verbindung jederzeit mehr oder weniger bewuſst fühlten, würde nie aus einer syntaktischen Verbindung eine morphologische werden; es wäre dann nie *amare habeo* zu *amerò* geworden. Der Fehler des Italienisch sprechenden Engländers beweist nichts für den Verf.; sie zeigt nur, daſs er in Unkenntnis des Italienischen die englische Form zergliedert und nach-

gebildet hat. Als Ziel der Erforschung einer Sprache wird hingestellt die Einordnung in die Geschichte ihres Volkes. Das wird man unbedingt als richtig anerkennen müssen, mag das Ziel auch noch in weiter Ferne liegen.

Was aber Verf. aus dem Deutschen herausliest, ist für uns Deutsche wenig schmeichelhaft und obendrein anfechtbar. Nach dem Krieg von 1870 würde ein Italiener sicherlich nicht darauf verfallen sein, das zu behaupten, was nach dem verlorenen Weltkrieg der Italienisch schreibende Verf. mit dem ans Deutsche anklingenden Namen (was ist seine Muttersprache?) zu sagen sich erdreistet: die das Deutsche neben der Dynamik kennzeichnende äußere Regelmäßigkeit sei durch die innere Haltlosigkeit der Deutschen bedingt. Diese Logik ist mangelhaft, und wieso das Deutsche gerade durch Regelmäßigkeit ausgezeichnet ist, unterläßt Verf. zu beweisen: Bisher galt das Deutsche wegen seiner Unregelmäßigkeiten für eine schwere Sprache. Die Dynamik soll erst in dem Hauptwerk voll ins Licht gesetzt werden; sie wird aber auch in der vorliegenden Schrift bereits begründet. Mit den Beweisen des Verf. ist es jedoch nicht immer weit her. So wird S. 63 die Ausdehnung des Hilfszeitworts *werden* Luther zugeschrieben und damit das Deutsche als protestantischer Dialekt gekennzeichnet. Genauere Untersuchungen dürften zeigen, daß die Ausdehnung von *werden* älter als Luther ist. Damit fällt wohl diese letztere Behauptung des Verf. in sich zusammen.

Daß die Dynamik in der deutschen Sprache eine besondere Rolle spielt, hat Verf. zweifellos richtig herausgearbeitet. Es scheint mir nur bedenklich, dies in unmittelbaren Zusammenhang mit den Charaktereigenschaften der Deutschen zu bringen. Die Dynamik geht auch keineswegs überall durch das Deutsche hindurch. Wie z. B. Ernst A. Meyer, Moderna Språk 1928, S. 67f. nachgewiesen hat, gewinnt hinter den Verben der Bewegung in unserer Sprache die Konstruktion auf die Frage wo? immer mehr an Ausdehnung (vgl. *NGWG* 1931, 2f.).

Der zweite Teil der Schrift ist einer außerordentlich ergebnisreichen Betrachtung der Hilfsverba gewidmet. Diese gliedert sich in zwei ungleich große Untersuchungen. Die erste, S. 69—96, gilt den Hilfszeitwörtern im allgemeinen. Sie ist reichlich mit Beispielen versehen, die regelmäßig vom Italienischen ausgehen und eine größere Zahl von Sprachen durchwandern, wobei das Deutsche und das Ungarische eine Vorzugsstelle einnehmen. Häufig erscheinen auch das Englische, Čechische, auch das Französische, Hebräische und dann andere Sprachen. Bei den Zitaten aus den slavischen Sprachen, die in kyrillischer Schrift geschrieben werden, fällt auf, daß in der Umschrift *i* und *y* wiederholt verwechselt werden. Sind das nur Druckfehler? Die Bemerkungen über die Aktionsarten (S. 80) stützen sich auf Miklosichs Angaben vom Jahr 1883. Die ungewöhnlich reiche Literatur der Folgezeit, zumal die Erörterungen der letzten Jahre mit der scharfen Scheidung von Aspekt und Aktionsart oder, wie ich *IF* 45, 208f. gesagt habe, von subjektiver und objektiver Aktionsart scheinen dem Verf. unbekannt geblieben zu sein. Es ist schade, daß seine wertvollen Ausführungen im zweiten Teil sogar durch die Verwechslung von perfektisch und perfektiv (S. 80) gestört werden.

Den Kreis der Hilfszeitwörter faſst Verf. weiter, als es gewöhnlich geschieht. Aber gerade dieser Umstand ermöglicht es ihm erst, das Wesentliche an den Bedeutungen zu erkennen. Es werden unter den Durativen als intransitive bzw. transitive Parallelen festgestellt: *essere* : *avere*; *stare*: *tenere*; *restare*, *indugiare*, *star attaccato*: *mantenere*, *custodire* und unter den Momentanen a) *avvenire*, b) *divenire*: a) *prendere*, b) *fare*; a) *venire ad*, b) *venire da*: a) *avvicinare*, b) *allontanare*; a) *urtare*, *cadere*, *sorgere*, b) *crescere*, *girare*: b) *spinger fuori*, *generare*, wobei den a-Verben ein dualismo statico del soggetto e dell oggetto und den b-Verben ein monismo dinamico del soggetto zugeschrieben wird. Besonders bedeutsam ist die Erkenntnis, daſs die Bedeutungsentwicklung von dem Konkreten zu dem Übertragenen bei all diesen Verben durch alle Sprachen hindurchgeht, daſs es sich also nicht um zufällige Schöpfungen handelt, sondern um solche, die durch die innere Notwendigkeit des menschlichen Denkens bedingt sind, und weiter die Feststellung, daſs mit den Bedeutungen ganz bestimmte symbolische Inhalte verknüpft sind: mit dem Sein das Heim, die Sicherheit, der Friede usw., mit dem Momentanen die Fahrt, die Gefahr, der Krieg usw.

Erst das Schluſsstück (S. 94—113) bringt die Untersuchung der deutschen Hilfsverba. Als Besonderheit des Deutschen wird herausgehoben die Vorliebe für Ausdrücke des Werdens. Verf. glaubt für das Deutschtum von der Reformation zur Romantik feststellen zu müssen: la stessa mancanza di una larga linea costruttiva, di una solda base nella realtà e, ad un tempo, d' una norma ideale di vita e di arte che trascenda l' individuo. Was S. 107 über die Impersonalien gesagt wird, stimmt nicht. Verf. übersieht, daſs derartige Bildungen nicht gerade für das Deutsche charakteristisch, weil älter sind, vgl. u. a. *NGWG* 1927, 265f. Aus der Wortstellung des Deutschen zieht er den Schluſs (S. 112), che il significato di ogni proposizione tedesca resta sempre sostanzialmente indeterminato fino alla fine und daſs auch dies die Vorliebe des Deutschen für das Werden beweise.

Die Schrift ist von Wichtigkeit für jeden Sprachforscher; für den Romanisten kommen besonders die Einleitung Sorrentos und des Verf. allgemeine Ausführungen über die Hilfsverba, S. 69—96, in Betracht.

EDUARD HERMANN.

Alfredo Schiaffini, La tecnica della ‚prosa rimata' nel medioevo latino, in Guido Faba, Guittone e Dante. Estratto dal vol. XXI degli *Studj romanzi*, già editi da E. Monaci e ora da V. Rossi. Perugia: Stabilimento tipografico V. Bartelli e C. 1931. 115 S. 8⁰.

Di questo libro sarebbe poco affermare che lo si legge con utilità per l'ampie conoscenze e l'approfondita dottrina dell' autore; bisogna aggiungere che lo si legge con vero piacere e grande soddisfazione.

Qual sia il clima in cui le ricerche dello Schiaffini si muovono, appare da una semplice occhiata alle note di piè di pagina, ove, quando è questione di premesse teoriche e di direttive, tornano e ritornano i nomi del Croce, di Lionello Venturi, del Vossler, del Parodi, del Faral. Nessuna meraviglia, pertanto, che tali ricerche, pur essendo prima di tutto un'esperta e sagace

investigazione „di storia della tecnica letteraria medievale“ (p. 11), somiglino poco agli inerti cataloghi dei grammatici di vecchio stampo, ed anche vadano più in là di uno studio semplicemente utile ai fini della storia della cultura. Per lo Schiaffini considerare i procedimenti rettorici adoprati da uno scrittore vale a „determinare le condizioni d'ambiente (teorie, modelli, consuetudini, affetti) onde sorge l'opera“ dello scrittore stesso, o, se si vuol adottare un' espressione oggi cara alla critica d'arte, a discernerne „il gusto“ (p. 8); ma, e qui precisamente, per quel che concerne l'impostazione, stanno la novità e il pregio delle indagini da lui condotte, egli sa benissimo e non dimentica mai che ciò che in conclusione conta e solo è vero è la „sintetica forma individuale“ (p. 8) in cui l'artista converte il suo gusto. Perciò la sua analisi „rettorica“ della prosa guittoniana si assomma in un succoso schizzo della „caratteristica di Guittone“, collocata in un' ansia di ragionare e sottilizzare debolmente sorretta dal senso dell' equilibrio e del buon gusto (pp. 44—49); e il suo studio del *Convivio*, lungi dall'esser guidato da occhi che altro non sanno „vedere se non l'esteriore“ (pp. 113), incide nell'essenza dell'opera d'arte, nell'intimo palpito e ritmo dello spirito di Dante; e il suo esame della „tecnica della *Vita nuova*“ si risolve in un esame estetico dell'amoroso libello, sbocciando in un giudizio (pp. 82, 88—89, 97) in cui, sia lecito aggiungere, l'autore delle presenti righe vede non senza compiacenza riconfermato, per diversa via e con altra dottrina, il proprio giudizio, espresso in alcune paginette giovanili (*Giornale dantesco*, XXVII, 1924, pp. 320—333) che ripetutamente sembrarono blasfeme ai censori universitari, e nondimeno, nella loro sostanza se non ovunque nella formulazione, vanno mantenute e mantengo.

Silvio Pellegrini.

Emil Hochuli, Einige Bezeichnungen für den Begriff „Straſse, Weg und Kreuzweg“ im Romanischen. Züricher Dissertation. Aarau: Sauerländer 1926. 171 Seiten.

Nachdem H. in etwas zu breiten Ausführungen die Entwicklung des Straſsenbaues bei den alten Ägyptern, Persern, Griechen und vor allem bei den Römern dargelegt hat, bespricht er die einzelnen Bezeichnungen der Römer für Wege, zunächst *sēmita* mit der Ableitung **sēmitārium*, *callis* mit Ableitungen, *vīcus*, *clīvus* „bergan führender Fahrweg“, dann ausführlich *strāta*, wobei er im Kapitel „*Strata* im Mittelalter“ auch eingehende, nicht zu seinem Gegenstand gehörige Angaben über die Straſsenpflege in deutschen Landen im Mittelalter macht. Zwischen die Kapitel „*Strata* in Frankreich“ und „*Strata* in Italien“ hat er ausführliche Angaben über die Wörter, die *strāta* in Frankreich verdrängt haben, über *via*, **cammīnus*, *rūga* (*via*), *carrāria*, *rupta*, *calceāta* eingeschoben. Im zweiten Teil bespricht er dann die Bezeichnungen der Kreuzwege und Scheidewege, *compitum*, *bivium*, *trivium*, *quadrivium* (*quadruvium*), *furca* „Gabel“, das im Volkslatein „Gabelung des Weges“ bedeutete, nebst seinen Kompositis *bifurcum*, *trifurcum*, **quadrifurcum*, **confurcum*, *crux* „Kreuz“, das im Volkslatein „Kreuzweg“ bedeutete, und dessen Ableitungen. Weiteres spricht er von den Bezeichnungen des Zusammenflusses zweier Gewässer, von *confluentēs*,

**confluentia*, gall. *condate, inter amnēs, inter aquās, inter rīvōs* und deren Vorkommen in antiken und neueren Ortsnamen. Einige regional begrenzte Bezeichnungen von Kreuzwegen, Nachträge und Berichtigungen sowie ausführliche Indices (Verzeichnisse der Wörter und der Namen und ein Sachregister) beschlieſsen die Abhandlung, die nach der Einleitung aus der Schule Gauchats hervorgegangen ist. Für alle angeführten lat. Wörter gibt H. das Vorkommen im Altertum und das Fortleben in neueren rom. Sprachen und Mundarten, in Ortsnamen und, soweit sich ein Stoff darbot, in Familiennamen an, letzteres eigentlich zu Unrecht, da die betreffenden Familiennamen durchaus auf die Ortsnamen zurückgehen. Z. B. erweisen die Personennamen *Pierre d'Estrées, Gabrielle d'Estrées, César d'Estrées*, die Persönlichkeiten des 15., 16., 17. Jahrhunderts benannten, doch nicht ein Fortleben von „*strata* in Familiennamen", wie sich H. auf S. 53 ausdrückt. H. führt die Vertreter der Wegnamen in den Mundarten Frankreichs, Rätiens und Italiens auf Grund der Dialektwörterbücher und Einzelabhandlungen, des Glossaire des patois de la Suisse romande, des Dizionari rumantsch, des Vocabolario della Svizzera italiana, des AlF. und des AIS. mit groſser Ausführlichkeit an, mit beinahe ebenso groſser, wie Wartburg dies in seinem Wörterbuch für seine Stichwörter tut. Hier hat H. wohl zuviel geboten; es hätte genügt, wenn er für sich alle Quellen eingesehen und auf Grund dessen uns mitgeteilt hätte, daſs das lat. Wort noch in allen frz. Mundarten erhalten sei. Die Angaben über das Vorkommen der behandelten lat. Wörter auf der iberischen Halbinsel sind, mit den Angaben über Frankreich und Italien verglichen, sehr dürftig, woran der Mangel reicher Quellen schuld ist.

Die Abhandlung von H. verrät groſsen Fleiſs und groſse Sorgfalt des Verfassers bei der Abfassung. Sie zeigt aber auch gewisse Mängel der Anordnung. Die Bemerkungen über die Straſsenpflege im Mittelalter wären besser an die über Straſsenbau im Altertum angeschlossen worden, statt mitten in das Kapitel über *strāta* eingereiht zu werden. Die Angaben über *via, *cammīnus, carrāria, calceāta* gehören nicht in das Kapitel über *strāta* in Frankreich, da diese Wörter nicht nur in Frankreich, sondern auch anderswo neben *strāta* als Ersatzwörter getreten sind. Weiters enthält die Abhandlung manches nicht zum Gegenstand gehörige. Wozu hat H., 29, Anm. 1 Vertreter von *sternere* (nicht von *strāta*) in frz., franco prov., rät., oberit. Mundarten angegeben und 98f. über nhd. *Gasse* und dessen germ. Verwandten, 103, 106ff. von den Altären an Scheidewegen ausführlicher gesprochen?

An Unrichtigem enthält die Abhandlung wenig. S. 48 unten zieht H. zwar als Grundwort des altfrz. *estraier* „auf der Straſse liegend, herrenlos" das von Diez, 309 unten vorgeschlagene, von W. Foerster, ZrP. 31, 608f. verteidigte, durch altprov. *estradier* gesicherte **strātārius* dem unmöglichen **extrāviārius* Jeanroys, Revue de philol. franç. 1907, 39 richtig vor, fügt aber die Bemerkung daran: trotzdem ist es aber zum mindesten auffällig, daſs wir im Afrz. nicht auch die Form *estreier* finden. So H. Da freies vortoniges *a* im Altfrz., auſser nach Palatalen und unmittelbar vor *ū*, blieb, ist *estra-iers* das regelmäſsige Ergebnis von **stratarius* und

**estreiers* gar nicht zu erwarten, zumal da eine Einwirkung des Grundworts, in diesem Falle *estrée*, auf den Stammvokal der Ableitung nicht einzutreten brauchte und im Altfrz. oft nicht eintrat; wegen *une spede*, *la spede*, *la spose* der ältesten frz. Texte darf man auch nicht ein durchgehendes gallorom. **èstrātārius* annehmen, in dem *a* vor *t* zwischentonig gewesen und zu *e* geworden wäre.

50 Mitte sagt H. von Sauchy-Lestrée bei Arras: *Sauchy* geht also auf ein *salicem* zurück. In Wirklichkeit geht es auf *salicētum* zurück, das H. unmittelbar zuvor selbst anführt.

59 unten gibt H. als eine Ursache der Verdrängung des altfrz. *estrée* ,,Römerstraſse" die Möglichkeit der Verwechslung mit dem Ortsnamen *Estrée* an und bemerkt: sagte einer *à l'estrée*, so konnte das bedeuten ,,auf der Römerstraſse" oder auch ,,im Ort Estrée". Nun bemerkt aber H., 52 Mitte, selbst, daſs *Estrée* mit Artikel als Ortsname viel seltener vorkommt als ohne Artikel, und seine Liste bestätigt dies. Vielen *Estrée* stehen nur wenige *Lestrée* als Ortsnamen gegenüber. ,,Im Ort Estrée" hieſs somit meist *a Estrée*, das mit *a l'estrée* ,,auf der Straſse" nicht verwechselt werden konnte. Weiters benennt *Estrée* nur kleine Orte, die bloſs in der nächsten Umgebung bekannt waren; so gab es in Nordfrankreich viele Gegenden, in denen und in deren Nähe kein Ort des Namens *Estrée* vorhanden, kein Miſsverständnis von *a l'estree* möglich war und wo doch *estrée* ,,Straſse" auch schwand. Endlich wurde auch dort, wo ein Ort *Lestrée* bestand, ein Miſsverständnis von *a l'estrée* oft durch die anderen Teile des Satzes und die Situation des Sprechenden und des ihm Zuhörenden verhindert. Die Möglichkeit eines Miſsverständnisses von *a l'estrée* war somit kaum ein Hauptgrund für das Schwinden des Gattungswortes *estrée*. Der Hauptgrund war nach meiner Ansicht ein anderer, von H. selbst, 58 unten angegebener. Wie er dargelegt hat, bezeichnete *strata* bez. *estree* in Nordfrankreich hauptsächlich die von den Römern angelegte, bez. aus römischer Zeit stammende Straſse. Da nun diese Straſsen im Mittelalter verfielen und als Verkehrswege nicht mehr gebraucht wurden, entschwanden sie dem täglichen Denken der Menschen und damit das Wort für sie. Italien, das das aus römischer Zeit Stammende besser bewahrte, behielt *strada* bei, obwohl es nach H., 92 unten oft als Ortsname vorkommt, also ein Miſsverständnis möglich gewesen wäre.

71 oben führt H. kat., altspan., port. *rua* ,,Gasse" unter den bodenständigen Vertretern von *rūga* an, zu denen es aber wegen des geschwundenen *g* nicht gehören kann; es stammt von altfrz. *rue*.

83 unten führt H. als ,,*Rupta*-Ortsnamen in Italien" *Rotta* im unteren Val d'Arno an, obwohl dieses, wie er selbst anmerkt, nach Repetti ,,è derivato dalla rottura naturale fatta dall'Arno", ferner Casarotta bei San Casciano di Pesa und Riparotta bei Gambasi nach Pieri, Toponomástica del Val d'Arno, 294; diese Ortsnamen hängen offenbar mit gallorom. *(via)rupta* ,,(durch den Wald gebrochener) Weg" gar nicht zusammen, gehören nicht in eine Abhandlung über Wegbezeichnungen, ebensowenig der tessin. Flurname *Rotticcia* für ein ,,terreno incolto ed improduttivo" aus *(terra)* **ruptĭcea* (s. Gualzata, BAR. II, 8, 75), der Ortsname *Rateis* im tirol.

Schnalsertal, sulzberg. *rutić* „Erdbruch“, engad. *ruttitsch* „Neubruch“ aus **ruptīcium* (s. Gamillscheg, ZrP. 41, 642 oben).

87 unten bespricht H. die zu seinem Gegenstand nicht gehörige, 1753 erfolgte Aufnahme des frz. *chaussée* ins Nhd. und findet es in der Anmerkung „auffallend, daſs der Name *chaussée* erst so spät in Deutschland eindringt, da er schon 1140 in einer Brabanter Urkunde belegt ist“. Ich frage, was ist daran auffallend? Was hat die Erwähnung der *chaucidas* „stratae publicae“ in dem im südlichen Teil frz. sprechenden Brabant im Jahre 1140 mit der Aufnahme des frz. *chaussée* ins Nhd. West- und Norddeutschlands durch Straſsenbauingenieure zu tun?

93 oben führt H. den Ortsnamen *Straviezza* des Padovanischen auf *strāta *viētia* zurück, weil Olivieri, Studi glottol. it. 3, 155 unten, gesagt hatte: **vietiu* Körting 10162. Qui forse *Straviezza*, S. Pietro Barb., Pad.; *strata-*? Wie man sieht, beruft sich Olivieri auf Körting und dieser auf Caix, Studi Nr. 656, der senes. *viegio*, *biegio* „debole, infermiccio“ auf **viētius*, eine angenommene Weiterbildung von *viētus* „welk, verschrumpft“, zurückgeführt hat, die aber im Volkslatein zu **vētius* geworden wäre. Auch wenn man von der von Meyer-Lübke, REW. 9324 hervorgehobenen lautlichen Schwierigkeit dieser Herleitung absieht, fragt man, ob es wahrscheinlich sei, daſs man eine Straſse bez. einen daran gelegenen Ort eine „strada debole, infermiccia“ genannt habe. H. hätte das Fragezeichen und das „forse“ Olivieris mehr beachten sollen. Vielleicht entstand *Straviezza* über grammatisch korrigiertes **Strá viezzo* aus *strāta *vetior* „die ältere Straſse“, nachdem **vetior* für *veterior* nach *vetus* (it. *vieto*) eingetreten war.

Nachdem H., 112 oben, erwähnt hat, daſs Salvioni, Rivista di filol. class. 1907, 85 und Marchesini, Studi di filol. rom. 2, 7 venez. *bibiar* „zögern, trödeln“ als eine Ableitung von *bivium* mit der Grundbedeutung „am Scheidewege stehen“ erklärt haben, was zutrifft, fährt er fort: ebenso tritt hierfür ein K. von Ettmayer, Lombard.-Ladin., 446. Schuchardt portiert (sic!) als Etymologie *biblia*. H. macht hiermit gleich mehrere unrichtige Angaben. Ettmayer ist a. a. O. durchaus nicht für das Etymon Salvionis und Marchesinis eingetreten, hat vielmehr gesagt, daſs „mit Recht von Marchesinis Ableitung abgegangen wurde“ und als Etymon selbst *biblia* vorgeschlagen, das H. Schuchardt zuschreibt. Dieser hat keineswegs das Etymon *biblia* vorgeschlagen, sondern im Gegenteil in der ZrP. 31, 646 bekämpft, selbst a. a. O., 648 unten eine „Lautmetapher, welche eine Hin- und Herbewegung versinnlicht“, zugrunde gelegt und damit die Zustimmung Meyer-Lübkes, REW. 1073 gefunden.

Von lucches. *trebbio* „spianatella presso a una casa, dove si batte il grano“, das Pieri, Agi. Suppl. V, 192 oben angeführt und richtig von *trebbiare* „dreschen“ hergeleitet hat, sagt H., 117 Mitte, „es wäre aber gleichwohl denkbar, daſs *trebbio* mit *trivium* zusammenhängt, sowohl lautlich wie auch begrifflich, sich aber mit *trebbiare* gekreuzt hat. Der Gedankengang wäre folgender: Dreiweg, Kreuzweg — öffentlicher Platz —, bestimmter Platz, wo neben einem Hause gedroschen wird. Diese Vermutung von H. ist höchst unwahrscheinlich und unnötig. Lucch. *trebbio*, *tribbio* „Platz zum Dreschen“ ist von *trebbiare*, *tribbiare* „dreschen“ abgeleitet. Dagegen

enthalten die von H., 117 unten angeführten Ortsnamen *Trébbio* wohl alle *trebbio* „Kreuzweg", wie H. annimmt, nicht etwa nur einige von ihnen, wie Pieri glaubt, während einige andere lucch. *trebbio* „Dreschplatz" enthalten sollen.

118 unten sagt H., daſs „auch Spanien in der Toponomastik Nachfolger von *trivium* hat" und führt als Beweis *Pueblo de Tribes* der Provinz Orense an. Da diese zu Galizien gehört, handelt es sich bei *Pueblo de Trives*, wie gewöhnlich geschrieben wird, um einen galiz., also eine port. Mundart sprechenden Ort, nicht um einen span. Ort in linguistischem Sinne. Die politische Zugehörigkeit Galiziens zu Spanien spielt bei linguistischer Einreihung keine Rolle. Ich hätte also nicht gesagt, daſs Spanien einen Rest von *trivium* hat. A. a. O. hat H. auch die zwar in Handschriften vorkommende, aber unrichtige Schreibung *saepia* statt *sēpia* gewählt.

122, Anm. 1 verzeichnet H. auf fast einer Seite verschiedene etymologische Phantasien von Dilettanten in höchst unnützer Weise.

124 oben sagt H., daſs das geographische Lexikon der Schweiz den Ortsnamen *Carouge* dreimal nenne, 1. *Carouge* bei Genf, 2. *Carouge* im Kanton Waadt, Bezirk Oron, 3. *Carouge* zur Bezeichnung eines Flusses „der vom Jorat herkommend, an den Dörfern Mézières und Carouge vorbeiflieſst und sich in die Broye ergieſst. Er heiſst allerdings auch *Flon* (*Flumen*)". So H. Offenbar handelt es sich nur um zwei Ortsnamen *Carouge*; denn das Flüſschen *Carouge*, das sonst *Flon* heiſst, ist daneben nach dem Orte *Carouge*, an dem es vorbeiflieſst, *Carouge* genannt.

140 oben führt H. unter den rom. Vertretern des vulgärlat. **cruciāta*, altspan. *cruceiada* „Wegkreuzung", später unter **cruciculāta* altspan. *crucijada*, neuspan. *encrucijada* an. Ein altspan. *cruceiada* kann nicht aus **cruciata* entstanden sein, ist vielmehr nur unvollkommene Schreibung für *crucejada*, das mit *crucijada* etymologisch identisch ist. *Crucejada* steht in Berceos Milagros 147a, 733b. Während an der zweiten Stelle zwar Janer, Biblioteca de autores españoles LVII, 126a oben und Solalinde, Clasicos castellanos, Berceo I, 168 oben *cruçeiada* bez. *cruzeiada*, aber Carroll Marden, Cuatro poemas de Berceo, 55 oben *cruzejada* schrieben, haben an der ersten Stelle alle drei Herausgeber Formen mit *j* gedruckt, Janer 108a Mitte *cruçejada*, Solalinde, 39 Mitte *crucejada*, Marden in Berceo, Veintitrés milagros, 30 unten *crucijada*, dies nach der neuen Handschrift. Das altspan. Wort hatte sicher *j*, d. i. *dž*.

153 Mitte führt H. als Ausdrücke, deren Etymologie dunkel ist, arag. *esbarro* „bifurcación de camino" und altfrz. *warescais* „place publique, grand chemin" an. *Esbarro* ist Ableitung des arag. *esbarrar* „desbarrar, desviar", das Benito Coll y Altabás in seiner Coleccion de voces usadas en la Litera verzeichnet, die einen Teil des 1903 in Zaragoza erschienenen Diccionário aragonés bildet. *Esbarrar*, eine Nebenform des kastil. *desbarrar*, bedeutet nach Coll y Altabás „desviar", also „sich vom Wege abwenden, abbiegen" und *esbarro* somit „Abbiegung (eines Seitenwegs vom Hauptwege)". Das altfrz. Wort aber hat H. zu Unrecht unter den Bezeichnungen von Wegen angeführt, hat sich durch Godefroy in die Irre führen lassen. Dieser verzeichnet zwar 8, 325a ein *warescait* mit der Bedeutungsangabe

„terres vagues, place publique, grand chemin" und *warescape* als „synonyme de warescait", während er eine Spalte vorher *warescais*, eine nachher *wareschel* nur als „terres vagues, lieux destinés à la pâture publique" deutet; aber keiner seiner Belege sichert dem Worte *warescait* eine Bedeutung „grand chemin". Vielmehr bedeutete das altfrz. Wort, dessen verschiedene Formen God. in verschiedenen Artikeln verzeichnet hat, nach den Belegen nur „unbebaute Felder, Weiden" und stammte von mittelniederländ. *waerschap* „rechtskräftig gesicherter Besitz" oder dessen fränk. Entsprechung (Gamillscheg, EWFS. unter *guéret*), wobei das ursprüngliche *warescape* nach *guarait*, der Vorstufe von *guéret*, die Nebenform *warescait* erhielt.

Zum Schluſs sei noch ein Irrtum bei einem deutschen Worte richtiggestellt. Das in Davos übliche *hochsträſs* „stolz" soll nach H., 102, Anm. 1 von dem Flurnamen *Hochstraſs*, d. i. „hohe Straſse" herkommen. Dies erschien mir sogleich begrifflich unwahrscheinlich. Da das schweizerische Idiotikon noch nicht bis zu *str* vorgerückt ist, habe ich Herrmann Fischers Schwäbisches Wörterbuch eingesehen. Fischer V, 1831 oben verzeichnet nun schwäb. *stratz* „eitles Frauenzimmer, das sich hoffärtig kleidet", *stratzig* „stolz, hoffärtig", dazu *stratzen* „strotzen", das eine ablautende Nebenform von *strotzen* ist. Wegen des *ſs*, nicht *tz* des in Davos üblichen *hochsträſs* ist mhd. *strozzen* Lexer II, 1251 (mit *ss*) neben *strotzen* zu beachten. Mit diesen Wörtern hängt *hochsträſs* in Davos zusammen und nicht mit *Hochstraſs* „hohe Straſse".

Mit Roques, Rom. 52, 550 unten, kann man endlich H. den allgemeinen Vorwurf machen, daſs er die Geschichte der behandelten Ausdrücke und ihre Beziehungen zueinander nicht untersucht hat. Er hat nur ein Nebeneinander gegeben und sich kaum bemüht, ein Nacheinander aufzudecken.

Josef Brüch.

K. Miethlich, Bezeichnungen von Getreide- und Heuhaufen im Galloromanischen Diss. Zürich. Aarau: H. R. Sauerländer u. Co. 1930. 138 S. [Mit 19 Karten nach dem ALF.]

'Les engrangements ont leur histoire' sagt J. Brunhes (Géographie humaine de la France II, 443), und er zeigt uns zugleich an der Hand einiger ausgewählter Abbildungen, in welchen Formen sich die Schoberung des Getreides in einzelnen Landschaften Frankreichs dem Beschauer in der Erntezeit heutzutage darstellt. Ein Bild groſser Mannigfaltigkeit, das durch die Mitteilungen und Illustrationen von M. wesentlich erweitert und verstärkt wird. 'Gröſse und Form der Garben wechselt stark' (S. 13) und die Zahl der zur Herstellung der Haufen verwendeten Garben ist wiederum sehr verschieden (S. 14). Ein Wirrwarr, der sich in der Terminologie in starkem Maſse auswirkt, der aber andererseits eine sachliche Lösung finden muſs. Ich weiſs nicht, ob man der Erklärung der geographischen Differenzierung der Formen schon einmal näher getreten ist. Daſs diese von ausschlaggebender Bedeutung für Art und Verbreitung der dazugehörigen Wörter ist, wird niemand bezweifeln. Andererseits sind diese unscheinbaren Etappen ländlicher Arbeit mit zahlreichen und verschiedenartigen anderen Faktoren der Wirtschaft so eng verbunden, daſs sich daraus wieder-

um entscheidende Rückwirkungen auf den Wortschatz ergeben. Miethlich erwähnt (S. 12), daſs in bergigen, regenreichen Gegenden freistehende Schober (für Heu und Stroh) selten oder gar nicht anzutreffen sind, eine Erscheinung, die sich beispielsweise in den Pyrenäen, im leonesischen und asturischen Bergland ganz scharf begrenzen läſst. Das bedeutet aber, daſs dementsprechend besondere Räume zur Aufnahme der Vorräte auftreten müssen, die nun entweder selbständig erscheinen oder als Bestandteile des Wohnhauses auftreten, daher also dessen Charakter (und Terminologie) maſsgeblich bestimmen. Andererseits ist die erwähnte Herrichtung der Garbenhaufen, so bedeutungslos Differenzierungen derselben zunächst auch erscheinen mögen, an ganz bestimmte Momente gebunden. Am Südabhang der Pyrenäen bin ich durch die Fülle der Bezeichnungen für den auf dem Felde errichteten, zum Abtransport bereitgestellten Garbenhaufen überrascht worden: in Hocharagón *motolóns*, im unteren V. d'Arán *mođel'ú*, in Ribagorza *faišina, fešina*, im Pallars *kabal'ó*, im oberen V. d'Arán und in der oberen N. Pallaresa *garbéra*, im Vorland schlieſslich *kárga*.[1] Die Terminologie wechselt, weil jedes Einzelgebiet — man beachte, daſs wir uns in verhältnismäſsig engem Raum bewegen — seine besondere Spezies von Garbenhaufen hat. Selbst die einzelnen Tallandschaften — V. d'Arán, N. Ribagorzana, N. Pallaresa — weisen abschnittsweise Differenzierungen auf. Es ist für den Landmann nicht gleichgültig, ob er seine Garbenhaufen lose oder festgebunden aufbaut, ob er gröſsere oder kleinere Bündel zu Haufen zusammenlegt, ob er zu deren Errichtung 30 oder 31 verwendet.[2] Warum diese Komplikation? Weil sich der Abtransport der Garben in sehr verschiedenen Formen vollzieht. Mancherorts trägt man die Garben auf dem Rücken nach Hause (in der Art, wie es auf dem schönen Bilde aus dem Wallis in Atlantis Juni 1931, S. 350 dargestellt ist), in anderen Teilgebieten befördert sie das Lasttier, in der Ebene der Wagen. Einer einzelnen Saumtierlast entspricht beispielsweise im Vorland eine *kárga*, d. h. ein Haufen von ganz bestimmtem Umfang. Darüber hinaus differenziert man aber noch weiter. Der Saumtiertransport vollzieht sich in verschiedenen Formen und mit verschiedenen Geräten (man bindet die Garben fest, man spieſst sie auf, man legt sie der Länge nach auf das Traggerät); daraus ergeben sich innerhalb derjenigen Gebiete, die das Saumtier verwenden, wiederum ganz bestimmte, verschiedenartige Herrichtungen des Garbenhaufens, die dem bevorstehenden Abtransport entsprechen. Kompromisse sind dabei ausgeschlossen. Die Grenzen der Verbreitung der einzelnen Transportarten — und Geräte decken sich haarscharf mit denen der verschiedenen Haufenformen und diese wiederum mit denen der dazugehörigen Wörter. Ganz ähnlich liegen die Dinge bei der Herrichtung der Heuhaufen. Ob und wieweit sich solche Feinheiten in der Unterscheidung (auch auf

[1] Eine noch gröſsere Zahl von Termini ergibt sich, wenn wir die von Griera, *Gauchatfestschrift*, 377—397, für das übrige katalanische Gebiet bereitgestellten Daten hinzunehmen.

[2] Ein Gewährsmann, der mir sehr hilfsbereit das komplizierte Arrangement auseinandersetzte, war bitter enttäuscht, als ich ihn am Schluſs seiner Ausführungen fragte, ob man nicht auch mit 30 statt 31 Bündeln auskommen könne.

Grund anderer Faktoren) in Frankreich bei dem vorschreitenden Zersetzungsprozeſs der herkömmlichen Landarbeit noch nachweisen lassen, müssen regionale Einzeluntersuchungen lehren. M. hat vorerst in dankenswerter Weise das in Wörterbüchern und auf den Karten des ALF niedergelegte Einzelmaterial mit Sorgfalt zusammengetragen und dieses auf Motorradfahrten durch persönliche Untersuchungen in wertvoller Weise ergänzt.

Nach Lage der Dinge war die vom Verfasser gewählte Darstellung nach einzelnen Worttypen das gegebene Verfahren. Aus den vergleichenden Übersichten ergeben sich ganz von selbst zahlreiche Aufschlüsse. Eine Reihe beigefügter Karten bringt auf Grund des reichen Materials die Verbreitung einzelner Typen zur Darstellung.

Im einzelnen seien folgende Zusätze gestattet. S. 18. Auch in den Pyrenäen beobachtet man, daſs Heu um einen Baumstamm herum aufgeschichtet wird, wobei sich die mitunter noch weithin sichtbare Krone eigenartig ausnimmt. In Nordportugal eignen sich für solche Zwecke die hochaufragenden Pinien: das um sie gelagerte Maisstroh erhält dabei die Form einer schlanken, an ihrem oberen Ende konisch zugespitzten Säule (vgl. Abb ldung in WS X, 86). Überhaupt sind ja Stämme und Äste der Bäume zunächst die gegebenen Trockenvorrichtungen: im Wallis läſst man das zum Futter bestimmte Laub in Büscheln an den Bäumen hängen (Brockmann-Jerosch, *Schweizer Volksleben* II, 37); im V. d'Arán stapelt man Eschenlaub, gleichfalls zum Füttern bestimmt, zwischen natürlichen Stämmen auf einem leichten Gerüst auf, in Hocharagón in ähnlicher Weise Laub und Reisig; jene Vorrichtung heiſst *hwel'é* (zu FOLIA), diese *garƀéra* oder *gaƀel'éra*. Im katalanischen Hochgebirge sieht man wie in der Gave de Pau (Archiv für Anthropologie N. F. I, 46) während des Winters Stroh auf den Ästen, das man auf diese Weise am besten für die spätere Herrichtung zu Bindeseilen aufbewahrt. In allen diesen nicht nur gelegentlich auftretenden Erscheinungen sehen wir Urformen für die bekannten weiter ausgestalteten Trockenvorrichtungen (vgl. Haberlandt-Buschan. *Völkerkunde*: *Europa*, S. 393). — S. 18, A. 1. zu *siège*, *assise* auch mallorq. *assentar sa garbera* (Rokseth 128), alentej. *asseteamento*, Inf. *assetear* 'Herrichten der Garbenhaufen', A. 2 bearn. *avueilha* 'terminer, placer le faîte d'une meule de gerbes ou de paille' zu den aus dem Tierleben übertragenen Bezeichnungen (OVICULA, vgl. beispielsweise Aveyron *obeillo* 'anneau qui sert à emmancher la faux' Vayssier), A. 3. *perche* 'Schoberstange', entsprechend kat. *perxa*, *perxera*, auch *asta* HASTA, *bdře*, *fúste*. — S. 19. Die aus Erde geformte Schoberspitze in Katalonien findet bei Stroh Verwendung, das durch Schneidegeräte (Dreschtafeln) beim Entkörnen völlig zerkleinert ist. — S. 25. Zu Garbenhaufen — Steinhaufen — Grenzstein vergleiche auch kat. *mugaró* 'Garbenhaufen auf der Tenne', — Alava *muga* 'Grenzstein' (Baráibar), bask. *muga*, *mugarri* 'Grenze', 'Grenzstein' (dazu übrigens auch kat. *mugaró*, *mugró* usw. 'Brustwarze' Dicc. Aguiló). — S. 27, A. 1. *kurtádo* H.-Gar. 'das zum Dreschen ausgebreitete Getreide', da COHORTE 'Hof' zum Dreschplatz geworden ist (wie *kořál* 'Tenne' jenseits des Gebirgskammes). — S. 27, A. 1. Ariège *estézo*, Roussillon *astéza* in derselben Bedeutung zu EXTENDERE, EXTENSU, vgl. FEW und Inf. kat. *esténře la tril'áđa*, mallorq.

estendre, Ariège *estendre*, V. d'Arán *estené la pal'áđa*; wie übrigens auch im W der iberischen Halbinsel astur., salmant. *tender*, alentej. *estender*. — S. 28, A. 1 *ase* 'tas de blé', vergleiche auch astur. *bořégos* 'kleine Heuhaufen auf der Wiese', alentej. *borrego* 'Strohhaufen auf der Tenne'. Und gehört nicht auch béarn. *bourricou* Baretous 'meule de foin' (Lespy) hierher? Vgl. gask. *bourrico* 'ânesse' TF), béarn. *bourricou* 'âne'. — S. 29. *barga* greift nach Katalonien und Ribagorza hinüber, ist hier aber nur in der nördlichen Zone in der Bedeutung 'Heuhaufen', 'Strohhaufen' bekannt. — S. 32. *bǫ́rdǫ* 'tas de gerbes' möchte ich um so weniger von *borda* 'cabane, maisonette' trennen als im Aveyron *cobono de gobèls* 'tas de fagots' (Vayssier) und in Teilen Kataloniens *cabanya* 'garbera que té les garbes adreçades i sense coberta' (Griera) und *barraca* 'Hanfhaufen, der dazu eine Fig. IV sehr nahestehende Form zeigt (Aufnahme von H. Hegener-Hamburg), vorkommen. — S. 35, A. 2. *borguil* ist wohl nicht allgemein-spanisch, vielmehr auf Aragón, Teile Ribagorzas und der Conca de Tremp beschränkt = 'Strohhaufen'. Dazu nun auch gal. *brugueiros* 'especie de almiares pequeñitos, hechos con los manojos, sin espigas ya de la paja del maiz' (Valladares), neben dem allerdings *murgueiro* steht? — S. 40. *chèvre*: zum Mâconnais vergleiche noch VKR I, 260, minh. *cabrueiras* 'cordões de mólhos de centeio dispostos em x para secar' (RL XIX, 199), *cabras* 'milheiros ainda verdes que ficam no campo a atempar, depois da sega' (Vieira Braga). — S. 50. Die Erklärung für *embākado* 'tas de foin en ligne sur le pré', *bancado* 'monceau de paille qui vient d'être foulée' ist nicht durchsichtig. Es ist folgendes zu beachten: Nach dem Dreschen pflegt man das (gegebenenfalls zerkleinerte) Stroh in langgestreckten Haufen auf die Seite zu schaffen. In der Conca de Tremp spricht man dann von der *sę̄ře đe la pál'e*, in der Provinz Avila von *hacer la sierra*, auf Mallorca von *serrat* (Rokseth 150), im Alentejo wiederum von *serras* (BCIL XV, 142), wie auch in Algarve (RL XVI, 272), also zu SERRA; in anderen Teilen N-Kataloniens von *řiƀə* RIPA, auch *coll*, das ich SERRA entsprechend lieber zu COLLU (kat. *coll* 'Paſs', *collada* 'serra, serralada') als zu COPULU (Moll, AOfRo II, 9) stellen möchte; in Ortschaften des unteren Ribagorza schlieſslich noch *bařéra*. In Cespedosa de Tormes (RFE XV, 271) und in der Sierra de Gata heiſst man den Haufen wegen seiner langgestreckten Form *pez* (VKR II, 49, dazu die Abbildung auf Taf. I, 3), in Zamora *peje* (VKR I, 261), also 'Fisch', im Alto Minho entsprechend *raposa* (RL XXV, 197 'de forma retangular e não redondo'!) 'Fuchs' (entsprechend *zorra* in der Provinz Orense 'Garbenhaufen', hier allerdings — wohl übertragen — von runder Form, Tenorio, *La aldea gallega*, S. 40). Das alles deutet darauf hin, daſs bei *bancado* (Mistral, *Mirèio* VIII, 379 *La grand bancado remoulino coume en furour*) von der langgestreckten Form, also etwa zu FEW I, 236a Absatz 'Böschung', auszugehen ist. Dem entspricht ja auch die Definition 'tas de foin en ligne sur le pré' vollständig. — S. 59. Für béarn. *iro* 'petite meule de foin' ist immerhin zu beachten toulous. *airols* 'trace des faucheurs' (FEW I, 134). — S. 62. *kay* 'truie', 'tas de foin': vgl. auch span. *cerda* 'mies segada', 'manojo pequeño de lino'. — S. 79. Fehlt *mouine* 'gerbier fait de trois gerbes' im Valgaudemar (Martin, *Patois de Lallé* s. v.) 'Mönch', ent-

sprechend andalus. *fraile* 'montón de mies trillada en la era', Málaga 'montón de uvas ya pisadas para formar los pies', andalus. *afrailar la parva* 'amontonar la parva' (VKR I, 245), kat. *frare* 'munt de garbes fet d'una manera especial' (Dicc. Aguiló), portug. *fradeiro* 'gavela de palha de milho atada pelas pontas, e escarranchada em varas ou cordas para secar' (RL XXVIII, 111). — S. 97. Die Frage ROTA-RUGA 'langer Heuhaufen' entscheidet sich für das katalanische Gebiet auf Grund phonetischer und sachlicher Kriterien eindeutig für RUGA: im Pallars *r̄úa, ar̄úes* 'lange hohe Reihen Heu, die für den Abtransport aufgehäuft werden', dazu Inf. *ar̄uá*, ebenso in der Cerdanya (Dicc. Alcover *arruar* 'amuntegar l'herba en forma de serra'), entsprechend kat. *arruar* (Dicc. Alcover), gask. *arrud* 'mettre en rang', *arruo* 'ligne droite, objets placés sur une ligne droite'(Moncaut, Durrieux), auch kat. *rua* 'cada mugró o troç de pá dels que formen una garlanda' (Dicc. Salvat); in Andorra *kur̄úges* = '*r̄úa, ar̄úes* des Pallars', dazu Inf. *eŋkurgá* 'apilotar herba' (ALC 124, P. 9), entsprechend kat. *corrua* 'hilera, tropel en grupos formando hilera, recua' (Dicc. Aguiló), *arruar-se* 'sich vereinigen'. In dieselbe Vorstellungsweise gehört auch port. *arruada* 'Gang in einem Schweinestall, der sich aus einzelnen in einer Reihe aufeinanderfolgenden Abteilen zusammensetzt' (Leite, *Opusculos* III, 552). — S. 101 kat. *sellar, sellat* gehört nicht zu CAELU, vielmehr zu SELLA ,Sessel', worauf gerade die Beschreibung von Rokseth S. 128 hindeutet. — S. 40, A. 1. Zu der italienisch-französisch-katalanischen Familie CABALLU seien noch hinzugefügt: alent. *cavallos* 'die einzelnen Portionen Getreide, in die man die zu dreschende Gesamtmenge *camada* auf der Tenne einteilt' (Silva Picão, *Atravez dos campos* II, 125), beir. *kavdluš* 'die beim Mähen des Grases entstehenden, in langen Reihen liegenden Haufen' (VKR IV, 161) und murc. *caballón* 'Haufen, den man zum Ausschlagen der Pfefferfrüchte errichtet' (Ruiz-Funes García, *Economía popular de la provincia de Murcia*, S. 199).

F. Krüger.

W. Friedlaender, Hauptströmungen der französischen Malerei von David bis Cézanne, I. Band, Von David bis Delacroix. Bielefeld und Leipzig: Verlag Velhagen & Klasing 1930. 156 S. — Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen. Herausgegeben von Professor Dr. Max Kuttner, Berlin, Band 8.

In dem ersten Band der Hauptströmungen der französischen Malerei von David bis Cézanne führt uns Friedlaender in eine neue Art der kunsthistorischen Betrachtung der Zeit von David bis Delacroix ein.

Diese neue Art der Einreihung der Künstler in einen immer wiederkehrenden kunsthistorischen Kreislauf der grofsen Stilperioden bringt uns die Maler — oft schon in halbe Vergessenheit geraten — näher, macht sie lebensvoll und wieder interessant. Beeinflufst von der Zeit und den Geistesströmungen, in denen sie lebten, aufs stärkste beeindruckt von den grofsen Malern der Vergangenheit, entsteht das oft widerspruchsvoll Erscheinende in ihren Werken. Der Verfasser eröffnet neue Perspektiven; er gibt uns in seinem Büchlein in knapper, klarer Form den Rahmen, das Wesentliche

zusammenzufassen und die grofse Linie: Antike, Klassizismus, Barock immer wieder zu erkennen.

Das Buch ist eine vortreffliche Einführung und ist uns ein kostbarer Schlüssel zu eingehenden speziellen Studien. Auf Einzelheiten möchte ich mich nicht allzulange einlassen. Es sei mir jedoch erlaubt, beispielsweise das Kapitel: *Die Umbildung des Klassizismus bei Ingres* kurz zu untersuchen. Knapp 27 Seiten genügen dem Verfasser, um uns eine Darstellung von Ingres zu geben, die dem Leser ein treues Bild von des Künstlers Werk und Charakter hinterläfst; besonders glücklich gewählte Zitate prägen sich dem Gedächtnis ein.

Der Verfasser führt u. a. folgendes über Ingres aus:

Wie mancher grofse Mann von sich gesagt hat, dafs er sich nicht verändert hätte in seinem Leben, so sagt auch Ingres einmal, er wäre eigentlich stets geblieben „*ce que le petit Ingres était à douze ans*". Mit 17 Jahren hat er das Glück, in das europäisch bekanntgewordene Atelier Davids als Schüler einzutreten. Der Schüler wird bald zu einem Mitarbeiter des Meisters (Mme de Récamier). Ingres war zu selbständig, um ein richtiger „Davidien" zu werden. Er scheint sich den „Primitifs" oder „Barbus" angenähert zu haben. Für sein frühes Werk „Venus durch Diomed verwundet" wählt er ein Thema aus Homer, dem Lieblingsschriftsteller der „Primitifs". Lineare Abstraktion auf primitiver Grundlage, wie dies Flaxman erstrebte, das wollte er auch. Seine Frauen, *Franziska* oder *Angelika*, behalten mehr oder minder von diesem archaisierenden und zugleich sinnlich anmutigen Charakter. Raffael erhebt er zu seinem ausgesprochenen Ideal. Ingres war ein Klassizist mit verschobenem Ideal. Im Porträt leistete er Überragendes, dank seinem Gefühl für Abstraktion der Linie und seinem starken „klassischen" Gefühl. *Mme Rivière* ist ein Prachtstück Ingresscher Bildniskunst. Hinter aller äufserster Feinheit steht eine Sinnlichkeit, wie sie David niemals erreicht hat. Dasselbe gilt für die „Belle Zélie". In Italien geniefst er die Originale, die die Bewunderung seiner Jugend waren. Er hat die Kunst der grofsen Meister wie Muttermilch eingesogen, aber trotzdem zeigt doch ein jedes Werk von ihm seine persönliche Marke: „*J'y ai mis ma griffe*". Eine ungerechte Opposition setzte gegen ihn ein. In Rom lebte er „*seul, fier et triste*" wie Théophile Gautier sagt. Nach 14 Jahren kehrt er nach Frankreich zurück. Die „Baigneuse", die „Grande Odalisque" zeigen ihn uns auf dem Gipfel seiner Porträtkunst. Papst des klassischen Raffaelismus, hegte er einen engherzigen und eigensinnigen Hafs gegen alle Andersdenkenden, gegen Rubens — Delacroix. Von den Idealen seiner Anfängerzeit, seiner Revolution gegen David will er nichts mehr wissen. „*O cela . . . c'est un péché de jeunesse*" sagte er, als man ihm die „Verwundete Venus" vor Augen hielt.

Obige Ausführungen, die Friedlaender entnommen sind, werden genügen, um zu zeigen, wie sicher und tiefsinnig die Kunstkenntnis des Verfassers ist, und wie er es versteht, sie uns in anschaulicher, schlichter Form beizubringen. Anatole France, der ebenfalls ein unbestrittener Kunstkenner war, macht in der *Vie en Fleur* eine Anspielung auf Ingres. Friedlaender würde sie ohne weiteres unterschreiben: „. . . *On ne peut pas dire*

que Ingres nous rendit le dessin des anciens. Il n'y tendit pas. Ses procédés sont de son temps, mais il y a dans les œuvres grecques un goût que l'on ne retrouve que chez lui . . . J'admirais Delacroix . . . Mais Ingres m'inspirait un sentiment plus fort: l'amour. Je comprenais ce dessin qui atteint la parfaite beauté en serrant de près la nature, j'aimais cette peinture la plus sensuelle et la plus voluptueuse de toutes avec une gravité magnifique . . ."

So klein das Buch erscheint, um so erfreulicher ist neben dem reichen Inhalt sein sorgfältig ausgewählter, lehrreicher Bildanhang.

Wenn wir etwas vermissen, so ist es: eine stärkere Betonung des Einflusses der Holländer und ein tieferes Eingehen auf die Landschaftsmalerei im allgemeinen und im besonderen auf Corot, doch ist anzunehmen, daſs der folgende Band diesen Zweig der französischen Malerei zusammenfassend nachholt, da ja bei den Klassizisten, wenigstens unter David, noch die Landschaftsmalerei neben der allegorischen Komposition und dem Porträt eine untergeordnete Rolle spielte.

Es ist zu wünschen, daſs dieser erste Band einen groſsen Leserkreis findet und jeder, dem diese kunsthistorische Betrachtung Friedlaenders mit seinen Ideen über den systematischen Zusammenhang und die Parallelität zwischen der Periode: David—Delacroix und der Entwicklung: Hochrenaissance—Hochbarock, Anregung und Freude bereitet hat, wird mit Vergnügen das Erscheinen des zweiten Bandes erwarten.

René Olivier.

II. Französisch.

Walther von Wartburg, Der Einfluſs der germanischen Sprache auf den französischen Wortschatz, im „Archiv für Kulturgeschichte" XX, 309—325.

Der Aufsatz Wartburgs ist nach seiner eigenen Angabe die unveränderte Wiedergabe seiner an der Universität Leipzig gehaltenen Antrittsvorlesung. Wartburg bespricht unter Ausscheidung der neueren engl. Lehnwörter, für die er auf das Buch von D. Behrens, Über engl. Sprachgut im Französ., verweist, die verschiedenen Schichten der germ. Lehnwörter des Französ., die altwestgerm., westgot., burgund., niederfränk., altnord., mittelengl., mittelniederländ., frühneuhochd. Wörter, unter diesen besonders die aus dem Elsässer und dem Schweizer Deutsch, endlich moderne Entlehnungen aus dem Deutschen auf den Gebieten der Mineralogie und des Bergbaus, aber auch der Philosophie, wobei er auch Übersetzungen deutscher Wörter ins Französische wie *surhomme* für Nietzsches *Übermensch* erwähnt. Für jede Schicht gibt er kurz die kulturhistorischen Verhältnisse an, die die Entlehnung bewirkten, und führt dann ein par Beispiele an. Einzelheiten werden natürlich nicht besprochen. Auf die Angabe wissenschaftlicher Literatur hat Wartburg verzichtet und eine Ausnahme von diesem Grundsatz nur zugunsten seines Lehrers J. Jud gemacht, dessen Aufsatz „Was verdankt der französ. Wortschatz den germ. Sprachen?" in „Wissen und Leben" 1908, er nennt, der aber nur die altwestgerm. und fränk. Lehnwörter behandelt.

Der Aufsatz Wartburgs ist eine inhaltlich richtige, dabei sehr übersichtliche, vortreffliche Skizze, die Studenten des Fachs, die sich über den Gegenstand informieren wollen, sehr nützlich ist. Dem ausgebildeten Fachmann bietet der Aufsatz nichts Neues. Nur wenige Bemerkungen fordern zum Widerspruch heraus.

S. 311 Mitte bezeichnet Wartburg lyones. *brogi* „nachdenken“ aus burgund. **brugdian* als „das einzige Verbum, welches auf dem Gebiet des abstrakten Denkens aus dem Altgerm. in die rom. Sprachen übergegangen ist“. Nun hat aber bei Wartburg selbst, FEW. 1, 560a unten, E. Kleinhans darauf hingewiesen, daſs „für lyones. *brogi* aus Texten des 16. und 17. Jahrhunderts eine ältere Bedeutung „(wachend) träumen, phantasieren“ zu erschlieſsen ist“, dies nach Puitspelu, und Wartburg hat Grenobles *brogié* „songer“, Viennes *brođie* „songer, méditer“ angeführt. Weiteres haben Kleinhans und Wartburg ihr burgund. *sik *brugdian* auf Grund des althochd. *brutten* „erschrecken“ bez. des mittelhochd. *sich brutten nâch* „verlangen nach“ angenommen; nach dem von Falk-Torp unter *bry* verzeichneten dialektischen norweg. *brygdast* „sich kümmern um, sich abmühen mit“ bedeutete **brugdjan* zunächst „jem. bekümmern, abmühen“ und *sik *brugdjan* „sich bekümmern (wegen einer Sache)“, darnach einerseits „erschrecken“, andererseits „verlangen (nach einer Sache)“. Aus der letzteren Bedeutung entstand offenbar die im alten Lyon, in Vienne und Grenoble bewahrte Bedeutung „träumen“ (über „sehnen“), daraus endlich die Bedeutung „réfléchir profondément, méditer“ der südostfranzös. Wörter. Ein Wort der Bedeutung „nach etwas verlangen, sich sehnen“ kann man nicht ein Verbum des abstrakten Denkens nennen, höchstens ein Verbum des Fühlens und Begehrens. *Sik *brugdjan* war aber nicht das einzige Verbum, das auf dem Gebiete des Fühlens und Begehrens aus dem Altgerm. in die rom. Sprachen übergegangen ist, hatte vielmehr an **hatjan hair*, das das gegenteilige Fühlen und Begehren bezeichnete, gute Gesellschaft.

Nach S. 312 Mitte wurde die Entscheidung zwischen dem Galloroman. und dem Niederfränk. zugunsten des Roman. „dadurch herbeigeführt, daſs der bildungsfähige und bildungswillige Germane in der Sphäre der höheren Kultur die Überlegenheit der Eingeborenen anerkannte, sich ihrer Führung überlieſs . . . Das Ansehen der lateinischen Kultur, vor allem der christlichen Kirche, war ein Hauptgrund, warum die lateinische Sprache sich durchsetzte“. Diese Darstellung der Gründe für den Sieg des Galloroman. über das Niederfränk. in Nordgallien scheint mir allzu idealistisch zu sein. Die salischen Niederfranken, die Nordgallien eroberten und besetzten, waren neben den Chamavern, Marsaken, Kannenefaten, Falkowarjern, Chattuwarjern eine Unterabteilung der Niederfranken, diese neben den Batavern, Sugambrern, Ubiern, Mattiaken, Ripuariern, Moselfranken, Chatten, Rhein- und Ostfranken ein Teil des fränkischen Stammes (s. Bremer, Pauls Grundriſs III², VIIIf.), der selbst ein Teil des deutschen Volkes war. Darnach können die salischen Franken, die Nordgallien besetzten, nicht sehr zahlreich gewesen sein. Sie waren gewiſs viel weniger zahlreich als die einheimischen Bewohner des von den Franken besetzten Landes. Ihren Sieg verdankten die salischen Franken nicht der Überzahl, sondern

ihrer unverbrauchten Stoſskraft, der schon zur Zeit Cäsars in Erscheinung getretenen militärischen Untüchtigkeit der Gallier und der Herabgekommenheit und Zersetzung des römischen Heeres, das zudem nicht allen gleichzeitigen Angriffen an den verschiedenen Grenzen des ungeheueren Reichs standhalten konnte. Die zahlenmäſsige Überlegenheit der Galloromanen über die nur eine dünne Herrenschicht bildenden Niederfranken war nach meiner Überzeugung der Hauptgrund der Verdrängung des Niederfränk. in Nordfrankreich durch das Galloromanische. Wegen der Überzahl der es Sprechenden verdrängte ja auch das Roman. Spaniens und Italiens das Westgot. und das Langobard. Das Ansehen der Kirche, die sich des Lateins bediente, mag mitgewirkt haben. Das Schicksal des Griech. in Unteritalien, des Etrusk. in Latium, des Arab. in Spanien zeigt, daſs höhere Kultur noch nicht der Sprache ihrer Träger den Sieg über die Sprache der Eingeborenen zu sichern vermag.

S. 312 unten wird als Beispiel eines militärischen Lehnwortes des Galloroman. aus dem Fränk. kurzweg frz. *fanion* aus *fano* angegeben. Dies ist ungenau, da *fanion* erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bezeugt und erst für das viel ältere, tatsächlich von *fano* stammende *fanon* eingetreten ist, das früher das Kriegsfähnlein bezeichnete.

S. 314 Mitte sagt Wartburg von den altnord. Lehnwörtern der maritimen Terminologie: die Schriftsprache übernahm später diese Ausdrücke unbesehen, da Paris als Binnenstadt sich hier einmal seinem natürlichen Hafen Le Havre fügen muſste. Da der Bau von Le Havre, Hafen und Stadt, erst 1517 von Franz I. begonnen, dann von Heinrich II. und Ludwig XIII. fortgesetzt wurde, manche maritime Wörter altnord.-normann. Herkunft aber schon früher in Texten des Binnenlandes erscheinen, hat sie Paris wohl nicht von Le Havre, sondern von dem viel älteren und näheren, Seeschiffen zugänglichen Rouen übernommen.

S. 317 Mitte wird *houblon* „Hopfen" als „eine Ableitung von niederländ. *hop*" bezeichnet und damit die alte Herleitung von Diez, 616 unten wiederholt, die allerdings auch Meyer-Lübke noch in der 3. Auflage seines REW. 4175 vorträgt. In Wahrheit ist *houblon* eine Umgestaltung des in hebräisch.-französ. Glossaren erscheinenden altfranzös. *homlon* aus *humolone* des Polyptychon Irminonis nach dem von lat. *lupus* „Hopfen" abgeleiteten mittellat. *lupulus*, das it. *lúppulo* ergab; s. Gamillscheg, EWFS.

Josef Brüch.

W. Gottschalk, Die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache. Ein Beitrag zur französischen Stilistik, Kultur- und Wesenskunde. Heidelberg: Carl Winter, 1930. 2 Bände, 548 S. (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher, herausgegeben von Wilhelm Meyer-Lübke, IV. Reihe: Kulturgeschichte).

Der Name Gottschalk auf dem Titelblatt genügt, um uns von vornherein zu überzeugen, daſs wir vor gründlicher, lichtverbreitender, auf eigener Forschung begründeter Arbeit stehen. An der Lektüre der zwei Bände findet der Leser groſses Wohlgefallen, denn in den Sprichwörtern schlägt das Herz einer Sprache am deutlichsten. Wie könnte man noch diese Bücher

nennen? Sie sind *Le Jardin . . . Le Musée . . . La Galerie des Proverbes* und auch ein *Dictionnaire Français-Allemand de la Langue Proverbiale*, denn eine oder mehrere deutsche Entsprechungen begleiten die französischen Redensarten. Behaupten kann man wirklich, zumal wir hiermit im Reiche der Sprichwörter leben, daſs Gottschalk *sait les longues et les brèves de la touchante langue proverbiale*. Vor der Fülle des Stoffes fühlt sich die Kritik entwaffnet, denn . . . *la critique est aisée, et l'art est difficile.*

Aufgabe des Verfassers war es, „insbesondere dem Witz der Franzosen und ihren volkstümlichen Beobachtungen nachzuspüren" und es ist ihm gelungen. Nicht die Eintönigkeit einer Liste finden wir, sondern abwechslungsreiche Kommentare und Verweise auf die benutzte reiche Literatur, die sich von Villon bis zur Gegenwart erstreckt. Auf diese Weise wird uns wirklich ein Beitrag zur Kulturgeschichte und Stilistik geboten. Nach beendeter Lektüre fühlen wir in uns die Erkenntnis bestätigt, daſs die sprichwörtlichen Redensarten wirklich die Zusammenfassung der französischen Gedanken, sogar der französischen Weisheit durch die Jahrhunderte hindurch darstellen und die Worte Francis Chevassus kommen uns ins Gedächtnis: *J'aime les proverbes, c'est de la sagesse plébiscitée: derrière une maxime, on aperçoit des milliers et des milliers d'auteurs.*

Ein zweisprachliches Nachschlageregister schlieſst den 2. Band, so daſs wir leicht die gesuchte Stelle finden. Die angeführten Redensarten sind nach Herkunft geordnet und in 27 Kapitel eingeteilt: *Die Natur — Der Mensch und sein Körper — Die Nahrung des Menschen — Die Kleidung des Menschen — Die Wohnung des Menschen — Hausgeräte und Einrichtungsgegenstände — Die bürgerlichen Berufe — Jagd — Tanz und Spiel — Sport usw . . .*

Es folgen einige Bemerkungen und Redensarten, die beim Verfasser vermiſst wurden. Letztere sind ohne Erklärung eingefügt:

1 *Si le ciel tombait, il y aurait bien des alouettes* (*de*) *prises.* Zur Fuſsnote: Nicht nur im Lateinischen und Englischen haben wir Äquivalente, sondern auch in den übrigen romanischen Sprachen: *Se il cielo si rovinasse, si piglierebbero molti uccelli* und *Si el cielo cayese, han de quebrarse las ollas.*

3—6 *Ne point aller chercher ce qu'on fait dans la lune* (veraltet. Haushalt geht für eine Frau vor dem Studium der Astronomie. Molière in den *Femmes Savantes*).
La lune est la lanterne des voleurs . . . The moon is a lantern for robbers . . . La Luna fa lume ai ladri . . . La luna es la lampara de los ladrones.

An das gegen 1911 viel gesungene und jetzt noch bekannte Lied wird erinnert:

C'est la valse brune,
Des chevaliers de la lune . . .

Die Ritter des Mondes sind die Freier, die sich mit der Geliebten nachts herumtreiben.

Im Westen (Brest) bezeichnet *L'armée de la lune* die Hafenlastträger, weil sie nachts umhergehen, in der Hoffnung einen Diebstahl verüben zu können.

7—8 *Il a du vent dans les voiles* . . . er ist betrunken, er schwankt wie ein Schiff.
Être au vent de sa bouée . . . In günstiger Lage sein;
Être sous le vent de sa bouée . . . In ungünstiger Lage sein;
Figure vent debout . . . unglücklich sein.

11 *Mais où sont les neiges d'antan?* Neiges d'antan wird mit *vorjährigem Schnee* übersetzt. Ob die Übersetzung richtig ist? Es könnte doch in der berühmten Ballade Villons heifsen: *der damalige Schnee*. Die angegebene Deutung könnte irreführen. Die heutige Bedeutung von *antan* ist *damalig* und das hätte hier betont werden können.

13 *Il pleut* (ich will nicht, nein). Daraus ist nicht einwandfrei ersichtlich, dafs wir es mit einer Art Interjektion zu tun haben, etwa: *Ruhe! Achtung! Hört!* Dem *écoute s'il pleut* gibt Timmermans (Dictionnaire étymologique de mille et une . . . expressions, Paris, Fischbacher, o. D.) dieselbe Bedeutung.

C'est un écoute s'il pleut . . . heifst auch: *chose douteuse sur laquelle on ne peut compter* (Grand Larousse und Archiv 1929 S. 106). Auch auf Personen bezogen: *he is a man who cannot be relied upon* (Payen-Payne, French Idioms and Proverbs, Oxford 1924, S. 121).

14 *tomber dans l'eau* . . . auch: nicht gelingen, scheitern.

18—19 *nous marchons* (*dansons*) *sur des volcans*. Da das Buch im Vorwort dem Witz der Franzosen Rechnung tragen will, wäre vielleicht auch neben Robespierre und Napoleon das spafsige Wort Prudhommes erwähnungswert: *Le char de l'État navigue sur un volcan*. Prudhommes Einfall ist vielleicht nicht so sinnlos, wie man zu glauben neigt. Auch der Deutsche (S. Lefsmann, *Der deutsche Volksmund im Lichte der Sage* S. 244) spricht gern von einem Wagen des Staates und damit wird ein Schiff gemeint, ein Reichsschiff wie in Uhlands tiefsinnigem Gedichte „König Karls Meerfahrt", das aber auch über Land fährt.

19 *monter à l'arbre* . . . einfältig auf etwas warten.

22 *faire sa poire* . . . sich hochmütig zeigen.
quelle poire! . . . so ein Dummkopf!

22—23 *C'est un roseau pensant* . . . er ist nur ein Mensch, und trotzdem hat er etwas weg (Erinnerung an Pascal).

23 Willkommen wäre hier die Wiederbelebung der alten Redensart „*Sous la rose*". Näheres Corday, *Dernières pages inédites d'Anatole France*, Paris, Calmann-Lévy, 1925, S. 1ff.

41 *Plus le singe monte, mieux on voit son derrière* . . . Je mehr ein Mensch zu Ehren kommt, desto mehr kommen seine schlechten Eigenschaften zum Vorschein.

Le grand singe: das Staatsoberhaupt.
Le singe à rabat: der Pfarrer.
faire le singe . . . wartend auf und ab gehen (vgl. *croquer le marmot*).
manger du singe . . . Büchsenfleisch essen (Dictionnaire Hector France 1898).

42 Zur Fuſsnote. Zèbre hat auch die Bedeutung von Pferd. Kein Kriegsausdruck, da bereits 1888 durch Merlin, *Langue verte du Troupier*, belegt.

Le zèbre ist auch derjenige, über welchen eine vornehme Dame stets verfügt zur Erledigung ihrer Aufträge, so: *c'est le zèbre de la duchesse* bei Daudets *Immortel* S. 74 und 172. Endlich (allerdings selten): *avoir mangé du zèbre*, Pferdefleisch, also etwas Schlechtes gegessen haben und von da aus: aus dem Munde übel riechen.

52 Zur Fuſsnote 49. Es ist lebhaft zu bedauern, daſs bei solchen Hinweisen die Seitenzahl nicht angeführt wird.

56 *Le Pont aux ânes* auch auf die Geometrie übertragen: *le carré de l'hypothénuse* (Hypothenusenquadrat), so in der Vie en Fleur (Calmann-Lévy, 1926, S. 146): . . . *et un apprenti géomètre qui n'eût point passé sans aide le Pont aux Anes.*

59 Anläſslich *c'est l'âne du moùlin*, auch: *c'est un souffre-douleur*, so Renan, *Feuilles Détachées*, Calmann-Lévy, 1924, S. 44: . . . *devoir tout à son souffre-douleur d'autrefois lui paraissait pire que la faim.*

60—61 *Dieu donne le boeuf et non pas la corne* . . . Wir dürfen uns nicht ganz und gar auf Gott verlassen, wir müssen uns auch selbst helfen.

62 Zu *S'il ne tient qu'à jurer, la vache est à nous.* Nicht nur der Franzose, sondern alle Völker haben von jeher ein beschränktes Vertrauen zu dem Eide gehabt. So: *Wenn Hunde hinken, Weiber weinen, Krämer schwören, so soll sich niemand daran kehren*, weiter: *Volpe che dorme, ebreo che zura, dona che pianze*: *Malizia soprafina cole franze* . . . (Fuchs, der schläft, Jude, der schwört und Frau, die weint, allerfeinste Betrügerei mit Franzen) usw. . . .

62 Zu *Manger de la vache enragée* scheint die angegebene Erklärung wenig glaubwürdig. Arme Leute, die eine krank gewesene Kuh ausgraben, um deren Fleisch zu verzehren! Ob der Widerwille dann nicht den Appetit besiegt? Wäre es nicht natürlicher, in *enragée* ein Adjektiv zu erblicken, das vorwiegend pejorativer Natur ist wie . . . *mauvaise, sale* usw.? *De la vache* bedeutete schon früh: Fleisch schlechter Qualität. Schon in der *Satyre Ménippée* lesen wir (Ausgabe Parmentier, S. 128): . . . *où sont nos festins, et nos tables friandes? nous voilà réduits au laict et au fromage blanc comme les Souysses; nos banquets sont d'un morceau de vache pour tout metz* . . .

64 *Le veau d'or est toujours debout* . . . Die Reichtümer bleiben in Ehren, das Geld verliert nicht seine Rechte. *Plier les genoux*

devant le veau d'or . . . sich kriechend vor einem Reichen benehmen.

71—72 Zur Fuſsnote: Unterschied zwischen . . . *de chien* und *un chien de* . . . wird nicht gemacht, also in gleicher Bedeutung, z. B. *un temps de chien* und *un chien de temps*. Gefährliche und versagende Deduktion wäre *un chien d'Anglais* = **un Anglais de chien!*

73 Zu *être reçu comme un chien dans un jeu de quilles* vergleiche man die wallonische buchstäbliche entsprechende Redensart *esse riçu com on chin d'vin on jeu d'beies* und die amüsanten Varianten: *esse riçu com li fi dèl bèguenne* . . . empfangen werden wie der Sohn der Nonne und *esse riçu com on lav'min à l'ewe freude* . . . empfangen werden wie ein Einlauf mit kaltem Wasser.

78 *A bas les pattes* . . . Hände weg!
retomber sur ses pattes . . . auch: sich nicht abgewöhnen können, auf seine alten Gewohnheiten zurückkommen.

83 *se rincer le bec* . . . trinken.
rincer le bec à quelqu'un . . . ihm Getränke bezahlen.

87 *chouette* . . . (schön) erinnert an *batte, bath, rupin, chic, truc,* die natürlich nichts mit dem Vogel zu tun haben.

90—91 *faute de grives on mange des merles* . . . in der Not friſst der Teufel Fliegen.

92 *bayer aux corneilles* aber auch mit dem fehlerhaften homonymischen *bailler* (gähnen) *aux corneilles*.

94 *croquer la pie* ist vor allen Dingen *viel trinken*. Das ist denjenigen Wein trinken — um mit Victor Hugo zu sprechen — *d'où sortent les chansons* (S. auch Sainéan, La Langue de Rabelais II, 255 und 537).

95 *étouffer le perroquet* auch: *étrangler le perroquet*. Man vergleiche dieselben Verben in:
étrangler une fille . . . eine Flasche Weiſswein trinken; *étrangler une fillette* . . . eine halbe Flasche Weiſswein trinken . . . *étouffer une négresse* . . . eine Flasche Rotwein trinken.

102 *vivre comme un coq en pâte* . . . Die angegebene Erklärung scheint vorzüglich. Erinnert wird an die berühmten *Poulets de Bruxelles*, die sozusagen in der *pâte* leben, wie sie zwecks Mästung Brotteig hineingestopft bekommen.

106 *faire des contes de ma mère l'oie* . . . Unvernünftiges reden. *Une petite oie blanche* . . . ein unschuldiger Backfisch.

108 *un pet de cane* . . . ein Nichts. So: *il se fâche pour un pet de cane* . . . ohne Grund ärgert er sich.

112 *crapaud*: Kind. Wallonisch: *une crapaude*: ein Mädchen.

113 *Petit poisson deviendra grand pourvu que Dieu lui prête vie* . . . aus der bekannten Fabel.

122 *envoyer des coups de pied aux mouches*, auch: beim Tanzen die Füſse zu hoch heben.

une mouche à miel . . . ein Kandidat der Ecole centrale . . . *tuer les mouches* . . . schlecht aus dem Munde riechen . . . *les mouches, les mouchards* . . . die Polizei . . . *grimoire mouche* . . . das Strafgesetzbuch.

126—127 *une coquille*: ein Druckfehler; *une coquille de noix*: ein kleines Boot.

127 Bei der Spinne fehlt der bekannte Vers:

Araignée le matin
Grand chagrin;
Araignée à midi
C'est souci;
Araignée le soir
C'est espoir.

Nyrop (Das Leben der Wörter, S. 197) gibt dieselben Verse mit einigen Varianten.

131 *avoir du sang de crapaud dans les veines* (in Lüttich, Paris und Toulouse gehört) . . . mutlos sein, energielos sein.

134 Zur Fuſsnote 6: *c'est un cerveau brûlé* . . . ein überspannter Kopf . . . aber: *brûler la cervelle à quelqu'un* . . . ihn mit einer Schuſswaffe töten.

Tête . . ., z. B. *du patron* = man stelle sich das Erstaunen, das Entsetzen des Inhabers vor! (Was wir *tableau!* nennen).

sa tête ne me revient pas . . . er gefällt mir nicht.

139—141 *à l'oeil* . . . kostenlos, gratis; *se fourrer le doigt dans l'oeil* = hereinfallen; *taper dans l'oeil* = gefallen; *taper de l'oeil* = schlafen; *avoir l'oeil américain* = klug sein; *tourner de l'oeil* = sterben; *fermer les yeux à qqun*: seinem Tode beiwohnen.

147 *la langue m'a fourché* = ich habe mich versprochen.

152 *avoir les pieds dans le dos*: von der Polizei verfolgt sein.

162 Neben *se donner, se tenir par la main*: *marcher la main dans la main*; *être en main* . . . (von einer Zeitung: gelesen werden) . . . *les mains courantes* = die Füſse; *une belle main* = eine schöne Handschrift; *en un tour de main* = in wenig Zeit, im Nu. Die Puristen verlangen hier ein *en un tournemain*, so u. a. Joran, *Péril de la Syntaxe*, Paris, Savaète, o. D. Nr. 283.

167 Neben: *engueuler comme un pied* auch: *engueuler comme du poisson pourri*, was unter *poisson* nicht zu finden ist.

173 Neben *il est cuit*, auch *il est rôti* und *il est refait* = er ist hereingefallen; *avoir une cuite*: betrunken sein.

Der Länge wegen wird auf eine weitere ausführliche Analyse des gebotenen Materials verzichtet. Übrigens tun diese Bemerkungen dem Werte des Werkes keineswegs Abbruch. Nun nur noch einige kurze Beobachtungen:

218 Zu *croquer le marmot* (Fuſsnote 2), wird uns die Definition von *marmot* gegeben: *ehemaliger Türklopfer mit kleiner verzerrter Figur.* Solche Bedeutung wäre sehr zu begrüſsen. Die dunkle Redensart fände hierdurch ihre Erklärung. Daſs die Türklopfer mit

kleinen Figuren verziert waren, daſs diese Figuren *marmots*, *marmousets* hieſsen, steht fest. Aber wo ist der Nachweis, daſs *marmot* den ganzen Türklopfer bezeichnet? Kein Wörterbuch der heutigen noch der damaligen Sprache gibt obige Bedeutung. Sogar Viollet-le-Duc, *Dictionnaire raisonné de l'architecture française du XIe au XVIe siècle*, Paris 1875, ist stumm darüber.

243 *Le journalisme mène à tout* . . . sehr verbreitete Redeweise. Maurice Prax vom *Petit Parisien* fügte eines Abends witzig hinzu: *à condition d'en sortir*.

284 Zu *chasser de race*: *bon chien chasse de race*. Auch: *mauvais chien gâche de race*, so bei Estaunié, *La Vie Secrète*, Paris, Perrin & Cie. S. 359.

336 Zur Fuſsnote *voir tout en rose* oder zu *rose* (23—24): *Il n'est point de rose qui ne devienne gratte-cul*: Alles wird mit der Zeit häſslich, jede Schönheit verblüht. S. Le Roux und z. B. *Puits de Sainte-Claire*, Calmann-Lévy, S. 40.

364 *Les saints tristes sont de tristes saints* . . . Die Frömmigkeit darf die Fröhlichkeit nicht ausschlieſsen.

338 *Avoir son violon d'Ingres*. Erklärung des *Petit Journal* vom 19. 11. 26: *Quand on dit d'une personne qu'elle a son violon d'Ingres, cela signifie qu'en dehors de sa profession, cette personne exerce, pour le plaisir, un art ou un métier dont elle se glorifie volontiers* (s. auch Kap. XVI von *La Vie en Fleur*).

450ff. Bei den literarischen Reminiszenzen werden solche Redensarten, die die moderne Literatur wieder zu beleben versuchte, nicht erwähnt. Hierher gehören z. B. *Il est comme la mule du Pape qui garde sept ans son coup de pied* (Daudet, *Lettres de mon Moulin, La Mule du Pape*). . . . *Coeur pensif ne sait où il va* . . . oder *Le Démon de Midi* . . . (Bourget) . . . oder „*Sous la Rose*" (s. oben, Bemerkung zu S. 23). In *l'Ensorcelée* bringt Barbey d'Aurevilly ein typisches Wort aus seiner Normandie: *un homme n'est pas laid tant qu'il ne fait pas peur à son cheval*. Der Verfasser hat mit Recht derartige Redensarten ausgeschaltet. Niemals wird die künstliche Wiederbelebung durch die Literatur die Macht in sich haben, verschwundene Redensarten zu einem dauernden Neuleben zu wecken. Ein Ausspruch allerdings hätte Aufnahme verdient, denn er wird leben. Gemeint ist das hübsche, glückliche Wort, dessen Schöpferin Lucie Delarue-Mardrus ist: *Ah! je ne guérirai jamais de mon pays!* . . . oder: *Et qui donc a jamais guéri de son enfance?*

Zum Schlusse möchte ich nochmals betonen, daſs Gottschalks *Sprichwörtliche Redensarten* vorzügliche Bücher sind. *Après eux il faudra tirer l'échelle*. Der Autor kennt alles *depuis le cèdre jusqu'à l'hysope*. Diese zwei Bände gehören auf den Arbeitstisch eines jeden Lernenden und Lehrenden. Ihre 548 Seiten spiegeln uns die Weisheit, aber auch die Einfältigkeit, die gute Laune, aber auch den tiefen Ernst, die bittere Erfahrung

wider, die frühere Generationen an dem Leben gefunden haben. Uns Lehrern des Französischen bieten sie noch eine andere Wohltat: sie tragen dazu bei, in uns die Liebe zur Sprache, die Freude am Bilde zu kräftigen und nicht zuletzt rufen sie in uns die Liebe wach, die uns am meisten nottut: die Liebe zum Beruf.

Sprichwörter kommen mir vor wie die Augen der Sprache, weil wir durch sie in der Seele der Sprache zu lesen vermögen. Durch Jahrhunderte hindurch sprechen sie zu uns, eine Auslese der schönsten Gottesworte, denn

The people's voice the voice of God we call;
And what are proverbs but the people's voice?

RENÉ OLIVIER.

Thomas Walton, Le Doctrinal du temps présent de Pierre Michault (1466). Paris E. Droz 1931; C + 222 S.

Walton vermehrt, indem er eine Ausgabe von Michaults Doctrinal veranstaltet, unsere Kenntnis der Literatur des 15. Jahrhunderts in schätzenswerter Weise. Die Kritik des Hg. an den acht überlieferten Hss. ergibt eine Vorzugsstellung der Hs. B (Brüssel), die vielleicht als eine Reinschrift für den Verfasser gelten darf, wofür auch die wahrscheinlich authentische Unterschrift Michaults am Ende (reproduziert S. LXXXV) sprechen könnte. Von einer der Hss., Ch (Chantilly), von der W. erst verspätet erfahren hat, sind die Lesarten nicht angegeben, dagegen ist sie in der kurzen Beschreibung der Hss. und in dem S. XCIX gegebenen Hss.-Stammbaum noch berücksichtigt.

Indem W. vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart die Angaben verfolgt, die die Philologen über den Doctrinal und seinen Verfasser gemacht haben, entwickelt er, im Anschluſs besonders an moderne Forschung, aber weitgehend auch im Widerspruch gegen deren Irrtümer, die Tatsachen, die heute als erwiesen gelten dürfen: „a) Pierre Michault n'a rien à faire avec Michault Taillevent. b) Il est sûrement l'auteur de la Danse aux Aveugles, de la complainte (En ung pays loingtainnement distant) sur la mort d'Isabelle de Bourbon, du Doctrinal du Temps Présent et du Procès d'Honneur Fémenin. c) Il n'est pas l'auteur du Pas de la Mort ni de la complainte: Mauldicte Mort. Ces poèmes sont d'Amé de Montgesoie. d) Nous doutons que Pierre Michault soit l'auteur du Purgatoire d'Amours."

Für die Werke Michaults — auſser für den Procès d'Honneur Féminin — ist die Datierung verhältnismäſsig leicht; der Doctrinal ist durch die letzten vier Verse, die ihm angehängt sind, in verschrobener Form, aber sicher auf 1466 festgelegt. Im Abschnitt „L'auteur" spricht Walton hiervon wie von den wenigen Nachrichten, die über Michault vorhanden sind. Willkommen sind die Ausführungen der Abschnitte III, IV, V, VI, in denen der Doctrinal neben ähnliche Literaturwerke des 13.—16. Jahrhunderts gerückt wird. Doctrinale, Doctrinal ist als Titel für Lehrgedichte beliebt, er kommt auch sonst für moralisierende, allegorisierende Grammatiken, wie deren Michaults Doctrinal eine ist, vor. Die allegorische Seite des Doctrinal du temps présent, seine Stellung im Gefolge des Rosen-

romans (auf die H. Chamard, Les origines de la poésie franç. de la Renaissance 1920, S. 135f. eingeht) wird nicht näher besprochen. Doch erleichtert eine knappe Übersicht über die grammatischen Tatsachen (Deklination, Artikel, Präterita, Supina, defektive Verben usw.) und deren gewaltsam moralische Ausdeutung (S. XXXIV bis XXXV) das Verständnis von Michaults merkwürdigem Werk.

Die gegen das Hofleben gerichtete Literatur, die vom frühesten Humanismus bis ins 16. Jahrhundert reicht, wird im Abschnitt IV in den Hauptzügen vorgeführt. (Weder hier noch an irgendeiner anderen Stelle des Buches wird an Huizingasche Gedanken aus dem „Herbst des Mittelalters" angeknüpft.) Trotz der vielfältigen Gestalt, die Michaults Doctrinal bietet, möchte W. in ihm mehr ein Lehrbuch für den Höfling als für die Fürsten oder für die Frauen sehen. Durch eine Herausarbeitung der Vorgänge am Hofe Philipps des Guten in den Jahren vor Entstehung des Doctrinals sucht Walton die richtige Beurteilung zu ermöglichen: das Buch scheint inspiriert „d'une ironie piquante contre les ennemis de l'héritier de Bourgogne. Pour les lecteurs contemporains, le Doctrinal a dû être un vrai régal de satire servi ‚à la sauce morale' qu'ils adoraient." Abschnitt VI handelt vom Doctrinal und von der Literatur über die Fürstenpflichten. Kleinere Abschnitte über Michault und die antifeministische Literatur, über Michault als Schriftsteller und über die strophischen Formen des Doctrinal folgen. Ein zehnter Abschnitt bringt die Beschreibung der Hss., ein elfter die Aufzählung der schon vorhandenen Ausgaben.

Die Veröffentlichung besitzt ein großes wissenschaftliches Interesse, wenn auch Walton den Wert des Doctrinal gegenüber anderen Kritikern gelegentlich reichlich hoch anschlagen möchte. Ein Glossar bringt die wichtigste Ausbeute an seltenen Wörtern. Eine Eigennamenliste bildet den Schluß. Die Kommentierung der Ausgabe geht — methodisch und auf Grund großer Belesenheit — auf die Schwierigkeiten des Textes knapp, aber ausreichend ein. Zu III, 92f. würde man (anläßlich atour, sainture, robe) einen Hinweis auf den Miroir des Dames, hg. v. A. Piaget 1908, oder den Triomphe des dames Oliviers de la Marche, hg. v. Frau Kalbfleisch-Benas 1901, erwarten. — Für die Zusammenhänge des spanischen Schrifttums im 15. Jahrhundert mit der französischen Literatur (s. Volkst. u. Kultur der Romanen III, 1930, S. 129ff.) wären einige der in der „Introduction" behandelten Punkte noch auswertbar.

WERNER MULERTT.

III. Spanisch.

Handbuch der Spanienkunde. Mit Beiträgen von O. Feßler, A. Hämel, E. Lerch, H. Lützeler, A. Mager, W. Panzer, Fr. W. v. Rauchhaupt, G. Richert, A. Rohlfing, O. Ursprung, G. Wacker. Frankfurt a. M.: Moritz Diesterweg 1932. 36 Abb., XVI, 425 S. 8° (= Handbücher der Auslandskunde, hrsg. v. P. Hartig und W. Schellberg, Bd. 5).

Mit der Herausgabe eines Handbuches der spanischen Auslandskunde haben sich Herausgeber und Verlag ein entschiedenes Verdienst erworben

und das von den Herausgebern im Vorwort aufgestellte Ziel, ein „Erfassen und Verstehen der grofsen Kulturvölker der Menschheit in der Eigenart und Mannigfaltigkeit ihres Daseins und Werdens“ können wir nur voll anerkennen. Es ergibt sich hieraus aber die Frage, ob dieses Ziel in bezug auf Spanien in dem vorliegenden Werke auch tatsächlich erreicht worden ist. Zu unserem Bedauern können wir diese Frage leider nicht bejahen. Auf Grund des einleitenden geographischen Beitrags von W. Panzer, der uns durch die verschiedenartigen Teile Spaniens führt und die Eigenart der einzelnen grofsen Landschaften Spaniens vom erdkundlichen Standpunkt aus lebendig werden läfst, hatten wir erwartet, dafs auch die übrigen Beiträge dieser Vielgestaltigkeit und Differenzierung bewufst Rechnung tragen würden. Wir werden aber enttäuscht und müssen feststellen, dafs der „Mannigfaltigkeit“, die im Vorwort zum Programmpunkt erhoben worden ist, nicht die gebührende Beachtung zuteil geworden ist. So vermissen wir denn jeglichen Hinweis auf die Eigenart der baskischen Kultur im Nordosten Spaniens, auf die immerhin nicht ganz unbedeutende moderne galizische Literatur (die mittelalterliche Dichtung Galiciens wird S. 214 gestreift), insbesondere aber eine gerechte Würdigung der Entwicklung und der heutigen Bedeutung der Kultur der katalanischen Gebiete Spaniens. Während nämlich die Abschnitte über Staat und Gesellschaft, Wirtschaft, Recht, Musik und über das heutige Spanien die katalanischen Gebiete berücksichtigen, vernachlässigt der Abschnitt über die Kunst die Eigenart des Kunstschaffens Kataloniens und Valencias in Mittelalter und Neuzeit und Abschnitte über die katalanische Sprache, über die mittelalterliche Literatur in katalanischer Sprache, die sich würdevoll neben die in kastilischer Sprache abgefafste reiht, über die sich reich entfaltende katalanische Literatur des XIX. und XX. Jahrhunderts fehlen ganz. Gerade dem Aufzeigen der Mannigfaltigkeit der kulturellen Entwicklung und Differenzierung innerhalb des grofsen Spanien hätte aber eine Darstellung der spanischen Volkskunde dienen können, sowohl der geistigen wie der materiellen Volkskunde, die in dem Bande überhaupt keinen Platz gefunden hat, abgesehen von Ursprungs-Ausführungen über das Volkslied und die Volkstänze. Dieser Mangel ist um so mehr zu bedauern, als gerade in Spanien (und Portugal) die durch die Volkskunde erfafsbaren Äufserungen menschlichen Geistes viel lebendiger erhalten sind und in weit höherem Mafse mit dem Gesamtleben verflochten sind, als dies in den übrigen Ländern der europäischen Romania der Fall ist. Gerade auch von Deutschland aus ist eine tatkräftige Erforschung der spanischen Volkskunde in die Wege geleitet worden, so dafs es wohl an einem Bearbeiter dieses Teilgebietes innerhalb des Handbuches nicht gemangelt haben dürfte.

Dafs elf Verfasser an dem Handbuch mitgewirkt haben, liegt in der Verschiedenheit und Verzweigtheit der einzelnen Materien begründet. Es wäre nur zu fragen, ob sich nicht trotzdem gewisse Widersprüche hätten vermeiden lassen. Man mufs es doch mindestens als störend empfinden, wenn man S. 16 liest, die Maurenherrschaft habe das Volk zu keinem Mischvolk gemacht, und dann S. 74 hört, dafs „im Süden trotz der religiösen Gegensätze in der niederen Bevölkerung eine Vermischung der beiden

Rassen (d. h. Mauren und Romanen) stattgefunden" habe. S. 362 erfahren wir, daſs bei Unamuno „die Denkinhalte nicht spanisch, sondern international modern" sind und „seine Seele . . . nicht die Spaniens" ist, S. 387 wird er als „Führer der spanisch-nationalen Richtung" gekennzeichnet. Vgl. auch die Widersprüche in den Angaben über die Herkunft der Basken S. 27 und S. 148.

Die Reihe der einzelnen Beiträge eröffnet (wie bereits angedeutet) W. Panzer, „Spanien, das Land und die geographischen Grundlagen seiner Kultur" (S. 1—26). Aus den Bodenverhältnissen und den klimatischen Bedingtheiten heraus entwickelt Verf. geschickt die wirtschaftlichen und kulturellen Möglichkeiten der einzelnen Regionen Spaniens. Bei der Veränderung der natürlich gewachsenen Pflanzenwelt durch den Menschen (S. 10) wäre wohl noch daran zu denken, daſs im XVI. Jahrhundert zahlreicher Waldbestand abgeholzt wurde, ohne daſs für eine entsprechende Aufforstung Sorge getragen worden wäre. S. 11: Die spanischen Bewässerungsanlagen sind zu einem groſsen Teil bereits von den Römern angelegt worden und wurden dann von den Mauren verbessert. S. 15: Die Iberer können nicht als bodenständiges Volk angesehen werden. Nach den grundlegenden Forschungen Bosch-Gimperas sind die Iberer aus Afrika eingewandert. Auch in der älteren Steinzeit war Spanien bereits als Brücke zwischen Europa und Afrika wichtig, die ehemalige Bevölkerung des Südens und Ostens der Halbinsel stammte offenbar aus Afrika, da Zusammenhänge mit der Capsienkultur offen zutage liegen. Neben den Germanen dürften die ebenfalls aus Frankreich nach Hispanien einwandernden Kelten genannt werden. S. 16: Die Z. 3 erwähnte Schlacht fand nicht bei Jerez, sondern bei der Laguna de la Janda statt. — Der Ruf zum Antreiben der Esel und Maultiere, span. *arre*, kat. *arri*, *arre*, port. *arre* (schon bei Gil Vicente, *Farça dos Almocreves* belegt) entspricht dem *arra*, *arri*, das man in Marokko hört. Der Ausdruck ist bis in das französische Baskenland gedrungen, wo man (Soule) *árrę árrę*, *àrręsá* oder *àrręldáę* zum Antreiben der pflügenden Rinder aus der Ruhe verwendet. — Statt von einem Einschlag arabischen Blutes spricht man besser von einem Einschlag maurischen Blutes; die Mauren waren eben keine Araber, sondern Berber mit einer kleinen arabisch-syrischen Oberschicht. Die S. 19 erwähnten Pyrenäenquerbahnen sind 1928 (Pau — Jaca) bzw. 1929 (Toulouse — Barcelona) bereits in Betrieb genommen worden.

G. Wacker stellt die Entwicklung von „Staat und Gesellschaft in Spanien" dar (S. 27—72), wobei die älteren Epochen eine knappe, gedrängte Darstellung erfahren haben, während die Zeit von 1808 bis zur Gegenwart ausführlicher behandelt wird, unter besonderer Hervorhebung der politischen und sozialen Strömungen der letzten 60 Jahre. S. 27: Daſs die Ligurer aus Afrika eingewandert sind, läſst sich nicht nachweisen. Die Basken sind Nachkommen der in der jüngeren Steinzeit im westlichen Pyrenäengebiet feststellbaren pyrenäischen Rasse. Die baskische Sprache wird von den Einheimischen als *Euskera*, nicht *Euskare*, bezeichnet; sie hängt nicht mit dem Ligurischen zusammen, sondern offenbar mit dem Iberischen. — S. 28 wird der Eindruck erweckt, als ob Tartessos ein phöni-

zisches Reich gewesen wäre (s. jedoch S. 29). — S. 37: In Toledo und Salamanca hat sich der gotische Ritus neben dem römischen bis auf den heutigen Tag gehalten. — Die Schuld an dem wirtschaftlichen Abstieg Spaniens gegen Ende des XVI. Jahrhunderts trägt wohl weniger die Einstellung der Zinszahlungen auf die Pfandbriefe (*juros*) durch Philipp II. (S. 51) als vielmehr die Verkennung der Bedeutung der Edelmetallzufuhr und das daraus sich ergebende Verbot der Ausfuhr von Edelmetall, das zu Entwertung der Kaufkraft und zu Preissteigerungen führte. — Im Literaturverzeichnis (S. 72) wäre noch S. de Madariaga, *Spanien*, Stuttgart-Berlin 1930, zu erwähnen.

O. Feſslers Darstellung der „Spanischen Volkswirtschaft" (S. 73 bis 106) beginnt mit einem historischen Überblick von wenigen Seiten. Der Satz: „Die Westgoten scheinen den Volkscharakter der Ureinwohner weiter vertieft zu haben, da er mit dem ihrigen wesensverwandt war" bleibt mir unverständlich, denn erstens kann die verhältnismäſsig kleine Oberschicht der Goten auf den Volkscharakter nur sehr geringen Einfluſs gewonnen haben (besonders solange Rassengesetze eine Mischung hinderten) und zweitens, worin bestand denn die „Wesensverwandtschaft" zwischen Goten und romanisierten Iberern bzw. Keltiberern? Auch der „auf materiellen Genuſs gerichtete Sinn der Araber" (lies Mauren!) bleibt doch recht problematisch, da die Mauren damals die Christen an Bildung und feinen Sitten übertrafen und auf den Gebieten der Philosophie und Wissenschaften, der Poesie und Kunst Leistungen hervorbrachten, die noch heute unser Staunen und unsere Bewunderung erwecken. Die S. 75 angeführte „tiefe Religiösität" der Spanier ist kein Beweis dafür, daſs die Maurenherrschaft den Charakter der Spanier nicht zu ändern vermochte, tiefe Religiösität zeichnete auch die Mauren aus (Sektenwesen, Mystik!), wie heute noch die Muslime des Maghreb. Tatsächlich steht der Einfluſs, den die Mauren auf den spanischen Volkscharakter ausgeübt haben, im Verhältnis zur Dauer der Maurenherrschaft in den einzelnen Gebieten. — Für eine Beurteilung der Darstellung der Wirtschaftsstruktur Spaniens seit 1898 (S. 79ff.) bin ich nicht zuständig. Ich möchte jedoch bemerken, daſs der Behauptung, daſs „die Viehzucht nach der Vertreibung der Araber . . . ihre Vorzugsstellung gegenüber der Bodenkultur verloren" habe, die Einrichtung der Mesta widerspricht. Jedenfalls aber hatten die Mauren nicht etwa die Viehzucht vor dem Acker- und Gartenbau begünstigt, sondern gerade die Landwirtschaft auf alle denkbare Weise gefördert. Seit dem 13. Jahrhundert war auſserdem der gröſste Teil des für die Viehzucht geeigneten Geländes in Händen der Christen, während die Mauren Herren des fruchtbaren Süden waren.

Der Beitrag „Das Recht Spaniens" von Fr. W. v. Rauchhaupt (S. 107—120) orientiert kurz über alles Wissenswerte über die spanischen Rechtsverhältnisse in Vergangenheit und Gegenwart. S. 110: Beim katalanischen Recht hätten wir gern etwas von den *Usatges* und von dem *Consolat del mar* gehört. Zum baskischen Foralrecht verweisen wir auf C. de Echegaray, *Compendio de las Instituciones Forales de Guipúzcoa*, San Sebastián 1924.

A. Rohlfing behandelt „Das spanische Bildungswesen" (S. 121—146) und gibt nach einem kurzen historischen Überblick über das spanische Unterrichtswesen seit der Renaissance eine übersichtliche Darstellung des spanischen Bildungswesens der Gegenwart (d. h. bis zur Umwandlung Spaniens zur Republik). S. 132: Die Sección universitaria in La Laguna ist 1927 zur Universität ausgebaut worden. — Bei der Verschiedenartigkeit der spanischen Universitäten hätten wir es begrüſst, wenn Verf. die einzelnen Universitäten etwas näher charakterisiert hätte und uns sagen würde, welche Fächer an den kleineren Universitäten besonders vertreten sind. S. 133: Anläſslich der Pflege der modernen Fremdsprachen an den Universitäten hätte es den deutschen Leser interessiert, an welchen Hochschulen deutsche Lektoren wirken (Murcia, seit 1927; Barcelona, seit 1932).

E. Lerchs umfangreicher Beitrag „Spanische Sprache und Wesensart" (S. 147—200) hat es sich zur Aufgabe gemacht, aufzuzeigen, wie sich spanische Wesensart in der spanischen Sprache ausdrückt. Nach einem summarischen Überblick über die Geschichte der spanischen Sprache behandelt der Verf. den Realismus, d. h. den Sinn für Unterschiede und das Streben nach Anschaulichkeit, die Impulsivität, die Phantasie, Höflichkeit und Bescheidenheit, sowie den Stoizismus (*sosiego*), wie sie in der spanischen Sprache ihren Ausdruck finden. Das Hauptgewicht liegt dabei auf der Frage, wie sich die Psyche des Spaniers (d. h. hier dessen, der Kastilisch als Muttersprache spricht) im Gegensatz zu anderen Völkern im Sprachlichen widerspiegelt. Daher werden denn auch zum Vergleich ähnlich oder auch anders gelagerte Beispiele aus dem Französischen, Italienischen, Deutschen herangezogen, was entschieden zu begrüſsen ist. Ich möchte aber fragen, ob sich hier nicht in erster Linie die Forderung ergeben hätte, das Spanische im Rahmen der übrigen romanischen Idiome der Pyrenäenhalbinsel, nämlich des Katalanischen und Portugiesischen darzustellen und zu zeigen, wo der sprachliche Ausdruck des Kastilischen gleiche und wo er abweichende Wege geht. Im übrigen müssen wir uns stets vergegenwärtigen, daſs es zwar möglich ist, gewisse bei einem Volke allgemein verbreitete und uns bekannte psychologische Eigenschaften im Sprachleben wiederzufinden, daſs sich aber Trugschlüsse ergeben, wenn jemand etwa versuchen würde, aus den sprachlichen Erscheinungen auf die Psyche der Sprechenden zu schlieſsen — soweit es sich um Volkssprachen handelt, etwas anderes ist es selbstverständlich bei Individualsprachen. Ein solcher Trugschluſs würde z. B. vorliegen, wenn man aus der geringen sprachlichen Verschiedenheit des Spanischen in Spanien und in Amerika auf eine geringe psychologische Differenzierung der Spanier und der verschiedenen Völker des spanischen Amerika schlieſsen würde, anstatt auf eine historisch bedingte Verwandtschaft, die dann durch neue rassenmäſsige und historische Bedingtheiten mehr oder weniger verwischt sein kann, so daſs sich psychologische und völkische Differenzierungen ergeben, die der gemeinsame sprachs liche Ausdruck nicht ahnen läſst. Die Eigenart volkstümlichen Denken- im sprachlichen Ausdruck aber kann man am besten in kleinen Gemeinschaften studieren, also in den Mundarten und ihren Untergruppen, bzw. innerhalb gewisser sozialer Schichten. Bei den groſsen Gemeinschafts-

sprachen hat der nivellierende Einfluſs des offiziellen und literarischen Idioms die Mannigfaltigkeit zu sehr ausgeglichen.

Im einzelnen bemerken wir zu Lerchs Ausführungen: S. 147: Auch im Mozarabisch-Andalusischen diphthongierte vlat. *e* nicht (*perde* = span. *pierde* bei ibn Qozmân). *f* > *h* ist auch gascognisch. S. 148: Die Basken sind keine Nachkommen der Iberer, wenngleich ihre Sprache mit dem Iberischen zusammenhängt. Nicht die Iberer sind „von den Kelten besiegt" worden, sondern die im Osten Spaniens seſshaften Iberer drangen in westlicher Richtung in das von Kelten besiedelte Tafelland ein, wobei sie die Kelten zum Teil nach den westlichen und nordwestlichen Randgebiete der Halbinsel verdrängten, zum anderen Teile aber die Kelten unterwarfen und mit ihnen zu den Keltiberern verschmolzen. S. 149: Bildungen „volkstümlich-realistischen Charakters" wie *sacacorcho* ‚Korkenzieher' (imperativische Bildungen) finden sich auch in anderen romanischen Sprachen, z. B. frz. *cache-nez*, ital. *salvadenaio* ‚Sparbüchse für Kinder', *turafiaschi* ‚glockenförmiger Becher, der auf Weinflaschen gestülpt wird' (Umbrien), kat. und port. Beispiele bei F. Krüger, VKR I, 231ff. S. 150: Statt *Kadi* ist zu schreiben *qâḍi*, da das Wort im Arabischen mit *qâf*, *ḍâd* und langem *a* geschrieben wird. Dem Satz von Diez, daſs zwischen Christen und Mohammedanern „keine herzliche Annäherung" stattgefunden habe, widersprechen die Heiraten zwischen Mauren und Christenmädchen und zwischen Christen und Maurinnen und ferner der Anteil, den die Christen an der volkstümlichen und kunstgemäſsen Dichtung der Mauren hatten. S. 153: Wenn man den sog. präpositionalen Akkusativ im Spanischen dadurch erklären will, daſs „sich der Einfluſs des Christentums im Spanischen nachhaltiger geäuſsert" habe „als im Französischen", so müſste man auch nachweisen, daſs bei den Katalanen und Portugiesen, die den präpositionalen Akkusativ nicht gebrauchen, der Einfluſs des Christentums in der Zeit der Ausbildung der romanischen Idiome geringer gewesen sei als bei den Kastiliern, was wohl kaum gelingen dürfte. S. 158: Zur Gerundialumschreibung vgl. H. Chmeliček, *Die Gerundialumschreibung im Altspanischen zum Ausdruck von Aktionsarten*, Hamburg 1930. S. 161: Die erwähnte Tendenz des Spanischen, dem „bedeutungsblassen *haber* meist das anschaulichere *tener*" vorzuziehen, ist im Portugiesischen noch weiter geführt, wo *ter haver* bis auf wenige Fälle (*há* ‚es gibt'; Bildung des Futur und Konditionale; *hei-de* + Inf. zum Ausdruck einer willkürlichen Absicht) verdrängt hat. S. 165: Das Portugiesische hat das alte Plusquamperfekt in der Bedeutung eines Plusquamperfekt indikativi in noch weitgehenderem Maſse bewahrt als das Spanische. Die Verwendung der Form als berichtendes Tempus findet sich gelegentlich im Katalanischen des XIV. Jahrhunderts, z. B. *Jamay no isquera de casa ne volgra haver res fet* (Metge, *Somni*). Als Konjunktiv des Konditionale ist das alte Plusquamperfekt wie im Spanischen auch im Portugiesischen und im Valenzianischen (in Katalonien nur in den Formen *fora* usw., *aguera* usw.) gebräuchlich. Über das Fortleben des lateinischen Plusquamperfekts in Béarn siehe G. Rohlfs, ASNS CLIX, 254ff. S. 168: Nicht nur das Spanische, sondern auch das Portugiesische und das Italienische gebrauchen im *si-*(*se-*)Satz den Kon-

junktiv. Das Katalanische nimmt hier im Verhältnis zu den erwähnten Sprachen und zum Französischen eine Mittelstellung ein, indem es im *si*-Satz sowohl den Konjunktiv als auch den Indikativ verwenden kann. Auch im Afrz. und Prov. war hier der Konjunktiv möglich. S. 169: Die Voßlersche Erklärung der Erhaltung des Reichtums an Konjunktivformen aus einem „Zug zum Utopischen" würde auch die Erhaltung der Formen im Portugiesischen und für den Konjunktiv des Konditionale auch im Valenzianischen sowie die fast völlige Aufgabe des Konj. Fut. und Kondit. in Katalonien erklären. Ich möchte allerdings lieber die konservative Haltung der Sprecher für die Bewahrung der alten Formen verantwortlich machen, d. h. die gleiche Haltung, die auch auf anderen Gebieten so stark hervortritt (vgl. u. a. die Beispiele aus der Literaturgeschichte, die A. Hämel S. 203 mitteilt). S. 170: Die Trennbarkeit von Infinitiv und Endung im Futur und Konditionale findet sich auch im Altkatalanischen und das Portugiesische hat diesen Zustand bis auf den heutigen Tag bewahrt. Zu der Anm. sei bemerkt, daſs im Port. dem dem span. *he de cantar* (‚ich muſs singen') entsprechenden *hei-de cantar* auſser der Bedeutung ‚ich muſs singen' auch die ‚ich beabsichtige zu singen' und ferner bereits die Bedeutung eines reinen Futurs zukommt. Aus dieser Tatsache können wir auch für die romanische Futurbildung amare habeo einen Bedeutungswandel ‚müssen' > ‚vorhaben' > ‚werden' ansetzen. S. 171: Auch das Portugiesische hat (mit Ausnahme der brasilischen Vulgärsprache) die Stammabstufung beim Verbum bewahrt. Wir sehen hierin (wie auch in der Bewahrung der Trennbarkeit vom Infinitiv und Endung beim Futur) nicht so sehr ein realistisches, sondern vielmehr ein konservatives Element. — Auch das Katalanische und das Portugiesische vermeiden wie das Spanische den sog. Teilungsartikel. S. 172: Auch das Portugiesische hat aport. *i* und *ende* wie das Spanische aufgegeben (vgl. auch aital. *i*), das Katalanische aber kennt heute noch *hi* und *ne*. S. 176: Zu den erwähnten Füllwörtern bei der Negation vgl. kat. *cap*, *res*, *gens*, *pas*, *enlloc*, akat. auch *mica*, *gota*, *cosa*, *punt*. S. 186: Arabisch-maurischer Einfluſs liegt sicher in dem Zur-Verfügung-Stellen des Hauses vor, vgl. syr.-arab. (*il bait*) *baitak* und ägypt.-arab. *dâri dârak*. S. 188/89: Ich glaube, daſs man für die höfliche Anrede im Spanischen weniger die Bibel als vielmehr den persönlichen Umgang der romanischen Bevölkerung mit Mauren und Juden während des Mittelalters verantwortlich machen muſs. Von der ausgesuchten Höflichkeit, der sich die Mauren befleiſsigen, kann man sich heute leicht in Marokko (und natürlich auch im übrigen Nordafrika) überzeugen. Zu *der Herr* (*Haben der Herr gut gespeist?*) vgl. das in Marokko bei der Begrüſsung sowie bei Bejahung und Verneinung beigefügte höfliche arab. *yâ sîdi* (entsprechend in Ägypten, Syrien usw.), berber. *a sîdi*; aber auch *o senhor* in der Anrede im heutigen Portugiesisch. Das S. 189 erwähnte arab. *ustâḏ*, das aus dem Persischen stammt, bedeutet ursprünglich ‚Meister' und bezeichnet einen ‚Lehrer' oder ‚Professor'. Gegen eine Übernahme dieses Wortes durch die Spanier (> *Usted*) sprechen das späte Auftreten dieser Anrede im Spanischen (1. Hälfte XV. Jahrh. [vgl. *RFE* X, 245], während die arabische Anredepartikel *yâ* bereits im *Cantar de Mio Cid* als span. *ya* auftritt) und die

relative Seltenheit des Wortes im Arabischen. S. 191: In der portugiesischen Umgangssprache ist heute *V. Ex.*[a] (,Eure Exzellenz') fast ganz durch *o senhor, a senhora* verdrängt, also nicht „heute die übliche Anrede". — Mit Recht betont Lerch S. 157 und 197/98 die sich im sprachlichen Ausdruck widerspiegelnde Impulsivität des Spaniers und das Lebendige und Volkstümliche, das dem Spanischen anhaftet. — In der Bibliographie wären nachzutragen F. Krüger, *Einführung in das Neuspanische*, Leipzig-Berlin 1924; W. Beinhauer, *Spanische Umgangssprache*, Berlin-Bonn 1930; A. Braue, *Beiträge zur Satzgestaltung der spanischen Umgangssprache*, Hamburg 1931.

„Wesen und Werden der spanischen Literatur" behandelt A. Hämel (S. 201—275), der, bei der Aufzeigung der historischen Entwicklung des literarischen Schaffens Spaniens in spanischer Sprache, bemüht ist, die vorherrschenden Eigentümlichkeiten und volkstümlichen Gebundenheiten dieser Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart zu verfolgen: die nationale und die demokratische Einstellung, den Realismus und die Macht der Tradition. Neben diesen allgemeinen Tendenzen treten bei der Literatur des XIX. und XX. Jahrhunderts dann auch die — hier besonders deutlichen — regionalen Sonderheiten der einzelnen spanisch schreibenden Autoren gebührend in den Vordergrund. Die gesamte Darstellung ist übersichtlich und klar, das Urteil über die ausgewählten wichtigsten dichterischen Persönlichkeiten vorsichtig abgewogen. S. 213: Die galizisch-portugiesische höfische Lyrik war im Kontakt von Galiciern und Portugiesen mit provenzalischen Sängern am leonesischen Hofe entstanden. S. 214: Es ist beachtenswert, daſs sich in der katalanischen Literatur der italienische Einfluſs bereits bedeutend früher bemerkbar macht. Im XIV. Jahrhundert entwickelte sich die katalanische Novelle unter dem Einfluſs der italienischen sentimentalen Novelle, B. Metge übertrug die letzte Novelle des 10. Tages aus Boccaccios *Decamerone* (1386, nach Petrarcas lateinischer Bearbeitung) und benutzte Boccaccios *Corbaccio* (1396). S. 222/23: Neben Ritter- und Schäferroman hätte vielleicht der Maurenroman besonders erwähnt werden können. S. 223/24: Für die Geschichte der Mystik in Spanien wäre es aufschluſsreich gewesen, des Mallorkiners R. Lull zu gedenken, der seinerseits an die arabische Mystik anknüpft. S. 225: Ein Schelmenroman war bereits der *Spill* des Valencianers J. Roig, dessen Abfassungszeit offenbar kurz vor 1478 liegt. S. 227: Wenn Hämel anläſslich des mittelalterlichen Dramas von der Pyrenäenhalbinsel (nicht von der spanischen Literatur) spricht, hätte er das katalanische *Misteri de Elche* nicht vergessen dürfen. S. 231: Das Milieu der Sevillaner Unterwelt in *Rinconete y Cortadillo* kann man wohl nicht mit „Bohème" bezeichnen. S. 251 heiſst es von Pereda: „Niemand gebraucht mehr wie er den Dialekt seiner Heimat in seinen Romanzen" (lies „Romanen"). In diesem Zusammenhang sei auch an die Verwendung des extremeñischen Dialekts in den Schöpfungen Gabriel y Galáns erinnert, sowie an die Bable-Literatur, ferner daran, daſs viele Autoren in Spanien sich in ihrem literarischen Schaffen des katalanischen, galicischen und baskischen Idioms bedienen.

Aufschlußreich und anregend ist H. Lützelers Einführung in die Besonderheiten der „spanischen Kunst" (S. 276—328). Verf. unternimmt es unter stetem Vergleich mit dem Kunstschaffen der verschiedenen Länder des übrigen Europa, die Wesenszüge spanischer Kunstauffassung dem Leser nahe zu bringen. Aus dieser Einstellung heraus ergibt sich, daß uns eine Auswahl wichtiger und charakteristischer Teilgebiete geboten wird, nicht eine Übersicht über das gesamte künstlerische Schaffen Spaniens, und daß den regionalen Sonderheiten — die in Spanien sich recht mannigfaltig ausgewirkt haben — keine Beachtung geschenkt werden konnte. Im einzelnen wird das Wesen der spanischen Gotik und des spanischen Barock aus den repräsentativen Baudenkmälern (vornehmlich den kirchlichen) abgeleitet und dann in einem besonderen Abschnitt „Der künstlerische Umkreis" die historische Begründung gegeben. Weitere Kapitel sind der spanischen Bildnerei gewidmet (beachte u. a. S. 308!). S. 276: Zu den Orten Spaniens, an denen Reste von Römerbauten erhalten sind, wären noch zu nennen Itálica (bei Sevilla), Sagunto, Tarragona. S. 289: „Spanien leistet in architektonischen Vitalismen das Äußerste", aber vielleicht ist dies doch in einem noch viel höheren Maße in Portugal der Fall (Tomar, Batalha, Belem, Évora).

Der „Musikkultur in Spanien" überschriebene Aufsatz von O. Ursprung gibt eine gute Übersicht über die Entwicklung der kirchlichen und weltlichen Musik des gesamten Spanien, einschließlich der Volksmusik (S. 329—357; S. 356—57 ein kleiner Anhang über die Volkstänze). Der Verf. ist auch mit der neuesten spanischen musikwissenschaftlichen Forschung bestens vertraut. Wir möchten uns nur wenige Bemerkungen erlauben: S. 332: Neben dem h. Isidor wäre noch der h. Leandro zu nennen. S. 335: Vgl. die noch bei den Basken üblichen religiösen Tänze (s. z. B. *Anuario de la Sociedad de Eusko-Folklore* IV, 71 sowie meine Ausführungen in der *Revue intern. des Études Basques* XVII, 616ff.). S. 337: Für die Musikinstrumente, die die Spanier von den Mauren übernahmen, verweise ich auf meine Ausführungen in der Zeitschr. *Iberica* (Hamburg) III, 55ff. (auch *Musikern* (Stockholm) XIX, 181ff.). S. 338: Kastilien kann nicht als Zentrum der „höfischen Lyrik" in „portugiesischer Sprache" angesehen werden; nachdem diese Lyrik einmal am leonesischen Hofe entstanden war und weitere Verbreitung gefunden hatte, fand ein ständiger Austausch von Dichtern und ihren Werken zwischen Galicien-Portugal und León-Kastilien statt. Zum eigentlichen Zentrum aber bildete sich der portugiesiche Hof heraus. S. 342: Das Kloster Las Huelgas liegt in der Umgebung von Burgos, nicht „in Burgos". — Für die volkstümliche Musik hätte hingewiesen werden können auf das instruktive Buch von E. López Chavarri, *Música popular española*, Barcelona-Buenos Aires [1927] sowie auf F. Pedrells, *Cancionero musical popular español*, 4 Bde., Valls 1919 bis 1920.

Mit den wesentlichen Zügen und Eigentümlichkeiten von „Spaniens Religion und Philosophie" macht A. Mager bekannt (S. 358—383). Es fällt auf, daß die großen katalanischen Philosophen und Theologen wie Ramon Lull, Arnau de Vilanova, Francesch Eximeniç und Vicens

Ferrer nicht berücksichtigt worden sind. S. 363 (unten): Die Reconquista ist unter dem Banner der nationalen Befreiung begonnen worden, die Kreuzzugsidee ist erst später von den Geistlichen hineingetragen worden; freilich war die Kreuzzugsidee, die bald den erstgenannten Gedanken in den Hintergrund treten liefs, von ungeheuerer Lebenskraft. S. 364: Der Verf. ist der Meinung, dafs die während der Reconquista erprobte Kampfbereitschaft für den Glauben nach Abschlufs der Maurenkämpfe nach einer neuen Betätigungsweise suchte und diese in den Stierkämpfen fand. Dieser Gedankengang wird wohl schon allein durch die Tatsache widerlegt, dafs Stierkämpfe auch schon während der Zeit der Reconquista sehr beliebt waren. Ferner aber konnten die Stierkämpfe, bei denen ja schliefslich die „Kampfbereitschaft" und die Technik des Waffenhandwerks auf ihre Rechnung kommen, wohl kaum dem hehren Gedanken des Kampfes für das Christentum, für den Glauben, ein Betätigungsfeld bieten, und gerade die Kreuzzugsidee war doch noch lebendig, als Granada fiel. Die Maurenkämpfer sind denn ja auch der Idee treu geblieben und haben als Konquistadoren den Glaubenskampf in der Neuen Welt fortgesetzt. Die corridas aber sind eine Sache für sich. — Es mufs heifsen *Auto de Fe* statt *Autodafé*. S. 365: Der Behauptung, „dafs die spanischen Stierkämpfe ihrem ursprünglichen Sinn nach etwas wie religiösen Charakter tragen" (d. h. „Kampf" = „mehr oder weniger Kampf für die Religion"), kann m. E. nur dann eine Berechtigung zukommen, wenn man die Stierkämpfe von einem urzeitlichen Stierkult herleiten will.

Den Abschlufs dieses Handbuches bildet ein ausgezeichneter Aufsatz von G. Richert, „Vom heutigen Spanien" (S. 384—406), der eine umfassende Kenntnis des Spanien der Gegenwart verrät. Unterstreichen möchten wir die Ausführungen über die Assimilierungsfähigkeit Spaniens (S. 387). S. 396 hätten wir noch gerne den einen oder anderen Literaten, Geisteswissenschaftler oder Mediziner erwähnt gesehen, doch kann eine Auswahl von Namen ja nicht alle Wünsche befriedigen. S. 402 hätten noch die Ateneos mit ihren reichen Bibliotheken erwähnt werden sollen (Madrid, Barcelona) und neben der katalanischen Zeitung *La Veu* die ebenfalls katalanisch geschriebene Zeitung *La Publicitat*.

Die Wiedergabe der Abbildungen (bekannte Bilder liefsen sich hier nicht vermeiden) ist sehr scharf. — Auffällig zahlreich sind die Druckfehler, besonders in bezug auf die Akzentsetzung. Ich habe folgende notiert, wobei Literaturverzeichnisse und Register unberücksichtigt blieben: S. 14, 22, 54: lies *Cádiz*, S. 14, 23: *Río Tinto*, S. 16: *Jerez*, S. 17: *Ávila*, *Salamanca*, S. 18: *Ría*, S. 19: *San Sebastián*, *Vall d'Arán*, S. 21: *Ampurdán*, S. 22: *Almería*, S. 23: *Extremadura*, S. 32, 35: *Aragón*, S. 47: *Ávila*, S. 49, 50: *moriscos*, S. 67, Z. 1: *Estado*, S. 74: *Córdoba*, S. 77, 82: *regadío*, S. 78: *Puerto Rico*, S. 80: *Estadística*, S. 81: *dirección*, *producción*, S. 87: *disipación*, *energías*, *extravíos*, S. 104: *económico*, S. 108: *Río*, S. 110: *Katalonien*, S. 132: *filosofía*, S. 134: *San Sebastián*, S. 135: *Ávila*, S. 162, Z. 8: *Beinhauer*, S. 213: *San Millán*, S. 214, Z. 14: *Vaticana*, S. 251: *Sánchez*, S. 253: *Ángel*, S. 265: *Eça de Queirós*, S. 276: *Altamira*, S. 278: besser *José Ribera*, *Esteban*, *Velázquez*, S. 284: *Ávila*, S. 285, 308ff.: *Velázquez*, S. 309: *Baltasar*, S. 312:

Concepción, S. 313: *Ríos*, S. 314: *Ávila*, S. 332ff.: *León*, S. 334: *mozárabes*, S. 335: *Córdoba*, S. 336: *Higini Anglès*, S. 339, 346: *música*, S. 348: *Ávila, Málaga, Tomás, Vitoria*, S. 350: *chirimía, bajón, corneta*, S. 351: *Alcalá, Zaragoza*, S. 352: *Comedia, Subirá*, S. 353: *Misón*, S. 354: *Cádiz, Martín*, S. 355: *García*, S. 357: *Aragón*, S. 361: *católica, más, políticos*, S. 369: *Alcántara, Córdoba*, S. 374: *Vitoria*, S. 375: *Alcalá*, S. 395: *Pérez, Durán, Gómez, Sánchez*, S. 396: *Rodríguez*, S. 397: *González, Bolívar, Fernández, Ramón, García*, S. 398: *López Picó, Ramón Jiménez, Pío, Fernández, Díaz* S. 399: *Ramón, Gómez*. — Ich hätte es auch für zweckmäſsig gehalten, die Autorennamen des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts stets in der heutigen Schreibung wiederzugeben.

WILHELM GIESE.

Ezio Levi, Castelli di Spagna. Milano 1931. VIII, 206 S. 8⁰.

Mit feinem Gefühl für die poetischen und die historischen Wahrheiten führt uns Ezio Levi in diesem u. a. mit elf spanische Burgen darstellende Federzeichnungen des Malers Fernando Moro geschmückten Bande in lose aneinander gereihten Abschnitten durch für die spanische Kulturentwicklung bedeutungsvolle Abschnitte der spanischen Geschichte und des spanischen Geisteslebens: von dem schneeigen Traum blühender Mandelbäume, den Al Mutamid von Sevilla der Romaikía zum Geschenk machte, bis zum Quijotismus im Werke des katalanischen Schriftstellers Santiago Rusiñol. Ernste Gedanken mischen sich mit poetischen Träumereien im Schatten verfallender kastilischer Burgen, persönliche Liebe mit wissenschaftlicher Objektivität. Der Verfasser formt seine Kulturbilder jeweils auf Grund der neuesten wissenschaftlichen Veröffentlichungen zur Kultur Spaniens, nicht ohne aus eigenem Sichversenken in die historischen und literarischen Fragen und aus tiefer Einfühlung in die spanische Psyche Eigenes und Neues beizusteuern. Er führt uns durch die maurisch-christlichen Kulturbeziehungen, besonders auf dichterisch-musikalischem und auf kriegstechnischem Gebiet, durch die maurische Kultur Toledos und die spanische Epik. Ein sehr aufschluſsreiches Kapitel ist den Almogavern in Italien gewidmet. Wir entnehmen diesem Abschnitt — wenngleich die Geschichte der Almogaver in Italien überhaupt mit diesem Absatz noch keineswegs geschrieben ist — interessante Daten über die Bedeutung der Almogaver im Florentiner Leben des anbrechenden XIV. Jahrhunderts, insbesondere über den Einfluſs, den sie auf die damalige Mode ausgeübt haben. Eine erneute Prüfung des historischen Don Carlos-Problems führt zu dem Ergebnis, daſs das Geheimnis des Todes des unglücklichen spanischen Prinzen für uns undurchdringbar bleibt, und für die Nachwelt das Problem nur ein poetisches sein kann. Durch eine geistreiche Analyse der geschichtlichen und poetischen Gestalt des Conde de Villamediana — den ja auch so manche Beziehungen mit Italien verknüpfen — versucht Levi das Historische vom Poetischen scharf zu trennen, aus der richtigen Erkenntnis heraus, daſs bei einem Autor des XVII. Jahrhunderts, also einer Zeit, deren dichterische Erzeugnisse in besonderem Maſse von poetischen Traditionen und Tendenzen abhängig waren, es nicht zulässig ist, aus dem Werk Rückschlüsse auf das Leben des Autors zu ziehen. Andere Abschnitte

beschäftigen sich mit dem Spanien der Reisebeschreibungen der Mme. d'Aulnoy, mit Wilhelm v. Humboldts Beziehungen zu Spanien und mit Calderón, aus Anlaſs neuester Veröffentlichungen.

Was Levis Buch so anziehend gestaltet, ist die Revision von Werten, die Spanien für uns übrige Europäer besitzt, im Lichte neuester Forschung. Spanien kommt für uns Menschen von heute eine ähnliche Funktion des Kontrastes zu wie dem Rom Machiavellis und dem Persien Montesquieus zu ihrer Zeit, wenngleich Spanien uns ziemlich nahe liegt und ein in keiner Weise rückständiges, sondern bewuſst fortschrittliches Land ist. Spanien ist für uns schlieſslich jene „terra delle profondità", in der wir uns selbst suchen und das Bewuſstsein unseres eigenen Ichs wiederfinden können.

WILHELM GIESE.

M. A. Morínigo, Hispanismos en el Guaraní. Buenos Aires 1931 432 S., 2 Karten. 8⁰. (Facultad de Filosofía y Letras de la Universidad de Buenos Aires. Instituto de Filología. Colección de estudios indigenistas. I.)

Seit wenigen Jahren besteht an dem „Instituto de Filología" der Universität Buenos Aires eine Abteilung für die Erforschung der südamerikanischen Eingeborenensprachen. Eine besondere Aufgabe sah das Instituto darin, Studierende, die bereits praktisch mit indianischen Sprachen vertraut waren, sprachwissenschaftlich auszubilden und zu wissenschaftlichen Untersuchungen anzuleiten. Das Ergebnis dieser Methode ist ein sehr fruchtbringendes, wie der vorliegende 1. Band der *Estudios indigenistas* beweist. Der Verf., der aus Asunción (Paraguay) stammt und daher das Guaraní mit der gleichen Geläufigkeit wie das Spanische spricht, hat es darin unternommen, den spanischen Wortschatz im Guaraní, wie es in Paraguay und Teilen von Argentinien gesprochen wird, zusammenzustellen und zu untersuchen. Dabei wurden die durch das Spanische vermittelten Worte aus anderen Indianersprachen eingeschlossen. Das Material hat Verf. zum Teil der Guaraní-Literatur entnommen, zum gröſsten Teile aber an Ort und Stelle gesammelt. Die einzelnen Worte werden in schriftsprachlicher und phonetischer Form geboten. Darauf folgt die Angabe der Bedeutung des Wortes im Guaraní, des spanischen Etymons und nach Möglichkeit die der Verbreitung des spanischen Wortes in Südamerika. In den meisten Fällen ist ein Beispiel in Guaraní beigefügt, das das betreffende Wort im Satzzusammenhang zeigt, nebst wörtlicher und sinngemäſser spanischer Übersetzung. Das Wortgut ist nach Sachgebieten geordnet, ein alphabetisches Register am Schluſs des Bandes erleichtert das Auffinden der einzelnen Wörter.

Die Einleitung behandelt die Ausdehnung der Guaraní in älterer Zeit und in der Gegenwart (m. Karten), die Wanderungen der Guaraní und die Geschichte ihrer Berührungen mit der spanischen und portugiesischen Kultur, Orthographie und Phonetik des Guaraní, Bemerkungen zur Morphologie und Syntax des Guaraní, die unsere Kenntnis dieser Indianersprache wesentlich fördern (siehe die Ausführungen über die Bedeutung der verschiedenen Formen des Imperativs, Futurs und Präteritums, den Gebrauch der Partikel *cué* u. a. m.), sowie die lautlichen Veränderungen,

die die spanischen Wörter im Guaraní erfahren haben. Bemerkenswert ist die Neubildung von Verben im Guaraní auf *-eá* in Anlehnung an die spanischen Verben auf *-ear*. Die Übernahme des spanischen Artikels ins Guaraní erinnert lebhaft an das Eindringen des deutschen Artikels ins Slovenische.

Die Zahl der spanischen Lehnwörter im Guaraní ist groſs. Verf. verzeichnet 1176 Entlehnungen, ohne hierbei jedoch Vollständigkeit anzustreben. Die Lehnworte beziehen sich auf die folgenden Gebiete: menschlicher Körper, Krankheiten, Heilmittel, Eigenschaften, Speisen und Getränke, Küchengeräte, Kleidung, Hausbau, Hausrat, landwirtschaftliche Geräte und Verrichtungen, Viehzucht, Transportmittel, Handel, Berufe, Geräte des Maurers, Zimmermanns und Schneiders, Religion, Begräbnisbräuche, Aberglauben, Spiel, Musik und Tanz, Schule, gesellschaftliches und politisches Leben, Heerwesen und lassen das Eindringen der spanischen Kultur in die Guaraníkultur deutlich verfolgen. Für den fortgeschrittenen Grad, den dieser Kulturwandel (Hispanisierung) bei den Guaraní erreicht hat, spricht die Tatsache, daſs auch zahlreiche Verben entlehnt sind, sowie einige Konjunktionen und Präpositionen. Lehrreich sind ferner die 73 Entlehnungen von spanischen Pflanzennamen neben 24 entlehnten Tiernamen (ohne Haustiere), die beweisen, daſs nicht, wie man bislang allgemein angenommen hatte, ausschlieſslich indianische Tier- und Pflanzennamen ins Spanische eingedrungen sind, sondern auch umgekehrt das Spanische derartige Namen dem Indianischen zugeführt hat.

So stellt dieses sorgfältig bearbeitete Wörterbuch einen wichtigen Beitrag dar für die Geschichte des Hispanisierungsprozesses in Südamerika, wie er dort seit der Eroberung durch die Spanier sich abspielt, und der — worauf ich bereits *Iberica* II, 130 hingewiesen habe — Rückschlüsse auf den Romanisierungsprozeſs der Pyrenäenhalbinsel und Galliens zuläſst. A. Alonso zeigt in seinem Vorwort zu dem vorliegenden Werk an einem konkreten Beispiel aus dem Gebiet der Lautlehre (in älterer Zeit: sp. *ll* = [*l'*] > guar. [*y*], in neuer Zeit: sp. *ll* = [*l'*] > guar. [*l'*]), was man hieraus methodisch für den spanischen Lautwandel *f*>*h* lernen kann.

Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daſs Morínigos Veröffentlichung für die Sachkunde sehr nützliches Material beisteuert durch die dem Buche beigegebenen Abbildungen: Wasserkrüge, Hausformen, Pflug, Mandiocamühle (*torno*), Obstquetsche (*trapiche*), Sattel, Wagen, Joche, Knetmaschine für Ziegelton (*amasadora*) u. a. Der S. 126 abgebildete vogelförmige Wasserkrug erinnert uns an ähnliche Gefäſse im Alpengebiet (vgl. VKR IV, 392) sowie aus Segorbe und Guadix. WILHELM GIESE.

IV. Portugiesisch.

José Joaquim Nunes, Compêndio de gramática histórica portuguesa (fonética e morfologia). 2.ª edição correcta e aumentada. Lisboa, Livraria clásica editora de A. M. Teixeira e C.ª, 1930. XVI — 483 S. 8°.

Si può dire veramente senza esagerare che la seconda edizione di questa grammatica viene opportuna e risponde a un'esigenza; giacché, se

si prescinde dall'introduzione alla *Crestomatia arcaica* dello stesso autore, dalle *Lições de filologia portuguesa* del Leite de Vasconcellos, che sono uno strumento di studio prezioso ma non una trattazione sistematica, e dalle occasioni di antiquariato, il mercato non offre null'altro o quasi a chi voglia formarsi un'idea sufficiente dello sviluppo storico del portoghese e non disponga di un biblioteca privata o pubblica ben fornita. Del resto il libro, se anche qua e là, come ogni cosa umana, può offrire il fianco ad appunti, ha meriti intrinseci, che già gli meritarono nella prima edizione lodi non parche da parte di un linguista quale il Meillet (*Bulletin de la Société de linguistique*, XXII, pp. 87—88): coscienzosità, informazione aggiornata, abbondanza d'esemplificazione, larghezza d'esposizione; qualità, queste ultime, che lo distinguono da precedenti trattazioni dell'argomento, ottime ma assai stringate, quali quelle del D'Ovidio e del Cornu. Né minor pregio è un'altra caratteristica del *Compêndio*: l'aver dato, più che generalmente non si soglia, spazio ai fenomeni della lingua arcaica, e l'aver tenuto costantemente sott'occhio i documenti e monumenti letterari antichi. Sotto questo rispetto il Nunes, che con lunghi anni di lavoro e tutta una serie di pubblicazioni s'è venuto procurando conoscenza non comune del campo dei primi secoli della letteratura portoghese, offre un sussidio di rilevante utilità agli studiosi della stessa materia, destinata ad acquistare un posto sempre più cospicuo nel dominio della romanistica.

SILVIO PELLEGRINI.

P. Jose Mouriño, Marques de Sabuz, La litteratura medioeval en Galicia. Prólogo del P. Bruno Ibeas (= Biblioteca de estudios gallegos, dirigida por D. Alvaro De Las Casas, Volumen III). Madrid: Compañia ibero-americana de publicaciones 1929. 260 S. 16⁰.

Gli amici del defunto autore degli articoli raccolti in questo volume sarebbero stati sicuramente meglio ispirati se avessero scelto altro mezzo per ricordarne la memoria, abbandonando all'oblio, nella rivista dove prima apparvero, le sue disquisizioni di letteratura medioevale gallego-portoghese. Senza dubbio sarebbe ingiusto disconoscere al discorso del Mouriño certa vivezza e certo colorito; senonché, a tali doti s'accompagna una cognizione della materia, e degli studi relativi, in modo eccessivo scarsa, lacunosa, saltuaria ed erronea; onde le notizie fornite dalle 260 pagine del libro, le polemiche a cui esse s'abbandonano, i problemi che si pongono e il modo come li risolvono riescono ingenue amenità a chi abbia solo un po' di pratica di letterature romanze dei primi secoli. Per persuadersene basta leggere, p. es., le informazioni bibliografiche a pp. 67—69, o scorrere uno qualunque dei sei capitoli su la „técnica de los trovadores gallegos", od osservare il trattemento subito dai componenti riportati, trattamento così deficiente ed arbitrario, che, se una o due idee utilizzabili ai fini della ricostruzione critica dei testi vi si trovano, queste van considerate come puro effetto d'un caso felice. Pertanto, l'aver ripresentato al pubblico siffatti prodotti di dilettantismo filologico non reca giovamento al lavoro scientifico né serve a scopi di sana divulgazione, sia pure elementare e modesta.

SILVIO PELLEGRINI.

Pero Menino, Livro de Falcoaria. Publicado, com introdução, notas e glossário por Rodrigues Lapa. (Junta de Educação Nacional. Centro de Estudos Filológicos.) Coimbra: Imprensa da Universidade 1931. 3 Faksimile-Tafeln, LXVII, 91 S. 8⁰.

G. Pereira veröffentlichte 1909 einen *Tratado das Enfermidades das Aves de Caça* (=TEA), als dessen Verfasser er Mestre Giraldo, den Arzt des D. Dinis angab, der 1308 eine veterinärmedizinische Schrift über die Behandlung der Pferde (veröff. RL XII) geschrieben hatte. Die Bestimmung der Autorschaft der Schrift über die Krankheiten der Jagdvögel, deren Anfang und Schlufs fehlen, wurde einzig und allein auf Grund der Tatsache vorgenommen, dafs sich der Text dieser Schrift in der gleichen Handschrift der portugiesischen Nationalbibliothek (B. N. 2294, F. G.) fand, wie die Schrift über die Krankheiten der Pferde des Mestre Giraldo. An der Autorschaft des TEA hat denn auch schon C. Michaëlis de Vasconcelos, RL XIII, 172, 174 Zweifel geäufsert. Rodrigues Lapa hat nun den vollständigen Text des TEA in der Handschrift B. N. 518, Pomb. entdeckt und in dem angezeigten Buche unter dem Titel *Livro da Falcoaria* (=LF) veröffentlicht. Aus dem Anfang dieses Textes ergibt sich einwandfrei als Autor des LF bzw. TEA Pero Menino, der Falkner des Königs D. Fernando: *Don Fernando, pella graça de Deus Rey de Portugal e dos Algarves, mandou a mim Pero Minino, seu falcoeiro, que lhe fizesse hũ livro de falcoaria* . . ., d. h. wir haben es hier mit dem Werke zu tun, das Pero López de Ayala, der spanische Kanzler, als eine der Quellen seines Werkes über die *Caza de los Aves* angibt: *et lo que dijieron dos falconeros, el uno del Rey Don Fernando de Portogal, que dicen Pero Meniño* . . .

In der Einleitung untersucht der Herausgeber sorgfältig das gegenseitige Verhältnis der erwähnten und der verschiedenen, im Britischen Museum vorhandenen portugiesischen Handschriften von Werken der Falkonierkunst. Die (teilweise wörtliche) Abhängigkeit López de Ayalas von Menino wird an Hand einer Reihe von Beispielen erhärtet und eine Übersicht über die sprachlichen Besonderheiten, die die Handschriften des LF bieten, gegeben.

Dem Text selbst ist B. N. 518, Pomb. (letztes Viertel XIV. Jahrh.) zugrunde gelegt. In den Varianten werden die Lesarten von B. N. 2294, F. G. (Mitte XV. Jahrh.), der Handschrift des Britischen Museums Sloane 821 und des *Libro de la Caza de los Aves* des López de Ayala mitgeteilt. Unter dem Strich ist ein kritischer Text von TEA (=B. N. 2294, F. G.) abgedruckt. Dieser war notwendig, da der von Pereira besorgte Text, den auch C. Michaëlis de Vasconcelos für ihre so wichtigen wortkundlichen Studien über TEA in RL XIII zugrunde gelegt hat, keine einwandfreie kritische Ausgabe darstellt. Die genannten lexikologischen Studien lassen sich auf Grund der neuen Textausgabe mehrfach berichtigen. — Die Beifügung der primitiven Zeichnungen der Handschrift wird dem Kulturhistoriker willkommen sein.

In B. N. 518, Pomb. geht dem Text von Pero Menino noch ein Falkenbuch eines unbekannten Verfassers voraus, dessen spätere Veröffentlichung

uns der Herausgeber ankündigt, dem wir die für die Geschichte der Falkenjagd so wertvolle Schrift Meninos in einer kritischen Ausgabe verdanken, wie sie für altportugiesische Texte immer noch eine Seltenheit darstellt.

WILHELM GIESE.

Óscar de Pratt, Gil Vicente. Notas e comentários. Lisboa 1931. 288 S. 8⁰.

Óscar de Pratt hat zur Vicente-Literatur mit diesem Buche einen sehr wertvollen Beitrag beigesteuert. Mit scharfer und doch sehr vorsichtiger Argumentation ist es ihm gelungen, vor allem die Entstehungszeit vieler Dramen des portugiesischen Meisters genauer festzulegen, als dies bislang möglich war, wobei er sich außer auf aus den Werken selbst zu erschließende Anhaltspunkte, besonders auf alle erreichbaren Einzelheiten der Zeitgeschichte stützt und den allgemeinen kulturellen und gesellschaftlichen Verhältnissen des damaligen Portugal ständig Berücksichtigung zuteil werden läßt. Dazu kommen wertvolle Ausführungen über Gil Vicentes Verhältnis zu dem Gesamtleben seiner Zeit, über die Ansätze zu dramatischen Vorführungen in Portugal vor Gil Vicente, über die Dramentechnik und über die Bühnenverhältnisse. Überall werden Irrtümer der bisherigen Forschung klargestellt, Dunkelheiten und Widersprüche neu beleuchtet oder in verständiger Weise geklärt. Glänzend gelungen ist die Rekonstruktion der Geschichte der ersten Sammlung der Werke Gil Vicentes, wenngleich hier noch manches Detail hypothetisch bleibt. Auf Einzelheiten soll hier nicht eingegangen werden. Das Buch stellt die künftige Vicente-Forschung auf eine solidere chronologische Basis und ist richtungweisend für alle, die sich in Zukunft mit dem großen Dramatiker und Menschenkenner auseinandersetzen wollen. WILHELM GIESE.

V. Baskisch.

G. Bähr, El arco iris y la vía láctea en Guipúzcoa. Tirada aparte de la „Revista Internacional de los Estudios Vascos", tomo XXII, n⁰. 3. an Sebastián 1931. 18 S. — Ders., Ostrailika ta ostadafa Gipuzkoan, Bilbao 1931, 15 S.

Gerhard Bähr, der sich in seinen Studien über das guipuzkoanische Verb und zur baskischen Lexikologie (Rev. Intern. de los Estudios Vascos XVIIff.) als ein ausgezeichneter Kenner der baskischen Sprache erwiesen hat, untersucht in dieser neuen Studie die Namen des Regenbogens und der Milchstraße in ganz Guipúzcoa (also nicht nur im Gebiete des Guipuzkoanischen) vom sprachgeographischen und etymologischen Standpunkt unter Berücksichtigung der einschlägigen volkstümlichen Vorstellungen. Den Ausgangspunkt bildeten die bekannten Arbeiten über die Namen des Regenbogens und der Milchstraße im französischen Sprachgebiet von Merian (Halle 1914) und von Rotzler (Rom. Forsch. XXXIII). Die scharfsinnige Untersuchung zeigt erneut, wie viel romanisches Gut im Baskischen steckt, die meisten Namen des Regenbogens enthalten das Element

arco, arca; guipusk. *ostreilaja, estreilaja* ist umgebildet unter dem Einfluſs von span. *estrella* und der span. Endung *-aje*. Beachtlich ist, daſs in einigen Orten der Name des Regenbogens zur Bezeichnung der Milchstraſse dient (wie auch gelegentlich in Deutschland), offenbar infolge einer Verwechslung der beiden Erscheinungen. Die Milchstraſse wird als „Jakobstraſse" bezeichnet (*Santiagoko kamiñoa* u. ä.) wie im Deutschen, Franz., Kat., Span. und Port.

Die Erklärung von *Eŕomako zubi* (= ‚puente de Roma') ‚Regenbogen' als Erinnerung der Rompilger beim Betrachten des Regenbogens etwa an den Ponte S. Angelo in Rom scheint mir doch (trotz der Parallele zur „Jakobstraſse" = Milchstraſse) zu sehr konstruiert. Vielleicht ist daran zu denken, daſs der Regenbogen die Brücke von der heiligen Stadt zum Himmel bildet, vgl. die Ausdeutung der Brücke Bifrǫst in R. Wagners *Rheingold* als Regenbogen, über den die Götter in Valhǫll einziehen. Aber auch an eine andere Möglichkeit wäre zu denken, nämlich die, daſs man den Regenbogen mit jenen in den Pyrenäen und im Kantabrischen Gebirge so häufigen Brücken vergleicht, die in hohem Bogen die Flüsse überspannen und in der Mitte höher sind als an den beiden Brückenköpfen. Der spanische Volksmund bezeichnet eine solche Brücke bekanntlich als *puente romano* und *Eŕomako zubi* wäre einfach die baskische Übersetzung hiervon.

Recht unklar bleibt noch die Rolle des Regenbogens im volkstümlichen Glauben. Das Sichkämmen der *lamias* scheint mit dem Regenbogen nichts zu tun zu haben, sondern, wie ich aus der Überlieferung des französischen Baskenlandes entnehme, wahrscheinlich mit der Morgenröte in Beziehung zu stehen. Dagegen ist es wohl möglich, daſs die „Dama de Akategi", die Gewitter hervorruft, auch beim Regenbogen mitspielt. Darauf weist hin, daſs *Mari* (= Dama de Akategi) „en forma de una hoz de fuego" durch die Luft fliegt, daſs sie über Regen und Trockenheit gebietet und der Glaube: „Cuando hace sol y, al mismo tiempo, aparecen en el cielo nubarrones tempestuosos, Mari suele estar desmadejando hilo junto a la boca de su morada de Muru". (Siehe J. M. de Barandiarán in *Homenaje a D. Carmelo de Echegaray*, San Sebastián 1928, S. 256, 264, 267.) Es ist zu hoffen, daſs in diese Dinge mehr Klarheit geschafft werden kann, wenn einmal ein umfangreicheres Material aus allen baskischen Gebieten vorliegt, und wir möchten den Wunsch aussprechen, G. Bähr möge seine wertvollen sprachgeographischen Untersuchungen noch auf weitere Provinzen ausdehnen.

Die baskisch geschriebene kürzere Fassung der Abhandlung unterscheidet sich von der spanischen ferner durch die bessere Anordnung des Stoffes, durch einzelne Verbesserungen (z. B. lat. *arcus* ‚Regenbogen' statt *circulus*) und Ergänzungen (z. B. port. *Estrada de Santiago*).

WILHELM GIESE.

Über die Sprache und Heimat der Rumänen in ihrer Frühzeit.

Nos consensum auctorum secuti; quae diversa prodiderint, sub nominibus ipsorum trademus.
Tacitus, *Ann.* XIII, 20.

„Die ewig offene Frage des Ursprungs[1] und der nie unterbrochenen Seſshaftigkeit in ihren gegenwärtigen Gebieten"[2] erscheint den Rumänen als die wichtigste in ihrer Geschichte und sie ist die schwierigste auch in ihrer Sprache.[3] Daſs die römische Provinz Dacien ihre alte Heimat und die Kolonisten Trajans ihre Vorfahren sind, gilt den rumänischen Gelehrten wie dem Volke seit jeher als eine durch keinen Zweifel zu erschütternde Tatsache;[4] nur darin ist im Laufe der Jahre seit Robert Roeslers Aufsehen und im Lande Unwillen[5]

---

1 „*Unde s-au plămădit limba şi naţia românească?*"

2 Vgl. S. Puşcariu, *Dacoromania* IV, 1381: *chestiunea vecinic deschisă a originii Românilor si a continuităţii în regiunile lor actuale . .*"

3 Vgl. O. Densusianu, *Hist. de la langue roumaine* (Paris 1901) I, 288, 302: *la question la plus ardue de l'histoire de la langue roumaine . . ., question capitale de l'histoire roumaine*; Take Papahagi, *Grai şi suflet* (Bukarest 1924) I, 201: *evident că cea mai importantă problemă de lingvistică romînă este naşterea şi formarea limbei romîne în timp, dar mai ales în spaţiu.* Vgl. auch Al. Procopovici, *Revista filologică* (Czernowitz 1928) II, 177 u. a.

4 Vgl. J. Bogdan, *Istoriografia română şi problemele ei actuale* (Acad. Rom. Discurs. XXVII (1905) S. 17 . . . *fără cea mai mică umbră de îndoeală . .; continuitatea elementului român la stînga Dunării este un adevăr de la sine înţeles.* So auch N. Jorga, *Geschichte des rumän. Volkes* 1905, 1, 100; *Hist. des Roumains de Transylvanie et de Hongrie* 1915 I, 12ff. u. a.; J. Nistor, *Codrul Cosminului* (Czernowitz 1925) I, 468; Al. Procopovici, *Revista filol.* II, 180: *prezenţa unui element românesc autohton în nordul Dunării, în care credem de altfel cu toţii.* Über die alten rum. Chronisten vgl. Alex. Philippide, *Originea Romînilor* (s. u.) I, 742, 852ff.

5 Vgl. Philippide, *Orig. Romînilor* I, 695 u. a. Dazu At. Marienescu, *Ilirii, Macedo-Românii şi Albanesii* (Anal. Acad. Române, ser. II, t. XXVI, sect. istor. S. 117): „*Şi dacă noi . . . cetim adi ce au scris literaţii români şi străini despre începutul nationalităţii şi al limbii nóstre, . . . stăm uimiţi de rĕutatea* (Bösartigkeit, Schlechtigkeit) *mai multor scriitori străini faţa de poporul macedo — si daco-român*". So konnte D. Onciul von der *trop audacieuse hypothèse* Roeslers und, wenn diesmal auch wohl nur scherzhaft, Jorga von der „*umbra blestemată a lui Roesler*" sprechen (*Două concepţii istorice*, Discurs. Acad. Rom. XXXV, 1911, S. 9). Hingegen anerkennend P. Hasdeu, *Etymol. magnum Romaniae* IV, S. XXIV—XXV. Roesler hatte schon 1866 in den Sitz.-Berichten der Wiener Akademie einen Aufsatz

erregenden „*Romänischen Studien*“ (1871) eine gewisse Einschränkung zugestanden worden, daſs mehr oder minder starke Zuwanderung von Volksgenossen vom Süden der Donau her, aber noch in frühen Zeiten des Mittelalters, nicht mehr allgemein bestritten wird. Diese volkstümliche Überzeugung von der Stetigkeit (*stăruința*) der Siedlung und die früher oft unbefriedigende oder schwierige Lage der auſserhalb des nationalen Staates lebenden Rumänen (*Românii de peste hotare*) muſsten diesen Glauben zu einem Bekenntnis von patriotischer Kraft erheben. Die nach dem Weltkrieg erfolgte Vereinigung des Groſsteils der Sprachgenossen zu einem Reiche auf dem Boden des alten Dacien bedarf der politischen Bestätigung dieser historischen Ansprüche heute nicht mehr, erscheint aber im Zusammenhang mit so lebendigem Bewuſstsein der Herkunft wie ein natürliches Ergebnis geschichtlicher Tatsachen und als deren Erfüllung.

Und doch kommt die Frage nach Ursprung und Urheimat der Rumänen nicht zur Ruhe, weil eben das Ausland sie meist anders beantwortet hat. Solche Ansichten zu widerlegen und Zweifel zu beruhigen, ist eine noch täglich wachsende, fast unabsehbar gewordene Literatur[1] entstanden, wo viel Geschick und Scharfsinn in der Verteidigung wie im Angriff in Erscheinung treten. Auſser früheren Arbeiten, besonders von Ovidiu Densusianu (Bukarest), Sextil Puşcariu (Klausenburg) und mehreren aus ihrer Schule hervorgegangenen vortrefflichen jüngeren Gelehrten, die gegebenen Orts zu nennen sein werden, ist in der letzten Zeit in Rumänien ein groſses Werk[2] von Alexandru Philippide (Jassy) dieser nationalen An-

---

(*Die Wohnsitze der Romänen im Mittelalter*) als Vorläufer seines gröſseren Buches erscheinen lassen. Gegen ihn wandte sich 1876 Julius Jung, *Die Anfänge der Rumänen*, Z. f. d. österr. Gymn. XXVII, 1—19; 86—109; 321—342 (mit einem schon damals langen Lit.-Verzeichnis); vgl. dazu die Nachschrift von W. Tomaschek S. 342—346. — Den *voitori de rĕu*, über die schon im XVII. Jh. geklagt wird, wird man mich hoffentlich nicht beizählen.

[1] Im Ausland ist sie schwer, oft gar nicht zu beschaffen. Die Unvollständigkeit bezüglich kleinerer Aufsätze findet in deren Unbedeutendheit leichter eine Entschuldigung. Eine Übersicht bis zum Jahre 1897 gab R. Briebrecher, *Der gegenwärtige Stand der Frage über die Herkunft der Rumänen* (Progr. d. evang. Gymn. in Hermannstadt 1897); eine kritische Sichtung bis 1918 K. Kadlec, *Deutsche Lit.-Ztg.* 1918, Nr. 33—35, Sp. 699ff.; zuletzt S. Puşcariu, *Studii istrorom.* II, 344—366 und sehr eingehend Al. Philippide, *Orig. Romînilor* I, 661—853. Vgl. dazu den Bericht über meinen auf dem Salzburger Philologentag am 25. September 1929 gehaltenen Vortrag „*Über die Urheimat der Rumänen*“ in den *Verhandlungen der 57. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner zu Salzburg* 1929, Leipzig, Teubner 1930, S. 103—104.

[2] *Originea Romînilor*, 2 Bände, Jassy, *Viața romînească*, 1925—1928, XL, 889 u. 829 S. — Lei 2000. — Der Verfasser ist inzwischen leider am 12. August 1933 in Jassy gestorben. Das Institut für rum. Philologie an der dortigen Universität hat eben in einer Gedenkschrift die Bibliographie seiner Werke (Bukarest, Adevĕrul 1934) gegeben. Von Anzeigen der *Originea Romînilor* hier nur einige: M. Roques, *Romania* LVI, 319—320; Jorgu Jordan, *Z. f. rom. Phil.* L, 369—377 und *Revista critică* (Jassy) I, 1ff.;

gelegenheit gewidmet worden, mit dem wir uns hier eingehend zu beschäftigen haben.[1] Der historische Unterbau dieses Werkes ist auf breitester Grundlage errichtet; auch die unvoreingenommene Haltung und der ungeheure Fleiſs des Verfassers, der ein so groſses Material zusammengetragen und bearbeitet hat, können nicht ohne achtungsvolle Anerkennung hervorgehoben werden. Es liegt an der Dürftigkeit der geschichtlichen Nachrichten und dem späten Auftreten rumänischer Sprachdenkmäler, daſs auch Philippide kein endgültiges Wort sprechen konnte, und daſs, wenn überhaupt, ein solches auch nicht so bald möglich werden dürfte.[2] Der Fragezeichen sind noch zu viele! Das zu sagen mag sonderbar scheinen, wenn man sich erinnert, daſs schon vor zwei Menschenaltern der letzte Zweifel beseitigt schien.[3] Die festen, geraden Linien aber verschwanden, je mehr an Einzelheiten bekannt wurde. Die scharfen Umrisse weichen, aber das Bild wird doch immer zutreffender. Ein Fortschritt ist also jedenfalls zu erkennen, insofern man die Urheimat nicht mehr einzig in dem historischen Raume sucht, der lange als „Wiege" galt. Auch in anderen wichtigen Punkten, so in der Zeit- und Mundartenfrage ist man heute vielleicht weniger sicher — oder besser gesagt: weniger einig — als früher. Aber es muſs gesagt werden, daſs in den letzten Jahren groſse und bedeutende rumänische Werke erschienen und sehr wichtige Aufschlüsse sprachlicher Art — da hier die Geschichte nicht helfen kann — erbracht worden sind und sich neue Ausblicke eröffnen, daſs aber Hoffnung auf Lösung der groſsen Schwierigkeiten

---

Densusianu, *Grai şi suflet* IV, 396—404; J. Nistor, *Codrul Cosminului* IV, 585—592; G. Pascu, *Arch. Rom.* XV, 113—122; J. Gherghel, *Convorb. lit.* 1927, 309—312. Ausführliches bei N. Johl, *Indogerm. Forsch.* XIff., Abteil. VII.

[1] Zwei kleinere Arbeiten, die mir aus der Wiener Univ.-Bibl. auf freundliche Bemühung von Herrn Prof. Jokl zugesandt wurden, seien auch gleich hier genannt: S. Margulies, *Die Herkunft der Rumänen*, Wiener Dissert. (Maschinenschrift) 1929; eine gute Zusammenstellung der histor. Quellen und Versuch einer Lösung (der nicht gelingen konnte); ferner A. Sacerdoţeanu, *Considérations sur l'histoire des Roumains au Moyen-Age. Mélanges de l'Ecole Roumaine en France* VI, 1928 (ersch. 1929), Paris, Gamber; S. 103—245; er versucht die volle Kontinuität zu erweisen. Vgl. dazu L. Treml, *A romànság öshazdja és a kontinuitás* 1931 (magyarisch), der das Gegenteil zu beweisen sucht (mit Literatur); derselbe, *Ungar. Jahrbücher* VIII, 25ff., IX, 274ff. Darüber Drăganu, *Dacorom.* VII, 218—224 u. 195ff. Der Aufsatz von K. Schneider in der *Zeitschrift d. Deutschen Vereins f. Geschichte Mährens und Schlesiens* XXXII, S. 94—113 war nicht erreichbar.

[2] Hoffnungsvoller spricht sich Alexe Procopovici, *Dacorom.* IV, 38 aus: *Rezultatele de până aci ne fac să credem că ne apropiem cu paşi repezi de soluţii definitive, pe urma cărora va dispărea întunerecul care învăluià epoca „străromână" şi care altă dată părea de nepătruns.* Siehe auch ebendort S. 65. Vgl. dagegen Skok, *Slavia* (Prag) IV, 129.

[3] G. Paris, *Romania* I, 239 (1872): *Il paraît maintenant hors de doute que les Roumains ne représentent pas les colons romains de la Dacie, mais sont des restes des populations romanisées de l'Illyricum et de la Mésie qui n'ont commencé à passer le Danube que depuis le XIIe siècle* (zu Roeslers Buch). Hasdeu hatte alle rumän. Stämme für norddanubisch gehalten.

erst bei weiterer Erforschung der gemeinbalkanischen,[1] der albanischen und besonders der slawischen Beziehungen[2] sowie der Sprachgeographie und Ortsnamen vorhanden ist. Vielleicht kann auch aus Hausbau und Trachten,[3] aus Volksgebräuchen, Volksdichtung, -Musik und Tanz, „lebendem Recht" u. dgl. auf alte Zusammenhänge geschlossen werden. Unabsehbar fast ist das Arbeitsfeld, das noch der Betätigung harrt. Statt der „definitiven" Wahrheit muſs man sich aber auch in der Wissenschaft oft mit der relativen begnügen.

In seiner anregenden Arbeit „*Zur Rekonstruktion des Urrumänischen*"[4] bezeichnete S. Puşcariu die „Säuberung des Arbeitsgebietes von methodischen Fehlern" als eine der beiden Aufgaben im damaligen Zustand der Forschung. Dieser Aufgabe soll im Wesentlichen auch unsere Abhandlung dienen. Die zweite, das Aufspüren neuen Stoffes — der wesentlich sprachlicher Art sein wird — muſs schon aus örtlichen Gründen meist einheimischen Kräften vorbehalten bleiben. Es wird öfters ein Fragezeichen gesetzt werden müssen, wo schon ein gesichertes Ergebnis vorzuliegen schien. Für alle Arbeiter an diesem nationalen Werke, wo die Begeisterung und der Eifer sich oft leidenschaftlich erhitzt haben, sollte aber das Mahnwort von Gaston Paris (*Romania* I, 22) gelten: „*Les faits seuls parleront; nous ne les choisirons ni ne les interpréterons avec aucune idée préconçue*".[5]

I.

Über den Umfang der römischen Provinz *Dacia traiana* besteht, wie es scheint, keine einheitliche Vorstellung.[6] So wie die historischen

---

[1] P. Skok spricht einmal von einer *Linguistique interbalkanique*. Die Grundlagen dieser neuen Wissenschaft bei Kr. Sandfeld, *Linguistique balkanique, Problèmes et Resultats* (Soc. de linguist. de Paris XXXI) 1930, vgl. *D. Lit.-Ztg.* 1932, Heft 25, Sp. 1172—1176.

[2] *A l'heure qu'il est, on ne saurait encore songer à la solution définitive d'un problème aux proportions aussi considérables* sagt Skok, *Slavia* IV, 129.

[3] Vgl. dazu T. Papahagi, *Images d'ethnographie roumaine* 3 Bde, 1928—1934, Bucarest. Weigand hat öfters auf die volkskundliche Seite der Frage hingewiesen.

[4] Beihefte der *Zeitschrift f. rom. Philologie* XXVI (1910), S. 18.

[5] Vgl. auch O. Densusianu, *Hist. langue roum.* I, XXX—XXXI; S. Puşcariu, *Dacorom.* I, 73: „*Eliminând tot ce nu aparţine chestiunei, nepreocupaţi în alte direcţii, încetul cu încetul ajungem să vedem clar şi just.*" Dazu Hasdeu, *Etymol. Magnum Romaniae* III, S. VI. . . . *totuş nu m'aş sfii o singură clipă de a spune adevĕrul în faţa tuturora.* Das ist auch Philippides Grundsatz und der unsere: *cercetarea rece, dar cu mult mai folositoare,* wie Puşcariu gesagt hat (*Convorbiri liter.* XLIV, 2, 1910).

[6] Diese *Dacia incerta* ist dreimal gröſser als die von den Römern wirklich kolonisierte neue Provinz, vgl. Roesler, *Rom. Stud.* S. 46; G. Paris, *Romania* VII, 609—612; Jul. Jung, *Die romanischen Landschaften des röm. Reichs* 1881, S. 335, 395; Ders. *Römer und Romanen in den Donauländern* 1877, S. 105; Ov. Densusianu, *Hist. de la langue roumaine*, Paris, E. Leroux 1901 ff., I, 316; Ilie Bărbulescu, *Arhiva* (Jassy) XXIX, S. 161. Die Theiſs im Westen und der Dniester (Tyras) im Osten sind nur geographische Linien. Römische Kastelle und Wälle (zwei in Bessarabien) gibt es natürlich auch dort und Geldfunde durch Verschleppung.

Atlanten sie oft darstellen, wären ihre Grenzen ungefähr die des heutigen rumänischen Staates (nördlich der Donau) gewesen. Diese auffällige Übereinstimmung hat H. Kiepert[1] und auch Neuere verführt, an die nie unterbrochene Fortdauer der romanisierten Bevölkerung auf so weitem Gebiete zu glauben.[2] Für die römische Kolonisierung kommt aber nur das Kernland,[3] nicht die ihm vorgelagerte breite militärische Interessenzone in Betracht. Die römische Herrschaft in Dacien dauerte 165 Jahre, doch waren die Römer in der letzten Zeit nicht mehr die Herren. Mit der Preisgabe der Provinz durch Aurelian (im Jahre 271, wie angenommen wird) erlöscht hier für beinahe tausend Jahre jedes Licht über dieses Volk, indessen die Nachrichten über dasselbe auch in Mösien während des 7. bis 9. Jhs. vollständig fehlen.[4] So konnte im Jahre 1910 Pușcariu[5] ohne Übertreibung sagen: „Wir wissen über die Geschichte und die Wohnsitze der Urrumänen so gut wie nichts Positives“ und wieder, fast ein Vierteljahrhundert später,[6] Al. Brückner (Berlin): „Kein anderes Volk in Europa hat eine gleich dunkle Vorgeschichte wie die Rumänen“. Die wenigen und kurzen Angaben der alten Historiker

---

[1] *Lehrbuch der alten Geographie* 1878, S. 337, A. 3. Dazu Philippide, *Orig.* I, § 205: *e însă o simplă coincidență.*

[2] Vgl. S. Pușcariu, *Transilvania* II (1929), S.-A. S. 3: *Dacă, după sute de ani de tăcere, istoria ne arată pe Români tocmai în regiunile locuite odinioară de Romani, este pentrucă ei au continuat să trăiască în aceste locuri.* Er meint damit wohl nicht das ganze heutige rumänische Gebiet; ebenso wenn er *Studii istroromâni* II (1926), S. 353 schreibt: . . . *continuitate în toate regiunile odinioară romane, în care după un hiatus de câteva veacuri reapar Românii în istorie.*

[3] Das mittlere und südwestliche Siebenbürgen und die Kleine Walachei (Oltenien). Nach Kiepert, *Lehrbuch* S. 335 scheint im nordöstlichen Bergland von Siebenbürgen die einheimische (dacische) Bevölkerung sich unvermischt erhalten zu haben. Das Banat bis zur Marisia bildete damals als Schutzgebiet einen Teil von Moesia superior. Über die Grosse Walachei vgl. Kiepert, *Lehrb.* S. 3; Scheludko, *Balkan-Archiv* III, 256; sie war von der röm. Besetzung und Kolonisierung nur wenig betroffen worden und schon im Jahre 238 aufgegeben. Kieperts Atlas *Formae orbis antiqui* 1894 weist das Land der Provinz Moesia inferior zu und verzeichnet auf dem linken Donau-Ufer östlich von der Aluta keine Städte, ebensowenig die *Tabula Peutingeriana.* Vgl. dazu Philippide, *Orig.* I, 420.

[4] Die Inschriften in der Dacia traiana hörten 268, die Münzprägung schon 257 auf. Nach Philippide *Orig.* I, 353, 401 sind auch in Moesia sup. die letzten Inschriften schon aus dem Jahre 287. Hier war es nicht die Flucht der amtlichen Welt, sondern vielleicht der Zufall, der nichts Späteres ans Licht gebracht. Über das Datum der Preisgabe von Dacien vgl. Filip Horovitz (1928) *Când încetează stăpânirea romană în Dacia traiana?*, und C. Daicovici, *Dacorom.* VI, 482, eine schwierige und noch immer ungelöste Frage, die schon Th. Mommsen, *De provinciae Daciae origine et fine* im *Corpus Insc. Lat.* III, 160 behandelt hatte.

[5] *Zur Rekonstruktion des Urrum.* S. 18; *Dacorom.* IV, 1346. Vgl. auch Joan Bogdan, *Istoriografia română și problemele ei actuale* (Discurs. Acad. Rom. XXVII, 1905, S. 16): *Originile poporului nostru, asupra căruia știrile istorice mai precize încep abià cu sec.* XIII, *sunt învăluite într' un adânc întuneric.*

[6] *Deutsche Lit.-Ztg.* 1933, Heft 26, Sp. 1220.

über den Abzug der Römer aus Dacien werden daher immer aufs Neue — und verschieden — zu deuten gesucht. Diese entscheidenden Stellen sind aber weder unklar noch widersprechend. Wenn sie alle auf eine einzige Quelle, nämlich Flavius Vopiscus (erstes Jahrzehnt des 4. Jhs.) zurückgehen, bedeutet dies immerhin eine Verstärkung seiner Autorität. Die Berichte gleichen einander sehr und weichen nur in Kürze oder Ausführlichkeit ab. Letztere könnte bei dem geringen Zeitraum, der zwischen dem Ereignis lag, auf Ergänzung durch die Tradition zurückzuführen sein. Die Zuverlässigkeit des Berichts in Zweifel zu ziehen, ist nur möglich, wenn der Geschichtsschreiber sich auch sonst als wenig glaubwürdig erwiesen hat.[1]

Vopiscus (*Aurelianus* c. 39) berichtet kurz folgendes: *Cum vastatum Illyricum ac Moesiam deperditam videret, provinciam transdanuvinam Daciam, a Traiano constitutam, sublato exercitu et pro-*

---

[1] Zur Quellenkritik vgl. u. a. Roesler, *Rom. Stud.* S. 68; Jung, *Römer und Romanen* 243, A. 1; Xenopol, *Teoriea lui Roesler* II, 83 ff.; Philippide, *Orig.* I, 421 ff., 423 A., 425 A. 1, 740 und besonders N. Iorga, *Le problème de l'abandon de la Dacie par l'empereur Aurélien* in Rev. hist. du sud-est européen I (1924), 37—58, Paris, Gamber. Iorga beseitigt die Hauptquelle (Vopiscus) durch den Verdacht einer Interpolation (S. 43 *style d'une simple interpolation*). Eutropius, Sextus Rufus und Aurelius Victor werden von Iorga nicht höher bewertet als Vopiscus. Nicht nur die Aufgabe der Provinz Dacien, sondern selbst die Errichtung der *Dacia nova* (*ripensis et mediterranea*) ist in Zweifel gezogen. Hier hätte es sich nur um eine huldigende Titulatur (nach Trajan) gehandelt; im Grunde genommen hätte sich also 271 eigentlich wenig geändert. „*Aurélien n'avait donc fait autre chose que délimiter le rayon militaire ‚défensible' de l'ancienne Dacie, qu'il étendit et consolida même, au lieu de restreindre et d'abandonner, et en étendre ce nom sur la Mésie occidentale pour honorer Trajan* ..." S. 46 ff. Anstelle des röm. Heeres wären jetzt gotische Bundesgenossen (*il n'y a que des fédérés établis sur la rive gauche du Danube*), das wäre alles. Die got. Stämme der Taiphalen, Victophalen und Thervinger, von denen Eutropius im tempus praesens (*in his agris quos nunc habent* VIII, 2) spricht, halten Iorga nicht ab (*il n'est pas question donc d'un État ayant remplacé un autre*), aber uns stört auch das Perfekt bei Erwähnung der Gründung der Provinz Dacien: *Ea provincia* (*Decebalo victo*) *decies centena milia passuum tenuit*. So spricht einer nicht, wenn man die Provinz noch hat und sich nichts änderte. — Vgl. noch Jung, *Roman. Landschaften* 402 ff.; Philippide *Orig.* I, 420 ff. — Puşcariu, *Stud. istrorom.* II, 359 ff. hält wie Iorga an Dacien fest, nur nicht in so uneingeschränkter Zugehörigkeit zum Reich: *Dacia traiana* sei eine *area lateralis* zum röm. Staat geblieben, die manchmal wieder damit in Verbindung stand. Zur Kritik vgl. jetzt auch P. Mutafčiev, *Bulgares et Roumains dans l'histoire des pays danubiens*, Sofia, G. Danov 1932, S. 41—79, 304—308 mit der Literatur über die *Historia Augusta* S. 306—307; Sacerdoţeanu S. 176 ff.; N. Drăganu, *Românii în veacuri* IX—XIV (1933), S. 29—30; ferner die Arbeiten von Homo, *Essai sur le règne de l'empereur Aurélien*, Paris 1914; Hohl, Baynes, Fisher u. a. Daſs Dacien in der Liste der röm. Provinzen weitergeführt wurde (Sacerdoţeanu S. 178), ist kein Beweis. In der Titulatur des österr. Kaisers war neben den Namen aller einst beherrschten Länder auch der Titel eines Königs von Jerusalem aus der Kreuzzugszeit. Über „*Die Gotenbewegung und die Aufgabe der Provinz Dacien*" (magyar.) von Alföldi A. vgl. Jokl, *Idg. Jahrb.* XVI, VII, 2 und XVII, VII, 1. Wie Treml nimmt auch Alföldi vollständige Räumung der Provinz an.

vincialibus reliquit, desperans eam posse retineri, abductosque ex ea populos in Moesia collocavit ... Und Eutropius IX, 15 *provinciam Daciam* ... *intermisit, vastato omni Illyrico et Moesia, desperans eam posse retineri abductosque Romanos ex urbibus et agris Daciae in Moesia collocavit* ... also mit fast denselben Worten, aber *ex urbibus et agris* hinzufügend (doch nicht notwendig aus Eigenem). Sextus Rufus (im Jahre 369): *Daciam* ... *provinciam fecit, quae in circuitu decies centena milia passuum habuit* (Perf.), *sed sub Gallieno Imperatore amissa est et per Aurelianum, translatis exinde Romanis duae Daciae in regionibus Moesiae* ... *factae sunt.* Die Anhänger der nie unterbrochenen Besiedlung stützen sich auf das Wort *provincialibus* bei Vopiscus, in dem sie eine Bezeichnung für Beamte, vielleicht auch reiche Stadtbewohner, Kapitalisten[1] erblicken; die Gegner weisen aber auf den Ausdruck *populos* bei ihm hin, in welchem keine andere Auslegungsmöglichkeit liegt, als daſs die groſsen Massen abgeführt wurden; und Eutropius sagt mit *Romanos ex urbibus et agris* nichts anderes, nur noch deutlicher. Es ist unmöglich, wie es oft geschieht, nur von Beamten oder gar nur von der abziehenden militärischen Besatzung[2] zu sprechen. Es ist bekannt, daſs Hadrian, der schon die Donaubrücke abtragen gelassen, den Plan gefaſst hatte, Dacien wieder aufzugeben und nur davon abstand, um nicht die vielen römischen Bürger in jener Provinz den Barbaren preiszugeben.[3] Sollte Aurelian diese Rücksicht oder Besorgnis, die *cives* betreffend, nicht auch gehabt und bloſs die Legionen weggeführt haben? Oder dachte er als Landeskundiger (in Moesien oder Sirmium geboren), daſs keine solche Gefahr bestünde? Die Abwanderung scheint auch nicht fluchtartig vor sich gegangen zu sein, sondern in Ausführung eines Übereinkommens des Kaisers mit den Goten,[4] wie schon aus der langen Frist hervorgeht, innerhalb der das Ereignis sich vollzog. Da ein Zwang zur Abwanderung wohl nicht ausgeübt wurde,[5] mögen manche, die einheimische Frauen oder Grundbesitz

---

[1] Puşcariu, *Urrum.* S. 67—68.

[2] So schon Petru Maior (1812), s. Philippide, *Orig.* I, 678. Iorga, *Istoria Românilor pentru poporul român*, 2. Aufl. 1910, S. 27: *atunci soldaţii plecară. aşezându-se în Moesia, care fu numită şi ea Dacia*; derselbe, *Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur*, Hermannstadt 1929, S. 39. Ebenso Sacerdoţeanu S. 176. Anders Homo a. a. O. S. 306, A. 2.

[3] Eutropius VIII, 6 *provincias tres reliquit quas Traianus addiderat* ... *Idem de Dacia facere amici deterruerunt, ne multi cives romani Barbaris traderentur.* Vgl. Philippide, *Orig.* I, 621—622.

[4] Vgl. Roesler a. a. O. S. 50; Jung, *Roman. Landschaften* 403 „vertragsmäſsig". Solche Verträge mit den Barbaren kennt die Geschichte schon vor Trajan, vgl. Philippide, *Orig.* I, 173 ff.

[5] Aber selbst bei Zwang und Drohung wollten die röm. Kolonisten z. B. in der an der persischen Grenze gelegenen Stadt *Nisibis* zur Zeit Jovianus' (seit 363) nicht vom Platze weichen und lieber sich allein verteidigen als abziehen. Vgl. den ergreifenden Bericht bei Ammianus Marcellinus XXV, 9, 2 (bei Iorga, *Rev. hist. sud-est europ.* I, 52—53) der mehr sagt, als der rumän. Historiker sonst beweisen wollte: ... *manusque tendentes orabant ne imponeretur sibi necessitas abscedendi, ad defendendos*

oder sonst Freude am schönen Lande, auch solche, die nichts zu fürchten und zu verlieren hatten, wie z. T. die Arbeiter in den Gold- und Salzbergwerken, zurückgeblieben sein,[1] das Risiko auf sich nehmend. Nach den Worten der Geschichte und allem, was sich später zeigte, ist aber jedenfalls nicht die Mehrheit der römischen Bevölkerung im Lande verblieben.[2]

Nun hat sich, wie schon Jung[3] hervorgehoben, etwa 200 Jahre später (488) in Noricum und Vindelicien, allerdings hier nach dreimal längerer römischer Herrschaft, eine ähnliche, von oben herab angeordnete Räumung römischen Koloniallandes vollzogen. In dem Berichte[4] über den Befehl Odovakers an seinen Bruder, der ihn auszuführen hatte, heiſst es: *universos iussit ad Italiam migrare Romanos,* und als Ergebnis des Auftrags: *universi compellebantur exire.* Mit *Romanos* sind unterschiedslos alle gemeint (Soldaten und Bürger) und das zweimalige *universi* läſst anscheinend keine Ausnahme zu. Und doch wissen wir diesesmal ganz sicher, daſs der Abzug nicht ausnahmslos durchgeführt wurde, die Behörde auch wohl kein Interesse daran hatte, sobald sie der Verantwortung ledig war. Noch zu Anfang des 9. Jhs. gab es nämlich auf den Gütern des Stiftes St. Emmeram in Regensburg und des Erzstiftes St. Peter in Salzburg zinspflichtige wälsche Bauern in erheblicher Anzahl,[5] in eigenen

---

penates se solos sufficere sine adjumentis publicis ... Aber alles Flehen beim römischen Befehlshaber nützte ihnen nichts: *intra triduum omnes jussit excedere moenibus* ... *Adpositis itaque compulsoribus, mortem, siqui distulerit egredi, minitantibus* ... *per omnia civitatis membra una vox cunctorum erat gementium cum laceraret crines matrona exsul fuganda laribus in quibus nata erat* ... *et turba flebilis, postes penatium amplexa vel limina, lacrimabat.*

[1] Vgl. S. Puşcariu, *Transilvania* II, S. — A. S. 3: *Cu armata şi oficialitatea a plecat şi o parte din provinciali, pe când populaţia săracă şi cei ce nu aveau nici un interes să se solidarizeze cu Imperiul, rămaseră la vetre.*

[2] Vgl. auch Philippide, *Orig.* I, 658 *populaţiea romană* ... *emigrase cu vremea în mare parte de-a dreapta Dunării şi se redusese la mici resturi.* Dagegen Diculescu, *Die Gepiden* (1922) I, 170; auch Marienescu a. a. O. S. 154 *în număr mare au rămas permanenţi în Dacia.* Auffallend wäre dabei, daſs aus der späteren Zeit keine Funde gemacht werden konnten, da doch von den Westgoten von Mitte des III. bis zweite Hälfte des IV. Jhs. archäologische Zeugnisse vorhanden sind (vgl. Philippide, *Orig.* I, 312, A. 2) wie gerade Diculescu hervorhob. Über die Arbeiten von C. Patsch s. *Dacorom.* VII, 504.

[3] Vgl. Jung, *Römer u. Romanen* 1. Aufl. S. 84ff., 184, 232 u. a.

[4] Eugipius, in Ufernoricum nach 455 geboren (vgl. Büdinger, *Wiener Akad. Sitz.-Ber.* 91 [1878] S. 800), also Zeitgenosse des Ereignisses, schreibt um 511 in der *Vita S. Severini,* cap. 45: *Onuolfus vero praecepto fratris* (i. e. *Odoacri*) *admonitus universos iussit ad Italiam migrare Romanos* ... *Universi per comitem Pierium compellebantur exire.* Vgl. Jung, *Rom. Landsch.* 450; A. Budinszky, *Die Ausbreitung der latein. Sprache* 1881, S. 167, A. 53.

[5] Im Jahre 798 werden um Salzburg 324 zinspflichtige Höfe mit roman. Bauern (*Romani tributales*) im Indic. Arnonis erwähnt, nach Kiepert, *Lehrbuch d. alten Geogr.* S. 367, A. 2 auch noch für spätere Zeit. Vgl. Jung, *Röm. u. Romanen* 184, *Rom. Landsch.* 460ff., auch Iorga, *Revue hist. sud-est europ.* I, 39. Aber die Einfälle der Avaren und Magyaren über die Enns waren leichter zu überstehen als die nicht endenwollenden Völkerstürme in Südosteuropa.

Dörfern (*vici Romanisci*) siedelnd, die noch heute in Ortsnamen wie *Walchen* oder (auf ihre unfreie[1] Stellung bezug nehmend) *Barschalken* (oder ähnlich) eine sichtbare Erinnerung zurückgelassen. In Noricum wie in Dacien kam zum Auftrag der Abwanderung noch die Barbarenfurcht; in beiden Ländern aber wohnten bereits vorher einzelne Gruppen von Germanen mitten unter der römischen Bevölkerung[2] und waren ihr wohl kein so schreckhaftes Volk mehr, wie die historischen Berichte glaubhaft machen wollen. Es mehren sich die Stimmen derer, die in der Völkerwanderung keine solche Kulturkatastrophe[3] schreckhafter Art sehen, ohne daſs wir die Gewalttätigkeiten und Plünderungssucht, die solchen Zeiten eigen sind, damit leugnen möchten.[4] Es ist unseres Erachtens wohl zu wenig beachtet worden, daſs lange vor dem Jahre (271), wo der kaiserliche Verzicht auf Dacien erfolgte, sich verschiedene Goteneinfälle dort ereigneten. Schon unter Caracalla (211—217) trat dieses Volk auf; im Jahre 242, 248, 249 gibt es heftige Kämpfe mit ihnen und seit 260 ist das Land in ihren Händen. Die Goten waren also für die römischen Kolonisten dort keine völlig neue Erscheinung mehr,[5] wenn es begreiflicherweise auch nicht einladend sein mochte, ein so ungewisses Schicksal auf sich zu nehmen. Die frühe Annahme des Christentums bei den Goten (364—375), der Fund von Pietroasă, neuerdings die Runeninschriften mit dem Wolfs- und Menschenkopf auf den beiden Steinen von Buneşti[6] u. a. m. zeigen Bildungsfähigkeit und eine nicht kunstlose Art. Sie waren aus der schon damals ungestillten germanischen Not an Lebensraum auf Landsuche begriffen und Grausamkeiten, wie solche von anderen Barbaren auf dem Balkan be-

---

[1] Vgl. darüber Drăganu a. a. O. S. 23 u. A. 3; S. 24, A. 4. Ob freier oder unfreier Knecht ist hier gleichgültig.

[2] Vgl. Eugipius, *S. Sev.* c. 31 *Romani benevola cum Rugis societate vixerunt* (Jung, *Röm. Landsch.* 444, A. 1).

[3] Vgl. Prof. Erna Patzelt, *Die karolingische Renaissance*, Wien 1924, S. 33. Ein Schreiben Karls d. Gr. vom Jahre 786 weist spät zwar, aber treffend beim byzantinischen Kaiser den Hochmut gegenüber den sog. Barbaren zurück: *quam quidem sacrilegam impietatem ita nullos antiquorum regum reperimus habuisse, sicut et pene nullam gentem tantae crudelitatis tantorumque servitiis subditam, ut illam uspiam legimus exstitisse* (ibid. S. 124). Die röm. Geschichte liefert hierzu die Beispiele. Vgl. ferner Salvian bei Jung, *Röm. Landsch.* 437; Diculescu, *Dacorom.* IV, 505 *Popoarele germanice, mai ales goto-scandinave .... apreciind binefacerile civilizaţiei ... n-au distrus, şi n-au desfiinţat. Rolul acesta l-au jucat Slavii.*

[4] Allerdings waren nicht alle Stämme gleich. Die Heruler Odovakers zerstörten mit groſser Wildheit Juvavum (Salzburg) elf Jahre (477) vor dem Ereignis, das uns hier beschäftigt.

[5] ... *quos diurnitas ... prope incolas effecerat* bei S. Aurelius Victor (2. Hälfte des IV. Jhs.) *Caes.* 34; vgl. Jung, *Röm. Landsch.* 402.

[6] Vgl. I. Bianu, *Inscripţii în limba gotica şi în caractere runice descoperite lângă Folticeni*, Acad. Rom. mem. sect. lit. ser. III, t. V, mem. 3, S. 1—10 mit 5 Tafeln. 1931. Dazu S. Feist, *Z. f. deutsches Altert.* LXIX, 216—220. Vgl. auch G. Kossina, *Altgerm. Kulturhöhe*, 2. Aufl. 1931.

richtet[1] wurden, waren ihrem Wesen fremd und ihnen auch nicht nachgesagt worden. In Pannonien, Italien, Frankreich wurde ihre Herrschaft von den Romanen als milde empfunden.[2] So wird man zweifeln dürfen, ob die kleinen Leute aus Angst vor ihnen samt und sonders aus der Dacia traiana weggezogen sind.[3] Es gab dort noch immer halb- und nichtromanisierte Dacier,[4] denen jetzt der Zuzug von freien Stammesgenossen aus den nördlichen und östlichen Bergen einen Rückhalt geben konnte, wenn die neuen Herren, die Goten, unerträglich würden. An diesem Teil der einheimischen Bevölkerung der sich von römischer Kultur bisher fern gehalten hatte, fand aber die lat. Sprache der Zurückgebliebenen natürlich keinen Rückhalt. So wäre es begreiflich, wenn sie langsam erlosch, wie auch Philippide[5] es für wahrscheinlich hält, während sonst allgemein in Rumänien nicht bloſs an die Fortdauer der römischen Siedlung, sondern auch der Sprache (*conservation d'un élément latin, sans doute assez important*) geglaubt wird.[6] Doch nicht nur die gotische Herrschaft (271—375) ist auf die römische gefolgt. Schlimmere Zeiten kamen mit den Hunnen (375—453) und nach den „ruhigen" Gepiden (453—566)

---

[1] Wie z. B. das Pfählen der Gefangenen, vgl. Procopius, *De bello gotthico* III, 38, anno 551, bei Philippide, *Orig*. I, 410; Diculescu *Dacor*. IV, 505.

[2] Vgl. Ammianus XXXI, 6, 6ff. Goten als Befreier der Unterdrückten in Thracien; anders XXXI, 5, 17; 6, 7. Über die Gotenherrschaft in Pannonien vgl. Jung, *Rom. Landsch*. 451; in Frankreich Salvian († um 480), *De gubern. Dei* V, 8 *Et miramur si non vincuntur a nostris Gothi, cum malint apud eos esse quam apud nos Romani* (Jung, *Röm. Roman*. 183, A. 2); in Spanien Orosius VII, 41 *Romani qui . . . malunt inter barbaros pauperem libertatem quam inter Romanos tributariam sollicitudinem sustinere*, vgl. Jung, *R. Landsch*. 84, A. 1; 266—272, 437 u. a. Jordanes (6. Jh.) nennt die Gepiden eine *quieta gens* (vgl. Diculescu, *Gep*. I, 22).

[3] Wie bei Ankunft der Römer im Jahre 107. Die Siegessäule Trajans in Rom zeigt Massen flüchtender Daker in den Reliefs (s. auch Densusianu, *Hist. l. c.* I, 15). H. Schuchardt, *Vokalismus d. Vulgärlat*. III, 41 zu 97, 15—18 (wohl unter dem Eindruck von Roeslers Schrift *Dacier u. Romänen*, Wiener Akad. Abh. LIII, 9—92): „Aurelian siedelte die ganze röm. Bevölkerung nach dem rechten Donauufer über und an eine Fortdauer röm. Sprache auf dem linken ist nicht zu denken". Weniger sicher aber ist Sch. im *Literar. Zentralblatt* (Leipzig) 1875, 380.

[4] Noch Commodus hatte 12000 freie Daker im Lande angesiedelt, vgl. Roesler, *Rom. Stud*. 44; Kiepert, *Lehrbuch d. Geogr*. S. 335. Noch im Jahre 236 hatte das dakische Volk sich dort erhoben, vgl. Diculescu, *Gepiden* I, 29.

[5] *Orig*. I, 427. Pannonia inferior habe viel länger (vom Jahre 5—377, dem Namen nach sogar bis 582) zum röm. Reich gehört (Sirmien durch drei groſse Flüsse geschützt) und doch . . . *şi cu toate acestea populaţiea romană veche . . . s-a stîns*, a *dispărut. Prin ce minune s-ar fi putut păstra multă vreme populaţiea veche a Daciei traiane?* — Aber I, 659 ist auch er unsicher und zweifelhaft geworden: *Din vechea populaţie romană de dea stînga Dunării au rămas locului . . . numai puţine resturi. Dacă această populaţie romană rămasă . . . şi-a păstrat limba romană până la venirea Romînilor, şi n-a schimbat-o cumva cu vreo limbă barbară oarecare, nu se poate şti . . . Daci romanizaţi în Dacia însăş au fost în mic număr* (I, 855).

[6] Vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 289, 214, 301ff.

durch die Avaren (566—799) und in deren Gefolge die Slawen. Zuletzt noch erschienen die Magyaren, die Petschenegen und Kumanen (Türkvölker) und die Mongolen (1241). Nur durch ein Wunder — um Philippides treffendes Wort[1] zu gebrauchen — könnten die Nachkommen der römischen Kolonisten im engeren Raum von Dacien sich und ihre Sprache erhalten haben. Vielleicht ist ihnen aber noch rechtzeitig durch Zuwanderung Verstärkung zuteil geworden.

Der „Hiatus von Jahrhunderten",[2] der in der Geschichtsschreibung nach der Aufgabe von Dacien einsetzt, ist nun natürlicherweise ein Raum, wo die Phantasie sich auswirken kann. Die byzantinischen Historiker hatten bald andere und wichtigere Ereignisse zu schildern gehabt, und über das nördliche Donauufer hinaus bestand vielleicht kein grofses Interesse mehr.[3] So konnten — wie man vermutet — die als Gebirgsbauern und Hirten im Lande gebliebenen römischen Reste möglicherweise im Schatten der Geschichte bleiben.[4] Andererseits soll nicht vergessen werden, dafs später doch noch manches aus Siebenbürgen berichtet wurde, so über Verhältnisse aus der Gepiden- und Slawenzeit. Das Argument des Schweigens ist auch im Hinblick auf Nachrichten aus Noricum, das oben zum Vergleich herangezogen wurde, vielleicht nicht ganz bedeutungslos. Dem Schweigen der Geschichte steht die ganz unbefriedigende Auskunft der Orts- und Flufsnamen im Raum des trajanischen Dacien zur Seite.[5] Die Städte verschwanden ja in der Völkerwanderungszeit

---

[1] *Orig.* I, 427.

[2] Vgl. Puşcariu, *Studii istrorom.* II, 353.

[3] Doch gibt es im VII. Jh. noch immer eine ziemlich grofse Anzahl von anderen Nachrichten, vgl. Mutafčiev a. a. O. S. 80. Von den Romanen südlich der Donau aber gibt es von 600—980 auch „kein geschriebenes Wort" vgl. Tomaschek, *Zur Kunde der Haemus-Halbinsel* 1882, S. 480.

[4] Die früheste Erwähnung von Aromunen beim Kastoriasee (976) und von Dacorumänen in der oberen Moldau (1164) wird auch nur dem zufälligen Umstande verdankt, dafs dort ein bulgarischer Prinz von ihnen ermordet, hier ein byzantinischer auf der Flucht ergriffen und ausgeliefert worden war. Von den Albanesen haben wir bis zum XI. Jh. keine Kunde (vgl. Capidan, *Dacorom.* II, 486), obgleich zahlreiche ältere Nachrichten über das Gebiet vorhanden sind, das als ihre Heimat angesehen wird. Ochrida war der Sitz der letzten bulgar. Herrscher bis zur Vernichtung des ersten Reiches (1018), also keine entlegene oder verschwiegene Gegend. Merkwürdiger ist das Schweigen in betreff der Balkanromanen bei Procopius, *De bello gotthico* III, 33; IV, 25, wo er berichtet, dafs die Illyrier und Thraker durch die Slawen in der kurzen Zeit von 20 Jahren vernichtet und zerstreut worden seien. Waren die Romanen davon nicht betroffen worden (etwa wegen ihrer befestigten Städte)? Vgl. aber unten Porphyrogenetes S. 671, A. 2.

[5] *„Nicăiri, pe tot teritoriul ocupat, în sudestul european, odinioară de o populaţie romanică, nici în Nordul Dunării, dar nici în Peninsula Balcanică, nu avem nici un singur nume topic conoscut din epoca latină . . . care să apară azi în româneşte în forma corespunzătoare cu legile fonologice române"*, Puşcariu, *Dacorom.* IV, 1347 ff., VI, 525 ff. Auch hier mag auf Noricum und Rhaetien verwiesen werden, wo aber nicht wenige Ortsnamen in deutscher Lautgestalt (vgl. *Laureacum* > *Lorch*, *Lentia* > *Linz*, *Batava* (*Castra*)

(meist auch südlich der Donau); aber die Flußnamen, die sich im allgemeinen leichter erhalten, tragen, wo sie bewahrt sind, slawische Züge.[1] Eine menschenleere Gegend ist nach Abzug der „Provinzialen" zu Aurelians Zeit zwar nicht zurückgeblieben, sonst hätte, wie östlich (vielleicht mit Ausnahme des Prut) und größtenteils auch südlich der Karpathen, eine Neubenennung stattgefunden; aber ob die doch erst später einrückenden Slawen von Daciern, Romanen oder von Gepiden die noch erhaltenen Namen übernommen haben, ist schwer zu entscheiden.[2] Es ist bekannt, daß barbarische Namen oft nicht

---

> *Passau, Licus* > *Lech*, (*ad*) *Pontes* > *Pfunzen*, *Celeusus* > *Kelsbach* und viele andere) überliefert, also erbwörtlich sind. Die Entwicklungsreihe ist nicht unterbrochen.

[1] Auch die Slawisten sind mit der überlieferten slaw. Lautgestalt nicht zufrieden, vgl. über Melich in *Dacorom.* IV, 1348, A. 1. Von den siebenbürgischen Namen galt bisher *Crişul* (*Crisius*) als rumänisch einwandfrei (vgl. Puşcariu, *Zur Rekonstr. d. Urrum.* S. 75, und anderwärts). Nun sehen wir aus Drăganu, *Românii în veacurile* IX—XIV, S. 313—319, daß auch hier allerlei Schwierigkeiten bestehen und nur soviel sicher scheint, daß die rum. Gestalt nicht auf der ungar. beruht. Nach Melich, *Z. f. slav. Phil.* IX (1932), S. 92 geht auch der slaw. Name für den *Mureş* nicht auf die lat., sondern eine thrakisch-dacische Gestalt zurück (vgl. dazu Drăganu a. a. O. S. 496—499 und bezüglich der übrigen größeren siebenbürg. Flüsse: *Someş* S. 474, *Târnava* S. 499, *Olt* 536ff., *Timiş* 244 u. a.; *Dacor.* VII, 248). Zu den Flußnamen vgl. auch Philippide, *Orig.* I, 457—460; 703.

[2] Man ist jetzt geneigt anzunehmen, daß nicht die latein. Form eine Fortsetzung erfahren habe, sondern neben ihr die alten volkstümlichen (dacisch-thrakischen) Namen weitergelebt haben und nach slaw. oder anderer Umgestaltung auf uns gekommen sind. Schon D. Onciul, *Teoria lui Roesler* (Convorb. Liter. 1885, XIX, 182ff.) dachte an die Einmischung eines fremden Elements. Pârvan, *Getica* S. 287 glaubte, daß die Topographie bei Ankunft der Slawen nicht römisch, sondern fast ganz dacogetisch war (vgl. *Dacorom.* V, 734, 737), was aber voraussetzen hieße, daß die Römer größtenteils ausgewandert waren. Es konnte auch sein, daß die amtlichen lat. Namen nie volkstümlich geworden waren. So lebt der alte thrak. Name *Pulpudeva* für Philippopel im bulgar. *Plovdiv* noch heute, vgl. über die Form Skok, *Z. f. Ortsnamenforsch.* I, 85; VII, 34—55; *Indogerm. Forsch.* XLVII, 204; Philippide *Orig.* I, 281. Oder der keltische Name für *Regina Castra* (Regensburg): *Radasbona* hat sich im Französischen (*Ratisbonne*), Italienischen und Spanischen erhalten und erscheint in dieser älteren Gestalt in lat. Heiligenlegenden des VIII. Jhs., vgl. Kiepert, *Lehrb. d. alten Geographie* 1878, S. 367, A. 2 und Schnetz, *Z. f. Ortsnamenforsch.* VI, 141—145. So ist es auch denkbar, daß im rum. Stamm für die Donau: *Dúnăre* eine andere als die lat. oder keltische Form steckt. Aus *Danubius*, *Danúvius* ist auch durch Vermittlung des Gotischen oder Slawischen allein kein rum. *Dunăre* möglich. Das Problem ist 100 Jahre alt und noch nicht völlig gelöst: es besteht zunächst in der Veränderung des Wortstammes: *Dánu* > *Dúna* (worin Skok, *Slavia* VII, 726 eine bloße Metathese sieht) und im Suffixtausch. Die griech. Schriftsteller (Strabo, Ptolemäus) schreiben *Δανου-*, die Goten sollen nach dem Pseudo-Caesarius v. Nazianz *Δούναβις* gesprochen haben. Dieser letztere Stamm (got. *Dunavi*) findet sich auch im Mittel- und Neugriech., im Slaw. und von da aus im Ungarischen und Türkischen. Das Suffix *-ris* wird von mehreren für thrakisch erklärt, der Stamm für kelt., iranisch, skythisch usw. Aus der großen Lit. (vgl. auch jetzt Drăganu, a. a. O. S. 576—581) seien hier nur M. Foerster, *Z. f. slav. Phil.* I, 1—25; Gamillscheg, ebenda III, 149—154 (vgl. *Dacorom.* V, 798

vollständig latinisiert wurden und schwer zu deuten sind.[1] Selbst Neubenennung gestattet nicht immer, einen Wechsel der Bevölkerung anzunehmen und die Gründe sind sehr mannigfacher Art.[2] So wertvoll also die Erhaltung eines alten Namens sein kann, so unsicher kann unter Umständen ein Schluſs aus veränderter Gestalt werden.

Als ein weiterer Beweis[3] gegen die Fortdauer des romanischen Elements in Dacien wird das Fehlen germanischer Wörter im Rumänischen angeführt. Angesichts der Dauer[4] der gotischen (271—375) und gepidischen (453—566) Herrschaft und des Umstandes, daſs Goten, soweit solche auf der Balkanhalbinsel zurückblieben, und Gepiden in Siebenbürgen ihre Sprache noch bis ins 9. Jh. redeten, müſste doch eine, wenn auch beschränkte Anzahl Wörter nachzuweisen sein.[5] Aber kann man das bei der unvollkommenen Erhaltung

—800); Philippide *Orig.* I, 456—460, 703; Skok, *Slavia* VII, 721—731; VIII, 783 herausgegriffen, dazu Pușcariu, *Dacon.* V, 799; VI, 525; Mutafčiev a. a. O. S. 135, 328; Drăganu S. 580—581. Daſs die Form *Dunăre* aus der Gegend des Eisernen Tores und von den Thrakern stamme, ist möglich, da thrakische Reste südlich des Stromes bis ins VI. Jh. vorhanden waren; vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 21; Philippide I, 450ff. Der Name konnte leicht auf gröſsere Entfernungen verbreitet worden sein und ist kein Anzeichen der Fortdauer; vgl. Sandfeld S. 142, A. 2. Eine wesentliche Schwierigkeit für obige Erklärung bleibt aber die Stelle bei Caesarius von Nazianz anno 530, *Dial.* I, 68 (s. Drăganu u. Philippide a. a. O.), daſs nämlich die Uferanwohner (!) den Strom *Danuvis* nennen: *παρὰ δὲ Ἰλλυριοῖς καὶ Ριπιανοῖς* (Ripenses, scil. Daci) *τοῖς παροίκοις τοῦ Ἴστρου Δανούβης.* Caesarius könnte damit wohl auch Romanen meinen, da er unter *Ῥωμαίοις* die Byzantiner versteht und daneben die Griechen wie Goten mit ihrer eigentümlichen Form *Δούναβις* besonders anführt. Die Tatsache aber bleibt bestehen, daſs ihm wie den alten Geographen der Name **Dunaris*, *-are* unbekannt war.

[1] Vgl. dazu in betreff illyrischer Eigennamen E. Hermann, *Philol. Wochenschrift* IL, 814.

[2] Selbst historisch so bekannte Flüsse in Italien (um vom Balkan oder Griechenland zu schweigen) wie die *Allia* und der *Rubicon* sind mit Sicherheit noch nicht festgestellt und haben (vgl. z. B. die *Cremera* bei Veji, heute *Valca*) wie auch Städte (vgl. *Lutetia* > *Paris*, *Ticinum* > *Pavia*) neue Namen.

[3] Nach Diculescu, *Gepiden* I, 173, der wichtigste. Über angebliche Elemente von altgermanischer Mythologie im Aberglauben der Rumänen vgl. *Dacorom.* V, 826.

[4] Nach Onciul, *Din istoria Romániei* 1906, S. 5 hätten die Goten Transylvanien zwar beherrscht, aber nicht besetzt: *s'au așezat ... numai în șesul dintre Carpați și Nistru ... cu centrul puterei lor la rĕsărit.*

[5] Vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 235: *absence complète d'éléments germaniques en roumain*; er lehnt *Grai și suflet* I, 168 auch die von Diculescu, *Z. f. rom. Phil.* XLI, 420ff., XLIX, 385ff. und *Die Gepiden* 1922 I, 85, 173ff. als gepidisch angesprochenen Wörter ab, wie dies Weigand, *Balkan-Archiv* III, 307—310 und A. Zauner, *Literaturbl. f. g. u. rom. Phil.* 1924, 338 tun, ebenso Meyer-Lübke, *Z. f. r. Phil.* XLIII, 230; P. Skok, ebenda 187; L, 257ff. Dieser gibt aber bei *strungă* die Möglichkeit zu. Weniger entschieden ablehnend, teilweise sogar zustimmend Giuglea, *Dacorom.* II, 346; III, 966ff., besonders III, 622. — Pușcariu, *Dacorom.* III, 839 hält wenigstens *strugură* und *stărnut* für sehr wahrscheinlich german. Herkunft. Philippide, *Orig.* I, 349, A. 1 verhält sich im allgemeinen nicht ablehnend, während Sand-

des germanischen Wortschatzes und den groſsen Veränderungen so ganz anders gearteter Wörter in fremder Aussprache wohl sagen? Die Zahl der etymologisch unklaren Wörter im Rumänischen ist ja groſs. Aber was bewiese selbst das eine oder andere gotische oder germanische Wort im Dacorumänischen? Könnte es nicht (wie albanesische, serbische, griechische, bulgarische) vom Süden der Donau her[1] eingeführt worden sein? Und ist es heute noch möglich, bei der nahen Verwandtschaft von Gotisch und Gepidisch Abkömmlinge dieser Sprachen voneinander zu scheiden?[2] Schlieſslich wäre, wie bei Fluſsnamen, auch hier slawische Vermittlung denkbar.[3] Dies zeigt genügend, wie schwer ein Vorwärtskommen möglich ist. Erst eine gröſsere Zahl von sicheren Fällen könnte die Entscheidung bringen.

Die bisher aufgezählten Gründe gegen die Fortdauer (*continuitatea, persistența*) des römischen Elements in Dacien sind mehr negativer Art gewesen, Schlüsse ex silentio und daher nicht zwingend. Schwerer wiegen die positiven. Da fällt zunächst die Übereinstimmung des Rumänischen mit den Balkansprachen auf, in Erscheinungen, die nicht zufällig so ähnlich sein können.[4] Man hat wohl versucht, sie für sich (spontan) zu deuten, aber ohne Glauben zu finden. Am auffälligsten sind die Übereinstimmungen mit dem Albanesischen, da dieses Volk, seit man Kunde von ihm hat, doch so weit vom rumänischen Lande entfernt wohnt. Die Anhänger der Theorie vom thrakischen (dacischen) Substrat[5] erklärten längere Zeit die Ähn-

---

feld, *Linguistique balk.* S. 96—97 alle bisherigen Bemühungen als recht fraglich (*assez problematiques*) bezeichnet, ohne übrigens die Möglichkeit zu bestreiten. Auch die übrige von Sandfeld a. a. O. S. 96, A. 1 verzeichnete Literatur ist ablehnend gegen die bisherigen Funde. Anders Gamillscheg, *Die ältesten Berührungen zwischen Rumänen und Germanen*, in „Politik u. Gesellschaft", Berlin 1932, VI, 19—23, wo etwa 20 Wörter gepidischer Herkunft anerkannt werden. Daſs Goten, selbst Gepiden (in der Dacia Aureliana vgl. Jung, *Rom. Landschaften* S. 451) auch im Süden der Donau, und zwar noch im VI. Jh., mit Romanen zusammentreffen konnten, ist zweifellos; aber eine solche Beeinflussung ist doch im dacischen Raum leichter vorstellbar und leichter möglich. Vgl. zur Frage der german. Wörter im Rumän. noch Philippide *Orig.* I, 349ff. und über „*Balkangermanisch*" N. Jokl, *Festschrift der 59. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Salzburg 1929*, Baden b. Wien, Rohrer, S. 105ff.

[1] Diesen Einwand hat schon Densusianu *H. l. r.* I, 235, 290 erhoben.

[2] Vgl. auch Giuglea *Dacorom.* III, 967.

[3] N. Jokl in der ebengenannten Festschrift zeigte, daſs german. Wörter auch ins Südslawische und Neugriechische gedrungen und auf diesem Umwege ins Alban. gekommen sind.

[4] Die sog. „*Balkanismen*" (die nach Capidan, *Dacorom.* IV, 1256 nicht vor dem 12. Jh. ins Rumänische gedrungen seien), hat schon Miklosich, *Die slav. Elemente im Rumänischen*, 1862 zusammengestellt, vgl. Sandfeld a. a. O. S. 7, 12, 163ff.; Weigand, *Ethnographie v. Maked.* S. 60; *Balk.-Arch.* I, x; III, 209; Philippide, *Orig.* II, 627—628 u. a. Sandfeld schreibt dem Griechischen, Weigand dem thrakischen Substrat, Sacerdoțeanu S. 190 dem Rum. die Hauptrolle bei der Angleichung zu. — Vgl. jetzt Pușcariu, *Dacorom.* VII, 488, 498, 502 „südosteurop. Mentalität".

[5] Die Substratsfrage wurde bejaht von Miklosich, Schuchardt (Vokal. III, 49), Tomaschek, Hasdeu (*Cuv. din bătrîni* II, 16 und besonders

lichkeit oder Gleichheit als eine Folge paralleler Entwicklung aus der verwandten oder gleichen Grundsprache, die durchs Latein noch durchschimmere. Eine so weitgehende Nachwirkung der vorrömischen Unterlage mufste aber in ihrer Beispiellosigkeit Bedenken erregen. Nicht nur ob Thrakisch und Dacisch nach Strabo VII, 3, 13 ohne weiteres miteinander gleichzusetzen seien,[1] ist eine schwierige Frage, die noch verwickelter wird, wenn das Albanesische, wie bisher die meisten glauben, auf dem Illyrischen beruht und dieses vom Thrakischen mehr oder weniger abwich.[2] Es sind auch die Meinungen über den Einflufs der Grundsprache nicht blofs bezüglich des Grades, sondern selbst seiner Erfafsbarkeit recht verschieden, obgleich in letzter Zeit sich eine Wandlung in den Ansichten vorzubereiten scheint. Die auffallendste lautliche Übereinstimmung zwischen Rumänisch und Albanesisch (wenn man von mehreren versuchsweise auch anders gedeuteten Erscheinungen wie lat. *a* > *ă*, alb. *ε*; *en* > *in*; *ct* > *pt*, *cs* > *ps*, alb. *ft*, *fš*, und dem Rhotacismus hier absieht), der Sprachrhythmus,[3] könnte vielleicht aus der Grundsprache ge-

---

Strat şi substrat, Etym. Magn. III), Meillet, Weigand, Bartoli, Gamillscheg (*Z. f. rom. Phil.* XLVIII, 480), Philippide, *Orig.* I, §§ 201, 208; II, S. 245 A., 566 A., 759; G. Pascu, *Rev. critică* (Jassy), V, 17 (dagegen Jokl, *Idg. Jahrb.* XVII, 163), Rohlfs, Terracini u. a., während Densusianu, *Hist. l. r.* I, 17 ff. (vgl. aber *Grai şi sufl.* III, 444) u. Sandfeld S. 141 sich eher ablehnend verhalten wie Puşcariu, *Rekonstr. d. Urrum.* S. 47, *Dacor.* IV, 1340 ff., *Studii istror.* II, 353 ff., Capidan, *Dacor.* II, 483. Grundsätzliches bei M. L. Wagner, *Arch. rom.* XV, 224, A. 1 u. a. Stärker als die Nachwirkung der Grundsprachen ist wohl die Wirkung eines langen Verkehrs bei grofser Ähnlichkeit der Lebensverhältnisse gewesen; vgl. auch Densusianu, *Grai şi sufl.* I, 335; Puşcariu, *Dacor.* III, 818 *Noi, Românii, atât de apropiaţi de Albănezi, poate şi etniceşte, de sigur însă în urma comunităţii geografice şi a vieţii asemănătoare dusă de stramoşii noştri . . .*; Capidan, *Dacor.* IV, 203 *acest paralelism în viaţa celor două popoare . . .*, vgl. auch III, 162—165.

[1] Nach Pârvan, *Getica* (vgl. *Dacorom.* V, 734) war die Sprache der Daco-Geten von der thrakischen des Südens verschieden, aber koordiniert.

[2] So auch Philippide, *Orig.* I, 652, Pârvan u. a. Für illyr. Abstammung der Albanesen sprachen sich aus u. a. Miklosich, Tomaschek, G. Meyer, Kretzschmer, Pedersen, Meyer-Lübke, *Mitteil. d. rum. Instit. Wien* I, 42; Puşcariu, *Dacorom.* IV, 1344; für thrakischen Ursprung Hasdeu, Hirt, Weigand, *Ethnogr. v. Maked.* S. 58, *Balk.-Arch.* III, 227 ff. Der Gegensatz der Ansichten ist nicht so grofs, wenn nach Barič, *Alban. Stud.* I, 15, 19 das Albanesische ein illyrisiertes Thrakisch ist; wenn nach Mladenow, *Balk.-Arch.* IV, 181 vielleicht einst eine illyro-thrako-phrygische Einheit bestand und nach Jokl, *Eberts Reallexikon d. Vorgeschichte* VI, 38 ff. sich aus weitgehendem lautgeschichtlichen Parallelismus ihrer Sprache ein nahes Verwandtschaftsverhältnis ergibt. — Philippide, *Orig.* I, 653, A.; II, 800—802 hält die Albanesen für Nachkommen der Pannonier. Dafs die Illyrier sich auch über die Save und Drau bis in die Alpen ausgedehnt, ist kaum zu bezweifeln, vgl. Budinszky, *Ausbreitung d. lat. Sprache* S. 179—180; Densusianu, *Hist. l. r.* I, 326. Auch ihre enge Verwandtschaft mit den Pannoniern wird von den Griechen bezeugt; nach Meyer-Lübke, *Mitteil. d. r. Inst. Wien* I, 42, A. 1 ist aber Nordillyrisch (-venetisch) von der Grundsprache der Albanesen verschieden.

[3] Vgl. Meyer-Lübke, *Mitteil. d. rum. Inst. Wien* I, 39, 42 ff., wo proethnischer Einflufs bezweifelt wird. Philippide, *Orig.* II, 585, A. 1: *Se înşeală*

deutet werden, ist aber auch aus langem Zusammenwohnen zu begreifen. Wie aber, wenn nicht aus langer und inniger Berührung[1] beider Völker sollen andere Übereinstimmungen lautlicher, dann morphologischer und syntaktischer[2] Art gedeutet werden, dazu Wortbildungen, Bedeutungsentwicklung und Redensarten merkwürdiger Prägung, die nicht durch Zufall sich gleichen können? Leichter wäre noch die gegenseitige und nicht erhebliche Beeinflussung des Wortschatzes auf mittelbarem Wege verständlich. Da aber an einer lange dauernden Nachbarschaft (*cohabitation, symbiosis, conviețuire*) auch von Seite der Anhänger der Substratwirkung nicht mehr gezweifelt wird und die Annahme einstiger norddanubischer Wohnsitze für die Uralbanesen und ihre Nachkommen in geschichtlicher Zeit unübersteiglichen Hindernissen[3] begegnet, ist der Schluſs als unvermeidlich anzusehen, daſs zum mindesten ein Groſsteil[4] der Vorfahren der heutigen Rumänen ihre albanesischen Beziehungen südlich der Donau geknüpft und später deren Ergebnisse nach Norden verpflanzt hat. So wird das albanesische Verhältnis zu einem Kernstück der Antwort auf die Frage der Urheimat.[5] Zu einer Verschmelzung beider Völker oder Aufsaugung des einen durch das andere oder ein drittes — wie bei den nicht ausgewanderten Romanen durch die Slawen — ist es im allgemeinen nicht gekommen, wohl weil eine rechtzeitige Trennung diesen Entwicklungsgang unterbrochen hat.

Die Beziehungen der Rumänen zu den Slawen reichen nicht soweit zurück wie die albanesischen, aber der slawische Einschlag ist immerhin sehr alt (in einigen Erscheinungen vielleicht schon voraltbulgarisch) und in allen rumänischen Mundarten vorhanden. Er ist im Dacorumänischen besonders stark geworden,[6] wo etwa

---

Meyer-L. cînd spune că „legăturile din punct de videre al sunetelor între albaneza și romîna . . . se mărginesc la acelaș rythmus și la vocalele nazale.“ Und Densusianu, *Hist. l. r.* I, 301: *nous pourrions même dire que l'albanais a plus profondément affecté sur certains points le fond de la langue roumaine que ne l'a fait le slave,* was oft vergessen wird.

[1] Vgl. Densusianu, *Grai și sufl.* I, 335 der Auffassung von Jokl beistimmend): *asemănările dintre albanesă și romînă, explicabile numai prin atingeri dese, printr'o conviețuire chiar în curs de cîteva veacuri a elementului latin cu cel autohton sud-dunărean.* Auch Capidan, *Dacorom.* II, 482.

[2] Sandfeld a.a.O. S. 127 hält die syntakt. Übereinstimmungen für noch wichtiger als die lautlichen. Über die letzteren vgl. Philippide, *Orig.* II, 627ff.

[3] Vgl. dazu auch L. Spitzer, *Mitteil. d. rum. Inst. Wien* I, 292.

[4] Pușcariu, *Studii istrorom.* II, 362 sagt nur: *o parte din Străromâni.* Die geringere Einwirkung des Alban. auf das Aromunische könnte auch auf kürzere Berührungszeit oder entferntere Wohnsitze zurückzuführen sein.

[5] Über die albanisch-rumän. Beziehungen vgl. Capidan, *Dacorom.* II, 444—554; Philippide II, 631—761; Sandfeld a. a. O. S. 124—145 und unten unseren III. Abschnitt.

[6] Vgl. J. Bogdan, *Istoriografia română și problemele actuale,* Acad. Rom. Discurs. XXVII, 1905, S. 21: *Pentru omul nepreocupat de prejudiții, influența elementului slav la formarea naționalității noastre este așà de evidentă încît putem zice, fără exagerare, că nici nu poate fi vorba de popor român înainte de absorbirea elementelor slave de către populația bastinașă romană în cursul secolului VI—X.“*

die Hälfte der Suffixe[1] und zwei Fünftel[2] des Wortschatzes slawisch sind.[3] Auch da kann man fragen — und diese Frage begegnet selbst in letzter Zeit wieder — ob diese slawische Beeinflussung nicht, wie es auch bei der albanesischen öfters angenommen ward, im Raume von Dacien erfolgen konnte,[4] wo nach dem armenischen Geographen (670—680) 25 slawische Stämme gewohnt haben sollen.[5] Aber dieses Gebiet war jahrhundertelang mehr Durchzugsland und seit dem Abzug Theodorichs und seiner Goten aus dem Ostreich (488) erschien die Balkanhalbinsel mit Konstantinopel den Slawen als lockenderes Ziel ihrer Beutegier. So hatte auch Rom die Germanen angezogen. Seit Ende des 5. Jhs. gingen die Vorfahren der Slowenen (Sclavini), dann jene der Kroaten und Serben und seit Mitte des 6. Jhs. die der slaw. Bulgaren in unermeſslichen Scharen über die Save bzw. Donau, bis im Jahre 679 die finnischen Bulgaren die Reihe der groſsen balkanischen Einwanderungen für längere Dauer abschlossen. In solcher Zeit ist eine sprachliche Beeinflussung nicht leicht möglich, wie wir sie schon oben seitens der Goten und Gepiden vermiſst haben. Die geringen Berührungen zwischen den Eindringlingen — um sie nicht anders zu nennen[6] — und den erschreckten Einwohnern konnten sich höchstens in der Aufnahme weniger Worte, die zudem mehr oder weniger zweifelhaft sind, auswirken.[7] Vom seſshaft gewordenen Slawen-

[1] Weigand, *Balkan-Archiv* III, 314.

[2] S. Puşcariu, *Locul limbii române între limbile romanice*, Acad. Română, Discurs. XLIX, 1920, S. 39.

[3] Die noch stärkere Slawisierung der istro-rumän. Mundart hat ihre besonderen Gründe und ist nicht so alt.

[4] So Ov. Densusianu, *Hist. lang. r.* I, 291, 243 *ses anciens éléments slaves peuvent être de provenance septentrionale.* Das war auch die Meinung Radu Rosettis und I. Bărbulescus, *Arhiva* (Jassy) 1923 (vgl. Philippide I, 764, 804—824). Ferner S. Puşcariu, *Studii istroromâne* II, 360—361: *Nu cunoştem dialectul vorbit de Slavii din nordul Dunării; e însă probabil că el erà asemănător cu al celor ce aveau să devină, trecând Dunărea, Bulgarii de mai târziu.* Vgl. dazu Skok, *Slavia* VIII, 790 *En tout cas, les slavismes roumains ne nous autorisent nullement ... à placer le berceau des Roumains à l'ouest de l'Olt.* Auch ebenda S. 783—784.

[5] Vgl. Diculescu, *Gepiden* I, 230; Philippide *Orig.* I, 327. Es fällt auf, daſs der armen. Geograph bei solchem Eingehen auf Einzelheiten nichts von den Rumänen erwähnt.

[6] Die slaw. Bewegung gegen die Donauländer war nicht, wie es Niederle, *Manuel de l'antiquité slave* I, 49ff. darstellt, die auswandernder Kolonisten oder auch von Kriegführenden, sondern sie glich Lawinen von barbarischen Horden, vgl. T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 341. Iorga, *Bulletin d. l. section hist. de l'Acad. Roum.* XVIII, 1931, S. 57 schildert die Einfälle in der Völkerwanderung und hier die slaw. Bedrohung von Ragusa doch zu friedlich (vgl. die Zerstörung von Salona durch die Slawen, *Gesch. der Serben* I, 95 von C. Jireček): *Il faut tenir compte du fait qu'il n'y a pas eu d'invasions dévastatrices, ni de haine des barbares contre les habitants des cités romaines ... il n'y a jamais eu de grande invasion slave dans la Péninsule de Balcans, seulement de petits groupes et, avec les petits groupes on pouvait s'entendre toujours.* Man halte dagegen die Stelle bei Jireček a. a. O. I, S. 78 u. Procop, *De bello gotthico* VII, 38. Vgl. auch oben S. 650, A. 1.

[7] Als solche balkan-urslawische Wörter werden genannt (aber auch bestritten): ***smîntînă, jupîn, stăpîn, stână,*** vgl. unten III.

tum im dacischen Raum aber weifs man nur soviel, als sich aus den Ortsnamen erkennen läfst, und diese sind zum gröfsten Teil wohl jüngeren Ursprungs. Von Mitte des 7. bis Anfang des 9. Jhs. war Siebenbürgen nach Diculescu von Slawen fast frei geworden.[1] Da dort eine spätere slawische Zuwanderung nur aus Ungarn möglich war, wo am Ende des 9. Jhs. die Magyaren Besitz vom mittleren Teil des Landes, der sie als Steppenvolk zunächst am meisten anzog, ergriffen hatten, wird es begreiflich, dafs die Rumänen die Oberhand gewannen und das Slawische zu Beginn der historischen Zeit (12. Jh.) schon überall im Verschwinden war.[2] In den linksseitigen Ebenen der unteren Donau hausten nach dem Fall des ersten bulgarischen Reiches (eigentlich schon seit 899) die Petschenegen, nach ihnen die Kumanen (1083—1245), die ihre Einfälle bis nach Siebenbürgen und in die Balkanhalbinsel ausdehnten. Die engere nationale Zugehörigkeit der nach der vernichtenden Niederlage (Mitte des 7. Jhs.) noch in Siebenbürgen verbliebenen Slawen, von denen das Urrumänische bei Annahme einer beschränkten Kontinuität hätte beeinflufst werden können, steht nicht fest. Man dachte an die bulgarische Sprache.[3] Ruthenen kommen vor dem Jahre 1000 anscheinend noch nicht in Betracht.[4] In letzter Zeit hat auch Gamillscheg[5] die Frage aufgeworfen, ob nicht ein Mittelglied zwischen Bulgarisch und Slowakisch diese Stelle einnahm. Scheiner[6] hatte in seiner Untersuchung der Ortsnamen im mittleren Teil des südlichen Siebenbürgen die Entscheidung über ihre slaw. Mundart offen lassen müssen. Ob sich aus den slaw. Wörtern im Ungarischen eine befriedigende Antwort ergeben wird, wie man hofft, ist noch fraglich.[7] Dieses Volk

---

[1] Vgl. Diculescu, *Gepiden* I, 232: „Diesem gepidischen Siege ist's zu danken, dafs Siebenbürgen nicht slawisch wurde wie das Land südlich der Donau". Dazu Philippide *Orig.* I, 327, A. 1 u. 2.

[2] Vgl. Puşcariu, *Transilvania* II, 1929, S. A. S. 4: *Precum a arătat G. Kisch de curând, romanizarea completă a Slavilor din Ardeal datează dinaintea venirii Saşilor în aceste regiuni.*

[3] Vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 291; Puşcariu, *Studii istror.* II, 381. Siebenbürgen war im 9. Jh. (nicht schon im 7., wie Onciul u. Xenopol sagen) bis zur Ankunft der Ungarn unter bulg. Herrschaft (so Diculescu a. a. O. I, 237), aber diese ist bald nur ein blofser Name. Vgl. noch Weigand, *Balk.-Arch.* I, VII; Meyer-Lübke, *Lit.-Bl. f. g. u. r. Phil.* XLVIII, 131; Philippide I, 746—751.

[4] Vgl. Brüske, *Jahresbericht* von Weigand XXVI—XXIX, 45; dazu Scheludko, *Balk.-Arch.* I, 159; II, 118, wonach dies noch im 12. Jh. wenig wahrscheinlich gewesen sei. Aber siehe Drăganu, *Rom. în veac.* IX—XIV, 455—459ff. Die Slawisten sind nicht einig. Im 13. Jh. gibt es schon ruthen. Ortsnamen, aber die meisten sind südslawisch (aufserhalb der Moldau). Nach dem 12. Jh. gibt es auch im Samostale (Valea Someşului) keine Zeugnisse für südslaw. Kolonisation mehr (vgl. Drăganu S. 471).

[5] *Z. f. rom. Phil.* XLVIII, 207—208. Bărbulescu, *Arhiva* (Jassy) XXIX, 165ff. glaubte in alten slaw. Lehnwörtern des Rumänischen slowak. und ruthen. Einschlag zu finden und nahm mit Conev enge Verwandtschaft zwischen Altbulg. und Slowakisch an.

[6] *Balk.-Arch.* II, 10, Für Bulgarisch liege kein sicherer Beweis vor.

[7] Densusianu, *Hist. l. r.* I, 291 schliefst aus slaw. Wörtern im Ungarischen auf Übereinstimmung des karpathischen Slawischen mit dem Bulgarischen.

war, als es in das slawisch gewordene Land, das seither ihren Namen trägt, eindrang, von fünf verschiedenen slawischen Stämmen umgeben, die es auseinanderschob, ihnen aber viele Kulturelemente und Wörter entlehnte. Es ist schwer vorauszusehen, ob sich diese slawischen Wörter heute noch nach einzelnen Stämmen gliedern, also örtlich abgrenzen lassen werden. Aber nicht auf einige alte Wörter norddanubisch-slawischer Herkunft, falls solche gefunden werden, kommt es hier an, sondern auf die einschneidende Umgestaltung der rumänischen Sprache durch das Bulgarische und andererseits auch auf die starke Rückwirkung des Rumänischen auf diese Sprache, wovon ein besonderer Abschnitt handeln wird. Da etwa 70—80 slawische Wörter gleichzeitig in allen vier rumänischen Mundarten sich vorfinden und das Aromunische zweifellos, die anderen zwei wahrscheinlich südlich der Donau entstanden, ist auch fürs Dacorumänische, das zudem — vielleicht sehr alten — serbischen Einfluſs zeigt,[1] schon vom Standpunkte des Slawischen aus eine süddanubische Periode im Mittelalter anzunehmen. Eine rumänische Beeinflussung der südslawischen Sprachen vom nördlichen Ufer der Donau aus ist in solchem Maſse nicht möglich gewesen. Es kommen, wie oben schon gezeigt worden, ja auch andere verstärkende Gründe dazu. Ein solcher ist das Verhältnis der Rumänen zur Kirche. Die christliche Terminologie ist zu einem wesentlichen Teil vulgärlateinischen Ursprungs[2] und hängt noch mit dem Westen zusammen; sie wird später bulgarisch mit der Abhängigkeit der Kirche vom Erzbischof von Ochrida und den Bischöfen von Widin und Silistria. Der lat. Bischof von Remesiana (Bela Palanka bei Nisch) Nicetas soll um die Wende des 4. zum 5. Jh. nördlich der Donau das Christentum gepredigt haben,[3] aber die Spuren seien verweht worden bis auf diese sprachlichen Reste der lat. Zeit. „*La plupart des mots roumains anciens concernant le christianisme, et spécialement ceux qui expriment la notion élémentaire de la religion chrétienne, sont d'origine latine*".[4] Das rumänische Christentum ist viel älter als das slawische, mit dem es erst unter Czar Simeon (893—927) verbunden wurde. Aber auch jetzt noch gab es keinen eigenen Bischof.[5] Die gröſseren Gefahren

[1] Vgl. Sandfeld a. a. O. S. 81, 84, 94, 144.

[2] Vgl. Tiktin, *Rum. Elementarbuch* 1905, S. 10; Philippide, *Orig.* I, 700—701. „Wie hätten die alten Kirchenausdrücke aus der Zeit, wo noch der Bischof von Rom das Oberhaupt der südlich der Donau wohnenden Christen war, wie (rum.) *lege, domnu, zeu, blestemnà, botezà, păgîn, cruce, duminică, biserică* u. a. [im Raum von Dacien] obige Bedeutungen entwickeln und sich erhalten können?" sagte Tomaschek, *Zur Kunde der Hämus-Halbinsel* S. 487; vgl. dazu andere bei Densusianu, *Hist. l. r.* I, 194, 199.

[3] Vgl. Procopovici, *Introd. în literat. veche* S. 39ff. Er stützt sich dabei auf Pârvan, *Contrib. epigr.* S. 198, doch sind seine Folgerungen zu weitgehend.

[4] Densusianu, *H. l. r.*, I, 261.

[5] Zur Zeit Attilas war ein solcher zu Sirmium (Mitrovitza), worüber Priscus berichtet, vgl. Mutafčiev S. 111.

nördlich des Stromes hätten keinen christlichen Oberhirten gehindert, inmitten seiner gläubigen Schar den Wohnsitz aufzuschlagen, wenn diese zahlreich genug und — seſshaft gewesen wäre. Da in Bulgarien eine ganze Reihe von Bistümern bestand,[1] würde man auch in Siebenbürgen, im Banat und besonders in der Walachei — wenn sie, wie behauptet wird, zu Bulgarien gehörte und zahlreiche rumänische oder bulgarische Bewohner hatte — doch einen oder den anderen Bischof finden müssen, wie es später (14. Jh.) deren einige gab.[2] Selbst das Banat mit seinen eigenen Voevoden — und die östlicher davon, im Raume von Dacien, lebenden Christen, wie Onciul vermutete — hingen bis zur Zeit König Stefan des Heiligen (997—1038) kirchlich von Widin ab.[3] Der oberste Kirchenfürst war seit dem Auftreten der Rumänen als Volk bis in sehr späte Zeiten des Mittelalters der Erzbischof von Ochrida, der nach dem Zusammenbruch des Zartums durch ein Chrysobullion des griechischen Kaisers Basilius II. (1019) alle früher diesem Sitze untergeordneten Bischöfe wieder unter sich vereinigte.[4] So wurde der griechische Erzbischof Joannes oberster Kirchenfürst *τῶν ἀνὰ πᾶσαν Βουλγαρίαν Βλάχων* (bis zum Pindus über die makedonischen und thrakischen Lande und über den Hämus zur unteren Donau).[5]

Der eigene altgriechische Bestand des rumänischen Wortschatzes wird nicht mehr sehr hoch angeschlagen, seit man den neugriechischen Einfluſs auf die Balkansprachen erkannt hat.[6] Die

[1] Vgl. Jireček, *Gesch. d. Serben* I, 220, A. 1 und die beiden Verzeichnisse des 11. u. 12. Jhs., hrsg. von H. Gelzer, *Byzant. Zeitschr.* I, 256ff.

[2] Vgl. Iorga, *Bull. de la Sect. hist.* 1913, I, S. 128.

[3] Onciul, *Din istoria României* 1906, S. 9.

[4] Vgl. Tomaschek, *Z. f. d. öst. Gymn.* XXVII, 345; H. Gelzer, *Byz. Zeitschr.* III (1893) S. 46; Margulies a. a. O. S. 26. In diesem Texte wird schon die groſse Verbreitung der Vlachen sichtbar. Vom Patriarchat in Ochrida stammt auch der Slawonismus, der bis zum 16. Jh. mit mazedoslawischer Färbung die rumänischen Fürstentümer der Walachei und Moldau und mit den Zügen der serbischen Athosklosterkultur Siebenbürgen beherrschte, vgl. Skok, *Slavia* VIII, 161, 780.

[5] Es fällt für heutige Verhältnisse ja auf, daſs während des zweiten bulgarischen Reichs ,wo Rumänen die Führung gehabt, kein eigener rumänischer Bischof eingesetzt worden ist. Aber nationale Bestrebungen und Unterschiede gab es gerade damals am wenigsten: *aceeaş credinţa, pe atunci unicul factor ce puteà cimentà legături intime între popoarele învecinate* (J. Bogdan, *Acad. Rom. Discurs.* XXVII, 1905, S. 4). Skok, *Slavia* VIII, 778 glaubt, daſs die ersten Übersetzungen der heil. Schriften ins Rumänische im 16. Jh. erst dann notwendig geworden seien, als die Zweisprachigkeit aufhörte. Wahrscheinlich aber haben noch andere und stärkere Ursachen mitgewirkt, so das aufdämmernde Nationalbewuſstsein der Rumänen und das Beispiel der Sachsen in Siebenbürgen, die das Latein durch die Muttersprache ersetzten. — Zum kirchlichen Verhältnis vgl. noch Taverney, *Romania* XIV, 587ff.; Onciul, *Teoria lui Roesler* S. 69, 335ff.; Puşcariu, *Zur Rekonstr. d. Urrum.* S. 68; Philippide, *Orig.* I, 714.

[6] Vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 198, 320, 357ff; Sandfeld a. a. O. S. 27ff., 163ff. Im besonderen: Meyer-Lübke, *Tobler-Festschrift* 1895, S. 71—112; dazu Sandfeld(-Jensen), *Jahresber.* von Weigand IX, 114ff.; A. Philippide, *Bausteine z. rom. Phil.* (*Mussafia-Festschrift*) 1905, S. 46—59; Cara-

altgriech. Wörter konnten durchs Bulgarische und selbst durchs Albanesische[1] vermittelt worden sein und sind gering an Zahl, soweit man sie überhaupt gelten läſst. Da griechische Namen auf Inschriften in Dacien und auf Wachstafeln der Goldbergwerke in Abrudbanya zahlreich vorkommen, suchte man früher einen Zusammenhang mit diesen griechischen Kolonisten Trajans[2] herzustellen, wie der albanesische Einfluſs auf illyrische zurückgeführt worden war.[3] Griechische Einflüsse syntaktischer Art sind viel jüngeren Datums, so der eigenartige Ersatz des Infinitivs, die Futurbildung u. a. m.

Ein letztes und wohl das schwerwiegendste Beweisstück[4] für eine lange süddanubische Entwicklungsperiode des Rumänischen ist die schon von Chalkondyles im 15. Jh. erkannte Übereinstimmung der Mundarten des Südens und Nordens, also die sprachliche Einheit. Sie ist in der Tat überraschend[5] und angesichts der groſsen Entfernung des Dacorumänischen vom Aromunischen, zwischen denen heute ganz Bulgarien liegt, sowie des Istrischen vom Meglenitischen (im Karadžovagebirge zwischen Monastir und Saloniki) nicht anders als bei einstiger gemeinsamer Heimat zu begreifen. Diese zu finden ist das groſse Ziel der historischen und linguistischen Forschung seit mehreren Menschenaltern. An eine so gleichmäſsige Übereinstimmung bei paralleler, örtlich getrennter Entwicklung ist nicht zu denken.[6] Selbst die weitgehendste Wirkung des Substrates,

---

costea, *Mitteil. d. rum. Inst. Wien* I, 136ff.; Giuglea, *Dacor.* III, 582ff., 627; Diculescu ebenda, IV, 394—516; Capidan, *Junimea Literară* (Czernowitz) XIV, 275—291; Meyer-Lübke, *Ac. Rom., mem. lit. s.* III, t. V, 18ff. u. a.

[1] Vgl. Jokl, *Indog. Forsch.* IL, 52.

[2] Vgl. dazu Philippide, *Orig.* I, 735. Diculescu, *Dacorom.* IV, 397 vertritt noch diese Meinung.

[3] Vgl. Marienescu a. a. O. S. 153; Densusianu, *H. l. r.* I, 294.

[4] Die sprachliche Einheit und das rum. Christentum in seiner ersten Entwicklung hält Onciul, *Teoria lui Roesler* S. 175 für den überzeugendsten Beweis. Philippide, *Orig.* II, 348ff. faſst in gleichem Sinne die Ergebnisse seiner Untersuchungen zusammen: *Pentru a se ajunge la acest rezultat a fost de trebuință cea mai strînsă conviețuire posibilă din punct de videre și geografic și politic și acest lucru nu s-a putut întîmpla decît în peninsula balcanică unde ne trimet toate faptele istorice . . .* Vgl. besonders Densusianu, *Grai și suflet* II, 1ff., 325.

[5] Vgl. die vier Sprachproben bei Pușcariu, *Rekonstr.* S. 19—20, die Bărbulescu, *Arhiva* XXIX, 296ff. als Konstruktion angefochten hat; aber jeder andere Text zeigt die gleichen Züge, auch wo die Worte nicht ganz dieselben sind.

[6] Die gleiche ethnische Unterlage, welche Hasdeu, *Cuvînte din bătrîni* II, 16, genügend erschien, reicht zur Erklärung nicht hin (vgl. auch Pușcariu, *Rekonstr.* S. 20), doch wird noch öfters in beiden Hauptdialekten nur Parallelentwicklung angenommen. In betreff der Frage, ob bei dieser Einheitlichkeit des Urrumänischen eine mundartliche Schattierung bestand, gehen die Ansichten etwas auseinander. Bărbulescu a. a. O. S. 306 sagt: *străromîna nu avea dialecte în adevăratul înțeles al cuvîntului, ci cel mult oarecari nuanțări deosebitoare mărunte . . . deci s-a format pe un teritoriu foarte răstrîns și la un popor* (*străromîn*) *foarte mic ca număr.* Capidan, *Dacorom.* IV, 197, 351ff. führt die Angleichung bis zur Einheitlichkeit auf die nomadischen Hirten zurück, während Philippide *Orig.* I, 702 die Aus-

das auf dem Boden der heutigen Wohnsitze der Rumänen übrigens nicht einmal das gleiche gewesen, wäre imstande, diese bis zum 10. Jh. fast völlig gleiche Sprache hervorzubringen. Es hätten sich im Gegenteil in Dacien einerseits, auf der Balkanhalbinsel (Mazedonien, Pindus und Thessalien) andrerseits zwei schon wegen der Nachbareinflüsse ganz verschieden gestaltete Mundarten, ja, weil schon das Latein hier und dort nicht die ganz gleiche Entwicklung nehmen konnte, zwei selbständige Sprachen herausgebildet.[1] Die Historiker sind bisher zu leicht über diese Umstände hinweggeschritten; für Linguisten — denen in dieser Sache die Hauptarbeit zufällt — liegt aber hier eine Schranke, über die nur einer ohne Gepäck hinüber kommt.

II.

Der althistorische Bericht über den Auszug der römischen Provinzialen aus Dacien weist auf jene Gegend als Ziel der Bewegung hin, wo auch die Bedingungen einer sprachlichen Beeinflussung im eben angedeuteten Sinn am günstigsten zu sein scheinen: nach dem Verbindungsstück von Moesia superior und inferior, das nun mit Dardanien die Dacia nova (auch Aureliana genannt) bildete.[2] Das festzuhalten und zu unterstreichen ist wichtig, weil es die einzige unmittelbare Nachricht ist, mit der diese dacische Angelegenheit für fast tausend Jahre erledigt ward und weil diese geschichtliche Tatsache einer Neugründung unabhängig bleibt von der sonstigen Glaubwürdigkeit des Vopiscus und seiner Nachfolger.[3] Hier in diesem

bildung der gemeinsamen lautl. Neuerungen ins 6. Jh. zurückverlegt, wodurch sie noch ans Ende der lat. Zeit fallen würden. Eine gewisse dialektische Färbung des Urrum. nehmen Pusçariu, *Zur Rekonstr.* S. 19 und in weit geringerem Maſse Densusianu, *H. l. r.* I, 284 an. Vgl. dazu Philippide, *Orig.* II, 238.

[1] Wie die Verschiedenheit des Altdalmatin. vom Rumän. mit genügender Deutlichkeit zeigt. Anfänglich sind beide Sprachen wohl kaum sehr verschieden gewesen, vgl. Puşcariu, *Studii istrorom.* II, 13.

[2] Flavius Vopiscus, *Aurel.* c. 39, 7: *provinciam transdanuvinam . . . sublato exercitu et provincialibus reliquit . . . abductosque ex ea populos in Moesia collocavit appellavitque suam Daciam . . .*; genauer wieder bei Eutropius 9, 15 . . . *in media Moesia collocavit appellavitque eam Daciam quae nunc duas Moesias dividit et est in dextra Danuvio in mare fluenti cum antea fuerit in laeva.* Jordanes, *De regn. et temp. succ.* S. 233: . . . *in Moesia collocavit ibique ali(qu)am partem Daciam mediterraneam Daciamque ripensem constituit et Dardaniam iunxit* (vgl. Roesler *Rom. St.* S. 67, A. 1). Über die kürzere Fassung bei Sextus Rufus 8 s. o. S. 647. Eine Scheingründung hatte keinen Sinn, wenn Dacia traiana noch beim Reiche war (wenn auch mit gotischer Besatzung). Berechtigt ist also Philippides Bemerkung *Orig.* I, 420ff. *Apoi eu nu pot admite că tot ce povesteşte Vopiscus despre această afacere este minciună.* Das *Neue Dacien* zerfiel in die *Dacia ripensis* (Hauptort Ratiaria, heute Akčar unterhalb Widin a. d. Donau) und die *Dacia mediterranea* (Hauptort Serdica, heute Sofia). *Dardanien*, seit Diocletian eine eigene Provinz, lag südwestlich davon und reichte bis zum Lim-Fluſs; seine Hauptorte waren Naissus und Scupi.

[3] Vgl. Orosius VII, 22 *Dacia trans Danubium in perpetuum aufertur.*

Raume war auch noch im Laufe der nächsten Jahrhunderte, während welcher die Stürme der Völkerwanderung im Osten stärker wüteten,[1] wegen der gebirgigen Lage und der mehr nach Konstantinopel zielenden Barbarenzüge noch im 6. Jh. römisches Leben möglich. Es wurde durch weitere Zuwanderung aus dem Norden und Osten verstärkt.[2] Dardanien mag den groſsen Kaisern Konstantin (aus Naissus-Nisch) und Justinian (aus der Gegend von Scupi-Skopje, türkisch früher Üsküb) als Heimat besonders lieb gewesen sein und so wurde letztere Stadt nicht weit von der zerstörten neu aufgebaut und im Jahre 535 zum Sitze des Metropolitan-Bischofes Catellianus erhoben.[3] Von hier hing nun die ganze vereinigte Kirchenprovinz (Dacia ripensis und mediterranea, Moesia superior, Praevalis[4] und Macedonia secunda sowie der östliche Teil von Unterpannonien) ab. Man weiſs, wie groſs damals die Bedeutung der römischen Kirchendiözesen für das geistige Leben gewesen ist. Man stelle sich nun in der sinkenden Latinität der von den Barbaren überfluteten Balkanhalbinsel einen solchen kirchlichen Mittelpunkt vor,[5] der den römischen Christen stärksten Rückhalt gab und durch die neu errichtete Präfektur zugleich politische Bedeutung erlangte, und man wird nicht überrascht sein, daſs damit hier — bei zunehmender Verschiedenheit vom dalmatinischen Zweige des Balkanlateins — für die Entwicklung einer besonderen romanischen Sprache die Urzelle geschaffen wurde.

---

[1] Zwischen Silistria (Durostorum) und den Donau-Mündungen brechen nach Procopius und anderen byzant. Historikern zuerst die Slawen herein; während weiter oben die alten Namen der Nebenflüsse der Donau mit einigen Veränderungen übernommen sind, treten uns in *Dîmbovitza, Jalomitza, Buzĕu* u. a. neue (slaw.) Namen entgegen: *c'est parce qu'il faut nécessairement admettre que les plus anciennes poussées des Slaves . . . se sont opérées dans cette région*, Skok, *Slavia* (Prag) VII, 730—731. Es ist daher auch in der Scythia minor (Dobrudscha) auf die Dauer kein römisches Leben mehr möglich gewesen. Die Städte Durostorum und Marcianopolis (westlich von Varna) wurden im Jahre 567 von den Avaren verheert, denen die Slawen folgten; vgl. Weigand, *Balkan-Archiv* III, 258. Das rumänische Herzogtum, welches Iorga hier nach Zerfall des ersten Bulgarenreiches annimmt, ist daher wenig glaublich.

[2] Bei der Räumung von Unterpannonien 582 wurde die dort noch vorhandene röm. Bevölkerung über die Save herübergenommen. Von den Bewohnern von etwa 30 röm. Städten zwischen Hämus und Donau werden auch viele dem Druck nachgegeben haben und, zum Teil wenigstens, nach Westen zurückgewichen sein. So versteht man, wie sich im Aurelianischen Dacien mehrere röm. Ortsnamen, wenn später auch nur in slaw. Gestalt, erhalten konnten, während in Moesia superior und infer. kaum einer geblieben ist (vgl. Philippide, *Orig.* I, 329, 722), auſser Namen von Nebenflüssen der Donau. Die städtischen Siedlungen gingen eben zugrunde, die Bewohner flüchteten ins Gebirge.

[3] Vgl. P. Skok, *Z. f. Ortsnamenforschg.* VII, 34.

[4] Nach Jireček, *Gesch. der Serben* I, 171 ist Praevalis erst durch Gregor d. Gr. (590) der Kirche von Scupi (Prima Justiniana) untergeordnet worden.

[5] Später etwas südlicher (nach Ochrida) verlegt, aber im ganzen Mittelalter diese wichtige Rolle behauptend.

Sie fand eben noch Zeit zu reifen, ehe das römische Leben auch hier wie überall im Ostreich von fremden Völkern bedroht wurde. Die in Betracht kommende römische Bevölkerung wird damals noch ziemlich zahlreich gewesen sein. Noch waren die Städte, die Hauptsiedlungen der Römer, nicht alle zerstört, der Ackerbau in deren Umgebung wohl auch nicht ganz unmöglich geworden.[1] Hier in Dardanien nun, rings um die Hauptstadt der Kirchenprovinz und der Verwaltungsbehörden, wohnte ein Volk, aus dessen zum Teil schon romanisierten Sprache sich das Albanesische entwickelt hat. Dieses Volk gilt hier als bodenständig.[2] Im täglichen Nachbarverkehr bei vielleicht nicht so seltener Zweisprachigkeit, die andrerseits auch die weiter fortschreitende Romanisierung der Uralbanesen (wie man sie nennen kann) bewirken mufste, konnte sich leicht jene Durchdringung der latein. Sprache mit albanesischen Wörtern, Ausdrücken, Lauteigentümlichkeiten und endlich die Angleichung im Sprach-

---

[1] Sonst wären wohl lat. Namen für Sachen des Ackerbaues nicht erhalten geblieben; vgl. Puşcariu, *Dacorom.* IV, 1373 zu *grâul* u. a. m.

[2] Vgl. N. Jokl „*Illyrier*" in Eberts *Reallexikon* VI, 92; *Indog. Jahrb.* XVII, 170, Nr. 214; dazu Skok, *Z. f. Ortsnamenforsch.* IV, 205, der Epirus nova und Praevalis ausschliefst. Nach Weigand, *Balkan-Arch.* III, 231 war nur ein Teil des heutigen Albanien nördlich des Schkumbi-Flusses romanisiert, der Süden (z. B. Berat) zeige vorwiegend griech. Inschriften, was zu der angenommenen griech. Sprachgrenze, die nach Jireček von Alessio nach Dibra verlief, nur annähernd stimmen würde. Im übrigen gehen die Ansichten auseinander: Capidan, *Dacorom.* II, 486 sieht als Wohnsitz der Gheghen die Umgebung des Skutarisees an, wo auch vor der Südwanderung die Tosken gelebt haben oder ihnen benachbart gewesen sein mögen (vor dem 11. Jh.). Nach Jokl a. a. O. hat die Adriaküste „von altersher" (d. h. angestammter Weise) nicht zum alban. Siedlungsgebiete gehört, da die Fischer- und Schifferausdrücke ein buntes Lehnwörtergemisch zeigen und auch die Zahl der altgriech. Lehnwörter gering ist. Damit stimmt Weigand, *Balk.-Archiv* III, 227 überein, dafs die aus dem Altertum überlieferten Ortsnamen nicht der alban. Lautentwicklung gefolgt seien, wie Mladenow ebendort IV, 185 nachher behauptet hat. Nach diesem (*Balk.-Archiv* I, 43 ff.) ist Altserbien, nämlich der nördliche Teil des türk. Vilajets Kossovo, Prizren, Priština, erst im 17. u. 18. Jh. von den Albanesen besiedelt worden. Philippide, *Orig.* II, 776 legt ihre Hauptsitze im früheren Mittelalter in den Raum zwischen Skutari, Prizren, Ochrida und Valona mit Verzweigungen nach Norden. Über die heutigen Grenzen, die durchaus nicht mit ihren Staatsgrenzen sich decken, vgl. Sandfeld, *Linguist. balk.* S. 65. Vgl. schliefslich noch Philippide, *Orig.* II, 771 ff. *Este evident . . . că Albanejii sînt în actual lor teritoriu relativ de curînd veniţi.* In *Romania* XIV, 410 wurden die früheren Sitze mehr im zentralen Makedonien gesucht, so auch von Weigand. Sicheres also kann offenbar nicht ermittelt werden. Zu den festgefügten Massen kommen dann die Albanesen in der Diaspora. In Griechenland sogar bilden sie ganze Dörfer (Eleusis) um Athen herum, im Peloponnes (Mykenä) und anderwärts, aber erst seit dem Ende des 14. Jhs. ist dieses Volk so über die Halbinsel zerstreut, vgl. Capidan, *Dacorom.* VI, 111. Für uns kommt jetzt nur die Gegend in Frage, wo im frühen Mittelalter aufserhalb Dardaniens eine Berührung mit den Urrumänen möglich gewesen sei; vielleicht im westlichen Bulgarien (vgl. Jireček, *Romanen in Dalmatien* S. 20). Vgl. noch Jokl, *Indog. Forsch.* L, 35 u. Treidler, *Z. f. slav. Phil.* VI, 230.

rhythmus vollziehen, wie man sie als Ergebnis eines langen Zusammenwohnens auch anderswo beobachtet hat. Und so ist es nicht verwunderlich, daſs man in der Gegend, wo diese Beeinflussung infolge enger Berührung am leichtesten und frühesten möglich war, die „Urheimat" (*locul de obîrşie al poporului român*), die „Wiege" des rumänischen Volkstums gesehen hat[1] und unter gewissen Voraussetzungen (zum Teil selbst in Rumänien) noch sieht. Wörtlich ist das nun nicht zu nehmen;[2] denn hier war nicht für alle Volksgenossen der Ausgangspunkt, die Urheimat, wo sie sich so vermehrt hätten, daſs sie aus Raumnot wandern muſsten. Die Volkszahl nach den Slawenstürmen wird schlieſslich nicht mehr sehr bedeutend gewesen sein, aber es wäre ein Irrtum zu glauben, daſs das Urrumänentum auf die ehemalige Dacia Aureliana oder gar Dardanien beschränkt gewesen sei. Viele mögen in der Diaspora gelebt haben, oft und lange ohne Zusammenhang, an alten Siedlungen haftend: aber in Scupi (Skoplje), wie später in Ochrida, sahen und wuſsten sie ihren religiösen und in jener Zeit damit auch den geistigen Mittelpunkt, der ihnen Rückhalt gab und durch die Sprache sie alle zusammenhielt. Von hier aus sind gewisse Veränderungen der Sprache, die dann wellenförmig sich ausbreiteten und die Nähe der Albanesen zur Voraussetzung haben, am ehesten begreiflich.[3] Es ist also keine Wiege im körperlichen, räumlichen Sinn allein, da die entfernt Wohnenden hier bloſs eine sozusagen sprachliche Heimat, einen Ausstrahlungsherd hatten, der sie mit den übrigen Volksgenossen verbindet. Die Meinung, daſs sich aus dem Balkanlatein selbständig und ohne fremden Einfluſs in all den zerstreuten Gegenden des Ostens, wo einst Römer lebten, also zwischen beiden Meeren, die rumänische Sprache herausbilden und doch zu jener groſsen Einheitlichkeit gelangen, daſs sie also gleichsam bodenständig (autochthon) sich in getrennten Gebieten entwickeln konnte, dieser Glaube wird wohl kaum noch viel Anhänger finden.

[1] Schon W. Tomaschek, *Zur Kunde der Haemus-Halbinsel* 1882, S. 63ff. und C. Jireček, *Die Romanen in den Städten Dalmatiens* 1902 I, 20 u. a.; zuletzt G. Weigand, *Ethnographie von Makedonien* S. 11, *Balk.-Arch.* III, 245. Von Rumänen vgl. O. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 289; T. Papahagi, *Grai şi suflet* I, 213 *în nord-vestul balcanic s-a plămădit entitatea romînă.* Schon Kekavmenos (11. Jh.) kennt eine solche Tradition.

[2] Puşcariu, *Dacorom.* IV, 1346ff. lehnt die Bezeichnung „Wiege" ab.

[3] Vgl. Puşcariu, *Zur Rekonstr. d. Urrum.* S. 20: „Die Übereinstimmungen (der vier Hauptmundarten) sind so auffallend, daſs wir gezwungen sind, den Rumänen vor der Absonderung in die heutigen vier Dialekte ein einheitliches Wohngebiet zuzuweisen, auf dem der Verkehr die Sprachneuerungen nach allen Teilen fortpflanzen konnte". Densusianu, *Grai şi suflet* II, 325: *comunitatea de desvoltare . . . din punct de videre al semantismului . . . Numai interpretări unilaterale şi prejudecăţii învechite — cum le mai întîlnim prin unele studii, mai ales ale istorilor — pot să înfăţişeze altfel trecutul nostru, să-l ducă spre părerea că romănismul dela nordul Dunărei s'a desvoltat independent de cel dela sud . . .* Capidan, *Dacor.* IV, 276 *. . . pe vremea când toate tulpinile româneşti trăiau la olaltă în unitate teritorială.*

Seit dem 7. Jh. etwa trat an Stelle der gesicherten Seſshaftigkeit, die für den Ackerbau Voraussetzung ist, mehr und mehr eine unstete und teilweise wohl auch schon nomadische Lebensweise des Hirtentums,[1] eine Völkerwanderung im Kleinen, und nicht immer war die Rückkehr in die alten Wohnsitze möglich oder beabsichtigt. Das trifft wohl auch für die alten Albanesen zu, deren weite Verbreitung über die Halbinsel zwar erst viel später erwähnt wird,[2] die aber schon damals begonnen haben kann. Es bestand also vielleicht die Möglichkeit, daſs Urrumänen und Uralbanesen sich auch auſserhalb der engeren Grenzen Dardaniens und selbst Illyriens begegnen konnten,[3] und so wären, wenn die Annahme mehr östlicher Wohnsitze der Aromunen vor ihrer Südwanderung richtig ist, deren Albanismen noch immer verständlich. Ortsveränderungen sind damals so alltäglich gewesen, daſs sie nicht mehr verzeichnet wurden. Man glaubt annehmen zu dürfen, daſs der südliche Zweig des albanesischen Volkes (die Tosken) in jener Zeit, von der hier die Rede ist, nordöstlicher als heute gewohnt hat[4] und auch das Vorkommen gegen Bulgarien zu darf vielleicht nicht mit bloſsem Nomadismus verwechselt werden. So konnte sich möglicherweise — denn Sicheres weiſs man nicht — auf ziemlich weiten Strecken Berührung und daher Beeinflussung ergeben, die bei der späteren Raumverteilung unverständlich wird. Die gleichen Lebensverhältnisse als Hirten und Gebirgsbewohner erleichterten die Anknüpfung von Beziehungen, wie sie sich in der Sprache ausprägen.

Kommt man in der rumänischen Sprachgeschichte um die albanesische Nachbarschaft nicht herum und liegt die Einwanderung der Vorfahren der Albanesen in die Balkanhalbinsel in so ferner vorgeschichtlicher Zeit, wie man es doch annehmen muſs, so kann eine tiefgehende Berührung zwischen beiden Völkern am ehesten und leichtesten in jenem Gebiete stattgefunden haben, wo sie neben- und miteinander wohnten. Das ist die Gegend, welche von altersher als Sitz der Albanesen gilt und die oben näher bezeichnet wurde;

---

[1] Das schon seit römischer Zeit bei ihnen heimisch gewesen, vgl. Densusianu, *Păstoritul la popoarele romanice* (Vieaţa Nouă 1913) S. 11 „*Romanii au fost la origine păstori . . . Cu acest fond moştenit, cu sufletele oţelite de veacuri, Romanii au dus din loc în loc puterea lor* . . . (S. 27). Vgl. aber *Dacor.* VII, 514.

[2] Seit dem Jahre 1308 ist bei ihnen die nomadische Lebensweise bezeugt, die sie vor der gänzlichen Romanisierung bewahrte, wie ihr die Aromunen die Rettung vor der Graecisierung verdanken, vgl. Capidan, *Dacor.* IV, 351ff. *Români nomazi.*

[3] Dann ist es aber schwer zu verstehen, daſs die bulgar. Einflüsse im Albanesischen nicht gröſser wurden; und umgekehrt: *l'influence albanaise sur le bulgare est dans la majorité des cas confinée au macédo-bulgare* (Sandfeld a. a. O. S. 119). Überall zeigt sich, wie ernst die albanes. Schwierigkeiten für unsere Frage sind; für Sacerdoţeanu u. andere bestehen sie nicht.

[4] Diese Annahme stützt sich im wesentlichen auf den Rhotacismus bei Tosken und Dacorumänen (Istrorum.). Nun hat aber Jokl ihn auch bei den Gheghen (Nordalbanesen) gefunden (vgl. *Indog. Forsch.* XLIV, 50).

Ausstrahlungen und Äste, die in andere Gebiete hineinragten, sollen dabei zugegeben werden, verschieben aber den Mittelpunkt, das Kernland, nicht. Die Beziehungen der Urrumänen zu jenen Romanen, die näher der Adriaküste wohnten, stellt man sich wohl jetzt als weniger enge vor, als früher geglaubt wurde,[1] aber sie sind vorhanden gewesen und ihre Spuren verstärken die Annahme einstigen örtlichen Verkehrs. Wie vor den Türken die Mavrowalachen am Ausgang des Mittelalters, so werden ihre Vorgänger seit dem 7. Jh. vor den Slawen gegen die adriatische Küste geflohen sein (wo sie ihnen schliefslich erliegen), und so wurde die Entfernung der „Dalmatiner" von den Urrumänen räumlich und dann sprachlich immer gröfser.[2]

Nach Osten hin grenzte dieses Urrumänien (soweit es sich aus dem Aurelianischen Dacien entwickelte) an die Bulgaren. Noch bis Ende des 8. Jhs. und später soll der Iskerflufs die westliche Grenze dieses neuen Volkes gewesen sein.[3] Sie verschob sich aber bei der weiteren Machtentfaltung des Zartums weit nach Westen, so dafs beim Zusammenbruch des Reiches (1018) dessen letzte Residenz in Ochrida[4] war, das ganz an der bulgarischen Sprachgrenze und damals vielleicht schon aufserhalb dieser lag. Diese fortschreitende Verschiebung auch der Slawen nach Westen einerseits, dann aber das Vorhandensein von vielleicht noch zahlreichen Romanen als Überreste in Moesia inferior östlich des Isker andrerseits ergab hier durch Jahrhunderte die Möglichkeit einer Berührung mit den Slawen, die sich mit der Zeit auch in beiden Sprachen auswirkt und ausprägt und bei jenen, die als stets kleiner werdende Minderzahl im Lande bleiben, mit dem schliefslichen Verluste des eigenen Volkstums endete. So grofs die Zahl der Serben und slawischen Bulgaren auch schon damals gewesen sein mag: ein gänzliches Unterliegen und Verschwinden der rumänischen Sprache ist trotz der kirchlichen und zeitweise auch staatlichen Abhängigkeit von den Bulgaren doch nur bei stark schwindender Volkszahl der Rumänen im Lande möglich, und das ist mit ein Grund, warum man an ihre Abwanderung auch über die Donau glauben mufs, obgleich die Geschichte eine solche nicht kennt und nur eine Volksbewegung gegen Süden verzeichnet hat, die abgeschlossen war, lang bevor die Rumänen im Donaulande verschwinden. Der Abzug des Teils, den wir heute Aromunen nennen, hat sicher die Volkszahl sehr geschwächt; denn es wird vielleicht, wie man glaubt, nur eine Minderheit zurückgeblieben sein. Aber so grofs ist die Lebensfähigkeit dieses rumänischen Volksteils, dafs er

---

[1] So Miklosich; Densusianu, *Hist. l. roum.* I, 289, 293.

[2] Nicht durch Unterbrechung des Verkehrs, sondern infolge ethnischer Verschiedenheit zwischen Illyriern und Thrakern, also des Substrats, will Philippide, *Orig.* I, 658, den Unterschied des Altdalmat. vom Rumänischen erklären.

[3] Vgl. Jireček, *Gesch. d. Serben* I, 189; ders., *Gesch. der Bulgaren* 1876, S. 130.

[4] Dorthin war von Scupi auch der Sitz des Erzbischofs verlegt worden; vgl. oben S. 663, A. 5.

noch zweihundert Jahre später mit den Bulgaren zusammen ein neues, das zweite Reich aufrichten und durch viele Jahre verteidigen kann, wie rumänische Historiker annehmen. Wie soll man da glauben, daſs auf einmal die Kraft erlahmte und das Volk als solches ethnisch und sprachlich[1] unter den Bulgaren erloschen sei, die doch unter gleichen Verhältnissen sich weiter behaupteten und einzelne Fürstentümer, wie z. B. in Widin um 14. Jh. zu gründen vermochten, als ihr zweites Reich als ganzes zerfallen war?

Während man nun nach der geschichtlichen Lage die engere Berührung der beiden Völker mehr im westlichen Teil Bulgariens erwartet hätte, bemüht sich die neuere Forschung, einen gegenseitigen Einfluſs gerade östlich des Iskerflusses — Tîrnovo ist die Hauptstadt des zweiten Reiches — zu erweisen, wo das Vorhandensein einer zahlreichen rumänischen Bevölkerung umstritten ist. Das Hauptaugenmerk war zwar anfänglich — und wird es neuerdings — auf das Slawische der gepidischen Zeit in Siebenbürgen gerichtet,[2] aber dem stehen groſse Schwierigkeiten entgegen. Welche slawische Mundart oder wieviele ihrer dort gesprochen wurden, ist im Augenblick minder wichtig zu wissen, als die Zeit und Art der umgekehrten Einwirkung des Rumänischen aufs Bulgarische, die man teils für sehr tiefgehend[3] hält, die auch wieder auf ein geringes Maſs herabgedrückt wird,[4] und aufs Serbische genauer kennen zu lernen. Ehe darüber ausführlichere Untersuchungen vorliegen, kann eine Antwort auf obige Frage gar nicht gegeben werden. Ist der rumänische Einfluſs aufs Bulgarische so bedeutend, wie Weigand, Capidan u. a. annehmen, dann wird man ihn nur im Süden der Donau suchen können, nicht an der Peripherie des bulgarischen Reiches, dessen Herrschaft über Siebenbürgen übrigens sowohl nach der Zeit wie nach ihrer Stärke recht verschieden beurteilt erscheint. Procopovici[5] gibt im Raum von Dacien nur slawische Enklaven zu. Für die letzte Zeit vor Eintritt ins Licht der rumänischen Geschichte könnte das

---

[1] Gerade um jene Zeit, im 12., 13. Jh., soll doch die stärkste Beeinflussung des Bulgarischen durchs Rumänische — der in Bulgarien sterbenden Sprache — erfolgt sein, vgl. Capidan, *Dacorom.* III, 236; IV, 1256—1257; Weigand, *Ethnogr. v. Maked.* S. 58ff. — Mutafčiev S. 320ff. drückt hingegen den rum. Einfluſs aufs Bulg. stark herab. Das rätselhaft scheinende Verschwinden der Rumänen im Raum von Untermösien deutet er als Beweis, daſs sie dort nicht zahlreich gewesen (S. 324). Er bestreitet (S. 358) auch das Vorkommen von Vlachen auf dem linken Ufer bis zum 14. Jh., s. u. Das sind starke Übertreibungen.

[2] *Printre chestiunile generale, una, care ne interesează pe noi Românii în cel mai înalt grad, anume originea nordică sau sudică a elementului slav din limba română* . . . Capidan, *Dacorom.* IV, 1253.

[3] Weniger Weigand, *Ethnographie v. Maked.* S. 58ff., *Balk.-Arch.* I, 7, als Capidan, *Dacorom.* III, 234ff.; IV, 1253. Panaitescu, *Revista aromânească* I, 1929, S. 16 (S.-A.) u. a.

[4] So von Oblak und neuestens von Mutafčiev a. a. O. 293, 320ff. Von Übertreibung frei Skok, *Slavia* IV, 130.

[5] *Introd. în literat. veche* S. 45.

richtig sein, vielleicht auch schon während des ersten bulgarischen Reiches.[1] Sehr lang hatte übrigens die um 800 von Krum aufgerichtete und auch über das linke Donauufer ausgedehnte bulgarische Herrschaft dort nicht bestanden[2] und sie kann auch mehr politischer Natur gewesen sein, was sprachlich schon mit Rücksicht auf die frühe Zeit ohne großen Einfluß gewesen wäre. Es kommt dabei wohl nur das 9. Jh. in Betracht, worauf (ums Jahr 899) das linke Ufer von den Petschenegen und (1091) Kumanen besetzt wurde. Eine stärkere romanische Bevölkerung, wie sie Iorga und andere Historiker ohne überzeugende Gründe[3] für die Große Walachei (Muntenien) und gar schon seit Römerzeiten annehmen, hat es dort bis zum 12. Jh. kaum gegeben. „Brückenköpfe" und römische Kastelle werden auch durch Funde Pârvans bestätigt, aber eine eigentliche Kolonisierung hat dort nicht stattgefunden.[4] Die Völkerwanderung

---

[1] Vgl. Jireček, *Geschichte der Serben* I, 101: „Dagegen ist in Dacien das slaw. Element durch den Abzug nach Süden und Westen derart verringert worden, daß seine Reste [später] allmählich zwischen den Rumänen verschwanden." In bezug auf den sog. norddanubischen Einfluß des Slawischen ist diese Meinung des ausgezeichneten Gelehrten sehr beachtenswert.

[2] Iorga (*Etudes roumaines* I, 1923, S. 45) bestreitet, zum mindesten für das 8. und 9. Jh., die bulgar. Herrschaft auf dem linken Ufer der Donau; das erste Reich habe nie den Wunsch noch auch die Möglichkeit gehabt, das linke Ufer zu beherrschen. Bărbulescu bestreitet sie für das 9.—12. Jh. (*Arhiva* XXIX, 195); vgl. dazu Mutafčiev, *Bulgares et Roumains* S. 156. Aber ein byzantinischer Historiker des 9. Jhs. (*Scriptoris incerti Chronographia* ed. Paris 433 (bei Margulies S. 106, A. 2) spricht anno 813, wenngleich ganz unbestimmt, von einer *Βουλγαρία ἐκεῖθεν τοῦ Ἴστρου ποταμοῦ* und einer *Βουλγαρία πέραν τοῦ Δανουβίου*, vgl. Capidan, *Dacorom.* IV, 1253—1254.

[3] Vgl. Mutafčiev a. a. O. S. 45, 56, 107: Anfang des 7. Jhs. seien schon alle röm. Städte und Brückenköpfe verschwunden gewesen. S. 308: *Je considère comme exclue la possibilité que des habitants romans ai[en]t pu se conserver dans la région située à l'ouest de l'Olte* . . . S. 358: *Et ce qui concerne les „plaines de la rive gauche du fleuve" en face de la Dobroudja, il n'y a pas trace de Valaques pendant toute l'époque médiévale jusqu'au XIV*[e] *siècle* . . . Vgl. auch Weigand, *Balk.-Arch.* III, 256. Die Stelle bei Kinnamos, *Historiarum libri* VI, 260, Bonn, sagt von Vlachen nur, daß der Befehlshaber Batatzes 1164 *ex locis ponto Euxino vicinis erruptionem in Hungariam facere iubet*, nicht aber, daß diese dort seßhaft waren. Vgl. Margulies a. a. O. S. 40. Wohl aber wird anno 1198 die Anwesenheit von Vlachen im Norden der Donau von Niketas Akominatos, *De Alexio Isaacii Angeli fratris* ed. Bonn, II, 663, Paris 323 (nach Margulies) erwähnt: *Scythae cum cohorte Blachorum Istro traiecto Thracia oppida Messenae et Zurulo finitima in ipso divi Georgii martyris festo subita excursione populantur.* Es können aber auch, wie die bei Kastoria u. Halič erwähnten Vlachen, herumstreifende Banden oder Nomaden gewesen sein, vgl. den griech. Text (bei Drăganu S. 573): *μετὰ μοίρας Βλάχων τὸν Ἴστρον διαβάντες*, was Drăganu mit *cu o gloată de Vlahi* übersetzt (die ganze Stelle bei Murnu, *An. Ac. Rom.* s. II, t. XXVII, istor. 409).

[4] Vgl. oben S. 644ff. und Otto Hirschfeld, *Sitz.-Ber. d. Wiener Ak., hist.-phil. Kl.* LXXVII, 374: von der röm. Okkupation nur wenig berührt; Weigand, *Balk.-Arch.* IV, 168. Im 7., 8. u. 9. Jh. schweigen die byzant. Quellen bezüglich der Rumänen auf beiden Ufern der Donau völlig (Brück-

hat dann alles, was bestand, hinweggeschwemmt. D. Onciul ist auch dieser Ansicht:[1] *Les premiers établissements roumains à l'est de l'Olt et des Carpathes sont constatés au XII[e] siècle. Des conditions favorables pour cette colonisation par des éléments venant d'au delà des monts se sont produites seulement après la moitié du XI[e] siècle. Jusqu' alors, la plaine orientale de la Dacie qu'ont traversée tant de fois, les uns après les autres, les envahisseurs des régions danubiennes, était occupée, dès la fin du IX[e] siècle, par les Petschenègues ...*

Als das groſsbulgarische Reich zerstört ward (1018), richtete der byzantinische Kaiser Basilius II. an dessen Stelle neue Provinzen ein, darunter eine um Skopje (mit Ochrida) im Westen und eine („Panistrion" genannt) im Osten mit dem Hauptort Silistria (*Durostorum*, bulg. *Drâstâr*). Iorga,[2] N. Bănescu[3] und P. Panaitescu[4] glauben, daſs es sich dabei um walachische Autonomien (*Organisations politiques roumaines, cristallisations d'Etat* u. dgl.) handle, während Mutafčiev nur ein byzant. Verwaltungsgebiet dort mit bulgarischer und hier mit bulgarischer und teilweise auch skythischer Bewohnerschaft annehmen zu können glaubt. Die Vlachen sind damals seit langem schon als besonderes Volk mit eigenem Namen bekannt. Daſs sie unter den Begriff Scythae eingereiht wurden, muſs bezweifelt werden. Wohl aber sind sie gemeint, wenn Anna Komnena (1083 bis nach 1148) XIV, 8, S. 268 ed. Bonn, 451 Paris, von *Daci Thracesque* spricht, wobei nach Margulies S. 36 in archaistischem Stil, „Vlachen und Bulgaren" zu verstehen sind.[5] Es liegt eine Schrulle („affectation littéraire"[6]) vor, denn es gab keine Daker und keine Thraker mehr. Auffällig ist bloſs, daſs sie sonst ausdrücklich von Vlachen spricht.[7] Wenn Niketas Akominatos in ähnlicher

---

ner); vgl. auch Mutafčiev S. 79 übertreibend: *Si ... d'une part il ne peut être question de Romans dans les plaines au nord du Bas-Danube, du IIIe au VIIe siècle ... d'autre part ... il ne peut être question de Roumains non seulement aux abords du Danube, mais où que ce soit* (*avant le débordement des Slaves*).

[1] Acad. Roum., *Bullet. sect. hist.* IX, 1—2, S. 18, Séance solennelle du 14 mai 1919.

[2] *Serbes, Bulgares et Roumains dans la péninsule balkanique*, Ac. Roum., *Bullet. Sect. hist.* III, 3, 1916; *Les premières cristallisations d'Etat des Roumains*, ebenda, 1920, janv. S. 33—46; *Etudes roumaines* I, *Influences étrangères*, Paris 1923; *Rev. hist. du Sud-Est européen* III, 1926, 321 ff.

[3] *Les premiers témoignages byzantins sur les Roumains du Bas-Danube*, 1922 in *Byzant.-neugriech. Jahrbücher* III, 287 u. a.

[4] *Revista aromânească* (1929) I, 9—31: *Les relations bulgaro-roumaines au Moyen-Age.*

[5] Bei Kekavmenos, *Strategicon* (um 1071 geschrieben, nach Margulies S. 30—31) heiſst es vom Volk der Aromunen: *οὗτοι γὰρ εἰσὶν οἱ λεγόμενοι Δάκοι καὶ Βέσσοι,* wo *καὶ* wohl soviel als „und nun", „und zwar" heiſsen kann, also der antike Name durch einen anderen, wohl deutlicheren erklärt wird. Die Stelle übrigens ist auch anders gedeutet worden. Jordanes nennt bekanntlich die Goten „Getae".

[6] Mutafčiev a. a. O. S. 359.

[7] So z. B. im Kumanenkrieg anno 1090 (ed. Bonn 394—395) bei der Aufnahme von Hilfstruppen: *ut ... tirones colligeret cum ex Bulgaris tum*

Weise von „*Mysiern*“ redet (ed. Bonn I, 481, Paris 236—237), so setzt er wenigstens den neuen Namen hinzu: *olim Mysi nunc Blachi nominantur.* Aber nicht unerhört ist es, daſs Vlachen und Bulgaren einfach unter einem Namen zusammengefaſst oder gar verwechselt werden.[1] Wo sie nicht, wie die Vlachen im Pindus oder in Thessalien, für sich und getrennt wohnten, mag ihre Lebensweise und in der späteren Zeit (12.—13. Jh.) auch die Gemeinsamkeit vieler Wörter in ihren Sprachen und Zweisprachigkeit zu Verwechslungen Anlaſs gegeben haben. Daſs im Aufstand im Jahre 1186 und bei der Errichtung eines (neuen bulgarischen) Zartums Vlachen an der Spitze waren, beweist zwar noch nicht, daſs auch zahlreiches Volk hinter ihnen stand. Aber wenn Mutafčiev a. a. O. S. 149 sagt: *Pour un esprit non prévenu, il est clair qu'une population romane n'aurait pu vivre en Mésie après le VIIe siècle sans laisser de trace. Si l'on ne parle pas de Roumains, c'est qu'il n'y en avait pas*[2] . . . so sieht man nicht

ex nomadibus, quos Blachos vulgari lingua vocare solent. Das macht den „edleren“ Namen *Daci* sofort verständlich. Aber es gab neben den nomadischen Vlachen, die gern zu Kriegsdiensten herangezogen wurden (und wovon Anna Komnena selbst X, 3 ein weiteres Beispiel zu bieten scheint), seſshafte Vlachen, die in befestigten Häusern und Dörfern im Balkangebirge wohnten, ähnlich den Aromunen, aber auch weiter herab, bei Anchialos (unweit Burgas) und gegen die Donau hin (A. Komnena X, 2, S. 10 ed. Bonn). Diese werden den Bulgaren anscheinend gleichgestellt: Vgl. Margulies S. 36: *Haemus mons longissimus . . . utrimque autem montis declivia multae opulentissimae gentes tenent, Daci Thracesque a septentrione, meridiem versus iidem Thraces ac Macedones* (Anna Komnena XIV, 8, S. 298—299, ed. Bonn). Hier spricht sie als Zeitgenossin von Verhältnissen in der ersten Hälfte des 12. Jhs., was uns hier besonders interessiert. Wer sind aber die *Macedones?* Wohl doch Albanesen? Oder Bulgaren?

[1] Vgl. Jung, *Rom. Landsch.* 477, A. 3; in griech. Urkunden des 11. Jhs. erscheinen beide als Nachbarn. Bei Attaliates werden die Einwohner des Paristrion „Eingeborne“ (ἐγχώριοι) genannt, was Mutafčiev S. 353 nicht ohne weiteres auf Bulgaren allein beziehen sollte. Über die Zusammenfassung und auch Verwechslung von Vlachen und Bulgaren vgl. noch Weigand, *Rumänen u. Aromunen in Bulgarien* 1907, S. 49.

[2] Vgl. auch Mutafčiev a. a. O. S. 287: *Mon idée fondamentale, par conséquent, est qu'à partir du VIIe siècle il n'y a plus de Romans dans les territoires du bas Danube et dans l'Hémus.* Sie wären alle im Verlaufe der slawischen Einfälle seit dem 6. Jh. vertrieben oder niedergemetzelt worden. (Wir haben oben gesehen, daſs dies nicht ganz zutrifft.) Vgl. auch S. 324—325; S. 142: *Jusqu'au moment où les Protobulgares fondèrent un Etat, en 679, le reste de ces éléments romans a dû disparaître, absorbé par les Slaves de la Mésie.* Constantin Porphyrogenetos, *De admin. imp.* teilt ums Jahr 940 allerlei über die Völker im Norden des byzantin. Reiches im 10. Jh. mit, erwähnt aber die Vlachen nicht, vgl. Margulies S. 131, A. 1. Daraus kann noch nicht auf Abwesenheit, eher auf geringe Bedeutung geschlossen werden oder Mangel an auffälligen Zügen. Xenopol, *Anal. Acad. Rom.* 1900, II. Ser., t. XXII, 6 meinte: *Mesia, unde Românii nu s'au aflat nici odată . . .,* hingegen nimmt Densusianu, *H. l. r.* I, 327 zu beiden Seiten der Donau eine rumän. Bevölkerung an, die sich nach 1257 (*désorganisation de l'empire*) auf dem Nordufer vereinigte. Vgl. auch Philippide, *Orig.* I, 750 und die Literatur in I, 707—712. Xenopol, *Teoria lui Roesler* II, 98 ff. gab weder eine zahlreiche röm. Bevölkerung in Mösien noch eine walachische zwischen Donau und Balkan im Mittelalter zu. — Die kleine Zahl röm. Inschriften

ein, warum die Vlachen, die unter ähnlichen Verhältnissen anderswo doch gelebt haben und noch leben, in Moesien unmöglich gewesen sein sollen; auch ist der Schluſs ex silentio nicht zwingend. Wenn also „zwanzig Jahre" nach Errichtung des 2. Reiches in Bulgarien von Vlachen nicht mehr die Rede ist,[1] so könnte der Grund auch der sein, daſs sie bei der engen Gemeinschaft im neuen Staate sich bald nicht mehr auffallend von den andern Bewohnern unterschieden oder aber nur eine kleine Zahl erreichten. Letzteres ist bei dem rum. Einflusse, der in der bulgarischen Sprache sichtbar wird — freilich auch von Rumänen weiter westlich ausgeübt worden sein könnte — nicht wahrscheinlich. Man darf die Grenzen des Wahrscheinlichen aber nicht überschreiten, wenn wie hier, Sicherheit nicht zu erlangen ist. Die historische Unterlage, auf die sich die Sprachforscher gern stützen möchten, ist aber, wie man sieht, recht unsicher.[2]

III.

Mit dem Namen „Urrumänisch" (*străromână*) bezeichnet man gewöhnlich das älteste Rumänisch bis zur Trennung der Süd- und Nordrumänen, welcher dann nach kürzerer oder längerer Zeit auch die der beiden andern Zweige dieser Sprache gefolgt ist. Es wird mit diesem Worte also ein bestimmter Sprachzustand und zugleich

---

in Niedermösien beweist noch nicht allzuviel, weil durch die Einbrüche der Barbaren groſse Verschiebungen der Bevölkerung hier und in *Scythia Minor* (Dobrudscha) stattgefunden haben, das stärker romanisiert war (340 lat., 68 griech. und 15 bilingue Inschriften, vgl. Margulies a. a. O. S. 91). Über „Weiſswalachien", wie Ostbulgarien einigemale genannt erscheint, vgl. Capidan, *Dacor.* IV, 202. Hopf, *Gesch. Griechenlands* 1870, I, 165 setzt den Namen als bekannt voraus, während Margulies a. a. O. S. 66 darauf aufmerksam macht, daſs in der Ausgabe *Villehardouins* von de Wailly keine Hs. ihn kennt. Cantemir kannte ihn; Xenopol erwähnt ihn nicht. Iorga, *Rev. hist. du Sud-Est Européen* III (1920), Nr. 4—6, S. 113 glaubt nicht an die Existenz eines solchen Staates mit zweifelhaftem Namen; s. Drăganu, *Românii în veac.* IX—XIV, S. 613, A. 2—3. Vgl. noch G. J. Bratianu, *Bull. sect. hist, Ac. Roum.* X (1923), S. 26 „*Blakia*" *qui est terra Asani;* auch *Vlahia Alba* wird sie genannt.

[1] Vgl. Mutafčiev S. 324: *On sait, en effet, que depuis le début même du XIIIe siècle, donc une vingtaine d'années à peine après l'insurrection, toute mention de ces „Valaques", fondateurs du nouvel Etat, disparaît et celui-ci ne figure plus que comme Etat bulgare.* M. hält es, wie vor ihm Xenopol, für unglaublich, daſs ein Volk nach seinem Siege und der Erreichung seiner schwer erkämpften Unabhängigkeit auf einmal verschwunden oder — ausgewandert sein soll. In Wirklichkeit stellt er ihre Beteiligung in Abrede (*que sont devenus ces Roumains supposés, les fondateurs de „l'empire valacho-bulgare?"*).

[2] Vgl. A. Brückner, *Deutsche Lit.-Zeitg.* 1933, Sp. 1221; aber Philippide, *Orig.* I, 711—712; II, 358—359 hält die Anwesenheit von Vlachen auf beiden Donauufern für erwiesen und die Gelegenheit zur Einwanderung in die Walachei (die nach ihm aber nicht zum zweiten bulg. Reich gehörte, I, 750—751) und Moldau für günstig. Sandfeld S. 171 (*Lingu. balk.*): ... *nous savons que les Roumains et les Bulgares ont eu au moyen-âge des rapports de symbiose très intimes, notamment pendant le deuxième empire bulgare du XIIIe siècle ...*

ein Zeitabschnitt gekennzeichnet. Die Grenze gegen das Latein ist natürlich nicht ohne Willkür und wird verschieden gezogen.[1] Für das Ostromanische wird sie eine niedrigere, d. h. früher bemerkbare sein als für die westlichen Sprachen, weil diesen nach dem Zerfall des Reiches wenigstens in der römischen Kirche eine Vermittlerin der gemeinsamen Vergangenheit (Tradition) und eine sprachliche Zentralstelle verblieb, während im Osten dem gänzlichen Zusammenbruch der römischen Herrschaft (im Jahre 602) die Verdrängung der lateinischen Sprache durch die griechische (605) in Staat und Kirche folgte.[2] Vom Vorbild der Literatur, dem sprachlichen Einfluſs der lateinischen Kirche und dem Zwange der Schule nunmehr frei, kann seit dem Beginn des 7. Jhs. das werdende Ostromanische im Raum von Moesien und dessen Umkreis schneller den sprachlichen Neigungen und Neuerungen nachgegeben haben, die sich als Ansätze von früher her oder, wenn man will, als bodenständiger Einfluſs nun selbständig entwickeln. Aber schon viel früher war an der unteren Donau der Verkehr der Lateiner mit dem Westen[3] und untereinander oft und lange unterbrochen. Die seit Beginn des 6. Jhs. sich wiederholenden Slaweneinfälle zerrissen an vielen Stellen das Band, aber in Donau-Dacien herrschte, wie oben gezeigt worden, länger staatliche Ordnung. Doch nicht diese frühen Slawenstürme haben das

---

[1] Schuchardt, *Vokalismus d. Vulgärlt.* I, 102 nahm das Jahr 700 als *terminus ad quem* der *lingua romana rustica* an; H. F. Muller, *A chronology of Vulgar Latin* (*Beihefte* der *Z. f. r. Phil.* LXXVIII) 85 hingegen glaubt, daſs eine „langsam, gemeinsam, einheitlich weiter entwickelte Volkssprache in der Romania" etwa bis 780 vorauszusetzen sei. Erst von da an wären demzufolge die romanischen „Ursprachen", wie man sie nennt, in ihrer Eigenentwicklung vorhanden. Sandfeld, *Lingu. balk.* S. 45 läſst für das Rumänische den Anfang des 6. Jhs. als ungefähre Grenze gelten; vgl. auch S. 29. Densusianu, *Hist. langue roum.* I, 234: *Il serait pourtant erroné ... de croire que les pays danubiens formaient déjà au IVe ou au Ve siècle, au point de vue linguistique, un territoire à part par rapport à l'Italie et à la Rhétie*; aber wenn er I, 324 die Abwanderung der Aromunen schon im 6. oder 7. Jh. beginnen läſst, bleibt kein genügender Raum für die Entwicklung des Urrumänischen. Es besteht dieselbe Schwierigkeit, wenn S. Puşcariu, *Zur Rekonstruktion d. Urr.* S. 72 die meisten Lautwandlungen des Urrumänischen „mit einiger Wahrscheinlichkeit" schon im 7. Jh. für abgeschlossen hält; doch zog er S. 71 keine Grenze gegen das Latein. In der Akad.-Rede (*Discurs.* XLIX, 1920) *Locul limbii române între limbile romanice* S. 21 ist dafür als solche das Ende des 4. Jhs. angenommen. Philippide, *Orig.* II, 386 setzt eine noch niedrigere Linie an, da er die Trennung und sogar dialekt. Unterschiede schon vor dem Jahr 600 beginnen läſst. Vgl. auch ebenda I, 858; II, 232; aber I, 890 gibt er Einfluſs der lat. Gemeinsprache bis etwa Ende des 6. Jhs. zu. Vgl. noch I, 702; II, § 338.

[2] Um diese Zeit hören auch für Jahrhunderte die Nachrichten über die roman. Bevölkerung dort auf.

[3] Durch die Teilung des Reiches im Jahre 395 ward der gröſste Teil Illyriens zum Westen geschlagen: die Grenze verlief in gerader Fortsetzung der von der Donau in Ungarn gegebenen Nord-Südrichtung. Die Drina in Serbien, damals Grenze zwischen Ost- und Westreich, wurde mit der Zeit dann zur annähernden Scheidelinie zwischen Urrumänisch und Dalmatinisch. Vgl. dazu Philippide *Orig.* I, § 111.

Urrumänische beeinflufst, geschweige denn geschaffen;[1] erst bei Eintritt der religiösen Verbundenheit und staatlichen Gemeinschaft wurde stärkere sprachliche Beeinflussung durch die Slawen möglich, und so steht diese nicht am Anfang[2] der urrumänischen Zeit, sondern mehr schon an deren Ende. Es wäre irrig zu glauben, dafs schon im 7. oder selbst 8. Jh. die wichtigsten, d. h. besonders kennzeichnenden Eigentümlichkeiten der rumänischen Sprache (ohne slawische Elemente) völlig ausgebildet waren.[3] Der Unterschied in manchen Lauten, auch in der Flexion (Tempora, Modi u. a.) zeigt, dafs im Dacorumänischen und Aromunischen sich manches erst nach der Trennung noch änderte oder Vorhandenes sich verlor. Von einer fertigen rumän. Sprache kann also noch nicht und wohl noch bis zum 12. Jh. nicht gesprochen werden, wenn man unter „fertig" (*gata* usw.) nicht blofs Laute und Formen, sondern das Vorhandensein des Wesentlichen, also auch in der Wortbildung und den Bestandsverhältnissen des Wortschatzes versteht.[4] In die urrumänische Zeit aber fallen diese Neuerungen noch nicht.

So wird also das Ende des 6. oder der Anfang des 7. Jhs. der späteste Zeitpunkt sein, den man als Beginn des Urrumänischen

---

[1] Vgl. auch Puşcariu, *Dacorom.* IV, 1345: . . . *nu cred nici că la „naşterea" limbei noastre contactul cu Slavii ar fi avut un rol covârşitor.*

[2] Bărbulescu, *Arhiva* XXIX, 297: *străromîna, deci limba aceasta de dinaintea veacului VII al începutului conlocuirii cu Slavii în massă.*

[3] T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 202: *credem că vom fi cît mai aproape de realitatea faptelor afirmînd că în prima jumătate a secolului al V-lea începe realmente epoca de formaţiune a entităţei romîne.* Und vorher (S. 201) *Lingvistica istorică romînă nu poate fi concepută decît admiţînd că odată cu sfîrşitul secolului al VII-lea limba romînă era închegată definitiv* . . . Ein Vergleich mit den westlichen Sprachen, der allzuoft unterlassen wird, ist lehrreich. Es gibt auch dort um jene Zeit noch keine Denkmäler; aber in den *Kasseler Glossen* z. B. schimmert manches aus der romanischen Volkssprache durch. Die Hs. stammt aus dem 8. oder Anfang des 9. Jhs., der Text ist wohl auch nicht viel älter. Die sprachlichen Züge dieses Glossars sind noch so wenig territorial ausgeprägt, dafs man dessen Heimat in Italien, Friaul, Raetien, in Südost- und in Nordostfrankreich vermutet hat, vgl. *Afrz. Übungsbuch* von Foerster u. Koschwitz[3], S. 38; Densusianu, *Grai şi suflet* I, 359. Voretzsch, *Afrz. Lesebuch*[2], S. 3 setzt es (1932) nach Nordfrankreich. Die *Strafsburger Eide* vom Jahre 842 zeigen wohl schon die ersten Kennzeichen des Französ., aber kaum schon die nähere Gegend, deren Sprache sie wiedergeben. Vgl. dazu *Romania* XLVII, 426; LIX, 294; A. Tabachovitz, Dissert. Upsala 1932 (lothringisch?) — Diez, *Gr.* I[3], 84 nimmt Scheidung des Französ. vom Provenzalischen erst etwa seit 9. Jh. an. — Vielleicht trat in der Entwicklung des Rumänischen seit dem Jahre 874, wo anstelle des latein. Kults der bulgarisch-griechische trat, ein rascheres Tempo ein. H. Naumann, *Jahrb. für Philologie* I, 63 glaubt, dafs Mundarten ohne literar. Rückhalt sich schneller entwickeln als Kultursprachen; vgl. aber Puşcariu, *Rekonstr.* S. 67.

[4] Vgl. Densusianu, *Hist. l. roum.* I, 328 . . . *la constitution définitive du daco-roumain doit être considérée comme définitivement accomplie au XIII*[e] *siècle*; ebendort S. 397 . . . *constitué, dans ses traits les plus caractéristiques, dès le XIII*[e] *siècle.* Dazu Capidan, *Dacorom.* IV, 1256—57.

ansetzen kann.[1] Der natürliche Abschluſs aber, das Ende dieser Sprachperiode ist durch die obenerwähnte Spaltung in einen groſsen südlichen und einen nördlichen Zweig gegeben. Die Gemeinsamkeit der sprachlichen Neuerungen im Rumänischen hört im allgemeinen damit auf,[2] was freilich nicht hindert, daſs auch später noch in vereinzelten Erscheinungen Übereinstimmung herrschen kann, sei es daſs sie bereits gebunden (latent) vorhanden waren und erst jetzt sichtbar werden, oder daſs Übertragung stattfand. Die Abwanderung der Aromunen in das griechische Sprachgebiet wird gewöhnlich in das 10. Jh. gesetzt. Die zufällige Erwähnung[3] bei Kedrenos II, 435 (*παρά τινων Βλάχων ὁδιτῶν*) unter dem Jahre 976 ist jedoch nicht eindeutig.[4] War es schon eine Volksbewegung oder noch eine ver-

---

[1] Vgl. auch Weigand, *Ling. Atlas* S. 8; *Balk.-Arch.* III, 224, 258. Abweichend vom üblichen Gebrauch faſst Philippide den Begriff „*Urrumänisch*", was zu Miſsverständnissen führen kann. Er läſst die urrumän. Zeit bereits mit dem Auftreten der ersten rum. Kennzeichen in der vulgärlatein. Balkansprache beginnen und mit dem Ende des latein. Einflusses, d. i. mit dem Anfang des 7. Jhs. aufhören (*Orig.* II, 227, 232; II, 233, A. 1). Um letztere Zeit setzt er bereits die Trennung von Süd- und Nordrum. und sogar die ersten Kennzeichen der rumän. Mundarten an (*Orig.* II, 239, 386). Und da die Lautchronologie auf dem Vergleich mit den slaw. Elementen aufgebaut ist, *cuvîntele slave însă s-au putut întroduce încă din secolul V* (vgl. II, S. 233, Nr. 3), was er wohl selbst als unsicher bezeichnet (I, S. 321, 10: *Timpul cînd au început să învădeze Slavii teritoriul romanic din răsăritul Europei este puțin sigur*), aber jedenfalls weit zu früh ist, so kommt der ganze Aufbau ins Wanken. Denn seine Hypothese nimmt eine vorhergehende schon als Tatsache an und so verschiebt sich die Zeitbestimmung um Jahrhunderte nach vorne.

[2] Densusianu, *Hist. l. r.* I, 328 nimmt erst fürs 13. Jh. eine endgültige Lösung der Beziehungen an.

[3] Vgl. Weigand, *Ethnogr. v. Makedonien* S. 48; Densusianu, *H. l. r.* I, 323; Capidan, *Dacorom.* IV, 200; die Übersetzung „herumziehend" (Hasdeu, *Etym. magn.* IV, XXXI *drumaşi*) gibt jedenfalls den Sinn wieder. Der Text der Stelle findet sich bei Tomaschek, *Z. f. öst. Gym.* XXVII, 345; T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 72; Capidan, *Dacorom.* IV, 200—201 und öfters.

[4] Margulies a. a. O. S. 22 macht aufmerksam, daſs der hier als im Jahre 976 ermordet hingestellte Bulgarenprinz David von 977—979 die Regierung hatte, im Jahre 980 auf den Thron verzichtete und Mönch wurde (vgl. Schlumberger, *L'épopée byzantine à la fin du Xe siècle*, Paris, 1896, I, 605—606), so daſs die Stelle zweifelhaft wird, obgleich ihr Verfasser schon ums Jahr 1000 seinen Bericht schrieb. Wichtiger aber als diese zufällige Begegnung bei Kastoria ist eine andere Nachricht, wo die Vlachen schon als zweifellos gröſsere Menge bei einem anonymen Zeitgenossen des Kekavmenos (dieser schrieb um 1071) als in Griechenland (wahrscheinlich Thessalien) sitzend erwähnt werden. Eine Urkunde des Kaisers Basilius II. vom Jahre 980 überträgt hier dem Nikulitza, einem Verwandten des Kekavmenos, die Aufsicht über diese Vlachen („*τὴν ἀρχὴν τῶν Βλάχων Ἑλλάδος*", Margulies S. 24). Es ist dieses Gebiet später als *Μεγάλη Βλαχία* in der byz. Geschichte bekannt. War die ältere Nachricht von den *Βλαχορηχῖνοι* (s. u.) nur eine vorläufige Ankündigung, so ist hier eine kais. Urkunde (Chrysobullion) gleichsam der Geburtsschein des neuen Volkes. Vgl. *Cecavmeni Strategicon et incerti scriptoris de officiis libellus* ed. Wassilewski et Jernstedt, Petersburg 1896, Ausgabe des *Λόγος νουθετικὸς πρὸς βασιλέα.*

einzelte Gruppe von nomadisierenden Hirten oder Lasttiertreibern, die durch eine Missetat bei den „schönen Eichen" zwischen Kastoria und Prespa in die Geschichte eingingen? — Mit der Ausbreitung in Thessalien wäre wohl auch noch ein Nachschub der Aromunen im ersten Viertel des 11. Jhs. vereinbar;[1] wir wissen aber nicht, ob es eine einmalige oder länger dauernde Bewegung gewesen ist.[2] Die nicht zahlreichen albanesischen und altbulgarischen Elemente und das gänzliche Fehlen von ungarischen und mittelbulgarischen Zügen im Aromunischen gestatten nicht, die Trennung zeitlich später als Anfang des 11. Jhs. anzusetzen.[3] Die heutige Sprache ist natürlich nur ein verändertes Abbild des damaligen Zustandes, aber sie läſst auf einen ziemlich entwickelten Bau und Lautstand schlieſsen, der uns einen ungefähren Begriff vom Urrumänischen geben kann.[4] Ob das zu einer Skizze desselben genüge, muſs fraglich bleiben; der zeitliche Abstand ist zu groſs, um über allgemeine Umrisse des Ganzen hinauskommen zu können. Einzelzüge lassen sich mit mehr Sicherheit feststellen. Puşcariu a. a. O. hat solcher mehrere zu suchen unternommen.[5] Weiter ist Philippide gegangen und hat eine Liste von 33 Lauterscheinungen aufgestellt,[6] die er in die von ihm so eng begrenzte und frühe Zeit des Urrumänischen verlegt. Wir möchten hier auch auf Einzelheiten eingehen, weil daraus vielleicht etwas für die Methode zu gewinnen ist.

Aus der Liste Philippides scheiden zunächst mehrere Vorgänge aus, weil sie nicht aufs Rumänische beschränkt sind und noch in

---

[1] Auch hier gehen die Meinungen auseinander. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 324 *C'est à partir du VIe et du VIIe siècles que les Macédo-roumains ont commencé à descendre vers le sud et s'établir en petits groupes . . .*; Gamillscheg, *Z. f. slav. Philol.* III, 153 ff. nimmt das Jahr 1000 ungefähr an. S. Dragomir, *Vlahii şi Morlacii* S. 112 setzt die Abwanderung vor das 7. u. 8. Jh., weil sie das Wort für Grenzwächter, *cătunari*, nicht hätten, dessen Sinn sich mit dem Amt seit dem 9. Jh. verlor. Aber kann nicht mit der „Sache" auch das Wort auſser Gebrauch gekommen sein? —

[2] Vgl. Philippide, *Orig.* II, 405: *în scurtă vreme şi mai de o dată.* Tomaschek, *Zur Kunde der Hämus-Halbinsel, Wiener Ak., phil.-hist. Kl.* 1 C, 476 (1882) hat auf die *Βλαχορηχῖνοι* unter den bilderstürmenden byzant. Kaisern (8. Jh.) hingewiesen (vgl. auch Philippide I, 708, 752, 799), woraus schon auf frühere Wanderungen zu schlieſsen ist, wenn sie nicht etwa Einheimische sind. Es scheint sich also der Abfluſs nach Süden über längere Zeiträume erstreckt zu haben. Die sprachlichen Unterschiede wurden später wieder ausgeglichen.

[3] Daſs der Zusammenbruch des ersten bulgar. Reiches (1018) mit dieser Auswanderung in Verbindung gebracht werden könne, wäre wohl möglich, doch ist schwer einzusehen, was die Aromunen dabei gewannen, da die Griechen, zu denen sie nun zogen, ja die Eroberer Bulgariens waren. Eine Flucht vor ihnen war es also nicht.

[4] Das Aromunische ist noch jetzt altertümlicher als das Dacorumänische. Vgl. auch Densusianu, *Hist. l. r.* I, § 127: *il résulte . . . que le macédo-roumain doit représenter le roumain primitif*; Philippide, *Orig.* II, 568: *Dacorománul, în totalitatea lui considerat, . . . nu prezentă nimic arhaic.*

[5] Vgl. zur „*Rekonstruktion des Urrum.*" die Anzeige von F. Schürr, *Z. f. rom. Phil.* XLVI, 713—717; Ilie Bărbulescu, *Arhiva* XXIX, 297 ff. u. a.

[6] *Originea Rom.* II, 236 A.; dazu kommen Nr. 179 u. 180.

lateinische Zeit fallen, so etwa *nx > ns* (*cinxit > cinse*, Nr. 126 bei Philippide); *tl > cl*[1] (*veclus* App. Probi > *vechiu*, Nr. 160); *qu > c* (*coci* App. Probi für *coqui*, Nr. 191 α); *-v- > -* (*failla* App. Probi für *favilla*, Nr. 207, rum. *pămînt < pavimentum*); *v > b* (*vervece > berbece* rum.; frz. *brebis*, Nr. 209); *sci̯*, *sti̯ > ş* (*fascia > faşe*, *ustia > uşe*, Nr. 225). Sehr alt[2] ist auch die Palatalisierung von *ni̯*, *li̯*, doch verhalten sich die rum. Mundarten in der Weiterentwicklung verschieden: *cuneus >* dacorum. *cui*, aber im Banat und Aromun. mit erhaltenem *n*-Laut;[3] *mulierem > muiere*[4] auch im Banat, aber aromun. *mul̓are*, istr. *mul̓ẹre* (bei Philippide Nr. 121 und 99).

Nur in ihren Anfängen vielleicht noch in lat. Zeit fällt die Palatalisierung von lt. *c*, *g* vor *e*, *i* (*caelum* rum. *cer*, *ţer*, *gelu* rum. *ger*, *dzer* usw.), die Philippide II, 166, Nr. 177; 178, Nr. 193 und II, 225—230 noch in das 6. Jh. und zwar vor die Mitte desselben setzt.[5] Wenn die Ergebnisse von lat. *c*, *g* + *i̯* + *Vok.* keine dialektischen Unterschiede im Rum. aufweisen, wohl aber die von *c*, *g* vor einf. *e*, *i* und zwar so starke, daſs sie als auffälligste Unterscheidungsmerkmale der nördlichen und südlichen Mundarten gelten können,[6] so liegt die Ursache des verschiedenen Verhaltens wohl darin, daſs jene Erscheinung sehr alt, d. h. noch lat. ist, während letztere nur mit ihrem Beginn noch in die Zeit hinaufreicht, die man gemeinromanisch nennt. Die letzte Stufe des Lautwandels fällt bei *c*, *g* + *e*, *i* im Romanischen nicht mehr überall in die gleiche Zeit, wie sie auch an sich örtlich schon verschieden sein konnte.[7] Es ist also nicht möglich, eine genauere Chronologie darauf zu gründen, wie Philippide es tut. Aus der Nachbarschaft des Dalmatischen, das im Süden auch vor *i* noch keine Palatalisierung zeigt, und des Albanesischen, wo sie zwar vor-

---

[1] Auch noch später: altbulg. *tlaka > clacă* rum., vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 277, 377.

[2] Vgl. Meyer-Lübke, *Einführ.*[2], S. 153, § 143.

[3] Ob bulg. *bańa* im rum. *baie* liegt, wird von Densus. *Hist.* I, 271 bezweifelt, da slaw. *-anje* im rum. als *-anie*, *-enie* erscheint.

[4] Seit dem 13. Jh., vgl. Capidan, *Dacor.* II, 468.

[5] Vgl. Densusianu, *Grai şi sufl.* II, 408.

[6] Vgl. Philippide *Orig.* II, 227 A.; 331. T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 209.

[7] Oder die Entwicklung blieb ganz aus (oder wurde rückgängig), wie Logudoresisch oder sie blieb unterwegs stecken, wie im Dalmatischen (lt. *cimice > čimak* serbo-kroat. Lehnwort für vegliot. *čińko* gegenüber *kimak* in Ragusa; aber überall lt. *ce* = *ke*, vgl. vegliot. *kai̯na*, *kai̯ra* (lt. *cena*), *krau̯k < crucem* u. a. Vgl. M. G. Bartoli, *Das Dalmatische*, Wien 1906, I, 269, 313; II, 376—378. So auch in serbo-kr. Ortsnamen: *Geminianum > Giman* (gh.) bei Bartoli II, § 429 und *Gumaj* nach Skok, vgl. *Dacorom.* I, 427; doch fällt *Vegium > Bag* (Skok) gegenüber *Vegia > Veča* (über **Veğa*) bei Bartoli II, § 432 auf, wo alte Palat. zu erwarten ist. — Am Rande des röm. Reiches begann die Palatalisierung also wesentlich später und drang auch nicht überall durch. So bliebe es fraglich, wie diese Laute sich in einem dacischen Rumänisch gestaltet hätten; vielleicht ähnlich wie in Süddalmatien oder Sardinien. Aber im Banat spricht man *ş*; *dž* und *ž*; in der Bukowina, Moldau und Bessarabien wenigstens als Nebenform.

handen,[1] aber oft erst noch im Anfang steht, darf man vielleicht auch für das Rumänische um die Wende des 6. Jhs. zum 7. einen Zustand erschliefsen, der noch nicht bei *č*, *ǧ* oder *ts*, *dz* angelangt war.[2] So konnte seit dem Aufhören des lateinischen Sprach- und Kultureinflusses vielleicht, wie Philippide meint — aber sicher erst in viel späterer Zeit als er glaubt — eine leicht mundartliche Entwicklung eintreten, die später bei geringem Verkehr sich in der Art vollzog, dafs zwei verschiedene Laute entstanden: *č*, *ǧ* im Norden an der Donau und *ts*, *dz* im Pindus und in Thessalien. Andere Gelehrte aber lehnen diese parallele Entwicklung ab und sehen in beiden Entsprechungen nur zeitliche Stufen desselben Lautes, also Filiation.[3]

Als urrumänisch (weil ganz oder zum gröfsten Teil auf dieses Gebiet beschränkt) kann man mit Philippide aber folgende Erscheinungen ansehen:[4] betont und unbetont lat. *a* > *ă*, z. B. in *-ámus* > *-ăm* (Nr. 6), vielleicht mit dem 5. Jh. doch zu früh angesetzt,[5] doch sehr alt; lat. *a* + *n* > *în* in *manus* > *mînă* (Nr. 3) und *an* + *Kons.*, *am* + *Kons.* in *campus* > *cîmp* (Nr. 4) was auch schon der ältesten Zeit angehören wird (auch südalbanesisch) und nach sehr verbreiteter Auffassung eine Nachwirkung der autochthonen Grundsprache, nach anderer Ansicht aber spontaner Lautwandel sein soll.[6] Von slaw. Wörtern nehmen nur ganz wenige (höchstens 4)

---

[1] Vgl. lat. *cīmĭce*, alb. *ḱimk* (*ḱ* die gemeinroman. Stufe, vgl. Bartoli I, 298), lt. *caelum* alb. *ḱiel*, lt. *centum* alb. *ḱint*, *gente* > *g'int*, aber daneben schon *tš*, *dž* oder ähnliches. Auch hier ist *facie* > *faḱe* recht altertümlich; *socius* > *šok* (neben *šotš*) wird aus dem Plur. begreiflich. Der griech. Einflufs aufs Albanesische war in alter Zeit gering und wird selbst im Aromun. wegen Erhaltung von *č*, *dž* in einigen lat. und allen slaw. Wörten nicht recht glaubhaft.

[2] Vgl. noch Puşcariu, *Zur Rekonstr.* S. 45 u. *Studii istror.* II, 362, A. 1.

[3] Die unabhängige Entwicklung vertritt T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I' 208 ff., wie schon Miklosich, *Rumunische Untersuchungen* 1882, II, 7 und Puşcariu, *Zur Rekonstr.* S. 45 (nur nicht schon fürs Urrumänische). In *Dacorom.* III, 848—849 ist P. nicht mehr so entschieden und hält *č* als Vorstufe von *ts* für möglich (nach Densusianu, *Hist. l. r.* I, 215). Die Entscheidung ist sehr schwierig. Skok, *Z. f. rom. Phil.* L, 511 erblickt im aromun. *ts*, *dz* wie in der Erhaltung des velaren Lautes von *c*, *g* vor *e*, *i* im Altdalmat. u. Albanes. einen Einflufs der gebildeten Aussprache des Hochlateins durch die Griechen, was Sandfeld a. a. O. S. 103 nicht sicher scheint. Nach der Zeit mufs aromun. *ƫ* (= dacorum. *ce*) vor die Aufnahme der slaw. Wörter fallen. Vgl. jetzt auch Capidan, *Aromânii* S. 322, wo auch natürlich keine Entscheidung möglich war und A. Rosetti, *Grai şi sufl.* VI, 326 ff.

[4] Vgl. dazu besonders Densusianu, *Hist. l. roum.* I, 204 ff., 282 ff. Für den von Philippide umgrenzten Zeitraum (bis Ende des 6. Jh.) wären viele Nummern seiner Liste zu streichen, weil unzweifelhaft zu früh angesetzt. Über den Versuch einer chronologischen Anordnung vgl. ebenda II, 310 ff.

[5] T. Papahagi, *Grai şi suflet* I, 207. Nach Densus., *H. l. r.* II, 17—18 spontan u. jünger. Auch Meyer-Lübke, *Mitteil. d. rum. Instituts Wien* I, 40 bezweifelt illyrischen Einflufs. Zu alb. *ε* aus lt. *a* vgl. Sandfeld S. 125—126.

[6] Densusianu, *H. l. r.* I, 295 *tout à fait ancien . . . un reste de l'époque où les Roumains se trouvaient dans le voisinage des Albanais* (auch T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 203 ff.); er ist *Grai şi sufl.* I, 324 gegen slaw. Einflufs bei diesem Laute, ebenso Skok, *Slavia* V, 129; VI, 121.

teil und auch diese sind unsicher.[1] Hierher gehören ferner: lat. *t* + *i* (*ie*, *i* + *Vok.*) > *ţ* (lat. **attitiare* > *aţîţa*, Nr. 157); *d* + *ī* > *z* (*dico* > *zic*, Nr. 166); *s* + *ī* > *ş* (*sic* > *şi*, Nr. 220); *stī* > *şt* (*castigare* > *câştiga*, Nr. 223, vorslawisch;[2] *-l-* > *-r-* (*sole* > *soare*, Nr. 100;[3] *cl* + *Vok.* > *k̈* (*clamo* > *chiem*, Nr. 178;[4] *gl* + *Vok* > *g'* (*glacies* + *a* > *ghiaţă*, Nr. 194;[5] *qu* > *p* (*aqua* > *apă*, Nr. 191β); *gu* > *b* (*lingua* > *limbă*, Nr. 196β); *que* > *ce* (*quĭd* > *ce* Nr. 191αβ nicht erwähnt); *gue* > *ge* (**sangue* > *sînge*, Nr. 196α); *gn* > *mn* (*lĭgnum* > *lemn*, Nr. 195); *Vok.* + *n* + *Vok.* > *nasal. Vok.* (*granum* > *grîu*, *frenum* > *frîu* Nr. 123); *nct* > *nt* (*sanctum* > *sînt* > *sîn* (-Pietru) Nr. 125); vielleicht schon älter;[6] *nt* > *mt* (*sentio* > *simţ-esc*, Nr. 124); *ns* > *ms* (*ascumse* im Arom. < **absconsit* Nr. 131); *pt* > *nt* (*nupta* > *nunta*, aber durch Einfluſs von *nuntiare* verständlich Nr. 137;[7]) *ps* > *ns* (*ĭpse* > *îns*, vgl. aber *inpsuius* Densusianu I, 62; Dacorom. I, 427) Nr. 139; *v-* bei *volo* als Hilfsverb fällt, Nr. 217; *-b-* > - (*caballus* > *cal*; auch im Alban., aber vorslawisch, Nr. 146). — Vielleicht wäre noch manches hierherzustellen, so zum Lautwandel *gn* > *mn* (*lignum* > *lemn*) : *ct* > *pt* (*factum* > *fapt*), *x* > *ps* (*coxa* > *coapsă*), der in den beiden letzteren Fällen wegen der Übereinstimmung mit dem Albanesischen und Dalmatischen dem Illyrischen zugeschrieben zu werden pflegt[8] und dann eigentlich an der Spitze der Liste stehen müſste; ferner die Diphthongierung von lat. *ĕ* > *ie*, die Philippide II, 36, Nr. 24 mit Unrecht als *anteromânesc*, als *conoscut fenomen latin popular* bezeichnet und daher auch nicht in seine Liste aufgenommen hat.[9]

Ob auch der Rhotacismus schon in urrumänische Zeit fällt, wird verschieden beantwortet.[10] Er findet sich meist nur in lat. Wörtern (aber *smăntără* im Istrorumän. und anderes) und blieb den Aromunen und Megleniten unbekannt, was sich vielleicht nicht örtlich, sondern zeitlich erklärt. Im Dacorumänischen ist er im Schwinden begriffen und schon im 16. Jh. auf die Gegenden nördlich

---

[1] Es sind dies *smîntînă*, *jupîn*, *stăpîn*, *stînă* (*stîncă*). Da sonst bei slaw. Wörtern *an* nicht *în* geworden ist, muſste man hier slaw. Eindringen ungewöhnlich früh (Philippide, *Orig.* II, 233: seit 5. Jh.) annehmen und die ganze Lautchronologie verschieben. Vgl. Puşcariu, *Dacor.* VII, 455.

[2] Vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 286.

[3] Derselbe I, 217—218 sehr alt und vielleicht mit ital. Mundarten nicht zufällig übereinstimmend. Kein slaw. Wort, ebenda S. 284.

[4] Densusianu, *Hist. l. r.* I, 304.

[5] Ebendort S. 285—286.

[6] Derselbe I, 61 balkanlatein. *defunto*, *nantus*.

[7] Ebenda I, 127.

[8] Vgl. Bartoli, *Dalmat.* I, 314; Densusianu, *Hist. l.r.* I, 26; Philippide II, 172, 182.

[9] Puşcariu, *Zur Rekonstr.* S. 32 nimmt auch *en* > *in*, vgl. *mentem* > *minte* sicher als urrum. an; Philippide II, 37, Nr. 25 sagt bloſs: *în toate dialectele*.

[10] Puşcariu, *Urrum.* S. 38 bejahte die Frage. Vgl. auch *Dacorom.* IV, 1374 ff.

des Mureș und die Bukowina beschränkt. Da seine Entstehung die Nasalierung des Vokals vor zwischenvokalischem *n* (lat. *canutus* > *cărunt*) voraussetzt und mit der slaw. Erscheinung zusammenzuhängen scheint, aber doch nicht völlig mit ihr zusammenfällt, glauben Balotă und Skok,[1] daſs er in die Zeit des slaw. Einflusses fällt und nicht früher als 10.—12. Jh. anzusetzen sein wird. Die ältesten rum. Wörter im Slaw. und umgekehrt die (meisten) slaw. Elemente des Rum. zeigen davon nichts. In einem albanes. (toskischen) Sprachdenkmal des 14. Jhs. ist er schon durchgeführt (vgl. Jokl, *Indg. Forsch.* L, 54). Das Problem ist oft und gründlich behandelt worden.[2] Obgleich der Zusammenhang mit dem Albanesischen (nicht bloſs Toskischen) nicht zu bestreiten sein wird,[3] ist der Rhotacismus doch wohl erst gegen Ende der urrumän. Zeit aufgekommen, wobei der albanesische Einfluſs natürlich als länger andauernd angenommen werden muſs, als es meist geschieht. Das Verhalten der rumän. Mundarten wäre dabei verständlich.[4]

Eine andere, weitaus verbreitetere Erscheinung im Lautstand des Rumänischen ist die Palatalisierung der Labialen (*pectus* > *ķept*, *vĕnio* > *yin* usw.), auch sie in ihrem Alter weniger gesichert als in ihrem Wesen. Ihre Ausdehnung gibt schwierige Rätsel auf. Im Aromunischen tritt sie allgemein und wohl am frühesten auf, auch haben nur die ältesten slaw. Lehnwörter daran Anteil; im Dacorum. fehlt sie aber im Banat, in Westsiebenbürgen und dem Gebirge der Kleinen Walachei, auch im Meglenitischen ist sie ungleich. Das Istrorum. blieb gröſstenteils verschont, auch die erhaltenen rum. Ortsnamen im westlichen Bulgarien gegen Serbien hin (Dardanien) kennen diesen Lautwandel nicht. Der weitaus gröſste Teil des Gebiets, aber eben unzusammenhängend, hat also Palatalisierung. Die Megleniten haben sich anscheinend zu Beginn des Eintritts dieser Neuerung von den nördlichen Nachbarn losgelöst.[5] Die Palatali-

---

[1] Vgl. *Slavia* VI, 121—129; dazu Densusianu, *Grai și sufl.* III, 272.

[2] Vgl. A. Procopovici, *Despre nazalizare și rotacism*, Bukarest 1908; Al. Rosetti, *Etude sur le rhotacisme en roumain*, Paris 1924; A. B. J. Balotă, *La nasalisation et le rhotacisme dans les langues roumaine et albanaise*, Bukarest 1926. Vgl. dazu Procopovici, *Dacor.* IV, 1152ff.

[3] Procopovici S. 41—42, Rosetti und Drăganu S. 606, 611 glauben nicht an den Zusammenhang. Jokl, *Indogerm. Forsch.* XLIV, 50 hingegen bejaht ihn (wie Skok in Baric' *Archiv* II, 326—340) und nimmt auch für die Nordalbanesen (Gheghen) Rhotacismus an, der sich dort aber wieder verloren hat. Der albanesische Rhotacismus beruht nach Pedersen auf der phonetischen und akustischen Ähnlichkeit von alban. *n* und *r*, vgl. Jokl, *Idg. Forsch.* L, 34.

[4] Densusianu, *Hist. l. r.* II, 113ff. setzt den Rhotacismus (den er nicht dem thrak. Einfluſs zuschreibt) ins 6.—7. Jh., nicht später, weil slaw. Elemente den Wandel von *n* > *r* nicht mehr mitmachen. Philippide II, 126—132 macht aufmerksam, daſs in der Sprache der Motzen, wo er noch lebt (wie im Istrischen), gelegentlich auch fremde Worte daran beteiligt sind (Analogiebildungen).

[5] Vgl. Meyer-Lübke, *Dacorom.* II, 17.

sierung als unabhängig voneinander in den verschiedenen Teilen des Sprachgebiets entstanden zu denken, geht bei ihrer ungewöhnlichen Art nicht wohl an. Eher wäre das Fehlen als Erhaltung des Urzustands begreiflich, wie Densusianu, *Hist. l. r.* I, 307ff., 314 gemeint hat. Nur ist dann nicht verständlich, wie besonders die Moldau, Bukowina und Nordsiebenbürgen zu diesen Lauten gekommen sein sollen,[1] wenn die Einwanderung der Südrumänen in der Richtung von West nach Ost stattgefunden hat, wie Philippide, Orig. II, 570 und wohl mit Recht annimmt. Daſs im Banatischen hier eine Eigentümlichkeit des dacischen Rumänisch zum Vorschein käme, war bestechend, fand aber keinen Glauben. — Die Erscheinung ist oft behandelt worden, aber die Schwierigkeiten bestehen weiter.[2] Den ältesten Beleg sieht Philippide, *Orig.* II, 141 in dem Namen *Βασίλειος ὁ Τζιντζιλούκης* bei Akominatos anno 1156, worin er *cinci lup*(*k*)*i* vermutet. Während aber alle den Lautwandel noch für urrumänisch halten, setzt ihn A. Rosetti später als 10. Jh. an und nicht lang vor dem 16. Jh.[3]

Die chronologische Reihenfolge der bisher angeführten Lauterscheinungen läſst sich zum Teil bestimmen; bei den meisten ist dies aber ebensowenig möglich wie die Angabe selbst des Jahrhunderts, wo sie erfolgt ist. Philippide, *Orig.* I, 474 hält z. B. *şepte* < **siepte* < *sĕptem* schon Mitte des 6. Jhs. für möglich, was zwei Lautwandel hintereinander und in kurzer Zeit voraussetzt, worin (wie bei manch anderer Terminsetzung) wir ihm aber nicht beistimmen können. So eilig verliefen die Neuerungen nicht. Ob noch andere Lauterscheinungen der urrumänischen Zeit zuzuweisen seien, soll hier unerörtert bleiben.

Stärker noch als der Lautstand des Balkanlateins änderte sich dort der Formenbesitz und deren Geltung. Hier gehen die Abweichungen bzw. Verschiedenheiten über das Maſs mundartlicher Merkmale hinaus. Nur was im Latein seinen Ursprung hat, ist in den Mundarten schon in urrumän. Zeit sicher vorhanden gewesen; der

---

[1] Puşcariu, *Urrum.* S. 67: „bei den Palatalen an Stelle von Labialen sieht man aus Weigands *Lingu. Atlas* förmlich, wie sie vom Südosten nach Norden und Nordwesten dringen.“ Meyer-Lübke, *Dacorom.* II, 17 hält die unabhängige (und schnellere) Entwicklung im Aromun. nicht für ausgeschlossen.

[2] Zur Lit. über die Palatalisierung vgl. Puşcariu, *Urrum.* S. 33ff., *Dacor.* IV, 1309; Procopovici, *Rev. filol.* II, 181ff., die am Zusammenhang der verschiedenen Dialekte festhalten, im Gegensatz zu A. Rosetti, *Recherches sur la phonétique du roumain au XVIe siècle*, Paris 1926, S. 134; vgl. dazu Densusianu, *Grai şi sufl.* III, 457—459; Procopovici, *Dacor.* VI, 411—419. Vgl. auch Rosetti, *Grai şi sufl.* III, 415—417 (dazu Herzog, *Rev. filol.* II, 154); IV, 161—163; V, 351; Weigand, *Balkan-Arch.* II, 267; Philippide, *Orig.* II, 137ff.

[3] Bemerkenswert ist eine ähnliche Erscheinung im Albanesischen (Altserbien u. Nordmakedon.) betreffend die Gestaltung von *p*, *b*, welche Mladenow, *Balkan-Arch.* I, 63ff. erwähnt hat. Zusammenhang wäre nicht unmöglich, da die Veränderung ganz ungewöhnlich ist.

negative Zustand, der Verlust eines lat. Tempus oder Modus kann aber ebensogut erst nach der Trennung erfolgt sein. Sicher ist der armselige Befund des Istrorumänischen ein junger Zustand. Es fehlen dort das Impf. (meist), das einfache Perfekt, das Plusquampf. und deren Konjunktiv, während es zwar auch im Aromun. kein Plusq.-Konj. gibt, aber dessen Fortdauer (bei veränderter Bedeutung) durch das Dacorum. gesichert erscheint. Hingegen besteht der Konj. Perf. auf *-rim* — aber in der Verwendung eines Fut. — sowohl im Istrischen wie im Aromun. fort, wo das Dacorumän. nur in den ältesten Texten etwas davon bietet. Bei Ersatzformen herrscht starke Verschiedenheit, wohl auch Selbständigkeit, wohingegen Übereinstimmungen, sicher z. B. bei solchen, die schon romanisch sind, auf urrumänischen Besitzstand zurückreichen. Wie schon Philippide, *Orig.* II, 380, A. bemerkt hat, ist es auffällig, daſs die rumän. Mundarten weit mehr in den Formen als in den Lauten voneinander abweichen,[1] da die westromanischen Sprachen sich doch gerade umgekehrt verhalten.

Ist die Reihenfolge sprachlicher Veränderungen manchmal durch bestimmte Anhaltspunkte gegeben, so fehlen solche oft durchaus und Zeitangaben werden dann unmöglich. Am deutlichsten wird das Alter einer Erscheinung in ihrem Verhalten gegenüber Lehnwörtern, wenn man deren Aufnahme annähernd bestimmen kann. Hier kommen am frühesten die Beziehungen zum Albanesischen in Betracht.[2] Sie beginnen eigentlich schon mit der römischen Herrschaft in Illyrien und Thrakien, werden aber erst langsam an den Besonderheiten des Balkanlateins sichtbar, während sie im Albanesischen in seinen vielen latein. Bestandteilen und besonders in der eigentümlichen Bedeutungsänderung der aufgenommenen Wörter zutage treten. Ob ein latein. Wort in der Frühzeit oder erst am Ende der röm. Herrschaft aufgenommen wurde, läſst sich oft deutlich ersehen; weniger leicht ist es, das Alter albanesischer Einwirkungen zu bestimmen. So gehen denn die Schätzungen der Berührungsdauer zwischen Romanisch und Albanesisch sehr auseinander. Der *Terminus a quo* allein ist annähernd gegeben. Treimer begrenzt[3] den illyrischen (albanesischen) Einfluſs auf die lateinische Zeit: die albanesischen Bestandteile im Rumänischen seien nicht jünger als die romanischen. Aber Entlehnungen aus dem Rumänischen hingegen seien im Albanesischen nicht nachweisbar (S. 388), auſser

[1] Vgl. auch *Orig.* II, 330, § 272, 1.

[2] Auſser der schon oben S. 654ff. verzeichneten Literatur, in der die Namen Miklosich, G. Meyer, Schuchardt, Meyer-Lübke, Herbig (in Eberts *Reallexikon* VIII, 167), Jokl (mit verschiedenen aufschluſsreichen Arbeiten und seiner Bibliographie im *Idg. Jahrb.*) hervorzuheben sind, ist hier besonders zu nennen Densusianu, *H. l. r.* I, 20—39; 300—302; Capidan, *Raporturile albano-române în perioada veche* 1922 (*Dacorom.* II, 444—487); Philippide, *Orig.* II, 571—798; Puşcariu, *Studii istr.* II, 361ff.; *Convorbiri lit.* XXXVIII u. XXXIX; L. Spitzer, *Mitteil. d. rum. Inst. Wien* I, 294—295 u. a. m.

[3] *Z. f. rom. Phil.* XXXVIII (1914), 385—414.

jüngere aromunischer Herkunft. Bodenständiges (illyrisches) Sprachgut wird zugegeben, doch seien starke Verluste im Laufe der Zeit anzunehmen. Einzelne Schichten in der alban. Beeinflussung des Rumänischen konnte er nicht wahrnehmen. Den Rhotacismus stellt er zur gleichen Erscheinung im Toskischen. Puşcariu[1] war schon früher auf dem gleichen Standpunkt: die alten albanes. Lehnwörter nehmen an allen Veränderungen teil, wie die lateinischen Bestandteile. Daſs die alban. Einflüsse noch in die urrumänische Zeit herabreichen, glaubt er noch *Din locul limbii române* S. 12. Philippide, *Orig.* II, 767 nimmt das 4.—6. Jh. als Zeit der Beeinflussung an, und da er die Abzweigung des Aromunischen schon in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. beginnen läſst, schiene die geringe Zahl alter alban. Wörter im Aromunischen damit übereinzustimmen. Eine so frühe Scheidung der Süd- und Nordrumänen ist aber aus entwicklungsgeschichtlichen Gründen nicht möglich. Capidan möchte die Frist der albano-rumän. Beziehungen etwas länger erstrecken;[2] diese können bei den Aromunen früher aufgehört haben als bei den Dacorumänen. Viel weiter spannte Weigand[3] die albanesisch-rumänische Periode. In drei erkennbaren Schichten sei das alb. Sprachgut und dessen Einfluſs im Rumänischen gelagert: Die älteste (3.—4. Jh.) enthalte noch einige autochthone „thrakische" Wörter,[4] die II. (urrumänische) Schicht bestehe aus einheimischen (d. h. indogerman.) oder latein. Wörtern im Albanesischen, und die III. Schicht falle in die Zeit kurz vor oder gleich nach der Einwanderung[5] eines alban. Stammes ins westliche Siebenbürgen (Sprache der Moţi und von Măhaciu). Daſs die enge Berührung zwischen Albanesen und Urrumänen noch ins Mittelalter hineinreichte, zeigen (auſser der Durchdringung der rumän. Sprache mit alban. Einflüssen, die nur bei langem Verkehr verständlich sind) einzelne Erscheinungen, die an eine verhältnismäſsig späte Zeit gebunden waren. So hat Jokl, *Indogerm. Forsch.* IL, 296 auf rum. *gata* aus alban. **gata* hingewiesen, das aus dem Slawischen **gotovъ*[6] stammt (und vor dem 7. Jh. kaum schon, wenn wir eine Zahl nennen wollen, ins Albanesische gedrungen sein konnte); fernen

---

[1] *Zur Rekonstruktion*, S. 72.

[2] *Dacorom.* II, 482: *în perioada romană şi, poate, cevà şi mai târziu*, vgl. auch S. 485.

[3] *Balkan-Arch.* III, 208 ff., *Ethnogr. von Maked.* S. 62—63.

[4] Capidan, *Dacorom.* II, 450 nennt sie *tip comun*, aus der Grundsprache unmittelbar ins Alban. und ins Rumän. aufgenommene (d. h. erhalten gebliebene) Wörter, wie *mázăre* „Erbse", alb. *móδulë*; *viézure*, „Dachs", alb. *viéδulë*, vielleicht *brad* „Tanne", alb. *breϑ* (Capidan, *Dacor.* II, 521; Philippide II, 701), *mînz* „Füllen", alb. *mës* (Densusianu, *H. l. r.* I, 28; Philippide II, 621, 723) u. a., während von Weigands Beispielen als unsicher gelten *ábur*, *măgură*, *barză*. Was er thrakisch nennt, wird allgemeiner als illyrisch aufgefaſst. Vgl. auch Skok, *Slavia* VIII, 784—785.

[5] 11. oder 12. Jh. — Puşcariu bestreitet *Dacor.* IV, 1344 A., 1360, V, 751 ff. diese alban. Zuwanderung. Vgl. dazu T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 224, 4 ff.

[6] Anders Philippide II, 713 und Skok, *Slavia* IV, 343.

S. 282 ff auf die Lautgestalt des rum. *părău* (*pârâu*) „Bach", einem Lehnwort aus dem Alban. (altalb. **përrõu*, heute *përrua*), das die Lautstufe *-õu* voraussetzt,[1] die auch in slaw. Lehnwörtern des Alban. ersichtlich wird, welche nicht aus der slaw. Frühzeit stammen. Es gibt auch andere slaw. Lehnwörter, die dem Rumän. und Albanesischen gemeinsam sind.[2] In demselben Zeitabschnitt ist das rum. *piédin* „Franse" (alb. *piedim*), ein lat. Wort, ins Alban. gedrungen. So wird man mit Jokl bis ins 10. Jh. herabgehen dürfen, was durchaus wahrscheinlich ist. Da die Albanesen, zum Teil wenigstens, als Wanderhirten lebten,[3] ergibt sich aber vielleicht auch aufserhalb ihrer angestammten Sitze die Möglichkeit einer Berührung. Zeitlich und örtlich bemerkenswert ist alb. *trasë* (gheghisch) als Part. bzw. Infinitiv mit der Praep. *me*: „aufziehen" (ein Boot) vom rum. Part. pf. *tras* (Infin. *a trage*) im Dacorum., Istrorum. und Meglen. gegenüber *traptu* (die regelmäfsige lat. Form *tractum*) im Aromunischen. Diese Form *tras* wird wohl jünger sein als die Trennung der Südrumänen; ihre Bildung ist nach dem sigmat. Perf. *traxi* leicht verständlich, aber immerhin eine Neuerung. Da aber die ältesten slaw. Elemente des Albanesischen inlautendes *s* noch zu *sh* ändern, dürfte *trasë* später aufgenommen worden sein, womit wir wieder bis zur obengenannten Zeit (etwa 10. Jh.[4]) herabsteigen müssen. Die Entlehnung deutet auf nicht aromun. Dialekt und Jokl[5] schliefst aus geschichtlichen und geographischen Gründen auf Vlachen des Dringebiets als gebender Rumänenstamm. Hier hätte also die Entlehnung im Grenzgebiete der Urrumänen und Albanesen, etwa zwischen Prizren und Dibra, wenn wir diese Orte als bekannte Punkte nennen dürfen, stattgefunden. Die grofse Bedeutung der albanes. Wortforschung fürs Rumänische wird schon an diesem einen Worte klar. Mit Recht sagt daher Jokl a. a. O. S. 267, dafs „das Zeugnis der wenigen rumän. Lehnwörter des Albanesischen für die ältere Geschichte der rum. Sprache nicht ganz unerheblich" sei. Auch sachgeschichtlich ist dieser rumän.-alban. Ausdruck *me trasë nji lundër* (rum. *luntre* „Kahn" < lat. *lyntrem*) bemerkenswert, da er dem Verkehrswesen der Vlachen als Frächter[6] angehört, bei dem noch heute die Südrumänen neben dem Hirtenleben ihren Lebensunterhalt finden.

Die Zahl der alten alban. Wörter im Rumänischen und umgekehrt ist nicht grofs, auch schwanken, je nach der Zeitgrenze, die Zählungen

---

[1] Die eigentliche Herkunft dieses Wortes, die Philippide II, 77, 729 als dunkel bezeichnet und die jedenfalls umstritten ist, bleibt für unseren Fall gleichgültig.

[2] Vgl. Sandfeld, *Ling. balk.* S. 82, 85. Aber, setzt Sandfeld S. 64 hinzu: *On n'a pas jusqu'ici réussi à démontrer l'existence d'emprunts faits par l'albanais au roumain primitif.*

[3] *Strămoşii noştri . . . convieţuirea lor cu Albanesii păstori, necontestată de Capidan*, Densusianu, *Grai şi sufl.* III, 463.

[4] *Revista filolog.* II, 253. Die Entlehnung, sagt Jokl, dem wir die Kenntnis dieser Beziehungen verdanken, fällt nicht in die ersten Jh. der Slavenzeit.

[5] Ebenda S. 254.

[6] Ebenda S. 267.

sehr. Diese unbeträchtliche Zahl verführte oft die Historiker, die albanesisch-rumänischen Beziehungen zu unterschätzen.[1] Es ist wahrscheinlich, daſs im Laufe der Jahrhunderte sich auch manches nicht erhalten hat; aber die bloſse Wortzahl ist minder wichtig als die innere Einwirkung.[2] — Capidan, *Dacorom.* II, 483 spricht von 52 alban. Wörtern im Dacorumänischen, wovon 19 dem Aromun. und 15 dem Meglen. abgehen. Das Alban. hingegen enthalte 40 rum. Wörter, was Weigand, *Balkan-Arch.* II, 275 für irrig erklärt. Zu noch kleineren Zahlen ist Philippide, *Orig.* II, 753 gekommen, da er nur sichere Wörter zählen wolle (aber hier ist absolute Sicherheit[3] eben schwer zu erlangen): so fand er nur 25 alban. Wörter im Rumänischen, davon bloſs 13 auch im Aromun., 4 im Istrorum. und 9 im Meglen., während im Albanesischen nur 3 Wörter sicherer rum. Herkunft seien.[4] Der gemeinsame Grundstock in beiden Sprachen sei 376 lateinische und 185 nichtlatein. Wörter. Dazu besitzt das Alban. 272 lat. Wörter, die dem Rumänischen und 106, die auch den übrigen roman. Sprachen fehlen (Philippide II, 679). Schwierig ist es, den Anteil der autochthonen Ursprache zu erkennen (die I. Schicht bei Weigand), wo also nicht das Albanesische als Durchgangsstufe gedient hat, sondern unmittelbare Aufnahme erfolgt ist. Gegenüber der groſsen Anzahl slaw. Wörter im Rumänischen scheint also das albano-rumänische Verhältnis nicht so eng. Während aber dort auſser der viel längeren Berührung auch Staat und Kirche, Kulturbestrebungen und vielleicht auch Mischehen zusammengewirkt haben,[5] müssen wir hier an ganz primitive Zustände unter Wanderhirten während und nach der Völkerbewegung denken, wo ein Sprach-

---

[1] So zuletzt wieder Sacerdoţeanu a. a. O. S. 129: *La langue roumaine contient des mots albanais, mais d'origine commune thraco-illyrienne.*

[2] Ganz merkwürdig ist z. B. im Rumän. und Albanes. (Toskischen) die Einschiebung (Umstellung) des Personalpron. *vă* zwischen Stamm und Endung bei der 2. Plur. Imper.: *dúcevăţi* „geht", statt *dúceţi-vă*; *deschidevăţi* für *deschideţi-vă* usw., vgl. Puşcariu, *Convorb. lit.* XXXIX, 57; Philippide II, 623, Nr. 24; Istrătescu, *Grai şi sufl.* VI, 336.

[3] Vgl. Densusianu, *Grai şi sufl.* III, 442: manche Wörter zeigen eben *aspecte comune, chiar dacă nu au aceeaşi origine.*

[4] Im besten Falle, sagt Philippide II, 754, gebe es im Rumän. 29 alban. und im Alb. 26 rum. Wörter. Die Erörterung nimmt den Raum von 130 Seiten (II, 631—761) ein. Vgl. dazu Sandfeld S. 124—145, wo auch die alte Hypothese — „*pour ne pas en dire davantage*" — vom autochthonen Ursprung übereinstimmender Wörter als unzureichend abgetan wird. Die Übereinstimmungen in beiden Sprachen sind, wie Sandfeld eben hier wieder gezeigt hat, derart, daſs die Zahlen der Lehnwörter beiderseits für die Frage nebensächlich scheinen. Der gemeinsame lat. Grundstock ist — neben den gemeinsamen nicht lat. Wörtern — an sich so bedeutend, daſs zur Verständigung Entlehnungen kaum notwendig waren. Ein schottischer Geistlicher hat einmal den Vokabelschatz (Jahresbedarf) eines hochländischen Bauers dort auf etwa 250—300 Wörter berechnet. Sollten die alban. und rumän. Gebirgsbewohner — denn nur solche kommen bei dieser Nachbarschaft in Betracht — jener Notzeiten wirklich damit nicht auch ausgereicht haben?

[5] Vgl. unten S. 688.

schatz von einigen hundert Wörtern dem Mitteilungsbedürfnis völlig genügte. Schon der lateinische Grundstock konnte unter Umständen zu einer notdürftigen Verständigung ausreichen. So wäre eine beschränkte Zweisprachigkeit, wie sie auch Puşcariu[1] zugibt, unschwer denkbar, und sie konnte die Romanisierung der Albanesen noch befördern. Aber die auffälligen Übereinstimmungen in Syntax und Ausdruck und besonders die gleichartige Veränderung des Sinns lateinischer Worte[2] würde durch einen solchen Notverkehr noch nicht verständlich. Es muſs eine engere Beziehung zwischen beiden Völkern angenommen werden. Die geringe Zahl altgriechischer Lehnwörter im Albanesischen[3] schlieſst Wohnsitze südlich dieser Sprachgrenze so ziemlich aus. Weigand, der das albanesische Volk für Nachkommen der thrakischen Bessen hält, hätte dabei erklären sollen, warum der bulgarische Einfluſs (der bis zum Ochridasee reichte) im Albanesischen nicht stärker geworden ist.[4] Wahrscheinlich aber war dieser auch aufs Rumänische bis in die Zeit, um die es sich hier handelt (etwa bis zum 10. Jh.), noch nicht sehr groſs. —

Die Romanisierung der Albanesen hatte immerhin schon einen gewissen Grad erreicht, als sie aufhörte. Bei gleichen Lebensverhältnissen mit den Vlachen, wie wir sie doch im allgemeinen voraussetzen müssen, schien völlige Angleichung[5] oder doch allgemeine Zweisprachigkeit nicht unmöglich; aber soweit ist es nicht gekommen. Im Stärkeverhältnis, das den Widerstand erklären könnte, wird es nicht gelegen sein, sondern es liegt eine örtliche Trennung infolge Abwanderung oder Einschubs eines Keils zwischen beide näher. Die Verlegung der toskischen Wohnsitze nach Südwesten wird allgemein als wahrscheinlich angenommen; es kann gleichzeitig oder bald darauf noch eine andere Volksbewegung stattgefunden haben, indem auch auf rumänischer Seite Verschiebungen eintraten. Man muſs dabei nicht gerade an die Aromunen denken, die östlicher gewohnt haben sollen.[6] Auch ein Vordrängen von früher mehr östlich

---

[1] Vgl. *Dacorom.* IV, 1339.

[2] Capidan, *Dacorom.* II, 482 *desvoltările de înțeles paralel la multe cuvînte latine*; vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 297—299; *Grai și sufl.* II, 1 ff.; 310 ff.; Philippide, *Orig.* II, 682—686 u. a. Bei *conventus* (in Ragusa „Landtag", vgl. Bartoli, *Dalm.* I, 290) zu „Rede, Wort" ist der Weg weniger weit und die Verbreitung gröſser als bei lt. *falx*, rum. *falcă* „Kinnbacken", *palus*, rum. *pădure* „Wald", *sessus*, rum. *șes* „Ebene", *venenum*, rum. *venin* „Galle", wo das Albanes. übereinstimmt; etwa auch noch lat. *mergere* „gehen", *orare* „Glückwünschen", *draco* „Teufel" u. a. m.

[3] Vgl. Sandfeld a. a. O. S. 25—27; Philippide, *Orig.* II, 587.

[4] Die Bulgaren waren mehr Ackerbauer, die Albanesen Hirten; Berührungsflächen gab es da seltener. Vgl. dazu Densusianu, *Grai și sufl.* III, 463—464; zu den Übereinstimmungen Sandfeld S. 158.

[5] Der Weg bis dahin war zu weit; noch sind die Unterschiede viel gröſser und zahlreicher, selbst in den Lauten, als die Übereinstimmungen, vgl. Meyer-Lübke, *Mitteil. des rum. Inst. Wien* I, 1 ff.; Philippide, *Orig.* II, § 314.

[6] Vgl. Capidan, *Dacorom.* II, 487 *N'am greși dacă am presupune . . . că ei își aveau sălașurile ceva mai spre răsărit de restul populațiunilor românești.* Doch könnte ihre Minderzahl an Albanismen gegenüber dem Dacorum. auch eine Folge weniger langer Berührungszeit sein.

wohnenden Bulgaren oder von Serben wäre möglich. Aber in bloſse Vermutungen wollen wir uns nicht einlassen. Es bleibt nur die Tatsache, daſs die Albanesen und im groſsen ganzen innerhalb des geographischen Raumes, in dem sie zuerst bekannt wurden, erhalten geblieben, die Vlachen hingegen dort verschwunden sind. Da deren Aufsaugung durch jene ausgeschlossen scheint, kann eine solche, wenn sie stattgefunden haben sollte, nur durch die Slawen erfolgt sein, und das ist in vielleicht groſsem Maſse auch der Fall gewesen. Aber die Erhaltung und Ausbreitung der alban. Eigentümlichkeiten und Wörter im Dacorumänischen und über dasselbe kann doch nur bei Errettung eines beträchtlichen rumän. Volksteils aus dieser Gefahr verständlich werden, und das legt die Auswanderung nahe, auf die noch andere Zeichen hinweisen.

In die urrumänische Zeit fällt auch schon der Beginn des slawischen Einflusses aufs Rumänische. Aus der Gestalt der slaw. Lehnwörter können wir ungefähr deren Alter abschätzen. An den jüngsten Veränderungen des lat. Erbgutes nehmen sie bereits teil. Aber ihre Zahl — die balkan-urslawische und altbulgarische Schicht — ist zunächst nicht groſs.[1] Vor der Abwanderung der Südrumänen sind in deren Sprache, die sich damals nur wenig von der der übrigen unterschied, etwa 70—80 slaw. Wörter gedrungen, wozu wohl noch eine Anzahl wieder verlorengegangener kam: im ganzen ist vor dem 9. Jh. kein tiefgehender Einfluſs nachweisbar. In einzelnen Fällen wird er beträchtlich älter sein. An der Spitze der slaw. Lehnwörter im Rumänischen stehen die viel genannten, aber in ihrem Ursprung sehr umstrittenen Wörter *smîntînă, stăpîn, jupîn, stînă*,[2] deren erstes wohl slawisch sein wird, während für *stîna* iranische (und auch thrakische) Herkunft erwogen, für die anderen lat. oder vorlatein. Ursprung angenommen worden ist.[3] Die Lautgestalt reiht sie den

---

[1] Es ist auffällig, daſs die ältesten slaw. Wörter des Rumänischen im Altalbanesischen fehlen; das kann auch aus örtlichen Gründen verstanden werden. Aber es sind doch Hirtenwörter. Bei den gemeinrumän. slaw. Wörtern ist in gewissen Fällen spätere, d. h. Doppel- oder parallele Entlehnung nicht ganz ausgeschlossen, vgl. Gamillscheg, *Z. f. rom. Phil.* XLVIII, 207 zu Capidan, *Dacorom.* IV, 1258; Sandfeld S. 83.

[2] Dazu käme vielleicht noch *stîncă*.

[3] Zu *smîntînă* vgl. Philippide, *Orig.* II, 14—15; Gamillscheg, *Z. f. rom. Phil.* XLVIII, 480. Zum Namen *Zmantara* (mit Rhotacismus im Istrischen, der auch für hohes Alter sprechen mag) vgl. Puşcariu, *Studii istrorom.* II, 295. Zu *stăpîn* vgl. Capidan, *Dacor.* III, 149—150; Barić, *Alb.-rum. Stud.* I, 93; Philippide II, 451; Drăganu S. 130—134. Zu *jupîn* Philippide II, 15; zu *stînă* Densusianu, *Grai şi sufl.* I, 238 ff.; Sandfeld S. 94—95. Zur ganzen Wortgruppe: Densusianu, *H. l. r.* I, 271, 282; *Grai şi sufl.* III, 273; Weigand, *Balk.-Arch.* II, 272 u. *Ethnogr. v. Maked.* S. 10; Skok, *Slavia* VI, 123—125; *Arhiv* von Barić II, 338 ff. (macht aufmerksam, daſs *an* > *în* in ungar. u. türkischen Lehnwörtern des Rum. vorkommt. — Ferner in *Dacorom.* II, 358 ff. (Giuglea); III, 378 ff. (Puşcariu); 605 (Giuglea); IV, 1156 (Procovici), 1259 (Capidan), 1377—1379 (Puşcariu: *cu privire la cele patru cuvînte citate am ajuns . . . la un punct mort*); VII, 455 (Puşcariu). A. Rosetti, *Grai şi sufl.* V, 158—172 hält am slaw. Ursprung fest.

alten lat. Bestandteilen des rum. Wortschatzes an, da die slaw. Wörter sonst *-an* bewahrt haben. Unerhört wäre das Eindringen eines oder des andern Wortes in der ersten Slawenzeit (6.—7. Jhs.) gerade nicht, setzt doch Giuglea, *Dacorom.* III, 605 wie auch andere in diese Zeit den slaw. Einfluſs überhaupt. So erhielten jene genannten Wörter eine Wichtigkeit, die sie von anderen scheidet. Als Hirtenausdrücke wäre ihre frühzeitige Übernahme (wenn sie fremd sind), immerhin verständlich.[1] Im allgemeinen aber kann kaum noch ein Zweifel bestehen, daſs slawischer Einfluſs doch erst viel später, als man immer angenommen hat, in stärkerem Maſse wirksam geworden ist, nämlich erst in „Zeiten, wo von einem Nationalgefühl nicht die Rede sein konnte und die Rumänen und Slawen, die dieselbe Religion und eine gemeinsame Kirche, dieselbe Beschäftigung und die gleichen Interessen hatten, sich nicht als zwei verschiedene Völker fühlten".[2] Die Bulgaren nun wurden im Jahre 864 der christlichen Religion zugeführt und die Rumänen[3] unter dem bulgarischen Zaren Simeon (893—927) der bulgarischen Kirche unterstellt. Wo die gleiche Beschäftigung etwa als seſshafte Bauern eine dauernde Berührung mit sich brachte, ging auch die sprachliche Beeinflussung rascher und nachhaltiger vor sich als bei den im Gebirge als Hirten lebenden Vlachen;[4] aber hier wie dort kam es zu einer gewissen — in ihrem Grade verschieden beurteilten Zweisprachigkeit,[5] welche die Vermischung beförderte und schlieſslich auch völlige Angleichung herbeiführen konnte, die südlich der Donau vom Schwarzen Meere bis zum Adriatischen Meere sich auch vollzogen hat.

Mit dieser Auffassung der Verhältnisse stehen wir nicht allein; aber es gibt auch andere Meinungen. Daſs schon im 5. Jh. slawische Wörter aufgenommen werden konnten,[6] ist kaum möglich. Aber

---

[1] Ob es sonst vorbulgarische („balkan-urslawische") Wörter im Rum. gibt, wird verschieden beantwortet; vgl. Weigand, *Balk.-Arch.* II, 273, *Ethnogr.* S. 12; Sandfeld S. 82—84.

[2] Puşcariu, *Zur Rekonstr. d. Urrum.* S. 73—74.

[3] Sie waren schon seit spätrömischer Zeit Christen mit lat. Ritus.

[4] Vgl. Densusianu, *Grai şi sufl.* III, 463—464.

[5] Procopovici, *Introducere în liter. veche* S. 46 bestreitet sie, Puşcariu, *Dacorom.* VI, 520 ff. und andere geben sie in beschränktem Maſse zu, Skok, *Slavia* VIII, 778 will sie bis zum 16. Jh. ausdehnen. Sie wird sich anfangs auf die Gemeinsamkeit einer gröſseren Zahl von Wörtern des täglichen Bedarfes beschränkt haben, die immerhin eine Verständigung ermöglichte. In späterer Zeit wird in gewissen Schichten des rum. Volks die Kenntnis der slaw. Kirchen- und Kanzleisprache gewiſs eine ausgedehnte Zweisprachigkeit (wie sie etwa bezüglich des Französischen im 18. Jh. in Deutschland verbreitet war und noch heute in Südosteuropa vorhanden ist) befördert haben. Eine Scheidung der volkstümlichen und der literarischen slaw. Bestandteile („Slavonismen") des Rumänischen lieſse sich wohl unschwer durchführen; erstere dürften mehr bulgar., letztere westbulg. u. serbisch sein. Vgl. Skok, *Slavia* VIII, 778—780: *le slavonisme roumain n'est pas autochthone dans les principautés . . . son origine doit être cherchée dans le patriarcat d'Ohride et dans les monastères serbes d'Athos.*

[6] Philippide, *Orig.* II, 233; aber I, 827 „nicht viel" vor dem 7. Jh.

Iorga und Capidan lassen die Beziehungen der Rumänen zu den Slawen auch schon im 6. Jh. beginnen;[1] Densusianu[2] wie früher Miklosich dehnen den Zeitraum der ersten Beeinflussung bis ins 7. Jh. hinauf aus. Angesichts des verschiedenen Kulturzustandes, der Kluft in Seelenverfassung und Rasse hält T. Papahagi vor dem 7. und selbst vor dem 8. Jh. Zusammenleben und Einfluſs für unmöglich,[3] ebenso Skok und Brückner. Weigand gibt vor dem 9. Jh. nur wenige slawische Wörter zu. Bezdechi[4] meint, daſs die ältesten slawischen Elemente nicht jünger als 9. Jh. seien, aber Gamillscheg[5] zweifelt, ob man damit vor das 10. Jh. hinaufgehen könne. Die gleiche Ansicht äuſserte Bărbulescu,[6] wogegen Sandfeld Bedenken erhob. Als Beginn des slawischen Einflusses ist diese Zeit jedenfalls zu spät angesetzt.[7] Den Höhepunkt der Slawismen sieht I. Bogdan[8] im 11. Jh., Capidan im 12.[9] Es tragen nämlich die meisten Wörter mittelbulgarisches Gepräge. Mit dem 13. Jh. ist die mündliche Beeinflussung für die nördlich der Donau lebenden Rumänen zu Ende; die südlich davon wohnenden erliegen ihr im oben erwähnten Raum in der folgenden Zeit. Die Slawisierungsperiode des Rumänischen wird man, um die tiefe Wirkung des Slawischen zu begreifen, nicht zu kurz fassen dürfen. Der Einfluſs des Gottesdienstes und der slawischen Kanzlei- und Urkundensprache dauerte bekanntlich noch bis ins 17. Jh. Manche übertreiben vielleicht die Bedeutung des slawischen Elements im Rumänischen (Ausländer), andere (Einheimische) möchten sie wieder allzusehr einschränken oder fast leugnen.[10] Es ist nicht nötig, hier auf den Widerspruch einzugehen.

Im Raum südlich der unteren Donau,[11] in welchem engere Berührung zwischen Vlachen und Bulgaren immerhin möglich gewesen

---

1 *Dacorom.* IV, 1277.

2 *Hist. l. r.* I, 241; dazu Mutafčiev a. a. O. S. 299, A. 2.

3 *Grai şi sufl.* I, 211; III, 94; vgl. *Slavia* VI, 127; XI, 614.

4 *Dacorom.* IV, 1288; ähnlich Capidan, *Elementul slav in dialectul aromân*, Ac. Rom. 1925, 51—52.

5 *Z. f. rom. Phil.* XLVIII, 207.

6 *Originea celor mai vechi cuvînte . . . Arhiva* (Jassy) 1922, S. 1ff.

7 Vgl. Skok, *Slavia* VIII, 790; Sandfeld S. 83.

8 Vgl. Capidan, *Dacor.* III, 130, A. 2.

9 *Dacorom.* IV, 1256—1257. Vgl. dazu *Aromânii* S. 178—179.

10 Eine Zählung der slaw. Wörter nach dem Lexikon gibt kein richtiges Bild, da es viel totes Material enthält. Entscheidend ist vielmehr der Umlaufswert („*bani buni*"). Vgl. die Proben einer solchen Zählung bei Puşcariu, *Locul limbii române* S. 39ff. Es gibt Begriffe, wo das slaw. Wort das ältere lat. verdrängt hat, und andere, wo beide Ausdrücke nebeneinander im Gebrauch sind, dann auch solche, die als volksfremd (d. h. dem täglichen Leben nicht angehörend) nicht als *matériel roulant* der Sprache gelten können. Die Zahl der beiden ersten Gruppen slaw. Wörter ist nicht klein, die der dritten überragend. Aber der Wortschatz ist nicht das Entscheidende.

11 Zwischen dem Iskerfluſs, dem Schwarzen Meere und dem Balkangebirge. Capidan nimmt dabei im wesentlichen die gegenüberliegende Groſse Walachei als Sitz der Rumänen an: *legăturile aceste s'au produs între Românii din stânga Dunării, aşezaţi în faţa regiunii bulgăreşti de graiu*

ist, soll sich nun in der Zeit kurz vor der Erhebung im Jahre 1186 und während des zweiten Reiches (bis 1257) jene gegenseitige Durchdringung beider Sprachen vollzogen oder doch vollendet haben, die ihnen beiden zum Teil ein verändertes Aussehen gab. Es bestünden seither zwischen dem Dacorumänischen und Ostbulgarischen Übereinstimmungen, die nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung in einer anderen Gegend nicht verständlich wären. Schon die alten, allen rumänischen Mundarten gemeinsamen slawischen Wörter trügen meist ostbulgarische Züge.[1] Capidan (*Dacorum.* III, 129—238 und IV, 1252 ff.) hat in seinen höchst lehrreichen Forschungen über slawo-rumänische Sprachbeziehungen diese Verhältnisse eingehend geprüft. Außer den grammatischen Übereinstimmungen, die sich auch noch in einer oder der anderen oder sämtlichen Balkansprachen finden („Balkanismen") und daher für die Örtlichkeit der Berührung nichts beweisen, glaubt er folgende rumänische Einflüsse aufs Bulgarische jener Zeit feststellen zu können: 1. bulg. *a* wird unbetont zu *ă* überall in Ostbulgarien, vereinzelt auch westbulgarisch und albanesisch und in Nordgriechenland.[2] 2. Bulg. tonloses *e* wird *i*, *o* wird *u* im Osten, auch im Neugriech. des Nordens, im Meglenitischen und in Epirus, aber nicht in Westbulgarien. Im Rumän. reicht dieser Lautwandel weit zurück, im Ostbulg. tritt er erst im 13. Jh., im Neugriech. im 17. Jh. auf.[3] 3. Eine weitere Eigentümlichkeit des Ostbulgarischen ist die Aussprache des betonten *ě* (ѣ), je nachdem in der folgenden Silbe ein „geschlossener" (*a*, *o*, *u*, *ъ*) oder ein „offener" Vokal (*e*, *i*) folgt, als *ea* bzw. *e*, ganz wie rum. *seară*, Plur. *seri*. — Im Konsonantismus des Bulgarischen fand Capidan keine rumänische Beeinflussung. Wahrscheinlich ist aber die Verwendung und Nachstellung des bestimmten Artikels im Bulgarischen überhaupt, kaum aber der Untergang der bulgarischen Deklination rumänischem Einfluß zuzuschreiben.[4] Von anderen Einwirkungen, wie die Umgestaltung des Sinns mancher Wörter,[5] Übernahme des nachgestellten rum. Artikels als Suffix *-ul* u. a. kann hier abgesehen

---

răsăritean III, 236 und ebenda: . . . *trebue să fi existat populaţiuni româneşti pe malul stâng sau chiar şi pe cel drept al Dunării cu mult înainte de aceea epoca* (13. Jh.).

[1] Vgl. Capidan, *Elementul slav în dialectul aromân* S. 51—52.

[2] Vgl. dazu Capidan, *Dacor.* III, 165, A. 3—4; 169. Oblak, *Arch. f. slav. Phil.* XVII, 166, 304—307 bestreitet den Zusammenhang, ebenso ist Skok, *Slavia* IV, 130 offenbar nicht überzeugt.

[3] Vgl. Capidan S. 169. Sandfeld a. a. O. S. 171 ist nicht ganz überzeugt; Skok, *Slavia*, IV, 129 entschieden dagegen. Vgl. zum folgenden noch Capidan, *Dacorcm* IV, 1256.

[4] Wie besonders Weigand getan. Jagić ist von dieser Ansicht später abgekommen und auch K. H. Meyer (1920) lehnte den Zusammenhang ab, vgl. Meyer-Lübke, *Rumänisch u. Romanisch*, *Ac. Rom.*, *Mem. sect. lit.*, *seria* III, *t.* V, *mem.* 1 (1930), S. 12. Vgl. auch Sandfeld S. 171—172; Skok, *Slavia* IV, 130.

[5] So z. B. bulg. *kniga* „Buch" und „Brief", wie rum. *carte*, *cvětje* „Blume" u. „Menstruation", rum. *floare* u. a.

werden. Wichtig ist die Rolle des Rumänischen im bulgar. Wortschatz. Sie ist von Weigand und von bulgarischer Seite sehr eingeschränkt worden,[1] doch ist hier das Tatsächliche vom bloſs Möglichen leichter zu unterscheiden als im übrigen. Capidan gibt, nach ihrer Herkunft und Bedeutung geordnet, eine umfangreiche Liste rum. Wörter im Bulgarischen, die, wenn sie sehr alt sind, sich hier nicht ohne weiteres als Latinismen ausgeben lassen.[2] Es sind verschiedene Schichten zu erkennen wie bei den slaw. Lehnwörtern im Rumänischen. Die älteste geht auf die früheste Berührung zwischen beiden Völkern zurück und begreift kirchliche Ausdrücke (*altar, kračun, rusalja* u. a.) und Hirtenwörter in sich; sie gehört dem Altbulgarischen an und bietet manches Interessante fürs Urrumänische (S. 176ff.). Die zweite Schicht bilden die im 12. und 13. Jh. aus dem Rumänischen aufgenommenen Wörter und eine dritte neuere (seit dem 18. Jh. und der walachischen Mundart entstammend), die voneinander zu scheiden Capidan nicht versucht hat, was eine Aufgabe der bulgarischen Gelehrten sein wird. Aus dem Aromunischen ist wenig übernommen. Die ganze Liste zählt gegen 170 rumänische Wörter im Bulgarischen. Das ist verschwindend wenig gegenüber dem Anteil des Bulgarischen im rumänischen Wortschatz, aber an sich nicht unbeträchtlich; auch hier kommt es weniger auf die Zahl als auf die Häufigkeit des Gebrauches, d. h. die Tiefe der Einbürgerung an.

Von dem umgekehrten Einfluſs, den des Bulgarischen aufs Rumänische, ist hier nur insoweit zu reden Anlaſs, als es sich auch um die ostbulgarische Gegend handelt, deren sprachliche Eigenart im Rumänischen zum Vorschein kommt. Im Altbulgarischen des Ostens wird der Vokal *ě* (ѣ) als *ea* und *u* (ъ) als *o* gesprochen und diese Aussprache findet sich auch in den bulg. Lehnwörtern des Rumänischen (vgl. *Dacorum.* III, 237; IV, 1256; Skok, *Slavia* IV, 131) wieder. Als eine Ergänzung dieses gegenseitigen Verhältnisses erscheint nach Capidan die Übernahme der cyrillischen Schrift[3] ins Rumänische, mag dieses kulturelle Ereignis nun im 14. Jh. oder zwischen dem 12. und 16. erfolgt sein. Sie stammt nach übereinstimmendem Urteil aus Ostbulgarien. Aber eine Sichtung des slawischen Elements im rumän. Wortschatz nach ostbulgarischer Herkunft ist nach Skok, *Slavia* IV, 137 noch nicht möglich.

Für den ersten Augenblick scheint nun vom heutigen Standpunkt alles in Ordnung: die Rumänen und Slawen haben sich dort am

---

[1] So von Mutafčiev a. a. O. S. 313—322.

[2] Mutafčiev S. 78, 293 a. a. O. läſst die Bezeichnung *rumänisch* erst für die mit slawischen Wörtern versehene Sprache gelten: *sa langue romane ne se transforme en roumain seulement après avoir subi la forte empreinte du parler slave . . .; après que . . . sa langue a subi une forte influence du parler slave.* Damit fiele also fast die ganze von uns als *urrumänisch* bezeichnete Stufe noch in lateinische Zeit, was selbst mit einiger Gewaltsamkeit nicht angeht. Das altfranzösische Eulalialied (um 880) wird niemand „lateinisch" nennen wollen.

[3] Vgl. Bărbulescu, *Arhiva* 1922, 161—195.

stärksten beeinflufst, wo sie mit ihren grofsen Massen einander am nächsten kamen, also in der Walachei bis zum Altflufs hinauf und dem ihr gerade gegenüberliegenden Teil von Altbulgarien. Wir haben aber gesehen, dafs über das Vorhandensein einer starken rumän. Bevölkerung im Süden und einer ansehnlichen bulgarischen Masse im Norden des Stromes grofser Zweifel, zum mindesten heftige Meinungsverschiedenheiten bestehen.[1] Aber es sind noch andere Bedenken zu beschwichtigen. Das Dacorumänische trägt nicht nur einige (und nicht unbestrittene[2]) Spuren des Ostbulgarischen an sich, es hat auch serbische[3] und in besonderem Grad auffällige Eindrücke des Albanesischen mit adriatischen Erinnerungen — wenn man so sagen darf — bewahrt, die sich mit einem dauernden Aufenthalt im niedermösischen Bulgarien nicht vereinbaren lassen. Es könnte ja die Hypothese einer etwa im 10.—11. Jh. stattgefundenen Ostwanderung aufgestellt werden, die ein Seitenstück zur Südwanderung der Aromunen und an sich möglich wäre; aber wer dürfte die Zahl der schon vorhandenen und nicht zu begründenden „Annahmen" noch vermehren? Philippide, *Orig.* II, 389—390 läfst Muntenien, die Ţara Bîrsei und Oltului sowie die Südostecke von Siebenbürgen und Teile der Kleinen Walachei von Süden her besiedeln, den viel gröfseren übrigen Raum der rumänischen Sprache in Siebenbürgen, Moldau und Bukowina aber vom Westen aus, wo noch heute, und zwar in südslawischem Gewande, rumänische Ortsnamen an die einstige Heimat erinnern. Also ist die ostbulgarische Beziehung des Rumänischen nicht dessen Schicksal geworden, sondern nur Episode geblieben. Wie wurde die allgemeine Verbreitung der ostbulgarischen Einflüsse auch im Westen und Norden möglich? Die weiteren Forschungen, besonders der Slawisten, müssen und werden hier Klarheit schaffen. Die Entwicklung des Rumänischen kann man sich zwar auch auf einem gröfseren Raum, als es die gewöhnlich angenommene „Wiege" war, vorstellen, nicht aber im ganzen Gebiet zwischen den beiden Meeren, wie es Iorga tut; dazu reichen auch die Nomadenhirten nicht aus, deren Wirkung uns im übrigen überschätzt scheint. Gerade jener Zweig des rumänischen Volkes, wo der Nomadismus zum Teil noch heute besteht, die Aromunen, zeigen nicht einmal in Balkan-Bulgarien, das ihnen nicht so ferne liegt, einen nennenswerten Einflufs und schon gar nicht in dem nördlich der transylvanischen Alpen gelegenen Teil des Sprachgebiets.[4] Wie könnten sich sonst die Me-

[1] Das blofse Gegenüber mit der Donau als *Achse* des Verkehrs ist für so starke Einwirkung nicht hinreichend: *şi fiindcă şi dintr'o parte şi din alta cuvîntele româneşti n' au întrat din simplul contact de vecinătate, ci mai mult din prezenţa elementului românesc în mijlocul Bulgarilor* . . . (die Worte von mir unterstrichen) . . . Capidan, *Dacorom.* III, 155. Also nicht Nachbarschaft, sondern Durchdringung ist die Voraussetzung.

[2] Vgl. oben S. 690 und Gamillscheg, *Z. f. rom. Phil.* XLVIII, 478.

[3] Vgl. Capidan, *Dacorom.* IV, 1275—1276.

[4] Aufser man rechnet die Palatalisierung der Labialen hierher. Einzelnes wird ja sonst noch angenommen.

gleniten als verwandter Zweig der gänzlichen Angleichung ans Aromunische entzogen haben? Auch der Verkehr zwischen den Hirten ist an Zeit und Raum gebunden und öfter ist monatelange Einsamkeit ohne Gedankenaustausch ihr Schicksal. Nur die Händler und Maultiertreiber kommen weit herum; die Hirten haben festbestimmte Wege und Ziele, vor allem aber ein Interesse an der Fernhaltung anderer Herden. Auch wenn wir uns den Gedanken von O. Densusianu[1] über einen Austausch auf weite Entfernungen durch Nord- und Südwanderungen zu eigen machen, bleibt immer noch eine gewisse Gebundenheit an bestimmte Wohnsitze, wo die Hauptmasse, die Familien, ihre Eindrücke erlebt und sprachlich weitergibt. Daher ist der ganze Donauraum von Belgrad bis zur Mündung als Urheimat zu weit gefaſst. Um eine so lange Achse dreht sich in jener menschenarm gewordenen Zeit der ewigen Kriege kein von Zusammengehörigkeitsgefühl getragener Verkehr. Die westlicheren Eindrücke überwiegen in der rumänischen Sprache die ostbulgarischen.

Der serbische Einfluſs ist gegenüber dem bulgarischen oft nicht hoch angeschlagen, ja sogar bestritten worden.[2] Das hat seine besonderen Gründe: entweder ist er wirklich nicht sehr bedeutend gewesen oder es fehlt an der Möglichkeit, die ganz alten serbischen Bestandteile des Rumänischen von den bulgarischen zu scheiden.[3] Es ist wahrscheinlich, daſs in der ersten Zeit nach der slawischen Besitznahme noch kein sehr groſser Unterschied zwischen den südslawischen Sprachen bestand und zwischen serbisch und bulgarisch sich erst infolge langer Trennung herausbildete.[4] Wie ein Keil stak das romanisierte aurelianische Dacien und Dardanien dazwischen und dieser jahrhundertelangen Unterbrechung der unmittelbaren Beziehungen schreibt N. van Wijk[5] die verschiedene Entwicklung der bulgarischen und serbischen Sprache zu. Man sollte nun denken, daſs das Urrumänische diese westliche slawische Nachbarschaft stark zu spüren bekam. Das scheint nun tatsächlich nicht der Fall gewesen zu sein und wird begreiflich, wenn man die Entfernung der serbischen Wohnsitze in der urrumänischen Zeit berücksichtigt. Es gab, da diese Sitze damals im südlichen Illyrien lagen,[6] zunächst

---

[1] Vgl. *Grai şi sufl.* III, 459.

[2] Sandfeld a. a. O. S. 81 bejaht ihn entschieden, ebenso Capidan.

[3] Diese Möglichkeit besteht nach Sandfeld, S. 84 im allgemeinen nur bei jüngeren Entlehnungen.

[4] Anders Bărbulescu, *Arhiva* XXIX, 274.

[5] Vgl. dazu Sandfeld a. a. O. S. 144; Skok, *Slavia* V, 140.

[6] C. Jirecek, *Geschichte der Serben*, 1911, I, 10 schildert ausführlich ihre ältesten Wohnsitze und deren Ausbreitung. Eine Zeitlang war der Schwerpunkt in der Gegend um den Scutarisee. Sie wohnten in den Tälern des Lim, Ibar und der westlichen (serbischen) Morava. Erst am Ende des 11. Jhs. begann ihre Ausdehnung nach Osten: ein neuer Mittelpunkt wurde die Landschaft bei der Burg Ras am Fluſs Raška, einem Nebenfluſs des Ibar, die Gegend des heutigen Novipazar. *Rassia* ist der mittelalterliche Name für Serbien. Das war die Heimat des Fürstengeschlechtes der Nemanja, deren Urkunden (die ältesten ums Jahr 1200) oft von Vlachen

keine Mischung, nur die Möglichkeit einer Nachbarschaft östlich von Montenegro. Erst im 13. Jh. nahmen die Serben ihre heutigen Wohnsitze an der unteren Morava und Donau bis zum Eisernen Tor ein[1] und in derselben Zeit sind auch Vlachen in umgekehrter Richtung gewandert, so daſs sie sich nicht nur durchdrangen, sondern die Rumänen in den Serben langsam aufgingen. Die Istrorumänen sind ein letzter Rest solcher westlicher Vlachen. Die Gegend um Nisch, Sofia und Skopje ist also lange Zeit auſserhalb der serbischen Einfluſszone gelegen, wenn wohl auch nicht frei von slawischer Bevölkerung; dorthin drangen die Bulgaren im 9. und 10. Jh. und so dürften wir uns nicht wundern, wenn deren Einfluſs älter und gröſser war als der serbische. Merkwürdig aber bleibt, daſs die bulgarischen Übereinstimmungen mit dem Albanesischen gröſser sind als mit dem Serbischen, wenn man deren westliche Sitze betrachtet. Wenn eine Tradition die Vorfahren der Aromunen von der Save und Donau, also aus Serbien (im Umfange bis 1912) kommen läſst, so ist damit nicht erhöhter serbischer Einfluſs in dieser Mundart a priori gegeben.[2]

In urrumänischer Zeit dürften also örtliche Gründe das Eindringen serbischer Einflüsse erschwert oder verzögert haben. Immerhin glaubt Capidan[3] schon unter den ältesten slaw. Lehnwörtern serbische zu finden. Er zählt dazu Entsprechungen wie etwa altslaw. *skǫpu* > rum. *scump*, *mǫka* > *muncă*, beide in allen rum. Mundarten, *pǫgva* > *pungă*, *lǫka* > *luncă* usw., während die Lautgestaltung *ǫ* > *în* etwa in *mǫdru* > *mîndru*, *zǫbru* > *zîmbru*, *pǫdari* > *pîndar* usw. die bulgarische Entwicklung der alten Zeit darstelle. Der Nasenlaut *ǫ* (= *õ*) fände in lat. Wörtern wie *monte* > *munte* ein Seitenstück, was Skok[4] nicht überzeugen konnte. Capidans Auffassung (ѫ > *un* als serbische Aussprache gegenüber der altbulg. *în*) fand die Zustimmung von Puşcariu,[5] während Densusianu,[6]

---

handeln. Nach Süden hin verschoben die Serben ihre Wohnsitze gegen den Weiſsen Drin mit den Städten Peč (Ipek), das 500 Jahre lang Mittelpunkt der serbischen Kirche wurde, und Prizren, wo die Heimat der Albanesen lag. Über das Amselfeld hinaus, gegen Saloniki, Epirus und Thessalien drangen sie im Jahre 1346 unter Duschan vor, bis sie 1389 den Türken unterlagen und untertan wurden.

[1] Noch im Jahre 1190 waren Belgrad, Nisch, Serdica (Sofia), Skopje und Prizren in byzantin. Besitz, wodurch die östliche und südliche Grenze des serbischen Reiches festgelegt erscheint, vgl. Jireček, *Gesch. d. Serben* I, 274. — „*Dans la vallée de Timok* (*ni depuis 1160 ni à aucun autre moment du moyen-âge*) . . . *il n'y avait pas de Serbes dans cette région*“, vgl. Mutafčiev a. a. O. S. 265.

[2] Vgl. dazu Capidan, *Dacorom.* IV, 1276.

[3] *Elementul slav în dialectul aromân* 1925, S. 38ff., *Dacorom.* IV, 1259, 1275 (dazu Bezdechi ebenda S. 1288—1289); *Aromânii, Dialectul aromân* 1932, S. 119, 179.

[4] *Slavia* IV, 137.

[5] *Dacor.* IV, 1390, 1397ff., *Studii istr.* II, 361; T. Papahagi, *Grai şi sufl.* II, 395.

[6] *Hist. l. r.* I, 269, 271.

Byhan und Weigand[1] keine slawisch dialektische, sondern nur eine zeitliche Verschiedenheit in beiden Entsprechungen sehen und *-un-* für die ältere Stufe, *ăn, în* für die jüngere (mittelbulgarische) halten.[2] Im Serbischen, sagt Weigand. sei nicht *-un-*, sondern *-u-* (*drugă* „Stange" rumän.) der lautliche Gegenwert.[3] Skok kennzeichnet den Stand dieser Frage: *nous sommes encore très éloignés du moment où nous pourrons déterminer pour chaque mot slave du roumain le dialecte respectif d'où il provient* (*Slavia* IV, 137).

Blickt man auf die ganze sprachliche Entwicklung zurück, so sieht man am Ende der urrumänischen Zeit schon fast alle Züge, die das Rumänische kennzeichnen. Das lateinische Element ist damals noch nicht stark überfremdet gewesen; etwa hundert slawische Wörter höchstens[4] und eine kleine Anzahl albanesischer und griechischer Bestandteile ändern den rein romanischen Charakter nicht. Seit dem 10. Jh. beginnen nun einzelne Teile der rumänischen Bevölkerung ein Sonderdasein und damit sind die Bedingungen für die Entstehung oder raschere Entwicklung von Mundarten und ihre Entfernung voneinander gegeben. Von der Abzweigung der Südrumänen (Aromunen) ist schon die Rede gewesen. Da über diese und die anderen Mundarten jetzt ausgezeichnete, ja monumentale[5] Werke vorliegen, genügen einige wenige Hinweise, die hier nur der Vollständigkeit wegen nicht unterbleiben können. Die darauf bezügliche Literatur ist dort gleichfalls in ihrer zeitlichen Reihenfolge zusammengestellt.

Über die Aromunen (Macedo-Walachen) handelt seit Weigands 1895 erschienenem Buch jetzt der beste Kenner der Balkanrumänen, Theodor Capidan: *Aromânii, dialectul aromân,* 1932, Acad. Rom. Die Frage, ob sie oder einige von ihnen Nachkommen römischer Kolonisten in Macedonien seien, wie Xenopol, Marienescu (a. a. O. S. 149), Budinszky S. 224 u. a. meinten, wurde von Tomaschek,[6] Densusianu[7] u. a. verneint, Iorga hält aber die Aromunen für Einheimische (reine Illyrier), auch T. Papahagi[8] und nun auch Capidan[9] glauben an römische Reste, die dann durch Einwanderer zu einer beträchtlichen Volkszahl angewachsen seien. Hasdeu glaubte, wie im Jahre 1308 der Anonymus der Descriptio Europae Orientalis, an Herkunft aus

---

[1] *Balk.-Arch.* II, 273.

[2] Sandfeld, a. a. O. S. 84: *il faudrait connaître d'autres emprunts anciens d'origine serbe indiscutable pour accepter cette hypothèse* (*de M. Capidan*). Vgl. zur Frage noch S. 144 und I. Bărbulescu, *Jagić-Festschrift* 1908, S. 440.

[3] Über den Einfluſs des Rumän. u. Albanes. aufs Serbische vgl. Skok, *Arhiv za arban. star.* II, 134 ff.; Puşcariu, *Studii istrorom.* II, 274 ff.

[4] Wenn man etwa annimmt, daſs von den ursprünglich gemeinrumän. slaw. Wörtern sich seither wieder welche verloren haben.

[5] Fürs Meglenitische und Istrorumänische gilt dieses Wort leider in beiderlei Sinn des Lateinischen.

[6] *Zur Kunde der Hämus-Halbinsel* S. 498.

[7] *Hist. l. r.* I, 320 ff.

[8] *Grai şi sufl.* I, 72—99.

[9] Vgl. *Aromânii* S. 29, doch hält er mit dem Urteil etwas zurück.

Dacien bzw. Pannonien. So sind alle Möglichkeiten einer Deutung versucht worden. Kekavmenos berichtet, daſs dieses Volk von Save und Donau gekommen sein soll, aus dem Lande, das (zu seiner Zeit) Serbien heiſse. Capidan hält sie für den östlichen Zweig der Donau-Romanen und bestreitet, daſs sie, wie P. Papahagi[1] wollte, länger mit Serben als mit Bulgaren zusammen gelebt hätten; auch Philippide (II, 629) meint, daſs sie weiter von den Albanesen entfernt wohnten als die späteren Dacorumänen. Mit den Albanesen haben sie jetzt viel mehr sprachliche Beziehungen als früher und mit ihnen autochthone Züge in der Tracht[2] gemeinsam. Ihre Zahl gab Weigand[3] mit höchstens 160000, Capidan S. 31—32 jetzt mit 300000—350000, die über vier Länder zerstreut wohnen; doch gibt es infolge des noch bestehenden Nomadismus keine Dialekte.[4]

Über das Meglenitische hatte 1892 G. Weigand seine Schrift *Vlacho-Meglen*, 1900—02 P. Papahagi eine Sammlung ihrer *Folklore* herausgegeben. Seither ist vieles dazugekommen und Capidan widmete dem kleinen Volke[5] eine neue, dessen Geschichte, Sprache und Volksliteratur umfassende Monographie: *Meglenoromânii* 2 Bde., 1925—28,[6] Acad. Rom., wo so ziemlich alles zu retten versucht wurde, was noch vorhanden ist. Die Megleniten hatten einst ihre Wohnsitze weiter im Norden, nach Densusianu etwa in der Gegend von Bihor im westlichen Siebenbürgen, von wo sie wie ein ,,erratischer Block" bis in die Nähe von Monastir (Bitolia) fortgeschoben worden sind. Capidan und Philippide (II, 556, 569) halten aber, wie Puşcariu und Procopovici am süddonauischen Ursprung fest. In der Verbindung mit den eng verwandten Aromunen, nur noch etwas östlicher wohnend, bildeten sie die *Români Răsăriteni* und blieben bis ins 12. Jh. oder später[7] in ihren ostbulgarischen Sitzen, ehe sie über das Rodopegebirge ihren langen und langsamen Weg nach Süden nahmen. Die Beziehungen zu den Dacorumänen und die auffälligeren zu den nun so weit entfernten Istrorumänen werden verschieden gedeutet. Densusianu hält die Sprache der Megleniten nur für einen Unterdialekt des Dacorumänischen. — Bis auf diese Streitfrage ist wohl das meiste geklärt, was über diesen erst seit 1859 entdeckten Zweig des Südrumänischen das Interesse fesselte.[8]

---

[1] *Numiri etnice la Aromâni* 1925, dazu Capidan, *Dacorom.* IV, 1275.

[2] Vgl. T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 86; Capidan, *Dacor.* IV, 255—271.

[3] *Ethnogr. v. Maked.* S. 58ff., 63; *Balk.-Arch.* II, 277.

[4] Capidan, *Dacorom.* IV, 188.

[5] Weigand, *Ethnogr.* S. 83 gibt die Zahl 14000, Capidan 16000—18000. Da ihre Gegend in der Front des Krieges lag und später Griechen aus Kleinasien hinverpflanzt, dafür Megleniten abgezogen wurden, ist der Verfall dieser einst in gewissem Wohlstande lebenden rumän. Kolonie leider unaufhaltsam. Vgl. Puşcariu, *Dacor.* IV, 1330.

[6] Vgl. dazu Densusianu, *Hist. l. r.* I, 336; *Grai şi sufl.* II, 362—382; Procopovici, *Dacorom.* IV, 38ff.; 62; Puşcariu, ebenda 1329—1331.

[7] Densusianu glaubt, daſs sie schon im 10.—11. Jh. ihre Sitze aufgaben.

[8] Das Meglenitische hat bulgarische Wörter mit dem Dacorumänischen gemeinsam, die dem Aromunischen fehlen. Man wird dies örtlich oder bloſs

In der Steinwüste am Südwestabhange des Monte Maggiore leben die Istro-Rumänen.[1] Ihnen hat S. Pușcariu in Verbindung mit M. Bartoli, A. Belulovici und A. Byhan ein groſses und bleibendes Denkmal gesetzt. Mit unendlicher Genauigkeit und Mühe ist hier alles vereinigt, was er und vor ihm eine groſse Reihe von Gelehrten zur Kenntnis dieses Völkleins und seiner Sprache beitragen konnten. So ist diese Arbeit zu einem dreibändigen Werke: *Studii istroromâne*[2] 1906—29 angewachsen, dessen Wert dem Gegenstande eine nicht geahnte Bedeutung verleiht. Eine sterbende Mundart, schon halb der Sprache der Vorfahren entfremdet, tritt sie hier noch einmal vor uns. Und noch ist das Interesse nicht erschöpft, wie weitere Veröffentlichungen (Leca Morariu u. a.) zeigen. Die Herkunft ist noch nicht ganz aufgehellt. Daſs es nicht Nachkommen istrischer Römer sind, wie P. Kandler, Filipescu[3] u. a. meinten, ist sicher. Es sind *Români Apuseni*, ein letzter Rest der unter dem Namen Mavrovlachen (Morlaken) früher über Bosnien, Kroatien, Dalmatien weit verbreiteten rumänischen Hirten und Pächter, die einst bis an die Tore von Triest kamen.[4] Daſs sie unmittelbar auf die alten romanischen Bewohner Obermösiens und Dardaniens zurückgehen, hat Skok[5] bezweifelt. Wahrscheinlicher ist ihm, daſs es ein späterer rumänischer Nachschub war, der seit etwa dem 11. Jh. nach Westen gedrängt wurde oder an die Küste strebte, von dem die serbischen Quellen in späterer Zeit oft berichten. Pușcariu sagt (auch *Dacorom.* IV, 1374—75): *Istro-românii sânt urmașii acelor Români Apuseni rotacisanți care locuiau în vecinătatea Albanezilor și în comunitate geografică cu Dacoromânii*, d. h. süddanubische Rumänen. Skok bestreitet letzteres nicht, auch Philippide (II, 336, 386, 397) nicht, ebenso sind Capidan, Procopovici (*Dacorom.* IV, 66), Dragomir,[6] für südliche Herkunft, während Densusianu,[7] J. Popovici, Rosetti (a. a. O.) auf sprachliche Züge

---

zeitlich erklären können. Auch die Zeit der Abwanderung ist bemerkenswert, wenn Capidan recht hat: sie fällt mit dem Niedergang des zweiten bulgarischen Reiches und der vermuteten Nordwanderung von Dacorumänen zusammen. So wäre das unerwartet schnelle Aufhören von Nachrichten über Vlachen in Bulgarien begreiflich. Stammen vielleicht die sprachlichen Beziehungen zu den Dacorumänen auch von dorther?

[1] Ihre Zahl wird sehr verschieden angegeben. Glavina zählte 4850, die letzte ital. Volkszählung von 1921 nannte 1644 rumän. Einwohner. Die Wahrheit scheint mit 3000—3800 getroffen zu sein. Kein Zweifel, daſs die Zahl zurückgeht.

[2] Vgl. dazu Densusianu, *Grai și suflet* III, 445—451; Pușcariu, *Dacorom.* IV, 1374 ff.; Capidan, *Rev. filol.* I, 164; Rosetti, *Grai și sufl.* V, 1—9; Procopovici, *Rev. filolog.* II, 175 ff.

[3] *Coloniile române din Bosnia* 1906, S. 49—51.

[4] Vielleicht aber öfters mit den Ladinern (Friaulern) verwechselt worden sind. Selbst an der Seeküste gab es Morlaken und sogar in Städtchen angesiedelt.

[5] *Slavia* VIII, 605.

[6] *Vlahii și Morlacii* und *Originea Coloniilor române din Istria*, beide 1924. Capidan, *Aromânii* S. 9—10, A. 1.

[7] *Hist. l. r.* I, 340.

der Motzen und des Banats hinweisen, die schon früh aufgefallen waren und einen Zusammenhang nahe legen.[1] So erschiene auch die merkwürdige Beziehung zu den Megleniten verständlich. Aber die süddonauische Herkunft auch des Dacorumänischen löst diese Schwierigkeit. Über die Zeit der Einwanderung nach Istrien gehen die Meinungen gleichfalls auseinander; es scheinen mehrere (auch sprachlich verschieden gefärbte) Schichten zwischen dem 12. und 16. Jh. sich überdeckt zu haben. Als Zeit stärksten Zuzugs ist wohl doch erst das 15. und 16. Jh. (Türkenfurcht und Entvölkerung Istriens durch die Pest)[2] anzusehen.

IV.

Wenden wir uns von der Sprache der Rumänen wieder zum Volke selbst. Wo wohnten nach der Trennung die einzelnen Teile und wie hingen sie zusammen? Gab es noch ein Band bei der groſsen Entfernung? — Es ist bei dem Zeugnis der Mundarten die Fortdauer gewisser Beziehungen kaum zu leugnen. Die einstige engere örtliche Verbundenheit (territoriale Einheit[3]) scheint noch längere Zeit nachzuwirken. In der Geschichte werden jetzt die *Vlachen* (*Βλάχοι*) öfters erwähnt, aber über das ganze Land zerstreut, wie schon die früheste urkundliche Erwähnung,[4] das Chrysobullion Basilius II. vom Jahre 1019 mit eindrucksvoller Deutlichkeit sagt: *ἀνὰ πᾶσαν Βουλγαρίαν*. Im äuſsersten Westen spricht um die Mitte des 12. Jhs. der Presbyter Diocleas von einer *provincia Latinorum qui illo tempore Romani vocabantur, modo vero Morovlachi, hoc est nigri Latini*; sie errichten *super cacumina montium ac fortia loca castella et aedificia*. Seit Ende des 12. Jhs. erscheinen auch öfters in serbischen Urkunden[5] vlachische Familien und ganze Dörfer an Klöster (wie Chilander auf Athos oder Studenica nördlich von Novipazar) vergabt und zwar gröſstenteils in der Schar-Planina (bei Prizren) und westlich des Weiſsen Drin, am Ibar und der Serbischen Morava (wo noch heute der Name Stari Vlah an sie erinnert), also in eigentlich albanischer Gegend. Diese Vlachen sind offenbar schon auf der langsamen Wanderung gegen das Adriatische Meer begriffen, wurden aber aufgesogen, ehe sie es erreichten.[6] Sie scheinen früher

---

[1] Interessant ist, daſs sich Miklosich, *Wanderungen der Rumunen* 1879, S. 2 bei Gelegenheit des Istrischen zum erstenmal zum süddanubischen Ursprung aller Rumänen bekannte.

[2] Vgl. *Studie istr.* II, 31—32.

[3] Vgl. oben S. 665, 711, A. 3.

[4] Vgl. auch G. Murnu, *Când şi unde se ivesc Românii întâia dată în istorie*, *Convorbiri lit.* XXXIX (1905), S. 97ff.

[5] Vgl. Jireček, *Gesch. d. Serben* I, 154, 276; Margulies S. 37. In der Nähe von Saloniki wird 1199 eine *regio opulenta „Flachia“* genannt und Thessalien ist als *Μεγάλη Βλαχία* in der Geschichte allgemein bekannt, s. o. S. 675, A. 4.

[6] Der nördlichste Zweig dieser Westrumänen erreichte bekanntlich die kroatische Küste (Morlakei), Veglia und Istrien.

in Dardanien oder weiter östlich gewohnt zu haben. Fast zur gleichen Zeit (nach 1186) berichtet Niketas Akominatos über die Vlachen im äuſsersten Osten (bei Anchialos am Schwarzen Meer) und in ähnlicher Weise: *hi* (*Mysi, nunc Blachi nominantur*) *enim angustiis et castellis freti quae plurima habent prae ruptis saxis inaedificata.*[1] Auch diese wohnen im Gebirge (Haemus). Gerade so die südlichen: *ἐν ὀχυροῖς καὶ δυσβάτοις τόποις* „an festen und unzugänglichen Orten", wie Kekavmenos[2] (um 1071) im Strategicon an der oft angeführten Stelle *περὶ ἀπιστίας τῶν Βλάχων* die Vorfahren der Aromunen in ihrer alten Heimat (die der späteren so sehr glich) schildert. Und andrerseits wiederum, weit oben im Norden: in Westungarn (um den Plattensee besonders), im Neutraer Komitat und sogar in den nördlichen Karpathen[3] bezeugen Namen aus dem 9.—14. Jh.[4] die nicht bloſs vorübergehende Anwesenheit von rumänischen Hirten, die von der nomadischen Lebensweise zur transhumanţa übergegangen waren, weil sie sonst keine Spuren hinterlassen hätten.[5] In so weit auseinanderliegenden, ganz entgegengesetzten Gegenden also sehen wir das rumänische Volk seinem angestammten Hirtenberufe obliegen, offenbar nicht ohne soziale Ordnung, wenngleich noch ohne sichtbare politische Gestaltung lebend. Daſs auch Händler und Karawanenführer den Verkehr untereinander aufrecht erhielten, ist zweifellos und so blieb auch nach der Trennung ein gewisses Maſs von Übereinstimmung in ihrer Sprache erhalten.

Die Zeit der Auswanderung erstreckt sich auf Jahrhunderte. Daſs in so verschiedenen Ländern Reste einstiger Römer mit gleicher Sprache in diesen Vlachen fortlebten, sie also überall autochthon seien, wie jetzt wieder von Aromunen geglaubt wird,[6] kann nicht angenommen werden. Die groſsen Entfernungen, die noch heute Hirten auf der Balkanhalbinsel mit ihren Herden wandernd zurücklegen, lassen uns nicht zweifeln, daſs dies auch im 9.—14. Jh. (und später noch in den galizischen Karpathen) möglich gewesen. Sie erschlieſsen sich fortwährend neue Gebiete und kommen auch in Gegenden, die nie römisch, die einst griechisch oder skythisch waren. Ihre Zahl wuchs — während sie anderwärts zurückging — in manchen Gegenden in erstaunlicher Weise, so im Pindus, in Thessalien, aber auch im Haemusgebirge. Hierüber liegen geschichtliche Zeugnisse vor. Kinnamos (1143 — nach 1185) ed. Bonn S. 260, ed. Paris 152 berichtet, daſs das Heer des Leo Batatzes (Vatatzes) aus *maxime vero Valachorum ingenti multitudine* zusammengesetzt war, *qui*

---

[1] *De Isaacio Angelo* I, 481 Bonn, 236—237 Paris bei Margulies S. 49.
[2] Vgl. u. a. bei Margulies S. 30—31.
[3] Vgl. Drăganu, *Românii în veac. IX—XIV*, Karte.
[4] Derselbe S. 31. Nicht alle Namen in den ungar. Urkunden sind etymologisch klar, daher abweichende Meinungen möglich.
[5] Vgl. dazu Drăganu S. 35: *ei erau organizaţi în sate, deci aveau viaţă statornică.*
[6] Vgl. Capidan, *Aromânii* S. 29, 121.

Italorum coloni quondam fuisse perhibentur.[1] Als byzantinische Hilfstruppen wurden sie öfters genannt, so schon im Jahre 1027 gegen Sizilien[2] sogar (Annales Barenses V, 53). Sie waren sozusagen fast überall anzutreffen.[3] Nicht daſs sie auch nach Pannonien und Transylvanien kamen, bedarf eines Beweises, sondern das Gegenteil wäre auffällig und einer Erklärung bedürftig. Weite Ebenen, Almgründe, Grashänge auch im Gebirge, das gab dort Winter und Sommer unzähligen Herden Nahrung. Oft werden ihnen ja die Tiere von durchziehenden Kriegsvölkern geraubt worden sein; aber oft auch mochten sie sich durch rechtzeitige Flucht gerettet haben. Eigentlich scheint es uns heute ja ein Wunder, daſs am Ende der Völkerwanderung — zu der auch noch Mongolen (Tataren) und Türken gerechnet werden sollten — Südosteuropa überhaupt noch bewohnt und bewohnbar war.

Aber es genügt nicht, sich in der Einbildung die Verhältnisse jener Zeit auszumalen und so hat man seit jeher nach Zeugnissen für die Gegenden nördlich der Donau und Save gesucht. Die ältesten wohl hat jetzt N. Drăganu in seinem groſsen Werke über rumänische Personen- und Ortsnamen zusammengestellt. Es wird im einzelnen ein Streit darüber möglich sein, aber des Unzweifelhaften wird genug bleiben.[4] Nicht nur für die Zeit ihres Vorhandenseins, sondern auch über ihre Herkunft sagen die Namen dieser ungarischen und siebenbürgischen Valachen (ung. *vlách* > *voláh* > *oláh*) aus: sie seien zwischen dem 8. und vor dem 10. Jh. eingeführt und stammen von den Ländern südlich der Donau (S. 593). Die Mehrzahl sei altbulgarisch, doch gebe es auch mittelbulgarische unter den späteren. Drăganu gibt deswegen den Glauben an Kontinuität nicht auf und steht mit seinem Bekenntnis somit zu Onciul. Bisher gab es nur zwei Zeugnisse für so alte Zeit und auch diese waren hart umstritten: die russische *Chronik Nestors* (in der erhaltenen Fassung vom Jahre 1116) und die zeitlich unsichere, aber jüngere *Gesta Hungarorum Belae regis notarii anonymi*. Sie stimmen darin überein, daſs sie beide von dem Vorhandensein der Vlachen bei Ankunft der Magyaren

---

[1] Vgl. Margulies S. 40.

[2] Ebenda S. 27.

[3] Vgl. die schöne Studie von O. Densusianu, *Păstoritul la popoarele romanice* (Vieaţa Nouă) 1913, S. 11: *Romanii* (vgl. Varro, *De re rustica* II, 1, 9) *au fost la origine păstori*, und ihre Nachkommen (*în primul rînd un popor de păstori*) haben durch ihre Hirtenwanderungen im Mittelalter so groſse Verbreitung erlangt, daſs es dafür fast keine Grenzen gab. Auch sprachlich wird die Übereinstimmung nach Densusianu nicht durch gemeinsame engere Urheimat, sondern durch fortwährenden Austausch begreiflich, vgl. S. 16ff., S. 23—24.

[4] Die groſse Menge des bearbeiteten Stoffes enthält natürlich viele sprachliche und geschichtliche Aufgaben schwierigster Art. Manches, was als rumänisch gedeutet wurde, wird es vielleicht nicht sein: neu und überraschend aber ist für uns die Tatsache, daſs in so weitem Umfange und in so früher Zeit das Vlachentum in Ungarn und den Nordkarpathen Ausbreitung gefunden hat.

(Präexistenz) im Raum des von den Karpathen umschlossenen Landes erzählen. Eine weitere (erst 1913 entdeckte) Quelle aus dem Jahre 1308 kommt hinzu: die *Descriptio Europae Orientalis* von einem zweiten Anonymus,[1] wahrscheinlich einem französischen Dominikaner, der aber öfters mehr aus literarischen Unterlagen als aus eigenem Erlebnis zu schöpfen scheint. Das Werk jenes anonymen königl. Notars wird sehr verschieden beurteilt und einige lehnen es als Geschichtsquelle für die ältere Zeit überhaupt ab.[2] Es mag auch Interpolationen gegeben haben. Aber seine Stellung gegenüber den Valachen sowie das Quellenverhältnis schließt wohl den Gedanken aus, daß erst dieser die *pascua Romanorum* hineingebracht hätte. Dieser anonyme Notar Bélas IV. (oder III., oder auch II., wie jetzt wieder aufs Neue gesagt wird,[3]) findet nämlich durch den jüngeren Anonymus der *Descriptio* eine gewisse Bestätigung, indem der Hss.-Stammbaum[4] beide Werke als voneinander unabhängig bis in die Nähe der Ur-„Gesta" vom Jahre 1092 (spätestens) zurückführen läßt und beide Äste der Überlieferung die Stelle von den *pascua* und *pastores Romanorum* enthalten. Somit reicht diese Tradition mindestens bis in die Mitte des 12. Jhs. zurück. Der Notar selbst wird mit seinem Werk von Deér ums Jahr 1200 angesetzt.[5] Auf die irrtümlichen Folgerungen der *Descriptio* in bezug auf die macedonischen *Romani* brauchen wir hier nicht einzugehen. Deér betont, daß mit den Vlachen nicht nur nicht die Vorfahren der Aromunen, sondern auch keine siebenbürgischen Rumänen verwechselt werden dürften, weil letztere nicht so alt seien wie die *pastores Romanorum* in Pannonien. Wir wissen sehr wohl, daß über diese Frage eine große ungarische[6] und rumänische Literatur, auch aus jüngster Zeit, vorhanden ist, möchten aber hier darauf nicht weiter eingehen. Drăganu hat gezeigt, daß Rumänen lang vor dem Jahre 1222 in Siebenbürgen saßen.[7] Es

---

[1] Entdeckt und hggb. von Dr. Olgierd Górka, Krakau 1916. Vgl. dazu Puşcariu, *Dacorom.* IV, 1387 und kritisch beleuchtet von Josef Deér, *Ungarn in der Descr. Europ. Orient.* in den *Mitteil. d. österr. Instituts f. Geschichtsforschung* XLV, Wien 1931, S. 1—22.

[2] Roesler, a. a. O. S. 79 nennt z. B. dessen Inhalt „tendenziös und ganz unwahrscheinlich". Er teilte den Notar Béla IV. zu.

[3] Vgl. dazu Deér, a. a. O. S. 10 und Drăganu S. 10ff. Auch Jakubovich ist unsicher geworden. Iorga u. a. in *Hist. des Roumains de Transylvanie et de Hongrie* I, 43 ist für Béla IV. Die Jahreszahlen dieser Könige: Béla II (1131—1141), Béla III (1172—1196), Béla IV. (1235—1270) lassen den Abstand der Meinungen erkennen. Jetzt Drăganu, *Dacor.* VII, 199.

[4] Bei Déer, a. a. O. S. 8—9.

[5] Also Béla III. zugewiesen.

[6] Vgl. noch Hóman, Neméth, Eckhardt, Székely, Sulyok u. a., *Dacorom.* VII, 224ff., 226, A. 1—2; 529, 536.

[7] In diesem Jahr werden sie in einer Urkunde Andreas II. zum erstenmal als Volk dort erwähnt: der ungar. König befreit hier die deutschen Ordensritter des Burzenlandes von jeder Abgabe beim Übertritt in das Land der Valachen (*quod nullum tributum debeant persolvere, nec populi eorum, cum transierint per terram Blacorum*, Hormuzaki, *Docum.* I, 74—75). Gleich im Jahre 1224 werden die *Blaci* neben den Petschenegen (*Bisseni*) in

wäre auch, wie schon gesagt, sonderbar, wenn die Vlachen ganz Pannonien, die Karpathenländer und die Balkanhalbinsel, nur nicht Siebenbürgen aufgesucht und bewohnt haben sollten und zwar zu einer Zeit, wo sie auch sonst schon sehr weit herum gekommen waren. Da die Magyaren als Staatsvolk nach Drăganu (S. 32, 422) vor dem Jahre 1074 nicht in das „Land jenseits des Groſsen Waldes" (*Erdöelü, Erdély*, rum. *Ardeal*, lat. *Transsilvania*) gekommen sein sollen,[1] dreht sich die Frage über das „frühere Vorhandensein" um dieses Jahr; aber da auch Drăganu so alte Zeugnisse für die Rumänen in Siebenbürgen nicht finden konnte, bleibt hier diese Sache für den, der Urkunden fordert, unentschieden. Immerhin kommen rumänische Namen viel früher vor als der Volksname, wie das immer der Fall ist.[2]

Um 20—150 Jahre (soweit gehen die Meinungen auseinander) älter als das Werk des anonymen kgl. Notars und fast 200 Jahre früher als die Reisebeschreibung der *Descriptio Europae Orientalis* ist nun die *Nestor'sche Chronik*.[3] Sie beruht auf byzantinischen Quellen und wird im allgemeinen als glaubwürdig bezeichnet, was nun allerdings nicht hindert, daſs ihr auch Erfindungen angedichtet oder nachgewiesen wurden. Die Stelle bei Nestor lautet.[4] „Von Osten gekommen, zogen sie (die Magyaren anno 898) eilends durch das groſse Gebirge,[5] welches

---

einem Privileg desselben Königs an die Sachsen zweimal genannt und jetzt mehrt sich die Zahl urkundlicher Erwähnungen sehr rasch. Wichtig sind zwei Urkunden, darunter eine vom Jahre 1256 zugunsten der Kirche von Strigonium (Gran), wo auf Stiftungen der heil. Könige (Stefan † 1038 und Ladislaus † 1095) für die gleiche Kirche aus Einkünften durch die Valachen hingewiesen wird, wodurch deren Grundbesitz schon für jene Zeiten erwiesen sei: *Ecclesia Strigoniensis . . . a sede etiam apostolica, et a Sanctis regibus, nostris progenitoribus gloriosis, donis mirabiliter fulcita . . . in decimis percipiendis regalium proventuum ex parte Siculorum* (Szekler) *et Olacorum, in pecudibus, pecoribus, animalibus quibuslibet . . . sed ex parte Olacorum etiam ubique et a quecunque provenientium in regno Hungaria persolvi consuetorum* (vgl. A. Bunea, *Acad. Rom., Discurs.* XXXIV, 1910, S. 9, 48—49; Hormuzaki, *Docum.* I, 276—277). In einer andern Urkunde Bélas IV. von 1258 wird der Rumänen schon im Kriegszug des Jahres 1210 Erwähnung getan, vgl. Drăganu, a. a. O. S. 625.

[1] Noch aus dem 12. Jh. sind Urkunden in bezug auf Siebenbürgen nicht häufig. Die älteste, obengenannte, nennt *Turda*; erst seit 1200 erscheint auch der Name für das Land, 1222 für das Volk der Vlachen.

[2] Vgl. z. B. Drăganu S. 293 in Bihor und Várad.

[3] Ausgaben von Schloezer 1802—1809; Miklosich 1860, L. Léger 1884 (Paris) und deutsch von R. Trautmann, Leipzig 1931 (ich verdanke letztere einer Mitteilung des H. Bibl.-Rats Dr. Schiff hier). Vgl. dazu auch Philippide, *Orig.* I, 715—716; Margulies S. 27ff.; Drăganu S. 8, 22. Iorga hält die Chronik teilweise für gefälscht, vgl. Sacerdoţeanu, a. a. O. S. 221, A. 1.

[4] Wir glauben, daſs bloſse Hinweise auf Bücher, die nicht zur Hand oder oft auch nicht gleich zu beschaffen sind, wenig fruchten, und dürfen wohl solche Stellen hier in extenso bringen.

[5] Nach Roesler, a. a. O. S. 78 zwischen Donau und dem banatischen Gebirge; aber die allgemeine Auffassung (auch Drăganu S. 15) ist, daſs sie über Karpathenpässe („Magyarenweg" bei Körösmező, vielleicht den Vereczke-Paſs) vom Norden her eingedrungen seien. Vgl. auch Sacerdoţeanu, a. a. O. S. 235, Ebert, *Reallexik.* III, 379. So kamen sie zuletzt erst nach Siebenbürgen.

man das Ungarische benannte, und begannen die dort lebenden Volochen und Slowenen zu bekriegen. Dort saſsen nämlich früher die Slowenen, und die Volochen unterwarfen das Land der Slowenen. Dann aber verjagten die Ungarn die Volochen, nahmen das Land in Besitz und siedelten mit den Slowenen zusammen, die sie sich unterworfen hatten: und seitdem hieſs das Land Ungarn." Von Siebenbürgen, das ja weit auſserhalb ihres Weges lag, ist nicht die Rede. Alles ist hier einfach und klar erzählt; nur über den Sinn von *Volovce* ist gestritten worden.[1] Schachmatov bezieht es auf die Rumänen, während Roesler an die Franken des Westreichs gedacht hatte, die mit den Mährern um Oberungarn kämpften. Auffällig schiene uns nach Nestors Erzählung nur das Eine: daſs die Slawen schon damals den Vlachen unterlegen seien und daſs diese — vor dem Abzug der Südrumänen — schon im nördlichen Ungarn in überlegener Zahl gewohnt haben sollen. Von autochthonen Romanen ist dort kaum zu reden möglich gewesen.[2] Wahrscheinlich aber ist etwas anderes: daſs nämlich Slawen und Vlachen sehr wenig zahlreich waren, sonst hätte nicht die „Unbewohntheit" Ungarns die Magyaren angelockt.[3] Es kann bei der ganzen Nestor'schen Erzählung nur das mittlere Ungarn gemeint sein.[4]

Es ist auffällig, daſs auf die urkundenlose Zeit in Siebenbürgen nun auf einmal zahlreiche Zeugnisse über Besitzverhältnisse der Rumänen vorhanden sind, was man sich als eine Folge der Neueinrichtung, des staatlichen Eingreifens in bisher freie Zustände denken könnte. Aber nicht allein die Urkunden wachsen seit 1222 gleichsam über Nacht, auch die rumänische Bevölkerung. Es könnte sein, daſs die von Jung[5] schätzungsweise gegebene Zahl zu klein ist;

---

[1] Vgl. Jung, *Z. f. d. öst. Gymn.* XXVII, 91, A. 1; Miklosich, *Die slav. Elem. im Rum.* S. 2. Diese und Roesler, a. a. O. S. 80 bezogen diesen Namen wohl mit Unrecht auf die „Wälschen" des Westens. Nach Schlözer (bei Margulies S. 28) setzen 8 Hss. nach dem Worte *Volochove* noch *Volosi* als zwei verschiedene Völker, vgl. *Rumän. Revue* III, 169—80. Aber die *Volochove* sind neben den Franken, Römern, Deutschen, Karolingern u. a. genannt. So meint der letzte Herausgeber Trautmann im Anhang S. 282 (nach Schachmatov): „mutmaſslich die Vorfahren der späteren Rumänen." Interessant ist, daſs die „Urchronik" und die „Urgesta der Ungarn" um dieselbe Zeit (etwa 1092—1095) entstanden sein werden, aber nur in Überarbeitungen erhalten sind.

[2] *Ori au putut fi şi indigeni* (*Români*)? Vgl. zu dieser Frage Drăganu S. 25—31.

[3] Die Magyaren sollen in Atelkuz auf diesen Umstand aufmerksam gemacht und dadurch zum Aufbruch veranlaſst worden sein.

[4] Auch der anonyme Notar Bélas hat keinen Anlaſs, im Kap. IX näher auf Siebenbürgen, das erst im Verlauf des 11. u. 12. Jh. näher ins Auge gefaſst wurde, einzugehen. Vgl. Drăganu S. 14.

[5] Roeslers Gegner Jung, *Römer u. Romanen* 1. Aufl., S. 278, A. 2, nannte etwa 200000. Da groſse Strecken in Urkunden *desertum* heiſsen, also mindestens sehr dünn bevölkert waren, wird man obige Zahl für die Zeit um 1200 nicht für klein ansehen können. Es waren daneben ja noch zwei andere Siedlervölker dort. Die schöne Gegend um Kronstadt (Braşov) heiſst in der Urkunde Andreas II. vom Jahre 1211 *terra deserta et inhabitata.*

aber um auch den Norden des Landes so zu füllen, daſs von dort und Maramureş aus nicht nur die obere Moldau und die Bukowina, sondern die galizischen Karpathen, ja selbst die jenseitigen Ebenen schon innerhalb weniger Geschlechter mit rumänischen Siedlern (nicht bloſs Hirten!) bedeckt sind, dazu reicht nach der allgemeinen Meinung das gröſste natürliche Wachstum des Volkes nicht hin. Vielleicht war auch Pannonien (oder andere Gegenden) an der karpathischen Besiedelung beteiligt (vgl. Drăganu S. 223, 372). Aus den Namen allein ist dies schwerlich festzustellen.

Wie Miklosich und Kalužniacki[1] gezeigt haben, ist zwar erst im 15. und 16. Jh. der Höhepunkt dieser „Kolonisierung" der Nordkarpathen durch Rumänen erreicht worden, aber schon Ende des 12. und Anfang des 13. Jhs. (nach Drăganu S. 223, 403 schon im 11. Jh.) werden vereinzelte Valachen dort erschienen sein, und zwar nicht bloſs als Hirten, sondern in den galizischen Dörfern mit slawischer Einwohnerschaft als Handwerker, bis sie eigene Siedlungen gründen konnten. In Pokutien und selbst Russisch-Podolien waren rumänische Ortschaften, von denen längst nur noch die Namen Zeugnis geben. Wie später die Aromunen im Süden, so betrieben sie im Norden bis Krakau hin Handel. Urkundlich, d. h. nicht bloſs durch rumänische Namen, sind sie in Galizien allerdings erst im Jahre 1334 und 1335 bestätigt. Aber Urkunden sind immer erst spät vorhanden. Woher — und das ist die immer wiederkehrende und noch nie beantwortete Frage — ist dieses so weitverbreitete Volk, von dem die Geschichte früher dort nichts weiſs, auf einmal, d. h. in überraschend kurzem Wachstum, gekommen? Eine Einwanderung vom Süden der Donauufer wird nirgends berichtet, und darauf stützen sich bekanntlich die Gegner der *Admigration*.[2] Andrerseits

---

[1] *Über die Wanderungen der Rumunen in den dalmatinischen Alpen u. den Karpathen. Denkschr. der Wiener Akad., Phil.-hist. Kl.* XXX, 1879, S. 7, 40ff. Dazu jetzt Drăganu, *Românii în veac. IX—XIV*, wo auch die neueren deutschen u. ungar. Arbeiten verzeichnet sind.

[2] Mit dem Argument des Schweizers wird oft nach Bedarf verfahren, d. h. wie und wo es gerade paſst. Wir haben davon keinen Gebrauch gemacht. Sacerdoţeanu, a. a. O. S. 243 sagt: *Le manque d'une telle attestation démontre l'impossibilité* (*!*) *en fait et, en même temps, la fausseté de la théorie de l'immigration . . . L'Empire n'aurait pu laisser volontiers une si grande quantité de ses sujets vers des voisins qui étaient des ennemis* (S. 241—242). Aber eine Seite später heiſst es ebenda: *Si ces Valaques* (*de Thessalie*) *étaient revenus en Dacie avant 1070, Kékavmenos aurait, certes, noté cet événement qui aurait débarrassé* (!) *les Grecs d'un élément envers lequel l'historien garde une haine profonde.* Daſs die kais. Regierung keine Schwierigkeit gemacht hätte, zeigt ein Bericht des Pachymeres 2. Hälfte des 13. Jh., ed. Bonn, S. 105ff., Paris 67, vgl. Capidan, *Dacorom.* III, 160: „*în acest veac* (*sec. XIII.*), *Tătarii năvălind în Bulgaria* (*1285*), *autorităţile imperiului bizantin, de teamă că nu cumva Vlahii, care se aflau cu turmele între Viza şi Constantinopole, să sară în ajutorul Tătarilor, au silit pe Români, să-şi ridice aşezările lor, cu turme cu tot, chiar în mijlocul unei ierni dintre cele mai grele, spre a trece în Asia-mică.* — Im Raum von Dacien waren im 11. Jh. keine Feinde der Byzantiner.

fragt man, wohin auf einmal die Vlachen Bulgariens gekommen sind, da sie in der Geschichte nicht weiter erscheinen.[1] Gegen die allzu weitgehende Ausdeutung solcher Zeiträume des Schweigens ist viel Richtiges eingewendet worden. Iorga hat z. B. darauf hingewiesen, daſs selbst eine so groſse Volksbewegung, wie es der Zug der Magyaren nach Ungarn ist, von den byzantinischen Historikern nicht verzeichnet worden sei.[2] Wie für vorgeschichtliche Zeiten, so muſs und kann aber die Sprache auch hier einige Auskunft geben, und sie bejaht mit Entschiedenheit die Zuwanderung und in gröſstem Umfange, da von autochthonen Überbleibseln der Sprache kaum schon etwas Sicheres gefunden worden ist.[3] So ist bis auf weiteres das Wort „Fusion" doch wohl nicht recht zutreffend;[4] eher könnte man bei Annahme der Fortdauer von einer Überschichtung (*superpunerea*) sprechen.[5]

Die Annahme einer Zuwanderung beruht also nicht auf bloſser Einbildung. In Westungarn (Pannonien) gibt es in weiter Verbreitung rumänische Namen in Urkunden seit dem 10. Jh. Drăganu S. 594

Auch von der Südwanderung der alten Aromunen ist bei den Byzantinern nichts vermerkt worden. Erst hundert oder mehr Jahre später sagt Kekavmenos, was er von ihrer Vergangenheit weiſs und auch nur, um sie bloſszustellen. Ebenso lautlos vollzog sich die Besiedlung der Moldau; erst die vollendete Tatsache wird später in Gestalt eines Fürstentums sichtbar, wenn man von der Erwähnung zum Jahre 1164 absieht. Nach Scheludko, *Balkan-Arch.* I, 159; II, 115, 122 war die Moldau im 13. und Beſsarabien (am rechten Dniester-Ufer) im 15. Jh. noch nicht überall bewohnt. Die Gegend östlich vom Prut wurde im Vertrag von 1412 *ad campos desertos* genannt (wie zweihundert Jahre vorher Südost-Siebenbürgen). Heute sollen schon jenseits des Dniester (Gouv. Cherson) eine halbe Million Rumänen wohnen (vgl. Puşcariu, *Dacorom.* IV, 1391 und J. Nistor, *Românii Transnistrieni*, S. 468). Alle diese Wanderungen vollzogen sich langsam und im Stillen, wie die Besetzung Nordgalliens durch die Franken, vgl. Gamillscheg, *Romania german.* I, 45.

[1] Die westlichen Vlachen (Serbiens) sind noch jahrhundertelang und in ihren letzten Vertretern durch die Gegenwart der Istro-Rumänen bezeugt; die südlichen behaupteten sich trotz widrigster Umstände in ansehnlicher Volkszahl bis heute.

[2] *Hist. d. Roumains de Transylvanie* I, 41—42. Aber *Nestors Chronik* hat wohl doch ihren Bericht aus verlorenen byz. Quellen?

[3] Die Möglichkeit wird damit nicht bestritten, vgl. die Versuche, welche Densusianu, Puşcariu u. a. schon in dieser Richtung gemacht haben.

[4] Vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 307, 311, 314—315.

[5] J. A. Candrea, *Grai şi sufl.* I, 199 spricht darüber im allgemeinen: *în cele mai multe casuri se produce . . . un amestec al particularităţilor de limbă* (also *fusion*), was man „Überschichtung" nur in geringerem Umfange nennen kann. Sacerdoţeanu, a. a. O. S. 244 meint, daſs die in Dacien seit Römerzeit verbliebenen Romanen bis heute *un riche vocabulaire daco-romain* bewahrt hätten. Möglich, nur weiſs man bisher nichts gewisses. Tiktin, *Rumän. Elementarbuch* S. 11 konnte also sagen: „Zwischen dem Idiom der erbgesessenen und dem der neu hinzugekommenen Romanen fand keine Verschmelzung statt, vielmehr räumte ersteres dem letzteren das Feld, ohne in diesem eine nachweisbare Spur seines Daseins zurückzulassen." Vgl. dazu Weigand, *Balk.-Arch.* IV, 226.

glaubt zwar an die Möglichkeit[1] römischer Bevölkerungsreste (wie in Dacien), aber in der Hauptsache seien es Valachen vom Süden der Donau (wie in der Türkenzeit noch, und da aus Bosnien): *Români Apuseni* (S. 25). Jenseits der Donau, im Neutraer Komitat (vor der Teilung des Landes), in der Zips (Tatra) und den Nordkarpathen kann es nur Zugewanderte geben und es sind, wie Nestor berichtet, schon bei der Ankunft der Ungarn Valachen vorhanden. Die Zeugnisse aber und die Hauptmasse stammen naturgemäſs aus viel jüngerer Zeit. In Siebenbürgen, das ein sehr ausgedehntes Land mit Ebenen und Fluſstälern, aber auch Hoch- und Waldgebirgen ist, liegen die Verhältnisse wohl nicht überall gleich. Schon die römische Kolonisation hat mehr den Süden, Südwesten und das Mittelland befruchtet. Die Untersuchungen von W. Scheiner (*Balkan-Arch.* II, 1 ff.; III, 113 ff.) zeigen alte rumänische Schichten einmal südlich des Oltflusses, dann in der gebirgigen Gegend im Süden von Reuſsmarkt (*Miercurea*) und von Mühldorf (*Şebeş*), sonst nur vereinzelt. Das Alter dieser Ortsnamen läſst sich nicht über das 12. Jh. hinauf feststellen. Die Zahl der rätselhaft bleibenden Ortsnamen ist groſs. Scheiner glaubt in ihnen Reste verschwundener Völker dieses Landes sehen zu können (S. 10). Die Namen der römischen Städte sind alle verschwunden.[2] Auf geschichtliche und geographische Fragen gibt auch hier nur die Sprache Antwort. Wie in Ungarn Drăganu, so hat für die Moldau Skok, *Slavia* VI, 758—766[3] die südliche Herkunft von rumänischen Ein- oder Zuwanderern aus Namen feststellen können. Das ist wichtig, weil die Besiedlung hier meist von Siebenbürgen aus erfolgt ist. In gewissen Ortsnamen läſst sich unter der üblichen gemeinrumänischen Sprachform eine ältere Schicht mit südslawischer Gestalt erkennen. Der Name *Slatina* steht so für den ältern *Slanic*, serbo-kroatisch *slanik* (= „Saline, Salzbehälter"). „*Il faut en déduire*", sagt Skok, „*que le vocabulaire de ces Roumains était autrefois beaucoup plus imprégné de slavismes de nuance yougoslave que celui d'aujourd'hui . . . La toponymie roumaine en possède aussi d'autres traces.*" So hat die Stadt *Rîmnicu-Sărat* einst *Slam-Rîmnicu* geheiſsen und das slav. Adj. *slanъ* ist später durch das gemeinrumänische *sărat* („salzig") mit gleicher Bedeutung ersetzt worden. In ähnlichem Verhältnis stehen Formen wie *Solotina*, *Storoja* (vgl. *Storojineţ* in der Bukowina) zu späterem *Slatina*, *Straja* (ebendort).[4] Es ist eine Art Fusion oder Überschichtung eingetreten.

---

[1] Selbst in Sirmien (zwischen Drau, Donau und Save), das bis 377, bzw. 582 beim Ostreich verblieben und von Natur aus so stark geschützt lag, wo der inschriftliche Name *Romania* (vgl. T. Papahagi, *Grai şi sufl.* I, 208) seine stärkste Berechtigung hatte, ist nichts von der Kolonialbevölkerung zurückgeblieben.

[2] Über den Zusammenhang von *Apulum* und *Ampelum* mit dem Fluſsnamen *Ampoi*, *Ompoi* vgl. Weigand, *Balk.-Arch.* I, 3, 36. Drăganu, a. a. O. S. 489—494; *Dacor.* VII, 246; 302.

[3] In seiner Anzeige der Dissert. von Marg. C. Ştefănescu, *Elementele ruseşti-rutene din limbă românească şi vechimea lor*, Iassy 1925, S. 761.

[4] Vgl. dazu Drăganu, *Dacor.* VII, 235.

Die alten Namen sind wie Meilensteine am Weg zur Besiedlung des Landes.

Selbst im Banat, das manchen als Gegend der ältesten Seſshaftigkeit gilt, finden sich Zeichen einer — wenigstens sprachlichen — Einwanderung. C. Tagliavini, *Lexicon Marsilianum*[1] S. 157, hat die Übersetzung von Nr. 35 lat. *apis*, ‚Biene" durch rum. *stup*, ungar. *méh* hervorgehoben, weil *stup* hier wie im Aromunischen (vgl. Pușcariu,[2] *Convorbiri liter.* XXXIX, 50) und Albanesischen[3] den Übergang der Bedeutung von Bienenstock zu „Biene" zeigt,[4] was eine Zufälligkeit sein könnte, da ähnliches auch sonst vorkommt,[5] aber immerhin Beachtung verdient. Auffälliger und S. 152 von Tagliavini aus anderen Gründen herausgehoben ist im selben lat.-rumän.-ungar. Lexikon unter Nr. 1615 die Übersetzung des lat. Monatsnamens *november* (ebenso ungarisch) durch rumän. *Luna lu Brumar al doile*, was dem albanesischen *mui i brüm s i düt* genau entspricht gegenüber *october* rum. *Luna lu Brumar* (1627). Der Verfasser des Lexikons war anscheinend aus der Nähe von Lugoj[6] und seiner Nationalität nach ein „Schwabe", der in beiden Fällen (*stup* und Monatsnamen) rumänische Wörter wiedergab, wie er sie eben oft gehört hatte. Diese süddanubisch-albanesische „innere Wortform" darf man mit dem Herausgeber dieses Wörterbuches in der Tat als interessantissimo bezeichnen. So werden sich mit der Zeit vielleicht noch mehr besondere Übereinstimmungen mit dem Süden finden lassen. Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und Wörter wandern wie die Menschen und oft ohne diese.[7]

Der Gedanke an eine Ortsveränderung der Rumänen während des Mittelalters findet sich zuerst[8] bei Lucius, *De regno Dalmatiae et Croatiae*, Frankfurt a. M. 1666. Was seither über diese Frage geschrieben worden ist, steht *in nuce* schon hier; nur glaubte er an eine zwangsweise Aus- oder Zuwanderung, veranlaſst durch die feindlichen Bulgaren am Südufer des Stromes,[9] die sich des Gegners dort entledigen wollten. Nach Lucius hat Josef Benkö, *Transsil-*

---

[1] *Acad. Română, Etudes et Recherches* V, Bukarest 1930; vgl. meine Anzeige *Literaturblatt f. g. u. rom. Phil.* 1933, Sp. 412—414. Die Entstehungszeit dieses dreisprachigen Wörterbuchs wird zwischen 1687 und 1701 liegen.

[2] Vgl. dazu *Din perspectiva dicționarului* 1922, S. 18.

[3] Hier bedeutet *bl'etε* soviel wie *stup* und *albină*, Stock u. Biene.

[4] Die ungar. Übersetzung stimmt genau zum lat. Wort.

[5] Vgl. Densusianu, *Grai și suflet* I, 338; III, 443 und Tagliavini, a. a. O. mit Literaturangaben.

[6] Etwa aus dem Dreieck Făget-Lipova-Susani.

[7] Die allgemeine Übereinstimmung der Sprache (*trăsătura limbii*) genügt doch schon, so daſs Einzelheiten wie obige nichts neues besagen; man müſste sonst alle süddonauischen Züge anführen.

[8] Wenn man von der bei Kekavmenos und in der *Decriptio Europae Orientalis* erwähnten Südwanderung der Aromanen hier absieht.

[9] Vgl. den Text bei Schwandtner, *Scriptores rerum hungaricarum* III, 458; in Übersetzung bei Philippide, *Orig.* I, 664.

vania sive magnus Transsilvaniae principatus,[1] Wien 1777, dieselbe Meinung ausführlicher begründet: Fortdauer und Zuwanderung, bis dann Dimitrie Onciul († 1923), durch Roeslers Buch gereizt und durch Xenopols[2] Irrtümer zur Vorsicht gemahnt, im Jahre 1885 seine kritische Schrift: *Teoriea lui Roesler, Studii asupra stăruinții Românilor în Dacia traiană* (*Convorbiri literare* XIX) erscheinen liefs, wo er die einzelnen Punkte Roeslers, die schon Xenopol eingehendst geprüft und zu widerlegen gesucht hatte, vornahm und bei Aufrechterhaltung der Kontinuität eine weitgehende Zuwanderung (Admigration) zugab.[3] Später schien ihn diese vermittelnde Haltung zu reuen, und er schränkte seine Zugeständnisse an Roesler wieder etwas ein. Man sieht, wie heifs dieser patriotische und wahrheitsliebende Gelehrte mit den unergiebigen historischen Quellen und den nicht willkommenen sprachlichen Tatsachen gekämpft und gerungen hat. Er hatte, wie Philippide, den Mut der Überzeugung und so soll man, trotzdem er Vorgänger gehabt,[4] auch weiterhin von „seiner" Theorie sprechen; auch hat er die Forschung durch seine Schriften gefördert.[5]

Seither ist die Frage, ob Immigration oder Admigration, mit den Namen Roesler einerseits und Onciul andrerseits verbunden. Jul. Jung, zuerst Roeslers gefährlichster Gegner (weil rein sachlich bleibend), näherte sich mit der Zeit der Ansicht, die Onciul vertreten, dafs die Urheimat „nördlich und südlich" der Donau gelegen war.[6] Das ist schon fast die neuere Auffassung. Pușcariu, *Locul limbii române* S. 17 stellt nur die Reihenfolge um: *Moesia-Dacia*, doch ist er gegen Zuwanderung in grofsen Massen,[7] während Densusianu, *Hist. lang. roum.* I, 302 die Erhaltung eines gewissen römischen

---

[1] Vgl. dazu Bărbulescu, *Arhiva* (Jassy), XXIX, 2, S. 309—310, wo die latein. Stelle abgedruckt ist. Sie war Onciul nicht bekannt. Philippide I, 667—668 gibt eine rumän. Übersetzung.

[2] Seine Kritik Roeslers ist in der *Revista pentru istorie, arheologie și filologie* von G. Tocilescu, Bd. I—IV, 1883—1885 unter dem Titel, den Onciul dann seiner Gegenkritik gegeben, erschienen.

[3] Vgl. die eingehende Besprechung beider Schriften durch Philippide, *Orig.* I, 704—740 u. 740—760; über Onciul auch Tiktin, *Lit.-Bl. f. g. u. r. Phil.* VII (1886), 465—466.

[4] Kurz nach Benkö hatte Sulzer (1781—1782) und Engel (1794), später Kopitar (1829) und Kogălniceanu (1837) sich in ähnlichem Sinn geäufsert. Erst Roesler (1871) hat unseres Wissens das Band mit Dacien durchschnitten und damit eine Unzahl von zustimmenden und gegnerischen Meinungen ausgelöst. Die Geschichte dieses Streites kann hier nicht gegeben werden. Sie steht ausführlich bei Philippide, *Orig.* I, 661—858 und kurz bei Sacerdoțeanu, a. a. O. (Benkö ist da nicht erwähnt, auch nicht G. Paris' Anzeige des Roeslerschen Buches *Romania* I, 238—240, Weigands wiederholte Äufserungen und anderes mehr) mit einer Bibliographie meist histor. Arbeiten. — Es ist das Schicksal der Vorläufer, dafs sie den Nachfahren die Fackel abgeben müssen.

[5] Obgleich Historiker, gehört Onciul auch auf einen Ehrenplatz in der Geschichte der rumänischen Philologie.

[6] *Rom. Landsch.* 478—481.

[7] Vgl. *Dacorom.* VI, 521.

Elements in Dacien zwar zugibt, aber zum Schlusse kommt, daſs *... les faits linguistiques ... nous forcent à chercher au sud du Danube les conditions au milieu desquelles a dû se former le roumain.* Gegen Zuwanderung — also für reine Kontinuität im Sinne von Petru Maior 1834 — haben sich u. a. Iorga,[1] Nistor,[2] Diculescu,[3] Gherghel,[4] Sacerdoţeanu[5] ausgesprochen, von älteren Gelehrten Hasdeu, Xenopol, um von anderen nur der Kürze wegen zu schweigen. Aber Josef Benkö hatte schon 1777 gesagt: „*Cave tamen putes, omnes hodiernos Transsilvaniae Valachos ab his Romanis remansisse quos primum Trajanus in Transsilvaniam sparserat!*"

Ist schon die Tatsache einer Zuwanderung für manche trotz Onciul, *Convorb. lit.* XIX, 426—427 zweifelhaft, so bleibt es noch mehr die Zeit, wann sie erfolgt sein soll. Das hängt mit der Verschiedenheit der Ursachen, die man dafür annimmt, zusammen. Ein groſses kriegerisches oder politisches Ereignis, wie der Zusammenbruch des ersten oder zweiten Donaureiches (1018, 1257) konnte Anlaſs geworden sein, doch gibt es keine Nachrichten über eine Auswanderung. Onciul[6] setzte die Zahl 679—885 an, die jedenfalls zu früh ist, weil die Sprache damals noch nicht soweit entwickelt sein konnte, wie man sie bei der Trennung vom Aromunischen voraussetzen muſs. Tomaschek[7] hielt die Zeit der Petschenegen- und Kumanenherrschaft auf beiden Uferseiten der Donau (1074—1144) für die wahrscheinlichste. Am spätesten nahmen Roesler[8] und Weigand[9] die Ein-(nicht Zu-)wanderung an: Ende des 12., Anfang des 13. Jhs., wobei einzelne Schübe schon früher angekommen sein mochten. Diesen Meinungen von einer groſsen Wanderung steht die wahrscheinlichere Annahme eines langsamen, aber andauernden Zuflusses gegenüber, der sich auf Jahrhunderte verteilt haben mochte.[10] Ein solches Durchsickern würde auch das Unauffällige des Zuwachses

---

1 *Histoire des Roumains de la péninsule des Balcans*, Bukarest 1919, S. 13ff. Auch Puşcariu zögert, Einwanderung in groſsem Umfang zuzugeben, vgl. *Dacorom.* VI, 521.

2 *Codrul Cosminului* (Czernowitz) I, 468. Zu *Codrul Cosmin.* IV—V, 586; vgl. Philippide, *Orig.* I, 427, 854; 857—858; II, 569—570.

3 *Dacorom.* IV, 396, A. 11.

4 *Zur Frage der Urheimat d. Rumänen*, Wien 1910, S. 58, 62.

5 A. a. O. S. 194, 243 u. a.

6 *Originile principatelor rom.* S. 13.

7 *Zur Kunde der Hämus-Halbinsel* S. 49.

8 A. a. O. S. 139, 337. Vgl. dagegen Philippide, *Orig.* I, 711.

9 An verschiedenen Stellen und nachdrücklichst, *Balkan-Arch.* III, 245.

10 Densusianu, *H. l. r.* I, 327—328: 7.—13. Jh., also etwas später als Philippide beginnend. Miklosich, *Die slav. Elemente im Rumunischen* 1862 glaubte, daſs die dacischen Kolonisten zu Ende des 5. Jhs. wieder dahin zurückgedrängt worden seien. Der alte Chronist Cantemir (*Hronicul* S. 215) schrieb 1717 etwa, daſs die röm. Auswanderer noch unter Aurelian nach Dacien heimgekehrt wären, und so gibt es für jede Meinung einen Beleg, aber keinen consensus auctorum auch hierin. Philippide I, 857: *Asupra timpului, cînd Romînii au ocupat actualele lor teritorii, nu stim nimic.* Vgl. auch *Orig.* II, 406.

erklären, doch bleibt das fast plötzliche Anschwellen der rumänischen Bevölkerung in den Karpathen und im Nordosten derselben ein Rätsel — eines unter vielen. Auch diese Frage wird kaum zu lösen sein.

Sehr eingehend hat sich nun Philippide mit der Einwanderung beschäftigt. Er läſst diese, wie er glaubt, wellenartige Volksbewegung schon vor dem Jahre 600 beginnen (*Orig.* I, 857—858; II, 386 ff.) und zu Anfang des 13. Jhs. endigen[1] und nimmt zwei groſse getrennte Wellen an: die erste wäre über das Banat nach Siebenbürgen, der Moldau, Bukowina und Bessarabien gegangen, also von West nach Ost (der *banato-transcarpatin*'sche Zweig II, 404—405); die zweite (*ramura muntenească*) von Süd nach Nord, und zwar langsam in Gestalt einer Infiltration vom rechten Donauufer her nach Muntenien (Groſse Walachei), dann später weiter über die transylvanischen Alpen in die Ţara Bîrsei (um Kronstadt-Braşov), die Tara Oltului (Făgăraş) und Südost-Siebenbürgen. Oltenien (Kleine Walachei) habe von beiden Wellen etwas bekommen.[2] Die Ursache dieser Einwanderung sei die Entvölkerung[3] des Landes nördlich der Donau beim Slawenabzug gewesen. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daſs die Serben erst im 13. Jh. an die untere Morava und an die Donau gekommen sind. Vielleicht war auch hier eine Entleerung der Gegend (von Rumänen) die Ursache ihres Einzugs, und so mag Philippide (II, 405) recht haben, wenn er gerade aus dem Lande zwischen Serbien (im ältesten Sinn) und Bulgarien, zwischen Drina und Isker, also etwa der alten Dacia Aureliana, die rumänische Bevölkerung über die Donau gehen läſst.[4] Eine ähnliche Entvölkerung hatte ja auch — wieder einmal — in der Walachei durch Abzug der Kumanen stattgefunden. Philippide gründet seine Theorie der Wanderungen auf sprachliche Eigentümlichkeiten der besetzten Gegenden: er stellt die Übereinstimmungen zusammen,

---

[1] Capidan, *Dacorom.* IV, 201 glaubt, daſs schon im 12. Jh. alle norddanubischen Rumänen ihre jetzigen Sitze einnahmen; dazu Philippide, *Orig.* II, 407.

[2] S. 389: *Moldova şi Muntenia n-au legătură genetică* (*ramură*) *şi istorică*; *Oltenia are . . . un caracter mixt.* Diese Hauptwellen setzten sich aus einer Zahl von kleineren Einzelwellen zusammen (vgl. II, 389 ff., 402 ff.), die Philippide unterscheiden zu können glaubte.

[3] *Migraţiea Romînilor în direcţiile în care ea a avut loc n-a putut fi atrasă decît un gol . . . Cel mai vădit gol a fost acel ocupat de Dacoromîni*, als die Slaven im 6.—7. Jh. über die Donau gingen. In diesen, fast leeren oder dünn bevölkert gebliebenen Raum seien die Romanen eingerückt (Philippide II, 405—406). Es ist wie ein Wohnungstausch. So war es ja auch in Böhmen und Ungarn. Hat der Auszug von 44000 Kumanen im Jahre 1239 nach Ungarn, wo die Gegend nordwestlich von Szegedin nach ihnen Kumanien heiſst und ihre Sprache bis 1771 erhalten blieb (vgl. Philippide II, 351 ff., 358; Roesler S. 334) keine rum. Nachzügler aus Bulgarien etc. angelockt? Vgl. noch Densusianu, *H. l. r.* I, 380.

[4] Dardanien muſs, wie wir hinzufügen möchten, im 11. Jh. ziemlich leergestanden haben, weil die byzant. Regierung im Winter 1048—1049 die besiegten Petschenegen dorthin verpflanzte (Cedrenus II, 587, 14). Vgl. Mutafčiev, a. a. O. S. 233.

addiert sie (was allein noch keine zuverlässige Grundlage abgibt) und zeichnet sie gewissermaſsen in die Karte des Landes ein. Bisher ist alles richtig, oder doch möglich — womit schon viel gewonnen ist —; aber es sind in dieser Konstruktion, denn eine solche ist es, auch groſse Schwächen zu entdecken. Einmal ist der Hauptgrundsatz Philippides anfechtbar oder in seiner Allgemeingültigkeit geradezu falsch (*Originea* II, 332, 387, A.; 403, 569), daſs die Sprache sich je mehr verändert hat, je weiter sie vom Heimats- oder Ursprungsland entfernt wird: *este firesc lucru că limba dintr-un teritoriu să fie cu atît mai progresistă, cu cît acel teritoriu este mai îndepărtat de punctul de origine.*[1] So hält er, wie auch andere, die Mundart des Banats für die altertümlichste des Dacorumänischen. Die Ursachen können aber ganz andere sein als nach Philippides Princip. In seinen *Studi albanesi*[2] II (1932) S. 6 schreibt M. G. Bartoli: *si può dimostrare che le innovazioni d'origine ario-europea sono di gran lunga più rare nei tre linguaggi più occidentali della famiglia . . . che non nei linguaggi orientali; . . . si può dire che . . . i tre linguaggi occidentali della famiglia ario-europea sono molto più conservativi che i linguaggi fratelli.* Dafür lieſsen sich auch Beispiele aus anderen Sprachen anführen. Isolierung konserviert. Eine weitere Schwierigkeit bietet die reine Addition der Übereinstimmungen, wenn man sogar die Entstehung des Rhotacismus oder die palatalisierte Labialis oder den Wandel von lat. *a* zu *ă* für spontan, d. h. von der gleichen Erscheinung in anderen Gegenden für unabhängig erklärt hat. So bleibt die Sache vielleicht noch unentschieden und wir gehen, schon aus räumlichen Rücksichten, hier auf Einzelheiten nicht weiter ein. Wichtig aber scheint uns, daſs Philippide (bis in die zweite Hälfte des 6. Jhs.) ein politisch und geographisch zusammengehöriges, verbunden lebendes Volk (Urvolk) in territorialer Einheit voraussetzt,[3] das dann schon bald

---

[1] II, 569 . . . *limba e cu atît mai arhaică cu cît poporul care o vorbeşte e mai aproape de locul lui de obîrşie*, dieses Mal nicht als Dogma, sondern noch als These. Mir fiel als Gegenbeweis sofort das Verhältnis der „sächsischen" Sprache Siebenbürgens, soweit sie mosel- und rheinfränkisch ist, zur Sprache der „Urheimat" in Westdeutschland ein, wie es der bisherigen Auffassung von Gustav Kisch entsprach. Aus dem Aufsatz von K. K. Klein, *Siebenbürgische Vierteljahrsschrift* LVI, 175 ff. ersehe ich, daſs auch im „Sächsischen" viele Neuerungen eingetreten sind. Es ist aber auf alle Fälle Vorsicht bei so allgemein gelten sollenden Grundsätzen geboten. So geradlinig verläuft die Sprachgeschichte nicht.

[2] *Publicazioni dell'Istituto per l'Europa orientale, Roma.* Vgl. auch II, 8: *le aree laterali . . . conservano, di solito, una fase anteriore a quella dell'area intermedia*: dies und ἦμαρ.

[3] Vgl. II, 385 *cea mai strînsă convieţuire posibilă din punct de videre şi geografic şi politic*, desgl. S. 384; die lockere Beziehung zwischen Nord- und Südrumänen bei Onciul erscheint ihm unzureichend. Sandfeld, a. a. O. S. 142. Die vier Zweige der Rumänen *ont formé à l'origine une unité, le peuple roumain primitif, . . . ces groupes sont partis d'un domicile commun central, ce qui nous ramène aux régions sud-danubiennes.* Vgl. Meyer-Lübke, *Einführ.*[3] § 15 „von einem Punkt der Balkanhalbinsel aus erst im Mittelalter eingewandert".

(in der zweiten Hälfte des 6. Jhs.) sich spaltete. Wir haben schon einmal gesagt, daſs diese Zeitangaben bei weitem zu früh angesetzt sind. Philippide unterscheidet sich von Roesler besonders darin, daſs er ins beginnende 13. Jh. nicht den Anfang der rumänischen Wanderung, sondern ihr Ende setzt. Soweit wäre scheinbar alles in Ordnung. Es ist nur bei obiger Festsetzung der Einwanderungszeit die Frage zu beantworten, wie die mittelbulgarischen Einflüsse und die sogenannten „balkanischen Züge" ins Dacorumänische gekommen sind, deren Auftreten man frühestens ins 11. bzw. 12. Jh. setzt.[1] Wir wissen darauf keine Antwort.[2]

Mit der Frage, woher die Einwanderer gekommen sein mögen, betreten wir das heiſs umstrittene Gebiet der sog. Urheimat, oder wenigstens eines Teils derselben, da die Kontinuität (*permanenţa*) dabei offengelassen ist. Wenn Philippide (*Orig.* I, 516) die älteren Sitze der Albanesen in Pannonien (den ungarischen Komitaten Somogy und Baranya) suchte, muſste er in deren Nachbarschaft auch die Urrumänen annehmen. Wir wissen aber, daſs im Jahre 582 die romanischen Bewohner von Unterpannonien über die Save herübergenommen worden sind und der albanesische Einfluſs viel länger dauerte. Philippide (I, 854) bezieht Sirmien ein und gibt für die älteste Heimat (man könnte das Wort Urheimat in seinem wörtlichen, nicht im üblichen Sinn hier gebrauchen), also *teritoriul pe care s-a dezvoltat poporul român*, etwa folgende Ausdehnung an: Serbien (vor dem Weltkrieg) bis zur Drina und etwas darüber hinaus im Westen; das Amselfeld im Süden mit Skopje, dann das Gebiet um Küstendil und Sofia; im Osten Bulgarien zwischen Hämus und Donau, die Dobrudscha; am linken Ufer einen Streifen bis nach Akkerman (Cetatea Albă) am Schwarzen Meer; endlich Banat und Siebenbürgen. Das wäre eigentlich die Urheimat im Sinne Puşcarius (s. u.), der unbedingt an Dacien festhält. Aber diesen römischen Raum schränkt Philippide mit Anbruch der Völkerwanderung auf den südwestlichen Teil innerhalb obiger Grenzen ein[3] und nähert sich damit der neueren Auffassung vom Donauraum etwa zwischen Belgrad und der Aluta- oder Iskermündung mit entsprechendem Hinterland, besonders nach Südwest hin. Grenzen anzugeben ist nicht möglich; wo solche genauer gezogen werden, liegt Konstruktion vor. Denn sie haben sich seit dem frühen Mittelalter so oft und so lange verschoben, bis sie selbst verschwunden sind. Wenn Weigand[4]

---

[1] Vgl. Skok, *Slavia* VIII, 790; Capidan, *Dacorom.* IV, 1256—1257.

[2] Es ist bei soviel offenen Fragen, die wir anstatt zu beantworten durch weitere vermehrt haben, der Einwand zu erwarten, daſs jede Synthese zur Zeit noch verfrüht sei. Dem kann entgegnet werden, daſs eine Aufnahme des gesicherten Besitzstandes (Inventur) von Zeit zu Zeit notwendig ist, um nachzusehen, wieviel davon entwertet ist und wo Ergänzungen oder neue Versuche notwendig wurden.

[3] Vgl. I, 854ff., II, 569ff. Dragomir, *Vlahii şi Morlacii* S. 112: *patria străromână*: *vechea Moesia superior cu Dardania şi ambele Dacii transdanubiane.*

[4] An verschiedenen Stellen, so *Ethnogr. v. Maked.*, S. 12ff., 63, *Balkan-Arch.* III, 226, 229 u. a.

am Dreieck Nisch-Sofia-Skopje als Stammland der Valachen festhält, so ist damit vielleicht nur ein Teil, das Kernstück, des mit den Albanesen in enger Berührung lebenden romanischen Urvolks (sit venia verbo!), nicht aber dessen Ausdehnung angedeutet. Daſs diese sich über das ganze Gebiet des oströmischen Reiches zwischen Adria, dem Ägäischen und Schwarzen Meere erstreckt habe, ist aber nicht aufrecht zu halten.[1] Das Auftreten von Vlachen auf so groſsem Raum ist eine Erscheinung der späteren Zeit (8.—13. Jh., im Süden und Westen bis in spätere Zeit).

Mit dieser Frage haben sich alle Gelehrten befaſst, die seit dem Emporsteigen des rumänischen Volkes nach dessen Vergangenheit geforscht haben. Es ist dabei der Phantasie oft volle Freiheit gegeben worden. Wir können uns begnügen, das anzuführen, was heute als Meinung besonnener Sprachforscher die *communis opinio* genannt werden kann. Daſs der Mittelpunkt des urrumänischen Volkes (*centrul vieţii române*) einst im Donauraum und zwar südlich des Stromes lag, daran wird im allgemeinen von den Linguisten nicht mehr gezweifelt.[2] Man nimmt dabei die Donau nicht als Grenze gegen Norden an, sondern eher als Verkehrsweg[3] und läſst auch das linke Ufer an der Entwicklung teilnehmen. So entstand die Vorstellung vom lateinischen Donauraum als Urheimat.[4] Da an den Ufern der unteren Donau, ungefähr von der Iskermündung abwärts, die Dichtigkeit, ja von mehreren die Existenz einer rumänischen Bevölkerung im Mittelalter bezweifelt wird, wird dieser Raum (*locul de obîrşie*) etwas weiter oben zu denken sein und die Gegend südlich der alten Trajansbrücke bei Turn Severin etwa als geographischer Mittelpunkt gelten können.[5] Gegen zu enge Begrenzung wehrt man sich mit Recht; sie wäre auch willkürlich, da mit dem Slaweneinfall alle alten Siedlungsverhältnisse verschoben wurden und ein Teil der Bevölkerung unstät ward. Im ganzen aber wird an der Vorstellung eines einheitlichen, zusammenhängenden Lebens-

---

[1] Pericle Papahagi: *limba română s-a format . . . pe întreg teritoriul imperiului roman de răsărit*; vgl. *Dacorom.* V, 809.

[2] Vgl. Densusianu, *Hist. l. r.* I, 289, 293; T. Papahagi, *Grai şi suflet* I, 208; Philippide, *Orig.* II, 385; Drăganu, a.a.O. S. 370; u. a. Von Gewicht ist auch die Meinung des Indogermanisten u. Albanologen H. Pedersen in *Linguistic science in the XIXth century*, 1931, S. 70 (vgl. *Grai şi sufl.* V, 390).

[3] Auch wenn sie nicht zugefroren war, wurde sie oft von Barbaren überschritten. Strabo VII, 3, 2, 13, 17 zeigt, wie leicht dieses Hindernis genommen wird, vgl. Philippide I, 135ff., 216 *Geţii se strămută cînd de a dreapta cînd de a stînga Istrului*. Die Barbaren später bedrohten zu Schiff selbst Konstantinopel. So haben Mehedinţi, Puşcariu, Capidan (*Dacor.* III, 896) u. a. die Donau sogar als „Achse" des rumän. Verkehrs bezeichnet. Vgl. dazu Densusianu, *H. l. r.* I, 325—326; Sandfeld, a. a. O. S. 142.

[4] Vgl. Skok, *Z. f. rom. Phil.* L, 511, „nur im Gebiet des Donaulateins"; vgl. dazu derselben *Slavia* VIII, 627: . . . *au temps que les Roumains de la Dacia traiana vivaient encore dans les pays balkaniques . . .*

[5] So dachte auch Onciul, *Bull. sect. hist. Ac. Roum.* IX, 1—2, S. 8 (1919) und schon Jireček, *Roman. in Städten Dalmat.* I, 20.

raumes bis zur Abwanderung des südlichen Zweiges schon aus zwingenden sprachlichen Gründen festgehalten werden müssen. Einzelne sprachliche Neuerungen aber konnten auch später noch im Wege der Hirtenwanderung weithin verbreitet worden sein. Im Raum südlich der Donau zwingt die enge Beziehung zu den Albanesen zur Annahme eines wenigstens durch seine West- und Südgrenze festumrissenen Gebiets; es ist illyrische Gegend, im Altertum Dardanien in sich begreifend, nach neuerer Bezeichnung das Land östlich von Montenegro: Alt- und Südserbien (in seinen früheren Grenzen) und Westbulgarien. An der Donau selbst wird sicher auch römisches Leben weiter bestanden haben, bis es dort überall langsam erlosch. Sehr eingehend und mit grofsem Scharfsinn hat S. Puşcariu an verschiedenen Stellen darüber gesprochen, zuerst in seiner „*Rekonstruktion*" S. 65ff., dann, um nur einige zu nennen, *Dacorom.* IV, 1345ff.: *eu nu prea cred în teoria „leagănului" restrâns, nici a Albanezilor şi mai ales nu-l admit pentru geneza poporului român . . . Străbunii noştri locuiau, împreună cu alte popoare, un teritoriu cu mult mai întins la sudul şi la nordul Dunării . . . dar, ca orice teorie, şi părerea aceasta a mea poate fi greşită.* Man möge ihm aber Beweise geben! Ebendort S. 1380: *patria străromânilor trebue să fi avut o întindere mare, cuprizând teritorii locuite de strămoşii Bulgarilor, Sârbilor şi Albanezilor de azi*; vgl. auch S. 1389 u. a. In seinen *Studii istroromâne* II (1926), 353 geht er weiter und besteht auf der *continuitatea în toate regiunile odinioară romane, în care după un hiatus de câteva veacuri, reapar Românii în istorie.* Er nennt es nur eine Hypothese und rollt die ganze Ursprungsfrage auf (S. 353—366). Er ist streng konservativ und teilt die Rumänen in *Dacoromânii* (nördlich des Stromes), *care aveà contact cu amândouă grupele de Români balcanici*: *Românii Apuseni* (deren Rest die Istrorumänen sind) und *Românii Răsăriteni* (Aromunen und Megleniten). Für die Kontinuität der norddanubischen Rumänen sucht er sprachliche Zeugen zu finden; Onciuls Admigrations-Theorie wird nicht mehr erwähnt, doch bestreitet Puşcariu nicht Zuwanderung im Kleinen. Eine genaue Umgrenzung des urrumänischen Gebiets, wie sie Al. Procopovici, *Dacorom.* IV, 61—66 zu geben versuchte, hält Puşcariu, *Studii istrorom.* II, 363 für verfrüht (*mi se pare prematur*[1]). Bis dahin ist es in der Tat noch recht weit. Auch Capidan (*Revista filologică* I, 156) rechnet die Dacorumänen nicht zu den balkanischen.

Nördlich der Donau glaubt man wohl mit Recht an römische Reste im südöstlichen Banat;[2] möglich dafs solche auch im süd-

---

[1] In seiner Anzeige des Buches (*Grai şi suflet* III, 445—451) geht Densusianu nur auf die istrischen Verhältnisse ein.

[2] Densusianu, *Hist. l. r.* I, 289, 301 u. a.; Procopovici, *Dacorom.* IV, 63; L. Costin, ebenda V, 809 und besonders Hasdeu, *Istoria critică a Românilor* 1875, I, 305; *Românii bănăţeni*, *Anal. Acad. Rom.* II. Serie, t. XVIII (1897) S. 2. Er nannte die hier genannten Gegenden von allen rumänischen die einzigen, wo Fortdauer anzunehmen sei: *Din tôte regiunile . . . singurele care represintă o continuitate neîntreruptă geografico-istorică a*

westlichen Gebirge Transylvaniens und im nördlichen Oltenien (Kleine Walachei) sich halten konnten. Ob das in der dortigen Sprache sich noch nachweisen läſst, wird sich zeigen. Wenn in den einsamen Bergen rings um das Hatzegtal, wenn zwischen den weit zerstreuten Ruinen der alten dacischen Hauptstadt Sarmizegetusa (heute Grădiște, ung. Várhely „Ort einer Stadt") und sonstwo in jenem Teil Siebenbürgens römische Kolonisten zurückgeblieben sind und in ihren Nachkommen allen fremden Eroberern zum Trotz fortgedauert haben, ist das weniger ein Wunder zu nennen, als daſs bei so groſser Ausbreitung des Volks in der Frühzeit die sprachliche und nach solchen Schicksalen auch die staatliche Einheit möglich geworden ist.

neamului românesc, desgl. Onciul, *Convorb. lit.* XIX, 181. Für Oltenien trat besonders Bărbulescu ein und Gamillscheg, *Z. f. rom. Phil.* XLVIII, 207 widersprach nicht. Philippide, *Orig.* I, 754; II, § 274, A. 1 ist dagegen, auch Skok, *Slavia* VIII, 790 kann Oltenien als Urheimat nicht zugeben.

MATTHIAS FRIEDWAGNER.

Glossaire des patois de la Suisse romande.[1]

Es sind schon bald zehn Jahre her, daſs das Erscheinen des *Glossaire*, des welschen Gegenstücks zum Schweizerischen Idiotikon, hier (XLIV, 610) begrüſst wurde, und so ziemt es sich wohl, wieder einmal hinzuweisen auf dies groſse Werk, das eine prachtvolle Enzyklopädie des geistigen und materiellen Lebens der Westschweiz darstellt, soweit es in den jetzt langsam aussterbenden Dialekten zum Ausdruck gekommen ist. Nicht nur der *Romand*, der sich der Sprache seiner Väter naturverbunden fühlt, wird mit Behagen immer wieder darin blättern und längst verklungene Laute und Wörter aus der Jugendzeit heraushören; auch der Philologe muſs seine Freude haben an einem Buche, das die sprachliche Sonderart dieses interessanten Grenzgebietes in ihrer ganzen Fülle und ihren feinsten Nuancen widerspiegelt; nicht zuletzt leistet es unschätzbare Dienste dem Folkloristen, dem Historiker, dem Naturwissenschaftler. Der philologische Exkurs, der bei jedem Worte über Herkunft und Geschichte orientiert, ist unentbehrlich für den Romanisten als Ergänzung und nicht selten als Berichtigung des etymologischen Wörterbuchs von Meyer-Lübke. Der Dank aller Sprachforscher gebührt den Redaktoren, die seit Jahrzehnten ihre beste Kraft dem Glossaire widmen und in gründlicher, an die Präzision der berühmten Neuenburger Uhrmacher erinnernden Kleinarbeit allmählich eine groſse Musterleistung zustande gebracht haben. Buchtechnisch fallen das gute Papier, der klare Druck und die übersichtliche Gliederung angenehm in die Augen. Einige Proben aus den bis heute vorliegenden Lieferungen können nur eine schwache Vorstellung vermitteln vom unerschöpflichen Reichtum des Werkes.

Von seltsamen alten Volksbräuchen bei der Geburt eines Kindes weiſs der Artikel *accouché* zu erzählen: Im Pays d'Enhaut z. B. wurde der Kindbetterin ein Säbel oder ein Küchenmesser in die Hand gedrückt, um die bösen Geister zu bannen (während im Bernbiet früher die Frau die Militärmontur des Mannes anzog — beides Spielarten des sog. Männerkindbettes, der Couvade, eines uralten, über

[1] *Glossaire des patois de la Suisse romande . . . rédigé par L. Gauchat, J. Jeanjaquet, E. Tappolet, avec la collaboration de E. Muret. Fasc. II—IX: aborda—arc-en-ciel.* Neuchâtel, Editions V. Attinger. 1925—1932. — Das Glossaire erscheint in Lieferungen von 64 Seiten zum Subskriptionspreis von 6 Fr. (vorläufig jährlich zwei Lieferungen).

die ganze Welt verbreiteten Aberglaubens). — Kürzlich meldeten die Zeitungen, daſs in Montenegro die Behörden scharfe Maſsnahmen angeordnet hätten gegen gewisse anstöſsige Beerdigungsgebräuche, vor allem gegen die alkoholischen Exzesse bei den Totenmahlzeiten. Ganz ähnlich berichten ältere Schilderungen aus dem Val d'Anniviers, daſs dort das Leichmahl zu einem wahren Volksfest ausgeartet sei, einem pantagruelinischen Gelage der ganzen sonst so frugal lebenden Dorfbevölkerung, die begierig die seltene Gelegenheit wahrnehme, sich den Wanst mit Speise und Trank vollzuschlagen. Wie es sich in Wahrheit damit verhält, kann man nachlesen in Jeanjaquets ernüchterndem Artikel *anó*. — Eine hübsche, mehr als sechs Seiten umfassende Abhandlung über Neujahrsbräuche steht unter dem von Chefredakteur Gauchat mit gewohnter Meisterschaft behandelten Stichwort *an*, und als würdiges Gegenstück reiht sich Jeanjaquets *août* an mit seinen vielen Bauernregeln. Nicht weniger umfangreich und interessant ist der von Tappolet redigierte Artikel *âme*. Das Schicksal der abgeschiedenen Seelen beschäftigt die Volksphantasie sehr stark. Im Alpengebiet wird das Fegfeuer oft durch die Gletscher ersetzt, und wenn diese zurückgehen, so gilt das als ein gutes Zeichen: wiederum sind viele Seelen erlöst worden und ins Paradies eingegangen. —

Es ist bekannt, daſs die Alpen ursprünglich nicht die Gebirgskette bezeichneten, an die man zuerst denkt, wenn man heute das Wort hört, sondern die an ihrem Fuſs gelegenen Bergweiden, die den nüchtern-utilitaristischen Sinn des Älplers allein interessieren. Ein berühmter bayrischer Alpenforscher erhielt noch vor fünfzig Jahren auf die Frage nach dem Namen einer Hochzinne der Voralpen den klassischen Bescheid: „Da geht keine Kuh hin.“ (Wenn Gemsen hinauf gegangen wären, hätte er vielleicht „Gamsberg“ zur Antwort bekommen.) Der Name ist also — wie heute auch für viele Einzelgipfel feststeht — nicht heruntergerutscht, sondern hinaufgestiegen. Die Materialien des Glossaire (Art. *alpe*, von E. Muret verfaſst) bestätigen diese Erkenntnis, zeigen aber auch, daſs im Gegensatz zur deutschen Schweiz das alte Wort *alpe* immer stärker zurückgetreten ist hinter *montagne* (dem heute üblichen Ausdruck) und die Ableitung *alpage*, und eigentlich nur noch fortlebt in den konservativen Orts- und Flurnamen. Auch der bekannte Familienname *De La Harpe* gehört hierher und wäre demnach deutsch mit „Von Allmen“ wiederzugeben. Der Genfer Romanist E. Muret, eine Autorität auf dem Gebiet der Namenkunde, zeichnet unter anderm auch für den Artikel *Allemand*, wo wir allerlei Anzüglichkeiten, Reimspiele und meist wenig schmeichelhafte Vergleiche vorgesetzt bekommen (*ça mange-t-il, ces Alboches!*) — die üblichen, seit Jahrhunderten über Landes-, Sprach- und Kantonsgrenzen hinüberwechselnden Sticheleien, über die man sich eigentlich um so weniger ärgern sollte, als sie zumeist ein Körnchen Wahrheit enthalten. Wie hübsch entspricht übrigens das Verbum *allemander* unserm „welschen“*!*

Beim Weiterblättern stofsen wir auf ein seltsames Wort, das in einem Teil der Waadt die Alpenrose bezeichnet: *antenè*. Allerlei Fragwürdiges ist darüber in den etymologischen Wörterbüchern zu lesen; im Grunde aber ist es, wie Parallelen aus dem Italienischen lehren (*fior die Sant'Antonio*), eine Verkleinerungsform von *Antoine*: das Fest des heiligen Antonius von Padua fällt in den Juni, die Zeit der Alpenrosenblüte. Und Heiligennamen sind nicht selten in der Volksbotanik: die Herbstzeitlose z. B. wird in Schlesien „Michelsblume" genannt (ital. *fior di S. Michele*), weil sie um Michaelis blüht, das Schneeglöckchen in Oberbayern „Josephsblume" (St. Josephstag 19. März).

Landwirtschaft und Viehzucht spielen naturgemäfs auch in der Sprache der Westschweiz eine dominierende Rolle; auf Schritt und Tritt werden wir an ihre Bedeutung erinnert. Der Artikel *accueillir* z. B. zeigt schön, wie ein wichtiger Ausdruck der Bauernsprache seine Gebrauchssphäre ausdehnen kann. Mit diesem Wort bezeichnet der Landwirt das tägliche Aus- und Eintreiben des Viehs; das Sammeln und Beisammenbehalten der einzelnen Tiere ist die Haupttätigkeit, vor allem beim Heimtreiben, und diese ist verbunden mit unaufhörlichem Herumjagen und Vorwärtshetzen. Mit der Zeit ist die Nebenvorstellung ganz natürlich in den Vordergrund getreten, und so gelangte das Wort schliefslich zur Bedeutung *chasser* und weiter zu *lancer*, *jeter* (intransitiv *se dépêcher*) und behält sie auch bei — ein sicherer Beweis für seine Bodenständigkeit — trotz des franz. *accueillir*, das ja so ziemlich das Gegenteil besagt. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, dafs man S. 321 auf ein weiteres Patoiswort stöfst, das eine mit der schriftsprachlichen stark kontrastierende Bedeutung aufweist, nämlich (*h*)*aillons*, das in Frankreich von jeher „Lumpen, Lappen" bezeichnete, in der Westschweiz aber seit dem 15. Jahrhundert „Kleider", später auch „Wäsche": Prunkgewänder wurden als *beaux haillons* bewundert! „*Vérité en deçà du Jura, erreur au delà*" möchte man ein Wort Pascals variieren. Das neufranzösische *chiffons* mit seiner Doppelbedeutung (vgl. *se ruiner en chiffons*) läfst ahnen, auf welchem Wege sich der Übergang vollzog; auch *frusques* gibt einen Fingerzeig.

Von besonderem Interesse ist die Wortfamilie *araignée* mit ihren vielen Formen und Bedeutungen. Man sieht dabei auch gut, wie der zufällige Anklang an andere Wörter neue Bedeutungen hervorrufen kann, die in andern Sprachen unmöglich wären: *araignée* heifst auch der Unterleibsbruch; der unverständliche Medizinerausdruck *hernie* wird so volksetymologisch ausgelegt. Und wenn die Wiedertäufer im Jura etwa *les ânes* genannt werden, so ist das nicht einfach das internationale Kosewort zur Bezeichnung des Dummkopfs, sondern die naheliegende Verkürzung der scherzhaften Umdeutung von *anabaptiste*: *âne à Baptiste*. In Vallorbe hört man *acharniste* für *anarchiste* (in der deutschen Schweiz das mitleidigere „armer Christ").

Witz und Humor zeigen sich nicht nur in solchen Volksetymologien, sondern noch mehr in der Prägung origineller Bezeichnungen (wie *accuse-pet* für einen schnüffelnden Denunzianten), in Bildern, Vergleichen und im Sprichwörterschatz. Wenige Beispiele müssen genügen; der aufmerksame Leser wird die Perlen schon selber finden. „Das Papier ist geduldig", sagen wir, *le papier souffre tout*, sagt ähnlich der Franzose; der Welschschweizer ist anschaulicher: *Le papier est un bon âne, on peut tout lui mettre dessus.* — Unsere Redensart: „Die Ratten verlassen das sinkende Schiff" heifst hier: *Quand les arbres commencent à pencher, les singes s'en vont.* — Dafs die Liebe blind sei, sagen mit unsern Dialekten die meisten Sprachen; *froides mains, chaudes amours* stammt aus dem Schriftfranzösischen (was vielleicht hätte gesagt werden können). Originell dagegen scheint die hübsche Antithese: *La lune est le soleil des amoureux*, und nicht unwürdig eines Aphoristikers sind die beiden Sentenzen, mit denen wir unsere Blütenlese beschliefsen wollen: *L'amour fait passer le temps, et le temps fait passer l'amour* und die versöhnlichere: *L'on ne s'aime bien que quand on n'a plus besoin de se le dire.*

Auch die dürren Strecken, die in keinem Wörterbuch fehlen, sind mit gleicher Sorgfalt und Sachkunde bearbeitet, ob es sich um rein technische Ausdrücke handle, die dem Philologen naturgemäfs wenig liegen, oder um die verachteten Präpositionen, die ihm oft solche Beschwerden verursachen: hat doch der alte Littré selber bekannt, dafs die Präposition *à* das schwierigste Wort seines Wörterbuches gewesen sei. Die zehn Seiten, welche die Darstellung der Präposition *après* und ihrer Verbindungen beanspruchte, sind eine Meisterleistung Jeanjaquets, der auf dem Gebiet der Formenlehre Tappolets Behandlung des Verbums *aller* ebenbürtig gegenübersteht.

In der gefährlichsten aller philologischen Künste, der Etymologie, die von jeher spekulative Wirrköpfe besonders angezogen hat, sind die Herausgeber von einer bewundernswürdigen Vorsicht. Sie wollen nicht alle neuen Probleme lösen, die das *Glossaire* stellt, und sie verhalten sich nicht selten skeptisch gegenüber den anerkannten „Lösungen"; darum sind ihre etymologischen Anmerkungen höchst reizvoll für den Kenner und eine vortreffliche methodische Schule für den Anfänger. Über die Herkunft des in der Ajoie zu hörenden Verbums *apsé* („stibitzen") sind sie selber nicht einig geworden. Dafs es aus dem Germanischen stammt, ist kaum zu bezweifeln; von einem hochdeutschen („ich) hab's" wird man es aber nicht gern ableiten wollen. Näher läge das gleichbedeutende süddeutsche „hapsen"; da es aber weder im Elsafs noch in der deutschen Schweiz nachzuweisen ist, lehnt Gauchat auch diese Deutung ab. Vielleicht läfst sich das kleine Problem lösen durch den Hinweis auf baseldeutsches „rapse", das heute noch im Sinne „gierig zusammenraffen" lebendig ist, in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aber auch „heimlich wegraffen" bedeutete; die baseldeutsche Aussprache des *r* erklärt auch dessen Verschwinden im Anlaut des

jurassischen Lehnworts. — Ein eigenartiger Fastnachtsbrauch der Genfer Landbevölkerung, das *chanter alouilles*, gibt ein etymologisches Rätsel auf, das zu lösen Gauchat verzichtet. Man möchte versucht sein, in dem sonderbaren Wort, das die unsinnigsten Deutungsvorschläge veranlaſst hat, nichts anderes zu sehen als „Halleluja", das schon im Altfranzösischen den letzten Sonntag vor der Fastenzeit bedeuten konnte und auch im deutschen Fastnachtsbrauch des „Halleluja-Begrabens" begegnet, dem Überbleibsel oder Ersatz eines Vegetationsritus, der eine Spur auch im erwähnten Genfer Fastnachtstreiben hinterlassen hat. — Ein Wort noch zu dem auffälligen *Quel apothicaire!* (= *Quel individu!*), das hätte erklärt werden sollen. Vermutlich hat es seinen Grund in einem Klangspiel, dem Anklang an das im Welschland so beliebte *Quel apôtre!* (= *Quel type!*) und entspringt keineswegs der Geringschätzung des Apothekerberufes, wie man vielleicht zuerst annehmen möchte, weil der geniale Spötter Molière einige seiner unwürdigen Vertreter mit ihren „hinterhältigen" Praktiken der verdienten Lächerlichkeit preisgegeben hat.

Basel. ALBERT BARTH.

VERMISCHTES.

I. Zur Wortgeschichte.

1. Zur Frage der Appellativierung von Personennamen.

Galloromanische Vornamen zur Bezeichnung des Begriffs „Dummkopf".

Dafs eine ganze Reihe von Personennamen im Galloromanischen wie auch in allen anderen Sprachen als Gattungsname Verwendung findet, ist gemeinhin bekannt, ebenso, dafs solche Namen bei diesem Gebrauche vielfach pejorative Züge angenommen haben und annehmen. Bei der Alltäglichkeit dieser Erscheinung im Sprachleben hat man immer nach den Gründen für diesen Tatbestand geforscht, teils in Arbeiten, die sich besonders mit dem Problem des Überganges vom Personennamen zum Gattungsnamen befafsten und auf Grund von umfangreichem Material zu allgemeinen, feststehenden Gesichtspunkten gelangten, etwa bei Migliorini, Peterson, Doutrepont — aus früherer Zeit wären Krüger, Schmidt und Kölbel zu nennen —, teils in Einzelabhandlungen, die die hierbei wirkenden Kräfte der Sprache mehr theoretisch untersuchten, z. B. in den Aufsätzen von O. Schultz, *Zum Uebergang von Eigennamen in Appellativa, Zeitschr. f. rom. Phil.* XVIII, 130ff., von K. Jaberg, *Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französischen*, ebenda Bd. XXV, 561 ff. und K. Morgenroth, *Zum Bedeutungswandel im Frz.* in *Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit.* XV (1893), 1 ff., sowie in allen gröfseren Gesamtdarstellungen, wo auch unsere Fragen mehr oder weniger eingehend behandelt, jedenfalls aber doch gestreift wurden, vgl. Nyrop, Darmesteter, Brunot u. a. Auch die deutschen Untersuchungen zu diesem Thema liefsen sich ebenfalls in die drei genannten Gruppen einteilen.

Die Frage nach den Ursachen für unsere Erscheinung hat man verschieden beantwortet. Zerlegen wir sie in zwei Abschnitte: I. Warum wird ein Personenname Gattungsname? II. Warum nimmt der zum Gattungsnamen gewordene Personenname leicht pejorative Züge an?

I. Warum wird ein Personenname Gattungsname? Immer wieder hat man hier auf die Häufigkeit des Namens hingewiesen. Auch der reine Zufall sollte oft bestimmend gewesen sein. Warum,

so fragt Nyrop, heifst der betrogene Ehemann „Jean": er hätte geradesogut Peter heifsen können: *C'est le pur hasard qui semble avoir régné ici; le mari trompé aurait pu s'appeler Pierre aussi bien que Jean. On a choisi dans le tas, et on a pris un prénom très commun et très répandu, comme pour faire comprendre que la qualité à désigner était aussi répandue que le nom, Gramm. hist.* IV., 370, § 506, Abschn. *Prénoms.* Darmesteter fragt: *Les langues obéissent-elles à des tendances particulières quand, dans la dénomination des objets, elles s'adressent à tel déterminant plutôt qu'à tel autre?—tendances,* die gerade dann besonders rätselhaft werden, wenn es sich um Bezeichnungen mit Vornamen handelt: *le peuple prend volontiers des noms d'hommes, de femmes pour désigner spécialement des sots: Jean, Jeanne ou Janin, Jeannot, Pierrot, Claude, Nicaise, Colas, Benêt etc.; ou des femmes peu estimables ou mal gracieuses: Péronnelle, Fanchon, Marion, Catin (Catherine), etc., Vie des mots* § 58, S. 108 u. 109c. Auch O. Schultz denkt in erster Linie an die Häufigkeit, betont aber ausdrücklich, dafs wir vielfach über Vermutungen nicht hinauskommen, l. c. S. 130: „Wenn gewöhnliche Namen wie *Jean, Pierrot, Alphonse, Marion, Catin* in appellativischer Verwendung anderen Personen, die ganz andere Namen führen, zugeteilt werden, so fragt man sich mit Darmesteter, *Vie des mots* § 58, warum gerade dieser oder jener Name die Kraft zu determinieren erhalten hat. Gewifs wird auch hier irgend ein Grund vorgelegen haben, aber wir sind nur auf Vermutungen angewiesen etwa, dafs ein Name infolge seiner Häufigkeit einen schlechten Beigeschmack bekam, oder dafs ein so und so Genannter diese oder jene Eigentümlichkeit zeigte, dies oder das tat oder erlebte, was zunächst im engen Kreise seiner Bekannten die Bildung einer Redensart mit seinem Namen, oder eine Verwendung desselben als Gattungsnamen nach sich zog, die dann immer allgemeiner wurde. Je weiter nun eine solche Behandlung gewöhnlicher Namen zeitlich zurückliegt, desto problematischer wird jeder Erklärungsversuch. Ja, man erkennt nicht einmal immer die betreffenden Wörter auf den ersten Blick als ursprüngliche Eigennamen, weil sie in der alten Sprache zuweilen auch ohne Artikel wie ein Adjektiv verwendet auftreten." Paul macht auch die Häufigkeit dafür verantwortlich: „Anderseits werden besonders häufige, darum nichts Individuelles enthaltende Personennamen für Typen verwendet, zunächst dann mit Bestimmungen. Auch diese können zu reinen Appellativen werden", *Prinzipien der Sprachgesch.* 4. Aufl. 1909, § 66, 2. Immer wieder hat man den Zusammenhang zwischen dem häufigen Auftreten eines Namens und seiner Verwendung als Gattungsname hervorgehoben und in dem ersteren die Ursache für die zweite Erscheinung erblicken wollen: Nur die Häufigsten sollten die Fähigkeit besitzen, Gattungsname zu werden. Waag erklärt allgemein: „Nur die allerhäufigsten Eigennamen sind es, die gerade infolge ihrer grofsen Verbreitung bisweilen appellativische Bedeutung annehmen", *Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes — ein Blick in das Seelenleben der Wörter,*

5. Aufl. 1926, S. 162, § 569; vgl. S. 168, § 588. Nied führt die Häufigkeit des Namens *Hans* als Gattungsname ebenfalls auf die große Verbreitung des Personennamens zurück: „Einzigartig ist (zu Beginn der Neuzeit, 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts) die Allgegenwart des Namens *Johann* ... kein Wunder, daß dieser Name so vielfach Appellativname ist", *Heiligenverehrung und Namengebung* S. 19. Steinhausen bemerkt schon, daß *Johannes* im Deutschen in ausgedehnten Maße die Bedeutung eines Gattungsnamens gewonnen hat, „was freilich bei der geschilderten Verbreitung kein Wunder sei", *Vornamenstudien* in *Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht* VII (1893), 625, dazu Meisinger: „Hans ist der Name, der im deutschen Volke die weiteste Verbreitung und damit auch die größte Allgemeinverwendung gefunden hat", *Hinz und Kunz* S. 29.

Einen weiteren Grund für den Übertritt von Personennamen in das Gebiet der Gattungsnamen gibt Nyrop an: Eigennamen können appellativa werden „*grâce à une assimilation phonétique*, l. c. IV, 363, siehe § 454. Zahlreiche Beispiele lassen sich dafür vorbringen, wie die Volksetymologie immer wieder Beziehungen zwischen Personennamen und anderen häufig vorkommenden Wörtern der Alltagssprache herstellt und aus deren annäherndem Gleichklang dem Vornamen einen neuen — meist einen pejorativen — Sinn unterschiebt. Damit kommen wir aber zunächst zu unserer zweiten Frage.

II. Warum nimmt der zum Gattungsnamen gewordene Personenname leicht pejorative Züge an?

Einiges von den hierher gehörigen Gründen wurde schon in dem ersten Abschnitt erwähnt: Die Häufigkeit verleiht manchem Vornamen einen schlechten Beigeschmack, Schultz l. c. S. 130. Damit büßt er vielfach an seinem Werte ein. So ist z. B. der Name *Jean* infolge seiner Häufigkeit schon frühzeitig in der Wertschätzung erheblich gesunken, Kölbel, *Eigennamen als Gattungsnamen*, S. 95. Waag vergleicht die am häufigsten gebrauchten Personennamen geradezu mit Wörtern wie *gemein, gewöhnlich, ordinär*, „indem eben das Allgemeine nicht hochgeschätzt zu werden pflegt", l. c. S. 162/63, § 569. Oftmals bekommt ein Vorname auch dadurch einen schlechten Klang, daß er typischer Name für geringe Stände wird bzw. geworden ist. Durch diese und ähnliche Momente ist es so im Wallonischen dazu gekommen, daß dort *Jean* heute zu den „häßlichen" Namen gehört, J. Feller, *Notes de philol. wall.*, 1912, S. 129. Häufig wird ein Personenname auch durch Erweiterung mit einem pejorativen Suffix oder Präfix in die einmal eingeschlagene Bahn weiter hineingedrängt. Diminutive erleiden oft dieses Schicksal. Ursprünglich sind sie Kosenamen, bei denen im Laufe der Zeit der Gefühlswert hinter dem Vorstellungswert ganz zurücktritt. Die Entwicklung wird dadurch beschleunigt, daß solche Kosewörter oft in den Kreis des Argot, des Dirnentums und der Lebewelt eingingen, Frida Kocher, *Reduplikationsbildungen im Frz. u. Ital.* Diss. Zürich, Aarau 1921,

S. 106/07. Die pejorative Entwicklung der Namen wird auch dadurch begünstigt, daſs die Ausdrücke, die eine schlechte Eigenschaft hervorheben, an sich schon weitaus in der Überzahl sind. Von den guten Seiten eines Menschen wird häufig gar keine Notiz genommen. Man hat keine Veranlassung, zu diesem Zweck nach einem Personennamen zu greifen, um so lieber sucht man den Anschluſs von einem Vornamen aus nach einem abfälligen Worte zu gewinnen und die Verbindung durch die Volksetymologie herzustellen. Noch weitere Gründe lieſsen sich anführen. Hat man einmal durch Volksetymologie einem Personennamen einen schlechten Zug eingefügt, so schreckt man nicht davor zurück, in der eingeschlagenen Richtung weiterzugehen und zu neuen Phantasienamen zu gelangen. *Nicodemo* im Savoyischen bedeutet *enf. bonasse qui n'a pas beaucoup d'intelligence.* Const-Dés. bemerkt zu der Herleitung dieses Sinnes: *Il se peut que le nom propre Nicodemo ait reçu ce sens péjoratif par suite de la ressemblance phonétique avec nigo* (*nigaud*), *Dict. sav.* S. 285. Dieselbe Bedeutung hat *Nigodême* in Lyon (*Sot, nigaud*), Puitspelu, *Dict. étymol. du pat. lyonn.* S. 276. Hier finden wir aber auch ebenfalls von dem Stamme *nigaud* die Weiterbildung *niguedouille, niguedandouille* = *grand nigaud, sot,* ein „*mot de fantaisie*".

Eine ganze Reihe von Gründen haben wir in den beiden Abschnitten zusammengetragen. Weitere lieſsen sich noch hinzufügen. Viele sind durch theoretische Erwägungen gewonnen. Ob im Einzelfall die Entwicklung so oder so verlaufen ist, wird sich freilich vielfach jeder Untersuchung entziehen. Trotzdem müssen wir versuchen, in unseren Erkenntnissen möglichst sicher zu werden. Bemerkt sei hier, daſs diese Erkenntnisse zum Teil noch gar nicht ganz sicher sind. Vielfach hat man manches geradezu angefochten. K. Bertsche führt den Übergang vom Personennamen zum Gattungsnamen nicht auf die Häufigkeit des Namens zurück. Mit seiner Arbeit, *Die volkstümlichen Namen einer oberbadischen Stadt,* Diss. Freiburg 1905, will er auch beweisen, „daſs die Wandlung ursprünglicher Personennamen zu Appellativen sich wohl kaum, wie oft angenommen, lediglich oder auch nur hauptsächlich aus dem häufigen Vorkommen erklärt, sondern meist so, daſs der Name einer Person, die sich durch irgendwelche hervorstechende Charaktereigenschaft oder auffallende Taten — welche übrigens selbst nicht einmal in den betreffenden Übernamen an den Pranger gestellt sein brauchen — einen Namen machte, allmählich auch auf Leute derselben Art oder ähnlichen Gelichters angewendet und übertragen wird", l. c. S. 4. Solche Übernamen können gelegentlich auch einfache Personennamen sein, die durch Übertragung auf andere Leute und durch eine mehrere Generationen hindurch wirkende Tradition zum typischen Gattungsnamen werden.

Bei diesen Umständen ist es angebracht, die gewonnenen Ergebnisse an einem Einzelfall zu überprüfen. Eine kurze Wanderung durch die Dialektwörterbücher soll uns zeigen, wie in bestimmten Gebieten ganz bestimmte Vornamen die Bedeutung von „Dumm-

kopf" annehmen. Wir werden sehen, wie sich die Sprache dabei der verschiedendsten Vornamen bedient.

In vielen Gegenden heißt der Dummkopf *Jean* mit Einschluß aller Varianten, die zu diesem Worte gehören, *Janin, Jean-Jean, Jeannot, Gros-Jean* usw., vgl. meine Arbeit über *Jean, Die Bedeutungsentwicklung von „Jean" im Frz.* Gießen 1931. S. 20ff., auch *Colas, Nicodème, Claude* u. a. A. Scheler, *Dict. d'étymol. frçs.*[3] (1888) S. 112 s. v. *Colas*, S. 355 s. v. *Nicaise*, S. 292, s. v. *Jean*, auch F. Fertiault, *Dict. du langage pop. Verduno-Chalonnais* (Saône et Loire) in *Rev. des pat.* V, 175, wo *colas* sogar adj. geworden ist. In Belmont ist *Joseph* der *niais*, A. Horning, *Glossar der Ma. von Belmont* in *Zeitschr. f. rom. Phil.*, Beiheft 64, S. 114, *ǧozẹf*, ein Dummkopf, in Chaussin (Jura) *fanfan = François*, Grosjean et Briot, *Gloss. du pat. de Chaussin* S. 35, auch im Savoyischen (*Sâce*), Const.-Dés., l. c. S. 362 mit der Bedeutung *nigaud, benêt*, in Vincelles (Puy-de-Dôme) *Leonard* und *Grégoire*, A. Dauzat, *Gloss étym. de V.* in *Rev. des lang. rom.* 56, 6e s., 6 no. 2569 = *niais*, no. 1481 = *imbécile*, in Démuin *minique*, eine Abkürzung von *Dominique*, aphérèse de *Dominique*; *ch'est un grand Minique, c'est un grand nigaud*, Ledieu, *Petit Gloss. du patois de Démuin*, Paris 1893, S. 160. Schon dem Jargon des 15. Jahrhunderts ist *Benard* geläufig, Auguste Vitu, *Le jargon du 15e siècle*, Paris 1884, S. 184. *Bernart* kommt in der Bedeutung „Dummkopf" häufig vor, Spitzer, *Frz. Etymologien* in *Zeitschr. f. rom. Phil.* 40 (1920), S. 695, schon im altfr. *sot, niais, qui a été berné*, Vayssier, *Dict. pat.-franç. du dép. de l'Aveyron* S. 18, auch heute im gleichen Sinne noch weit verbreitet. Genannt sei hier auch das in Lyon für *niais, simple* übliche, aus *benêt* gebildete *Benoni*, da das gleiche Wort, aber aus der Bibel hergeleitet, in der Normandie *fils chéri* bedeutet. Puitspelu, l. c. S. 44, vgl. Gallorom. „*Nesthäkchen*", s. oben S. 222.

Der Gebrauch dieser Vornamen ist wohl keineswegs nur auf die in den Belegen jedesmal genannte Gegend beschränkt, sie greifen oftmals auf benachbartes Gebiet über, wo wir bisweilen freilich auch kleine Bedeutungsschattierungen feststellen können. *Nonard* ist z. B. in Lüttich der Pantoffelheld, *homme maîtrisé par sa femme*, Colson in *Wall.* XVI, S. 139, also doch auch eine Art Dummkopf. *Jœ̨zè* heißt der Dummkopf auch in Le Thillot: *français pop. du Thillot au sens de nigaud*, Bloch, *Lexique français-patois des Vosges mér.* 1917, S. 76. Hingewiesen sei hier auch auf die Tatsache, daß *saint Joseph* der Schutzpatron der betrogenen Ehemänner ist, Dauzat, *Argot de métiers franco-provençaux*, S. 96.

Auch zahlreicher weiblicher Vornamen bedient sich die Sprache, um die dumme Frau, das dumme Mädchen, bisweilen auch den dummen Mann — in diesem Falle ist der Ausdruck besonders stark — zu bezeichnen. Teilweise begegnen hier die Entsprechungen zu den männlichen Namen. Weithin findet sich *Jeanne, Nâna, Jeannette, Jihenne* usw., *Bedeutungsentwicklung* von „*Jean*" S. 22/23; das Savoyische weist die zu *Sacê* (*François*) gehörige Form *Sacêsŭ* (*Françoise*)

auf, Const.-Dés. l. c. S. 362. Wir treffen weiter *Nicaise, Jaqueline, Josephine,* im Wall. auch *Zabe,* Kurzform zu *Isabeau, „grande sotte“,* daneben *agnes waltrou, maroye,* Colson l. c. XVI, 135, im Rouchi *Marie* mit seinen Varianten, auch etwa *Marie-tipgie* und ähnliche Ausdrücke, Hécart, *Dict. rouchi-frçs.* S. 292.

Die Tatsache, daſs viele Vornamen als Gattungsnamen die Bedeutung Dummkopf angenommen haben, kann für die Frage nach den Ursachen der Appellativierung nur günstig sein. Manches läſst sich dadurch noch genauer beantworten. Warum ist dieser Name über das ganze Sprachgebiet als Gattungsname verbreitet, warum jener nur in einem beschränkten Gebiete gültig? Bei den zahlreichen Namen, die wohl keinesfalls überall unter den gleichen Umständen zu Gattungsnamen geworden sind, läſst sich der Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Namen und ihrem Auftreten als Gattungsname noch eingehender untersuchen. Ist vor allem die Häufigkeit als Vorbedingung für die Appellativierung notwendig? Verschiedene Tatsachen scheinen dafür zu sprechen. Wenn in Vincelles *Léonard* der Dummkopf heiſst, so gibt es zu bedenken, daſs dieser Name in dem benachbarten Departement de la Creuse zu den häufigsten zählt, Puitspelu l. c. S. 435 s. v. *Youna.* Kommt auch in Lüttich der Name ähnlich häufig vor oder wirkt bei *Nonard* als Gattungsname fälschlicherweise der Klang von dem pejorativen Suffixe *-ard* mit, vgl. Glaser, *Le sens péjoratif du suffixe-ard en français* in *Rom. Forsch.* XXVII, 976. Möglich wäre es freilich auch, daſs ein Name gerade deshalb pejorativ wirkt, weil er in einer Gegend eben nicht häufig auftritt, dadurch aber an sich schon auffällt, indem er nicht in die gewohnte Norm einzugliedern ist, besonders dann, wenn er dazu noch infolge seiner formalen Bildung oder durch sein Klangbild von den anderen, in der Gegend üblichen und aus regelmäſsigem und sich in das übrige Sprachganze leicht einfügendem Lautmaterial gebildeten Namen unvorteilhaft absticht.

Die *Assimilation phonétique* steht ja vielfach auſser Zweifel. So liegt bei *Marie-salomé* als Gattungsbezeichnung für *femme malpropre* gewiſs Anklang an *sale* vor: *à cause de la consonnance de salomé, sale,* Colson l. c. S. 138. Auch bei *bernat-pescáyre* = *héron* mag *berné* noch nachwirken: *C'est donc par allusion à la longue patience du héron à attendre le poisson sur le bord des eaux qu'on lui a donné le nom de bernat-pescáyre,* Vayssier l. c. S. 18, vgl. *bernard-l'hermite,* Gamillscheg, *Frz. Etymologien* in *Zeitschr. f. rom. Phil.* 40 (1920), S. 139 und Spitzer, ebenda S. 695, während allerdings Bloch darin eine dunkle Etymologie vermutet: *cache peut-être une autre étymologie mal éclaircie, Dict. étym. de la langue française* I, 78. Bemerkt sei, daſs hier auch wiederum Wörter mit dem Suffix *-ard* nachwirken können. Zu erwägen ist weiterhin die Erklärung von *Nicodèmo* = *nigaud* bei Vayssier, der diese Bedeutung nicht auf das Wort *nigaud* zurückführt, sondern an die Darstellung des Nikodemus auf Heiligenbildern anknüpft: *Le sens figuré* (Fig. *Niais, nigaud*) *de ce mot lui vient de ce*

que les statues de ce personnage, qu'on voit dans les chapelles dites du Sépulcre, lui donnent un air niais et la bouche entr'ouverte, l. c. S. 398. Solche Hinweise sind in jedem Falle zu beachten, da sich die Bedeutung des Wortes damit auf eine konkrete Vorstellung gründet. In der Tat hat ja die Sprache öfters in ihrer Wortschöpfung oder in der Bildung von Redensarten auf bekannten Zügen in bildlichen Darstellungen aufgebaut, vgl. etwa die Entstehungsgeschichte der Wendungen *nou c. saint-J'han-l'ognaî, faire l'équerre en Saint-Jean*, *Bedeutungsentwicklung von „Jean"* S. 84 oder auch *la boba* als Name eines Stadttores in Vienne: *A Vienne, une des portes s'appelait la boba parce qu'au-dessus était placée une tête antique d'un Jupiter colossal qui semblait faire la moue, Puitspelu*, l. c. S. 50, s. v. *boba-moue, grimace faite en avançant les lèvres.*

Sollte weiterhin die Appellativierung in allen Fällen nur eine Folge der Häufigkeit des Namens sein, so wäre es eigenartig, wie z. B. *Waltrou* im Wall. auf benachbarten Gebieten ganz verschiedene Bedeutungen annehmen konnte. Nach Body ist es *fille sotte, impertinente*, nach Bailleux *personne mal bâtie et grossière*, in Spa besitzt es aber u. a. die *acceptation tout différente* von *garçonnière qui recherche la société des garçons et en prend les allures* Colson, l. c. S. 139. Bei den zum Teil weit auseinanderliegenden Bedeutungsverschiedenheiten auf einem doch engen Raum wären hier, wenn der Ausdruck überall gleichmäſsig verbreitet wäre, Miſsverständnisse unausbleiblich und Verwechselungen an der Tagesordnung.

Um den Zusammenhang zwischen dem Vorkommen eines Personennamens und seiner Verwendung als Gattungsname näher festzustellen, müssen wir die Tauf- und Bürgerlisten, gedruckte wie ungedruckte, eingehender untersuchen, etwa in Arbeiten wie K. Michaëlsson, *Études sur les noms de personne français d'après les rôles de taille parisiens*, Uppsala 1927 oder H. Duffaut, *Recherches sur les prénoms en Languedoc* in *Annales du Midi* XII (1900) Toulouse, S. 180/193. Besonders wichtig werden dabei die Namensverhältnisse aus einer schon etwas weiter zurückliegenden Zeitspanne sein. Bekanntlich sind nämlich die Taufnamen auch der Mode unterworfen, und es konnte bei der Wahl nicht ausbleiben, daſs mancher Name, der von früher her durch pejorative Züge belastet war, gemieden wurde und mit der Zeit geradezu ganz verschwunden ist. *Nicodemo*, im Savoyischen auch der „Dummkopf", ist im Vallée de Thônes aus diesem Grunde verpönt: *Aussi n'est-il jamais donné dans la vallée de Thônes comme nom de baptême*, Const-Dés. l. c. S. 285. Die Literatur unterstrich noch immer die einmal vorhandenen pejorativen Seiten eines Namens, kommt somit dem Volksempfinden entgegen, *Bedeutungsentwicklung von „Jean"*, S. 95 oder geht auch von sich aus selbständig gegen diesen oder jenen Namen vor. Groſsen Einfluſs haben hier die Komödiendichter. Im Wall. haben sie durch die Namengebung in ihren Stücken die Vornamen *Nicaise, Nicodème, Péronelle, Catin, Agnès* vollständig ausgerottet, J. Feller, l. c. S. 129.

Aber auch im positiven Sinne wirkt die Literatur mit ihrer Namengebung, indem sie manchen Namen einer Person in diesem oder jenem Theaterstück oder Roman zum Gattungsnamen werden läſst. Der Einfluſs der groſsen Bühnen in den Städten auf diesem Gebiete ist hinreichend bekannt. Aber auch die ganz einfachen Verhältnisse auf dem Lande, fern von jeder städtischen Ansiedlung, können mit den in den verschiedenen Dörfern fest eingebürgerten Spinnstubengesellschaften, wo etwa Kalendergeschichten oder sonstige Gegenstände der Dorfpoesie besprochen werden und oft eine nachhaltige Wirkung haben, einem Personennamen den Übergang zum Gattungsnamen ermöglichen. Hier entsteht bisweilen plötzlich ein Gattungsname aus einem solchen: seine Geschichte ist nur wenig bekannt und reicht vielfach nicht über einen engeren Kreis hinaus. So kann hier gerade in den einfacheren Verhältnissen noch leichter der Fall eintreten, daſs ein Personenname, einmal Gattungsname geworden, als Appellativum bestehen bleibt, während die der Bildung dieses Gattungsnamens zugrundeliegenden wirklichen Tatsachen bald der Vergessenheit anheimfallen. *Zŏbĕt*, sicherlich Kurzform von *Elisabeth*, bedeutet im Bournois *jeune fille qui a un amoureux*. Über die Herkunft dieses Ausdrucks berichtet Roussey folgendes: *Il y a* 25 ans, *l'almanach le Messager boiteux de Strasbourg publiait, en patois des environs de Ronchamp, un long dialogue amoureux entre un jeune homme et sa promise, laquelle s'appelait Zobet. Pendant 4 ans, on a raconté ce dialogue dans les veillées. Il est à peu près oublié aujourd'hui, mais Zŏbĕt est resté et s'emploie souvent.* Gloss. du Bournois (1894) S. 332.

Auch auf eine wirkliche Person kann ein Gattungsname zurückgehen. *Mĕmĭ* ist ebenfalls im Bournois gebräuchlich für *timbrée* = übergeschnappt. Die Bezeichnung war ehemals der Name einer Frau, die in diesem Gebiete wohnte: *Ce nom qui se donne très fréquemment à une fille étourdie, était celui d'une femme à moitié folle, morte il y a environ 50 ans*, Roussey l. c. S. 204.

Besonders glückliche Umstände haben uns in den beiden zuletzt genannten Fällen die Entstehung des Gattungsnamens aus dem Personennamen überliefert. Offenbar hatte der Verfasser des Mundartwörterbuches gerade diesen Problemen ein besonderes Interesse entgegengebracht, da er die genaue Aufzeichnung der Entwicklung festgehalten hat. Bei anderen Ausdrücken sind wir weniger glücklich. Die Bemerkung von Schultz, nach der wir vielfach über Vermutungen nicht hinauskommen, findet ihre genaue Parallele bei Dauzat: *l'association d'idées qui a donné naissance, à l'origine, à chacune de ces créations, est souvent impossible à retrouver, car elle repose en général sur des faits accidentels ou locaux dont le témoignage ne nous a pas été conservé, Les argots de métiers franco-provençaux* S. 96. Oft haben wir mehrere Erklärungsversuche zu einem Ausdruck. Guillemaut will den Vergleich *tranquille comme Baptiste* auf die Tatsache zurückführen, daſs *Baptiste* in den alten Farcen die Rolle des *niais* darstellte: *est-ce par*

allusion à Saint-Jean-Baptiste? Ne serait-ce pas plutôt à cause de ce personnage du nom de Baptiste, qui dans les anciennes farces avait un rôle de niais? Dict. patois des mots et des expressions du langage pop. les plus usités dans la Bresse-Louhannaise et une partie de la Bourgogne, S. 25 s. v. *Baptiste*.

Bei *Zŏbĕt* und *Mèmī* konnten wir den Vorgang bei der Appellativierung genau übersehen. An Fällen ähnlicher Art ist kein Mangel. Sie sind zusammenzustellen, um an Einzelbeispielen zu zeigen, wie und mit Hilfe welcher günstigen Umstände die Sprache jeweils den Übergang eines Personennamens zum Gattungsnamen vollzogen hat. An möglichst viel Einzelausdrücken werden wir die allgemeinen Kräfte des Sprachlebens, die hier am Werke sind, kennen lernen.

An Hand dessen, was sich einmal zu irgendeiner Zeit und an irgendeinem Orte zugetragen hat, haben wir dann zusammenfassend darzustellen, welche Entwicklungsmöglichkeiten im Sprachleben vorliegen und tatsächlich eingetreten sind. Wir werden so in Verbindung mit den Untersuchungen zu den Namensverhältnissen auf den verschiedenen Gebieten zu sprachphilosophischen Erörterungen fortschreiten und zu dem schon Bekannten neue grundsätzliche Erkenntnisse gewinnen können, die nunmehr bestens fundiert sind.

FRIEDRICH CRAMER.

---

2. Frz. *instituteur* und seine Konkurrenzwörter.

Die Überschrift unserer Abhandlung erfordert zunächst eine kurze Vorbemerkung. Eigentlich enthält der Titel eine kleine Ungenauigkeit, die aber weiter keinen Schaden anrichten kann, wenn wir uns erst darüber verständigt haben, was damit gemeint ist. Konkurrenzwort kann im strengen Sinne nur ein Wort genannt werden, das später auftritt und früheren, schon vorhandenen Wörtern den Rang streitig macht oder streitig machen will. In der Tat liegen aber bei *instituteur* und den anderen, in unserer Abhandlung zu besprechenden Ausdrücken die Verhältnisse gerade umgekehrt. *Instituteur* ist der Neuling, der sich im Kampf mit anderen Bezeichnungen erst auseinandersetzen muſs oder auseinandersetzen soll, denen unstreitig das höhere Alter zukommt. So will unsere Arbeit genauer handeln von dem Wort *instituteur* und den übrigen Wörtern, mit denen es im Kampfe liegt. So gefaſst, wäre die Frage nach der Priorität der einzelnen Ausdrücke von vornherein ausgeschaltet, als Überschrift wäre aber eine solche Wendung zu schwerfällig, so daſs trotzdem dem obigen Titel der Vorzug gegeben sei, wobei wir uns freilich erst über die darin liegende Unstimmigkeit verständigen muſsten.

Frz. *instituteur* ist in mehr als einer Hinsicht sprachlich und kulturhistorisch interessant. Zunächst wissen wir genau, wann dieses der Schriftsprache angehörige Wort seine heutige Bedeutung an-

genommen hat, ja gewissermaſsen „amtlich" entstanden ist. In der Revolutionszeit wird *instituteur* als offizielle Bezeichnung für *maître d'école* eingeführt, erscheint also von da an als terminus technicus in sämtlichen einschlägigen Regierungserlassen, vor allem in den Bestallungsdekreten, aber auch in allen sonstigen Verfügungen. Mit der grundlegenden Umgestaltung des franz. Schulunterrichts in den Revolutionsjahren und in erster Linie im Zusamennhang mit der einheitlichen Neuordnung und gleichmäſsigen Organisierung für das gesàmte Staatsgebiet erhält der Lehrer in den nun überall neu einzurichtenden Volksschulen die Amtsbezeichnung *instituteur*.

Auch vorher war das Wort der Sprache nicht unbekannt. Man verband aber damit ursprünglich einen ganz anderen Sinn. Schon 1327 tritt es zum ersten Male auf als *celui qui établit*, also Stifter, und behält diese Bedeutung bis zum 18. Jahrhundert bei. 1738 wird daraus *celui qui instruit*, „*d'où l'adoption de ce mot en 1792 pour désigner les maîtres d'école*, O. Bloch, *Dict. étym. de la langue française*, Paris 1932, I, 388. Wie der Beleg aus dem Jahre 1738 zeigt, hatte *instituteur* somit schon vor der Revolution seine Stellung in der Welt des Unterrichts, man verstand indessen darunter immer nur den Erzieher eines Fürstenkindes, nun wird es die gebräuchliche Bezeichnung für „(Elementar-)Lehrer", Th. Ranft, *Der Einfluss der frz. Revolution auf den Wortschatz der frz. Sprache*, Darmstadt 1908, Gieſsener Diss., S. 81, dazu M. Frey, *Les transformations du voc. franc. à l'époque de la Révolution* (*1789—1800*) Paris 1925, S. 89: *Autrefois „précepteur, soit d'un ordre religieux, soit d'un prince"; sous le nouveau régime „instituteur" devient le nom officiel du maître de l'école primaire.*

Angeführt seien hier auch die bei Ranft genannten Belege aus amtlichen und privaten Quellen, aus dem *Ancien Moniteur* VI, 115a: *L'enseignement a dû nécessairement languir, les maîtres se sont découragés. L'Assemblée nationale ne peut trop se hâter d'animer le zèle des instituteurs; elle doit manifester son intention de faire honorer plus que jamais leurs fonctions* (L'évêque d'Autun, 13 oct. 90); ibid. VI, 389a: *M. D., instituteur public, est admis à la barre* (16 nov. 90); ibid. IX, 779a: *Je demande que nous décrétions que les instituteurs actuellement en service, ne seront point déplacés* (Dandré, 26 sept. 91), aus Aulard, *La Société des Jacobins. Recueil de Documents.* Publié par F. A. Aulard (I—VI), IV, 602, *La citoyenne M., institutrice, demande et obtient l'entrée de la séance, pour lire une pétition* (19 déc. 92), Ranft, l. c. S. 81. Somit begegnet *instituteur* in seiner neuen Bedeutung „Lehrer" erstmalig im Jahre 1790; das Jahr 1792 bringt uns auch die Amtsbezeichnung *institutrice* für die „Lehrerin". Die neuen, durch Regierungsmaſsnahmen eingeführten Ausdrücke wandern nun mit der Regierungsschule von Paris aus nach allen Teilen Frankreichs, dabei auch nach Landschaften, Städten und Dörfern, wo von früher her schon ein mehr oder weniger blühendes Schulwesen teils in loser Verbindung zu der Pariser Zentrale, teils in völliger Unabhängigkeit davon und in bemerkenswerter Eigenart vorhanden war. Mit ihren verschie-

denen Schuleinrichtungen aus älterer Zeit besaſsen diese Gegenden natürlich auch ihre althergebrachten Ausdrücke für den Lehrer und die Lehrerin, die vielfach auch von den alten Pariser Bezeichnungen abwichen. An sich schon in scharfem Gegensatz zu den dort üblichen Fachwörtern stehend, muſsten sie sich nun auch in gleicher Weise gegen das neu eindringende *instituteur, institutrice* wenden. So wird *instituteur* vom sprachlichen Gesichtspunkte aus auſserordentlich interessant. Es leuchtet uns hinein in einen Sprachenkampf in den verschiedenen Landschaften Frankreichs, beleuchtet uns hell diesen Kampf, indem es uns genau das Vordringen von *instituteur* und die Abwehrmaſsnahmen der vielfach fest eingebürgerten Ausdrücke zeigt und ein stets Ringen vor Augen führt, das bis zum heutigen Tage fortdauert und noch lange nicht abgeschlossen ist.

Auch die Schweiz gibt uns eine sehr lehrreiche Parallele zu dem gleichen Kampf. In Neuchâtel wird etwa *instituteur, institutrice* offiziell erst im Jahre 1872 eingeführt, nachdem man noch 1860 versucht hatte, den dort alteingesessenen, nunmehr aber in seinem amtlichen Charakter beseitigten, damit zugleich auch in seiner Lebensfähigkeit stark bedrohten Ausdruck *régent* für die Amtssprache zu retten und somit für den allgemeinen Sprachgebrauch zu stützen. Über diesen Kampf zwischen dem alten und neuen Ausdruck gibt uns Pierrehumbert eine äuſsert wertvolle Notiz: *Nous ne dirons rien de Régent, régente, au sens d'instituteur, institutrice, sens que donnent tous les dictionn. fr. Remarquons simplement que ce nom, universellement répandu en Suisse romande dès le XVI*[e] *s., est sorti de l'usage officiel à Neuchâtel dès 1872 (en 1860 encore, le Département de l'Instruction publique demandait à la Soc. pédagogique „de désigner dans son Règlement ses membres sous le nom de régents et non d'instituteurs.“ Soc. péd. nch.* 11); *toutefois il demeure usuel à la campagne, Dict. hist. du parler neuchâtelois et suisse romand*, S. 506 s. v. *Régence*. Damit hat aber *instituteur* einen Kampf zu bestehen, der dem auf dem französischen Staatsgebiete durchzuführenden vollständig analog ist. Nur ist die Front, die hier dem Neuling gegenübersteht, eine andere, nämlich das alteingesessene *régent, régente*, bzw. *régence*: *place ou fonction d'instituteur*. Im Canton Neuchâtel ist der alte Ausdruck durch die offizielle Umbenennung schon aus dem Felde geschlagen; auf dem Lande besteht er noch, wird aber mit der Zeit auch hier zurückgedrängt werden.

Betrachten wir nun zunächst das Wort *instituteur* in der Vorrevolutionszeit. Hingewiesen sei dabei auf die Angaben der verschiedenen alten Wörterbücher. Das Akademiewörterbuch belegt in seiner Erstausgabe vom Jahre 1694 *instituteur* in dem damals geläufigen Sinne: *Qui institue, qui establit*, unter Anfügung zweier Beispiele: *L'Instituteur de cet Ordre* und *l'instituteur de cette cérémonie, Dict. de l'Acad. franç.* (1694) II, 505. In der Ausgabe von 1762 findet sich s. v. *instituteur „qui institue, qui établit“* neben *l'instituteur de cet Ordre Religieux, de telle cérémonie*, weiter *Instituteur des Jeux*

Olympiques und *La Reine Jeanne, fille de Louis XI, est Institutrice de l'Ordre de l'Annonciade*, dann aber in einem besonderen Absatze neu das für uns Wichtige: *Instituteur, Celui qui est chargé de donner les premières instructions à un Prince*, l. c. I, 939. Mit dem Jahre 1762 vermerkt also das Akademiewörterbuch die Bedeutung Lehrer eines Prinzen, bzw. Prinzenerzieher. Daraus ergibt sich, daſs zu dieser Zeit *instituteur* in diesem Sinne weithin im Sprachgebrauch eingebürgert war, da ja das Wörterbuch der Akademie schon von seinen ersten Anfängen an nur das aufnimmt, was zum festen Bestand der Sprache geworden ist. Im *Dict. de Trév.* von 1771, t. V, 198 lesen wir folgende Definition von *instituteur*: *Celui qui institue, qui établit une société avec une certaine règle et manière de vie. Institutor. S. Bruno est le Fondateur et Instituteur de l'Ordre des Chartreux. S. Augustin ne fut jamais ni Religieux, ni Instituteur d'aucun Ordre.* Pat. *Les Saints que Dieu nous a donnés pour Instituteurs et pour Pères, ont tenu des voies bien contraires à celles que nous suivons.* Ab. de la Trape. *On le dit de même en parlant des jeux des anciens. Instituteur des Jeux Olympiques.* In einem neuen Absatz finden wir nun dazu noch die Bemerkung: *On appelle aussi Instituteur, celui qui est chargé de donner les premières instructions à un Prince.* Ac. Fr.; der letzte Abschnitt ist also aus der Neuauflage des Akademiewörterbuches entnommen; er fehlt in der ersten Ausgabe und folglich auch in dem *Dict. universel françois et latin* vom Jahre 1721. Vgl. t. III, Sp. 1023/24. Unser Ausdruck muſs demnach gerade zu dieser Zeit in seiner neuen Verwendung in dem Sprachgebrauch häufiger aufgetreten sein.

Es konnte nicht ausbleiben, daſs die offizielle Bezeichnung *instituteur*, die nun plötzlich überall hindrang, mit der Zeit auch in manchen Gegenden tatsächlich in der Alltagssprache Eingang fand. Bemerkenswert ist nur dabei, wie wenig er eigentlich im Laufe der vielen Jahrzehnte in dem lebendigen Wortschatz der Mundarten Fuſs fassen konnte. In den Mundartwörterbüchern finden wir das Wort *instituteur* sogar bei der Erklärung der einheimischen Ausdrücke verhältnismäſsig selten.

Eine Sprachatlaskarte über *instituteur* fehlt. Aber schon die kurzen Bemerkungen zu *instituteur* im Suppl. I (1920), 109 lassen sogar schon erkennen, daſs *instituteur* keineswegs vorherrscht. Wir finden dort die Angaben für fünf Punkte: nur auf einem einzigen begegnet das amtliche *instituteur* (284). P. 284 gibt für Saint-Pol-sur-Ternoise (Ville) bzw. für Saint-Pol-sur-Ternoise (Faubourg) in P.-d.-Calais *ẽstitǘtœ̀r* an, während in den Nachbarpunkten 285, 286, auch in 296, ein anderes Wort vorhanden ist. Die Angabe für Punkt 284 — *ville* und *faubourg* — deutet offenbar auch darauf hin, wie sich der Regierungsausdruck in der Regel ausbreitet. Mit den von der Regierung eingesetzten Lehrern wird er zunächst in der Stadt heimisch und wandert von hier aus in die Vorstädte, dann auf das flache Land. Den gleichen Gang vom Stadtzentrum aus nach dem Hinterland zeigte uns schon die Schweiz, wo jetzt der neue Ausdruck im

ganzen Kanton Neuchâtel vorherrscht, während in den von dem städtischen Verkehr weiter entfernten Gebieten die alte Bezeichnung *régent* noch immer die Oberhand hat. So wird sich wohl überall der neue Ausdruck von den städtischen Bezirken mit ihrem gegliederten Schulwesen nach dem Lande mit seinen einfacheren Verhältnissen hin ausbreiten.

Wenn das Wort auch in den lebendigen Mundarten wenig vorkommt, so ist es doch überall bekannt. Vielfach muſste es ja im Verkehr mit den Behörden angewandt werden, war also hier nicht zu umgehen und hat deshalb bisweilen auch eine mundartliche Färbung angenommen. So finden wir im Provenzalischen die Mundartformen *istitutour, institutour, estitutour* (rh.), *institutou* (g. l.) Mistral *Trés. dou félibrige* II, 147. Gerade das Provenzalische weist aber auch verschiedene alte und fest eingebürgerte Bezeichnungen auf, so daſs diese Tatsache allein schon darauf schlieſsen läſst, daſs dort *instituteur* in seiner Angleichung an die Mundart nur in einem gezwungenen Stil Verwendung findet.

Zusammenfassend bemerkt Littré III, 119 über den Gebrauch von *instituteur* in unserer heutigen Zeit: *Aujourd'hui instituteur ne se dit plus que du maître d'école, quand on veut parler de celui qui tient une pension, une maison d'éducation, on dit chef d'institution.* Insbesondere ist *Instituteur primaire, institutrice primaire, celui, celle qui tient une école primaire.* Auch Larousse hebt hervor, daſs *instituteur, institutrice*, das zunächst *qui fonde, qui établit*, dann *personne chargée d'instruire un ou plusieurs enfants* und *qui tient une école* bedeutet, etwa gegen 1792 die alte Bezeichnung *maître* und *maîtresse d'école* ersetzt hat: *les termes instituteur et institutrice ont remplacé vers 1792 l'ancienne dénomination de maître et de maîtresse d'école, Nouveau petit Larousse illustré* (1925) S. 537.

Daſs die alten Ausdrücke aber vorwiegend nur in dem amtlichen Sprachgebrauch zurückgedrängt sind und hier auch leicht durch Verfügung von Regierungsseite zu beseitigen waren, im übrigen aber in den Mundarten noch sehr stark verwurzelt sind, geht daraus hervor, daſs wir auf sehr vielen Gebieten noch *maître d'école* antreffen und daſs gerade bei Erklärung von mundartlichen Ausdrücken viel häufiger *maître d'école* verwandt wird als *instituteur*. Dabei ist *maître d'école* gegen seinen amtlichen Nebenbuhler noch auf's beste dadurch geschützt, daſs es ein sehr altes Wort ist. Schon Thierry belegt den Ausdruck im Jahre 1564: *Maistre d'escole = Ludimagister, Scholiarcha, Dict. françois-latin*, Paris 1564, S. 374. Nach Oudin ist *maistre* allgemein der Lehrmeister, dann *maistre d'Escole, mastro di Scuola*, der Schulmeister, *Nouv. et ample dict. de trois langues*, Francfort 1674, II, 401. Den allgemein verbreiteten Ausdruck führt auch das Akademiewörterbuch von 1694 an: *On appelle Maistre d'Ecole Celuy qui enseigne à lire et à écrire, Dict. de l'Acad. franc.* II, 12 s. v. *Maistre*, dazu auch s. v. *maistresse* die Angabe der Parallelbezeichnung: *On appelle „Maistresse d'école", Celle qui enseigne dans les Ecoles*, ib.

II, 12. Für den heutigen Sprachgebrauch bemerkt Littré III, 394: *Maître d'école = celui qui enseigne aux enfants dans une école publique les connaissances les plus élémentaires* und zeigt damit, daſs das Wort in seiner allgemeinen Verwendung in der Gegenwartssprache fast noch uneingeschränkt in Geltung ist. An gleicher Stelle kann er auch auf Beispiele aus der klassischen Zeit hinweisen: *Par cet endroit passe un maître d'école*, La Font., *Fabl.* I, 19. *J'étais roi à Syracuse, je suis maître d'école à Corinthe*, Barthél. *Anach.*, ch. 63.

Die Angaben in den groſsen Wörterbüchern alter und neuer Zeit lassen vermuten, daſs sich *maître d'école* noch an vielen Stellen in den heutigen Mundarten vorfindet. In der Tat begegnet es hier sehr häufig. Die lothringischen Mundarten der Mosel haben *māte d'ę̀coûle*, L. Zéliqzon, *Dict. des patois romans de la Moselle*, Straſsburg 1924, S. 426 s. v. *māte*. Die Mundart von Le Menil in den Vogesen zeigt in einer Mundarterzählung (*la guerre de 1870*) *mat d'ekol*, O. Bloch, *Lexique franc.-pat. des Vosges méridionales*, Paris 1917, S. 158 (Text Nr. 8). Haillant belegt ebenfalls für die Vogesen *mâte d'écôle* für hier einmal genanntes *instituteur*, *Essai sur un patois vosgien*, *Dict. phon. et étymol.*, Épinal 1886, S. 376, s. v. *mâte = maître, patron*. Auch die Mundart von Franche-Montagne und Damprichard in der Franche-Cté kennt *mātr* in der Bedeutung *maître d'école*, eine Entlehnung aus dem französischen Wortschatze, *emprunté au fr.*, Maurice Grammont, *Le patois de la Franche-Montagne* (*et en particulier de Damprichard* (*Franche-Cté.*) S. 222.

Treffen wir hier also unser Wort *maître d'école* auf einem ziemlich geschlossenen Gebiet an, so fehlt es auch in anderen Gegenden nicht. In Namur heiſst der Lehrer *maisse*, u. a. *maître d'école*, *professeur* und „*instituteur*", L. Pirsoul, *Dict.-wallon-français* (*dialecte namurois*), Malines II, 1903, S. 12, s.v. *maisse*, dazu eine Wendung aus der Schulsprache: *aler e 'scole aus maisses = aller en classe chez les instituteurs, dans une école communale*. Dasnoy belegt auch den entsprechenden Ausdruck für Lehrerin: *maîtresse d'école*, während dabei bemerkenswerterweise der entsprechende *maître d'école* fehlt, *Dict. wall.-franç. à l'usage des habitants de la province de Luxembourg et des contrées voisines*, Neufchâteau 1856, S. 325 s. v. *maître*. Auch Démuin im Pikardischen kennt *moite* noch als altes Wort für *magister*, *maître d'école*, A. Ledieu *Petit Gloss. du patois de Démuin* (*Monographie d'un bourg picard, 4e partie*), Paris 1893, S. 163, wobei das Wort als „*vx*" = *vieux* bezeichnet ist. Im Provenzalischen treffen wir *mèstre d'escolo*, Mistral *Trés*. II, 330; insbesondere hat auch Aveyron *mèstre*, das u. a. auch *maître d'école* bedeutet, Vayssier, *Dict. patois français du département de l'Aveyron*, Rodez 1879, S. 367. Daneben zeigt Vayssier auch den Ausdruck *mèstre d'escouólo* in einem sehr lehrreichen Satze, der deutlich zu erkennen gibt, wie dieses alte Mundartwort gegenüber dem neuen *instituteur* den Vorzug genieſst: *Lous frèros de les Escouólos chrestiènos son lous millóus mèstres d'escouólo* überträgt er in die Hochsprache mit *les frères des Écoles chrétiennes*

sont les meilleurs instituteurs des enfants du peuple, l. c. S. 279 s. v. *frèro*. Eine gewisse Abneigung gegen die Regierungsschule überhaupt kommt dabei auch darin zum Ausdruck, daſs das alte *maître d'école* unzweifelhaft vor dem *instituteur* der Staatsschule bevorzugt wird. Das Vordringen von *instituteur* wird aber erkennbar in der schriftfranzösischen Übersetzung, wo *instituteur* jedenfalls in seiner allgemeinen Bedeutung als Lehrer nicht mehr gut zu umgehen ist und an der angegebenen Stelle auch den Gegensatz zu den Regierungs-*instituteurs* deutlich hervorheben soll. Auch sonst findet sich in provenzalischen Wörterbüchern bei Erklärungen zu einzelnen Ausdrücken immer wieder das alte *maître d'école*. So bemerkt etwa Ravanat zu dem Worte *bit*, daſs die Bergbewohner einer gewissen Gegend den Winter über in die Ebene hinabzogen und sich dort als *maîtres d'écoles* betätigten: *les montagnards et surtout les Briançonnais qui descendaient pendant l'hiver, se louaient comme maîtres d'écoles et revenaient chez eux à Pâques ou aux Rameaux*, *Dict. du patois des environs de Grenoble*, 1911, S. 24.

Auch im Provenzalischen begegnet uns unsere Bezeichnung schon in sehr alter Zeit. In Béarn finden wir sie schon in der *Histoire sainte*, einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert: *Maeste d'escola*, V. Lespy et P. Raymond, *Dict. béarnais ancien et moderne*, Montpellier 1887, II, 68 s. v. *Mèste*. Über den *état de maître d'école* macht Lespy-Raymond einige Angaben s. v. *aprentis* l. c. I, 38. Neben *maeste d'escole* findet sich auch dort *indifféremment* die Form *magister de las scolas*, Lespy-Raymond, l. c. I, 274 s. v. *Escole*.

Verschiedentlich findet sich noch in alter und neuer Zeit das dem französischen *maître* zugrundeliegende lateinische *magister*, das wir ja eben schon in der Fügung *magister de las scolas* angetroffen haben. Nunmehr ist aber zu reden von *magister*, wenn es allein den Lehrer bezeichnet. Auch ohne Zusatz bedeutet in Béarn *Magistèe*, *Magister* „Lehrer": *maître, celui qui enseigne, maître d'école*, mit zwei Zitaten aus Seurier (le vicomte) *l'Instruction primaire . . . en Béarn* (*textes béarnais*) Pau 1874, *Conselh per elegir magister de las escolas*. Ser. (*Réunion du*) *conseil pour choisir le maître d'école*. *Peyrolet de Bachaba tieba ung magister en sa mayson*. Ib. *Pierre de Bachaba tenait* (*avait*) *dans sa maison un maitre* (*pour instruire ses enfants*) Lespy-Raymond II, 38 s. v. *magistèe*. In Castres begegnet aber *magistèr* für *maître d'école de village*, bezeichnet also dort den Dorfschullehrer. „*Aco's lou magistèr*, Couzinié, J.-P. *Dict. de la langue romano-castraise et des contrées limitrophes* Castres 1850, S. 319. Ravanat führt in seinem Mundartwörterbuch der Umgegend von Grenoble ebenfalls *magité* an = *magister, maître d'école*, das er einer Stelle bei Laurent de Briançon, *Lo batifel de la Gisen* entnimmt (*U nou zu recorde inci qu'un magité*), S. 126. Liegt in den eben genannten Bezeichnungen fast die reine lateinische Form vor, so begegnen auch Benennungen mit kleinen Veränderungen im Wortkörper. In Démuin kommt *marister* in der Bedeutung „*magister*" vor: on dit d'un illettré: *il o'tè*

à l'école da ches courts jour et pi che marister i' wardoi les cochon à remontèe, A. Ledieu, l. c. S. 154. Hier sowohl, wie vielleicht bei dem von Couzinié angegebenen *magistèr* = *maître d'école du village* scheint die Vorstellung von der ursprünglich handwerksmäſsigen Ausübung des Lehrerberufs noch nachzuwirken und dem lateinischen *magister* pejorative Züge unterzuschieben. Von Haus aus fehlen dieselben, und *magister* ist an sich nur die Vorlage für das frz. *maître*. Daſs zunächst dem Worte keine pejorativen Züge anhaften und auch heute noch nicht notwendig damit verbunden sind, geht wohl daraus hervor, daſs die frz. Kolonie von Neu-Hengstett (Württemberg) dieses Wort zur Bezeichnung für den Lehrer mit in die neue Heimat genommen hat. In dem Sprachschatz von Neu-Hengstett ist es sogar bemerkenswert, daſs ein und dasselbe Wort mit geringer lautlicher Veränderung zugleich den Lehrer und den Pfarrer bezeichnet: *meristęr* heiſst der Pfarrer, den Lehrer nennt man *mątištęr*, A. Rösiger, *Neu-Hengstett, Geschichte und Sprache einer Waldenser Colonie in Württemberg*, Greifswalder Dissertation 1882, S. 66 bzw. 67. Die zweihundert Personen, die sich im Sept. 1700 in Neu-Hengstett niederlieſsen, hätten sicherlich ihr altes *magister* nicht mit in die neue Heimat gebracht, wenn es damals schon durch pejorative Züge belastet gewesen wäre. Ist hier also *magister* wohl noch frei von pejorativem Einschlag, so reichen aber doch die Ansätze zu einer ungünstigen Entwicklung des Wortes weit zurück. Gerade auch dieser Sinn des Ausdrucks ist alt. Schon das konservative Akademiewörterbuch von 1694 versteht unter *magister* den Dorfschulmeister (wie bei Couzinié, s. ob. S. 13): *Mot latin, transporté sans changement dans nostre langue, pour dire, Un Maistre d'escole de village. — Un magister, c'est un magister de village*, l. c. II, 13. Späterhin ist dann bald das Wort *magister* ebenso wie *maître d'école* fast überall stark pejorativ geworden. Nach Jaberg erhalten *magister* und *maître d'école* früh pejorative Züge: „sie wecken noch die Erinnerung an eine untergeordnete soziale Stellung des Lehrers". Ähnlich wurde auch im Deutschen Schulmeister durch Schullehrer abgelöst. Das erste muſste weichen, weil sich darin „Erinnerungen an gewisse abgetane Methoden" aus dem Schulunterricht widerspiegelten, vgl. K. Jaberg, *Pejorative Bedeutungsentwicklung im Französ.* in *Zeitschr. für rom. Phil.* XXVII, 51 und u. 49 Anm. 2.

Auf weitem Gebiete heiſst der Lehrer auch *régent*. Wir haben schon bemerkt, daſs *régent* seit dem 16. Jahrhundert das alteingebürgerte Wort in der rom. Schweiz ist. Pierrehumbert l. c. S. 506 bezeichnet es als *universellement répandu*. Übereinstimmend damit erklärt Littré im Suppl., S. 292, zu *régent*: *Régent de village, nom dans la Suisse romande du maître d'école*. Als Beispiel fügte er dazu eine Notiz von Bouchon-Brandely, im *Journ. Offic.* vom 28. Okt. 1873, S. 6589, 2. Sp.: *La commune* (*de Vallorbe, près de Lausanne*) *s'intéressa à ces expériences* (*de pisciculture*) *et quelques centaines de francs furent mis annuellement à la disposition du régent pour l'aider dans son entreprise*. Aber auch auf provenzalischem Gebiete ist

régent alteingewurzelter Ausdruck. Nach Vayssier heilst der *maître d'école* im Kanton Villeneuve *Regén = Régent, Maître d'école* (hier also nicht definiert mit *instituteur*), Vayssier, l. c. S. 536, dazu auch im gleichen Kanton *regento* als Bezeichnung für die Lehrerin, die hier mit dem amtlichen Ausdruck *institutrice* genannt ist, l. c. S. 537. In Béarn treffen wir *Regent, Reyent* in der Bedeutung *régent, instituteur communal* neben *regent, qui à la régence d'un Etat*, Lespy-Raymond, l. c. II, 227 s. v. *Régent*. Für Montpezat in Tarn-et-Garonne gibt der Supplementband zum Sprachatlas auf dem Punkt 731 *rẽjẽnt* an, Suppl. I (1920), 109. Nach Mistral sind *regènt, regent, rigent, reyent, reyento* in der Gasgogne übliche Formen für *Régent, directeur d'une école, instituteur, institutrice, Trés.* II, 739. In den frz. Mundarten begegnet unser Ausdruck auch öfters. Verschiedene Orte im Anjou, Le Longeron, La Romagne, Tout-le-Monde kennen *Régent* als Bezeichnung für *magister, maître d'école*. Dabei bietet uns das Wörterbuch eine willkommene Notiz, die zeigt, wie sich der alte Name noch nicht hat verdrängen lassen, wie er aber doch an seinem Geltungsbereich schon bedeutend eingebülst hat: *Ce nom est encore appliqué aux instituteurs*. Dazu erfahren wir weiter, dals der Ausdruck an zwei Orten noch eine besondere Verwendung gefunden hat: *A Saint-Augustin-des-Bois et à Saint-Paul-du-Bois il est réserve aux maîtres-adjoints*. Schlieſslich bezeichnet *régente* neben *femme de l'instituteur*, also Lehrersfrau, in Tout-le-Monde auch die Lehrerin, *institutrice*. Verrier et Onillon, *Gloss. de l'Anjou*, Angers 1908, II, 193. Ein ähnliches Bild von der Stellung des alten Wortes *régent* in den heutigen Mundarten zeigt uns auch noch für das Savoyische Constantin et Désormaux. Auch hier ist der Ausdruck sozusagen veraltet und im Rückgang begriffen, wird aber noch gelegentlich angewandt: *Ce terme est encore usité en Savoie pour désigner un instituteur publique. Il est employé par M. H. Bordeaux, dans son roman, La Peur de vivre, Dict. savoyard*, Paris-Annecy 1902, S. 351 s. v. *régent*. Gerade die letzte Bemerkung mit dem Hinweis auf eine Stelle in der Literatur, wo das Wort zu finden ist, läſst wohl erkennen, wie sehr es heute in dem lebendigen Sprachgebrauch schon geschwunden ist. Bemerkt sei noch, dals das Wort *régent* in Belgien eine eigene Bedeutung angenommen hat. Es bezeichnet dort den Mittelschullehrer. Im Französischen ist es auch die Benennung für den Lehrer in einem städtischen Kolleg: *Professeur dans un collège communal: régent de septième, Nouv. petit Larousse illustré 1925*, S. 875 s. v. *régent*.

Provenzalisch ist der Typus *ensignaire* mit den Varianten auf *-arello, -airis, -airo: celui, celle qui enseigne, maître, maîtresse, instituteur, institutrice, professeur, indicateur*, Mistral *Trés.* I, 938, bei Piat s. v. *instituteur* auch *ensiñaire*, L. Piat, *Dict. français-occitanien*, Montpellier II, 1894, S. 24. Unser Substantiv gehört zu dem weithin verbreiteten und häufig gebrauchten Zeitwort *ensegná, ensigná, enseigner, apprendre, instruire*, Vayssier l. c. S. 212 auch *enseiygna = enseigner, instruire, donner à quelqu'un des lumières, des connaissances*

qu'il n'avait pas, Couzinié, l. c. S. 192, in Béarn *ensenha* = *enseigner, instruire*, Lespy-Raymond, l. c. I, 262, dabei das in unserem Zusammenhang wichtige, sich auf den Schulunterricht beziehende Beispiel: *A promes d'ensenhar lous enfans e enfantes. Il a promis d'instruire les garçons et les filles* (Zitat aus Serurier, *l'Instruction primaire: ... en Béarn.*)

Clerc ist eine alte Bezeichnung für den Lehrer, die auf mehreren Punkten des Sprachatlasses auftritt: P. 285, 286, auch 296 kennt den Ausdruck *ěɛ Klèr l'* ..., Suppl. I 1920, S. 109. Das Wort wird auch für Boulogne belegt, wo *Clerc* „*maître d'école*" (also wiederum nicht *instituteur*) bedeutet, *Haigneré, Le patois boulonnais comparé avec les patois du nord de la France*, II. Boulogne-sur-Mer 1903, S. 138. Auch für Démuin nennt A. Ledieu *clerc* in der Bedeutung *maître d'école* ein altes Wort: „*vx*", Ledieu, l. c. S. 46.

In der Gascogne heiſst der Lehrer u. a. auch *Dominé*, hervorgegangen aus der lat. Anredeform für den Lehrer, also auch ein alter Ausdruck, Mistral, *Trés*. I, S. 811 *Dominé* = *maître d'école, en Gascogne*.

Zu nennen sind noch zwei weitere Bezeichnungen, die aber jeweils nur vereinzelt in Geltung sind. In Poitou begegnet *Reboutrou* für *maître d'école, instituteur*. Das Wort gehört zu *reboutrer* = *montrer, instruire*, eine Ableitung von dem einfachen *boutrer*, das ebenfalls *montrer* bedeutet, H. Beauchet-Filleau, *Essai sur le patois poitevin*, Niort-Melle 1864, S. 222, vgl. *boutrer* S. 40. Unter Hinweis auf Beauchet-Filleau führt auch Favre in seinem Wörterbuch *reboutrou* in der Bedeutung *instituteur primaire* an, L. Favre, *Gloss. du Poitou, de la Saintonge et de l'Aunis*. Niort 1876, S. 295.

Racordiou, Recordiou ist in Bresse-Louhannaise ein altes Wort für den *maître d'école* auf dem Lande, das jetzt aus der lebendigen Sprache geschwunden ist und nur noch in der Erinnerung weiterlebt, Guillemaut, *Dict. patois des mots et des expressions du langage pop. les plus usités dans la Bresse-Louhannaise et une partie de la Bourgogne.* Louhans 1892—1902, S. 255.

Unsere Übersicht zeigt somit, daſs *instituteur* noch mit einer ganzen Reihe von Benennungen im Kampfe liegt. Andere Ausdrücke wie etwa das der Literatursprache entnommene *Barbacole* zur Bezeichnung eines schlechten Schulmeisters oder ein der Kindersprache angehöriges *dominé* und *kwake* für die Mitglieder der Ordensgesellschaften, soweit sie sich auch dem Schulunterricht widmen, sind hier nicht zu besprechen. Über sie soll Näheres an anderem Orte und in anderem Zusammenhang mitgeteilt werden.

Aus unserer Darstellung geht hervor, daſs *instituteur* noch keineswegs überall herrscht, daſs es vielfach noch auf weitem Gebiete sich mit alten, dort eingebürgerten Ausdrücken auseinandersetzen muſs. Für seinen Kampf ist es freilich aufs beste gerüstet: 1. als Ausdruck, der allein amtlich Geltung hat, 2. als Ausdruck, der mit der Neuordnung, bzw. Neueinrichtung des Schulwesens auf dem ganzen französischen Staatsgebiet überall Eingang fand, mit jedem Lehrer-

wechsel immer neu eindringt und sich dabei stets mehr in der Ortssprache festsetzt und dort mit der Zeit Heimatrechte gewinnt, 3. als Ausdruck, der frei ist von den pejorativen Zügen, die sich längst auf die alten Ausdrücke gelegt haben.

In der Tat haben ja *magister* und *maître d'école* frühzeitig eine pejorative Entwicklung angenommen (s. o. S. 639, Jaberg, S. 51). Auch bei mancher anderen Bezeichnung mag sich früh ein pejorativer Zug eingeschlichen haben, einmal schon infolge einfacher Übertragung von den Hauptausdrücken her, die alle *instituteur* gegenüber gleichmäſsig benachteiligt waren und in ihrem Abwehrkampf auf gleicher Linie standen, dann aber auch wohl im Zusammenhang mit den verschiedensten Umständen, nicht zuletzt immer wieder deshalb, weil der Lehrer nunmehr doch eben nur der „*instituteur*" war. Damit berührt sich aber unsere Abhandlung nicht nur mit sprachlichen, sondern mit allgemein kulturhistorischen Problemen, die im einzelnen näher zu untersuchen wären. Hierbei ist frz. *instituteur* bedeutend günstiger gestellt, als der deutsche amtliche Ausdruck, weil er von den pejorativen Ausdrücken der älteren Zeit aus nicht in nachteiliger Weise beeinfluſst werden konnte. Während frz. *instituteur* von den pejorativ gewordenen Mundartausdrücken nicht in Mitleidenschaft gezogen werden konnte, hat die im übrigen ähnliche pejorative Entwicklung des Wortes „Schulmeister" auch auf den „Schullehrer" übergegriffen, so daſs wohl im Zusammenhange mit diesen Vorgängen im Sprachleben schon etliche Jahre vor dem Weltkrieg durch Verordnung bestimmt wurde, die Bezeichnung „Schullehrer" sei durch „Lehrer" zu ersetzen und die Lehrerbildungsanstalten sollten in Zukunft nicht mehr „Schullehrer-", sondern „Lehrerseminare" heiſsen, vgl. dazu etwa den Wechsel bei den Amtsbezeichnungen im *Grossherzogl. hessischen Regierungsblatt*, Jahrgang 1905 und 1906.

Demgegenüber ist frz. *instituteur* vor den alten pejorativen Ausdrücken sicher; diese werden ihm sogar von Vorteil sein. Zur Vermeidung der pejorativ gewordenen Ausdrücke, die ja nun allgemein verächtlich wirken müssen, wird man immer wieder zu dem Regierungsausdruck *instituteur* greifen. Die mannigfachen Bedenken gegen den neuen Eindringling (Bedenken auf sprachlichen wie auf anderen Gebieten) schwinden damit immer mehr und mehr. Die einst bisweilen vorhandene Abneigung ist längst vergessen, die jetzt noch vielfache Anhänglichkeit an die alten Ausdrücke erklärt sich nur noch rein gefühlsmäſsig aus dem Vorherrschen der konservativen Züge in dem Sprachleben der vorwiegend ländlichen Bevölkerungsschichten mit ihrem fest eingebürgerten und immer wieder möglichst geschlossen und streng traditionsmäſsig an die nächste Generation weitergegebenen Wortschatze.

Durch Abwanderung mancher dieser nichtamtlichen Ausdrücke in die pejorative Sphäre wird diesen aber auch noch eine ihrer festesten Wurzeln, mit denen sie im Wortschatz verankert sind, genommen. Bei ihrem Nebensinn werden wohl mit der Zeit *maître d'école* und

andere Bezeichnungen für eine allgemeine Verwendung untauglich werden, da sie nur noch, dem Sprachgebrauch entsprechend, in böswilliger Weise angewandt bzw. verstanden werden können. Aus dem gleichen Grunde ist vielleicht schon mancher alte Ausdruck längst aus dem lebendigen Sprachschatze verschwunden. Oft mag schon *instituteur* in die Lücke getreten sein. Wo noch andere alte Ausdrücke vorhanden sind, vergröſsert sich gerade infolge der diesen innewohnenden pejorativen Momente der Abstand zwischen dem amtlichen *instituteur* und den verschiedenen Mundartwörtern, denen ja kein amtlicher Charakter mehr anhaftet. Amtlich gibt es eben nur noch „instituteurs", vgl. P. Martellière, *Gloss. du Vendômois*, Orléans 1893, S. 44 s. v. *biaule* = espèce de blouse . . . „Ce nom désignait plus spécialement une blouse à taille et à boutons qui était adopté par les maîtres d'école. *Aujourd'hui qu'il n'y a plus que des instituteurs, la biaule a disparu.* Avec les mots s'en vont les choses". Die letzte Bemerkung zeigt dabei auch, wie die sprachliche Uniformierung das Verschwinden mancher provinzieller Eigenart nach sich zog.

So wird mit der Zeit *instituteur* auf der ganzen Linie siegreich vorwärts dringen. Lange genug ist es ja jedem schon bekannt. Von jedem Ort aus wird das immer wieder neu eindringende *instituteur* auch von sich aus vorgehen. Zunächst macht es sich für den amtlichen Verkehr unentbehrlich, von hier aus wird es auch in den einzelnen Gegenden allmählich in der Sprache des täglichen Lebens Fuſs fassen.

Mancher der alten Ausdrücke kann vor allem auch in dem Verkehr der Bevölkerung mit der Behörde nicht mehr verwandt werden. Im schriftlichen Bericht wird man ausschlieſslich die Amtsbezeichnung *instituteur* verwenden müssen. Der Gebrauch des Wortes in der Umgangssprache wird sich dann ganz von selbst nicht vermeiden lassen. So sind wohl in erster Linie die mundartlichen Färbungen von *instituteur* im Provenzalischen zu erklären. An sich ist das Wort *instituteur* hier nicht zu Hause, kann aber im Verkehr mit der Regierung nicht entbehrt werden. In seinen verschiedenen Abwandlungen im Wortschatz der prov. Mundarten liegt also wohl eine unvollkommene Assimilation vor, zwangsmäſsig dadurch bedingt, daſs der Regierungsausdruck *instituteur* im Umgang mit den Regierungsstellen oder der Schulverwaltung selbst nicht zu umgehen ist. Durch Überhandnehmen der pejorativen Züge werden die alten Ausdrücke weithin für den allgemeinen Sprachgebrauch ungeeignet, damit aber auch in ihrer Allgemeinverwendung weiter zurückgedrängt. Auch so werden sie dem unbelasteten *instituteur* zum weiteren Vorwärtsdringen verhelfen und ihm schlieſslich den unbegrenzten Vorrang verschaffen.

Einstweilen sind freilich die einzelnen Mundartausdrücke in dem jeweiligen Sprachschatze noch fest verwurzelt. Wie stark man an den alten Ausdrücken hängt, geht besonders daraus hervor, daſs man zur Erklärung von Dialektwörtern immer wieder das alte *maître*

d'école heranzieht und nur selten zu dem amtlichen *instituteur* greift. *Instituteur* führt indessen seinen Kampf um die Vorherrschaft unentwegt weiter. Die Zukunft wird zugunsten von *instituteur* entscheiden und ihm unter Ausschaltung der alten Wörter den Sieg im Endkampf bringen. Inzwischen führen freilich noch viele seiner Konkurrenzwörter ein starkes Eigenleben. Sie lassen sich heute oder morgen noch nicht aus dem lebendigen Wortschatze verdrängen. Trotzdem ist an dem Ausgang des Sprachkampfes nicht zu zweifeln. Die Entwicklung wird in dem angedeuteten Sinne weitergehen. Schliefslich wird *instituteur*, das vor allem als Ausdruck mit amtlichem Charakter den anderen Wörtern gegenüber einen ungeheuren Vorteil hat und auch sonst in verschiedenster Weise bevorzugt ist, alle seine Nebenbuhler aus dem Felde schlagen.

FRIEDRICH CRAMER.

---

3. Der Artikel *colucula* in Meyer-Lübkes Romanischem Etymologischem Wörterbuch.

Nachdem ich Bd. 52 S. 67ff. dieser Zeitschrift aus Anlafs der Neuauflage des REW. zu einer ganzen Reihe von Einzelproblemen Stellung genommen habe, halte ich es für zweckmäfsig, einmal einen einzigen Artikel auf seinen Aufbau und seinen Inhalt hin bis in alle Einzelheiten durchzusprechen. Ich greife dazu den Artikel Nr. 2061 (*colucula*) heraus.

Ich stelle zunächst den Text der alten und der neuen (3.) Auflage nebeneinander.

2061 **colucula** „Spinnrocken", **conucla** Einführung 147.

2. Ital. *conocchia*, afrz. *quenouille*, prov. *conolha*, ostfrz. *kəloñ*, *kəlui*. — + CANNA 1597: log. *kannuya*. — Ablt.: prov. *colonhet*, *colonhier* „Spindelbaum" R. XXXIV, 297. — Auch versil. *co(r)nocchio* „Bratwurst"? ZRPh. XXVIII, 180. — Diez, Wb. 107; ALLG. I, 551.

2061 **cōlŭcŭla** „Spinnrocken", 2. **conŭcla** Einführung 177.

1. Ir. *cuicel*, ngriech. *kunukla*, d. *kunkel*, nuor. *kronuka*, log. *kranuga*.

2. It. *conocchia*, afrz. *quenouille*, prov. *conolha*, ostfrz. *kəloñ*, *kəlui*. — + CANNA 1597: log. *kannuya*. — Jud, Zs. 38, 37. — Ablt.: prov. *colonhet*, *colonhier* „Spindelbaum", da der Rocken gewöhnlich aus einem Rohr besteht Wagner 125; bearn. *col(l)h* (> bask. *kula*, *kulu*, *kürülü* M.-L., RIEB. 15, 232; RFE. 13, 178) Thomas, R. 34, 297. — Auch versil. *co(r)nocchio* „Bratwurst"? Pieri, Zs. 28, 180. — Diez 107; Rohlfs, AR. 7, 465. — Hat aufser im Westen die Stelle von *colus* eingenommen, vgl. 7433.

Vergleicht man die beiden Fassungen miteinander, so fallen die Besserungen, die die neue Auflage erfahren hat, sichtlich in die Augen: Die sprachliche Dokumentierung ist eine reichere; das erfaſste Material beschränkt sich nicht auf die romanischen Sprachen, sondern es sind auch die romanischen Lehnwörter, die in nichtromanische Sprachen Aufnahme gefunden haben, in die Darstellung einbezogen. Während früher meist nur die Stellen angegeben waren, an denen über ein Problem gehandelt wird, sind jetzt in der Regel auch die Namen der etymologischen Forscher genannt. In den lateinischen Stichwörtern ist jetzt die Vokalquantität regelmäſsig gekennzeichnet. In der Angabe der Bandnummer sind die umständlichen römischen Ziffern (ZRPh. XXVIII) durch die lesbaren arabischen Ziffern (Zs. 28) ersetzt.

Nun zum Einzelnen. Ich behandle dabei alles, was einer Berichtigung, einer Ergänzung oder eines Kommentars bedarf.

Irisch *cuicel*; die Form ist zitiert von Jud, ZRPh. 38, 37. Es gehört hierher wohl auch breton. *kegil* 'Spinnrocken' (Guillevic-Le Goff, Voc. Breton-français); zum Lautlichen vgl. breton. *kegin* 'cuisine'.

Neugriech. *kunukla*: Gemeint ist das von G. Meyer (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 132, 3, 35) aus Ikaria belegte *κουνούκλα*. Das Wort bedeutet aber nicht etwa 'Spinnrocken', wie man aus Meyer-Lübkes Darstellung schlieſsen muſs, sondern es ist der Name einer Pflanze. Dagegen kennt der griechische Dialekt, der in Kalabrien (Bova) gesprochen wird, (worauf ich bereits Arch. Rom. 7, 465 hingewiesen habe) *klonuka* in der Bedeutung „Spinnrocken" und „Reisig, auf das die Seidenraupen auskriechen". Diese doppelte Bedeutung hat auch kalabr. *cunócchia*. Die letztere Bedeutung erklärt sich leicht aus dem Bilde der mit weiſsen Fäden übersponnenen Zweige. Man wird annehmen dürfen, daſs auch Ikaria *κουνούκλα* einen Strauch bezeichnet, der sich zum Einspinnen der Seidenraupen besonders eignet.

Deutsch *Kunkel*: Es wäre richtiger, zu sagen 'west- und südwestdeutsch', denn das Wort eignet nur dem rheinischen, alemannischen und schwäbischen Mundartengebiet. Für das von den Romanen bezogene Wort ist diese geographische Verbreitung nicht ganz unwichtig.

Altfranz. *quenouille*: Warum altfranz., wo das Wort bis heute lebendig ist?

Provenzal. *conolha*: Das Wort findet sich weder bei Raynouard noch im Suppl. Wörterbuch von Levy; nur das Petit Dictionnaire von Levy verzeichnet ein *conolha* 'vertèbre'. Diese abweichende Bedeutung ('Wirbel der Rückensäule') hätte doch wohl verzeichnet werden müssen, da sie nicht der Bedeutung des Stichwortes entspricht.

Ostfranz. *keloñ, kelui*: Die Quelle der Dialektformen wird nicht angegeben. Nach dem Material der Atlaskarte 'quenouille' finden wir

in den östlichen Mundarten *kənuy, kənoy, kloñ, kluñ*. Die von M.-L. genannten Formen sind nicht dabei. — Zéliqzon, Dictionnaire des patois romans de la Moselle, registriert folgende Varianten: *keñul, kenäy, kyul, kyan* (S. 544).

Die bis hierher genannten Wörter sind in zwei Gruppen geschieden, was in der ersten Auflage nicht der Fall war. Dort figurierten alle zitierten Formen unter Nr. 2, womit zum Ausdruck gebracht wurde, daſs die Grundlage nicht lateinisches colucula, sondern vulgärlateinisches *conucula ist. Demnach wird jetzt der Anschein erweckt, als ob die unter 1 verzeichneten Formen direkt auf colucula beruhen. Davon kann natürlich keine Rede sein. Die Scheidung in 1 und 2 ist ganz willkürlich. Wollte M. L. die Formen der nicht romanischen Sprachen gesondert zusammenfassen? Dann hätten hier aber die sardischen Reflexe aus Nuoro und dem Logudoresischen nicht genannt werden dürfen.

Prov. *colonhet, colonhier* „Spindelbaum", „da der Rocken gewöhnlich aus einem Rohr besteht" (Wagner 125). Der Zusammenhang ist ganz unverständlich. Prüft man nach, so stellt man fest, daſs der erklärende Nebensatz gar nicht zu den provenzalischen Formen gehört, sondern zu dem weiter oben genannten sard. (log.) *kannuya*, in dem sich latein. *conucula mit canna 'Rohr' gekreuzt hat. Der Nebensatz ist im Manuskript an eine ganz falsche Stelle geraten.

Bearn. *col(l)h*: Das Zitat erweckt den Anschein, als ob neben einer Form *colh* auch eine Form *collh* bestände. Eine solche Form gibt es natürlich nicht. Offenbar hat M.-L. bei der 1. Korrektur in einem versehentlich gedruckten *collh* das eine *l* eingeklammert, was vom Setzer falsch verstanden, vom Verf. bei der 2. Korrektur übersehen wurde. — Warum figuriert das Wort unter der Gruppe der Ableitungen? Da es ein lateinisches *conucu**lum** fortsetzt (das auch durch Landes *hilous* m. 'Spinnrocken' < (conuculum) filosum gegenüber katal. *filosa* f. erschlossen wird), hätte es eine besondere Stellung verdient (3). Hier wäre auch bearn. *coelh* „Spinnrocken" (Lespy, Palay) zu erwähnen gewesen, das auf einem *coniculum beruht. Noch eine dritte bearnesische Form gehört in diesen Zusammenhang, nämlich *croulh*, das die Karte 'quenouille' des franz. Sprachatlas bietet (vgl. auch G. Palay, Dictionnaire du Béarnais et du Gascon modernes, S. 338). Die Form ist nicht nur deswegen interessant, weil auch sie männliches Geschlecht aufweist, sondern weil sie direkt auf einem lateinischen *coluculum zu beruhen scheint, da nur von dieser Grundlage aus die Dissimilitation zu *r* verständlich ist.

Baskisch *kula, kulu, kürülü*: Keine der baskischen Formen ist richtig zitiert. Man lese vielmehr richtig *khulu, kulo* u. *kürülü* (vgl. Azkue). Erst wenn man das Lautbild richtig stellt, wird der direkte Zusammenhang der baskischen und romanischen Formen (z. B. *kürülü*, das direkt auf bearn. *croulh* = *krul* beruht) verständlich.

Versil. *co(r)nocchio* „Bratwurst": Pieri, der das Wort aus der Mundart der Versilia (Gegend von Lucca) belegt, übersetzt es mit

'rocchio (di salsiccia)' ,'bozzolo', 'pannocchia di granturco'. Das heiſst auf deutsch 'jedes walzenförmige Stück einer in mehrere Teile abgebundenen Bratwurst', „Seidenkokon", „Maiskolben". Die Wiedergabe des Wortes mit „Bratwurst" unter Weglassung der übrigen Bedeutungen verdreht die ganze Sachlage. Meines Erachtens hat das Wort mit unserem Stamm nichts zu tun, sondern es ist eine Ableitung von cornu 'Horn'.

Zum Schluſs wird in knappester Form die Verbreitung von colucula angedeutet: 'Hat auſser im Westen die Stelle von colus eingenommen'. Diese Fassung ist zum mindesten irreführend. Man könnte leicht daraus schlieſsen, daſs im Westen colus erhalten geblieben ist. Auch sachlich genügt die Angabe keineswegs. Denn nicht nur im Westen (Pyrenäen-Halbinsel) hat conucula nicht Fuſs gefaſst (gegenüber dem dort herrschenden germ. Stamm rukka), sondern das gleiche Verhältnis besteht auch in Oberitalien, der Toskana und in Rätien, abgesehen vom Rumänischen, wo sich furca durchgesetzt hat.

Es mag schlieſslich noch hervorgehoben werden, daſs auch das lateinische Stammwort colus keineswegs so ganz untergegangen ist, wie es das REW. erscheinen läſst. Zwar lebt es in keiner der romanischen Sprachen fort, wohl aber in baskisch (Bizcaya) *goru* 'Spinnrocken', das nach seiner lautlichen Form nichts anderes sein kann als der direkte Fortsetzer von lat. colus. Man vergleiche zum Lautlichen baskisch *gertu* < certus, *gela* < cella, *gandela* < candela, *piru* oder *biru* < pilum, *pare* < pala.

Auf Grund der hervorgehobenen Einzelheiten würde ich den Artikel 2061 etwa folgendermaſsen abfassen:

2061. 1. **colus**, meist weiblich, aber auch männlich, 2. **conucula** (Einführung 177), 3. ***conuculus**, 4. ***coniculus**, 5. ***coruculus** „Spinnrocken".

1. Baskisch *goru*.

2. It. *conocchia* (Süden und Zentrum), sard. *cronuca*, *cranuga*, franz. *quenouille*, nprov. *coulougno*, *courougno*, ostfranz. *kloñ*, *kənuy*. — + CANNA 1597: sard. *cannuya*, da der Rocken gewöhnlich aus einem Rohr besteht (Wagner 125). — Altprov. *conolha* „Wirbel der Rückensäule". — Auch auſserhalb der Romania: deutsch (im Westen und Südw.) *Kunkel*, irisch *cuicel*, ngriech. (in Kalabr.) *clonuca*, letzteres auch „Reisig, auf das die Seidenraupen auskriechen", (Ikaria) *κουνούκλα* „Name einer Pflanze". — Ablt.: prov. *colonhet*, *colonhier* „Spindelbaum". — Diez 107; Jud, Zs. 38, 37; Atl. Ling. 1119; Rohlfs, AR. 7, 465; Thomas, R. 34, 297.

3. Bearn. *colh* (aus älterem **conolh*) > bask. *kuło*. — Meyer-Lübke, RIEB. 15, 232; RFE. 13, 178.

4. Bearn. *coelh* (aus älterem **conelh*).

5. Bearn. *croulh* [> bask. *kürülü*]. Männliches coluculus wird erschlossen auch aus Landes *hilous* „Spinnrocken" gegenüber katal. *filosa*.

Beschränkt auf Frankreich, Sardinien und die zwei südlichen Drittel von Italien, während in Spanien, Portugal, Oberitalien und Rätien germ. rukka, in Katalonien filosa, in Rumänien furca herrscht.

Dankbar wird jeder Benutzer der neuen Auflage des REW. die Bereicherung an Materialien und die übrigen bereits oben hervorgehobenen Neuerungen anerkennen. Um so mehr ist es zu bedauern, daſs ein Werk, das aufs neue für mehrere Jahrzehnte die Grundlage unserer wortgeschichtlichen Forschung abgeben soll, durch mangelnde Zuverlässigkeit und schlechte Drucküberwachung in so hohem Maſse beeinträchtigt wird.

Gerhard Rohlfs.

---

4. Fortsetzer von *motacilla* „Bachstelze" in Sardinien und anderwärts.

Die Bachstelze (Motacilla alba) hat in Sardinien, wie man aus Kt. 498 des AIS. ersehen kann, im wesentlichen zwei Bezeichnungen. Im ganzen Norden herrschen Namen vor, die mit *coda*, bzw. *culu* zusammengesetzt sind, und auch in Cagliari finden wir wieder *koẹtta*. So *kuítta* in Nuoro (wohl deverbativ von *iskoittare, -ai* „dimenar la coda"), dann *koisaítta* (Bitti und ebenso in Orosei), *koisalíđa* in Macomer, S. Lussurgiu und Scano Montiferro, *koisalía* in Bonárcado, *koisaía* in Baunei, *koisāíya* in Posada, *kodisđika* in der Gallura (Tempio), *kulisaíđa* in Ploaghe, *la ggwittsáda* in Sassari, *kulisaítta* in Sennaríolo. Mussafia, Beitr. 110 Anm., der einige dieser Bezeichnungen nach Spano anführte, dachte an Ableitung von salire, und Guarnerio führte das gall. *saiká* „barcollare" auf *salicare zurück (AGI. XIV, 152), wobei ganz gegen die sonstige Regel das *-l-* „tacerebbe". Nigra, AGI. XV, 484 wiederholt anläſslich gall. *koisaika* die Ableitung von salire. Nun steht aber daneben auch log. *saigđre* „muovere", daneben *sainđre* und *saiđđre*. Meyer-Lübke, REW. 7505 denkt an Abl. von sagena, für *saiká* mit Einfluſs von navigare oder nach Campus von exagitare. Jedenfalls haben die Wörter für „schütteln, wiegen" log. *innaigđre, bantsigđre* das Wort beeinfluſst,[1] neben denen im Camp. auch *santsiđi* steht (die Abl. dieser von lat. agina, REW. 282 ist nicht möglich, s. Wagner, RLiR. IV, 47). Die Abl. von salire ist nicht denkbar, da *salire* in der Bed. „steigen" nicht sardisch ist (man sagt *artsiđre*, etc.). Aber

[1] In Gavoi heiſst nach Marcialis, Boll. della Soc. Romana per gli studi zoologici VI, 17 die Bachstelze *zinzigagoa*. Dies ist zusammengesetzt aus dem Vb. *tsintsigare*, einer onomatopöischen Variante von *bantsigare*, und *koa* = coda, entspricht also der bekannten Bezeichnung vom Typus *hochequeue*, *coditremola*, engl. *wagtail*, dän. *vipstiert*, russ. трясогузка, kroat. *tresorepka* etc.

offenbar spielen bei den Namen der Bachstelze auch volksetymologische Einflüsse mit. So erkennt man in *koisaitta* den Einfluſs von *saitta*, um das blitzartig schnelle Wippen mit dem Schwanze anzudeuten, und in den Formen mit *-l-* wie *koisalida* dürfte es sich um *salire* „salzen" handeln, wie wenn man dem Vogel Salz auf den Schwanz gestreut hätte. Daſs in einigen Benennungen im Norden statt *coda* : *culu* eintritt, ist nicht verwunderlich.

Im ganzen Süden ist auf dem Lande ein anderes Wort üblich. Porru sagt unter *coetta* (dem cagliaritanischen Ausdruck): „vol., chi in is biddas narant *madiscedda*, e *madischedda*." In diesen und ähnlichen Formen ist es auch auf dem AIS. vertreten. Die Formen mit *-r-* (*marižẹḍḍa*, etc.) weisen den im Campidano weitverbreiteten Rhotazismus auf. Daneben gibt Efisio Marcialis, Saggio di un catalogo metodico colla denominazione dialettale delle cinque classi di vertebrati della Sardegna, in Boll. della Soc. Romana di Studi zoologici, Vol. VI (1897), S. 17 noch als Form, die in „altri paesi" gebraucht werde, *mudisceddu*, *modisceddu* an. Mussafia, l. c. hatte das Wort nach Spano angeführt, ohne aber einen Erklärungsversuch zu wagen. Eine Etymologie hat P. Rolla, Fauna pop. sarda, Casale 1895, aufzustellen versucht, der S. 21 sagt: „È un diminutivo del lt. mater (*matriscella); cf. *fradi* da frat(r)em"; aber nicht nur ist der letztere Vergleich ungeeignet, da sard. *frađe* eben auf die lat. bezeugte Nebenform fratem zurückgeht, sondern es fehlt auch jeder Versuch, die Bedeutung zu begründen. Wenn auf dem AIS., P. 973 (Villacidro) *mađrišẹḍḍa* auftaucht, so will das auch nicht viel besagen, da ein *r*-Einschub nach oder vor *d* etwas sehr Gewöhnliches ist, und die überwiegende Mehrzahl der Formen beginnt eben mit *mađ-*, *mođ-*, *muđ-*.

Ein zweiter ebenso miſsglückter Erklärungsversuch ist der von Adr. Garbini, Antroponimie ed omonimie, Bd. II, 1106: *madischedda*, letteralmente „piccola mandraja", da *Madau* „mandra". Diese Etymologie wurde Garbini nahegelegt durch die sonst in ital. Dialekten häufige Bezeichnung der Bachstelze als *boarina*, *boarola*, etc. Aber es braucht kaum gesagt zu werden, daſs diese Ableitung in jeder Hinsicht unmöglich ist, vor allem schon aus formalen Gründen.

Ich bezweifle nicht, daſs wir es mit lat. motacilla zu tun haben, was ja eben der Name der Bachstelze war (Varro, Plinius, Arnobius). Lautlich würde dies **mođažiḍḍa* ergeben. Nun sind die schwachtonigen Vokale im Sardischen und besonders in der Ebene sehr labil, und in vortoniger Silbe hat man eine Vorliebe für *a* statt anderer Vokale (*maúḍḍu* neben *meúḍḍu*, *aili* neben *eili* = haedile, *maúrra* neben *meúrra*, etc.). Daſs *-illa* mit dem so beliebten Diminuitivsuffix -ella (*-ẹḍḍa*) vertauscht wurde, ist auch nicht auffällig; daſs dann wieder *-iskẹḍḍa* für *ižẹḍḍa* eintrat, dürfte nach dem Muster anderer Vogelnamen erfolgt sein, wie *anađiska* „Entchen", *kabonisku* „Hähnchen"; aus *mađiskẹḍḍa* hat man dann wieder an einigen Orten ein *mađiska*

rückgebildet, da man eben in *-iskẹḍḍa* die Diminuitivendung fühlt (so *meriska* in Sant' Antioco [P. 990] und *mađiska* in Gúspini). In den von Marcialis gegebenen Formen mit *mod-*, *mud-* ist die Herkunft von motacilla noch am deutlichsten zu erkennen.

Ich frage mich, ob die von Marzano, Diz. etim. del dial. calabrese, Laureana di Borrello 1928, S. 239 *matucinu* „cutrettola, coditremola" nicht auch auf dieselbe Quelle zurückzuführen ist; Marzano dachte auch schon daran; er sagt: „dal lat. matacilla" (lies mot-); auch hier wäre dann eine andere Endung an Stelle von -illa getreten.

Endlich ist auch das span. *motolita* „aguzanieve, nevatilla" nicht zu übersehen, in dem ich eine andere Umgestaltung des lat. Grundworts sehen möchte. Im REW ist motacilla nicht aufgeführt.

Nachtrag.

Vorstehender Artikel ist der Redaktion der ZRPh. im Januar 1933 eingereicht worden. Seitdem ist die Arbeit von Rudolf Hallig, Die Benennungen der Bachstelze in den romanischen Sprachen und Mundarten, Leipzig 1933 (Leipziger Romanistische Studien, hsg. von W. v. Wartburg, I. Sprachwissenschaftliche Reihe, Heft 3) erschienen, die natürlich auch die sardischen Bezeichnungen berücksichtigt und zu deuten sucht.

In der Deutung der Namen vom Typus *koétta, koisaliđa* bin ich nicht in allen Einzelheiten mit dem Verfasser der Leipziger Arbeit einverstanden, wie man am besten aus einem Vergleich meiner Angaben mit den seinigen, S. 33f., ersehen kann, aber in den grofsen Zügen hat Hallig das Richtige getroffen.

Dagegen mufs ich seine Auffassung der Formen *mađiskẹḍḍa*, etc. ganz entschieden ablehnen. Er will diese Formen, S. 17ff., von *marra* „Hacke, Karst" ableiten. Dazu haben ihn dialektfranzösische Bezeichnungen, die etwa „battoir pour battre le linge" entsprechen, verleitet, und er hat ganz über die Tatsache hinweggesehen, dafs das Wort im Sardischen *-đ-* hat, das dann in den südlichen Mundarten gerne *-r-* wird (der umgekehrte Vorgang: *-r-* > *-đ-* ist dagegen unbekannt), dafs also ursprünglich *-đ-* zugrundeliegt, das eben auf *-t-* zurückgeht, nicht aber *-r-* und noch weniger *-rr-*, wie er stillschweigend annimmt, während doch sämtliche Formen des AIS, ebenso wie Spano und Porru, nur Reflexe mit *-đ-*, bzw. *-r-* haben. Eine einzige Form mit *-rr-* weifs Hallig anzuführen; dieses **marrigedda* stammt aber aus dem „Vocabolario sardo-italiano" von V. Martelli, Cagliari 1930; es steht im 2. Teile (ital.-sard.) unter „cutrettola", das ist aber ein Versehen, wie es deren viele in dieser dilettantischen Kompilation eines Nichtsarden und Nichtfachmanns gibt; im 1. Teile hat er richtig, S. 106: *madischedda* „cuttrettola", und S. 109: *marrighedda*, unter *marritta* „zappetta". Damit fällt auch die etymologische Annahme Halligs. Was der Verf. über die Lautung *-δ-* (d. h. nach unserer Transkription *-đ-*) sagt, verrät mangelnde Kenntnis der sardischen

Lautverhältnisse, und wenn er sich dagegen auf das *-d-*, d. h. vermeintlichen Verschlufslaut, der schriftlichen Quellen beruft, so ist das gegenstandslos, denn jeder einigermafsen Eingeweihte weifs heute, dafs das *-d-* der älteren schriftlichen Quellen (Spano, Porru, etc.) in der gesprochenen Sprache der Reibelaut ist.

Ich bleibe also bei meiner Auffassung.

MAX LEOPOLD WAGNER.

---

5. Camp. *šétti*, *fétti*, log. *béttsi*, *éttsi*, nuor. *péttsi*, gall. *éttsi*.

Die Bedeutung aller dieser im Titelkopfe angegebenen Reflexe ist dieselbe: „ausgenommen“, „nur“.

In camp. *šétti* hat Subak, Litbl. 30, 112 lat. excepte erkannt. Es wird im Campidano, wenigstens im südlichen, mit geschlossenem ẹ gesprochen, während *šétti* „fior di farina“ mit offenem ę gesprochen wird. Ich habe daher letzteres = excepte, ersteres = exceptis gesetzt (LLS. 47). Aber vielleicht ist das nicht nötig und können beide Wörter auf dasselbe Etymon zurückgeführt werden. Im Codex Cavensis begegnet neben *sceptu*, *septo* auch *scepte* (de Bartholomaeis, AGI. 15, 356). Man würde also wohl am ehesten an excepte denken (so Subak, l. c. und Salvioni, RIL. 42, 694 Anm. 4). Dieses ursprüngliche Adverb wurde dann offenbar auf die Auslese des Mehls, das feinste Mehl angewendet. Die Verschiedenheit im Vokal beruht vielleicht erst auf bewufster Scheidung zwischen Adverb und Substantiv.[1]

Wenn der Ursprung von *šétti* ziemlich klar sein dürfte, so bietet die Nebenform *fetti* Schwierigkeiten.

Die Verwendung ist dieselbe, z. B. *ǫllu gusta vętti* „voglio questa soltanto“ (Text aus Esterzili, Bottiglioni, Leggende 108); *a mmengau nfattu nǫn nći via pruš ũ ǫmo, fętti ssa gręšịa* „la mattina seguente non c'era più una casa eccetto la chiesa“ (Text aus Gúspini, ibd. 122); *e immǫe ḍḍǫį aƀarra fętti s raku de s artari maǧǧǫri* „e adesso ci rimane solo l'arco dell' altare maggiore“ (Gúspini, ibd. 122); *no at a boli vetti a mei* „non vorrà se non me“ (L. Matta, Sa Coja de Pittanu 26).

Wie ist nun dieses *fétti*, das genau dieselbe Bedeutung und Anwendung wie *šetti* hat, zu erklären? Porru bringt unter *sceti* die Redensart *sceti e vetti* „solamente“. Davon ist auszugehen. Da im ländlichen Campidanesischen *š* auch das Ergebnis von *s* + *f* ist (s. Wagner, Lautl., S. 22, § 45; S. 71, § 214; Guarnerio, AStSa.

---

[1] Im nördlichen Campidano habe ich des öfteren *šétti* „nur“ mit offenem ę gehört, ebenso *fétti* schwankend mit ę und ẹ. Auch Bottiglioni hat in dem Text aus Esterzili und in dem zweiten aus Guspini *fętti* mit ę, in dem ersten aus Guspini aber *fẹtti* mit ẹ gehört. Neben häufigerem *fętti* hörte ich z. B. in Perdas de Fogu: *m ǫlinti onḍi fętti duarmila e serćęntus fráŋkus* „mi vogliono dare soltanto 2600 franchi“ (AIS., Fragebuch S. 31, 9). Daraus ergibt sich, dafs eben wirklich Schwanken besteht, und so wird wohl die Form mit ę die ursprünglichere sein.

XI, 171—173), stehen zahlreiche gegensätzliche Wörter mit *f-* und *š-* sich gegenüber, z. B. *fúndiri* und *šúndiri*; *fađđu* „glücklich" (fatatus) und *šađđu*, *šeđđu* „unglücklich" (*ex-fatatus), *fđi* und *šđi*, *fáttu* und *šáttu*. Nach solchen Mustern wird man aus *šetti* ein *fétti* gebildet haben, und so wird die Redensart *šétti e vétti* entstanden sein, worauf dann das *fetti* aus ihr losgelöst wurde und selbständig geworden ist.

Das log. *béttsi*, *éttsi*, gall. *éttse*; *ettsi ki* "salvo che" wollte Subak, Litbl. 30, Sp. 115 aus etsi erklären, aber dies ist nicht nur lautlich schwierig, sondern auch begrifflich und wurde deshalb von mir, AStSa V, 209 und auch von Salvioni, RIL. 42, 694 Anm. 4 abgelehnt, ebenso von Meyer-Lübke, REW.[3], Nr. 2919. Da im Bittesischen und Nuoresischen die Form *péttsi* lautet, dachten Salvioni und ich gleichzeitig und unabhängig voneinander an einen Zusammenhang mit ital. *pezzo*; Salvioni meint „per **pezzi-pezzi*". Die Anwendung ist die gleiche wie für die übrigen erwähnten Wörter, z. B.:

Nisciunu faeḍḍa(ta)
Pezzi s'abbadessa

(nessuno parla eccetto l'abbadessa), Ferraro, ATP. 21, 541 (Nuoro);

Mi cheren prus e chentu,
bellu, pezzi tue

(mi vogliono più di cento, bello, oltre te), Ferraro, Barantachimbe Mutos Bittichesos, Torino 1893, S. 13).

Una bia b' aiata unu bábbu ki teniata tręiki ìdzošo, tǫtto ssđnos e mánnos, pęttsi su prur minǫre („una volta vi era un padre che aveva tredici figli, tutti sani e grandi all' eccezione del più piccolo", aus einem von mir in Orune aufgezeichneten Märchen).

Andere Beispiele führte ich in AStSa. V, 209—210 an.

Die Erklärung mittels *pezzo* kann mich aber nicht mehr befriedigen, vor allem deshalb nicht, weil es doch auf der Hand liegt, daſs alle diese lautlich ähnlichen und Gleiches bedeutenden sardischen Wörter zusammengehören müssen.

Die *fétti*-Zone des nördlichen Campidano stöſst an die *péttsi*-Zone der Barbagia und des Nuoresischen. Ich glaube, daſs das nuor. *péttsi* nur eine Umformung von *fétti* ist, wobei durch Überentäuſserung das *-tts-* entstanden ist, da man sich dessen bewuſst ist, daſs einem camp. *-tts-*: log. *-tt-* entspricht und man nun umgekehrt für das camp. *-tt-* : *-tts-* sprach. Es mag dabei gewiſs auch der Einfluſs von *pezzo* mitspielen, aber schon der Ausgang *-i* auch im Nuor. und Log. statt *-e* spricht für Entlehnung aus dem Süden. Und log. *béttsi* setzt nur dieses nuor. *péttsi* fort; der Fall des anlautenden *b-* bei *ettsi*, etc. entspricht den bekannten Sandhi-Erscheinungen, die vielfach zu Abtrennungen und Störungen führen.

Max Leopold Wagner.

---

6. Nochmals siz. *guáḍḍara* (zu ZRPh. LII, 654 ff.).

W. Giese macht mich darauf aufmerksam, daſs ich bei meiner Behandlung von siz. *guáḍḍara*, etc. seine „Erklärung" des Wortes, VKR. I, 201 übersehen habe. In der Tat war mir seine in einer Buchbesprechung versteckte Bemerkung entgangen. Nachdem ich sie jetzt eingesehen habe, muſs ich erklären, daſs ich, auch wenn ich sie gegenwärtig gehabt hätte, sie wohl übergangen haben würde, da mir diese etymologische Aufstellung jeder sicheren Unterlage bar zu sein scheint. Nachdem aber Giese bei seiner „Erklärung" beharrt, glaube ich, vor allem aus prinzipiellen Erwägungen heraus, dazu Stellung nehmen zu müssen. Dabei liegt mir jede Voreingenommenheit gegen den Vater des Einfalls, den ich persönlich hochschätze und dessen Rührigkeit und Vielseitigkeit ich bewundere, ferne. Allerdings kann ich mich nicht ganz der Einsicht verschlieſsen, daſs diese Emsigkeit und dies wohlgemeinte Streben nach Vielseitigkeit des öfteren auf Kosten der Vertiefung geht. Besonders in etymologischen Fragen, die gründlich überlegt und durchgedacht sein wollen, begnügt sich Giese allzu leicht mit dem ersten besten Einfall, wie ja auch kürzlich Rohlfs (AStNSp. 162, S. 158) Veranlassung gehabt hat, über diese etymologischen Flüchtigkeiten anläſslich der Arbeit Giese's über Niolo zu klagen.

VKR. I, 201 sagt Giese zu kalabr. *guállera*: „ich möchte arab. وَلَغَ „lecken, schlappen" vom Hund, dann „heraustreten wie die Zunge des leckenden Hundes" vorschlagen". Eine Erklärung, wie er sich den Übergang von diesem arabischen Verbum zu dem südital. Substantiv, das „Leibschaden, Leistenbruch" bedeutet, denkt, gibt er nicht. Nach Wahrmund II, 1221 bedeutet arab. وَلَغ *walaǵ* „auflecken, auslecken (Hund); saugen (Fliege); den Hund lecken lassen, ihm zu trinken geben"; nach Dozy, Suppl. II, 504: وَلَغ *Inserta* in vas, vel in potum, *lingua eaque motitata sorbuit bibitve* canis; *praebuit potum canis*; und es kommen davon Ableitungen vor, die den Topf, aus dem der Hund trinkt, bezeichnen, so: وَلْغَة *walǵa* „situla parva"; مِيلَغ *milaǵ*, und مِيلَغَة *milaǵa* „vas ex quo bibit canis". Nirgends ist zu lesen, daſs das Verbum auch „heraustreten wie die Zunge des leckenden Hundes" bedeutet, also ist dies wohl nur eine Annahme Giese's, um den Bedeutungsübergang zu „Leistenbruch" zu überbrücken. Daſs man sich irgendeinen Übergang von „lecken" (vom Hunde) zu „Leistenbruch" denken kann, scheint mir fraglich; wenigstens reicht dazu meine Phantasie nicht aus. Die Annahme, das Verbum könne auch die zweite Bedeutung gehabt haben, ist aber vollkommen willkürlich.

Wenn man sich dann die lautlichen Verhältnisse ansieht, so ergibt sich, daſs nur der erste Konsonant mit dem romanischen Worte übereinstimmt. Der zweite Konsonant ist im arabischen Worte *-l-*,

nicht *-ll-*; nun bleibt aber arab. *-l-* in den romanischen Wörtern erhalten, und nur *-ll-* wird siz. zu *-ḍḍ-* (s. jetzt dazu A. Steiger, Contribución a la Fonética del Hispano-Árabe y de los Arabismos en el Ibero-Románico y Siciliano, Madrid 1932, S. 177, 179), so siz. *fulanu*, *taliari*, *kalènġa* (ZRPh. LII, 665); aber *biḍḍaca*. Endlich entspricht der letzte Konsonant *ġ* (d. h. *r* grasseyé, Zäpfchen-*r*) nicht dem Zungenspitzen-*r*, da der Araber beide Laute genau unterscheidet und der Romane zwar das Zungenspitzen-*r* durch den gleichen Laut wiedergibt, das Zäpfchen-*r* aber nicht als *r* hört, sondern durch *g* wiedergibt.

So ar. *ġâlija* > span. *algalia*; *ġâr* „Höhle“ > span. *algar*; *ġazâl*, mit Imâla *ġazêl* > span. *gacela*; *muġaṭṭa* > span. *mogate* (Dozy-Engelmann 315); *muġâwir* > span. *almogávar* (ibd. 172); *rahǵ al-ġâr* „Höhlenpulver, Arsenik“ > span. *rejalgar*, siz. *dzargára* (Wagner, Byz.-Neugriech. Jhb. VIII (1931), 210; Steiger, l. c. 193); daneben kommt gelegentlich eine Verflüchtigung vor, wie in ar. *miġfar* > span. *almofar*, port. *almafre*; ar. *maġîḍ* „Bewässerungskanal“ > siz. *'a Maidda* (Topon.), s. Avolio, S. 94; Steiger, l. c. 165. — Im übrigen vgl. schon Dozy-Engelmann, S. 14 (غ).

Aber selbst wenn die Laute des arabischen und des romanischen Wortes sich einigermaſsen entsprächen, könnte man sich nicht vorstellen, daſs von einem arabischen Verbum mit so abweichender Bedeutung im Sizilianischen und Unteritalienischen ein Substantiv mit der Bedeutung „Leistenbruch“ gezogen worden wäre, nachdem im Arabischen selbst eine ähnliche Bildung nicht existiert. Es gilt in diesem Falle, was ich über die Unmöglichkeit, siz. *kufuruna* von einem **cufu* abzuleiten, ZRPh. LII, 652 gesagt habe. Ebenso unmöglich ist z. B. die von Fokker, ZRPh. XXXIV (1919), 568 aufgestellte Etymologie von span. *carajo* aus dem arab. *ḫaraǵá* خَرَجَ „sortir“, *ḫaráǵ* خَرَاجٌ „chose qui sort“. Hier würden sich die Laute schlieſslich übereinbringen lassen, und begrifflich würde eine Brücke zu finden sein[1], aber es liegt nicht das geringste Anzeichen dafür vor, daſs das Wort im Arabischen das männliche Glied bezeichnete, denn daſs es, wenn es im Arabischen diese Bedeutung nicht hatte, plötzlich auf der iberischen Halbinsel zu ihr gekommen wäre, kann unmöglich angenommen werden. Dazu kommt noch, daſs Pedro de Alcalá neben echt arabischen Ausdrücken *carail*, *carailit* für das männliche

---

[1] Allerdings ist auch die Bedeutungsangabe „chose qui sort“ nicht so ohne weiteres hinzunehmen. Nach Freytag I, 472 bedeutet خَرَجَ „exivit, prodiit“, und خَرَاجٌ „proventus, reditus, tributum“, nach Wahrmund I, 583 letzteres „Bodenertrag, Einkommen, Ausgabe, Kosten, Tribut“, nach Dozy, Suppl. I, 358 auch „sortie, attaque faite par les assiégés; saillie du mur; tribut en nature“; also zumeist liegen übertragene Bedeutungen vor oder spezielle, wie „Ausfall aus einer belagerten Stadt“. Auch das ist ein typisches Beispiel dafür, wie so oft über Bedeutungsschwierigkeiten hinweggegangen wird, nur um einen Einfall zu stützen.

Glied gibt, d. h. ein nach Endung und Anfangskonsonanten (*c-* = *k-*, nicht *ḫ-*) dem Romanischen entlehntes Wort (s. Ausg. P. de Lagarde, S. 139). Spitzer hat nach manchem Schwanken, wie ich glaube, das Richtige getroffen, als er (Bibl. Arch. Rom. II, 1, S. 158) das iberorom. Wort als **characulum* erklärte aus *charax*, *characis*. Nicht nur entspricht diese Basis lautlich genau den iberorom. Reflexen, sondern der begriffliche Übergang „Pfahl, Gerte“ > „Schwanz, Penis“ hat zahlreiche Parallelen in indogermanischen und anderen Sprachen (s. z. B. die zahlreichen Beispiele, die J. Scheftelowitz, Indogerm. Forsch. XXXIII (1913/14), 141 ff. zusammengestellt hat.)

Ich führe auch diesen Fall an, um gegen den Unfug Stellung zu nehmen, der darin besteht, daſs man ein beliebiges Wort nach vagen Anklängen aus einem Wörterbuch zerrt, um damit phantastische Etymologien aufzustellen. Auch Giese's Einfall ist sichtlich so entstanden; er suchte in arabischen Wörterbüchern nach mit *w(a)l-* anlautenden Wörtern; es gibt nicht allzu viele solche, da stieſs er auf *walag*, und dieses muſste nun, da nichts besseres zu finden war, für die Etymologie herhalten.

In unserem Artikel haben wir auf die von anderen früher schon erwogene Herleitung von siz. *guḍḍara* aus arab. أُدْرَة *'adara(t)* zurückgegriffen; begrifflich ist nichts einzuwenden, da das Wort eben arab. „Leistenbruch“ bedeutet; das arab *-d-* führt im Siz. entweder zu *t* oder zu *dd* (s. Steiger, l. c. S. 131 ff.) und häufig auch zu *ḍḍ* (z. B. *kaḍḍu*, s. Rohlfs, Wechssler-Festschrift, S. 395). Aber in dem Falle *guḍḍara* scheint, wie ich ZRPh. LII, 655 und 670 wahrscheinlich gemacht zu haben glaube, auch die Einwirkung romanischer Stämme vorzuliegen, ähnlich wie im Anlaut. Im übrigen macht mich Enno Littmann brieflich darauf aufmerksam, daſs „man bei *'adar(a)* an eine dialektische Nebenform **wadar(a)* denken könne, da in den arab. Dialekten öfters أ mit و wechsle“ (so وَاحِد *wâhid* neben أَحَد *'âhad* „eins“, altarab. أَيْنَ *'ain* „wo“ > neuarab. *wain*, *wên*). Allerdings habe er gerade für أدر > ودر keinen Beleg.

Jedenfalls verdient diese Ableitung begrifflich ohne weiteres den Vorzug, und lautlich läſst sie sich rechtfertigen, wobei man, wie ich in meinem Artikel absichtlich betonte, berücksichtigen muſs, daſs die Einmischung romanischer begrifflich naheliegender Wörter bei fremden nicht mehr verstandenen nicht etwa eine Ausnahme, sondern eine geradezu typischer Vorgang ist, wofür ich S. 565 und Anm. Belege brachte.

Etymologische Einfälle hat ja schlieſslich ein jeder. Man muſs aber verlangen, daſs ein gewissenhafter Forscher einen solchen Einfall zuerst im stillen Kämmerlein nach allen Seiten hin kritisch prüft, und daſs er, wenn er ihn der Öffentlichkeit unterbreitet, einen Beweis für die Richtigkeit oder wenigstens Wahrscheinlichkeit seiner Etymologie antritt. Dazu gehört vor allem die Berücksichtigung der lautlichen, formalen und begrifflichen Seite des Problems, darüber

hinaus je nach Sachlage aber auch die der geschichtlichen, geographischen und kulturgeschichtlichen Faktoren. Wir wissen zur Genüge, daſs nicht in allen Fällen vollkommene Sicherheit erreicht werden kann, sondern daſs man sich vielfach nur einer gröſseren oder geringeren Wahrscheinlichkeit nähern kann. Schuchardt hat es oft genug betont. Immerhin kommt es auf den Grad der Wahrscheinlichkeit an.[1] Mit einer bloſsen Aufstellung irgendeiner phantastischen Etymologie oder eines Einfalls ohne jedwede Beweisführung ist der etymologischen Forschung nicht gedient, im Gegenteil, eine solche Methode, die eben keine ist, ist ihr nur abträglich und würde dahin führen, daſs wir, nachdem die etymologische Forschung und Wortgeschichte in den letzten Dezennien so gewaltige Fortschritte gerade auf romanischem Gebiet gemacht hat, wieder zu den kindlichen Methoden eines Isidor von Sevilla und der mittelalterlichen Autoren herabsinken würden.

Max Leopold Wagner.

II. Zur Literaturgeschichte.

1. Zu Perceval 3675: Cotöatre.

Im Anschluſs an die *Historia regum Britanniae* von Galfrid von Monmouth beschreibt Wace in seinem *Brut* den Einfall des Hunnenkönigs Humber in Schottland, seinen dortigen Sieg und seine spätere Niederlage in England. Galfrid II, 1, 2 (ed. Griscom S. 254) berichtet einfach: applicuit humber rex hunorum in albaniam. & commisso prelio cum albanacto. interfecit eum & gentem patrie ad locrinum diffugere coegit. Locrinus igitur audito rumore associauit sibi kambrum fratrem suum & collegit totam iuuentutem patrie & iuit obuiam regi hunorum circa fluuium quod nunc vocatur humber. Aber sowohl für Wace als auch für den Verfasser des Münchner Bruts bedarf diese Stelle einer Erklärung. Deshalb sagt dieser: Li Hunois lor vindrent encontre Sur l'aigue q'un or claime Humbre (2159—60); und jener: Humbers deca Escoce Watre Loing encontr' eus s'ala combatre (1345—6). Wie Herr Dr. Arnold (Queen's University, Belfast) mir gütigst mitteilt, gibt es zu dieser Stelle verschiedene Lautvarianten, die sich alle leicht aus obiger Lesart ergeben, und auch folgende Sinnvarianten: B. N. fr. 1450 — Escoce et Gatre; B. M. Add. 32125 — Humbert Escoce passa. Es sei aber unnötig, führt er weiter aus, eine Quelle zu suchen, da Wace als berufsmäſsiger Geschichtsschreiber wohl den Namen kennen würde.

[1] Sehr zutreffend sagt E. Muret, Les noms de lieu dans les langues romanes, Paris 1930, S. 29: „Pour qu'une étymologie s'impose à notre conviction, il ne suffit pas qu'on y ait dépensé des trésors d'ingéniosité, il faut qu'elle soit fondée sur un ensemble de données concordantes et sur des raisonnements logiques et persuasifs.“

Schon Madden erkannte (Laȝamon III, 312), daſs hierin ein Name des schottischen Flusses Forth steckte und in seiner Anmerkung zur angelsächsischen Chronik s. a. 1072 gibt Plummer (II, 267) weitere Belege, denen ich folgendes entnehme. In einer um 1165 entstandenen Beschreibung Schottlands heiſst es: illa aqua optima, que Scottice vocata est Froch (Forth), Britannice Werid, Romane vero Scottewatre, id est, Aqua Scotorum (Chronicles of the Picts and Scots S. 136). Ähnlich, wohl zum Teil aus Alfred von Beverley (um 1150) abgeschrieben, bis ins 14. Jahrhundert, vgl. Ranulph Higden (Rolls Series) I, c. 51: ab aquilone autem mare Scoticum quod Scotice dicitur Forth, Britannice Werid, Anglice Scotisshesee; und *Liber de Hyde* (Rolls Series) c. 8: ab aquilone autem mare Scoticum quod Scotice dicitur Forth, Britannice Werid, Anglice Scothissche See. Weiter zitiert Plummer (a. a. O.) eine Stelle aus der um 1162 von Reginald von Durham geschriebenen *Vita S. Oswaldi*, c. 1: Berniciorum (sc. regnum) autem de Tinae exordio usque in Scotwad, quod in Scottorum lingua Forth nominatur. Noch zwei Stellen habe ich hinzuzufügen. In den *Annales de Waverleia* (Rolls Series) s. a. 1072 (der angelsächsischen Chronik entsprechend) steht: (Wilhelm) exercitum suum per terram apud Scotewade introduxit; und im Münchner Brut, bei der Verteilung des Reiches nach dem Tod des Königs Brutus, heiſst es (2101—2): Suz la main Locrin fu la terre Des Scotewad desqu'a Saverne.

An diese Namen wird man wohl denken bei der Percevalstelle (3675): au lac qui est sor Cotöatre; und *-öatre* lieſse sich ohne Bedenken aus dem englischen *-watre* herleiten. Man vergleiche bei Christian *Evröic* (Erec 2131, Wilhelm 3181) = *Everwic* bei anglonormannischen Schriftstellern (< Eoferwic) = York und bei Renaut de Beaujeu *Öirecestre* (Le Bel inconnu 5571) = *Wirecestre* (< Wigraceaster) = Worcester. Die erste Silbe aber macht Schwierigkeiten. Zwar findet man vereinzelt in Urkunden usw. des zwölften und der späteren Jahrhunderte englische Ortsnamen mit Schwund des anlautenden *s* vor Konsonant, die teils auf mündlichem Wege zum Schreiber gekommen sind, z. B. *Codreschelf* in Domesday Book = Skutterskelfe, Yorkshire N. R. (vgl. Zachrisson, Anglo-Norman Influence on English Placenames, S. 67ff.; ders. in Introduction to the Survey of English Placenames, S. 103), doch besteht eine andere Möglichkeit, die mir wahrscheinlicher ist, nämlich Entstehung durch falsche Zerlegung des Namens. Da solche bei anglonormannischen Schreibern vorkommen, z. B. Gaimar 1015: *a Dexestane s'asemblerent*, wofür die Hss. Durham und Lincoln *a Heroldesham* (wohl Hectoldesham = Hexham) lesen, wird man sich kaum wundern, ähnliche Entstellungen englischer Namen auf dem Festlande zu treffen. Also dürfen wir annehmen, *Cotöatre* entspreche dem englischen *Scottewatre*, was die Bedeutung anbelangt. Mit der Lage steht es aber anders.

Wie wir eben gesehen haben, ist derselbe ein Fluſsname und die Wacestelle zeigt deutlich, daſs der Dichter nicht nur der Lage, sondern

auch der Bedeutung des Wortes, dessen ersten Bestandteil er übersetzt, sich bewuſst war. Er hat aber ungenügende Rücksicht darauf genommen, daſs seine Leser unkundiger sein könnten, und in der Tat ergab sich für einen solchen bloſs aus dem Zusammenhang, *Escocewatre* liege zwischen Schottland und dem Humber, es blieb ihm aber unklar, um was für eine Örtlichkeit es sich handle. Deshalb hat wohl der Dichter des *Escanor* den Namen, welchen er öfters in der Form *Escossuätre* erwähnt, als Landesname aufgefaſst.

Da der Name nur einmal, und wie nebenbei bemerkt, in Christians Perceval vorkommt, wird er sich wohl vorbehalten haben, eine genauere Schilderung des Ortes zu geben, wenn es sich im Verlauf seines Romans um Percevals Ankunft *au lac sor Cotöatre* handeln sollte. Immerhin kann es bei ihm ein Fluſs sein, braucht es aber nicht und deshalb ist die Stelle später miſsverstanden worden. In einem Zusatz der Hs. H (ed. Hilka S. 474) und im Prosadruck (daselbst S. 551) steht *Cotöatre* unzweideutig als Name eines Sees und, wie der Herausgeber anmerkt, haben Wolfram und die Saga die Stelle falsch übersetzt. In der Gerbertfortsetzung erfahren wir weiteres über den Schmied *Trebuchet* und *Cotöatre*, das hier als Name einer Burg erscheint, und aus den unklaren geographischen Vorstellungen des Dichters geht soviel hervor, daſs die Burg eher im Osten des Landes zu suchen ist. Deshalb darf man wohl auſser Acht lassen, daſs *Scotwad* uns auch im Mittelalter als Name des Solway Firth begegnet (vgl. Fordun III, 7).

Zum Schluſs wäre vielleicht folgendes zu erwähnen. Ganz in der Nähe des Forth und nicht unweit von Edinburgh und Melrose liegt an einem See die alte königliche Stadt, Linlithgow, wo schon David I (1124—51) ein 'manor', wahrscheinlich auch einen Wohnsitz, besaſs. Könnte Linlithgow möglicherweise hinter dem rätselhaften *Cotöatre* stecken?

ALEXANDER BELL.

---

2. Zu Poème moral, V. 3765.

Der V. 3765 des von A. Bayot zum erstenmal vollständig herausgegebenen Poème moral lautet so:

Cui glotenie plaist, qui si salt par yvrece,
(N'entent pas ver enfer con forment il s'adrece.)

In seiner Besprechung von Bayots Arbeit (Zs. LIII, 212ff.) sagt O. Schultz-Gora (S. 223) in bezug auf diesen Vers: „Was das *si*, in das Walberg das *se* der Hs. ändert und das Bayot annimmt, hier bedeuten soll, ist mir unklar. Da m. W. nach einem Relativ kein 'gemütliches' *si* begegnet, so wird refl. *salir* vorliegen, das nach einer Mitteilung von A. Schulze z. B. Berte 2150 begegnet."

Wenn *se salt* in der Handschrift stände, wäre es mir nie eingefallen, *se* in *si* zu ändern. Die Handschrift bietet aber *si*, das Menge falsch als *se* gelesen hatte. Dies habe ich in meinen Remarques sur le texte

de la seconde partie du Poème moral (Neuphilol. Mitteil. 1925, S. 87—109) ganz deutlich gesagt: „V. 1445. *qui se salt par yvrece*; note [de M. Menge]: „Sinn von *se salt*?" Le ms. a *si salt*; ce dernier mot est naturellement prés. indic., 3e pers. sing., de *sailhir* 'sauter', 'danser'." Das ist alles, was ich über den Vers geäufsert habe. In der Varia Lectio seiner Ausgabe hat Bayot meine Richtigstellung angegeben, wie er das öfters (wenn auch nicht immer) tut.

Ein ähnliches ('gemütliches'? vgl. oben) *si*, das weder an etwas Vorhergehendes noch an etwas Nachfolgendes anknüpft, findet sich in dem Poème moral, nach einem Relativ, nicht nur an Stellen wie die folgenden: *Teiz hom est qui bien fait, car il n'ose mal faire Por poor de l'enfier, qui si art, qui si flaire* 85—6, *Li cors, qui si est or perezos et pesanz, Solonc sa volenteit iert legiers et sallanz* 1753—4, usw., sondern auch Vv. 69—72, wo man, wie im V. 3765, es mit einschränkenden Relativsätzen zu tun hat: *Cil qui tant soi delitent d'ostoirs et d'esperviers, Qui si grant joie mainnent de chie[n]s et de levriers . . . Ja nul n'en conistrat sai[n]z Pierres li portiers.* Dafs *si* hier vor einem Adjektiv steht, während es V. 3765 (wie V. 86) das Zeitwort bestimmt, macht natürlich keinen Wesensunterschied. V. 3765 möchte ich das Wort etwa 'in der bekannten Weise' ('so, wie man weifs') übersetzen.

Die Hauptsache ist aber, dafs ich nicht, wie Schultz-Gora behauptet, irgend etwas am Text der Handschrift geändert, sondern Menges falsche Lesart berichtigt habe.

EMANUEL WALBERG.

BESPRECHUNGEN UND ANZEIGEN.

Französisch.

Walter Gottschalk, Die Wiedergabe der deutschen Präpositionen im Französischen. Heidelberg: Winter 1928. 37 S.

Bei Gottschalk sind wir an Gutes gewöhnt; sei es, daſs er — wie in diesem Werkchen — mit Absicht nur einen raschen Überblick über ein Kapitel der Grammatik gibt, sei es, daſs er in ein Gebiet eindringen will, wie in den *Sprichwörtlichen Redensarten der Französischen Sprache*.

Die Handhabung der Präpositionen bildet eines der schwersten Kapitel bei dem Studium der französischen Sprache. Wir sind auf Plattner angewiesen, von welchem Gottschalk ausgegangen ist. Bekanntlich werden bei Plattner die Präpositionen nach dreifachem Gesichtspunkt eingeteilt: räumlich, zeitlich und modal. Jeder Gruppe sind zahlreiche Paragraphen gewidmet mit einer Fülle von Beispielen. Damit gibt uns Plattner das Ausführlichste, was auf diesem Gebiete geboten worden ist. Dieses groſse Material macht das Suchen zeitraubend und entmutigt nicht selten. Gottschalk hat nur das Wichtigste von Plattner genommen, er hat „in anderer Weise gruppiert", indem er von den deutschen Präpositionen ausgeht, und er hat „schärfer formuliert". Falls diese letzten Worte einen Tadel Plattners enthalten, lehne ich sie energisch ab, denn das, was Plattner uns gegeben hat, bleibt das Beste. Während Plattner den Präpositionen 164 Seiten widmet, genügen Gottschalk 37 Seiten. Zweifelsohne wird dieses kleine Buch Schülern und Studierenden gute Dienste leisten. Sie werden mit Vorliebe an Gottschalk herangehen, denn die heutige Jugend hat es eilig, und sie wird vielfach ohne Mühe finden, was sie sucht. Für meine Person ziehe ich Plattner vor, doch ist auch Gottschalk mir sympathisch.

Von einem Büchlein, das einen raschen Überblick geben will, kann man nicht verlangen, daſs es alle Fälle enthält. Immerhin sollte man doch erwarten, daſs ausnahmslos die gebräuchlichsten darin vertreten sind.

Einige Beispiele oder Bemerkungen:

5 *à la Sorbonne* aber auch: *en Sorbonne*.
Es fehlt bei *an* das geläufige *en fin de* wie z. B.:
en fin de représentation les gradins d'un cirque s'écroulent.

6 Bei *an* oder bei *während* fehlt *de* in Fällen wie:
la traversée peut être effectuée de jour.

8 *en s'emploie dans certaines tournures für das deutsche auf: en français usw.* Hier vermisse ich die gerade für Philologen interessanten Fälle wie: *casque, couronne en tête, en selle, en scène, en mer, en méditerranée, en bicyclette usw.* Für die letztere Konstruktion verweise ich auf meinen Aufsatz im Archiv, Band 153, 1928, S. 104ff. Allerdings sagte ich da: *In der Tagesliteratur ist es mir trotz eifriger Lektüre nicht gelungen, einen Beleg zu en bicyclette zu finden.* Dies muſs berichtigt werden, da ich inzwischen Belege fand, wie: *prince et nonagénaire vont se mesurer en bécane* (Petit Journal 24. 3. 28) . . . *le nouveau grimpeur en bicyclette* (Petit Journal 26. 3. 28) . . . *les sportifs besognent à pied, en vélo, en auto* (Petit Parisien 27. 7. 28). Jules Romains schrieb eine kurze Erzählung, die den Titel trägt: *En Bicyclette.* (S. Diesterwegs Neusprachliche Hefte Nr. 32 S. 17). S. 22 (bei Gottsch.) wird *aller à bicyclette* verzeichnet und S. 24 *aller à bicyclette familièrement: en vélo.* Man könnte aber daraus entnehmen, daſs *en bicyclette* unmöglich sei.

7 *dans la cour* (auf dem Hofe). Ich vermisse *à la cour* (bei Hofe). *Naviguer sur mer.* Es erweckt den Eindruck, als seien wir auf *sur* allein angewiesen, da von einem *naviguer en mer* keine Rede ist.

8 *tomber par terre* (*par est préféré à „à" dans la conversation courante*). Der Unterschied, den uns Plattner gibt (Band IV, S. 233), erscheint mir zuverlässiger.

15 *lever les yeux vers le ciel,* aber auch *au ciel*; *aller vers quelqu'un,* aber auch: *à quelqu'un* oder *sur quelqu'un.*

21 *pendant la guerre,* während des Krieges. Es hätte erwähnt werden können, daſs der Franzose heutzutage auch gern *dans la guerre* sagt, z. B. *la liste des opérateurs qui, soit dans la paix, soit dans la guerre, ont fait héroïquement leur devoir* (Petit Journal 14. 3. 27). Man vergleiche auch: *il vivait, dans la journée, libre dans son domaine* (Petit Parisien 18. 3. 28).

28 *über eine Brücke gehen: passer, traverser un pont.* Der Gebrauch des Verbums *traverser* ist hier unglücklich. *Traverser* in diesem Falle wird meistens verworfen, weil es Querrichtung statt Längsrichtung bedeuten würde (Plattner V, 565). Auch bei Littré (traverser 6⁰) ist zu lesen: . . . *on ne traverse un chemin que dans sa largeur, car y marcher dans sa longueur, c'est le suivre.* Allerdings führt er unter seinen Beispielen an: *Ils passent dix portes, traversent quatre punz.* Chanson de Rol. CXC.

29 Es wird uns von den Fällen gesprochen, in denen der Franzose die Präposition *de* da braucht, wo der Deutsche überhaupt keine hat (*une planche longue de quatre mètres*). Das Umgekehrte wäre auch einer Erwähnung würdig gewesen. Ich meine die Fälle, wo der Deutsche irgendeine Präposition da braucht, wo der Franzose keine hat, z. B.: *Erzählen Sie mir davon* (racontez-moi cela); *er hörte von der Freigebigkeit des Königs* (il entendit parler de la libéralité du roi); *er hoffte auf ein Geschenk* (il espérait un

cadeau); *er erfuhr von dieser Geschichte* (il apprit cette histoire) usw.

32 Es werden uns Beispiele von *Partizip* + *de* und *Partizip* + *par* gegeben. Es handelt sich aber um Fälle, wo *par* und *de* nebeneinander stehen können. Ich hätte hier eine ausführlichere Liste erwartet von den Partizipien, die ein *par* nach sich verlangen und dann eine zweite von denen, die mit *de* konstruiert werden. Es verlangen z. B. stets *de*: *imbu, malvoulu, molesté, redouté, surmonté, usité usw.*, stets *par*: *découragé, déçu, donné, nommé, servi usw.*

Der Verfasser könnte mir erwidern, er wolle das Gebiet der Präpositionen gar nicht erschöpfen und deswegen kann hier von einem Vorwurf nicht die Rede sein. Ich hege den Wunsch, daſs der Verfasser eines Tages auf den Gedanken kommt, das Gebiet der Präpositionen nach dem Muster des jetzigen Büchleins zu erweitern. Seine Kenntnis der französischen Sprache, seine Leistungen und die Genauigkeit, an welche er uns gewöhnt hat, versprechen einen sowohl groſsen, wie wohlverdienten Erfolg.

Einstweilen wünsche ich diesem Bändchen viele Freunde. Möge es eine Brücke sein, die vom Elementaren zu Plattner führt, eine Brücke, die eifrig und gern beschritten wird.

René Olivier.

B. H. J. Weerenbeck, Participe Présent et Gérondif, Editeurs Dekker & van de Vegt en J. W. van Leeuwen Nimègue-Utrecht; Librairie Ancienne Honoré Champion, 5 Quai Malaquais Paris, Amsterdamer Dissertation, 1927, 339 Seiten.

Der Verfasser, ein geborener Holländer, hat seine Dissertation in einwandfreiem, angenehmem und klarem Französisch geschrieben. Dies ist schon ein beredtes Zeugnis für die gründliche Kenntnis der Sprache, welche er syntaktischen Studien unterzieht. Die Romanistik ist seit kurzer Zeit erst in Holland, nämlich in Amsterdam, Promotionsfach. Unser Doktorand zeigt uns aber, daſs einer ausgedehnten Forschungsarbeit nicht die Jugend eines Faches im Wege steht. Sie kann mit dem Cid sprechen:

Je suis jeune, il est vrai, mais aux âmes bien nées
La valeur n'attend pas le nombre des années.

Mit groſser Liebe hat sich Weerenbeck ans Werk gesetzt. Zahlreiche Quellen hat er überlegend benutzt. Besonders deutsche Werke hat er in Betracht gezogen: die Bibliothek Sainte-Geneviève und die der Sorbonne haben sie ihm zugänglich gemacht. Auſser seinen holländischen Lehrern spricht er einem Jesuiten, einem seiner früheren Lehrer, seine warme Anerkennung aus, weil er in ihm die Liebe zur französischen Sprache entflammt hat. Zu einer so ausgedehnten, reichhaltigen Arbeit war obige Liebe auch Bedingung, so daſs der Jesuitenschüler sicherlich auch die Meinung Lamartines unterschreiben würde: „ . . . *comme Voltaire, je vois en eux les maîtres les plus dignes de toucher avec des mains pieuses l'âme*

délicate de la jeunesse, je vois dans leur institut l'école et l'exemple des corps enseignants . . ."

Der Verfasser strebt nicht so sehr danach, neues Material zu finden, vielmehr will er aus dem vorhandenen das ans Licht bringen, was im Schatten geblieben ist. Seine Folgerungen sind scharfsinnig und so viel Bescheidenheit beseelt sie, daſs sie auch bei Andersdenkenden Berücksichtigung finden werden. Zunächst soll uns klar werden, was die Dissertation unter Gerundivum, Gerundium und Participium Praesens versteht. Bekanntlich haben diese Bezeichnungen oftmals schwankende Bedeutungen bei Grammatikern. Das Gerundivum ist ein Verbaladjektiv dreier Endungen, wie *colendus -da -dum*, so *studium agri colendi* (= *studium agriculturae*). Mit Unrecht hat man das Gerundivum ein Participium Futuri Passivi genannt, als welches es sich erst seit dem Ende des III. Jahrh. n. Chr. gebraucht findet. Das Gerundium ist ein Neutrum des Gerundivums. Es wird gebraucht, um die fehlenden Kasus des Infinitivs zu bilden: Genitiv, Dativ und Ablativ, den Akkusativ aber nur in Verbindung mit einer Praeposition, so *cupiditas bellandi* (= *belli gerendi*), oder *ars rem publicam administrandi* (= *administratio rei publicae*).

Das Participium Praesens bezeichnet den Begriff des Verbs als einen Adjektivbegriff. Es wird dekliniert und muſs sich an ein Substantiv anlehnen und daher mit diesem gleiches Geschlecht, gleichen Numerus und Kasus haben. Das Participe Présent hat adjektivischen Charakter, verbale Funktion und Bedeutung. Wie im Latein bezeichnet das Participe Présent einen entweder tätigen oder leidenden Zustand, das Adjektiv hingegen eine Eigenschaft. Die Bezeichnung Participe-Gérondif lehnt Weerenbeck aus Klarheitsgründen ab. Das Gérondif ist in der Regel mit *en* begleitet, braucht es aber nicht zu sein. Adverbial ist es in: *Il est possible de dire la vérité en riant* wie in: *in ridendo dicere verum.* Es erübrigt sich hier, sich um das Subjekt des Satzes zu kümmern. En riant ist lediglich eine adverbiale Bestimmung zu *dire la vérité.* Es ändert nichts daran, daſs das Gérondif attributive Funktion haben kann und sich dann auf das Subjekt bezieht: *Prenant des exemples dans l'histoire liturgique, le pape montre que l'institution de cette fête spéciale* . . . Wie sehr Participe und Adjectif ineinandergeschmolzen sind, zeigt das einfache Wort *obéissant* z. B. *La voilà obéissant, obéissante* . . . Die Grenze ist nicht immer zu ersehen. Die Basis eines jeden verbalen Gedankens bildet nach der Wundtschen Theorie „*Der Zustand*" (Völkerpsychologie II, Die Sprache II, S. 4 und 137—138), aber gerade dieser *Zustand* ist oftmals schwer erkenntlich. Manche Adjektive wie *savant* haben jeden verbalen Sinn aufgegeben. S. 27 finden wir eine Liste von Participes, die auch adjektivisch gebraucht werden; vollständig will sie nicht sein. Buchstabe A liefert zehn Exemplare. Von der Häufigkeit dieser Participes kann man sich ein Bild machen, indem man hinzufügt: *accablant, abracadabrant, agaçant, alléchant, attachant, accommodant, aguichant, affligeant, arabisant, ambiant, affolant, affriolant, allant, assaillant, aimant, alarmant, assommant, agglutinant, assonant, attenant, attaquant, attristant, argumentant, acquérant, altérant, aspirant, atterrant, abasourdissant,*

aboutissant usw. Plattner (II, 3, § 276) gibt eine Liste von Partizipien, zu welchen ein Verb nicht bzw. nicht mehr vorhanden ist. — Nach diesen Allgemeinheiten erstreckt sich dann die Forschung auf die beiden Gebiete der klassischen und romanischen Philologie. Zunächst wird der verbale Wert des Participiums Praesentis untersucht. Hierbei wurden herangezogen die Arbeiten von Mazoureau, Meyer-Lübke, Riemann, Stolz und Schmalz, Hoppe, Rönsch, Pichon, Bonnet, Dubois, Pirson, Krusch, Halphen u. a. m. Ursprünglich war das Participium praesens ein Adjektiv; die literarische Sprache gab ihm seine partizipiale Funktion, die es eine Zeitlang besessen und wieder verloren hatte, zurück. In der klassischen Zeit war seine verbale Funktion sehr lebendig. Hieronymus weicht von den Klassikern ab, obwohl er die klassische Sprache bewundert. Er ist der glorreichste Vertreter des christlichen Lateins, das das gelehrte mittelalterliche Europa gesprochen hat. Mit Hieronymus erhält das Participium häufiger verbalen Sinn; sogar substantivischen Wert legt er ihm bei: *celantes, crucifigentibus, dormientibus, exeuntes, male habentes, ignorantium* usw. In den folgenden Jahrhunderten setzt die verbale Bedeutung ihren siegreichen Marsch fort. Nicht nur die Zeit des Plautus, sowie die klassische, die republikanische und die kaiserliche Zeit haben das verbale Participium gepflegt, sondern auch und vorwiegend die Kirchenväter. Das Jonas-Fragment enthält auch eins: *chi sicci et aridi permanent negantes filium dei.* Mit gröſster Wahrscheinlichkeit kann man daraus schlieſsen, daſs das Participe Présent nur eine Fortsetzung ist des Participium praesentis. Die Schwierigkeit liegt aber darin, daſs das af. Participe Présent vielfach flexionslos ist, so Nom. Mask. Sing.; Akk. Plur. Mask. u. Fem.; Nom. Sing. u. Plur. Fem. Der Verfasser ist folgender Ansicht: *amant* geht auf *amantem* zurück. Analog mit den Adjektiven entstand ein Nominativ *amanz* (vgl. *granz*), wenn das Partizip adjektivisch wurde, während ein Nominativ *amant* blieb, sobald der verbale Wert erhalten blieb, so in der Chanson de Roland 949, 1831, 2272, 2729 u. 3378: *trenchant, curant, luisant, curant, trenchant.* Zahlreiche Stellen aus af. Texten werden angeführt. Die vermutlichen **amantis, *clamantis* sind noch immer nicht belegt. Wenn die französische Akademie 1679 die Unveränderlichkeit der Participes Présents Actifs anordnete, so bedeutet dies keine Neuerung, sondern die Bestätigung, daſs das sprechende Volk die verbale Form fühlte, welche viele Texte in Anlehnung an das Latein miſsachteten. Der Verfasser vertritt gegen Meyer-Lübke und Schwahn-Behrens die Ansicht, daſs das Participe Présent im Romanischen noch besteht und daſs die unveränderlichen Formen in *-ant* nicht unbedingt auf ein Gerundium in *-ndo*, sondern auf ein Participium zurückzuführen sind. Das Participium Praesens, so meint der Verfasser weiter, findet man so oft im Spätlatein, daſs es unnötig ist, wie Sneyders de Vogel es tut, ein *femina *amando liberos* als Zwischenstufe zwischen *femina amans liberos* und *une femme aimant ses enfants* einzusetzen. In Sätzen wie *Ces femmes voyant le danger se mirent à fuir* und *On représente Flora tenant en mains une guirlande de fleurs* erblicken Dietz, Meyer-Lübke, Darmesteter, Sneyders de Vogel und andere in *voyant* und *tenant* ein Gérondif, das auf ein Gerundium zurückgeht. Weerenbeck stimmt Mercier bei, der

in seiner *Histoire des Participes Français* (Recueil de travaux originaux ou traduits relatifs à la philologie & à l'histoire littéraire, dixième fascicule Paris 1879) S. 23 sagt: *Il n'y a aujourd'hui personne en France pour qualifier de gérondif les participes voyant et tenant,* oder S. 22—23: *Les écrivains n'ont jamais fait la confusion entre le participe présent et le gérondif.* Die gepriesenen und weit widerhallenden Darlegungen Meyer-Lübkes (*Gramm. der Rom. Sprachen*) und Lerchs (*Das invariable Participium Praesentis des Französischen, Ursprung und Konsequenz eines alten Irrtums, Rom. Forsch. XXXIII,* 1915, S. 369ff.) überzeugen den Verfasser nicht. Die Punkte, die der Doktorand bei der Promotion mündlich verteidigt hat, sind in den, in niederländischer Sprache verfaſsten, sogenannten „Stellingen" der Arbeit beigefügt. Auch da ist zu lesen: *De kritiek, die Prof. E. Lerch* (*Das invar . . .*) *op de regels der Fransche grammaires betreffende „le participe présent" en „l'adjectif verbal" uitoefend, ist niet voldoende gemotiveerd . . .* und weiter: *De meening van vele romanisten, dat het gerundium de plaats van het participium praesens heeft ingenomen, ook als dit betrekking heeft op het voorwerp of een bepaling van den zin, is niet juist.* Die groſse Mehrheit der französischen Grammatiker ist von der Ansicht des XVII. Jahrhunderts abgekommen. Abweichend von den damaligen Franzosen und den heutigen deutschen Romanisten erblicken die jetzigen französischen Grammatiker kein Gérondif mehr in: *une femme aimant la vertu.* Die deutsche Schule begründet ihre Auffassung durch Vergleiche aus den übrigen romanischen Sprachen. Rumänisches *a iscălit cu mîna tremurîndă,* sowie spanisches *Napoleon passando los Alpes* u. a. m. geben der deutschen Ansicht eine unbestrittene Bestätigung. Die französische Schule dagegen widmet sich der französischen Philologie. Sie hegt Miſstrauen gegen Parallelerscheinungen aus den anderen romanischen Sprachen, bleibt auf französischem Boden, folgt dem jetzigen Sprachgebrauch und glaubt, daſs die Verfügung der frz. Akademie von 1679 einem allgemeinen Gebrauch Rechtskraft gegeben hat. Ich neige dazu, mich mit Weerenbeck unter die Verteidiger der französischen Ansicht einzureihen. Über die romanischen Forschungen darf man sich trotzdem nicht hinwegsetzen, so daſs wir hier vor einer Frage stehen, deren doppelte Beantwortung gleiche Berücksichtigung verdient, solange ein entscheidendes Argument nicht eine der Lösungen ausschlieſst. Ein Vergleich mit anderen auſserfranzösischen romanischen Sprachen spricht auch zuweilen zugunsten der französischen Ansicht, so: *la casa che porta il numero* 40 zu Französischem *Portant le numéro . . .* Tagliavini behauptet: *nè in prosa, nè in poesia si può dire mai: vidi Catone sedendo in biblioteca.* Im Provenzalischen erfuhr das Partizip ein dem Französischen ähnliches Schicksal. Wir müssen Weerenbeck dankbar sein für die Fülle Belege, die er seiner Lektüre entnommen hat. S. 138—139 zeigt er uns wie Participes, die sich auf einen Akkusativ nach einem Verbum des Sehens beziehen, kräftiger wirken als ein Infinitiv, so: *je vois la femme travaillant au bien-être de l'humanité souffrante, améliorant l'hygiène . . . Travaillant* hat verbale Kraft, drückt aber mehr als der Infinitiv die währende Handlung aus. In: *il fallait regarder certains radicaux écoutant la lecture du communiqué ministériel* hält er den Infinitiv für unmöglich. Zweifelsohne

ist das Participe besser, weil es unsere Vorstellung treuer ausdrückt. Wenn ein: *il contemple sa soeur *faire son oraison* weniger möglich klingt, so sehe ich nicht ein, daſs *il regarde sa soeur écrire une lettre* unmöglich wäre. Wir vermissen hier mehr Einzelheiten über diese interessante Erscheinung.

In der absoluten partizipialen Konstruktion (*en tournant à droite il y a une rue qui . . .*) sieht der Verfasser keine Fortsetzung des Nominativus absolutus, sondern ein Participe und dies mit Diez, Hölder, Lücking, Mätzner und den Franzosen. Bekanntlich sind Klemenz (*Der Syntactische Gebrauch des Participium Praesentis und des Gerundiums im Altfranzösischen*, Breslauer Dissertation 1884) und Stimming (*Verwendung des Gerundiums und des Participiums Praesentis im Altfranzösischen*, Band X, 1886, dieser Zeitschrift, S. 526—554) anderer Ansicht.

Was die periphrastische Verbindung des Verbums mit dem Participium praesentis betrifft, glauben manche Romanisten auch hier mit einem Gérondif zu tun zu haben, weil eben in anderen romanischen Sprachen ein Gerundium vor uns steht. Das Italienische, Portugiesische und Rumänische liefern für Weerenbeck keinen genügenden Beweis dafür, daſs frz. ein Gerundium zugrunde liegt. Hier dürfte der Streit von geringfügiger Tragweite sein, denn die Konstruktion ist seit langer Zeit im starken Abnehmen und Brunot (*Histoire de la Langue Française*, 1909, III, I, S. 6) sagt mit Recht: „Depuis Malherbe, la périphrase avec aller a pu seule survivre . . .“

Wenn nun das Participe sich auf das Subjekt des Satzes bezieht (*Nous écoutons calmes et souriants rugir les lions et les hyènes*), so haben *calmes* und *souriants* nicht denselben adverbialen Wert wie *calmement* und *en souriant*. Das Participe *donnant* in: *Le Président de la République, donnant aujourd'hui une chasse en l'honneur du roi d'Espagne, ne tiendra pas son audience parlementaire habituelle* ist u. a. nichts anderes, meint Weerenbeck, als die Fortsetzung der Participia Praesentia wie: *succedens sibimet quaesita morte resurgit*.

Die Altphilologen sind sich nicht einig über den Ursprung des Gerundiums. Weiſsenborn wie Scaliger meinen, daſs das Gerundivum dem Gerundium vorangegangen ist. Bayard (*De Gerundivi et Gerundii vi antiquissima et usu recentiore*) irrt, wenn er S. 26 schreibt: *De gerundii origine doctrinam a Weifsenborn anno hujus saeculi quadragesimo quarto propositam plerique grammatici accipientes docebant primariam formam gerundium, deriuatam gerundiuum esse . . .*, denn für Weiſsenborn ist das Gerundivum primär. Auf Einzelheiten wollen wir hier nicht eingehen. Es genüge uns zu bemerken, daſs für unseren Verfasser die Formen in *-ndus* ursprünglich nur adjektivischer Natur waren, und daſs er die Priorität des Gerundivums plaidiert. Es steht für ihn nichts im Wege, daſs ein ursprüngliches Adjektiv mit der Zeit partizipialen oder verbalen Wert übernimmt.

Das Gérondif ist aus dem Ablativus des Gerundiums entstanden. Stimming, Mönch, Klemenz und Tobler haben das Gebiet des Gérondif so reichlich ausgeerntet, daſs Weerenbeck einsehen muſs, daſs nur noch sehr wenig Ähren zu lesen übrig bleiben. Das Gérondif ist ein reines oder ein praepositionales. Es kann instrumental sein, temporal, kausal, kondi-

tional, konzessiv usw. Klemenz legt dafür Zeugnis ab, dafs die Gérondifs in der alten Sprache in sehr geringer Zahl vorkommen. Demnach wäre es nicht angebracht, allzuviel nur aus dem Afrz. zu schliefsen. Die seltenen Gérondifs wie *chantant en portent le cors saint Alexis, Alexis* 105, 5 sind die Fortsetzung des Gerundiums in *-ndo*. Die Theorie von Mönch (S. *Die Verwendung des Gerundiums und des Participiums Praesentis im Französischen, Göttinger Dissertation*, 1912) findet beim Verfasser wenig Anklang, weil letzterer keinen substantivischen Charakter findet in gérondifs wie:

Ne quex sunt les decepcions
Qui viennent par tex visions,
Soit en veillant, soit en dormant . . . (*Rose* 18, 983).

Er stimmt vielmehr Kalepky bei, für welchen (S. Band XX, S. 277ff. dieser Zeitschrift) der Infinitiv die Ausdrucksform ist im modernen Frz. für „*die abstrakteste Vorstellungsweise eines Zeitseienden*", während das Gérondif niemals „*eine rein abstrakte Vorstellung eines Zeitseienden*" ausdrückt, sondern „*eine solche Vorstellung eines Zeitseienden, dem das Moment der Konkretheit, einer gewissen zeitlichen Ausgedehntheit, eines Sich-durch-die-Zeit-Erstreckens usw. beiwohnt*". Mit Recht bemerkt der Verfasser, dafs die Grammatiker bzw. die Puristen, von welchen Plattner (§ 278, S. 310) anläfslich der Unkorrektheit von *L'appétit vient en mangeant* spricht, gegen den Sprachgebrauch nichts vermögen werden. Ich denke an die zutreffenden Worte Thérives (*Le Français Langue Morte?*) S. 89: . . . *On voit d'habitude peu de gens aussi mal renseignés que les puristes*, oder an die Geoffrions (*Zigzags autour de nos Parlers*) 2. Reihe, S. 56: *Si encore une fois, nos puristes se donnaient la peine de consulter les dictionnaires avant de lancer leurs anathèmes* . . . Zu S. 304—305 scheint es mir nicht ganz einwandfrei, dafs Ausdrücke wie: *c'est en montant à droite, en descendant à gauche* als Äquivalente nur *un peu plus haut à droite, un peu plus bas à gauche* haben. Mönch, der jedem Gérondif substantivischen Charakter gibt, verteidigt einen Standpunkt, der ebensoviel Wahrscheinlichkeit hat. In *en prenant l'escalier au fond de la cour* ist es zweifelhaft, ob der Franzose nur an die einzige Bedeudung denkt: *par l'escalier qui est au fond de la cour*. Dies sind alles Möglichkeiten, aber keine Gewifsheiten. Das reine Gérondif oder Gérondif mit *en* wird oft unterschiedslos gebraucht. S. 312ff. finden wir typische Beispiele hierfür. Es sei nur hier angeführt: *Néanmoins, nos viticulteurs protestèrent; tirant argument de la crise de mévente qui sévissait pendant la première partie de l'année en cours* (*et dont on avait, du reste, exagéré beaucoup la gravité*) *ils réclamèrent des mesures de protection qu'on leur accorda en soumettant les vins portugais à notre tarif général, c'est-à-dire en quadruplant les droits, jusque-là, du tarif minimum* . . . und: *la voiture n'avait que trois roues: l'une directrice et les deux autres motrices. Pour atténuer les trépidations, la roue directrice portait un bandage en caoutchouc plein. Mais celui-ci sortait à tout moment de la jante, et nous l'y remplaçâmes cent fois, nous efforçant en vain de le fixer d'une façon plus solide* . . . Der Verfasser tut gut daran, immer wieder zu betonen, dafs die zwei Gebiete des Participe und des Gérondif sich nicht durch scharfe Grenzen trennen lassen: . . . *C'est*

dire (S. 307) *aussi qu'on ne peut pas délimiter dans tous les cas le terrain exact du participe présent et du gérondif et qu'il n'y a donc pas lieu de parler uniquement de deux domaines de peuples voisins; il y a aussi un Niemandsland où chacun semble, pour ainsi dire, libre de choisir entre le participe et le gérondif.* Anläßlich der heutigen Sprache ist die Ausführung (S. 315) interessant: *Il serait intéressant de rechercher, dans quels cas spéciaux, dans quelles situations, dans quel état d'esprit, ceux qui se servent d'un gérondif le font de préférence, et comment il se fait que des colonnes entières d'un article n'en offrent quelquefois aucun exemple, tandis que, plus loin, trois ou quatre gérondifs se suivent de très près.* Es ist zu bedauern, daß der Verfasser seine Beobachtungen auf diesen Punkt nicht erstreckt hat. Die Gründlichkeit seiner Dissertation gibt uns eine Gewähr dafür, daß die vermißte Untersuchung reichhaltig gewesen wäre. Das Buch schließt mit einer Menge Beispiele, meistens aus Tageszeitungen; sie zeigen uns, wie oft die heutige Sprache, sei es die literarische, die gelehrte oder die Handelssprache, die sog. Gérondifs impersonnels gebraucht.

Weerenbecks Dissertation ist eine vorzügliche Arbeit. Man mag seinen Standpunkt nicht immer teilen, aber stets wird man die Gründlichkeit, die gesunde Denkweise, die reiche Argumentation bewundern, aus welchen seine Ansichten entstehen. Es wird stets leichter sein, diese Ansichten über Bord zu werfen, als ihre Unzutreffendheit nachzuweisen. Das Buch bildet ein wichtiges Kapitel in der Geschichte von Participium, Gerundium, Gerundivum, Participe Présent und Gérondif. Es ist eine gewissenhafte Auslese der Ergebnisse der bisherigen Forschung und wird Ausgangspunkt für die Zukunft sein.

Ten slotte, eenige woorden in de mooie nederlandsche taal. Weerenbeck heeft sich beijvert, een boek to leveren, dat de gebruiker zelden te vergeefs opslaat, en waarin hij een oordeelkundig besproken overzicht kan vinden, van dat, war over het rijk van tegenwoordig deelwoord en gerundium bestaat. Het is hem volkomen gelukt. Zijn boek is te gelijk het laatste kapittel van de tegenwoordige navorschingen en het eerste van de toekomende.

René Olivier.

Zu ZRPh. LIV, 514.

Die ZRPh. LIV, 514 wiedergegebenen Wasserkrüge a, e und g aus Lorca sind vom Kopisten nicht genau wiedergegeben. Ein Vergleich mit den von mir in Lorca aufgenommenen Skizzen und Photos ergibt, daß bei allen drei Krügen die Hälse weiter sind. Beim Krug a müßte die Breite des Halses in der Zeichnung 7 bis 8 mm betragen. Der Hals von a ist glatt zylindrisch, häufig verjüngt er sich auch leicht nach der Öffnung zu. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß die Henkel beim Krug a sehr häufig auch am unteren Drittel des Halses ansetzen, selten sogar in der Mitte des Halses.

Wilhelm Giese.

Alexandru Philippide †.

Am 12. August 1933 starb, im Alter von 74 Jahren, der Professor für rumänische Philologie an der Iaşier Universität, Alexandru Philippide. Er ist der erste streng wissenschaftlich geschulte rumänische Sprachforscher gewesen, der seine Tätigkeit als Lehrer und Gelehrter bis zu Ende entwickeln konnte. Daher muſs man in ihm den Gründer des philologischen Unterrichts in Rumänien sehen. Denn B.-P. Hasdeu, der jahrelang an der Universität in Bucureşti lehrte, war zu romantisch veranlagt und zu sehr Autodidakt, um, trotz seiner auſserordentlichen Begabung, diesen Titel in Anspruch nehmen zu dürfen, und Alex. Lambrior, der wirklich eine tüchtige Vorbereitung auf unserem Gebiete besaſs, wurde noch sehr früh vom Tode hingerissen.

Philippide hatte sich unter dem Stern der Junggrammatiker ausgebildet. In den Jahren 1888—1890, nachdem er schon mehrere Arbeiten, unter ihnen eine seinerzeit ausgezeichnete *Introducere în istoria limbii şi literaturii romîne*, Iaşi 1888, veröffentlicht hatte, studierte er in Halle bei Suchier, Sievers u. a. Seine junggrammatische Schulung zeigt sich u. a. nicht nur in einer tiefen, vielseitigen Gelehrsamkeit und peinlichen Akribie, sondern auch in der Tatsache, daſs er 1894 eine interessante und originelle Bearbeitung von H. Pauls *Prinzipien der Sprachgeschichte* unter dem Titel *Principii de istoria limbii* (Iaşi) ans Licht brachte, worin zum erstenmal ein äuſserst reiches rumänisches Sprachmaterial mit Hilfe der betreffenden „Prinzipien" besprochen und erklärt wird. 1898 nahm Philippide den Auftrag der rumänischen Akademie an, das von Hasdeu liegengelassene Wörterbuch abzufassen. Acht lange Jahre hat er ununterbrochen daran gearbeitet, um es dann aufzugeben, weil die Akademie das Werk schnell fertig haben wollte. Fast ein Drittel (die Buchstaben A, B, C und ein Teil des D) war schon endgültig niedergeschrieben (das Manuskript ist noch da). Eine Probe davon gab er in seiner polemischen Schrift *Specialistul romîn*, Iaşi 1907 (S. A. aus der Zeitschrift *Viaţa Romînească*), und die etymologischen Ergebnisse dieser lexikographischen Tätigkeit, sind, in bezug auf die Wörter lateinischen Ursprungs, *hier* (XXXI, 282 ff.) erschienen.

Bald darauf beginnt Philippide an seinem Lebenswerk *Originea Romînilor*, 2 Bände, Iaşi 1925 und 1928 zu arbeiten. Über dieses in der Geschichte der rumänischen Philologie einzig dastehende Denkmal kann sich der Leser u. a. aus den *hier* (XLVIII, 722 ff. und L, 369 ff.) erschienenen Anzeigen erkundigen. Ich möchte noch hinzufügen, daſs in der Zukunft an den Grundsäulen dieser groſsartigen Konstruktion kaum etwas wesentliches zu ändern sein wird.

Auſser den schon erwähnten Arbeiten hat Philippide noch eine vortreffliche, für den ausschlieſslichen Gebrauch der Fachleute bestimmte *Gramatică elementară a limbii romîne*, Iaşi 1897, *Über den lateinischen und rumänischen Wortaccent* (in der *Festgabe für Hermann*

Suchier, Halle 1900), *Altgriechische Elemente im Rumänischen* (in der *Festgabe für Adolfo Mussafia*, Halle 1905), *Un specialist romîn la Lipsca*, Iași 1910 (S. A. aus der *Viața Romînească*), dann Aufsätze in den Zeitschriften *Convorbiri Literare, Arhiva, Viața Romînească*, Buchbesprechungen im *Literaturblatt f. germ. u. roman. Phil.* und in den *Analele Academiei Romîne*, etc. veröffentlicht. Immerhin hat er verhältnismäſsig wenig geschrieben, was bei einem so kritisch veranlagten Kopf gar nicht zu wundern ist. Die Polemik nimmt einen wichtigen Platz in der Tätigkeit Philippides ein, und zwar nicht bloſs in den rein polemischen Werken (wie es zum Beispiel *Specialistul romîn* und *Un specialist romîn la Lipsca* sind), sondern auch in vielen anderen (vgl. vor allem *Originea Romînilor* I, 662ff.).

Als Lehrer zeichnete sich Philippide durch eine ungewöhnliche Gewissenhaftigkeit und eine, namentlich vor dem Krieg, groſse Strenge aus. Er hatte die bei einem solchen Gegenstand denkbar humorvollste Darstellungsweise, darum konnte man seinen Vorlesungen mit einem wahren Vergnügen zuhören, obgleich sie je zwei Stunden dauerten. Sein Benehmen den Studenten gegenüber war natürlich und familiär. Er schmeichelte ihnen nie, im Gegenteil, er übertrieb ein biſschen die Schwierigkeiten der wissenschaftlichen Arbeit, um sie auf die Probe zu stellen. So erklärt es sich, warum die Zahl seiner Schüler, die jetzt einen Namen haben, ziemlich gering ist; dafür arbeiten sie im allgemeinen tüchtig und ernst. Drei darunter waren in der letzten Zeit seine Kollegen an der Iașier Universität.

Die rein menschliche Persönlichkeit Philippides war stark und eigenartig. Ein angeborener, durch die wissenschaftliche Beschäftigung bis zum Äuſsersten getriebener Idealismus lieſs ihn oft genug leiden: da die Menschen ganz anders sind als sie es sein sollten, hat ein Idealist immer die Gelegenheit, dies festzustellen und infolgedessen enttäuscht zu werden. Er vermied prinzipiell jede Gesellschaft, weil ihm die Stille des Arbeitszimmers viel lieber war. Mit seinen, allerdings wenig zahlreichen Freunden unterhielt er sich aber gerne und zeigte sich gewöhnlich sehr redselig. Aus demselben Grunde hatte er einen starken Widerwillen gegen die Politik, d. h. gegen die politische Tätigkeit: 50 Jahre lang ist er Lehrer und nur Lehrer gewesen, was bei uns zu Lande eine ziemlich seltene Ausnahme ist.

Dank diesen wertvollen Eigenschaften wurde Alexandru Philippide zeitlebens ebenso von seinen Schülern, wie auch von seinen Mitbürgern geliebt und hochgeschätzt. Deshalb ist heute ihnen allen sein Andenken teuer.[1]

---

[1] Näheres über das Leben und das Werk dieses hervorragenden Gelehrten kann man in *Revista critică* (Iași), III (1929), Heft 2/3, *Siebenbürgische Vierteljahrsschrift* LVI (1933), S. 235ff. und *Comemorarea lui Alexandru I. Philippide* (vom *Institutul de Filologie Romînă „Alexandru Philippide“* in Iași herausgegeben), București 1934 finden.

IORGU IORDAN.

Andreas C. Ott †.

Unsere Zeitschrift beklagt das Hinscheiden des ordentlichen Professors für romanische Sprachen und Literaturen an der Technischen Hochschule Stuttgart Dr. phil. Andreas C. Ott, der am 18. Februar 1934 im rüstigen Alter von 58 Jahren von uns abgerufen worden ist. Die Fachwelt verdankt dem beliebten Philologen. der sich bereits durch seine Monographie Études sur les couleurs en vieux français, Paris 1899, ausgezeichnet hatte, vor allem zwei umfangreiche Texteditionen, des altfranz. Eustachiuslebens aus BN. fr. 1372, RFg. XXXII (1912) und des Christinenlebens des Gautier de Coincy, Erlangen 1922 nach den beiden Handschriften zu Carpentras und Paris.

Walter Benary †.

Am 19. Juli 1934 starb als Landwirt in Schalkhausen bei Ansbach, wohin er sich nach dem Weltkrieg zu stiller und doch fruchtbarer Tätigkeit zurückgezogen hatte, Dr. phil. Walter Benary, der gewiſs unter anderen Verhältnissen der akademischen Laufbahn nicht unwert geworden wäre. Sein Forschungsgebiet galt namentlich der altfranz. Ependichtung und der mittellatein. Novellistik. Doch ist die Cligés-Parallele in seiner schönen Ausgabe des Volksbuchs Salomon et Marcolfus, Heidelberg 1914, S. 48ff. selbst der neuesten Darstellung bei H. Hauvette, La „morte vivante", Paris 1933, entgangen. Benary's Beiträge zu unserer Ztschr. betreffen vor allem Textproben aus der Chanson d'Auberi, die noch lange nicht erschöpft sind, die Sage vom dankbaren Toten, die Sage vom Findelkind, europäische Schachspielsammlungen des Mittelalters mit besonderer Berücksichtigung der romanischen und das Fortleben von Volksbüchern wie des ital. Bertoldo. Das warme Interesse am Gedeihen der Ztschr., die Freundschaft und Treue für deren Leitung, die bescheidene und gern spendende Hingabe eines von Bibliotheksschätzen weggestellten Forschers, das opferfreudige Schaffen für Familie, Scholle und Wissenschaft, letzteres zumeist in mühsam abgerungenen Nacht- und Winterstunden des dörflichen Heims, sollen ihm unvergessen bleiben.

A. H.

Register zu Band LIV.

Sachregister.

Wortregister.

Lateinisch.

Französisch.

Provenzalisch.

Katalanisch.

Spanisch.

Portugiesisch.

Italienisch, Räto-romanisch, Sardisch.

Rumänisch.

Albanisch.

Griechisch.

Slavisch.

Verschiedene Sprachen.

Vgl. noch zu Skok, Zum Balkanlatein IV, die alphab. geordneten Wortreihen, S. 494—499!

Zu Urban T. Holmes, Waldensian Speech in North Carolina s. Wortliste des Verfassers, S. 503—513.

Hans Broszinski.